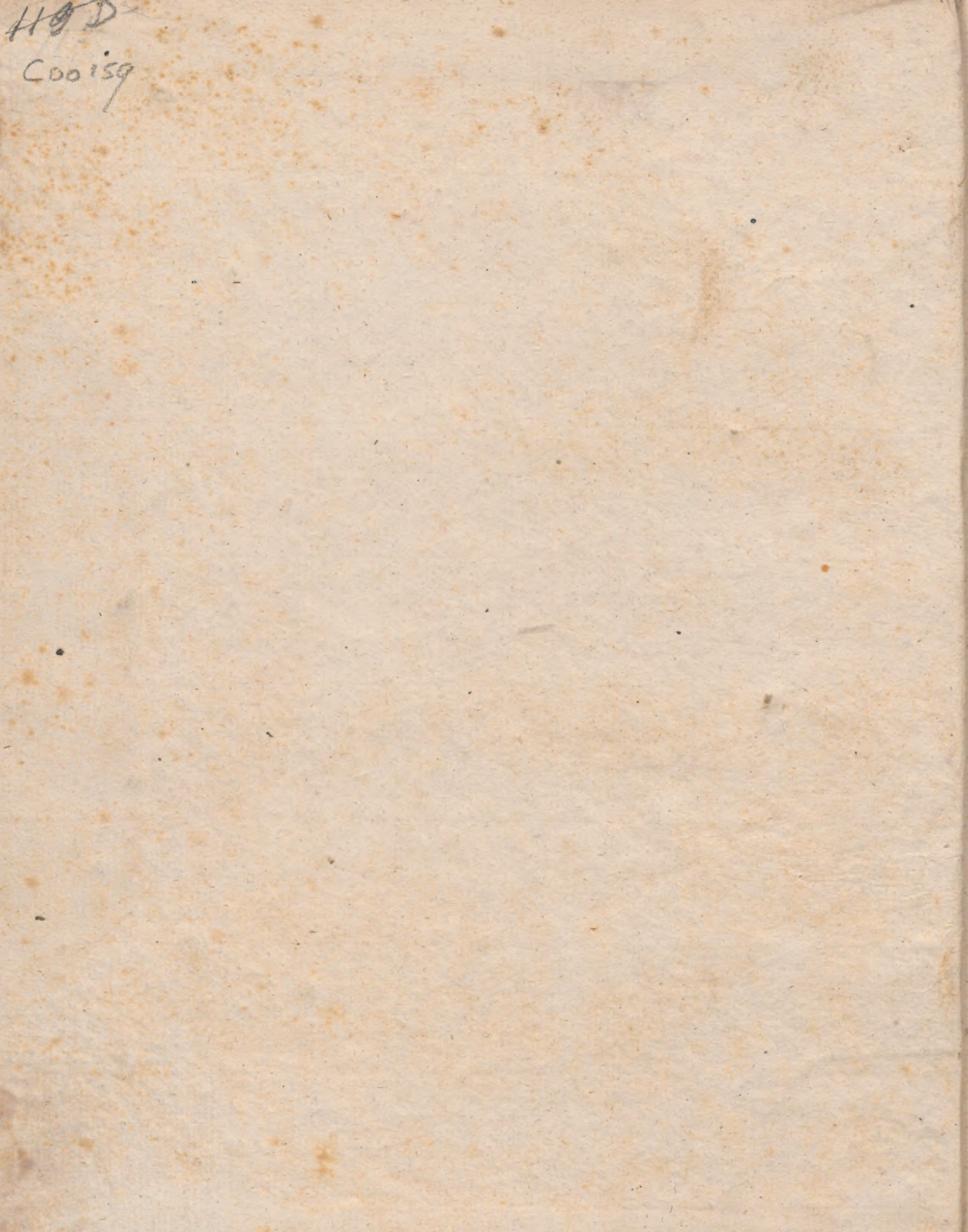



HGD
C00159

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen,

welche bis itzo
in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden,
und einen vollständigen Begriff von der neuern Erdbeschreibung
und Geschichte machen;

Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellet, und das
Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste
in Europa, Asia, Africa und America,
in Ansehung ihrer verschiedenen Reiche und Länder; deren Lage, Größe, Gränzen,
Eintheilungen, Himmelsgegenden, Erdreichs, Früchte, Thiere, Flüsse, Seen, Gebirge,
großen und kleinen Städte, Häfen, Gebäude, u. s. w.
wie auch der Sitten und Gebräuche der Einwohner, ihrer Religion, Regierungsart,
Künste und Wissenschaften, Handlung und Manufacturen,
enthalten ist;

Mit nöthigen Landkarten
nach den neuesten und richtigsten astronomischen Wahrnehmungen, und mancherley Abbildungen
der Städte, Küsten, Aussichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen
und anderer dergleichen Merkwürdigkeiten, versehen;

durch eine Gesellschaft gelehrter Männer im Englischen zusammen getragen,
und aus demselben und dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

Achter Band.

Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. allergnädigster Freyheit.

Leipzig, bey Arkstee und Merkus. 1751.



Des Herrn Abt Prevost

Nachricht an den Leser.

Endlich hat es den englischen Verfassern dieser Sammlung von Reisebeschreibungen an Beständigkeit gefehlet. Sie haben ein Unternehmen aufgegeben, worein ich mich nur nach ihrer Anführung eingelassen habe. Man bringt verschiedene Ursachen von ihrem Ekel gegen die weitere Fortsetzung ihres Werkes bey, unter welche man ohne Zweifel die Beschwerlichkeiten einer langen und verdrüßlichen Arbeit rechnen muß. Einige Nachrichten aus London aber versichern ganz besonders, da sie ihr Werk als eine Sache von einiger Wichtigkeit für die Schiffahrt und Handlung angesehen, und sich geschmeichelt hätten, den Schutz der Regierung zu verdienen: so wären sie es überdrüßig geworden, den Beystand gar zu lange verschoben zu sehen, wozu man ihnen Hoffnung gemacht hatte, und ohne welchen es ihnen nicht möglich war, die Kosten zu Ausführung ihres Vorhabens zu bestreiten. Man hat unter dem Vorwande, die Bedürfnisse des Staates erlaubeten es denenjenigen, die das Ruder in Händen hätten, noch nicht, ihre Achtsamkeit auf die Wissenschaften zu richten, sich die Erlaubniß und Freyheit genommen, ihnen nicht Wort zu halten. Sie haben sich daher berechtiget zu seyn geglaubet, von einer Arbeit abzustehen, die sie nur in dieser Hoffnung unternommen hatten.

Ihre letzte Vorrede, welche ihre Klagen und ihre Berufung auf das gemeine Wesen enthält, bestätiget die Wahrheit dieser Nachrichten. Sie verhehlen es nicht, daß sie Frankreichs Glück beneiden, wo die Staatsgeschäffte die Wissenschaften nicht um diejenige Gunst bringen, welche sie verdienen, und wo man sagen kann, die Häupter und obersten Bedienten des Staats wären auch die vornehmsten Gelehrten der Nation.

Man sieht also leicht ein, daß, wenn dieses Werk künftig eine andere Gestalt annehmen, und seinem Titel anständiger werden wird, man solches nicht den Engländern werde zu danken haben. Es würde sich hier nicht wohl schicken, die Mängel an ihrer Arbeit zu entdecken, und die Danksagungen, die man ihnen schuldig ist, in Kritiken zu verwandeln. Die Welt hat nicht so lange gewartet, ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. = =

Man darf aber nicht erwarten, daß, da ich nun bekannt mache, wie ich hinführo ohne Führer wandeln werde, ich auf einmal der Methode eines andern entsagen könne, oder daß ich mitten in Asien, wo mich die Engländer verlassen haben, sogleich nach einem neuen Grundrisse bauen wolle. Es verhält sich hier wie mit einem übel angelegten, aber schon halb aufgeführten Gebäude. Man bedauret, daß es nicht besser angefangen worden: es ist aber viel zu spät, solches wieder nieder zu reißen, und die gesunde Vernunft erlaubet noch weniger, es nach einem andern Grundrisse fortzuführen, als welches nur eine ungeheure Verbindung mit dem ersten machen würde. Bey allen asiatischen Reisen also, die ich noch zu liefern habe, werde ich gezwungen seyn, dem Beyspiele der Engländer zu folgen. Die Nothwendigkeit dieser Nachahmung aber wird nicht verhindern, daß man nicht einen dreyfachen Hauptunterschied darinnen wahrnehmen wird.

I. Werde ich mich befleißigen, wie ich es an einem andern Orte angezeiget habe [a], einige Nationen, deren Ruhm die englischen Verfasser

[a] Man sehe die folgende Einleitung zu den Reisen der Holländer.

fasser wenig gerühret zu haben scheint, mit mehrer Gleichheit auf die Schaubühne treten zu lassen. Es hat das Ansehen, als hätten sich die Engländer recht mit Fleiße vorgenommen, nur eine sehr kleine Anzahl von andern Reisenden anzuführen, gleich als wenn sie befürchteten, es möchten dadurch nicht gar zu vortheilhafte Vergleichungen mit ihnen, in Ansehung der Schiffahrt und der Handlung angestellet werden. Diese Sorgfalt wird nicht allein auf die Franzosen, Spanier und Holländer gehen, sondern auch auf die nordischen Nationen, die in den vorhergehenden Bänden gänzlich hindangesetzet worden. Außer den öffentlichen Hülfsmitteln dazu, habe ich auch Anstalten gemacht, mir verschiedene Nachrichten aus Schweden, Dänemark, Hamburg u. s. w. zu verschaffen, die in unsern französischen Bibliotheken noch nicht sonderlich bekannt sind, weil sie ohne Uebersetzung geblieben. Die Minister von den meisten Höfen haben es für ihr Werk gehalten, dieses Unternehmen zu befördern, und so gar für die Auszüge zu sorgen.

II. Werde ich alle Aufmerksamkeit anwenden, welches die Engländer nicht gethan haben, die Nachrichten in eine solche Ordnung zu stellen, daß sie einander zur Erläuterung dienen, und durch die Verbindung der Begebenheiten und der Angelegenheiten dem Werke die Eigenschaft einer wahrhaften Geschichte geben können. Ein Reisender kömmt in ein Land; er ist Zeuge von einer wichtigen Sache, wovon er den Ursprung und den Fortgang erzählet bis zu seiner Abreise, die ihm nicht erlaubet hat, den Ausgang davon zu erfahren. Fordert nun da nicht die Ordnung, daß das Tagebuch eines andern Reisenden, welcher nach ihm an eben den Ort gekommen ist, gleich hinter seines gesetzet werde, um dasjenige zu ersetzen, was ihm abgeht? Eben so verhält sichs auch mit der Nachricht von den europäischen Niederlassungen in Indien, welche einem aufmerksamen Leser kein Genüge leisten kann, wenn sie unvollkommen bleibt, oder lange unterbrochen wird. Ueberdieß, mit was für einem Rechte würde denn dieses Werk den Titel einer Geschichte verdie-

nen, wenn die Erzählungen nicht eine Art von beständigem Verhältnisse unter einander hätten, welches machet, daß sie wie eine Historie aussehen?

III. Werde ich, so viel es bey der Methode der Engländer möglich ist, die Wiederhohlungen vermeiden, die nichts nützliches zu den neuen Materien hinzusetzen, und die ihnen eine verdrüßliche Gleichheit mit denen Sachen geben, die schon da gewesen sind. Allein, die Leser müssen auch nicht so zärtlich seyn, und diesen Namen den verschiedenen Tagebüchern von einerley Reise, Straße und Lande beylegen. Der Unterschied der Beobachtungen und Begebenheiten ist eine wirkliche Mannichfaltigkeit, die sich auf einerley Schauplatze, d. i. an solchen Oertern, welche man tausendmal genannt hat, finden kann, und allen Reisenden das Recht giebt, ihre Rolle auf demselben nacheinander vorzustellen, und ihre Begebenheiten zu erzählen, wobey man die Namen vergessen, und sich nur an die Vorfälle und Umstände halten muß.

Obgleich diese drey Puncte, wenn sie treulich beobachtet werden, mir vermögend zu seyn scheinen, die Achtsamkeit der Leser bey der Folge dieser Sammlung zu unterhalten: so mache ich doch keine Schwierigkeit, itzo anzukündigen, daß mich nur bloß die Nothwendigkeit bey dem Entwurfe der engländischen Verfasser noch gehalten hat, und daß ich die Absicht habe, solchen zu verlassen, wenn der Artikel von Asien geendiget ist. Die Eintheilung meiner Materie führet mich darauf nach America. Ich habe mir schon im Voraus eine ganz andere Methode gemacht, die denen Mängeln nicht unterworfen seyn wird, welche ich mir selbst bey der erstern vorrücke; und der ich mit einem neuen Eifer zu folgen mich bemühen werde, welcher meine Kräfte zu der Größe der Materie erheben kann.

Es ist noch nicht nöthig, allhier Absichten zu erklären, deren Ausführung noch entfernet ist. Indem ich mich itzo von neuem verbinde, alle sechs Monate einen Theil herauszugeben: so denke ich innerhalb Jahresfrist im Stande zu seyn, das Versprechen zu erfüllen, welches ich der Welt thue.

Vorbe-

Vorbericht
des deutschen Herausgebers.

Vermuthlich wird man aus vorstehender Nachricht bereits erkannt haben, daß gegenwärtiger Band nicht ferner aus dem Englischen, sondern nur aus dem Französischen müsse seyn übersetzet worden. Das englische Werk ist mitten in seinem Laufe stehen geblieben, und die Verfasser haben ihre Arbeit abgebrochen, ohne ihren Entwurf ausgeführet zu haben. Wir waren anfänglich Willens, mit ihnen aufzuhören. In dieser Absicht brachten wir alles dasjenige in den vorhergehenden VII Band, was noch von den Engländern herrührte; da hingegen ein gut Theil davon den VIII Band der französischen Ausgabe anfüllet. Allein, da wir überlegten, daß der Erwartung unserer Leser, welche auch von den noch übrigen Theilen der Welt einige Nachrichten und Reisebeschreibungen zu lesen wünscheten, noch gar kein Genügen geschehen war, und überdieß sahen, daß man im Französischen den Vorsatz gefaßt hatte, diese Sammlung fortzusetzen: so wollten wir den Liebhabern nicht ihre Hoffnung entreißen, noch uns den Vorwurf zuziehen, als sey unser Werk nicht vollständig, indem man im Französischen mehr hätte. Wir gehen also mit dem Herrn Prevost fort, und haben die Hoffnung, daß solches niemanden unangenehm seyn werde. Noch weniger befürchten wir, daß man es uns als ein Verbrechen anrechnen, oder einen großen Vorwurf daraus machen werde, daß wir gegenwärtig kein Bedenken tragen, ihm zu folgen, da wir in dem ersten Bande dieses Werkes unsere Abneigung gegen seine Arbeit bezeuget haben. Wir sind noch der Meynung, daß seine Uebersetzung des Englischen, sonderlich in den erstern Bänden, nicht gar zu treulich gewesen, daß verschiedenes ausgelassen und vieles dagegen aus seinem eigenen Kopfe hineingerückt worden, und daß er zuweilen eine ganz andere Ordnung und Verbindung gemacht habe, als sich in dem Originale befindet. Man würde uns einen billig verdienten Verweis haben geben können, wenn wir seiner Uebersetzung

zung damals vorzüglich vor dem Englischen hätten folgen wollen. Itzo aber verhalten sich die Sachen ganz anders. Er ist kein Uebersetzer mehr, sondern selbst ein Verfasser. In dieser Betrachtung können wir ihm sicher und getrost nachgehen. Wir getrauen uns auch sogar zu behaupten, daß er für viele Leser ein weit angenehmerer Verfasser seyn wird, als es die Engländer gewesen; und daß sie seine Arbeit mit mehrerm Vergnügen lesen werden, als vielleicht jener ihre. Es wird manchem vorkommen, daß er weit besser dasjenige zu wählen gewußt habe, was ihre Neugierde zu reizen dienet; und daß sein Vortrag ihre Aufmerksamkeit auf eine annuthigere Art unterhalten können. Wir wollen nichts deswegen entscheiden, und nur noch bloß erinnern, daß wir seine Arbeit, ihrer äußerlichen Gestalt nach, der in unsern vorigen Bänden gleich zu machen gesuchet haben. Herr Prevost hat seine Sammlungen zwar in Bücher gebracht: aber sich eben nicht darum bekümmert, diese Bücher in Capitel, und die Capitel wieder in ihre Abschnitte einzutheilen, und einem jeden seinen Inhalt vorzusetzen. Er konnte solches um so viel leichter unterlassen, weil er schon in den vorigen Bänden eben nicht sonderlich Acht darauf gehabt hatte, wo ihm doch die Engländer darinnen vorgegangen waren. Da aber unsere Leser bisher dergleichen gewohnt gewesen: so würde es ihnen ein großer Uebelstand zu seyn bedünket haben, und ganz fremd vorgekommen seyn, wenn wir auf einmal von dieser Einrichtung hätten abgehen, der französischen Art folgen, und dadurch diesem Bande ein ganz ander Ansehen geben wollen, als die vorigen gehabt haben. Es hat uns daher unsere Pflicht zu seyn geschienen, den Büchern gewisse Capitel, und den Capiteln bequeme Abschnitte zu geben, und den Inhalt eines jeden vorher anzuzeigen. Wir haben aber dieserwegen nicht das geringste in dem Zusammenhange oder der Verbindung geändert. Wir brauchten es auch nicht; denn die Natur der Erzählung, welche oftmals aus verschiedenen Stücken bestund, gab uns selbst dazu Anleitung. Doch glauben wir, daß der Bequemlichkeit der Leser einigermaßen dadurch gedienet worden, denen zum Vergnügen und Nutzen wir diese ganze Arbeit übernommen haben, und sie ihnen auch noch ferner bestens empfehlen.

Verzeichniß
der in diesem VIII Bande enthaltenen Reisen und Beschreibungen.

Das I Buch.
Reisen der Holländer nach Ostindien.

Verzeichniß der in diesem Bande

Das

Das II Buch.

Reisen der Franzosen nach Ostindien.



Verzeichniß

der Karten und Kupfer,

nebst einer Anweisung für den Buchbinder, wo er solche hinbringen soll.



Allge-

Allgemeine Sammlung

von

Reisebeschreibungen,

seit dem Anfange des XV Jahrhunderts.

II Theil.



Das I Buch.

Reisen der Holländer nach Ostindien.

Einleitung.

Ursprung des holländischen Handels in Ostindien. Houtmann zieht zu Lissabon Erkundigungen ein, die ihm die Freyheit kosten. Erste Gesellschaft zu Amsterdam unter dem Namen der entfernten Länder. Erste Reise. Die Holländer erhalten verschiedene Vortheile. Ihre Mäßigung. Zweene portugiesische Briefe. Erste Reise eines Holländers um die Welt. Es wird eine allgemeine Compagnie aufgerichtet. Vornehmste Puncte ihrer Aufrichtung. Besondere Kammern und Anzahl ihrer Vorsteher Ihre Besoldung. Erste Schiffahrten derselben. Sie kehren sich an der Spanier Widersetzung nicht. Die Compagnie nimmt zu. Neue Verwilligung und Bestätigung.

Einleitung.



Es ist doch ein recht seltsam Ding um die Eifersucht, wenn sie sich zum Nachtheile der Gerechtigkeit äußert, und uns bewegt, eine Decke über die Vorzüge anderer Menschen zu ziehen, um nur unsere eigenen zu erheben. Die englischen Verfasser der erstern Theile dieser Sammlung haben sich von diesem Flecken nicht befreyen können. Ihr Stillschweigen von allem demjenigen, was den Fortgang der holländischen Schiffahrt betrifft, zeiget genugsam, daß sie bloß auf den Ruhm ihres Vaterlandes gedacht haben; und wenn sie den Portugiesen etwas mehr Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen, so ist es bloß geschehen, weil sie geglaubt haben, der Verfall, worinnen diese Nation in Ostindien gerathen, könne den Engländern heutiges Tages mit ihrem alten Ruhme nicht beschwerlich seyn. Die Gerechtigkeit sowohl, als die Eigenschaft dieses Werkes verbindet mich, ihre Vergessenheit wieder gut zu machen. Dieses Vorhaben aber erfordert einige vorläufige Beobachtungen, als eine Einleitung.

Ursprung des holländischen Handels.

Die Holländer, welche bey der Handlung, die sie in Spanien und andern europäischen Ländern führeten, reichlichen Unterhalt fanden, dachten wenig an weite Reisen und neue

Einleitung.

dels in Ostindien.

neue Entdeckungen. Die Verfolgungen aber, die sie durch Wegnehmung ihrer Fahrzeuge und ihrer Waaren, welche scharf untersuchet wurden, zu leiden anfingen, erweckten in ihnen die Begierde, unter einem andern Himmel und bey barbarischen Völkern die Hülfsmittel zu suchen, die ihnen von ihren Nachbarn versagt wurden. Weil sie indessen eben die Feinde auf denen neuen Wegen zu befürchten hatten, welche von den Portugiesen entdeckt worden: so hielten sie dafür, sie würden, wenn sie nach Nordost führen, die Küste der Tartarey erreichen, und darauf nach Kathay, nach China und nach Ostindien gehen können. Die Ausführung dieses Anschlages wurde großen Seeleuten anvertrauet. Allein ihre Nachforschungen, welche lange Zeit fortgesetzet, und vielmals erneuert worden, die aber bis itzo noch keinen glücklichen Erfolg gehabt, gehören zu andern Theilen dieser Sammlung.

Cornelius Houtemann zieht zu Lissabon Erkundigungen ein, die ihm die Freyheit kosten.

Unterdessen daß man diese Schiffahrt auf der Nordseite versuchte, zog ein Holländer, Namens **Cornelius Houtmann**, der seiner Angelegenheiten wegen nach Lissabon gegangen, von allem demjenigen sorgfältig Nachricht ein, was die indische Handlung betraf, und was für Wege dahin eine glückliche Erfahrung den Portugiesen bekannt gemacht hätte. Seine Neugierigkeit hatte ihn zu einigen Unbedachtsamkeiten verleitet, welche ein Mistrauen erregten, zu einer Zeit, da die Nachforschungen den Fremden scharf verbothen waren. Er wurde so gleich ins Gefängniß geworfen, und zu einer Geldbuße verdammet, die weit über sein Vermögen war. Die Noth gab ihm den Anschlag ein, sich an die Kaufleute zu Amsterdam zu wenden, denen er Hoffnung machte, er wollte ihnen, wenn er seine Freyheit durch sie erhielte, alles entdecken, was er von der Handlung und den Wegen nach Indien in Erfahrung gebracht. Sein Vorschlag wurde angenommen. Man bezahlte eine große Summe, die vermuthlich nur gefordert worden, um seine Befreyung unmöglich zu machen. Als er im Jahre 1594 wieder in sein Vaterland zurück gekommen: so dachte er aus einem doppelten Bewegungsgrunde, nämlich aus Eigennutze und aus Erkenntlichkeit, an die Ausführung seines Versprechens.

Erste Gesellschaft zu Amsterdam unter dem Namen der entfernten Länder.

Erste Reise.

Nachdem man sich über seinen Bericht berathschlaget: so beschlossen die Kaufleute zu Amsterdam, eine Gesellschaft unter dem unbestimmten Namen **die Compagnie der entfernten Länder**, aufzurichten. Die ersten Vorsteher, an der Zahl zehne *a)*, erwogen, daß ungeachtet der Vortheile des Weges durch Norden, welcher viel kürzer und weniger den Krankheiten unterworfen seyn würde, weil man nicht durch die Linie gehen dürfte, der Erfolg davon dennoch ungewiß und zweifelhaft war. Sie entschlossen sich also, den portugiesischen Weg nach Indien unter **Houtmanns** Anweisung zu versuchen. In dieser Absicht ließen sie vier Schiffe ausrüsten, wovon das vornehmste **der Mauritius** hieß, und vierhundert Tonnen und vier und achtzig Mann führte. Das Geschütz darauf bestund aus zwanzig metallenen Canonen, sechs großen und vierzehn kleinen, vier großen und sechs kleinen Steinstücken und einer gehörigen Anzahl Flinten und Musketen. **Johann Jans Molenaer** wurde ernannt, die Flotte zu führen, und **Cornelius Houtmann** sollte als Kaufmann oder Commissar die Handlung besorgen. Das zweyte Schiff, **Holland**, war fast von eben der Größe und Stärke, als das erstere. Der Hauptmann darauf hieß **Johann**

a) Ihre Namen verdienen aufbehalten zu werden. Heinrich Rudden, Reinier Pauw, Peter Hasselaar, Johann Janß, Carl de Oude, Joh. Poppen, Heinrich Buyck; Dietrich van Os; Sievert Pyterß Sem und Arend ten Grootenhuyse.

Johann Dignumß; und der Commissar **Gerhard von Beuningen**. Das dritte Schiff unter dem Namen **Amsterdam**, war ungefähr von zweyhundert Tonnen und mit neun und funfzig Mann, sechs großen metallenen Stücken, zehn kleinen, und vier großen und sechs kleinern Steinstücken besetzet. Es hatte **Johann Jacobs Schellinger** zum Führer und **Reinier van Hel** zum Commissar. Das vierte Schiff endlich war eine kleine Pinasse von ungefähr dreyßig Tonnen, mit zwanzig Mann, zwoen großen und sechs kleinen metallenen Canonen, und zwey Steinstücken besetzet. Es wurde von **Simon Lamberts Mau** geführet. Einleitung.

Ich würde diese Einleitung unnützerweise weitläuftiger machen, wenn ich mir vorsetzte, alle Nachrichten hier mit anzubringen, welche in der Sammlung der Reisen von der holländischen ostindischen Compagnie sind bekannt gemacht worden. Allein, die meisten von diesen Stücken sind nur eine Zusammenstoppelung vieler verschiedenen Tagebücher und gehören also nicht eigentlich zu meiner Absicht, welche nur auf wahrhafte Nachrichten von Reisenden geht, das ist auf solche, die unter ihrem Namen herausgegeben worden. Die andern müssen mit mehrerem Rechte unter die Geschichte gezählet werden, und diese Anmerkung habe ich bereits bey Gelegenheit der Portugiesen gemacht. **Houtmanns** Reise also selbst wird von dem Gesetze, welches ich mir mache, nur deswegen frey seyn, weil sie die erste ist; und einige Auszüge nebst folgenden Anmerkungen werden genug seyn, sich von allen andern den Begriff zu machen, der sich für meine Unternehmung schicket.

Nachdem die erstere Flotte nach zwey Jahren und vier Monaten seit ihrer Abreise in die holländischen Hafen wieder eingelaufen war: so erregte ihr Gewinnst, ob er gleich nur mittelmäßig war, die Gesellschaft, dieses Unternehmen weiter zu treiben. Sie vernahm damals, daß sich andere Kaufleute in Amsterdam vorsetzeten, gleichfalls einige Schiffe nach Indien zu schicken. Die Furcht aber, sie möchten einander schaden, machte, daß sie insgesammt die Partey ergriffen, sich zu vereinigen. Die beyden Flotten machten also nur eine aus, von acht Fahrzeugen, die im Jahre 1598 unter der Anführung des Admirals **Jacob van Neck** *b)* aus dem Texel ausliefen. Da man auch in Seeland eben diesen Anschlag gefaßt: so rüsteten einige Kaufleute dieser Provinz gleichfalls einige Schiffe aus, und ließen sie abgehen. Diese Beyspiele erregten die Einwohner von Rotterdam, welche bald eine Gesellschaft aufrichteten. Sie ließen fünf Schiffe in See laufen, deren Führung sie **Jacob Mahu** übergaben: sie sollten aber durch die magellanische Meerenge, und durch das Südmeer nach den Molukken gehen.

Indessen ließ der Eifer der amsterdamischen Gesellschaft nicht zu, daß sie die Rückkunft ihrer acht Schiffe erwartete. Sie rüstete drey andere aus, welche den 4ten May 1599 unter der Anführung des Admirals **van der Hagen** *c)* unter Segel giengen. Den 8ten des Heumonats eben dieses Jahres sah sie viere von den erstern ankommen, welche, nachdem sie ausgeladen worden, so gleich Befehl erhielten, unter **Jacob Willekins** Anführung wieder unter Segel zu gehen. Zu eben der Zeit richteten einige Kaufleute dieser Stadt, meistens Brabanter, eine neue Compagnie auf, die im Christmonate 1599 vier Fahrzeuge nebst vier andern von der alten Gesellschaft abgehen ließ. Diese acht

b) Die Sammlung der Tagebücher von dieser Reise findet sich in dem I Bande der Sammlung von der Compagnie.

c) Ebendas. II Bande.

Einleitung. Schiffe kamen nach zweyen Jahren mit vielen Reichthümern beladen zurück. Vor ihrer Zurückkunft aber, rüstete die neue Gesellschaft zwey andere Fahrzeuge aus, und die alte fügte noch sechse hinzu, die zusammen im Jahre 1600 unter Segel giengen und von **Jacob van Neck**, dem Admirale der zweyten Reise, geführet wurden *d)*.

So viel glückliche Erfolge flammeten alle Kaufleute in den vereinigten Niederlanden an. Bloß die amsterdamischen Gesellschaften ließen funfzehn Fahrzeuge im April 1601 auslaufen. Im folgenden Jahre sah man dreye davon reich beladen zurück kommen. Sie brachten mit, es hätte der König von Achin, auf der Insel Sumatra, sich bemühet, zwey von den Fahrzeugen, von 1599 zu überfallen; **Cornelius Houtmann** hätte dabey das Leben verlohren; und einige Holländer wären in den Händen der Insulaner gefangen geblieben. **Paul van Caerden** *e)*, welcher nebst **Peter Borthen** in eben dem Jahre abreisete, und in dem Hafen zu Achin ankam, ohne zu wissen, was vergegangen war, erfuhr daselbst eben die Anfälle. Es war nicht schwer, die Ursache davon zu wissen. Die Spanier, welche böse darüber waren, daß eine Gesellschaft Kaufleute an ihrem Handel mit Theil nehmen wollte, hatten eine mächtige Flotte ausgerüstet, die holländischen Fahrzeuge wegzunehmen, und ungeachtet ihrer weit größern Stärke, waren sie doch gezwungen worden, ihnen den Weg frey zu lassen. Sie nahmen darauf ihre Zuflucht zur List, und schickten an alle indianische Höfe, um diese neuen Handelsleute in übeln Ruf zu bringen, welche sie als Seeräuber vorstelleten, die weder Ehre noch Redlichkeit hätten. Der König von Achin wurde anfänglich durch diese Ränke verführet. Nachdem er aber aus seinem Irrthume gebracht worden: so nahm er den Admiral **Bicker**, der im Jahre 1601 von Seeland ausgelaufen war, und **Georg Spilbergen** *f)*, der die amsterdamische Flotte von eben diesem Jahre führte, gütigst auf.

Indessen faßten die Generalstaaten, welche von denen Gewaltthätigkeiten Nachricht erhalten, welche ihre Unterthanen von den Spaniern zu fürchten hatten, den Entschluß, denjenigen, welche die Reise nach Indien unternehmen würden, ordentliche Verordnungen zu geben, um sie zu bevollmächtigen, nicht allein sich zu wehren, sondern auch selbst zuerst anzugreifen, und allen denjenigen als Feinden zu begegnen, welche ihre Handlung stören würden. Mit einer solchen Vollmacht griff der Admiral, **Jacob Heemskerk**, eine portugiesische Carake an, welche reich beladen und mit mehr als sieben hundert Mann besetzt aus China zurück kam. Die Portugiesen gaben sich einige Mühe, sich zu vertheidigen. Die Furcht aber, sie möchten von dem holländischen Geschütze in Grund geschossen werden, zwang sie, um Quartier zu bitten. Sie erhielten solches. Zweene Briefe, welche von den portugiesischen Befehlshabern zu Malacca an den Admiral nach seinem Siege geschrieben worden, legen von der Mäßigung der Sieger ein sehr rühmliches Zeugniß ab. Sie wurden gedruckt, um die falschen Begriffe zu widerlegen, welche die Feinde der Holländer wider sie auszubreiten sich bemühet hatten. Die Liebe zur Wahrheit erlaubet mir nicht, solche hier zu unterdrücken. Der erstere war in diesen Worten abgefaßt, welche aber doch die portugiesische Nation nicht verunehren.

Die Holländer erhalten verschiedene Vortheile.

Zweene portugiesische Briefe.

„Es ist eine alte Gewohnheit, daß, wenn Könige und Fürsten uneins sind, alsdann „die Unterthanen an ihren Personen und Gütern Schaden leiden. Das Glück ist eurem „Admirale

d) Ebendas. II Bande.

e) Eben daselbst. Man findet im III Bande eine zweyte Reise des van Caerden und eine zweyte des van der Hagen.

„Admirale so günstig gewesen, daß die Carake, welche aus China gekommen, in seine „Hände gefallen, welches nicht ohne Gottes unbekannte Fügung geschehen. Diesem un„geachtet habe ich nicht unterlassen wollen, euch beykommende Erfrischungen zu senden, „um euch meine Erkenntlichkeit wegen des mit meinen Portugiesen gemachten Vergleichs, „und wegen des ihnen gehaltenen Wortes zu bezeugen. Ich versichere euch, daß ich sol„ches zu allen Zeiten eingedenk seyn und bey Gelegenheit wieder thun werde. Gott der „Allmächtige halte euch in seinem Schutze. Geschrieben durch den Secretär **Paulo** „**Mendes di Vascolas** zu Malacca den 9ten März 1603. Dieser Brief war unterzeichnet: **Rugulos Frammanis, Andreas Fernandes, Domingo de Monte, Jsaac de Gusgago.**

Einleitung.

Der andere war so abgefaßt: „Der Krieg ist unsicher und zweifelhaft, und der Sieg „in demselben steht allein in Gottes Hand, da die Menschen nur bloße Werkzeuge davon „sind. Das Glück hat euch gefuget, daß ihr eine reiche Carake angetroffen und wegge„nommen habet, die voller Kaufleute, Weiber und Kinder gewesen, die zum Kriege un„nütz und untüchtig sind. Es betrübet mich, daß ihr mir nicht in meinem Schiffe bege„gnet seyd; denn so solltet ihr haben verspühren können, was für ein Unterschied unter „Soldaten und Kaufleuten in Vertheidigung und Beschirmung ihrer Schiffe ist. Das„jenige, was den Holländern in China begegnet ist, geht mir sehr nahe, weil die Ursache „zu einer so schweren Strafe viel zu geringe ist. Ich versichere euch aber, daß der Urhe„ber davon eingezogen und mit seinem Kopfe soll bezahlen müssen. Die Schiffe von eurer „Nation, die mir aus den Molucken und China gebracht worden, sind zwar ausgeladen „worden, doch habe ich ihnen noch allezeit gütig begegnet. Ich schicke euch hier nebst die„sem Briefe, das Schiff und Volk wieder, welches die Portugiesen aus der eroberten Ca„racke überbracht haben. Diese Gewogenheit werde ich lebenslang erkennen: doch würde „solche Erkenntlichkeit noch stärker seyn, wenn ihr mir den Hauptmann nebst dem Pater „**Anthoni** und den übrigen Portugiesen, die ihr noch zurück haltet, ausliefern, und mit „dem Könige unterhandeln wolltet, damit wir das Volk mit der eroberten chinesischen „Junke wieder bekommen möchten. Gegeben zu Malacca, den 9ten März 1603, **Fer**„**nando d'Albuquerque.**

Erste Reise eines Holländers um die Welt.

Olivier van Noerd kam im Jahre 1601 nach einer dreyjährigen Reise, in welcher er um die Welt gefahren war, nach Holland zurück *g)*. Er war im Jahre 1598 aus **Goereese Gat** in See gegangen, und der Reichthum, womit er beladen wieder kam, brachten ihm eben so viele Ehre, als der Ruf von seiner Reise.

Es wird eine allgemeine Compagnie aufgerichtet.

Mitten unter diesen glücklichen Erfolgen entdeckte man eine Unbequemlichkeit, welche vermögend war, solche zu unterbrechen, und zuletzt unfehlbar ihren gänzlichen Verfall verursachen würde. Dieses waren die vielen Gesellschaften, die täglich entstunden, ohne mit den andern Gemeinschaft zu haben, oder in ihren Anschlägen mit ihnen überein zu stimmen. Sie beluden zu gleicher Zeit viele Schiffe, die nach einerley Hafen bestimmet waren. Dieses schlug den Preis der Waaren nieder, und machte den Seeleuten viel Verdruß. Nachdem die Generalstaaten diese Unordnung in Erfahrung gebracht: so beriefen sie die Vorsteher von den verschiedenen Gesellschaften nach Haag zusammen, und beredeten solche, daß

sie

f) Im II Bande der Sammlungen der Gesellschaft. Man wird hier eine Reise von Spilbergen nach den Molucken finden.

g) Man wird hier einen Auszug von dieser berühmten Reise finden, die in dem zweyten Bande der Sammlung der Compagnie steht.

Einleitung.

sich verglichen, hinführo nur eine einzige Gesellschaft auszumachen. Man errichtete einen Vertrag, welcher durch die hohe Obrigkeit auf ein und zwanzig Jahre bestätiget ward, von dem 20sten März 1602 an zu rechnen. Die vornehmsten Artikel dieser berühmten Errichtung verdienen angemerkt zu werden.

Vornehmste Puncte ihrer Aufrichtung.

Die Vorsteher oder Bewindhebber der Kammer zu Amsterdam sollen zu der erstern Ausrüstung die Hälfte, die Kammer von Seeland ein Vierthel, die von der Maaß ein Achtel, und die von Nordholland auch ein Achtel geben.

Die Versammlung dieser allgemeinen Gesellschaft soll aus siebenzehn Personen bestehen; nämlich aus achten von Amsterdam, vieren von Seeland, zweenen von der Maaß, zweenen von Nordholland, und der siebenzehnte soll nach der Reihe bald aus der Kammer von Seeland, bald der Maaß, bald von Nordholland seyn. Diese Versammlung soll dasjenige, was zum Besten der Compagnie gehöret, nach den mehresten Stimmen entscheiden.

Man soll diese Versammlung zusammen berufen, um zu berathschlagen, wie viel Schiffe man nach Indien schicken wolle, zu welcher Zeit und nach was für einem Orte. Ueberhaupt soll sie alles einrichten, was für die Compagnie gehöret, und die besondern Kammern sollen dasjenige ausführen, was überhaupt eingerichtet worden.

Die Versammlung soll die erstern sechs Jahre zu Amsterdam und die zwey folgenden in Seeland; und die sechs andern in Seeland und die zwey folgenden zu Amsterdam gehalten werden.

Die wichtigen Angelegenheiten, worüber die Versammlung nicht einig werden könnte, soll der Entscheidung ihrer Hochmögenden überlassen, und dieser Ausspruch von allen Kammern ausgeführet werden.

Die allgemeine Compagnie soll ein und zwanzig Jahre lang bestehen, von 1602 an zu rechnen: alle zehn Jahre aber soll man von der Verwaltung Rechnung ablegen, und bey der erstern Rechnung soll es denen, die daran Theil haben, frey stehen, sich davon abzusondern; und alsdann soll man gehalten seyn, ihnen ihr Geld mit einem Gewinnste, sieben von Hundert, oder noch mehr, wie es die Versammlung der Siebenzehner für dienlich befinden wird, wieder zu geben.

Eine jede Privatperson, die in den vereinigten Niederlanden wohnet, soll durch öffentliche Anschläge eingeladen und zugelassen werden, an dem Capitale der Gesellschaft Theil zu nehmen, mit so wenigem oder so vielem Gelde, als ihm beyzutragen beliebet, nur daß die Summe nicht über funfzig tausend Gulden unter dem Namen eines einzigen steige.

Das Capital, welches man geben will, soll auf drey Fristen, nämlich im Jahre 1603, 1604 und 1605 abgetragen und bezahlet werden.

Die Kammern sollen einander gegenseitig mit Spezereyen und andern Waaren versehen, die sie nöthig haben.

Diejenigen Provinzen oder Städte, deren Einwohner funfzig tausend Gulden in eine von den Kammern der Compagnie eingelegt, sollen das Recht haben, ein Verzeichniß von den aus Indien geschickten Waaren, und von dem, was man daraus gelöset, zu verlangen.

Wenn das Capital von funfzig tausend Gulden von einer einzigen Person aus einer von den Provinzen oder Städten eingelegt wird: so soll die Compagnie einem Agenten dieser Provinz oder Stadt das Recht erlauben, in die Kammer zu gehen, und sich nach allem zu erkundigen, was darinnen vorgenommen werde.

Die

Die besondern Kammern waren an der Zahl sechse; die zu Amsterdam, in Seeland, zu Delft, zu Rotterdam, zu Hoorn und zu Enkhuysen, deren Mitglieder, die damals in großer Anzahl waren, durch ihren Tod auf zwanzig für Amsterdam, zwölfe für Seeland, sieben für Delft, sieben für Rotterdam, sieben für Hoorn, und sieben für Enkhuysen sollten herunter gesetzet werden. Ihre Besoldung wurde aufs künftige drey tausend ein hundert Gulden Banco jährlich für einen jeden Vorsteher der Kammer zu Amsterdam; zwey tausend fünf hundert für die von der Kammer von Seeland, und ein tausend zwey hundert für die von den vier andern Kammern gesetzet. Die Provinzen und auch viele Städte haben in vielen Kammern eine Stelle eines Vorstehers auf ein tausend zwey hundert Gulden Besoldung erhalten, deren Verrichtung gemeiniglich nur drey Jahre dauret. Die Städte Harlem und Leyden schicken auch auf sieben Jahre einen Vorsteher in die Kammer zu Amsterdam, der mit unter die zwanzig ordentlichen Bewindhebber auf eine Besoldung von drey tausend ein hundert Gulden begriffen ist.

Einleitung.

Besondere Kammern und Anzahl ihrer Vorsteher.

Ihre Besoldungen.

Man gab auch zu, daß die Compagnie im Namen ihrer Hochmögenden nicht allein Verträge mit den natürlichen Einwohnern des Landes in Indien machen, sondern auch Festungen daselbst bauen, Statthalter daselbst setzen, Soldaten und Gerichtspersonen halten könnte; jedoch mit dieser Einschränkung, daß solche Beamte ihren Hochmögenden den Eid der Treue, was die Verwaltung des Kriegeswesens anbetrifft, der Compagnie aber der Handlungsgeschäffte wegen, leisten sollten.

Es sollte niemand innerhalb ein und zwanzig Jahren von 1602 an gegen Osten von dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder durch die magellanische Meerenge schiffen können, bey Strafe daß ihm seine Schiffe und deren Ladung weggenommen werden sollten.

Alle Speccreyen sollten nach dem amsterdamischen Gewichte verkaufet werden.

Zur Erkenntlichkeit für diese Verwilligung und Bestätigung machte sich die Compagnie anheischig, den Hochmögenden fünf und zwanzig tausend Gulden zu bezahlen, welche der Staat wagen wollen, unter denen Bedingungen, nach welchen die Privatpersonen daran Theil nehmen. Nach der Zeit sollte sie dem Staate drey von Hundert für die ausgehenden Waaren nach Indien bezahlen; das Geld aber ist frey, wie auch alles, was sie aus Indien bekömmt.

Nachdem also die holländische ostindische Compagnie eine ansehnliche Gesellschaft geworden, deren Capital sich auf sechs Millionen, sechs hundert tausend Pfund belief: so sah man bald, wie sie sich aller ihrer Vortheile zu Nutze machte. Sie rüstete anfänglich eine Flotte von vierzehen großen Schiffen aus, die im Brachmonate 1602 unter der Führung des Admirals **Wibrand van Waerwick** *b)* in See gieng. Das folgende Jahr brachte eine Jacht, die ausgeschickt war, die Ankunft vieler andern Schiffe zu melden, eine Nachricht von demjenigen, was zwischen dem Admirale **Wolphart** und **Don Andreas Furtado de Mendoza** vorgegangen war, welcher sich unterfangen, die Holländer aus Indien zu verjagen, vor Bantam aber geschlagen worden. Ein anderes Treffen, welches der Admiral **van Neck**, bey den Molucken mit drey portugiesischen Schiffen gehalten, war nicht so glücklich gewesen, weil er gezwungen worden, das Treffen zu verlassen, nachdem er einige Finger an seiner rechten Hand verlohren. Auf diese Zeitung ließ die Compagnie den

Erste Schiffahrten derselben.

b) II Band der Samml. der Comp.

Einleitung. den 18ten des Christmonats eine andere Flotte von dreyzehn Fahrzeugen auslaufen, welche **Stephan van der Hagen** führte *i)*.

Sie kehren sich an der Spanier Widersetzung nicht.

Das Jahr 1605 war wegen einer Verordnung des Königes in Spanien merkwürdig, welche allen Einwohnern der vereinigten Provinzen bey Lebensstrafe untersagte, keine Handlung in Spanien und Ost- und Westindien zu treiben. An statt daß dieser gebietherische Befehl die Compagnie hätte erschrecken sollen, erhob er ihren Muth nur noch vielmehr. Sie ließ so gleich eine Flotte von eilf Schiffen zum Kriege und zur Handlung ausrüsten, deren Anführung sie dem Admirale **Cornelius Matelief** *k)* übergab. Kaum war solche in See gegangen, als die Bewindhebber oder Vorsteher eine andere ausrüsteten, die aus acht Fahrzeugen bestund, welche eben so gut mit Soldaten als Geräthe versehen wurden, und Befehl erhielten, wenns nöthig wäre, in den indischen Meeren und Häfen zu bleiben, um die holländischen Contore zu vertheidigen. **Paul van Caerden** *l)* wurde zum Admirale dieser Flotte ernannt. Zwey Fahrzeuge von der erstern Ausrüstung, die mit Nägelein und andern Speecereyen zurück kamen, kündigten des Admirals **van der Hagen** Rückkunft an. Er hatte den Spaniern und Portugiesen viele Fahrzeuge weggenommen. Er hatte ihnen das Fort Amboina entrissen. Er hatte das zu Tidor geschleift, und sie gänzlich aus den Molucken verjaget. Allein diese Unternehmung erregte eine große Streitigkeit zwischen Holland und England, weil die Engländer den Feinden der Compagnie beygestanden und ihnen Pulver und andern Vorrath verschaffet hatten.

Man handelte damals in den Niederlanden wegen des Friedens. Die Compagnie rüstete, um zu erkennen zu geben, daß sie nicht gesonnen wäre, von der Schiffahrt nach Indien abzustehen, eine neue Flotte von dreyzehn Fahrzeugen aus, und gab ihr **Peter Willemsen Verhoven** *m)* zum Führer, dessen Herzhaftigkeit sich unter **Hemskerken** in dem Treffen bey Gibraltar gezeiget hatte. Die Handlung ward einer von den vornehmsten Gegenständen der Unterhandlung. Da aber die Schwierigkeiten machten, daß sich diese Sache in die Länge zog: so wunderte man sich sehr über den Muth, womit die Generalstaaten ihre letzten Entschließungen in diesen Worten vortragen ließen: „Spanien sollte „entweder durch den Friedensvertrag den Handel in Indien verstatten; oder er sollte durch „einen Stillestand auf einige Jahre erlaubt seyn; oder die Sachen sollten auf dem Fuße „bleiben, wie sie itzo in denen jenseits des Wendezirkels des Krebses gelegenen Landen stün„den, und es sollte ein jeder Krieg führen, und seinen eigenen Vortheil suchen, wie man „angefangen hätte.„ Der Stillstand wurde angenommen und auf zwölf Jahre geschlossen. Ehe man aber mit dem Vertrage zur Richtigkeit kam, hatten die Holländer Malacca belagert, welches sie genöthiget waren, zu verlassen, um mit einer portugiesischen Flotte zu schlagen, und hatten sich Machian, einer von den moluckischen Inseln, bemächtiget, in der Hoffnung, sich auch bald Ternate zu bemeistern.

Die Compagnie nimmt zu.

Nachdem der Stillstand in den Niederlanden bekannt gemacht worden: so war man bedacht, den Spaniern und Holländern durch eine Pinasse, die mit spanischen Pässen versehen war, eiligst davon Nachricht zu geben. Die Gesellschaft, welche ihren Anschlägen keine Schranken mehr setzte, erlaubte den Schiffleuten und Soldaten ihrer Flotte die Freyheit, ihre Weiber und Kinder mit nach Indien zu nehmen. Die Sachen befanden sich im Jahre

i) III Band eben der Sammlung.
k) Eben die Sammlung III Band 191 S.
l) III Band eben der Sammlung.
m) Ebend. IV Band.

Jahre 1615 in so blühendem Zustande, daß sie eine mächtige Flotte durch die magellanische Meerenge in die Südsee schickte, in der Hoffnung, die Spanier von dieser Seite zu schwächen, wider welche der Krieg von neuem angefangen hatte; und die Reise nach Indien auf diesem Wege fortzusetzen. **Georg Spilbergen**, welcher ernannt war, sie anzuführen, kam nach einer zweyjährigen Abwesenheit wieder nach Holland, in welcher Zeit er eine Reise um die Welt gethan hatte *n)*. Einige Kaufleute suchten währender Zeit alle Mittel, die Compagnie zu untergraben, und einen Theil ihres Handels an sich zu bringen. Nachdem sie beschlossen hatten, den Weg in die Südsee durch einen andern Weg, als die magellanische Meerenge, zu versuchen: so rüsteten sie zwey Schiffe aus, die sie unter **Cornelius Willhelm Schoutens** und **Jacob le Maire** Anführung, im Brachmonate 1615, abgehen ließen *o)*. Sie fanden auch wirklich einen Weg, welcher le Mairens Meerenge genannt wurde; und da sie in der Südsee fortfuhren, so kamen sie bis zu den Molucken. Als sie aber zu Batavia anlangten: so bemächtigten sich die Beamten der Compagnie ihrer Schiffe, weil ihr Unternehmen der Verordnung der Staaten zuwider war. Die folgenden Jahre waren für die Compagnie so vortheilhaft, daß in den Jahren 1618 und 1619 die bloße Ladung von zehn Schiffen, auf sechs bis sieben Millionen geschätzet wurde. **Lorenz Real**, ein gelehrter, kluger und beherzter Mann, diente ihnen sehr viel, die Bemühungen der Spanier zurück zu treiben. Man sah im Jahre 1621 auf dem Schiffe **Goede Vrede** fünf Königs- und Fürstenkinder mit kommen, die in Holland erzogen werden, und die christliche Religion annehmen sollten.

Einleitung.

Als indessen die Verwilligung der Staaten im Jahre 1622 zu Ende lief: so entstunden einige große Mishelligkeiten zwischen den Vorstehern oder Bewindhebbern und einigen theilhabenden Personen, so daß ihre Hochmögenden genöthiget waren, sie vor ihr Gericht zu fordern. Diese weisen Mittler stellten durch ihre Klugheit den Frieden wiederum her. Die Rechnungen wurden abgelegt. Die Austheilung geschah fünf und zwanzig vom Hundert, welches in Nägelein bezahlet wurde. Die Compagnie erhielt darauf eine neue Verwilligung *p)* auf eben so lange Zeit, als die erstere. Die Streitigkeiten zwischen Holland und England wegen der Handlung wurden endlich beygelegt, vermittelst einer Summe von achtmal hundert tausend Gulden, welche die neue Compagnie den Engländern zur Schadloshaltung zahlte.

Neue Verwilligung und Bestätigung.

Nachdem man einen neuen Weg in das Südmeer entdecket hatte: so hatten ihre Hochmögenden nebst der Compagnie den Entschluß gefaßt, durch diesen Weg einige Flotten nach Indien zu schicken. Die erste, welche **le Mairens** Spuren folgete, wurde vom **Jacob le Hermite** *q)* angeführet. Die Compagnie erkannte, daß alle Vortheile, welche bisher ihren Handel so blühend gemacht hatten, vornehmlich der Aufführung ihrer Admirale zuzuschreiben waren. Eine so wichtige Betrachtung vermochte sie in Zukunft, nichts an dieser Wahl ermangeln zu lassen. Die Macht, welche sie ihrer Klugheit anvertraute, war stets den Schwierigkeiten gemäß, welche sie ihnen vorstellte zu überwinden. Es gelang ihr auch nach und nach, nicht allein die Macht der Spanier in Indien zu vermindern, sondern sich auch auf ihren Untergang fest zu setzen, da sie sich ihre vornehmsten Oerter zugeeignet. Man muß sich aus den Nachrichten selbst einen richtigen Begriff von ihrer Macht und von dem Ansehen ihrer Regierung machen. Hier hat man sich nichts weiter vorgesetzet, als die Leser durch diese kurze Einleitung dazu vorzubereiten.

n) Eben daselbst.
o) In eben dem Bande.
p) Die Zeit von dieser Erneuerung ist der 1ste Jenner 1622.
q) Sammlung der Gesellschaft V Band.

Houtmann. 1595.

Das I Capitel.

Erste Reise der Holländer nach Ostindien, von Cornelius Houtmann.

Die vier Fahrzeuge von der erstern holländischen Flotte *r)* giengen den 2ten April 1595 unter Segel, und ihre Schiffahrt hatte nichts merkwürdiges bis auf den 28sten April, da alle Leute auf denselben, welche von den geringsten Umständen gerühret wurden, die ihnen in den neuen Breiten, worein sie täglich kamen, vorfielen, auf der Höhe von dreyzehen Grad, dreyßig Minuten nordwärts der Linie wahrnahmen, daß sie die Sonne im Zenith oder gerade über ihren Kopf hatten, so daß sie keinen Schatten machte. Den 4ten May entdeckten sie zwo portugiesische Caracken, welche, da sie diese vier Fahrzeuge gleichfalls wahrgenommen, sich alle Mühe gaben, sie zu vermeiden. Endlich aber kamen sie zusammen, ohne daß sie auf beyden Seiten gesonnen waren, einander zu beleidigen. Die Portugiesen sagten, man müßte, wie sie es schätzeten, auf achtzig Seemeilen von den africanischen Küsten seyn; sie wären fünf Schiffe stark vor zwanzig Tagen von Lissabon abgesegelt, und wollten insgesammt nach Goa gehen; eine von den beyden Caracken führte den Erzbischof zu Goa, vier hundert Soldaten, hundert und funfzig Bootsknechte und achtzehen metallene Stücken. Sie beschenkten die Holländer mit einigen portugiesischen Confituren, und erhielten von ihnen etliche Käse und Schinken. Sie schieden auch nicht anders, als mit einem Ehrenschusse auf beyden Seiten, von einander. Eine so ruhige Begegnung war ein betrügliches Vorspiel von dem langen Hasse und denen blutigen Kriegen, wozu diese Reise der Holländer die erste Gelegenheit seyn sollte. Den 14ten des Brachmonats giengen die vier Schiffe durch die Linie, ohne daß sie eine andere Beschwerlichkeit gehabt hätten, als eine große Windstille und starke Hitze. Nachdem sie über die Linie gegangen waren: so unterließen sie nicht, sich so viel möglich war, ostlich zu halten, um vor den **Abrolhos** vorbey zu kommen, welches Klippen sind, die sich an der Küste von Brasilien wohl dreyßig Meilen in die See erstrecken, und wofür sich die Schiffer fürchteten.

Sie begegnen zwo Caracken.

Die Portugiesen sind freundlich gegen sie.

Der Schaarbock verursachte schon so viel Beschwerden auf der Flotte, daß man nicht unter funfzig Kranke auf jedem Schiffe zählte. Man seufzete sehr nach dem Lande, als sich solches den 2ten August gegen Abend zeigte. Das Land schien anfänglich hoch und bergicht zu seyn: man fand aber, daß es niedriger ward, so wie man an der Küste hinfuhr; und den andern Tag sahen sie einen Fluß, vor dessen Mündung eine Bank lag. Gegen Abend entdeckte man das Nadelvorgebirge, oder **Cabo das Aguilhas**, welches sehr niedrig ist; und den 4ten liefen sie in die Bay ein, welche die Portugiesen **Aguada de San Bras** genannt haben. Dieser Ort wird seiner Lage wegen wenig besuchet, weil er allen Winden, außer dem Nordwinde offen steht. Die Küste ist sehr hoch und auf der westlichen

Die Krankheiten nöthigen sie in die Bay San Bras einzulaufen.

r) Man hat oben in der Einleitung den Namen und die Beschaffenheit der vier Fahrzeuge nebst der Ursache ihrer Reise gesehen. Es ist aber zu merken, daß, da man dasjenige weggelassen, was nicht

westlichen Spitze steht ein Baum, den man anfänglich für ein kleines Castell ansehen sollte. Diese Bay liegt ungefähr fünf und vierzig Meilen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Man trifft daselbst eine kleine Insel oder vielmehr eine große Klippe an, die voller Penguinen ist. Die Holländer bewunderten diese Vögel, die sie noch nicht anders, als aus den Nachrichten der Portugiesen, kannten. Die Penguinen haben keine Flügel, oder sie sind wenigstens so kurz, daß sie mehr einem Felle oder den Haaren von Thieren gleich zu seyn scheinen. An statt der Flügel haben sie Fischfinnen von Federn, die ihnen dienen, die Luft zu durchschneiden. An einem Orte, wo man niemals Menschen sah, ließen sie sich mit den Händen greifen, ohne davon zu fliehen. Man fand aber, daß sie eine so harte Haut hatten, daß man mit einem Säbel kaum durchhauen konnte, ausgenommen auf dem Kopfe. Auf eben der Klippe war auch eine große Menge von Seehunden, die sich wider die Matrosen zur Wehre stelleten. Man tödtete einige davon. Die Lebensmittel aber waren noch nicht so abgegangen, daß man an so schlechten Speisen einen Geschmack gefunden hätte.

Houtmann. 1595.

Sie bewundern die Penguinen.

und Seehunde.

Die Holländer, welche noch gar nicht voraus sahen, daß sie dereinst auf dieser Küste ansehnliche Plätze besitzen würden, waren anfänglich bedacht, sich des Landes zu erkundigen. Unter der Zeit, da sie sich von dem Ufer entfernet hatten, waren sieben Schwarze ihrer Spur gefolget, und kamen zu der Schaluppe, die am Rande des Wassers lag. Die Schiffleute bothen ihnen bey ihrer Zurückkunft Messer, Leinwand, Schellen und kleine Spiegel an, die sie annahmen, ohne sich merken zu lassen, daß sie viel daraus machten. Man both ihnen Wein und Zwieback an, worüber sie vergnügter zu seyn schienen. Sie verstunden die Zeichen, wodurch man sie um Schafe und Kühe ersuchte, und die Bootsknechte glaubeten auch, zu verstehen, daß sie solche auf den andern Tag bringen wollten.

Sie lassen sich mit den Einwohnern ein.

Den folgenden Tag giengen wieder einige Leute ans Land, und fanden ein sehr schönes Land, welches mit wohlriechenden Gehölzen durchschnitten, und mit Bluhmen besäet war. Sie bemerkten Spuren von Menschen, Thieren und Hunden, erstaunten aber gar sehr, als sie die Spiegel, Schellen und auch selbst die Leinwand auf der Erde fanden, womit man den Tag vorher die Schwarzen beschenket hatte. Als sie wieder nach der Schaluppe zurückkehrten: so sahen sie einige von diesen wilden Einwohnern, welche beschäfftiget zu seyn schienen, solche zu bewundern, sich aber sogleich zurückzogen, als sie Menschen gewahr wurden, die ihnen so wenig gleich waren. Sie konnten mit ungemeiner Behendigkeit durch die Büsche fortkommen. Sie kamen aber bald wieder; und da man ihnen Eisen gewiesen hatte, welches sie **Cori** nannten, so versprachen sie, Vieh zu bringen, und solches dagegen zu vertauschen. Nach Mittage giengen zwanzig Mann von der Flotte wieder landwärts ein, und bemüheten sich vergebens, einige Häuser zu entdecken. Die Wilden giengen neben ihnen, ohne einen gewissen Weg zu halten, oder solchen zu zeigen. Sie giengen, wenn sie sahen, daß die Schiffleute giengen. Stunden solche, so huckten sie sich auf ihren Hintern und ihre Fersen nieder. Da endlich die Bootsknechte die Hoffnung verloren, sich deutlicher erklären zu können: so kamen sie gegen Abend wieder an Bord. Den 7ten giengen sie an der Zahl drey und zwanzig, lauter beherzte Leute, abermals ans Land, und waren

Wie sie Erfrischungen von ihnen erhalten.

nicht die Achtsamkeit des Lesers in dieser Nachricht verdienet, es dennoch nöthig zu seyn geschienen, nicht gar zu leichtsinnig über die Umstände hinweg zu eilen, die sie als die erste Reise von einer Nation kenntlich machen, welcher Indien und der Weg dahin noch ganz unbekannt war.

Houtmann. 1595. waren entschlossen, die Oerter aufzusuchen, wo die Wilden wohneten. Nachdem sie eine halbe Stunde ungefähr gegangen: so sahen sie solche mit sechs Schafen erscheinen, wofür sie ihnen eine Stange Eisen dreyßig Pfund schwer und einiges Geld gaben. Die Schwierigkeit aber, diese Stange zu theilen, erregte einen Zank unter ihnen. So gleich zündeten die Wilden ein Feuer an, um ihren Mitgenossen durch den Rauch Nachricht zu geben. Die Bootsknechte löschten solches aus. Allein in eben dem Augenblicke bemächtigten sich die Wilden zweener Schafe und nahmen damit die Flucht. Die vier andern wurden auf ihre Schaluppe gebracht.

Sie machen sehr guten Markt. Die andern Negern folgeten indessen den Bootsknechten, da sie zurückgiengen, und versprachen ihnen durch Zeichen, sie wollten eine größere Anzahl Vieh herbringen. Dieses Versprechen und die Art, wie es angenommen wurde, stelleten sogleich den Frieden wieder her. Die Holländer gaben den Wilden spanischen Wein zu trinken. Sie hatten die Freyheit, ihre Tonnen mit einem sehr klaren Wasser zu füllen, welches an der Westseite der Bay aus den Bergen floß. Eine kleine Verschanzung von Steinen, die sie bey dem Wasserplatze gewahr wurden, ließ sie urtheilen, es müßten andere Europäer auch hieher kommen, Wasser einzunehmen. Den Tag darauf setzete man mehr Leute ans Land. Einige fischten Muscheln, worinnen man Perlen fand. Andere pflückten eine große Anzahl wohlriechender Kräuter, die auf allen Seiten im Ueberflusse waren. Mittlerweile wurde ihnen von den Schildwachten Nachricht gegeben, man sähe die Wilden mit einer Menge Vieh kommen. Man both ihnen das Eisen an, das man mitgebracht hatte, und der Handel geschah mit beyderseitigem Vergnügen. Die folgenden Tage warteten die Wilden auf die Schaluppen an dem Ufer des Meeres. Man bekam zweene schöne Ochsen und drey Schafe für eine Stange Eisen siebenzig Pfund schwer, welches in fünf Stücke getheilet war, einen andern Ochsen für ein schlechtes Beil; drey Ochsen und fünf Schafe für ein krummes Messer, ein Beil, einen eisernen Nagel und einige andere Sachen, die zusammen nicht einen Thaler werth waren. Ein Messer wurde mit vielem Danke für ein Schaf angenommen. Die Holländer würden an diesem Tage so viel Vieh bekommen haben, als sie verlangten, wenn sie mehr Eisen bey sich gehabt hätten; denn sie sahen eine Menge Ochsen und Schafe auf den Höhen weiden.

Schönheit des Viehes in diesem Lande. Die Ochsen dieses Landes sind sehr hoch und so groß, wie die spanischen. Sie haben einen Höcker auf dem Rücken. Einige haben keine Hörner und niemals welche gehabt. Die Schafe sind auch sehr groß und von einer außerordentlichen Schönheit. Einige haben Schwänze eine halbe Elle dicke in der Runde und so fleischigt, daß eben so viel daran zu essen ist, als an einer Keule. An statt der Wolle haben sie Haare wie die Ziegen und eben so lang. Die Holländer sahen in dieser Gegend Rebhühner, Wachteln, Lerchen und verschiedene Arten von Sperbern und Sperlingen.

Gestalt und Art der Einwohner. Die Einwohner sind überhaupt ein wenig kleiner, als man gemeiniglich in Holland ist. Sie haben von Natur eine schwarzbraune Farbe und ein sehr häßliches Gesicht. Sie befleißigen sich aber, durch die schwarze Farbe, die sie brauchen, sich noch häßlicher zu machen. Der Verfasser vergleicht ihre Haare auf dem Kopfe, mit den Haaren eines Menschen, der schon eine Zeitlang gehangen hat. Sie gehen ganz nackend, außer daß sie eine Ochsenhaut wie einen Mantel gerundet, mit den Haaren inwendig, um den Leib schlagen, und einen breiten Riemen eben davon mitten um den Leib binden. Ihre Schaam bedecken sie mit dem Schwanze von eben der Haut. Einige wickeln sich an statt der Schuhe ein

Stück Haut um die Füße; andere tragen kleine Bretter unter den Fußsohlen. Viele haben sich die Haut zerritzet, um sich einen Zierrath aus den Wunden zu machen, die sie mit stinkendem Fette angefüllet. Ihr ordentlicher Schmuck besteht in Armringen von Elfenbeine und rothem Kupfer, von geschliffenen Muschelschalen, einigen goldenen Ringen, die sie an den Fingern tragen und kleinen Kügelchen von Holze und Beinen. Ihre Waffen sind lange Spieße mit breitem Eisen beschlagen, jedoch sehr schlecht. Sie schienen ganz wild zu seyn, und die Holländer argwohneten so gar, daß sie Menschenfresser wären, weil sie von einem Ochsen, den sie schlachten sahen, das Eingeweide verlangeten, und es so roh aßen, nachdem sie nur den gröbsten Unflath vorher ein wenig ausgeschüttet hatten. Ihre Art zu reden ist sehr beschwerlich, und gleicht fast dem Kluchzen der calecutschen Hähne; fast wie die Leute in Deutschland, saget der Verfasser, die zwischen den Schweizergebirgen, und um die julischen Alpen wohnen, wo sie von der Härte des Schneewassers, das sie trinken, große Kröpfe kriegen. Man konnte nicht erfahren, ob sie noch andere Speisen hatten, als ihr Vieh, ihr Weidwerck und ihre Kräuter. Sie fürchteten sich sehr, naß zu werden, wenn das Meer anlief, und aus dieser Furcht vor dem Wasser urtheilten die Holländer, daß sie nicht fischten, und keinen Geschmack an den Fischen hätten. Weil sie aber doch keine von ihren Wohnungen und auch keine von ihren Weibern zu Gesichte bekommen konnten: so getrauet sich der Verfasser nicht, etwas gewisses von ihren Gebräuchen zu sagen. Man sah, daß sie oftmals durch Zusammenreiben zweyer Stücke Holz an einander, Feuer anzündeten, und die Nacht um dieses Feuer herum zubrachten.

Houtmann. 1595.

Den 11ten August faßte man den Schluß, wieder unter Segel zu gehen; nicht als ob man mit den erhaltenen Erfrischungen zufrieden gewesen wäre, und bey Erblickung des vielen Viehes, das man auf dem hohen Lande weiden sah, nicht gewünschet hätte, noch mehr davon zu erhalten; sondern das tägliche Arbeiten in dem kalten Wasser fing an Flüsse in den Beinen zu verursachen, die Zufälle ungerechnet, welche man von dem schlechten Stranden zu befürchten hatte. Der Kranken waren so viel, daß man Mühe hatte, die Anker zu heben. Indessen fanden sie doch noch neue Beschwerden auf dem Meere, indem sie bis auf den 2ten des Herbstmonats von den Stürmen herum getrieben wurden. Da die Beschwerden von dem Scharbocke von Tage zu Tage zunahmen: so mußte man sich entschließen, in der Insel Madagascar zu länden, welche man den andern Morgen mit Anbruche des Tages entdeckte. Das Stück, welches sich zeigte, ist ein schlechtes ebenes Land, ausgenommen gegen die Ostspitze, das Vorgebirge **San Roman** genannt, wo das Land bergicht ist. Das Vorgebirge selbst erhebt sich sehr und machet ein doppeltes Gebirge. Man war genöthiget, wegen der Stärke der Winde und der Ströme sich von dieser Spitze abzuwenden. Der Amsterdam ließ seine Schaluppe mit sechs Mann in die See, welche nach dem Vorgebirge **St. Maria** zufuhren. Einige Menschen, die sie am Ufer gewahr wurden, flohen bey Erblickung der Schaluppe auf die Höhen. Indessen hatten doch die sechs Holländer drey Fischerfahrzeuge entdecket, und bemächtigten sich zweyer Leute, deren Sprache sie nicht verstehen konnten. Sie gaben ihnen einige Glaskügelchen für Fische und ließen sie wieder gehen. Als sie ans Ufer anfuhren, entdeckten sie fünf andere Menschen, welche aus Furcht auch so gleich verschwanden. Sie kehreten mit ihren Fischen, und einer Menge Austern, die sie auf dem Sande gesunden, wieder an Bord.

Die Holländer werden genöthiget, die Bay San Bras zu verlassen.

Der Scharbock zwingt sie an Madagascar anzufahren.

Den Tag darauf entdeckte eine andere Schaluppe unter den Felsen einige Fischerfahrzeuge, in deren einem drey Mann waren, die sie wider ihren Willen an Bord brachten. Nach-

Beschwerlichkeit, sich mit den Ein-

Houtmann. 1595.

wohnern einzulassen.

Nachdem sie ihnen durch einige Geschenke einen Muth gemacht, wovon sie fast nichts achteten, als die rothen Mützen und einige Kramwaaren: so kaufte man ungefähr sechzig Steinbrassen von ihnen. Als man sie wieder frey gelassen, so kehreten sie mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit wieder nach dem Ufer, und bezeugeten durch ihr Geschrey und durch ihre Geberden, was für Freude sie hätten, daß sie so entkommen wären. Einer von ihnen hatte sich aus Furcht ins Meer gestürzet, als er die Schaluppe ankommen sehen. Sie hatten so wenig Erfahrung und Verstand, daß man ihnen kaum beybringen konnte, wie sie den Fuß setzen müßten, um in das Schiff zu kommen. Ihre Gestalt war übrigens wohl geordnet, und größer, als der Einwohner zu St. Bras ihre. Sie hatten zwar eine Binde um den Leib, man konnte aber doch sehen, daß sie beschnitten waren. Ihre Haare waren schwarz und in drey Flechten getheilet. Sie trugen kleine Knochen eines Daumens dicke in den Ohren. Andere Einwohner, welche ans Ufer gekommen, und sie durch die Schaluppe wegführen sahen, zündeten Feuer an und machten ein Geschrey, um vermuthlich die ganze Küste in Lärm zu bringen.

Der holländische Kirchhof.

Ungefähr drey Meilen von dem Ufer ließ die Flotte gegen Nordwest gen West ein Eyland liegen, welches hernach der **holländische Kirchhof** genannt worden, weil sie diesen Ort zu ihrem Begräbnisse erwählten, da sie viele von ihren Leuten verlohren. Man ließ den andern Morgen vergebens andere Schiffsleute ans Land gehen, um Früchte zu suchen, welche den Kranken einige Linderung verschaffen könnten. Sie fanden nur ein trocknes kahles Ufer, welches durch ein inneres Wasser, das salzicht war, abgesondert wurde, ohne daß sie merken konnten, wo es seinen Ausgang oder Eingang hatte. Sie entdeckten einige Fußtapfen von Männern und Kindern, ohne aber ein Haus wahrzunehmen. Sie hielten den andern Tag mit Suchen an, aber eben so vergebens. Den 17ten da sie hinter den Felsen zurückkehreten, wo man anfänglich vor Anker gelegen hatte, sahen sie einen großen Rauch, der aus einem Gehölze aufstieg. Nachdem sich einige Schiffsleute diesem Orte genähert: so trafen sie nur eine alte Frau und ein junges Mägdchen an, welche Reisig brannten, und sie durch ihre Zeichen zu zweenen Männern wiesen, welche sie ihnen weiter davon zeigten. Da diese beyden Männer höreten, daß man sie rief: so blieben sie einige Augenblicke stehen, endlich aber legten sie ihre Netze an die Erde und liefen davon.

Sie suchen Einwohner.

Fahren damit fort.

Um zu erkennen, in was für Verwirrung die Holländer waren, und um einigen Antheil an ihren Erzählungen zu nehmen, muß man nicht allein erwägen, daß sie zum erstenmale einen Weg genommen, welcher den Portugiesen schon bekannt war, sondern daß die ältesten Reisenden diesen Theil von Madagascar eben so wenig gekannt haben. Nachdem die Schiffsleute die beyden Frauen und die beyden Männer bald aus dem Gesichte verlohren: so nahmen sie sich vor, ihnen auf die Spur zu folgen. Sie kamen an einen Fluß, wo sie an dem Ufer gegen über einen Mann, der fischte, und drey Kinder sahen. Der Fischer, welcher erstaunte, als er sie sah, schickte eins von den Kindern weg, um Beystand zu holen. Das Kind kam auch bald mit einem alten Manne wieder, der keine Schwierigkeit machte, über den Fluß zu gehen. Die Holländer, welchen diese Freymüthigkeit gefiel, wollten in seinem Canoe über das Wasser gehen. Weil sie aber in solchen Fahrzeugen zu fahren nicht gewohnt waren: so fielen sie ins Wasser und retteten sich nur durch Schwimmen. Ihr Unfall bewog die beyden Insulaner und ihre Kinder zum Lachen, die aber dennoch geneigt zu seyn schienen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Die Annäherung der Nacht nöthigte die Holländer, nach ihrer Schaluppe zurück zu kehren, nachdem sie ihnen ein klein

Geschenk

Geschenk gegeben hatten. Diese Erzählung aber machte, daß ihre Gefährten einen bessern Begriff von der Gemüthsart dieser Eyländer bekamen. Den folgenden Tag schickte man nur fünf Mann aus, um ihnen durch ihre Anzahl keine Furcht zu erwecken. Dreye von ihnen giengen auf der einen Seite ins Land, da die beyden andern einen andern Weg nahmen. Die letztern trafen nur einen Mann und eine Frau an; und da sie keinen Befehl hatten, die Nacht über auf dem Lande zu bleiben, so kehreten sie wieder nach ihrer Schaluppe zurück. Die drey andern aber giengen mit Hülfe eines Compasses, den sie mitgenommen hatten, aus Furcht, sie möchten sich verirren, durch ein Gehölze rund um eine Art von Meerbusen mit salzichtem Wasser. Gegen Abend trafen sie einen jungen Neger an, der sie zu einem Alten führte, welcher sein Vater zu seyn schien. Dieser gab ihnen einige Krebse zu essen und Wasser zu trinken. Weil sie gesonnen waren, noch weiter zu gehen, um Erfrischungen zu suchen: so gaben sie ihnen zwo Mützen, wodurch sie willig wurden, ihnen zu Führern zu dienen. Es war Nacht, aber heller Mondschein. Als sie einige Zeit gegangen: so schied der alte Schwarze von ihnen, kam aber bald mit einigen Werkzeugen wieder. Er machte ein Feuer und nöthigte sie, sich zu setzen, um ein wenig auszuruhen. Weil sie sich nicht getraueten, sich lange Zeit an einem Orte aufzuhalten: so machten sie sich eilig wieder auf den Weg. Der junge Mensch gieng auch weg, kam aber bald mit sechs Schwarzen wieder, die oftmals die Köpfe zusammen stecketen und Rath zu halten schienen. Dieses geheimnißvolle Wesen erweckte bey den drey Holländern einigen Argwohn. Sie beschenkten diese Wilden mit einigen gläsernen Korallen, in der Hoffnung, sie zu gewinnen. In eben dem Augenblicke aber wurden zweene von ihnen von vier Schwarzen überfallen. Der dritte, der ihnen wieder entsprungen, machte die beyden andern durch seinen Muth auch los. Nunmehr fingen sie ein Treffen mit Steinen an, wodurch die Holländer endlich so ermüdet wurden, daß sie sich gezwungen sahen, sich zu ergeben. Sie wurden nackend ausgezogen und ihnen ihre Waffen genommen, ob sie sich gleich derselben nicht bedienet hatten. Indessen ließ man ihnen doch die Freyheit, wieder an Bord zu gehen, wo sie erst den andern Abend in sehr schlechtem Zustande ankamen.

Houtmann. 1595.

Sie werden überfallen, und ihnen wird übel begegnet.

Den 20sten that man eine neue Landung, ohne sich durch die Wildheit abschrecken zu lassen, worüber man durch die Sanftmuth zu siegen hoffte. Die Zahl der Schiffsleute wurde nur verdoppelt. Sie entdeckten zur Rechten an dem Rande eines innern Wassers, einige kleine Hütten, worinnen Fischer wohneten. Zweene Männer und zwo Frauen, die sich ohne Furcht zeigten, wiesen ihnen eine Quelle frisches Wasser. Einer von den Männern both sich so gar an, sie dahin zu führen, und nahm zwo Rinden von einem Baume mit, um das Wasser darein zu schöpfen. Sie fanden es aber salzicht. Darauf führte er sie in eine andere Wohnung, wo sie nur zwey Weiber fanden. Von da kamen sie nach ihrer Schaluppe zurück und näherten sich einer kleinen Barke, wo sie einige Fische für Corallen eintauscheten. Da die Ungeduld sie wieder ans Land getrieben hatte: so stiegen sie auf Bäume, von da sie drey Haufen Schwarze entdeckten. Sie sahen denselben so lange zu, bis sie von dem Oberhaupte der Schwarzen entdeckt wurden. Jedoch hatten sie so lange Zeit, daß sie nach ihrer Schaluppe zurückkehren konnten, von da sie bemerkten, daß er ihnen Zeichen machte, nach einem Orte zu fahren, der sehr untief war. Dieses kam ihnen sehr verdächtig vor. Sie warfen vielmehr an einem tiefen Orte Anker, wo zweene Kähne bey Nacht an Bord kamen, und ihnen Krebse gaben. Sie urtheilten von diesem Besuche nicht besser, und ihre Wachten bey der Nacht waren ihrem Mistrauen gleich. Den andern

Sie suchen noch weiter.

Houtmann. 1595.

dern Tag kamen die Wilden mit eilf kleinen Fahrzeugen an die Schaluppe, und bathen die Leute auf derselben, mit zu kommen, und ihre Wohnungen zu besehen. Die Holländer näherten sich nach der Seite: allein, da sie sich noch erinnerten, was ihren Gefährten des vorigen Tages begegnet war, so wollten sie nicht ans Land steigen; und dieses um so vielmehr, weil sie eine Menge Leute wahrnahmen, die sich hinter den Bäumen versteckt hielten, und weil das Oberhaupt aller ihrer Einladungen ungeachtet, sich nicht getrauete, an Bord zu kommen. Endlich aber kam er doch in einem großen Canoe, wohin er sich fast alle Fische von den Schwarzen bringen ließ, und sie den Holländern für Rosenkränze verkaufte. Er war bis an die Knie mit einer gestreiften cattunen Decke bekleidet.

Verrätherey der Schwarzen.

Die Holländer machten keine Schwierigkeit mehr, ans Land zu steigen. Sie stellten Wachen voraus, um sich vor allem Ueberfalle zu verwahren. Darauf schickten sie ihrer fünfe aus, sich des Landes zu erkundigen. Ihr Weg war ruhig, bis sie an einen Winkel eines Holzes kamen, wo sie in einen Hinterhalt von funfzig Schwarzen fielen, die sie umringten, mit ihren Pfeilen auf sie schossen, und sie nöthigten, sich zu vertheidigen. Sie thaten drey Schüsse, wovon einer von den Wilden erschossen wurde. Dieser Zufall verursachte ein solches Schrecken unter ihnen, daß sie mit großem Geschreye die Flucht nahmen. Die Holländer glaubeten nunmehr, von ihnen befreyet zu seyn. Sie besuchten verschiedene Oerter, wo sie nur ein sehr dürres Land voller Holz fanden, und daher noch vor Nacht wieder zu ihrer Flotte fuhren *s)*.

Den 22sten faßte man den Entschluß, aller Ungewißheit ein Ende zu machen, indem man die Pinasse mit einer wohlbewaffneten Schaluppe abschickte, um sich Erfrischungen zu verschaffen, es möchte kosten, was es wollte. Den dritten Tag nach ihrer Abreise ländeten diese beyden Fahrzeuge an zwo dürre Inseln, wo sie nur einige Fischer fanden, die sich daselbst des Nachts aufhielten. Sie entdeckten aber gegen Ostnordost von diesen Eylanden eine Bay, **St. Augustinsbay** genannt, wo sie einen schönen Fluß fanden, der durch zwo Mündungen in die See fiel. Als sie in diesen Fluß eingelaufen: so kamen die Einwohner von den benachbarten Orten frey zu ihnen, und schienen über die weißen Menschen sehr erstaunt zu seyn; noch mehr aber, daß sie die Pinasse ohne Ruder und Ruderer schiffen sahen *t)*. Man kaufte von ihnen Schafe von einer übermäßigen Größe, wofür man ihnen kleine Spiegel, Glasknöpfchen und andere Kramwaaren gab. Ein Bootsknecht ließ einen zinnernen Löffel sehen, wofür ihm einige so gleich den schönsten Ochsen bothen; und da dieser Ochse entlief, so waren gleich andere da, die ihm einen von ihren Ochsen dafür geben wollten. Es entstund darüber ein so heftiger Zank unter ihnen, daß es zum Schlagen gekommen seyn würde, wenn man nicht den Löffel dem ersten zugesprochen hätte, der seine Assagaye und einen Mann so lange zum Pfande ließ, bis er den Ochsen wiedergeholt hatte.

Bay S. Augustin.

Sie haben daselbst gute Anscheinungen.

Das Land war sehr schön; man entdeckte Thäler, die vortrefflich grün waren, und eine Menge Vögel von allerhand Art, deren Gesang eine angenehme Melodey machte. Man sah auch eine Menge Meerkatzen auf den wilden Palmenbäumen, welche die Tamarinden tragen, eine sehr erfrischende Frucht, die folglich für den Schaarbock gut ist. Die Schiffsleute insgesammt waren von dieser Krankheit so gequälet, daß sie kaum gesunde Leute

s) Samml. der Gesellsch. 1 Band von der 214 bis 280 S.

t) Ebend. a. d. 220 u. 221 S. Man hat bis hieher noch wohl begreifen können, daß die Holländer viel Barbarey an den Küsten von Madagascar haben

Leute genug hatten, das Schiff zu regieren. Der Anblick dieser Frucht verursachte eine solche Freude bey den Leuten von der Pinasse, daß sie in der Ungeduld, eine so angenehme Zeitung ihren Gefährten zu überbringen, geschwind eilten, den Anker zu lichten, um wieder zur Flotte zu kommen. Sie wurden wie Bothen vom Himmel aufgenommen. Man hatte bereits siebenzig Mann verloren, und die Anzahl der Kranken war so groß, daß nur noch zwanzig Mann im Stande waren, zu dienen. Damit man recht erkennen möge, in was für äußerster Noth man gewesen, so setzet der Verfasser hinzu, es hätten zweene Bootsknechte, der eine aus dem Schiffe **Holland**, der andere aus dem **Amsterdam**, welche wegen einiger Meuterey zum Tode verdammt worden, unter der Bedingung Gnade erhalten, sie sollten ans Land gesetzt werden, und innerhalb fünf Tagen mit Limonien und andern Erfrischungen wieder zurück kommen; sonst sollte ihr Urtheil vollstrecket werden, wofern sie nicht lieber unter den Wilden ein elendes Leben führen wollten. Sie waren bey der Ankunft der Pinasse abgegangen, und man hat niemals erfahren, wo sie hingekommen sind.

Houtmann. 1595.

Den 30sten starb der Schiffer **Johann Dignumß** an der gemeinen Krankheit. Er wurde wie die andern auf der kleinen Insel begraben, welche nachher den Namen des **holländischen Kirchhofes** geführet hat. Man öffnete einen versiegelten Brief, welcher von den neun Vorstehern oder Bewindhebbern unterzeichnet war, und **Peter Dirkes Keysern** zu seinem Nachfolger ernannte.

Tod des Schiffers Dignumß.

Die Schwächsten fanden noch Kräfte genug, hinzugehen und die Güter zu genießen, die ihnen angekündiget worden. Die Pinasse führte sie bis in die Bay. Sie legten sich daselbst in dreyßig Faden Wasser thonichtem Grunde vor Anker. Die Eyländer brachten ihnen viele Schafe an Bord, und luden sie ein, ans Land zu steigen. Diejenigen, die aus Ungeduld ans Land giengen, konnten sich das beste Vieh für einen geringen Preis aussuchen. Man gab ihnen für einen zinnernen Löffel einen Ochsen oder drey oder vier Schafe. Die Negern waren in das Geräthe von diesem Metalle so verliebt, daß ein Bootsknecht, Namens **Vanderdoes**, ein junges Mägdchen von zehn Jahren für einen einzigen Löffel erhielt u): er wurde aber durch ihre Thränen dergestalt gerühret, daß er ihr aus bloßem Mitleiden die Freyheit wiedergab. Es wurden ihnen trockene Fische, Milch und andere Erfrischungen in solchem Ueberflusse gebracht, daß man die Kranken ans Ufer brachte, nachdem man einen bequemen Ort für sie ausgesuchet hatte.

Einfalt der Negern.

Allein, sie fanden daselbst nicht alle gehoffte Ruhe. Einige Wilde, die den 13ten, unter dem Vorwande, ihnen etwas zu Kaufe zu bringen, zu ihnen gekommen waren, beobachteten ihre Schwachheit und begaben sich sogleich zurück, um sich in größerer Anzahl zu versammeln. Darauf erschienen sie wieder, hundert an der Zahl, plünderten ohne Widerstand Leute, die wegen ihrer Schwachheit sich nicht vertheidigen konnten, und warfen sie mit Steinen. Von da giengen sie zu einem andern Haufen Kranke, die einen Flintenschuß weit von den erstern waren, aber sich noch nicht so schwach befanden und sich daher zur Wehre setzten, auch zweene oder drey Wilde erschossen. Das übrige Schiffsvolk, welches noch am Borde war, hatte nicht so bald schießen gehöret, als es geschwind ans Land stieg. Die Wilden aber nahmen bey ihrer Erblickung die Flucht und begaben sich in die Gebirge.

Sie greifen die Kranken an.

haben antreffen können: daß aber im Jahre 1595 d. i. ungefähr 100 Jahre seit der ersten Schiffahrt der Portugiesen die Einwohner an der St. Augustinsbay noch keine Schiffe und Segel gekannt, das scheint nicht wahrscheinlich zu seyn.

u) Auf der 223 S.

Houtmann. 1595.

Gebirge. Dieser Zufall nöthigte die Holländer, rund um ihre Kranken herum, Verschanzungen zu machen, die sie mit Bäumen umgaben, und in welche sie drey oder vier Steinstücke mit vier oder fünf gesunden Leuten von jedem Schiffe stellten. Dieser Untreue ungeachtet kamen die Wilden wenige Tage darnach wieder an Bord, um daselbst ihre Schafe zu vertauschen. Man sah noch an einigen die blutigen Merkmaale von dem Bleye, wodurch sie verwundet worden. Viele trugen verschiedene Kleinigkeiten am Halse, die sie geraubet hatten, vermuthlich in der Vorstellung, daß man solches nicht wahrnehmen sollte, und führeten sich über dieses so auf, als ob sie sicher wären, daß man sie nicht erkennen würde.

Anlaß zu neuem Streite.

Den 26sten giengen einige Holländer, die in den Verschanzungen auf der Wache waren, auf die Jagd aus, wie sie täglich zu thun gewohnt waren. Sie fingen und schossen viel Meerkatzen, Papagoyen, barbarische Hühner, und mancherley Vögel. Auf ihrem Wege trafen sie einen schwarzen Weber an, der auf seinem Stuhle saß, und Cattun webete. Sie brachten ihn gefangen in ihre Verschanzung. Bald darauf sah man sieben Kähne zum Vorscheine kommen, welche sich unter dem Vorwande, daß sie Fische zum Verkaufe brächten, dem ersten Lager der Kranken näherten. Da die Holländer, ohne die Absicht der Wilden zu untersuchen, an ihrem Halse verschiedene Dinge sahen, welche sie geraubet hatten: so wollten sie ihnen solche wieder wegnehmen. Hierüber entstund ein so heftiger Streit, daß zweene Schwarze dabey ums Leben kamen. Viele wurden verwundet, und zweene von ihren Männern blieben nebst ihren Weibern, und vier Kindern gefangen. Man ließ die Weiber und die beyden kleinsten Kinder wieder los: die beyden Männer und die zween jungen Bursche aber wurden an Bord geschickt. Den 30sten, da sie den Fluß hinauf giengen, um etwas einzutauschen, nahmen sie einen von den Gefangenen mit. Seine Landesleute erkannten ihn in der Schaluppe, und kamen ans Ufer. Nachdem man ihn nun ausgesetzt hatte: so kamen sie, ihm die Hände zu küssen, ohne im geringsten auf die Gefahr Acht zu haben, die sie liefen, gleichfalls gefangen zu werden. Darauf brachten sie einen Ochsen und zwey Schafe herbey zu seiner Auslösung. Man bezahlte aber das Vieh und gab ihm die Freyheit, ohne etwas dafür zu nehmen. Man machte den Wilden Zeichen der Freundschaft, indem man sie verließ, um wieder an Bord zu gehen.

Leutseligkeit der Schwarzen gegen einander.

In der folgenden Nacht krochen der zweyte Gefangene, der nur Handschellen an hatte, und die beyden Jungen, die ohne Fessel waren, heimlich durch eins von den Schießlöchern hinaus, und schwammen nach dem Lande zu. Der Mann, welcher mit den Handschellen beladen war, ersoff bald. Die beyden Jungen, welche sein Unglück gewahr wurden, schwammen nach dem Kahne von der Pinasse zu, und setzten sich hinein, um damit zu entfliehen. Allein der Strom von dem Flusse trieb sie seewärts, wo sie den Morgen gefunden wurden. Die Holländer führten einen davon ans Land, in der Absicht, ihn gegen einiges Vieh umzutauschen. Sie konnten aber nicht begreifen, warum die Wilden nicht einmal ein Schaf für seine Auslösung geben wollten. Man führte ihn nebst seinem Gefährten wieder an Bord zurück, und ließ sie auf der Flotte dienen. Sie wurden mit nach Holland genommen, der eine, unter dem Namen **Lorenz**, der andere **Madagascar**.

Der letzte Streit hatte den Wilden das Vertrauen benommen, welches man ihnen beybringen wollen, und es war unmöglich, mit ihnen zu handeln, und folglich sich Vieh zu verschaffen. Sie nahmen bey Erblickung der Holländer die Flucht, und nichts war vermögend,

mögend, sie zurück zu bringen. Man beschloß, andere Mittel anzuwenden, um die nöthigen Dinge zu erhalten. Den 28sten erhielten sechzehn Mann Befehl, bis an gewisse Brunnen zu gehen, wo das Vieh zur Tränke käme. Sie sahen einige Schwarzen, die dahin kamen, in ihren Calabassen Wasser zu holen. Ihre Absicht war, ihnen bis zu ihren Wohnungen zu folgen. Sie kamen auch wirklich glücklich hinzu. Indem sie aber hinein traten: so sahen sie sich auf einmal von mehr, als drey hundert Wilden umringt, die ihnen droheten, sie mit ihren Spießen zu werfen, ob man sich gleich bemühete, sie dadurch zu besänftigen, daß man ihnen verschiedene Kaufmannswaaren wies. Ihre Drohungen wurden so schrecklich, daß die Holländer die Partey ergriffen, einen Schuß zu thun. Dieser Knall trieb den ganzen Haufen sogleich aus einander. Man hielt aber doch einige davon auf; und diese gaben zween Ochsen, und drey Schöpse für einige zinnerne Löffel. Sie bathen aber die Holländer flehentlich, sich wiederum hinweg zu begeben, weil alle die übrigen Einwohner, Männer, Weiber, und Kinder, mit ihrem Viehe, die Flucht genommen hatten. Gegen Mittag näherten sich einige Negern der Verschanzung, und gaben durch Zeichen und Geschrey zu verstehen, daß sie Milch gebracht hätten. Dieses war eine List, wodurch sie die Holländer auf die Seite locken wollten. Der Lootsmann auf dem **Moriz**, **Niklas Jansen**, war, nebst zween Freywilligen, zu ihnen gegangen. Sie ergriffen sie alle dreye, und schossen den Lootsmann mit einem Pfeile in den Hals, wovon er todt zur Erde nieder fiel. Sie verwundeten auch die beyden Freywilligen. Als sie sich hinweg begeben hatten: so bekam man viele von ihren Leuten zu Gesichte, die mit Tanzen aus dem Gehölze hervor kamen, um ihre Freude darüber zu erkennen zu geben, daß sie sich gerächet hätten. Die Holländer beerdigten ihren Todten nach Kriegesgebrauche, und ermunterten einander zur Rache. Gleich den folgenden Tag begaben sie sich, an der Zahl acht und vierzig, in die Wohnung der Negern. Weil sie aber dieselbe leer fanden: so giengen sie zurück, ohne ihr Vorhaben ausgeführet zu haben. Den folgenden Tag sah man zween Wilde in einem Nachen, welche sich der Verschanzung näherten. Da der eine an das Land gestiegen war, um einige Packe Baumwolle zu holen: so verfolgte man den andern durch starkes Rudern. Man bekam ihn im Wasser gefangen, worein er sich gestürzet hatte, als er sah, daß die Schaluppe auf seinen Nachen los kam. Da ihn die beyden Freywilligen für denjenigen erkannten, der sich mit bey der Ermordung des Lootsmanns befunden hatte: so wurde er, an dem Orte, wo dieses Verbrechen begangen worden war, an einen Pfahl gebunden, und mit den Waffen durchbohret. Durch seinen Tod wurde vollends alles Gewerbe mit den Einwohnern aufgehoben. Man entschloß sich, die Kranken wiederum an Bord zu schaffen, und die Verschanzung anzuzünden. Die Negern unterließen nicht, dasjenige, mitten unter den Flammen, daselbst zu suchen, was man etwan zurück gelassen haben könnte.

Houtmann. 1595.

Die Negern erschlagen ihnen einen Piloten.

Wie sein Tod gerächet wird.

Indessen wollte man den Fluß wiederum hinauf fahren, und noch einen letzten Versuch thun, ob man menschlichere Einwohner auf der Insel antreffen könnte. Die Bootsknechte, welche fortgeschickt wurden, kamen den folgenden Tag wieder, weil ihnen der schnelle Strom nicht gestattet hatte, mehr als drey Meilen zurück zu legen. Außerdem hatten sie nur ein wüstes Land angetroffen, wo es unmöglich schien, durch zu reisen, und alles floh vor ihnen, als ob das Schrecken selbst vor ihnen hergezogen wäre. Die Thiere selbst schienen an diesem Schrecken Antheil zu nehmen. Sie konnten nur ein einiges mit einem Feuerrohre tödten. Ein anderes, welches gegen das Meer zu geflohen war, wurde daselbst

Houtmann. 1595. selbst gefangen, und an Bord gebracht. Die Hitze war über die maßen groß; und man hatte von dieser Fahrt keinen weitern Nutzen, als vortrefflich frisches Wasser, womit sich die Bootsleute überflüßig versorgten.

Gestalt und Eigenschaften dieser Negern an der Seeküste.

Die Einwohner an diesem Flusse sind sehr schwarz, und von einer außerordentlichen Stärke und Munterkeit. Die ganze Kleidung der Männer besteht in einem Stücke Cattun, womit sie den Vordertheil des Leibes bedecken. Die Weiber haben dergleichen von der Brust an bis unter die Knie: aber ganz und gar ohne Aermel. Ihr Schmuck besteht in kupfernen, oder zinnernen Armbändern. Sie tragen kleine hölzerne Ohrengehenke, und stecken sie durch Löcher, die einen Zoll im Durchschnitte haben. Diese armseligen Insulaner säen und erndten nicht. Die Reichsten erhalten sich von ihrem Viehe: die Armen aber leben von Fischen. Sie haben keine Häuser, außer kleinen Hütten, die übel gebauet, und von allen nothwendigsten Bequemlichkeiten zum Leben entblößet sind. Ihre Waffen sind kleine Wurfspieße, oder Assagayen, wovon sie immer die Hand voll haben, und welche sie mit vieler Fertigkeit zu werfen wissen. Sie fürchten sich dergestalt vor dem Feuergewehre, daß sie bey dem Anblicke eines Feuerrohres gleich davon laufen. Durch ein wenig Fleiß könnten sie in ihren Gehölzen, und auf ihren Feldern, schon so viel finden, daß sie sich damit ihr Leben angenehmer machen könnten. Man sieht hier eine große Menge von Turteltauben, Rebhühnern, Reigern, und eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit von andern Vögeln. Die Affen haben daselbst ein anderes Haar, und eine andere Gestalt, als diejenigen sind, welche man aus Brasilien bringt. Die Papageye sind graulicht. Was die Früchte anlanget: so findet man hier Kürbisse, Calebassen, und zwey bis dreyerley Arten von kleinen Bohnen, welche das Land von sich selbst hervor bringt. Das Kraut, woraus der Anil *x)* verfertigt wird, wächst daselbst ebenfalls, ohne daß man es bauen darf. Die Wilden bedienen sich desselben, um ihre Baumwollenfäden damit zu färben: sie sammeln und stoßen davon aber nur so viel, als sie nöthig haben. Die Blätter gleichen den Roßmarinblättern: aber die Pflanze wächst nicht höher, als der Thymian. Die Einwohner nennen sie **Enger**. Sie haben verschiedene Gattungen von Holze, womit sie schwarz, gelb, und braun färben. Die Holländer geriethen in Verwunderung, da sie eine große Menge Eisen und Kupfer bey ihnen sahen, und doch keine Bergwerke bey ihnen wußten. Sie schätzen das Zinn so hoch, daß, da ihnen ein Befehlshaber von der Flotte einen silbernen Löffel darboth, sie denselben mit ihren Zähnen versucheten, und ihn verwarfen, weil sie ihn härter, als das Zinn, befanden. Die Baumwolle wächst häufig auf kleinen Bäumen, womit ihre Felder angefüllet sind; und ihre Weiber beschäfftigen sich damit, daß sie dieselbe spinnen. Ihre Handlung ist in getrocknete Fische, Salz, und Datteln, eingeschränket, die sie weiter hinein in das Land, und bis an einen großen Wohnplatz, den sie **Rango** nennen, verführen. Wenn sie ein großes Thier, entweder auf der Jagd erlegen, oder aus ihrer Heerde schlachten: so erlanget ein jeder ein Stück davon, und verspricht, eben so viel dafür wieder zu geben. Ihre Ochsen und Schöpse sind von einer erstaunenswürdigen Größe. Der Schwanz von einem Schöpse ist drey und zwanzig Zoll dicke, und wiegt nicht weniger, als acht holländische Pfund. Er ist zureichend, acht bis neun Personen satt zu machen.

Sie könnten glücklicher seyn.

Ihre Handlung.

Die

x) Dieses ist der Indig, den die Portugiesen Anil nennen.

Houtmann. 1595.

Ihre Sitten, und ihre Religion.

Die Holländer haben nicht gefunden, daß diese Negern an der Seeküste mehr als eine Frau hatten. Sie hatten auch nicht wahrnehmen können, ob sie einiges Licht der Religion besäßen. Nachgehends aber erfuhren sie von einigen jungen Knaben, die sie mit sich nahmen, daß sie dem muhammedanischen Glauben zugethan sind, und beschnitten werden. Ihr Glaube ist dahin eingeschränket, daß sie einen Schöpfer alles desjenigen, was ist, erkennen. Sie bringen ihm aber keine Opfer, und bethen auch nicht zu ihm. An statt, daß sie einen besondern Tag seinem Dienste widmen sollten, sind ihnen vielmehr alle Tage dermaßen gleich, daß sie auch nicht einmal einen Namen haben, wodurch sie dieselben von einander unterscheiden könnten. Eben so wenig Unterschied machen sie unter den Jahren und Wochen. In den Zahlen steigen sie nicht höher, als bis auf zehen *y)*; und diese zählen sie allemal an den Fingern ab.

Die Holländer kehren nach der Insel Ste Maria zurück.

Endlich gaben die Holländer die Hoffnung auf, daß sie sich in dieser Bay Erfrischungen würden verschaffen können. Und weil sie von den übrigen Theilen der Insel nicht besser urtheilten: so lichteten sie, den 14ten des Christmonats, den Anker, und setzeten ihre Schiffahrt fort. Verschiedene Stürme, womit sie, bis den 4ten Jenner, 1596, bestritten wurden; die heftigen Ströme, die gewaltigen Winde von Südosten, die immer zunehmenden Krankheiten, mit einem Worte, die Unmöglichkeit, es länger auf der See auszuhalten, brachte sie zu dem Entschlusse, nach Madagascar zurück zu kehren, in der Hoffnung, daß sie sich auf der Insel Ste Maria würden erfrischen können. Den 10ten bekamen sie diese Insel zu Gesichte. Den folgenden Tag schickten sie einige Bootsknechte, in dem Boote eines jeglichen Schiffes, aus, um das Land zu besehen, und Erfrischungen zu suchen, wovon ihr Leben nunmehr abzuhangen anfing.

Sie finden endlich Erfrischungen.

Indem sie, mit einer Begierde, die ihrer Bedürfniß gleich war, auf die Zurückkunft derselben warteten, erblickten sie einen Nachen, der von der Insel her kam, und ungescheuet auf ihre Flotte zufuhr. Er schien so groß zu seyn, daß dreyßig bis vierzig Mann darinnen Platz hatten. Rings herum befanden sich Bänke, worauf man sich niedersetzen konnte, aber ohne Bedeckung; und die Bretter wurden durch hölzerne Pflöcke zusammen gehalten. Es befanden sich darauf nur fünf Negern, welche vortrefflich schönen Reiß, Zuckerrohr, Limonien, und eine Henne, bey sich hatten. Die Holländer gaben ihnen dafür Schnupftücher, und Glaskügelchen, und dankten dem Himmel für die Hülfe, die er ihnen zuschickte. Auf einer andern Seite fanden die Bootsleute, da sie an das Ufer gekommen waren, daselbst eine Menge Einwohner, die ihnen Limonien, und andere Früchte, zu brachten. Sie nahmen einige Negern zu sich, um, mit ihnen, ihren Weg bis an einen Canal fortzusetzen, der zwischen der großen und kleinen Insel ist. Sie wurden einen Großen, und einen Besanmast gewahr, welche beyde, durch das Feuer, sehr beschädigt waren. Daraus schlossen sie, daß hier etwan eine Carake verunglückt seyn müßte. Sie waren damals allzuweit von den Schiffen entfernet, als daß sie sich hätten ihrer Neugier überlassen können. Da sie aber fünf Mann, und die Wilden, an das Land setzeten: so erfuhren sie von ihnen, daß man daselbst, auf einigen Wiesen, wo sehr schönes Gras stünde, frisches Wasser, Früchte, und Ochsen antreffen könnte. Nachdem sie diese erfreuliche Nachricht auf der Flotte bekannt gemacht, und etwas von denen Gütern, die sie ankündigten, vorgezeiget hatten: so stiegen sie den folgenden Tag noch einmal ans Land. Da sie die Erfahrung

y) Diese Zahlen drücken sie in ihrer Sprache aus durch Issa, Rove, Tello, Effat, Limeg, Enning, Fouto, Oulo, Sidai, Soulo. Man sehe weiter unten die Beschreibung von Madagascar.

Houtmann. 1596.

fahrung des vorhergehenden Tages kühner gemacht hatte: so drungen sie bis an ein Dorf von etwan zwanzig Häusern; und von hier kamen sie in ein anderes, welches von dem ersten nicht weit entfernet war. Die Begierde, sie zu sehen, lockte sogleich eine große Menge Einwohner zusammen. Darunter war auch ihr Fürst. Dieser saß unter einem Baume, dessen in einander geflochtene Zweige gleichsam einen Thronhimmel über seinem Haupte vorstelleten. Die Weiber giengen mit vieler Ernsthaftigkeit einher, und trugen verschiedene Gattungen von Früchten, Hühner, und andere Lebensmittel, auf dem Kopfe. Das Glaswerk, welches ihnen zum Tausche angebothen wurde, nahmen sie willig an. Ihr Fürst schien an die Holländer, wegen ihrer Ankunft auf seiner Insel, eine große Rede zu halten. Sie bemerketen, daß er, im Reden, oftmals die Augen gen Himmel hub. Da die Befehlshaber auf der Flotte von einer so günstigen Aufnahme Nachricht erhielten: so überschickten sie ihm, den 14ten, durch sechs oder sieben Mann, ein Geschenk von blauen Glaskügelchen; und diese ließ er sich ganz gelassen um den Hals binden. Weil er aber nicht weniger dumm war, als seine Unterthanen: so gab er auch nicht durch die geringste Bewegung zu verstehen, daß er gesonnen wäre, diese Höflichkeit zu erwiedern. Indessen wurden der Flotte von einem großen Nachen, in Gestalt der venetianischen Gondolen, Ziegen, Schöpse, Hühner, und Reiß zugeführet. Es befanden sich darauf fünf und zwanzig Negern, und von diesen kaufte man den größten Theil dieser Lebensmittel.

Ernsthaftes Betragen eines Fürsten der Negern.

Seine Dummheit.

Handlung der Holländer mit den Einwohnern der Insel.

Inzwischen liefen der **Moriz**, und die Pinasse, in einen Meerbusen ein, der mit kleinen Bergen umgeben war. In demselben fanden sie zwo kleine Inseln. Die eine war mit Reiße besäet, und die andere mit Waldungen bedecket. Als sie sich der Küste näherten: so sahen sie am Ufer, zwischen den Bäumen, verschiedene Häuser, aber keine Spur von Menschen. Weiter hin entdeckten sie einen Fluß, einen Nachen, und verschiedene Neger, wovon sich einige auf dem Flusse befanden. Einige Matrosen, die man an das Land setzete, ermahneten sie durch Zeichen, und Zurufen, daß sie sich an Bord des Schiffes begeben sollten. Weil sie aber unbeweglich stehen blieben: so urtheileten die Holländer daraus, sie würden lieber geschehen lassen, daß man zu ihnen käme. In der That erwarteten sie dieselben, ohne das geringste Zeichen einiger Furcht. In kurzem versammelten sich ihrer bey zwey und zwanzig; und diese luden die Holländer ein, daß sie ans Ufer kommen sollten. Die Männer hatten zu ihren Waffen vier lange Wurfspieße mit silbernen Spitzen, und zu ihrer Kleidung ein Gewebe von Grase, oder eine Art von einer Matte mit verschiedenen Farben. Die Weiber trugen einen Rock von gestreifter Leinwand, der ihnen bis auf die Waden hinunter gieng, und ein Wammes. Beyde Geschlechter gehen mit bloßem Kopfe und Füßen. Den folgenden Tag, als man sich fertig machete, auszusteigen, um ihrem Verlangen Genüge zu leisten, sah man einen Nachen mit fünf und zwanzig Mann auf den **Moriz** zu fahren. Diese Leute brachten Reiß, Hühner, Eyer, Limonien, Bananen, und kleine Bohnen. Dafür bekamen sie kleine Spiegel, Glaskorallen, und andere Kleinigkeiten. Nachmittage ließen sich sechs andere Nachen sehen, die mit neuen Erfrischungen angefüllet waren. Bey der kurzen Handlung, welche die Holländer mit ihnen pflogen, konnten sie doch deutlich genug merken, daß sie überaus eifersüchtig auf ihre Weiber sind. Ihre Häuser sind von Holze, sehr niedrig, und mit Bananasblättern, und Reißstrohe bedecket. Die Insel hat etwan fünf und zwanzig Meilen in der Länge von Norden gegen Süden. Die großen grünen Baume, womit sie angefüllet ist, machen diese Landschaft sehr anmuthig. Das Land selbst liegt sehr hoch. Wenn man aber

Was sie auf der Insel Ste Martha beobachtet haben.

aber an den Küsten hin geht: so scheint es, als ob es durch einen Canal getheilet würde, der zwo besondere Inseln daraus machet. Die größte Breite ist gegen Nordosten. Das Land bringt viel Reiß, nebst verschiedenen Arten von Getraide, Obste, und Hülsenfrüchten hervor, welche zur Nahrung der Menschen dienen können. Die Einwohner sind Saphern, das ist, Heiden, die aber beschnitten sind. Man hielt sich unter ihnen nicht so lange auf, daß man eine Kenntniß von ihren Gebräuchen hätte erlangen können.

Sie erhalten Besuch von einem Könige.

Den folgenden Tag sah man von der Höhe von Madagascar eine große **Lanciare**, in Gestalt einer Galeere anlangen, worinnen sich der König von diesem Theile der Insel befand, welcher von seinen Leuten **Phulo** genennet wurde. Auf jeder Seite waren acht Ruderer, und um den Fürsten befanden sich fünf und zwanzig Negern, welche die Holländer entweder für seine Leibwache, oder für seinen vornehmsten Adel hielten. Die Lanciare näherte sich mit einer großen Stille. Der König stieg, in Begleitung eines einzigen Menschen, in die Pinasse, und setzete sich daselbst auf einen Teppicht. Er hielt so gleich eine lange Rede, welche mit einem Geschenke von Reiße und Früchten begleitet wurde. Man ließ ihn die Pinasse in Augenschein nehmen. Man ließ ihn auch, in einem kleinen Kahne, um dieselbe herum fahren. Er ließ viel Verwunderung über dieses kleine Fahrzeug von sich blicken. Kleine Spiegel, einige Gläser, kleine Resen, Ohrengehenke und Glaskorallen, womit man ihm ein Geschenk machete, macheten vollends seine Freude vollkommen. Mit diesen Gesinnungen reisete er ab. Sein Pagne bestund aus einem schönen Stücke von gestreiftem Cattune, welches bis auf die Erde hinunter gieng. Auf dem Kopfe trug er eine Art von einer Mütze, die einem Bischofshute ziemlich gleich war, mit einer Spitze, oder einem Horne auf jeder Seite, und Quasten an beyden Enden. Er mochte funfzig bis sechzig Jahre alt seyn. Seine Leute schienen so viel Ehrerbiethung gegen ihn zu hegen, daß sie sich nicht unterstunden, in seiner Gegenwart zu reden.

Tod eines Unterbootsmannes.

Meynung der Neger von seiner Seele.

Man erwählete den 18ten, um dem Unterbootsmanne auf dem **Moriz**, der am Scorbute gestorben war, die letzte Pflicht zu erzeigen. Man beerdigte ihn auf der Insel Ste Maria, im Angesichte der Einwohner. Diese gaben durch Zeichen zu verstehen, daß die Seele gen Himmel gefahren wäre. Daraus schloß man, daß sie noch reinere Begriffe von der Religion haben müßten, als die Negern in der ersten Bay. Sie verlangeten, man sollte dem Verstorbenen die Beine abhacken. Man achtete aber wenig auf ihr Begehren, und beerdigte ihn unverstümmelt.

Krieg zwischen ihnen, und den Einwohnern in Madagascar.

Indem die Holländer in der Bay von Ste Maria nach süßem Wasser sucheten, näherten sie sich einigen Hütten, wo sie anfangs keinen Menschen wahrgenommen hatten. Allein in dem Augenblicke sahen sie einen Mann heraus kommen, der mit einem langen Wurfspieße, und mit einem großen hölzernen Schilde, bewaffnet war, und aus aller Macht schrie. Viele andere Negern, die auf sein Geschrey herzu gelaufen kamen, versammelten sich sogleich mit eben solchen Waffen, und stelleten sich zusammen in einen Haufen. Aus ihren Zeichen bemerkte man, daß sie mit den Einwohnern in Madagascar Krieg führeten, und diese Hütten deswegen gebauet hatten, damit sie ihnen zu Wachthäusern dienen könnten. Auf dem Berge sah man ein großes Dorf, welches mit Schanzpfählen umgeben war, und eine solche Lage hatte, daß man ihm unmöglich beykommen konnte, außer durch einen Weg, der mit drey Pfahlwerken versehen, dabey aber so enge war, daß nicht zwo Personen neben einander hätten hindurch kommen können. Hier hielt sich der Fürst auf; und dieser kam an Bord mit seiner Gemahlinn, und verschiedenen Befehlshabern in seinem Gefol-

Houtmann. 1596. Gefolge. Sie brachten Erfrischungen mit; und die Holländer kauften dieselben aus Erkenntlichkeit. Es ist eine sehr merkwürdige Gewohnheit unter den Negern, daß sich die Weiber hier das Gesicht mit einem weißen Gummi reiben, und daß sie sich zu ihrem Schmucke des Jngwers und gewisser trockenen Blätter bedienen, welche im Geruche und im Geschmacke den Würznelken gleichkommen.

Die Holländer kommen in die Bay von Antongil. Den 21sten lichtete man den Anker, in der Absicht, gegen die große Bay von Madagascar zu zu fahren. Gegen Abend wechselte man mit dem Borde, weil man glaubte, daß man hinter die mittägliche Spitze der Jnsel lief. Allein die Lootsmänner, die noch immer ungewiß waren, erkannten endlich, daß ihre Karten sie betrogen hatten. Sie fanden weder einen Meerbusen noch eine Bay, ob schon eine angegeben war; auch keine Bedeckung gegen die Winde von Südosten, Ostsüdosten und Südsüdosten, welche gemeiniglich in diesen Gegenden zu wehen pflegen. Den 23sten langeten sie endlich in der großen Bay an, welche von den Portugiesen die Bay von **Antongil** genennet wird. Sie ankerten daselbst zwo Meilen vom Ufer, und fanden einen sehr guten Grund. Sie ließen sich durch die vielen Feuer, die sie des Nachts auf dem Lande sahen, nicht hindern, folgenden Morgen daselbst auszusteigen. Die Einwohner in zweyen benachbarten Dörfern tauscheten für Hühner, Reiß, Honig, grünen Jngwer, Bohnen und Pomeranzen, Sachen von geringem Werthe ein. Sie gaben zu verstehen, daß sie den folgenden Tag auch Vieh herbey bringen wollten. Auf einer andern Seite fanden einige Matrosen von dem **Amsterdam** ein anderes Dorf, welches nicht weniger stark bewohnet war. Der König daselbst ließ sich einen auf indianische Weise verfertigten, und mit Golde eingefaßten Schild nachtragen.

Die Pinasse stieß nicht eher wiederum zu den übrigen Schiffen, als den 24sten. Von denen Leuten, die sich darauf befanden, erfuhr man, daß sie einen Fluß mit süßem Wasser, und eine gute Rhede, angetroffen hätten, die sich ziemlich weit hinter eine Jnsel erstreckte, welche gegen zwo Meilen im Umfange hatte, und sehr hoch lag. Mitten in der Bay hatten sie drey bis vier andere kleine Jnseln angetroffen. Die ganze Flotte lichtete sogleich die Anker, und begab sich auf diese Rhede. Den folgenden Tag stiegen einige Personen ans Land, kamen in ein Dorf, und kauften daselbst, ungehindert, einen Ochsen, und etwas Honig. Den 26sten sah man funfzehn große Nachen auf dem Flusse herab fahren.

Redlichkeit der Neger. Einer davon sonderte sich ab, und fuhr an den **Moriz** hinan. Die Negern gaben zu verstehen, daß sie, wenn sich etwan ein Holländer mit ihnen ans Land begeben wollte, drey von ihren Leuten als Geiseln zurück lassen wollten. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Man gab demjenigen einige Geschenke, der sich erboth, sie zu begleiten. Die Geiseln, denen man mit Fleiße sehr liebkosete, ließen sich den Wein so wohl schmecken, daß man Mühe hatte, ihrer Begierde darnach Genüge zu leisten.

Jndessen schickte man einige Nachen an das Ufer, und fand daselbst einen sehr bequemen Wasserplatz mit vortrefflichem Wasser, welches von der Höhe eines kleinen Berges herab fiel. Die Bootsleute giengen so weit hinein, daß sie versichert seyn konnten, daß dieser Theil der Jnsel sehr fruchtbar an Reiße, Limonien, Pomeranzen und Bananas wäre. Auf einem Bananasfelde fanden sie zwo Mannshände zwischen zween Holzhaufen. Dieses waren die Hände eines Negers, der Bananas gestohlen hatte, und dessen Körper einige Schritte von eben diesem Orte, ohne begraben zu werden, hingeworfen worden war. Gegen Abend kam der Mann, der mit den Nachen abgefahren war, wiederum an Bord; und

und hierauf schickte man die Geiseln zurück, nachdem man ihnen einige Geschenke zugestellet hatte. Diesem Bootsmanne war von den Negern mit vieler Leutseligkeit begegnet worden. Man hatte ihm junge Hühner vorgesetzet, wovon einige gekocht und andere gebraten waren. Der Bootsmann brachte auch einen Affen mit, womit ihn der König oder Fürst des Landes beschenket hatte. Die Holländer ließen nunmehr alle ihre Furcht fahren, und bedauerten nur, daß sie nicht eher eine Küste entdecket hatten, wo sie so wohl Ueberfluß, als höfliches Bezeugen antrafen.

Houtmann. 1596.

In diesem Vertrauen schickten sie drey Boote an das Land; zween gegen ein Dorf, welches sie **Spakemburg** nenneten, gegen Westen, und den dritten an ein Dorf gegen Osten, welches auf den Karten **St. Angelo** genennet wird, und mit einem starken Pfahlwerke umgeben war. Die beyden ersten Boote schlossen einen um so viel vortheilhaftern Handel, weil das Oberhaupt des Dorfes und die meisten von seinen Leuten eben betrunken waren. Dieser Fürst, oder Souverain, welchen Namen ihm der Verfasser beyleget, ließ den Holländern in einem Rindshorne ein Getränke darreichen, welches aus Honig und Reiße verfertiget war, und dessen Geschmack sie sehr angenehm befanden. Das Dorf bestund ungefähr aus hundert Häusern, und war sehr gut bevölkert. In einem Wachthause befanden sich zwanzig Mann, die mit langen Wurfspießen und runden Schilden bewaffnet waren. Ein jeglicher von ihnen hatte ein kleines weißes Zeichen über den Magen, wodurch er von den übrigen unterschieden werden konnte. Man fand daselbst auch ein Wirthshaus, wo sich die holländischen Matrosen nebst den Einwohnern betrunken.

Erste Handlung.

Als sie in das Dorf hinein kamen, kam ihnen der Fürst, dem ein großer Theil seiner Unterthanen folgete, entgegen. Seine Leute sungen im Gehen, und rühreten eine Art von Trummeln, worauf sie auf beyde Seiten zugleich schlugen, oben mit einem Trummelschläger, und unten mit der platten Hand. Nachdem sie aber ihre Gäste mit solcher Munterkeit empfangen, und sie zum Schmause eingeladen hatten: so fingen sie unter einander selbst in der Hitze des Trunkes aus einem ganz andern Tone an, und warfen einander mit den leeren Gefäßen mit solcher Heftigkeit, daß sie daher tiefe Wunden davon trugen. Die Holländer spüreten nichts von dieser Raserey, und verzehreten ganz ruhig den gutgekochten Reiß, den ihnen der Fürst vorsetzen ließ. Auf dem Rückwege nach dem Schiffe erblickten sie einige kleine Hütten, die sie anfangs für Wachthäuser hielten. Nachgehends aber fanden sie, daß es erhöhete Hölen in Gestalt der Backofen waren, welche Gräber vorstelleten, und mit Brunnen und großen mit Wasser angefülleten Gefäßen versehen waren. Die Leichname waren in einen holen Baum geleget. Durch ein Loch, welches die Matrosen durch die Bedeckung bohreten, entdeckten sie alte Gebeine. Indem sie solchergestalt ihre Neugierde befriedigen wollten, bath sie das Oberhaupt des Dorfes inständig, daß sie sich an diesen kleinen Behältnissen nicht vergreifen möchten. Zugleich gab er ihnen zu verstehen, daß dieses das Begräbniß der **Phulos** oder der Könige des Landes wäre.

Die Holländer betrinken sich, nebst den Negern.

Gräber für die Könige des Landes.

Den folgenden Tag giengen sie nach St. Angelo zurück, und tauscheten daselbst siebenhundert Pfund schönen Reiß und eine große Menge Hühner ein. Weil sie gefunden hatten, daß die Einwohner den Wein sehr liebten: so gaben sie ihnen von ihrem spanischen Weine häufig zu trinken. In zwoen Reisen, die sie nach einander in die drey Dörfer thaten, bekamen sie in einem Tage zwölfhundert Pfund Reiß; und diese kosteten ihnen nicht mehr als einige rothe oder blaue Glaskorallen. Die dasigen Einwohner hatten eben die Gestalt und eben die Leibesgröße, wie die Einwohner auf der Insel St. Maria. Sie tragen

Gestalt und Kleidung der Einwohner.

Houtmann. 1596.

gen auch eben solche Kleidung, und hatten eben solche Gewohnheiten. Ihre Häuser ruheten auf Pfählen, die vier bis fünf Schuh hoch waren, vermuthlich deswegen, damit sie vor dem giftigen Ungezieser gesichert seyn möchten, womit die Insel angefüllet ist. Man findet in dieser Gegend viel Bergcristal, und die See wirft rothe und weiße Corallen an das Ufer z).

Durch die Fortsetzung des Handels regierete ein solcher Ueberfluß auf der Flotte, daß auch die geringsten Spuren des Schaarbocks dadurch vertrieben wurden. Indessen erfuhr man, daß ein Phulo aus einem der gedachten drey Dörfer seinen Unterthanen verbothen hatte, länger Reiß zu verkaufen. Dieser Phulo war mit einer sehr schönen Leinwand bekleidet, und trug auf dem Kopfe eine Art von einer Mütze, die aus grünen Kräutern zusammen gewebet zu seyn schien. Man glaubte, den Bewegungsgrund zu diesem Verbothe errathen zu haben. Der Reiß stund noch auf dem Felde; und weil es beständig regnete, so besorgte er vielleicht, der Reiß möchte hernach zu theuer werden, oder gar nicht zu haben seyn. Indessen fand man aber doch noch immer überflüßig genug davon.

Sturm, wodurch die Kähne der Flotte verlohren gehen.

Es war nun nichts mehr übrig, als daß man unter Segel gieng. Den 2ten des Hornungs wurde beschlossen, daß dieses den folgenden Tag geschehen sollte. Allein, gegen Mitternacht entstund von Süden ein so gewaltiger Sturm, daß man in der Dunkelheit gar sehr besorgt war, der Holland und der Moriz möchten einander beschwerlich fallen, und vielleicht am Ufer scheitern. Nachdem sich den folgenden Tag gegen Abend der Sturm gelegt hatte: so sah man mit Betrübniß, daß die beyden Schiffe ihre Kähne verlohren hatten. Den 5ten erhielten einige Matrosen Befehl, zurück ans Land zu gehen, und dieselben los zu kaufen, wenn sie etwan in die Hände der Negern gefallen wären. Indem sie sich dem Flusse näherten, fanden sie, daß der außerordentliche Strom die Mündung desselben erweitert hatte, und daß die vorhin bemerkten Gräber nunmehr von dem Wasser bedeckt waren. Diese große Fluth verhinderte sie, daß sie durch das Rudern nicht wiederum hinauf kommen konnten. Sie fanden sich genöthigt, ihre Zuflucht zum Bugsieren zu nehmen; und die spakemburgischen Negern waren so dienstfertig, daß sie ihnen hierinnen hülfreiche Hand leisteten. Sie gaben ihnen aber zu verstehen, daß die Einwohner von St. Angelo die Kähne bereits in Stücken geschlagen hätten. Die Holländer begaben sich sogleich in das Dorf, und forderten sie von den Einwohnern. Man antwortete ihnen, die Kähne wären durch die Gewalt der Wellen zerbrochen und an das Ufer verschlagen worden. Sie schickten fünf Mann dahin ab; und diese fanden sie in Stücken, aber ohne das geringste Eisenwerk und ohne einigen Nagel. Ihr Unwille darüber war so heftig, daß die Einwohner, welche dieses merkten, und wegen der Folgen in Furcht waren, einen Theil ihrer Güter und ihrer Kinder in ihre Nachen setzeten, und eilig den Fluß wiederum hinauf führen. Sie brauchten aber die Vorsicht, und ließen einen Haufen von funfzig Mann zurück, die mit ihren Schilden und Wurfspießen bewaffnet waren, um ihren Rückzug zu unterstützen. Weil nun die Holländer keinen Befehl erhalten hatten, es zu Gewaltthatigkeiten kommen zu lassen: so entschlossen sie sich, wiederum zurück zu kehren.

Dieses giebt Gelegenheit zu einem Streite mit den Negern.

Indessen wurde in dem deswegen gehaltenen Rathe nach Anhörung ihres Berichtes beschlossen, die Schaluppe von jeglichem Schiffe wohl bewaffnet ans Land zu schicken; den Negern den Vorschlag thun zu lassen, daß sie ihnen einige von ihren Lanciaren verkaufen sollten; und sie zugleich zu bedrohen, daß man sie auf erfolgte Verweigerung dieses Ansuchens

z) Man sehe die Beschreibung von Madagascar nach dem Berichte Renneforts.

chens angreifen, und ihnen eben so begegnen würde, wie sie mit den Kähnen umgegangen wären. Die drey Schaluppen waren mit acht und vierzig Mann besetzet. Indem sie sich dem Ufer näherten, erblickten sie auf der östlichen Seite des Flusses ungefähr sechzig bewaffnete Negern, welche sie durch ihre Sprünge und seltsamen Geberdungen zu verspotten schienen, und sich immer weiter gegen St. Angelo zurück zogen, je mehr sie die Holländer anrücken sahen. Durch diesen Anblick wurden die Holländer nur noch mehr aufgebracht. Sie fuhren bis an St. Angelo hinauf; und hier rüstete sich dieser übermüthige Haufen in der That zu einem Gefechte. Ein jeder Neger tauchte die Spitze seines Wurfspießes in das Wasser, führete sie hernach zum Munde, und ließ einige Tropfen in denselben hinein fallen, welches die Hoffnung anzeigen sollte, die sie hegeten, eben diese Spitzen in das Blut der Holländer zu tauchen. Hierauf warfen sie, ohne ihnen zum Aussteigen Zeit zu lassen, eine so große Menge Steine auf sie zu, daß die Schaluppen damit angefüllet wurden. Die Holländer entschlossen sich, Anker zu werfen, und einige Schüsse auf sie zu thun, mehr, um sie zu schrecken, als um ihnen zu schaden. Durch diese Mäßigung verdoppelte sich ihre Verwegenheit. Denn da sie niemanden unter sich verwundet sahen: so bildeten sie sich ein, ihre Schilde könnten von den Kugeln nicht durchdrungen werden. Nunmehr schonete man sie nicht weiter; und von der ersten Lage, die man ihnen gab, fielen drey oder viere von ihnen todt zur Erde. Die übrigen schaffeten sie hinweg, und zogen sich hinter die Häuser, an statt die Flucht zu ergreifen. Einige Augenblicke hernach kamen drey oder viere von ihnen herzu, bathen, daß man die Feindseligkeiten einstellen möchte, und versprachen Vieh herbey zu bringen. Als sie aber sahen, daß man auf ihre Zeichen wenig achtete, und daß das Feuer aus den Flinten nicht nachließ: so ergriffen sie endlich die Flucht; und in kurzem folgeten auch die übrigen ihrem Beyspiele. Nunmehr ließen die Holländer die Hälfte von ihren Leuten in das Dorf einrücken. Sie fanden daselbst nur ein kleines Mägdchen von einem Jahre, und nahmen dieses, mehr aus Mitleiden als aus Hasse, zu sich. Das Dorf wurde geplündert. Es geschah, wie der Verfasser spricht, ohne Vorsatz, oder, wie er hinzusetzet, auf Befehl des Schiffraths, daß man einige Häuser anzündete, die auf der Windseite lagen. Weil sie nur aus trockenem Holze und Strohe bestunden: so richtete die Flamme eine so schleunige Verwüstung an, daß sich die Holländer selbst kaum davor schützen konnten. Durch diesen Zufall wurde eine große Menge Reiß und Stroh nebst vielen Früchten und Hühnern verzehret.

Houtmann. 1596.

Gefechte.

Durch die Feuerröhre werden die Neger in die Flucht gejaget.

Die Holländer zünden das Dorf an.

Also wurden sie durch die Beute, die sie davon trugen, noch nicht wegen der Gefahr schadlos gehalten, der sie sich ausgesetzet hatten. Sie ließen am Ufer das Kind, welches sie mitgenommen hatten; und die Neger holeten es sogleich ab. Die Anzahl der Einwohner belief sich auf hundert und dreyßig oder hundert und vierzig; und viere davon fand man in einem Holze todt, wo sie dieselben hingeschleppet hatten. Man fand hier auch einen Theil von ihrem Hausrathe, den die ersten Flüchtigen nicht gleich hatten in ihre Nachen bringen können. Die Holländer trafen, indem sie sich zurück zogen, bey den Gräbern verschiedene Negern von Spakemburg an, die ihnen allerhand Liebkosungen erwiesen, und über das Unglück ihrer Nachbarn sehr vergnügt zu seyn schienen.

Unter diesem Gefechte hatten sich fünf oder sechs andere Negern in einem Nachen an Bord des **Moritzens** begeben, und wollten daselbst Citronen verkaufen. Weil man schon angefangen hatte, das Knallen des Geschützes zu hören: so hatte man sie gefangen genommen.

Zweifelhafte Wiederaussöhnung.

Houtmann. 1596. men. Als man das Feuer von dem angezündeten Dorfe gewahr wurde, und sie mit Fleiß die Augen gegen St. Angelo zu richten ließ: so nahmen sie Wasser, und gossen sich dasselbe auf das Haupt, um damit anzuzeigen, daß sie nicht mit unter die Schuldigen gehöreten, die man hätte strafen wollen. Nach der Zurückkunft der drey Schaluppen setzete man sie nicht nur wiederum in Freyheit; sondern führete sie auch eilig ans Land, weil man ihren Anführer für den Phulo von Spakemburg hielt. Als er ans Land stieg, kamen auch in der That viele Männer und Weiber herzu, und küsseten ihm ehrerbiethig die Füße. Er ließ eine Menge Citronen herbey bringen, und beschenkete damit diejenigen, die ihn hergeführet hatten. Dieses hinderte aber gleichwohl nicht, daß sich nicht bey ihrer Abreise ein Haufen von Einwohnern hätte zeigen sollen, die ihnen mit ihren Wurfspießen und Schilden zu drohen schienen.

Schein der Aufrichtigkeit von Seiten der Neger.

Den 9ten fuhr eine Schaluppe ans Ufer, um Wasser einzunehmen. Der Phulo zeigete sich dem Volke, und theilete Hühner, Reiß und Früchte reichlich unter dasselbe aus. Die Holländer betrachteten diese Geschenke als ein neues Zeichen der Erkenntlichkeit, die er ihnen für seine Freyheit schuldig zu seyn glaubte, und hielten sich für verbunden, diese Höflichkeit mit neuen Handlungsvorschlägen zu erwiedern. Sie schickten zween Kähne und eine Schaluppe ans Land, brauchten aber doch dabey die Vorsicht, sie mit sechs und vierzig Mann zu besetzen. Einige trenneten sich von dem Haufen, und giengen in das Dorf. Ob aber schon der Phulo nicht weniger als sechzig gewaffnete Mann um sich hatte: so ergriffen dieselben doch die Flucht, da sie nur drey oder vier Holländer erblickten. Einige, die nicht bewaffnet waren, blieben zurück, und gaben zu verstehen, wenn man mit ihrem Fürsten handeln wollte: so dürfte man sich dem Wohnplatze nicht nähern. Sie schickten so gar ans Ufer, ließen die Holländer bitten, daß sie sich zurück begeben möchten; und versprachen unter dieser Bedingung, daß man ihnen alsdenn Vieh zuschicken wollte. Die Schaluppe warf an dem jenseitigen Ufer Anker, und die Negern schickten dahin sogleich einen Ochsen und einen Bock. Sie schlugen so gar die Glaskorallen aus, die ihnen dafür angebothen wurden, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß dieses ein Geschenk wäre, wofür sie keine Vergeltung verlangeten. Indessen reichete man ihnen Wein, und diesen nahmen sie begierig an. Der Phulo selbst überwand seine Furcht, und näherte sich dem Ufer, um einmal Wein zu trinken. So bald er aber getrunken hatte, begab er sich eilig zurück.

Unruhe der Holländer wegen ihrer Aufführung.

Die Holländer wußten nicht, wie sie diese Vermischung von Sanftmuth und wildem Wesen auslegen sollten. Indessen langeten drey Negern in einem Nachen am Borde des **Moriz** an, und bathen sie, daß sie Leute ans Land schicken möchten, weil ihnen der Phulo ein Geschenk mit einigen Stücken Vieh machen wollte. Es war schon so spät, daß man sich nicht erkühnete, auf ihr Anerbiethen zu trauen. Den folgenden Tag kam eine Schaluppe bis an die Gräber, um die Geschenke des Phulo anzunehmen. Die Matrosen, deren an der Zahl zwölfe waren, fanden daselbst einige Negern, von denen sie genöthiget wurden, in das Dorf zu kommen. Dieses Bezeugen, das demjenigen so entgegen war, welches sie vor zween Tagen bemerket hatten, war fähig, ihnen ein Vertrauen einzuflößen. Sie entschlossen sich also, fünf Negern als Geiseln zurück zu behalten, und indessen zween von ihren Leuten nach **Spakemburg** zu schicken. Sie geriethen aber in nicht geringes Erstaunen, als sie höreten, daß alle Einwohner die Flucht ergriffen, und nur einen kleinen

Ochsen

Ochsen zurück gelassen hatten, den die beyden Matrosen herzu geführet brachten. Sie kamen bis an den benachbarten Flecken, fanden ihn aber eben so wüste. Indessen brachten ihnen einige Negern, die nicht so furchtsam waren, noch einen Ochsen. Dafür gab man ihnen Leinwand, und vielmehr Glaskorallen und Waaren, als man verlanget hatte *a*).

Houtmann. 1596.

Sie entschließen sich, den Anker zu lichten.

Endlich schöpfeten die Holländer über diese Abwechselung von Zutrauen und Furcht so viel Verdruß, daß sie, weil sich ihrer Abreise sonst nichts entgegen setzete, den 12ten des Hornungs den Anker lichteten. Sie hatten sich nicht so lange in der Bay von **Antongil** aufgehalten, ohne daselbst einige Anmerkungen zu machen, welche verdienen, gesammelt zu werden. Diese große Bay liegt im siebenzehntehalben Grade der südlichen Breite. Sie erstrecket sich bis auf zehn Meilen gegen Nordnordwesten und Südsüdwesten, in einer Breite von ungefähr fünf Meilen. Die vornehmste Insel von denen, welche man daselbst antrifft, ist schön und fruchtbar, aber so hoch, daß von dem untersten Theile der Küste, bis an das Ufer, kein Absatz oder Zwischenraum ist. Gegen Nordosten sind einige Felsen, und drey andere kleine Inseln. Nach diesem kömmt man in einen Fluß, an dessen Ufern man verschiedene Dörfer wahrnimmt. Zwischen dem Wasserplatze und der Bay auf der Nordseite entdecket man drey solche Dörfer, die sehr gut bewohnet sind; und bis an einen andern Fluß, den man gegen Norden findet, sieht man deren noch mehrere. Nachgehends gelanget man an den großen Fluß, wo die Holländer fast allen den Reiß kauften, woraus ihre vornehmsten Nahrungsmittel bestunden. Dieser Fluß hat zween Aerme. Einer davon erstrecket sich gegen Norden, und der andere gegen Westen. Er wird durch eine kleine Insel getheilet. Das Dorf **St. Angelo** liegt an der mitternächtlichen Seite. Das Dorf **Spakemburg**, welches sich zur linken Hand zeiget, wenn man in den Fluß hinein kommt, besteht ungefähr aus hundert und achtzig Häusern. Weiter hinauf liegt das Dorf, welches die Holländer **das nordliche** nennen. Auf der westsüdwestlichen Seite der Insel findet man noch einen Fluß, und an dem Ufer desselben ein anderes Dorf. Weiter erstrecken sich die geographischen Anmerkungen der Holländer nicht.

Ihre Anmerkungen von der Bay von Antongil.

Einwohner.

Sie bemerkten aber, daß die Einwohner, mit denen sie einigen Handel trieben, sehr schwarz waren, und kein so krauses Haar, auch keine solche Nasen und Lippen hatten, als die wahrhaften Negern. Ueberhaupt sind diese Einwohner groß und stark. Sie sind dem Trunke sehr ergeben. Ihr Trank besteht aus einer Vermischung von Honig und Reiße, wovon sie oftmals trunken werden; wiewohl ihnen der Gebrauch desselben zu gewissen Zeiten untersaget ist. Der Hausrath, den man in ihren Häusern antraf, war von geringem Werthe. Sie haben eine Art von einer buntfarbigen Matte, die ziemlich gut gearbeitet ist, und ihnen so wohl zum Sitzen als zum Liegen dienet; ferner hölzerne Mörser und Blöcke, worauf sie den Reiß stampfen. Ein jeder hat sein Sieb, womit er das Mehl reiniget; Säcke, worinnen er es aufbehält; irdene Töpfe, worinnen er es kochet; und Calebassen, die ihnen an statt der Tellern und Schüsseln dienen. Zum Trinken haben sie an statt der Gläser ein großes holes Rohr, welches sie mit einem Stöpsel zumachen.

Ihr König.

Ihr König, den sie **Phulo** nennen, hat zu seinem einzigen Schmucke kupferne Armbänder, die er als einen sehr kostbaren Zierrath ansieht; ein Halsband von Glaskorallen; und ein großes langes Beil, welches er an statt eines Zepters führet. Alle seine Unterthanen gehen nackend, außer, daß sie sich mitten um den Leib mit einem Stücke Tuch von Baumrinde bedecken. Einige tragen ein Wammes, aber ohne Aermel. Ihr Schmuck besteht in

a) Seite 247, 248, 249, 250, 251 und 252.

Houtmann. 1596.

in Armbändern von Zinn, oder dem schlechtesten Silber, in Gestalt der kupfernen Armbänder, die in Guinea gemein sind. Sie tragen auch eine Art von kleinen Steinchen, die sie **Laqueva** nennen.

Ihre Beschäfftigungen, und ihr Reichthum.

Die Mannspersonen beschäfftigen sich mit der Jagd, der Fischerey, dem Bogenschießen, und der Fütterung des Viehes. Die Weibespersonen beschäfftigen sich mit pflanzen, säen und einerndten des Getraides, welches in Reiß, und zwey- oder dreyerley Arten von grünen, rothen, und weißen kleinen Bohnen besteht. Sie bauen auch Bananasbäume, deren Frucht und Kerne einen großen Theil ihrer Nahrung ausmachen. Des Fleisches bedienen sich diese Leute selten *b)*. Sie begnügen sich mit Obste, Reiße, Milch und Fischen. Ihr Vieh besteht in einer großen Menge von schönen Ochsen, worauf sie so viel halten, daß man argwohnet, sie bethen dieselben an. Gleichwohl bemerketen die Holländer nicht, daß sie einiges Bedenken trugen, dieselben zu verkaufen. Sie haben auch viele Ziegen und Böcke, aber wenig Schöpse. Man sah bey ihnen auch einige Hunde: nichts aber in so großem Ueberflusse, als Hühner und Enten. Unter den Früchten kann man sagen, daß die Natur Limonien, Citronen und Pomeranzen, an sie gleichsam verschwendet hat. Ingwer und **Maniguette**, eine Art Pfeffer, die man sonsten **Paradieskörner** nennet, sind ebenfalls auf ihren Feldern sehr gemein. Sie haben eine Wurzel, welche von außen dem Ingwer sehr gleich sieht, inwendig aber gelb ist. In der malavischen Sprache heißt sie **Cumbet**; in der arabischen **Habet**, und in der portugiesischen **Safran das Indias**. Der häufige Saft verhindert anfangs, daß man nicht die ganze Stärke davon spüret: endlich aber merket man, daß sie sehr scharf ist, ob wohl nicht so beißend, wie der Ingwer. Diese Wurzel wird stark zu Arzeneyen gebrauchet, und die Blüthen gleichen den schönsten weißen Lilien. Man findet dergleichen auch häufig in Java, und in andern indianischen Gegenden *c)*.

Die Schiffahrt der Holländer ist besonders glücklich.

Der Wind war den Holländern günstig, bis den 23sten März. Nunmehr aber fielen ihnen die Windstillen, und die schnellen Ströme beschwerlich, die aus Südosten kamen, und sie nöthigten, gegen die südlichsten von den maldivischen Inseln zu zu steuern. Auf diesem Wege, worauf sie zu ihrer Bewunderung, sechs Wochen lang gar nicht gestöret wurden, sahen sie eine Menge Vögel, die sie für **graue Meven** hielten, und welche die Portugiesen **Garajos** nennen. Sie sahen einige **Rabos Forcados**, welches schwarze und weiße Vögel sind, die den Aglastern sehr gleich kommen, aber einen langen und gespaltenen Schwanz haben, fast wie eine Schneiderscheere. Sie sahen auch gewisse weiße Vögel, in Gestalt der Tauben, mit einem langen Schwanze, der aber nicht viel Federn hatte; und noch andere, welche kleinen Enten glichen, aber fleckicht waren. Alle diese Vögel finden ihre Nahrung in der See, und bekriegen die fliegenden Fische. Einige setzeten sich auf die Schiffe, und ließen sich mit der Hand fangen, ohne, wie der Verfasser bemerket, einige Furcht bey Herannäherung der Menschen spüren zu lassen, als dergleichen sie niemals gesehen hatten *d)*. Die Boniten, die Doraden, die Meerschweine, die Seehunde, welche die Portugiesen **Tuberonen** nennen, die **Grondeurs** u. d. g. verschaffeten den Matrosen oftmals das Vergnügen zu fischen, und waren ihnen auch nicht weniger zu ihrer Erfrischung dienlich. Die Meerschweine, die sich der Flotte in so großen Haufen

b) In der Beschreibung wird man die Gewohnheiten verschiedener anderer Theile der Insel finden.

c) Seite 253, 254, 255.

d) Es ist wunderlich, daß die Holländer hier

Haufen näherten, daß das Meer davon grün wurde, hätten ihnen zu einem angenehmen Schauspiele dienen können, wenn die Piloten ihnen nicht gesagt hätten, daß dieses einen Sturm vorbedeutete. Endlich scheint bey dieser glücklichen Schiffahrt nichts weiter gemangelt zu haben, als ein wenig mehr frisches Wasser. Das noch vorräthige war durch die Hitze dermaßen gemindert worden, daß, ob schon eben diese Hitze die Bedürfniß noch vermehrte, man sich genöthigt sah, den täglichen Antheil eines jeden Matrosen auf ein Nößel einzuschränken. Das Schiffsvolk litt so heftigen Durst, daß man ein Stück von Achten für ein Glas Wasser both, und es doch nicht erhalten konnte. Den 1sten des Brachmonats erblickten sie Land. Wie erfreulich war dieser Anblick nicht für durstige Matrosen! Indem sie sich der Küste näherten, fanden sie eine Insel, welche von der Meerenge Sonda, im funfzig und einem halben Grade südlich liegt. Sie urtheilten, daß dieses die Insel **Pugniatoa** wäre, welche die Portugiesen **Isla do Inganno** nennen, und welche sechzehn Seemeilen von Sumatra liegt. Drey Seemeilen davon hatten sie schon den vortrefflichen Geruch von den Spezereyen und gewürzartigen Kräutern empfunden, welche die Natur daselbst hervorbringt.

Houtmann. 1596.

Sie leiden Mangel an frischem Wasser.

Den 6sten entdeckten sie an der Küste dieser Insel, sechs bis sieben Nachen, welche sich aber nicht erkühneten, sich der Flotte zu nähern. Eine Schaluppe, die ausgerüstet wurde, um Nachricht von ihnen einzuziehen, diente nur dazu, daß sie hurtig gegen das Ufer zurück kehrten, wo sie so gleich aufs Trockene gebracht wurden. Diese kleinen Fahrzeuge waren ziemlich lang, aber kaum einen Schuh breit. Zwey lange Stücken Holz, wodurch sie oben auf beyden Seiten erweitert wurden, dieneten, daß man sie bequemer drehen konnte. Die Einwohner von der Insel, welche sich darauf befunden, waren an der Zahl drey und zwanzig, und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie schienen groß von Leibe, und gelb von Farbe zu seyn. Ihre Haare waren sehr lang, und hingen über die Schultern herunter. Sie giengen ganz nackend; und die Holländer urtheilten daraus, daß sie sehr wild seyn müßten. Doch luden sie das Volk auf der Schaluppe, durch Zeichen ein, daß es ans Land steigen sollte. Weil es aber mit Waffen schlecht versehen war: so wollte es sich nicht zu so barbarischen Leuten wagen.

Insel Enganno, und ihre Einwohner.

Den 11ten gelangete man an die Einfahrt der Meerenge Sonda. Die Menge der Inseln ist hier ganz unzählig. Diejenige Insel, welche man erwählte, um daselbst zu ankern, ist, ihrer Gestalt nach lang, mit Bäumen bedeckt, wüste, und ohne Wasser. Den folgenden Tag sah man von der Küste von Sumatra drey Segel ankommen, und hierauf folgten in Kurzem sechs andere. Dieses waren die ersten, welche man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, entdeckte. Man schickte ein Boot auf sie zu, und es fiel demselben auch nicht schwer, an Bord zu kommen. Ein jegliches von diesen Fahrzeugen war mit sechzehn Mann besetzet. Sechse davon ruderten. Die übrigen hielten sich indessen ruhig unter einem **Tengue**, und waren von der Mitte des Leibes an, bis auf die Füße, mit einem Stücke Cattun bedeckt: vom Nabel an aber bis an den Kopf nackend. Auf dem Kopfe trugen sie gleichfalls ein Stück Cattun, welches wie ein türkischer Bund zusammen gewunden war. Das Volk auf dem Boote konnte sie nicht verstehen c). Sie nenneten zwar **Bantam** und **Japara**: weil sie aber mit diesen beyden Namen die Wörter:

Einfahrt in die Meerenge Sonda.

Indianische Fahrzeuge.

immer so reden, als ob sie sich für die ersten gehalten hätten, die in diese Gewässer gekommen wären.

c) Ist es nicht zu bewundern, daß sie keinen Dollmetscher bey sich gehabt haben?

Houtmann. 1596. ter: Sonda Calippa vermischten: so verstunden die Holländer nichts davon. Indessen wiesen ihnen die Indianer Sumatra, und gaben ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie daselbst alles finden würden, womit sie ihren Bedürfnissen abhelfen könnten. Dieser Rath, den man wohl zu verstehen glaubte, brachte das Volk auf den Entschluß, die Pinasse ans Ufer zu schicken, welche mit sechzehn Mann besetzet war. Eine von den Schaluppen folgte indessen den neun Segeln, die an eben den Ort wieder zurück kehreten, von welchem man sie hatte abgehen sehen. Die Schaluppe ankerte gegen Abend an einer Insel, von welcher in einer kleinen Entfernung noch zwo andere lagen. Die Matrosen höreten daselbst einige Personen reden, bekamen aber niemanden zu Gesichte.

Erste Verbindung der Holländer mit den Indianern.

Den folgenden Tag sahen sie vier kleine Fahrzeuge vor Anker liegen, und einige andere unter Segel. Sie giengen auf die vier ersten los; und diese hingen sich an einander an, als sie dieselben ankommen sahen. Sie fragten durch Zeichen, ob sie nicht an einem benachbarten Orte Wasser finden könnten? Man zeigete ihnen einen Ort, der nicht weit entfernet war. Nach und nach wurden sie kühner, und stiegen in die indianischen Fahrzeuge hinein. Hier begegnete man ihnen gar nicht übel; sondern zeigte ihnen vielmehr verschiedene Seltenheiten, als einen vergoldeten Dolch, und einen kleinen goldenen Ring mit einem kleinen, aber übel geschnittenen Diamante. Nachdem sie ihre Neugierde befriediget hatten, begaben sie sich wieder auf die Pinasse; und einige Indianer folgeten ihnen dahin in einem Nachen. Man bekam von ihnen genug Fische, Reiß, Wassermelonen, Zuckerrohr, Cocos, Knoblauch, Zwiebeln und einige Früchte, die der Insel eigen sind. Dafür gab man ihnen rothe und blaue Glaskorallen. Da sie sich hierauf erbothen,

Höfliches Bezeugen, welches sie bey ihnen antreffen.

ihnen bis nach Sumatra zu Führern zu dienen: so entschloß man sich, ihnen zu folgen. Auf dem Wege traf man drey oder vier Nachen an, welche Personen vom vornehmsten Range zu führen schienen. Die Holländer glaubeten dieses wenigstens wegen ihrer Kleidung, die aus einem außerordentlich feinen himmelblauen Zeuge bestund. Diese ehrlichen Insulaner waren so höflich, fuhren mit ihnen in einen Canal von gesalzenem Wasser, zeigten ihnen den Wasserplatz, und führeten sie bis an ein Dorf von ungefähr zwanzig Häusern, welche von Palmenholze ganz artig aufgebauet waren. „Hier sahen sie, wie der Verfasser anmerket, zum erstenmale den Pfeffer auf den Pfefferstengeln wachsen, die wie Hopfenstengel „an einem langen Rohre in die Höhe steigen.„ Sie kauften davon so viel, als man ihnen darboth, und nahmen auch etwas gleichsam nur zur Probe von Würznelken und Muscatennüssen mit. Man setzete ihnen auch Citronen, Kürbisse und Palmenwein vor: Fleisch aber sahen sie nicht. Die Weibespersonen hatten sehr große Armbänder. Vom Gürtel bis auf die Füße waren sie mit einem Stücke Cattun bedeckt, und ein anderes Stück trugen sie auf der Brust. Ein Theil ihres Haares hing herunter: der übrige Theil war geflochten und zierlich auf den Kopf hinauf gebunden.

Sie vermeiden einen Streit.

Vier Nachen, die an die Pinasse fuhren, brachten derselben Hühner, Reiß, Pfeffer und Carias, welches alles man für einen sehr wohlfeilen Preis bekam. Indem man aber mit dieser Handlung beschäfftiget war, geschah es zum Unglücke, daß ein Feuerrohr unversehens los gieng. Die Einwohner erschracken darüber dermaßen, daß sie sogleich ihr Schanzkleid ausspanneten, und mit drohenden Zeichen ein Steingeschütz an Bord zogen. Das Volk auf der Schaluppe, welches diese Bewegung bemerkte, wollte ans Land gehen; allein einige Indianer in dem Nachen sprangen ans Ufer, und ließen sie nicht heran kommen.

Man

Man fassete sogleich den Entschluß, wiederum zu der Flotte zurück zu kehren, um diesen verdrießlichen Argwohn von sich abzulehnen.

Houtmann. 1596.

Den 14ten ließ sich eine kleine Pirogue, die sich dem Moriz genähert hatte, durch Zeichen bewegen, daß sie an Bord kam. Ein Insulaner stieg in das Schiff und erboth sich, die Flotte für zwanzig Stücken von Achten, nach Bantam zu führen. Allein die Holländer, welche selbst noch nicht wußten, was sie thun wollten, ließen es dabey bewenden, daß sie ihren Antrag höflich aufnahmen. Indessen blieb der Indianer in dem Schiffe, als ob sie den Antrag wirklich angenommen hätten. Den 17ten kam eine andere Pirogue dahin, die ihm zuzugehören schien. Sie war mit vierzehn Mann besetzet. Zween davon stiegen in das Schiff, und bezeugten dem daselbst befindlichen Indianer ihre Unterthänigkeit nach ihrer Art. Sie nahmen nämlich seinen linken Fuß, und fuhren damit an ihrem rechten Beine bis an das Knie hinauf, um von hier bis an das Gesicht von unten an, bis auf den Wirbel des Kopfes.

Seltsame Art zu grüßen.

Endlich entschlossen sich die Holländer, nach Bantam zuzusegeln, und giengen den 19ten unter der Anführung des Indianers, der ihnen seine Dienste angetragen hatte, unter Segel. Als sie vor einer kleinen Stadt in Sumatra vorbey fuhren, fanden sich viele Piroguen bey ihnen ein, und brachten Cocosnüsse, Pfeffer, Würznelken, Muskatennüsse, Bananas, Hühner und Pomeranzen, welches alles sie für Messer vertauscheten. Sie schiffeten bis den 22sten, ohne viel weiter zu kommen; indem sie sowohl durch die mannichfaltigen widrigen Winde, als auch durch die starken Ströme aufgehalten wurden. Von Mitternacht an, bis um zehn Uhr des Morgens bläst der Wind in der Meerenge beständig von Osten. Nachgehends wendet er sich gegen Westen, und fährt so fort, bis gegen Abend. Dieses machet die Fahrt sehr beschwerlich f).

Beschwerliche Schiffahrt nach Java.

Indessen fingen die Schiffer auf jedem Schiffe an, sich den Namen der Hauptleute beyzulegen. **Cornelius Houtmann** bekam den Namen eines Oberhauptmanns. Man betrachtete ihn nicht nur als den Urheber dieser Unternehmung der Holländer; sondern auch als ihren vornehmsten Führer, und als den Grund aller ihrer Hoffnung.

An eben diesem Tage, welches der 23ste war, entdeckte man in der Bay von Java, eines von denen Fahrzeugen, welche die Indianer **Junken** nennen. Es führete dreyßig bis vierzig Lasten. Es hatte einen Fokemast, einen Hauptmast und einen Besanmast mit seiner Besane, welche sehr groß war; wie auch eine Blinde auf dem Boogspriet. Die Segel waren aus Holze oder Schilfe zusammen gewebet. Alles Takelwerk, sowohl laufendes, als ruhendes, bestund ebenfalls aus geflochtenem Holze. Der Bauch des Schiffes war wie ein Faß rund zusammen gefüget, und auf dem Verdecke befand sich ein kleines Dach von Schilfe. Wenn der Wind auf das Hintertheil dieser Fahrzeuge zu bläst: so zieht man die Taue zurück: bey der Besane nämlich an dem einen Ende, und bey dem Hauptsegel am andern. Die Segel sind sowohl unten, als oben, und in gleichen Entfernungen, mit starken Quertauen oder Schilfröhren versehen, und daran angeheftet. Dieser Bau und diese Ausrüstung kommen denenjenigen erstaunend seltsam vor, welche zum erstenmale aus Europa hieher kommen. Die Holländer bewunderten nicht weniger eine große Menge von kleinen Barken, die sie ziemlich nahe bey der Stadt Bantam sahen, und welche von den Indianern **Paraen**, oder **Paren** genennet werden. Die Segel und das Tauwerk bestehen aus eben dem Stoffe,

Beschreibung einer Junke.

f) A. d. 277 Seite.

Houtmann. 1596. Stoffe, wie bey den Junken. Sie kamen von der Fischerey zurück; und aus ihrer Menge sah man genugsam, daß die Stadt sehr bevölkert seyn mußte.

Portugiesische Gesandten von Bantam. Ihre Unterredung.

Gegen Abend sah man eine von diesen **Paren**, worinnen sich sechs Portugiesen, nebst ihren Leibeigenen befanden, an den **Moriz** hinan kommen. Der vornehmste darunter erklärete sich, daß sie von dem Statthalter, und den Einwohnern in Bantam, welche sich wegen Anlangung der fremden Flotte in Unruhe befänden, abgeschickt worden wären, um sich zu erkundigen, woher, und in welcher Absicht sie käme. Man antwortete ihm, daß sie aus Holland käme, und friedlich mit ihnen handeln wollte. Er versetzete, die Holländer wären in der That an einen Handelsplatz gekommen: allein itzo wäre die Gelegenheit nicht gar zu günstig: denn vor fünf Tagen hätten die Einwohner fünf mit Pfeffer beladene Schiffe nach China geschickt; und die Junke, die sie diesen Morgen in der Bay hätten müssen vor Anker liegen sehen, suchte längst an der Küste hin ebenfalls Pfeffer. Indessen stelleten sich doch die Portugiesen sehr höflich. Man fragte sie um einige Nachrichten von dem Lande, und von den Gesinnungen des Königes. Sie erzähleten, daß dieser Fürst vor nicht langer Zeit aufgebrochen wäre, um **Palimbam**, eine Stadt in Sumatra, zu belagern; er wäre daselbst ums Leben gekommen, und sein Heer, welches schon die Stadtthore eingenommen gehabt hätte, wäre durch den Tod des Königes in Unordnung gerathen, und gezwungen worden, sich zurück zu ziehen; bey dem Aufbruche nach der Insel Sumatra hätte es aus zwey hundert Segeln bestanden, und die Völker wären so zahlreich gewesen, daß ein Theil von den Soldaten Hunger gestorben wäre; der König hätte einen einzigen Sohn hinterlassen, der nur fünf Monat alt wäre; und die Einwohner in ihrer Hauptstadt hätten zu ihrem Statthalter einen Herrn aus dem Lande, mit Namen **Chestate**, erwählet, welches der Vater einer von den Gemahlinnen des verstorbenen Königes wäre *g)*.

Kluge Antwort der Holländer.

Unter den sechs Portugiesen befanden sich einige, die zu Ternate von dem englischen Schiffe des **Thomas Candisch**, gefangen worden waren. Sie machten eine weitläuftige Erzählung von denen Verwüstungen, die der Hauptmann **Lancaster** *h)*, in der Meerenge von Malacca, verübet hätte, wobey die Portugiesen eben so wenig, als die Indianer, geschonet worden wären. Man antwortete ihnen, dieses wären Streitigkeiten, an denen die Holländer keinen Antheil nähmen; sie wären nur gekommen, um aufrichtig einzukaufen, und eben so zu bezahlen.

List der Portugiesen.

Die Portugiesen bathen den Oberhauptmann, daß er sich vor denen Schiffen, welche **Don Antonio** ausgeschickt hätte, nicht sehen lassen möchte, aus Furcht, es möchte sich zwischen dem beyderseitigen Schiffsvolke ein Streit erheben; wozu denn auch die verschiedenen Verwiesenen, die sich in Pegu, Bengala, Tanasserim, Martaban, auf der Küste Coromandel, und in den übrigen Theilen Indiens befänden, vermuthlich ihr möglichstes beytragen würden. Diese Unglücklichen sucheten, ihrem Vorgeben nach, jemanden, der ihnen Hülfe leistete, und ihre Partey unterstützete; es wäre aber gefährlich, ihnen zu trauen: denn die Hoffnung, daß sie vielleicht noch zurück berufen werden könnten, würde sie allemal fähig machen, diejenigen zu verrathen, die ihre Partey ergreifen würden. Nach dieser Erklärung bath **Houtmann** die Portugiesen, daß sie dem Statthalter die Dienste der

g) A. d. 278 Seite.

h) Man hat die Erzählung dieses englischen Hauptmanns im ersten Bande dieser Sammlung gesehen. Man kann sie itzo hier dazu nehmen, und die Umstände mit einander vergleichen.

der Flotte antragen, und ihn versichern möchten, daß sie mit sanftmüthigen und friedfertigen Gesinnungen gekommen wäre, um zu handeln. Houtmann. 1596.

Sie stelleten sich, als ob sie darüber viel Freude hätten, und in eben dieser Gesinnung zurück kehreten. Der **Sabandar**, welches der vornehmste am Hofe ist, und vor den alle Steuersachen kommen, fand sich ebenfalls auf dem **Hollande** ein. Man antwortete auf seine Fragen, die Holländer wären gekommen, um Pfeffer und andere Speceryen einzukaufen; und in dieser Absicht hätten sie auch gute Stücken von Achten mitgebracht. Man zeigte ihm davon einen Theil. Nunmehr bestritt er ihr Verhaben so wenig durch Einwendungen, daß er vielmehr sagte, sie wären an einen zur Handlung bequemen Ort gekommen, und würden gar bald ihre Ladung finden.

Der Sabandar begiebt sich an Bord der Flotte.

Den 14ten brachten verschiedene Einwohner Waaren an Bord, und erzeigten den Holländern viele Liebkosungen. Sie versicherten sie auch, daß sie genug Pfeffer zu ihrer Ladung finden würden; und außerdem würde man in vier Wochen wieder neuen Pfeffer einerndten; da dieses ein sehr fruchtbares Jahr wäre, so wäre er so wohlfeil, daß man, an statt dreyer Säcke, so viel nämlich ordentlich für einen **Katti** *i)* gegeben würde, fünf bis sechs Säcke, um eben diesen Preis liefern wollte. Ein jeder Sack wiegt vier bis fünf und funfzig holländische Pfund; das Pfund ungefähr zu funfzehen Deniers gerechnet. Der Sabandar kam Nachmittages wieder, und bath den Oberhauptmann, ans Land zu steigen, und seinen Besuch bey dem Statthalter abzustatten. **Houtmann** antwortete, seine Verhaltungsbefehle gäben ihm hierzu keine Vollmacht; wenn aber der Statthalter den Holländern die Ehre erzeigen, und auf ihre Flotte kommen wollte, so könnte er alsdenn mit ihm nach der Stadt zurück kehren. Der Sabandar schlug ihm auch vor, daß er sich dem Ufer ein wenig weiter nähern sollte. Er willigte darein, und ankerte noch an eben diesem Tage, unter **Pulo Pujam**, das ist, der langen Insel, die nur zwo Meilen von Bantam entfernet ist. So bald man daselbst Anker geworfen hatte, kam der indianische Admiral, der sich **Tomongon Angabaja** nennete, an Bord, und erklärete sich durch seinen Dolmetscher, daß der Statthalter die Holländer seiner Freundschaft versicherte. Der Sabandar, und die Portugiesen gaben eben diese Versicherungen im Namen des Königs und seiner Räthe. Sie brachten viel Erfrischungen mit; und ein jeder wiederholete, daß nichts in dem Lande wäre, welches nicht ehrlichen Kaufleuten, von was für einem Volke sie auch seyn möchten, zu Dienste stünde.

Wie sehr der Pfeffer damals in Bantam gemein gewesen ist.

Diese Versicherungen des Schutzes schienen um so viel aufrichtiger zu seyn, da sich Chineser, Araber, Perser, Mohren, Türken, Malabaren, Peguaner, und mit einem Worte, Kaufleute aus allen Ländern, zu Bantam befanden. Der Sabandar gieng gegen Mittag wiederum ans Ufer: die Portugiesen aber blieben am Borde, und wurden den ganzen übrigen Theil des Tages bewirthet. Sie warneten die Holländer, daß sie den Einwohnern in Java nicht trauen sollten: denn man könnte sich auf ihre Versprechungen wenig verlassen; es wäre so gar nöthig, ihnen auf die Hände Achtung zu geben; und überhaupt dürfte man hier niemanden, als seinen eigenen Augen, glauben. Man dankete ihnen für diesen guten Rath. Da aber **Tomongon**, und der Sabandar, den folgenden Tag wieder kamen: so warneten sie hinwiederum, daß man den Portugiesen nicht trauen sollte,

Menge von Kaufleuten.

i) Ein Katti beträgt ungefähr neun und zwanzig holländische Gulden. Diese Benennungen müssen aus den vorigen Erzählungen schon bekannt seyn.

Houtmann. 1596.

sollte; als welche bereits Verleumdungen aussprengeten, und so falsch wären, daß man niemals wissen könnte, was in dem Grunde ihres Herzens verborgen wäre. Hierauf kam ein Indianer von dem Statthalter, mit Namen **Quillin Panjam**, an Bord, und bath die Holländer, im Namen der ganzen Stadt, sie möchten ihre Flotte vor **Palimbam** führen, und diese Stadt beschießen, da indessen die Völker auf der Insel sie zu Lande angreifen würden. Der Statthalter versprach, ihnen die daselbst befindliche Beute zu lassen. Sie verwarfen diesen Antrag mit vieler Redlichkeit, und wendeten vor, daß ihre Verhaltungsbefehle nur die Handlung beträfen. Den 26sten kamen Kaufleute von verschiedenen Völkern zu ihnen, und handelten friedlich mit ihnen; es war aber darunter auch nicht ein einziger, der sie nicht gewarnet hätte, daß sie den Portugiesen nicht trauen sollten.

Geschenke der Holländer für den Statthalter.

Den 27sten wurden sie von noch vielen andern besuchet, und über dieses auch von dem Sabandar. Dieser drang darauf, daß **Houtmann** seine Aufwartung bey dem Statthalter machen, und sich hierinnen der eingeführten Gewohnheit gemäß erzeigen sollte. Er stellete ihm zugleich vor, daß er sich auch nicht entbrechen könnte, demselben zum Zeichen des Bündnisses und des Friedens ein Geschenk zu überreichen. Man hatte schon im Schiffsrathe den Entschluß gefasset, ein Geschenk zu überbringen. Der Oberhauptmann ernennete deswegen viere von den vornehmsten Holländern, die es tragen sollten. Es bestund aus verschiedenen schönen Cristalgläsern, einem vergoldeten Spiegel, und einem Stücke Scharlach.

Da diese Abgeordneten in die Stadt hinein kamen, stießen sie auf einige Portugiesen. Diese grüßeten sie mit ihrer gewöhnlichen Verstellung; sagten zu ihnen, daß sie ihnen die Hände küsseten, und begaben sich hierauf hinweg. Da der Sabandar hörete, daß die Geschenke anlangeten: so begab er sich ans Ufer, um die Holländer zu empfangen. Er führete sie in den Pallast des Statthalters, der damals noch bey Tische war. Indessen sahen sie vor seinem Pallaste eine ziemlich schöne gegossene Canone, fünf Grenaden, und einige andere Stücke nebst einem Mörser. Da sie zum Verhöre gelassen wurden, überreichten sie dem Statthalter ihre Geschenke, und bathen ihn im Namen ihrer Befehlshaber, daß er sich auf die Flotte verfügen, und ein aufrichtiges Bündniß mit ihnen schließen möchte. Er antwortete ihnen, daß er sich wegen ihres Ansuchens bedenken wollte. Hierauf giengen sie in den Pallast des Sabandar, und dieser ließ ihnen Zuckergebackenes vorsetzen. Man gab ihnen auch im Namen des Königs und seiner Räthe verschiedene Arten von Erfrischungen; und diese nahmen sie mit auf die Schiffe.

Er besuchet sie auf der Flotte.

Den folgenden Tag ließ man dem Oberhauptmanne zu wissen thun, daß sich der Statthalter entschlossen hätte, ihn auf der Flotte zu besuchen. Die Holländer setzeten sich in Bereitschaft, ihn zu empfangen. Man ernennete diejenigen, die ihm entgegen gehen sollten, und gab ihnen Befehl, sich zu Geiseln darzustellen, wenn sich etwan einige Schwierigkeit eräugen sollte, die ihn zurück halten könnte. **Quillin Panjam**, der ihm zu einem Dolmetscher dienete, kam ihnen entgegen, und meldete ihnen, daß sich der Statthalter im Hafen befände, aber erwartete, daß ihn der Oberhauptmann abholen würde. Die Abgeordneten sahen sich genöthigt, wiederum an Bord zu kehren, und von dieser Hinderniß Bericht zu erstatten. **Houtmann** machete keine Schwierigkeit, in seine Schaluppe zu steigen, und gegen das Ufer zu zu fahren. Er ließ aber einen von seinen Leuten voraus gehen, und die Erklärung thun, daß er nicht eher das Land berühren würde, als bis das Bündniß geschlossen wäre. Der Statthalter stieß endlich aus dem Hafen ab, mit sechzehn

zehn großen Piroguen, im Angesichte der Portugiesen, welche den Abgeordneten neue Höflichkeiten erzeigten. Houtmann stieg hierauf in seine Pirogue, und setzete sich neben ihm. Sie unterredeten sich von der holländischen Regierungsart und Macht. Der Statthalter fragte, wie viel es Schiffe jährlich ausrüsten könnte? zu was für einer Jahreszeit sie die Reise nach Indien unternehmen müßten? und ob die Holländer gesonnen wären, noch mehr als einmal nach Bantam zu kommen?

Houtmann. 1596.

Dieser vornehme Besuch ward am Borde mit den größten Merkmaalen der Hochachtung aufgenommen. Indessen, da man den Statthalter in die Kammer des Hauptmanns führete, bemerkte man, daß er zitterte, vermuthlich aus Furcht, daß man ihn daselbst gefangen behalten möchte. Der Sabandar und Tomongen sprachen ihm einen Muth ein. Man brachte die Puncte des Vergleichs in Ordnung. Nebst verschiedenen andern Bewilligungen versprach der Statthalter auch, daß die Freyheit, Spezereyen zu kaufen, niemanden eher gestattet werden sollte, als bis die Holländer ihre völlige Ladung hätten. Er verlangete einen Theil der mitgebrachten Kaufmannsgüter zu sehen. Man zeigte ihm Sammet und Scharlach. Hierzu fügte man ein neues Geschenk, und überreichte ihm von jeglicher Gattung ein Stück. Er nahm alle Theile des Schiffes in Augenschein. Endlich bezeugte er, daß es ihm ein Vergnügen seyn würde, wenn man ihn bey seiner Abreise mit einer Lage von dem gesammten Geschütze begrüssen wollte. Der Sabandar wollte am Borde bleiben, und das Vergnügen haben, schießen zu sehen. Diese drey Herren und alle übrigen Herren in ihrem Gefolge giengen kostbar gekleidet. Ihre Kleidung kam der Tracht der Einwohner auf der Insel Sumatra sehr gleich. Sie erkläreten sich in solchen Ausdrücken, welche wenig Zutrauen zu den Portugiesen zu verstehen gaben. Der Sabandar erzählete, daß er der Stadt Bantam zweymal hundert tausend Dukaten für die Insel **Pulo Pusam** angebothen hätte: dieser Vorschlag wäre aber verworfen worden: denn da man ihre Absichten schon kennete: so glaubte man gewiß, daß sie auf dieser Insel eine Festung aufgerichtet haben würden, wodurch die Handlung zu Bantam hätte zu Grunde gerichtet werden können.

Er befürchtet, daselbst zurück behalten zu werden.

Da nun Houtmann keinen Verwand mehr hatte, weswegen er nicht ans Land steigen sollte: so erwählete er den ersten des Heumonats, um seinen Besuch bey dem Statthalter abzustatten. Sein Gefolge bestund nur aus neun Personen. Er zeigte die Vollmacht des Prinzen von Oranien vor, durch welchen die Befehlshaber der Flotte berechtiget wurden, ein Bündniß zu schließen, vermöge dessen die Holländer in dem Lande alle Vorrechte genießen sollten, die den übrigen Kaufleuten bewilliget wären. Diese Vollmacht wurde sogleich in das Portugiesische und Arabische übersetzet. Hierauf bath Houtmann den Statthalter um eine schriftliche Versicherung; und diese wurde ihm auf das nächste mal versprochen, wenn er wiederum ans Ufer kommen würde.

Houtmann stattet seinen Besuch bey dem Statthalter ab.

Gegen Abend, noch an eben diesem Tage, sah man einen indianischen Fürsten zu Bantam anlangen, dem die Portugiesen den Namen eines Kaisers beylegten, weil er der Sohn eines Monarchen war, der über die meisten Könige in Java eine unumschränkte Herrschaft geführet hatte. Sie weigerten sich aber, sich seinem Sohne zu unterwerfen, unter dem Verwande, daß er sich lange Zeit in Malacca aufgehalten, und daselbst allzuviel Zuneigung zu den Portugiesen eingesogen hätte, vor deren Herrschaft sie sich ungemein fürchteten. Indessen wurde er doch in allen Theilen der Insel mit sehr großen Ehrenbezeugungen empfangen. Die Könige selbst redeten mit ihm mit in einander geschlagenen

Kaiser in Java.

Hän-

Houtmann. 1596.

Händen, welche Gewohnheit die Leibeigenen gegen ihre Herren zu beobachten pflegen. Man beschuldigte ihn, daß er ein sehr ungebundenes Leben führete, und den Trunk übermäßig liebete. Er erzeigte den Holländern die Ehre, und begab sich nebst seinen beyden Söhnen und einigen Portugiesen zu ihnen an Bord. Seine Kleidung bestund aus einem schönen mit Golde gestickten Stücke Cattun. Der älteste von seinen Söhnen, der zwanzig Jahre alt und wohl gebildet war, trug an seinem Gürtel ein länglichrundes goldenes Kleinod, mit sehr großen Edelsteinen besetzet, wovon die meisten Schmaragden und Rubinen waren.

Bestätigung des Bündnisses.

Den 3ten kehrete **Houtmann** ans Ufer zurück, und verlangte von dem Statthalter die Bestätigung des Bündnisses. Er hatte die Puncte aufgesetzet, die unterzeichnet werden sollten. Der vornehmste darunter war, das Bündniß sollte nicht nur getreulich und unverbrüchlich beobachtet werden, sondern, wenn sich jemand unterfangen sollte, einen von beyden Theilen zu beleidigen: so sollten sie sich mit einander vereinigen, und mit gesammter Macht allen ihren Feinden widerstehen. Das Gefolge des Oberhauptmanns bestund aus acht Mann, welche sammete Kleider und Degen an der Seite trugen. Viere giengen vor ihm her, und viere folgeten ihm nach. Ein Bedienter trug ihm einen Sonnenschirm über den Kopf. Zween Trompeter, die ebenfalls vor ihm her giengen, hatten Befehl erhalten dann und wann in die Trompeten zu stoßen. Zehn oder zwölf Matrosen beschlossen den Zug. Auf dem Wege trafen sie den Fürsten an, den die Portugiesen einen Kaiser nenneten, und der seinen Pallast außerhalb der Stadt hatte: denn in der Ringmauer durfte er nicht Nachtlager halten. Er ließ ihnen Früchte und Zuckerwerk vorsetzen. Die Portugiesen wollten noch immer für Freunde der Holländer gehalten seyn; sie giengen daher mit ihnen in die Stadt, und bathen sie, daß sie, nach dem Ausdrucke des Verfassers, sich so weit **herunter lassen**, und in eines von ihren Häusern kommen sollten. Sie hatten eine große Gasterey angestellet; und bey dem Schmause bedieneten sie sich tausenderley **falscher Liebkosungen**. Da die Eifersucht eine Empfindung ist, die sich schwerlich besiegen läßt: so fragte Houtmanen einer, der ihn zu Lissabon gesehen hatte, mit einem spöttischen Tone, ob er ein Herzog geworden wäre *k*)?

Pracht der Holländer.

Sie werden von den Portugiesen verhönet.

Indessen konnten sie durch ihre geheimen Ränke doch nicht verhindern, daß nicht der Vertrag von dem Statthalter unterzeichnet worden wäre. Der Sabandar, der noch immer in seinen guten Gesinnungen gegen die Holländer verharrete, rieth ihnen, unverzüglich Pfeffer einzukaufen, weil er seit zehn Jahren nicht so wohlfeil gewesen wäre. In einem allgemeinen Schiffsrathe aber fasseten sie aus andern Gründen den Entschluß, die neue Erndte zu erwarten.

Man will sie angreifen.

Indem sie sich noch wegen des Vertrauens berathschlagten, welches sie gegen die Portugiesen hegen sollten, kam der Dolmetscher, **Quillin Panjam**, an Bord des **Moritz**, und meldete ihnen im Namen des Statthalters, daß sie auf ihrer Hut seyn müßten, wenn sie nicht von dem Kaiser überrumpelt werden wollten: denn dieser hätte sich von den Portugiesen verführen lassen, und hegete die Absicht, sie unter dem Scheine eines Besuches zu überfallen. Er nennete diesen Fürsten **Raja d'Anna**. Durch eine Nachricht von solcher Wichtigkeit wurde gar bald alles auf den vier Schiffen in Schrecken gesetzet. Das Geschütz wurde geladen, und die Waffen wurden herum getheilet. Den folgenden Tag ließ ihnen der Statthalter ferner zu wissen thun, daß sich in der Stadt große Zwistigkeiten erhoben hätten; ein Theil des Volkes wollte die Flotte angreifen, andere aber weigerten sich,

k) A. d. 287 Seite.

sich, in diesen Meineid zu willigen; weil er aber den Ausgang noch nicht wußte: so rieth er ihnen, ihre Vorsicht zu verdoppeln.

Houtmann. 1596.

Houtmann stellete sich, als ob er nichts von dem wüßte, was zu Bantam vorgienge, und schickte zween von seinen Leuten zu dem Sabandar, unter dem Vorwande, daß sie nur etwas ausrichten sollten. In seinem Pallaste sahen sie sechzig Feuerröhre, die frisch geladen zu seyn schienen. Allein dieser Herr, gegen den sie deswegen ihre Verwunderung bezeugten, sagte zu ihnen, daß die Holländer seinetwegen ohne Kummer seyn sollten; diese Zurüstungen geschahen nur deswegen, um den Kaiser aus der Stadt zu verjagen; dieser Fürst hätte daselbst einen mächtigen Anhang; und der Hof finge schon an, zu befürchten, daß er sich davon Meister machen möchte. Er setzete hinzu, daß er ihnen gar sehr riethe, wachsam zu seyn: denn der Kaiser bestrebete sich nachdrücklich, den Adel dahin zu bewegen, daß er sich mit ihm vereinigen und sie angreifen sollte; und dieses wäre eine Warnung, die ihnen auch der Statthalter bereits ertheilet haben müßte; übrigens könnte der Adel nach den Begriffen des Wohlstandes, die bey diesem Volke eingeführet wären, sich nicht mit Ehren weigern, diesem Fürsten zu folgen, sondern würde dieser Unternehmung ohne Zweifel mit beytreten; so viel aber wäre gewiß, daß der Adel eine Losung unter sich haben, und sich in einer Entfernung halten würde, damit er von dem Geschütze nicht erreichet werden könnte *l*).

Gute Dienste des Sabandar.

Houtmann war allzuwenig von dem, was in dem Lande vorgieng, unterrichtet, als daß er die eigentliche Beschaffenheit dieses Staatsgriffes hätte einsehen können. Er blieb aber bey dem stehen, was ihn angieng, und urtheilete, daß der Kaiser sich durch das Anliegen der Portugiesen hätte bewegen lassen, und vermuthlich in der Hoffnung, eine ansehnliche Beute zu machen, den Entschluß gefasset hätte, die holländische Flotte anzugreifen. In der That erfuhr er auch nachgehends, daß die Portugiesen ihm vier tausend Stück von Achten für das Gebäude der vier Schiffe und die Ausrüstung derselben gebothen hatten. Sie hatten ihn zu überreden gewußt, daß es ihm, wenn er nur zwanzig Mann in jegliches Schiff brächte, alsdann leicht fallen würde, sich derselben zu bemächtigen, und das Schiffsvolk niederzumachen. Als er aber erfuhr, daß den Holländern sein Vorhaben nicht unbekannt war: so nahm er seine Zuflucht zu andern Mitteln, um es ins Werk zu richten. Er ließ ein großes Gastmahl anstellen, und die Hauptleute, Schiffer, Trompeter und Spielleute, die sich im Hafen befanden, dazu einladen. Auf seinen Befehl wurde bekannt gemacht, daß er sich ein Vergnügen mit den Fremden zu machen suchete. Allein die Holländer entschuldigten sich damit, daß sie mit ihrer Handlung beschäfftiget wären. Den 7ten, als den Tag vor dem Gastmahle, schickten sie einen Schiffsbedienten an ihn ab, und ließen ihn bitten, daß er nichts wider die Flotte unternehmen möchte; wenn er aber ja diesen Anschlag gefasset hätte: so würde er unfehlbar mit eben so viel Verlust als Schande zurück getrieben werden. Man ließ ihn auch bitten, daß er den falschen Beschuldigungen der Portugiesen, die nur aus Eigennutze redeten, keinen Glauben beymessen möchte. Er stellete sich, als ob er darüber in großes Erstaunen gerieth, und nicht wüßte, was man haben wollte. Er setzete hinzu, er hoffete morgen die Befehlshaber, die er eingeladen hätte, bey sich zu sehen, und glaubte nicht, daß sie ihm dieses Zeichen des Vertrauens und der Freundschaft abschlagen würden.

Zusammenverschwörung wider die Flotte.

Man wendet List an.

l) A. d. 289 Seite.

Houtmann. 1596.

Den 8ten schickte er eine Pirogue an Bord, um diejenigen abzuholen, die er einge- den hatte. Man antwortete, die meisten befänden sich nicht wohl, und wären zu die- Lustbarkeit nicht aufgeräumt. Zu gleicher Zeit führete man den Bethen mit Fleiß oben a- das Verdeck, wo die Waffen in sehr großer Anzahl hingen. Ueber diesen Anblick erschra- er dermaßen, daß er einige Zeitlang kein Wort reden konnte. Hierauf setzete er sich ni- der, und fragte, was die Absicht der Holländer wäre, und weswegen der Oberhauptma- ungehalten zu seyn schien? Man gab ihm aber keine weitere Erklärung. Er gieng fo- ohne etwas weiter zu sagen; und das Schrecken, in welches er in kurzem durch seine Na- richten die ganze Stadt setzete, verursachte, daß die Feinde der Holländer die Hoffnu- verlohren, daß sie ihre Schiffe würden angreifen können. Der Kaiser ließ seinen Vors- fahren, und ließ sich bey ihnen entschuldigen, sie auch so gar versichern, daß, wenn au- ein schlimmer Vorsatz wider sie gefasset worden wäre, er doch nicht den geringsten Anth- daran hätte. Sie erfuhren aber durch sichere Zeugen alle Umstände dieser erschrecklich- Zusammenverschwörung. Sie ließen sich indessen gleichwohl dadurch nicht hindern, ih- ein Geschenk zu überschicken, welches er auch annahm. Sein Verdruß oder andere Ur- chen bewogen ihn, den 11ten nach **Jacatra** aufzubrechen, welcher Ort nur zehn Seem- len von Bantam liegt.

Die Holländer schrecken ihre Feinde.

Goja Rajaan, ein türkischer Kaufmann.

Den 12ten fanden sich verschiedene türkische und arabische Kaufleute auf der Flo- ein. Darunter fand sich einer, mit Namen **Goja Rajaan**, der zu Venedig gewese- war, und italienisch sprach. Er versicherte den Oberhauptmann, daß er sich glückli- schätzen würde, wenn er mit ihm nach Holland, und von dar zurück nach Constantinop- seinem Vaterlande, gehen könnte: denn er zweifelte sehr, daß er durch **Achin** einen frey- Weg finden würde, weil der König alle Kaufleute anhalten ließe. Er erboth sich, all- seine Güter mit auf das Schiff zu bringen, und die Befehlshaber der Flotte zu Erben ei- zusetzen, wenn er auf dem Wege sterben sollte. Man antwortete ihm, er könnte sich no- vor Abgange der Flotte wegen dieses Vorhabens bedenken.

Erneuerung des Bündnisses.

Auf einer andern Seite schlug der Sabandar, der durch die Unruhe der Holländ- gerühret worden war, dem Oberhauptmanne eine Unterredung mit dem Statthalter vo- Und da er einigen Zweifel wegen der Gesinnungen des Hofes zu hegen schien: so erboth e- sich, daß er sich in seiner Abwesenheit zum Geisel stellen wollte. Dieses Erbiethen wu- nicht angenommen. Doch beharrete er darauf, daß er indessen, weil **Houtmann** un- **Robert Verhel** mit ihm ans Land stiegen, seinen ältesten Sohn zurück lassen wollte. Si- wurden von dem Statthalter wohl empfangen. Beyde Theile mußten einen Eid ableg- und schwören, daß sie einander nachdrücklichen Beystand wider alle Arten von Feind- leisten wollten. Der Kaiser war hievon selbst nicht ausgenommen. Nach einer so feyer- lichen Verbindung glaubten die Holländer, daß sie nunmehr im Stande seyn könnten, i- ren Feinden Trotz zu biethen. **Reiner** und zehn andere brachten verschiedene Waaren i- die Stadt, um daselbst den Grund zur Handlung zu legen. Man gab ihnen ein von St- nen aufgeführetes Haus, worinnen es an keiner Bequemlichkeit fehlete. Allein der S- bandar warnete sie, daß sie sich nicht ohne Unterschied mit den Einwohnern einlassen, un- nicht zu oft zu Leuten gehen sollten. Sonderlich empfahl er ihnen, daß sie keinen Um- gang mit dem Frauenzimmer pflegen sollten. Noch an eben diesem Tage zeigte ihnen ei- Javaner den Riß von ihren drey Schiffen und von der Pinasse, wie auch von den Flagge- auf

Sie errichten eine Factorey zu Bantam.

auf dem **Prinzen Moriz**, so, wie sie sich in der Rhede von Bantam zeigten. Ueber diesen Anblick erstauneten sie um so viel mehr, da sie im geringsten nicht geglaubt hatten, daß die Indianer gut malen oder zeichnen könnten *m*).

Houtmann. 1596.

Guter Rath, dem sie aber nicht folgen.

Einige arabische und chinesische Kaufleute bothen den Holländern Pfeffer an. **Houtmann** und der Schiffsrath glaubeten, der neue Pfeffer würde noch wohlfeiler seyn, und konnten sich daher nicht entschließen, sich dieses Anerbiethen zu Nutze zu machen, ob schon ein Portugiese, mit Namen **Pedro de Tayde**, der zu Malacca gebohren war, und nachdrückliche Merkmaale seiner Zuneigung gegen die Holländer gegeben hatte, ihnen rieth, es anzunehmen. Er stellete ihnen vor, jezo wäre der Pfeffer wohlfeiler, als er jemals gewesen wäre; bey der Ankunft der chinesischen Junken aber würde es gewiß nicht dabey bleiben. **Pedro de Tayde** war ein berühmter Lootsmann, der alle Küsten und Inseln von Ostindien besuchet, und Karten davon verfertiget hatte. Man wollte sich aber auf seine Erfahrung nicht verlassen, und zauderte so lange, daß man sich es endlich mußte reuen lassen, daß man die Gelegenheit versäumet hatte. Indessen waren der Statthalter, der Admiral und der Sabandar, mit einem zahlreichen Gefolge in die neue holländische Factorey gekommen, und hatten eilig einen großen Theil ihrer Waaren gekaufet, welche nicht eher bezahlet werden sollten, als nach der Erndte, und zwar nach dem Preise, um welchen der Pfeffer alsdann verkauft werden würde.

Die Portugiesen finden Eingang bey dem Statthalter.

Der Bewegungsgrund zu dieser Eilfertigkeit mag auch damals gewesen seyn, welcher es wolle: so ist doch dieses gewiß, daß die Eifersucht der Portugiesen nicht eingeschläfert wurde. Sie bliesen dem Statthalter beständig in die Ohren, daß die Holländer nur gekommen wären, um das Land auszukundschaften. Sie gaben zween Beweise davon an: erstlich, aus ihrer Aufführung sähe man deutlich, daß sie gar nicht gesonnen wären, einzukaufen; hernach, es wäre nicht möglich, daß sie aus einem so entfernten Lande, wie Holland wäre, mit so wenig Volke gekommen wären; und es wäre folglich sehr wahrscheinlich, daß sie Straßenräuberey trieben, und bey dem Angriffe eines Schiffes, welches sie hätten wegnehmen wollen, einen Theil ihrer Leute verlohren hätten. Sie sezeten hinzu, sie hätten in Lissabon sehr viel Flanderer und Holländer gesehen, fänden aber, daß die Leute auf der Flotte ihnen nicht gleich wären *n*). Durch diese listigen Vorstellungen wurde der Statthalter nach und nach auf einen Argwohn gebracht. Eine große Summe Geld, die man ihm anboth, wenn er mit **Houtmannen** brechen wollte, bestätigte dieselben noch nachdrücklicher. Jedoch both er den Holländern auf Abschlag desjenigen, was er ihnen für die Waaren schuldig war, einige Säcke Pfeffer an. Sie nahmen dieses Erbiethen an. Allein die Säcke wurden nicht ausgeliefert; und aus diesem Verfahren sahen sie, daß man sie nur durch falsche Hoffnung aufhalten wollte. Außerdem erfuhren sie täglich von **Tayden**, was wider sie angesponnen wurde.

Die Portugiesen begehen einen Meuchelmord.

Dieser ehrliche Lootsmann besuchte sie oft, und hegte solche freundschaftliche Gesinnungen, die ihm Vertrauen zuwege gebracht hatten. Und wenn er länger gelebt hätte, so würden sie, wie sie sich schmeichelten, wichtige Nachrichten wegen des indianischen Staates und Zustandes von ihm erhalten haben. Allein, der Statthalter erlaubte den Portugiesen, sich desselben zu entledigen. Sie drungen den 18ten August, an der Zahl sechzehn, in sein Haus, und erwürgten ihn auf eine barbarische Weise. Es wurde auch keine Untersuchung wegen dieser Mordthat angestellet *o*).

m) A. d. 292 Seite. *n*) A. d. 294 Seite. *o*) A. d. 295 Seite.

Houtmann. 1596.

Die Holländer gerathen in grausamen Eifer.

Indessen beschwerten sich die Befehlshaber der Flotte bey dem Statthalter darüber, daß er ihnen ihren Pfeffer nicht ausliefern wollte. Sie erkläreten sich gegen ihn ungescheuet, die Ehre eines Fürsten beruhete darauf, daß er seinem Versprechen nachkäme. In der Hitze ihres Zornes droheten sie ihm, daß sie vor die Stadt kommen, und sie in Brand stecken wollten. Hierauf ließen sie alle ihre Kaufmannsgüter nebst einigen Säcken Pfeffer, die sie gekauft hatten, einpacken, und macheten sich fertig, dieselben an Bord tragen zu lassen, als ob sie den Entschluß gefasset hätten, abzusegeln. Die Portugiesen hatten zwo Junken im Hafen, welche sie mit Nägelein und andern Kaufmannswaaren nach Malacca schicken wollten. Der Statthalter, der durch den Eifer der Holländer in Furcht gesetzt worden war, besorgete, sie möchten diese beyden Fahrzeuge wegnehmen, und der Statthalter in Malacca möchte hernach die Schadloshaltung dieses Verlustes von ihm fordern. Seine Unruhe wurde dadurch noch vermehret, da er hörete, daß sich die holländische Pinasse der Stadt genähert, und alle Theile des Hafens erforschet hätte. Houtmann hegte nur die Absicht, den Portugiesen Trotz zu biethen, und die Einwohner in Furcht zu setzen. Aus einer Unternehmung von solcher Beschaffenheit aber urtheilete man, daß die Gefahr so dringend wäre, daß alle javanischen Fahrzeuge, die sich auf der Rhede befanden, ihre Ankertaue kappeten, und sie gegen das Ufer treiben ließen. In kurzem erhielten die Holländer in der Factorey Nachricht, daß zu Jacatra große Zurüstungen gemachet würden, um die Flotte anzugreifen. Sie meldeten dieses den Befehlshabern, und ließen eine Summe Geld an Bord bringen, die sie von dem Statthalter zur Bezahlung für ihre Waaren empfangen hatten.

Houtmann wird in Verhaft genommen.

Ungeachtet dieser Nachricht besaß Houtmann die Kühnheit, sich mit einem Gefolge von sieben Mann zu dem Statthalter zu verfügen. Kaum war er aber in den Pallast hinein getreten, so ward er mit allen seinen Leuten in Verhaft genommen, weil er sich in der Hitze seiner Rede gerühmet hatte, daß er die beyden Junken wegnehmen könnte. In eben dem Augenblicke ließ der Statthalter den Holländern in der Factorey anbefehlen, sie sollten sich nicht hinweg begeben. Doch ließ er ihnen die Versicherung geben, daß sie nichts zu befürchten hätten, und daß er nur durch die trotzigen Reden des Hauptmanns aufgebracht worden wäre.

Die Holländer brauchen Gegengewalt.

Da die Befehlshaber auf der Flotte die Schaluppe nicht zurück kommen sahen: so merkten sie, daß einige Unordnung vorgegangen seyn müßte. Ihr Zweifel wurde aber gar bald gehoben, da sie den Dolmetscher des Statthalters ankommen sahen. Dieser hatte sich mit einem von den Holländern aus der Factorey und einem Gefolge von neun Leibeigenen an Bord begeben, und meldete ihnen, daß der Hauptmann nur deswegen in Verhaft genommen worden wäre, damit man der Vollstreckung seiner Drohungen vorbeugen möchte; daß er aber wiederum in Freyheit gestellet werden sollte, wenn die beyden Junken abgegangen seyn würden. Allein, diese Erklärung schien so verdächtig zu seyn, daß man in dem Schiffsrathe den Entschluß fassete, den Dolmetscher und die Leibeigenen in Verhaft zu nehmen, zween ausgenommen, welche zu dem Statthalter zurück geschickt wurden, und ihm gleichfalls melden sollten, daß er nicht hoffen dürfte, seine Leute eher wiederum in Freyheit zu sehen, als bis er den Hauptmann auf freyen Fuß gestellet haben würde. Dieser Herr war gleich bey dem Sabandar zu Gaste, als er diese Nachricht erhielt. Nach Anhörung derselben stund er plötzlich auf, und schwur, wenn sein Dolmetscher nicht noch vor

Wie sie dem Dolmetscher des Statthalters begegnen.

Unter-

Untergange der Sonne frey gelassen würde: so wollte er alle Gefangene, die in seinen Händen wären, hinrichten lassen. Man ermangelte nicht, **Houtmannen** solches zu hinterbringen, und dieser schrieb sogleich an die Befehlshaber der Flotte, daß es ihm nothwendig zu seyn schien, den Dollmetscher wiederum in Freyheit zu setzen. Sein Brief wurde von dreyen Leibeigenen überbracht. An diese lieferte man sogleich zween von den gefangenen Leibeigenen aus, und entschuldigte sich, daß man den Dollmetscher nicht mit zurück schicken könnte, weil die Witterung sehr schlimm, und das Boot sehr klein wäre. Nach reiflicher Ueberlegung aber ließ man ihn doch den folgenden Tag ans Land setzen. Houtmann. 1596.

Man war bey der Art, wie man ihn gefangen genommen hatte, nicht klüglich genug verfahren. Die erste Bewegung des Schiffsvolkes war so heftig gewesen, daß er glaubte, man drohete ihm mit dem Tode, und daß sich auch so gar einige von seinen Leuten aus Furcht in die See stürzeten. Nachgehends schlug man ihn in Fesseln, und seine Unruhe dauerte die ganze Nacht hindurch. Die Zufriedenheit aber, die er hernach darüber empfand, daß er sich wiederum in Freyheit sah, bewog ihn, den Statthalter dahin zu bringen, daß er die Schaluppe mit fünf gefangenen Holländern wiederum an Bord gehen ließ, und gestattete, daß die Handlung fortgesetzet werden möchte. Allein die Befehlshaber auf der Flotte überschickten nur eine kleine Summe, und einen einzigen Mann, welcher Befehl erhielt, die übrigen Gefangenen zu ermahnen, daß sie ihr möglichstes thun sollten, um sich in Freyheit zu setzen, weil die Schiffe anfingen, an Wasser Mangel zu leiden, und es daher unmöglich wäre, daß sie länger auf der Rhede vor Anker liegen könnten. Dieser Bothe wurde nebst den übrigen zurückbehalten, unter dem Vorwande, da er allein, und ohne Waaren gekommen wäre, so müßte hinter seiner Abschickung eine List verborgen seyn. Die Befehlshaber wurden durch diese neue Beleidigung aufgebracht, und fanden ein Mittel, den Gefangenen zu wissen zu thun, daß sie gesonnen wären, sich der Stadt zu nähern, und sie in Grund zu schießen. **Houtmann** antwortete ihnen, wenn sie es also auf das äußerste kommen lassen wollten, so wäre es um alle Holländer geschehen, die sich zu Bantam befänden. Die Holländer in der Factorey schickten auch täglich Wasser, und andere Erfrischungen an Bord, um den Schiffsrath von einem Entschlusse abzuhalten, der ihnen zum Verderben ausgeschlagen seyn würde *o)*.

In einer so dringenden Noth wurde ein allgemeiner Schiffsrath den 4ten des Herbstmonats auf dem **Moriz** versammelt. Man berathschlagte sich lange, und beschloß endlich, an den Statthalter zu schreiben: wenn er den Hauptmann und alle seine Leute, nebst ihren Gütern, nicht in Freyheit setzete: so würde man sich, vermöge der Vollmacht des Prinzen Moriz, und vermöge des Vertrages für berechtiget halten, sich aller Macht, die man in Händen hätte, zu bedienen, und Gegengewalt zu brauchen *p)*. Dieser Brief wurde durch einen Fischer überschickt, dem sie einige kleine Spiegel zum Bothenlohne gaben, und welcher versprach, ihn zu überliefern. Die Holländer machen den Anfang zu Feindseligkeiten.

Den 5ten, nachdem sie bis zu Mittage vergeblich auf eine Antwort gewartet hatten, näherten sie sich der Stadt, und ankerten in einer Tiefe von drey Klaftern. Die Schaluppen wurden bewaffnet. Die Schaluppe des **holländischen Löwen** wurde mit dreyzehn Mann besetzet, und rückte gegen eine Junke an. Sie warf einen Haken hinein, und bemächtigte sich derselben. Man fand darinnen nur vierzehn portugiesische Leibeigene, die keinen Widerstand thaten, und nur um ihr Leben fleheten. Die Junke wurde sogleich an die Sie nehmen verschiedene Junken weg.

o) A. d. 299 Seite.

p) A. d. 300 Seite.

Houtmann. 1596.

die Schiffe gebracht, ohne daß sich jemand unterfangen hätte, sich dawider zu setzen, ob schon diese Unternehmung vor den Augen einer großen Menge von Einwohnern geschah. Die Schaluppe des Moriz enterte noch eine andere Junke, die eben so wenig Widerstand that, als die erstere. Die Pinasse rückte gegen eine dritte an: allein die Portugiesen, denen sie ebenfalls zugehörete, fasseten den Entschluß, sie anzuzünden, und verbrannten sie bis aufs Wasser. Die Pinasse griff noch eine andere an, und bemächtigte sich derselben. Man fand darinnen, wie in der zweyten, nichts, als Reiß, Cocosnüsse und andere Lebensmittel von geringem Werthe. Die Ladung der erstern bestund aus zwanzig Tonnen Würznelken, sechs und zwanzig Tonnen langen Pfeffer, Benzoin, und andern Waaren. In der andern befanden sich Leibeigene. Die verbrannte war weit mehr werth. Sie enthielt nach dem Berichte der Leibeigenen funfzig Tonnen Würznelken, und verschiedene kostbare Waaren, wovon man aber der Geschwindigkeit des Feuers nichts hatte entreißen können q).

Die gefangenen Holländer werden zum Tode geführet.

Der Brief des Schiffsrathes war von dem Fischer einem Holländer in der Stadt überliefert worden; und dieser hatte ihn dem Sabandar überbracht. Den folgenden Tag versammelte sich der javanische Rath. Allein mitten unter seinen Berathschlagungen erfuhr er, daß die Schiffe vor der Stadt Anker geworfen, und sich bereits einiger Junken bemächtiget hätten. Der Statthalter gab in der ersten Hitze seines Zornes dem Sabandar Befehl, alle Holländer in der Factorey gefangen nehmen zu lassen. Sie wurden in den Pallast gebracht, und von hier, nebst den alten Gefangenen, an den Ort abgeführet, wo die Missethäter öffentlich hingerichtet werden.

Man schenket ihnen das Leben.

Alles schien ihnen ein erschreckliches Urtheil anzukündigen. Ein neuer Befehl aber vertrieb ihre Furcht. Sie wurden anfangs in die Häuser einiger Chinesen vertheilet. Vermöge eines dritten Befehles endlich, der mit nicht geringerer Geschwindigkeit ertheilet wurde, brachte man sie wiederum in ihre Gefängnisse q). Houtmann schrieb an den Schiffsrath, und bath ihn, daß er mit mehrerer Mäßigung verfahren möchte. Er setzte hinzu, man hätte ihm Hoffnung gemacht, daß man ihn, wenn die Junken nicht geplündert wären, wiederum in Freyheit setzen würde. Nebst seinem Briefe erhielten die Befehlshaber auf der Flotte auch einen von dem Statthalter. Dieser bath, daß die Feindseligkeiten eingestellet werden möchten, und versprach unter dieser Bedingung, daß er morgen die Gefangenen zurück schicken wollte. Sie schickten ihm eine Antwort zu, ermahneten ihn aber mit nachdrücklichen Worten, sein Versprechen zu erfüllen, und droheten ihm, daß sie sich, wenn er demselben zuwider handelte, der Stadt noch weiter nähern, und sie in die Asche legen würden. Zur Vollstreckung ließen sie ihm Zeit bis zu Ende des großen Marktes in Bantam, der täglich Vormittage gehalten wird.

Streit zwischen den Holländern, und den Javanern.

Den folgenden Tag erwartete man geruhig das Ende des großen Marktes. Weil man aber keine Nachricht aus der Stadt erhielt: so besorgte man, die Einwohner möchten diese Zeit angewendet haben, um sich zur Gegenwehr zu rüsten. In dieser Besorgniß wurde die Pinasse, nebst einer Schaluppe, die mit acht und zwanzig Mann besetzet war, auf eine Junke losgeschicket, die man hinter einer Insel fahren sah. Sie wurde geentert und in Grund gebohret. So bald die Einwohner, deren sich eine große Anzahl am Ufer befand, die Junke sinken sahen: so warfen sie sich in zwanzig Piroguen, wovon jegliche funfzig Mann halten konnte. Sie waren mit langen Piken, Säbeln, runden Schilden, Wurfspießen, und einigen Feuerröhren, bewaffnet. Alle diese Piroguen stelleten sich in einer

q) A. d. 301 Seite. r) Eben daselbst.

nen halben Mond, und rückten gegen die Pinasse an. Diese hatte viel Mühe, sich geschwind genug zu wenden, um ihren ersten Anfall auszuhalten. Nachdem sie sich aber mit Hülfe der Schaluppe glücklich los gemacht hatte: so erwartete sie die Piroguen bis auf einen Canonenschuß. Nunmehr machten die Holländer auf beyden Fahrzeugen ein so starkes Feuer, daß sie einige davon in Grund schossen, und über hundert Javaner tödteten, oder verwundeten r). Indessen konnten sie doch nicht verhindern, daß nicht die Feinde, durch die verschiedenen Bewegungen der Piroguen, so nahe gekommen wären, daß sie das Tau, womit die Schaluppe an die Pinasse befestigt war, zerhauen konnten. Die Javaner sprangen in die Schaluppe, und fochten darinnen mit einer außerordentlichen Herzhaftigkeit. Sie waren so listig, und stießen ihre Piken in die Schießlöcher der Pinasse, welches den Feuerwerkern viel zu schaffen machete. Man gab ihnen aber so grausame Lagen aus den Flinten, daß dadurch eine große Anzahl von ihnen getödtet wurde. Die übrigen wußten nicht, wo sie ihre Verwundeten hin thun sollten, und befanden sich in einer Verwirrung, welche sie nöthigte, sich zurück zu ziehen. Die Pinasse jagte ihnen nach, und verfolgte sie bis ans Ufer. Die drey Schiffe waren indessen in den Eingang des Hafens gerücket, und schossen die Stadt mit ihrem Geschütze zu Grunde s).

Die Javaner ziehen sich mit Verlust zurück.

Also trugen die Holländer den Sieg davon, und ihre Feinde zogen sich sehr gedemüthigt wieder hinter ihre Mauern. Der Statthalter richtete nunmehr seinen Zorn wider die Gefangenen, und diese wurden sogleich zum Tode verdammet. Die Vollstreckung dieses Urtheils wäre nicht aufgeschoben worden, wenn man im Rathe wegen der Art der Todesstrafe hätte einig werden können. Einige wollten, man sollte sie an Pfähle binden, und daselbst mit Pfeilen durchbohren. Andere riethen, man sollte sie in eine Canone laden, und noch andere verlangeten, man sollte sie mit Dolchen durchstechen. Wegen dieses Streites der Meynungen wurde ihr Tod bis auf den folgenden Tag aufgeschoben. Indessen horete das Feuer auf der Flotte bis zum Anbruche des Tages nicht auf, und viele Einwohner wurden dadurch verwundet. Eine Kugel, die in den königlichen Pallast fiel, setzete vollends alles in Schrecken, und trug vieles zur Befreyung der Gefangenen bey.

Den Gefangenen wird der Tod gedrohet.

Man bath Houtmannen, an Bord zu schreiben, und in die Befehlshaber zu dringen, daß sie nicht allein mit dem Feuer aufhören, sondern sich auch von der Stadt entfernen sollten, wenn sie ihn nicht am Ufer an einen Pfahl gebunden, und mit Pfeilen durchbohret sehen wollten. Er setzete hinzu, man machte große Zurüstungen, um die Schiffe mit offenbarer Gewalt, und durch allerhand Arten von List anzugreifen; die Einwohner hätten, ohne daß sie außerhalb ihren Mauern Hülfe suchen dürften, genug Kriegesleute, um dieses zu unternehmen; von den vornehmsten Herren, dergleichen der Statthalter, der Sabandar, der **Tommongton** und verschiedene andere wären, hätte jeglicher zu seiner Leibwacht über dreyhundert Mann, an deren Leben ihnen wenig gelegen wäre, und die sie gern der Gefahr aussetzen würden; endlich müßte man, allem Vermuthen nach, besorgen, daß die Gefangenen nach Malacca geführet, und den Juden ausgeliefert würden; und dieses Unglück würde unter allen übrigen das größte seyn t).

Furcht Houtmanns.

So ernstliche Vorstellungen bewogen sie, sich von dem Ufer zu entfernen. Andere Briefe versprachen Houtmannen die Freyheit, wenn man für seine Auslösung dreytausend Stück von Achten bezahlen wollte. Sie gaben zugleich zu verstehen, daß die Portugiesen selbst alles mögliche thäten, um seine Freyheit zu erhalten. Es fiel nicht schwer, die Ursache

Friedensunterhandlungen.

r) A. d. 302 Seite.

s) A. d. 302, 303, 304.

t) A. d. 304, 305.

Houtmann. 1596.

sache dieser Veränderung zu errathen. Sie thaten es aus Verlangen, ihre Junken wie-
der zu bekommen, die ihnen zugehöreten, und welche sie gern für die Gefangenen aus-
set gesehen hätten. Allein der Statthalter hatte ihnen geantwortet, daß dieses Staats-
fangene wären; und daher glaubten die Holländer, sie könnten daraus den sichern Sch-
machen, daß man ihre Freyheit für eine Summe Geldes erhalten würde.

Brief des Statthalters.

Der Statthalter schrieb selbst, daß er in ihre Befreyung willigen könnte, wenn m-
die Feindseligkeiten einstellen wollte; wenn man aber den Krieg hartnäckig fortsetzete,
würde die Rache auf sie fallen. Einige Nachrichten melden, er habe noch hinzugese-
„Wenn die Holländer einen Krieg anfangen wollten: so würde er sich deswegen kei-
„Kummer machen, sondern sich in den Stand setzen, ihnen entgegen zu gehen. Ver-
„geten sie aber den Frieden, so willigte er auch darein, und wäre bereit, alle Bedingun-
„des Vertrages zu erfüllen: man könnte ihm nicht einmal vorwerfen, daß er ihm,
„hieher zuwider gehandelt hätte; und wenn er auch einige Holländer hätte gefangen n-
„men lassen, so wäre er durch ihre trotzigen Drohungen dazu bewogen worden; und d-
„um so vielmehr, da seine einige Absicht gewesen wäre, sich ihrer bis zur Abfahrt
„Junken zu versichern; wenn man an den Waaren dadurch einigen Verlust erlitten hä-
„so wäre er erböthig, den Schaden zu ersetzen, und das erhaltene Geld wieder zu ers-
„ten, oder um so viel Pfeffer dafür zu geben; er hegete nicht den geringsten Haß w-
„die Holländer; alles Uebel rührete von denen besondern Streitigkeiten her, die sie mit ei-
„gen Einwohnern gehabt hätten; und die erste Quelle davon wären falsche Berichte, u-
„die Bosheit der Portugiesen *u*).„

Antwort des Schiffsraths.

Der Schiffsrath gab zur Antwort, er verlangete nur den Frieden, und wäre ber-
sich wegen des Verlustes, den die Junken erduldet haben möchten, zu einer Schadlos-
tung zu verstehen. Der **Moriz** und der **Holland** ließen auch noch vor Ende dieses Ta-
die beyden Junken, deren sie sich bemächtiget hatten, ans Ufer treiben, nachdem sie zuvor d-
jenige, womit sie sich befriedigen konnten, daraus hinweg genommen hatten. Die Ei-
wohner, welche dieses sahen, näherten sich auch denselben, ohne Verzug in ihren Pirog-
und machten sich Meister davon.

Die Holländer lichten den Anker.

Nachdem die Holländer, durch eine so freywillige That, ihre Neigung zum Frie-
zu erkennen gegeben hatten: so lichteten sie den 13ten den Anker, um frisches Wasser
suchen. Auf der Küste war zwar kein Mangel an Wasser: allein sie besorgeten, es wü-
nicht sicher seyn, sich derselben zu nähern, weil der Statthalter eine starke Wache an d-

Schicksal der Gefangenen.

Flüsse hin gestellet hatte. Sie entschlossen sich, nach Sumatra zu segeln. So bald sie
Rhede verlassen hatten, vertheilete man die Gefangenen in der Stadt unter diejenigen,
in dem letzten Gefechte, einige von ihren Leibeigenen verlohren hatten. Man lag ihnen
daß sie ihren Glauben fahren lassen sollten, und brauchte so gar Gewalt hierzu: allein
widersetzten sich so standhaft, daß man endlich aufhörete, sie damit zu peinigen.
Portugiesen gaben täglich Bittschriften bey dem Rathe ein, und wollten sie für eine Su-
me Geld kaufen. Sie bothen vier tausend Stück von Achten *x*), welches ein ansehnli-
Geld für neun Holländer war. Allein ihr Ansuchen ward ihnen völlig abgeschlagen.

Die Flotte kömmt wiederum auf die Rhede von Bantam.

Die Flotte zeigte sich wiederum auf der Rhede, nachdem sie zu Sumatra Wa-
eingenommen hatte. **Houtmann** erhielt Erlaubniß, an seine Befehlshaber zu schreib-
Er bath sie nicht nur, daß sie sich nicht der Stadt Bantam nähern, und daß sie
Fei-

x) A. d. 305, 306 Seite. *y*) A. d. 308 Seite.

Feindseligkeiten einstellen sollten: sondern auch, daß sie selbst an den Statthalter schreiben, und ihm wegen Auslösung der Gefangenen billige Bedingungen vorschlagen möchten. Dieses war der einzige Weg, den man noch ergreifen konnte. Vier holländische Schiffe konnten, in dem Zustande, worein sie durch die Beschwerlichkeiten einer langen Schiffahrt, bereits versetzet waren, ohne eine blinde Verwegenheit, nicht hoffen, einem ganzen Volke Gesetze vorzuschreiben, oder den Statthalter in seinen Mauern zu zwingen.

Houtmann. 1596.

Nach verschiedenen Vorschlägen wurde man, den 11ten des Weinmonats, über folgende drey Puncte einig: „Die Holländer sollten zwey tausend Stück von Achten bezahlen, „und hierauf sollten die Gefangenen sogleich die Freyheit erhalten, an Bord zu gehen.„ „2) Was von beyden Theilen weggenommen worden wäre, sollte in den Händen der Besitzer verbleiben, und als eine rechtmäßige Vergeltung angesehen werden. 3) Man sollte „ein neues Bündniß schließen, und die Handlung sollte mit beyderseitigem Zutrauen wieder hergestellet werden.„ Noch an eben diesem Tage schickte der Statthalter zween Geisel auf die Flotte. Der eine war ein chinesischer Edelmann, der über hundert Leibeigene hatte. Der andere war der Herr des Hauses, worinnen die Holländer ihre Factorey angelegt hatten. Der Schiffsrath hingegen überschickte noch vor Abend tausend Stück von Achten; und die übrige Summe sollte morgen bezahlet werden z).

Man vergleicht sich wegen eines Vertrages.

Dieser glückliche Tag gab wiederum die schönste Hoffnung zur Ruhe und Freundschaft. Man überbrachte den Holländern allerhand Erfrischungen. Sie erhielten auch Erlaubniß, in die Stadt zu kommen, und sich dergleichen einzukaufen. Sie machten sich diese Zeit zu Nutze, und kauften zu verschiedenenmalen Pfeffer und Muscatennüsse. Es entstunden aber gar bald wiederum neue Streitigkeiten wegen der Auflage von zweyhundert Stücken von Achten, die der Statthalter für jedes Schiff forderte. Diese Streitigkeit würde an sich selbst nicht vermögend gewesen seyn, das gute Verständniß zu unterbrechen. Allein es langte indessen ein portugiesischer Gesandter aus Malacca an, der dem Statthalter zehn tausend Stück von Achten, nebst andern Geschenken überbrachte, und ihn dadurch zu bewegen suchte, daß er den Holländern den Weg zur Handlung versperren möchte. Da diese Gunst theuer genug erkauft wurde: so konnte er sie ihnen, für einen solchen Preis, nicht abschlagen. Der Statthalter vergaß alle seine Versprechungen, und wendete vor, der Adel des Landes sähe die Holländer nicht gern, und wollte nicht zugeben, daß sie länger an dieser Küste blieben. Sie hatten sich in Unterhandlungen mit den Hauptleuten derer beyden Junken eingelassen, die mit Muskatennüssen beladen waren, von den bandaischen Inseln herkamen, und dem Herrn ihres Hauses zugehöreten. Der Kauf war fast zu Ende: der Statthalter verboth ihnen aber, denselben zu schließen a).

Neue Gelegenheit zum Streite.

Dieses Verboth sah man als die Losung zum Hasse, und zur Unterbrechung des Handels an. Der Schiffsrath ließ alle Holländer, die sich auf dem Lande befanden, an Bord zurück rufen. Der Sabandar und alle ihre Freunde, warneten sie sogar, wenn sie nicht wollten gefangen, und vielleicht den Portugiesen ausgeliefert werden: so sollten sie sich eilig hinweg begeben, und nicht mehr ans Ufer kommen. **Houtmann** ließ die vornehmsten Güter wegschaffen, und dasjenige, was von geringerer Wichtigkeit war, verbrennen. Ungeachtet dieser Eilfertigkeit aber fiel es ihm dennoch schwer genug, sich einzuschiffen, weil es schon späte war, und einige Portugiesen ihn anfallen wollten, weil das Schiff des Abgesandten vor dem Hafen lag. Indessen wehrete er sich so muthig, daß er sich endlich einen

Die Holländer werden gezwungen, Bantam zu verlassen.

z) A. d. 310, 311 Seite.

a) A. d. 311 Seite.

einen Weg öffnete. Einer von seinen Factoren, der in der Stadt geblieben war, konnte sich nicht anders retten, als durch Hülfe eines ehrlichen Chinesen, der ihn durch sieben Leibeigene, wovon jeglicher mit einer Pike und einem Feuerrohre bewaffnet war, zwischen zwo Matten an Bord bringen ließ; ob man ihm schon hundert und zwanzig Stück von Achten gebothen hatte, wenn er ihn an die Portugiesen ausliefern wollte. Den folgenden Tag kam ein Leibeigener, der den Holländern günstig war, und sich in einen freyen Menschen verkleidet hatte, auf die Flotte, und meldete ihnen, daß man verschiedene von ihren Anhängern eingezogen hätte, sonderlich einen gewissen Antonio Sylveiro, der ihnen beträchtliche Dienste geleistet hatte; daß man ihn mit der Todesstrafe bedrohete, und daß man zugleich große Zurüstungen machte, um die Flotte anzugreifen *b)*.

Sie fangen die Feindseligkeiten von neuem an.

Man versammelte sogleich auf dem Moriz einen allgemeinen Schiffsrath; und aus Unwillen über so viele Beleidigungen fassete man den Entschluß, Rache deswegen auszuüben. Die vier Schiffe näherten sich der Stadt Bantam, und nahmen sogleich zwo Junken weg, die mit Muscatennüssen und Muscatenbluhmen beladen waren, welche sie an sich handeln wollten. Sechzig Leibeigene, die in einer von diesen beyden Junken waren, und von dem Vergleiche ihres Herrn mit den Holländern nichts wußten, machten einige Bewegungen, und wollten sich zur Wehre setzen. Auf die erstern Flintenschüsse aber stürzeten sie sich in die See, und entkamen durch schwimmen. Zwo bewaffnete Schaluppen rückten auch gegen die Schaluppe des portugiesischen Schiffes an: sie entkam ihnen aber. Man nahm noch einige andere Junken weg, und die vier Schiffe zogen sich nicht eher zurück, als bis sie ein erschreckliches Feuer auf die Stadt gemacht hatten.

Der Kaiser schlägt ihnen vor, daß sie sich zu ihm schlagen sollen.

Indessen erhielt man Nachricht, daß die Einwohner mit ihren Zurüstungen fortführen; daß sie von den Portugiesen dazu angereizet würden; daß diese ihnen Beystand versprächen, und den Kaiser hätten bitten lassen, daß er nach Bantam kommen, und ihren Anhang verstärken möchte. Dieser Fürst, der für tapfer gehalten wurde, lag damals mit sechs oder sieben Barken, die mit hundert und funfzig Mann besetzet waren, vor einer kleinen Insel in der Bay, mit Namen Pulo Dua. Er antwortete, da er zu Bantam so vielen Schimpf erduldet hätte: so könnte er nicht mit Ehren dahin zurück gehen. Damit er auch in Ansehung der Holländer diese Antwort bekräftigen möchte: so bath er sie, sich zu ihm zu schlagen, und mit ihm die Stadt anzugreifen. Einige von seinen Leuten, die er, mit einem Geschenke von Federviehe auf die Flotte schickte, verlangeten ein sicheres Geleite, und gaben zu verstehen, daß er gesonnen wäre, selbst zu kommen. Den 4ten des Wintermonats fand er sich auch in der That ein. Allein dieser Besuch war den Holländern verdächtig *c)*. Doch erzähleten sie ihm alles, was seit seiner Abreise von Bantam vorgegangen war, und verhehleten ihm auch nicht die Absicht, die man ihm zugeschrieben hatte, daß er sie hätte überrumpeln und angreifen wollen. Er antwortete, es wäre ihm nicht unbekannt, daß man ihn zu Bantam hassete; diese Beschuldigung wäre eine bloße Verleumdung; er wäre auch aus Jacatra verjaget worden; wenn aber die Holländer ihre Macht mit der seinigen verbinden wollten: so verzweifelte er nicht, daß man nicht diese beyden hochmüthigen Städte würde demüthigen können.

Ursachen, weswegen die Holländer ab-

Houtmann erwog, daß von dieser Unternehmung eben so wenig Nutzen, als Ehre zu erwarten stünde *d)*; wenn man auch voraus setzete, daß die Holländer ein außerordentliches

b) A. d. 313, 314, 315 Seite.

c) A. d. 316 Seite.

d) A. d. 317 Seite u. f.

e) Man sehe weiter unten die Beschreibung dieser Insel.

liches Niedermetzeln unter den Einwohnern anrichteten, so müßten sie dabey doch nothwendig auch einige von ihren Leuten verliehren; und bey der Ungewißheit dessen, was ihnen begegnen könnte, und da sie so weit von ihrem Vaterlande entfernet wären, müßte die geringste Verminderung ihrer Macht für sie ein beträchtlicher Verlust seyn. Diese Betrachtung bewogen sie, den Anker zu lichten.

Houtmann, 1596.

reisen, ohne Rache auszuüben.

Houtmann näherte sich einem Flusse, mit Namen Tanjun java, acht Meilen gegen Osten von Bantam, unter der Anführung eines Guzuraters, eines Lootsmanns, welcher der Küsten wohl kundig war, und Abdul hieß. Dieser Fluß ist an der westlichsten Spitze der Bay von Jacatra, hinter einigen Inseln. Indem die Holländer daselbst vor Anker lagen, bemerkten sie, daß die größte Länge der Insel Java von Osten gegen Westen ist; daß sich daselbst Buchten und Meerbusen befinden, worein verschiedene Flüsse fallen, und an welchen man verschiedene Dörfer sieht; daß die meisten von diesen Meerbusen Untiefen und Sandbänke haben, sonderlich vor Punctan und Tanhara, welches sehr volkreiche Dörfer sind e).

Fluß Tanjun

Den 13ten langete man vor Jacatra an. Das Land ist hier niedrig und eben, mit vielen Inseln umgeben, und hat verschiedene Buchten an der Küste. Man sah so gleich eine große Anzahl Piroguen erscheinen, wovon die meisten mit Erfrischungen beladen waren. Eine darunter führete den Sabandar, und dieser erboth sich selbst zu aller Hülfe, welche die Stadt der Flotte leisten könnte. Damit er auch die Holländer um so vielmehr zu gutem Vertrauen anfrischen möchte: so wollte er selbst, als Geisel da bleiben; und indessen sollten sie einige von ihren Leuten ans Land schicken.

Die Flotte ankert vor Jacatra.

Die Stadt bestund ungefähr aus drey tausend Häusern, und mitten hindurch gieng ein schöner Fluß. Das Land war mit Gewässern unterbrochen, und außerordentlich fruchtbar f). Weil aber die meisten Einwohner, bey Erblickung der Holländer, die Flucht ergriffen hatten: so sah Houtmann wenig Wahrscheinlichkeit vor sich, daß er mit so wilden Leuten würde handeln können; und zwar um so vielmehr, da er wohl wußte, daß alle Kaufmannsgüter aus der Stadt, und den benachbarten Orten, nach Bantam verführet würden. Doch wurde den beyden Factoren, die dahin gekommen waren, in dem Hause des Sabandar, sehr höflich begegnet. Der König selbst begab sich den 16ten, da er von der Anlangung der Flotte Nachricht erhielt, in Begleitung einiger Herren, an Bord. Er war schon sehr bejahret. Nachdem er das Schiff, worein er gestiegen war, besehen hatte: so dankte er den holländischen Befehlshabern für die Ehre, die sie seinen Staaten erzeigten, und versprach ihnen seinen Schutz. Durch dieses höfliche Bezeugen ließen sie sich aber dennoch nicht abhalten, wieder unter Segel zu gehen.

Zustand dieser Stadt.

Sie fuhren verschiedene Wege, bis den 2ten des Christmonats, da sie über einer Stadt mit Namen Tubaon, ankerten. Diese Gegend des Landes ist sehr bergicht, und kann leicht an einem hohen Berge erkannt werden, den man entdecket, wenn man von Westen gegen Osten zu segelt. Er hat die Gestalt eines Hutes mit einem großen Rande, und auf dem Gipfel desselben steht ein großer Baum, der sich von allen übrigen unterscheidet. Dem Berge gegen Westen findet man einen großen Meerbusen, der einem Flusse sehr ähnlich ist. Auf eben dieser Straße, längst an der Küste hin, sieht man einen andern Meerbusen, wo die Holländer ankerten g).

Stadt Tubaon.

f) Jedermann weis, daß Jacatra jetzo Batavia ist. Die Beschreibung wird man in Graafs Reise finden.

g) A. d. 221, 222.

Houtmann. 1596.

Kaum hatte man sich dem Lande genähert: so kam eine Pirogue an Bord des Amsterdam, und fragte im Namen der Einwohner, woher die Flotte käme? Man empfi[ng] diejenigen höflich, die sich darinnen befanden; und weil die Witterung sehr unangeneh[m] war, so bath man sie, daß sie bis den folgenden Tag am Borde bleiben möchten. Sie hatten einige Spezereyen zu verkaufen. Man erfuhr von ihnen, daß auf der Küste drey nicht weit von einander entfernte Städte lägen, worunter **Tubaon** die beträchtlichste wäre. Di[e] Namen der beyden andern sind **Cidajo** und **Surbaja**. Das Land ist sehr bergicht, un[d] kann an drey langen schwarzen Bergen erkannt werden, deren Gipfel platt ist, wie ein[e] lange Tafel. Die Portugiesen nennen sie **Asmesas de Tubaon**; die Malayer ab[er] **Batto Cillinh**. Drey Meilen von dem Meerbusen liegt eine andere Stadt, mit Namen **Joartam**. Die Handlung ist hier ziemlich blühend, weil viele Junken nach de[n] **moluckischen** Inseln, nach Amboina, und nach Banda abgehen, und mit ihrer Ladung na[ch] **Bantam** zurück segeln.

Drey nicht weit von einander entfernte Städte.

Auf die Einladung der Leute in der Pirogue schickte man einen Mann vom Amster**dam** nebst dem Lootsmanne **Abdul**, der sehr gut portugiesisch, malayisch und javani[sch] sprach, ans Ufer. Nachdem sie ans Land gestiegen waren, führete man ihnen zwey Sa[t]telpferde zu, auf welchen sie in die Stadt reuten sollten. Da indessen ihre Führer merkten, daß **Abdul** nicht von Java gebürtig war: so fragten sie ihn, wo er her wäre? E[r] antwortete aufrichtig, daß er von Bengala gebürtig wäre, und seinen Aufenthalt zu Bantam hätte. Man wollte ihn in Verhaft nehmen, um dadurch zu verstehen zu geben, da[ß] die Einwohner des Landes mit dieser Stadt in keinem guten Vernehmen stünden, wid[er] deren Statthalter sie auch tausenderley Schmachreden ausstießen. Sie wurden aber wi[e]derum besänftigt, da sie höreten, daß er sich freywillig auf die holländische Flotte begeb[en] hätte. Sie machten mit einander ihre Aufwartung bey dem Könige. Dieser empfi[ng] sie sehr wohl, und versprach, nicht allein die holländischen Schiffe zu besuchen, sondern au[ch] Geisel dahin zu bringen, damit auf einmal ein gutes Zutrauen zuwege gebracht würde. Hierauf zeigte er ihnen einen Haufen Nägelein, der etwan sechzig Tonnen betrug, un[d] welchen er für einen billigen Preis verkaufen wollte. Der Name dieses Fürsten wa[r] **Lella** *h*).

Mistrauen der Einwohner.

Unter den Leuten auf der Pirogue, welche die Holländer gebethen hatten, ans Land z[u] steigen, befand sich ein portugiesischer Renegate, der im funfzehnten Jahre seines Alters z[u] Malacca gefangen, und vor siebzehn oder achtzehn Jahren nebst einigen andern Portugiesen nach Java geführet worden war. Er hatte sich in so großes Ansehen im Lande gesetzt, daß er zu Surbaja zwey tausend Mann zu seinem Befehle hatte. Seine Höflichkeit un[d] seine Anerbiethungen schienen so gezwungen zu seyn, daß sie Mistrauen erregten. Man argwohnete, die Portugiesen in Bantam hätten ihn abgeschickt *h*), um neue Unruhen z[u] erregen; und der Erfolg bestätigte diesen Argwohn.

Seltsames Thier, Eme.

An eben diesem Tage erhielt der Hauptmann auf dem **Amsterdam**, **Schelling**er, einen sehr seltenen Vogel vom Könige. Die Einwohner nennen ihn **Eme**. Er ist no[ch] einmal so groß, als ein Schwan. Die Federn über dem ganzen Leibe sind schwarz, und al[ei]chen den Straußfedern; aber die Zunge, die Flügel und der Schwanz sind anders gestaltet. Oben auf dem Kopfe hat er ein Schild, welches so hart ist, wie Schildkröte. Die Beine

(*g* A. d. 323, 324 Seite. *h*) Eb. da.

Beine sind lang, die Füße groß, und mit starken Spannadern durchwachsen. Er bedienet sich derselben zu seiner Vertheidigung, und schlägt damit aus, auch hinterwärts, wie ein Pferd. Er verschlang auf einmal dasjenige, was man ihm zu fressen darboth, und so gar einen Apfel in der Größe einer geballeten Faust, der auch so ganz wieder von ihm gieng, wie er ihn verschluckt hatte. Er fraß so gar glüende Kohlen, ohne dadurch beschweret zu scheinen, und Stücken Eis, womit er sich vermuthlich abkühlen wollte. Er kam aus den bantamischen Inseln. **Schellinger** nahm ihn als eines von den seltensten Thieren mit nach Holland, wo man den Staaten ein Geschenk damit machte *i*).

Houtmann. 1596.

Den folgenden Tag, welches der 5te des Christmonats war, rüstete man sich auf den vier Schiffen, um den König mit denenjenigen Ehrenbezeugungen zu empfangen, die man seinem Range schuldig zu seyn glaubte. Die Trompeter ließen sich hören, und alle Flaggen weheten. Was man aber für geschickt hielt, ihm zu gefallen, gab Gelegenheit zu einem traurigen Argwohne. Dieser Fürst ließ durch eine Pirogue fragen, was diese Zurüstungen zu bedeuten hätten, und ob man mit ihm eben so umgehen wollte, wie man mit den Bantamern umgegangen wäre, wo man die Flaggen auf gleiche Art hätte wehen lassen? Man antwortete: man hätte nur die Absicht geheget, ihm Ehre zu erzeugen, wie es bey den Holländern gewöhnlich wäre. Man konnte unmöglich errathen, ob dieses ein schon vorher ausgesonnener Vorwand zu der bald hernach erfolgten abscheulichen Unternehmung gewesen sey, oder ob man den Entschluß, die Flotte zu Grunde zu richten, nur erstlich bey dieser Gelegenheit gefasset habe.

Verrätherey, die für die Holländer gefährlich ist.

Wenige Zeit nach den Beschwerden des Königes kam der portugiesische Renegate auf den **Moritz**, und verlangte einige schöne Kaufmannswaaren zu sehen. Man zeigte ihm einen Küraß und ein Stück rothes Tuch. Er wollte dieses kaufen, verlangte aber, daß man ihm gestatten sollte, diese Sachen erstlich in die Stadt zu bringen. Diese Bedingung wurde verworfen. Indessen sah man zwo Junken an der Küste, die von derselben abgelten, und erstlich in die offene See stachen, sich aber in kurzem wieder umwendeten. Ihre Absicht war vermuthlich, zu sehen, ob die Schaluppen sie verfolgen würden, damit sie ihren Meineid durch einen neuen Vorwand rechtfertigen möchten. Allein die Holländer waren von allem Mistrauen so weit entfernet, daß sie sich nicht einmal w[illegible] Absicht dieses Verfahrens bekümmerten. Gegen Mittag näherten sich der Flotte [illegible]s große Piroguen, in Gestalt der Galeotten. Sie waren stark mit Mannschaft besetzet, verursachten aber noch nicht die geringste Unruhe auf der Flotte. Dreye davon kamen an den **Amsterdam**, und die drey übrigen näherten sich der **Pinasse**. Der Sabandar, als das Haupt dieser Unternehmung, hatte zwey seltene Thiere mitgebracht, und erklärete sich, daß er dem Hauptmanne damit ein Geschenk machen wollte. Darauf stieg er in den **Amsterdam**, und ließ selbst Anstalt machen, um sie hinein zu bringen. Indem ein Theil von dem Schiffsvolke damit beschäfftiget war, und der andere, ohne etwas zu argwohnen, zusah, sprangen plötzlich viele Insulaner in das Schiff. **Verhel**, welcher Befehlshaber darauf war, fragte den Sabandar auf portugiesisch, was seine Leute vorhätten? Er antwortete bloß mit einem großen Geschreye, welches ohne Zweifel die Losung zum Morden seyn sollte. Zugleich zog er seinen Dolch, und stieß ihn **Verheln** in den Hals. Die übrigen folgeten seinem Beyspiele so hurtig, daß der Hauptmann, **Johann Schellinger**, und die meisten, die auf dem

Wie sie unterstützet wird.

Niedermetzelung auf der Flotte.

k) Diese Beschreibung wird in denen Nachrichten, welche **Banda** betreffen, bestätiget werden.

Houtmann. 1596.

dem Verdecke waren, ermordet oder tödtlich verwundet wurden, ohne sich vertheidigen zu können *k*).

Wie sich die Holländer rächen.

Diejenigen, die sich unten im Schiffe befanden, wurden sowohl durch die Begierde zur Rache, als durch das Verlangen, ihr Leben zu erhalten, angefeuert, stiegen mit Piken und Säbeln auf das obere Verdeck, und richteten hinwiederum ein grausames Blutbad unter ihren Feinden an. Sie drungen mit solcher Wuth auf sie los, daß diejenigen, die ihrem ersten Anfalle noch entkamen, gezwungen wurden, sich in die Piroguen zu werfen. Die nächste Pirogue, die mit Verwundeten angefüllet war, wurde durch eine Canonenkugel in Grund geschossen. Da die drey Piroguen, welche an die Pinasse hinan gekommen waren, sahen, daß den übrigen ihr Vorhaben fehl geschlagen war: so erkühneten sie sich nicht, etwas zu unternehmen, und fuhren unter den Boegspriet des **Amsterdam**. Das Volk auf den beyden übrigen Schiffen aber, welches den Lärm hörete, und einen Theil von der Unordnung vernahm, warf sich in die Schaluppen, und verfolgete die Piroguen hitzig. Sie erreichten eine davon, und machten ein großes Feuer auf dieselbe. Hernach ließen sie ihre Wuth durch so grausame Säbelhiebe aus, daß nur eine geringe Anzahl von den Meineidigen davon kam. Man tödtete noch viele von ihnen im Wasser. Viele Einwohner, welche dieses Schauspiel am Ufer mit ansahen, schickten ihren Leuten dreyzehn große bewaffnete Piroguen zu Hülfe. Allein, das Feuer aus dem Geschütze schreckete sie ab, näher zu kommen *l*).

Erschreckliche Grausamkeiten.

Die Holländer, die von dem Streite ermüdet waren, kehreten auf den **Amsterdam** zurück, nachdem sie noch einige Gefangene gemachet hatten. Ihre Betrübniß war ihrem Erstaunen gleich, da sie sahen, daß das Verdeck mit den Leichnamen so wohl ihrer Mitbrüder als ihrer Feinde bedeckt war. Einen armen Schiffsjungen, der nicht über zehn oder eilf Jahr alt war, hatte man mit dreyzehn Dolchstichen durchbohret. Diese Grausamkeit erregte bey ihnen einen solchen Abscheu und Unwillen, daß sie die Gefangenen, welche sie mitgebracht hatten, so gleich mit Dolchen durchstachen. Doch hatten sie bereits so viel von ihnen heraus gebracht, daß sie den Holländern von Bantam aus gefolget wären; daß sie nach **Jacatra** gegangen wären, in der Hoffnung, sie zu überrumpeln; daß sie hernach zu **Japara** auf sie gewartet hätten, und erstlich gestern vor **Cidajo** angelanget wären. Dieses war der Ausgang dieser schändlichen Verrätherey. Die Holländer verlohren dabey zwölf Mann, und ihr Tod wurde durch den Tod von hundert und funfzig Insulanern gerächet *m*).

Sie verlassen die Rhede von Bantam.

Da nun alle Hoffnung zur Handlung auf der Insel Java vernichtet war, und man sich wegen der geringen Anzahl der Holländer keine andere Rache vorsetzen konnte: so ließ **Houtmann** in der Nacht den Anker lichten, und ankerte auf der Rhede der Insel **Madura**, welche Java gegen Westen liegt. Den 6ten, da man kaum in einer Tiefe von sieben Faden Anker geworfen hatte, sah man zwo Piroguen an Bord kommen. Die Insulaner unterstunden sich nicht, in das Schiff hinein zu kommen, sondern überbrachten nur höfliche Anerbiethungen von ihrem Fürsten, ob sie schon bereits durch die Piroguen, die beständig von einem Eylande zum andern fahren, von dem Gefechte bey **Cidajo** Nachricht erhalten hatten. Sie versprachen auch, Erfrischungen zu überbringen, und sich in Ansehung der Bedingungen wegen der Handlung dem Willen der Holländer gemäß zu erzeigen.

l) A. d. 326 Seite. *m*) A. d. 327 Seite. *n*) A. d. 327. 328 Seite.

Den folgenden Tag kam eine andere Pirogue mit acht und zwanzig Mann an Bord. Diese trugen einige Spezereyen an, die zu verkaufen, und, wie sie sagten, aus einem Schiffe gerettet worden wären, welches vor einem Jahre Schiffbruch gelitten hätte. So sagte wenigstens ihr Befehlshaber. Einige von seinen Leuten aber, die man in geheim fragte, wußten von keinem Schiffe, welches an ihrer Küste verunglückt wäre. Dieses falsche Vorgeben war fähig, Argwohn zu erwecken. Indessen unterließ man dennoch nicht, ihrem Fürsten ein Geschenk von zween Spiegeln zu übersenden.

Houtmann. 1596.

Madura ist eine kleine Insel, ihrer Gestalt nach länglicht, und liegt fast gerade gegen der nordostlichen Spitze von Großjava über, von welcher sie nur durch einen sehr engen Canal getrennet wird. Sie ist überaus fruchtbar, sonderlich an Reiße. Das Erdreich ist so geil, daß man fast in ganz Holland kein besseres finden wird. Allein es ist so oft mit Wasser bedeckt, daß die Arbeiter und die Ochsen, die daselbst pflügen, manchmal bis an die Knie darinnen waden. Dieses geschieht auch so gar zur Zeit der Erndte. Die Untiefen, womit diese Insel umgeben ist, verursachen, daß große Schiffe daran gar nicht kommen dürfen. Die Einwohner gleichen den Javanern, sowohl in ihren schlimmen Eigenschaften, als auch in ihren Kleidungen und in ihren Waffen. Die meisten erhalten sich von der Seeräuberey, die sie mit kleinen Fahrzeugen treiben, ohne daß es ihre Nachbarn wagen, sich ihnen zu widersetzen: denn **Madura** ist gleichsam ein gemeines Vorrathshaus von Reiße, wohin sie sich den Zugang nicht gern versperren wollen *n*).

Insel Madura.

Den 8ten kam der Dolmetscher des Scherifs, oder des Oberpriesters auf der Insel, mit dreyen Piroguen an den **Amsterdam**, und fragte, ob der König und der Scherif die Flotte besehen könnten? zu gleicher Zeit überreichte er ein Geschenk von zwoen Ziegen und einigen andern Erfrischungen. Der holländische Lootsmann, der noch an einigen Wunden übel auf war, die er im Gefechte bey **Cidajo** empfangen hatte, konnte diesen Indianer nicht ansehen, ohne zur Rache gereizet zu werden. Man mußte so gar Gewalt brauchen, damit man ihn abhielt, daß er demselben nicht mit einem Bajonnette die Kehle abschnitt. Dieser Umstand und andere Betrachtungen bewogen den Hauptmann, in das Verlangen des Dolmetschers nur unter der Bedingung zu willigen, daß niemand weder in den **Amsterdam**, als dessen Volk zu sehr vermindert war, noch in die Pinasse, sondern nur in den **Moriz** kommen sollte. Er überbrachte diese Antwort seinen Herren, die sich bereits mit verschiedenen Piroguen in die See begeben hatten. Sie giengen aber dennoch, weil er sich entweder nicht recht ausgedrückt hatte, oder weil es eine abgeredete Sache war *o*), gerade auf den **Amsterdam** los. Eine von denen Piroguen, die vielmehr den Namen einer Fuste verdienete, hatte ein Verdeck und drey sehr dichte Reihen Mannschaft, die über einander saßen.

Der König will seinen Besuch auf der Flotte abstatten.

Das holländische Schiffsvolk, welches über den Anblick einer so großen Menge erschrack, lösete drey Canonen. Ueber diesen unvermutheten Knall fielen alle Indianer auf der Pirogue des Königes wie todt darnieder. Das Volk auf den übrigen Schiffen, welches dieses für die Losung zu einem Gefechte annahm, warf sich sogleich in die Schaluppen, und überfiel die Piroguen mit solchem Ungestüme, daß von so vielen Leuten, womit sie angefüllet waren, nur zwey und zwanzig Personen davon kamen. Alle die übrigen wurden entweder erschlagen, oder gefangen genommen. Unter den Todten fand man den König, der an seinem Gürtel ein goldenes Kleinod trug, welches mit fünf Edelgesteinen besetzet war, und

Was er ihm und seinen Leuten kostet.

n) A. d. 405 Seite.

o) A. d. 406 Seite.

Houtmann. 1596. und den Scherif, den beyde Armen abgehauen waren. Die beyden Körper wurden in die See geworfen *p*).

Aussage der Gefangenen. Nachdem man die Gefangenen an Bord geführet hatte, befragte man jeglichen insbesondere. Einige gestunden, daß ihre Absicht gewesen wäre, das Schiff anzugreifen, wenn sich eine bequeme Gelegenheit hiezu gezeiget hätte. Allein dieses Geständniß war verdächtig, weil es die Wirkung einer Furcht seyn konnte. Die übrigen versicherten, daß sie nicht allein diese Absicht gar nicht geheget hätten, sondern daß man auch dieses nicht einmal argwohnen könnte, weil sie in diesem Falle nicht ihre Weiber und Kinder mitgenommen haben würden. Dieser Beweis schien für sie so stark zu seyn *q*), daß man ihnen das Leben schenkte, ausgenommen dem Dolmetscher, der ein junger Mensch von zwanzig Jahren war.

Leutselige Handlung. Er schien über das Unglück, wozu er Gelegenheit gegeben hatte, über die maßen betrübt zu seyn. Er weinete bitterlich. Der königliche Prinz, der ein Kind von sechs oder sieben Jahren, und von einer außerordentlichen Schönheit war, vergoß ebenfalls einen Strom von Thränen. Weil dieser junge Prinz bemerket hatte, daß **Houtmann** in größerm Ansehen stund, als die übrigen, und daß man ihn den Oberhauptmann nennete: so warf er sich ihm zu Füßen, und bath um das Leben des Dolmetschers. Er that dieses mit solcher Anständigkeit, Ehrerbiethung und Vernunft, daß alle Holländer darüber in Verwunderung geriethen, sich mit ihm vereinigten, und dasjenige, warum er bath, zu erhalten sucheten. Nachdem man einige Erfrischungen unter diese Unglücklichen ausgetheilet hatte: so schickte man sie in ihren Piroguen zurück, ausgenommen zweene junge Knaben, die man zum Dienste des Schiffes zurück behielt *r*).

Insel Luboc. Diese Begebenheit nöthigte die Holländer, noch einmal ihren Ort zu verändern. Den 7ten des Christmonats giengen sie wiederum unter Segel, und ankerten unter einer kleinen Insel, mit Namen **Luboc**, oder **Kleinmadura**, zwölf oder dreyzehn Seemeilen von Java, in sechs Graden, zehn Minuten. Der König von **Japara**, der dieses Eyland unter seine Staaten zählete, hatte vor drey Jahren ungefähr fünf hundert Mann dahin abgeschickt, um sie zu bevölkern. Diese stunden unter der Anführung eines Herrn an seinem Hofe. Der Boden daselbst war vortrefflich, und wurde noch besser durch die sorgfältige Anbauung desselben. Man fand daselbst Reiß, Geflügel und Vieh im Ueberflusse. An der ostlichen Spitze zeigeten sich eine kleine Kirche und eine große Menge von Cocosbäumen. Diesen Theil der Insel hatten die Einwohner zu ihrem Aufenthalte erwählet. Als man daselbst anlangete, sah man zwey und zwanzig Mann am Ufer spatzieren gehen. Eine Schaluppe, die man zu ihnen abschickte, vertauschte etwas Eisen und Bley für Hühner und Früchte.

Schwäche des holländischen Schiffsvolks. Die Holländer hätten gern gesehen, wenn sie eine bequeme Rhede gefunden hätten, wo sie eines von ihren Schiffen hätten lassen können. Das Schiffsvolk war so schwach, daß sie nicht mehr hoffeten, daß es für vier Schiffe zureichen würde. Es waren nur noch vier und neunzig Mann übrig, die theils gesund, theils krank, hinkend und verstümmelt waren. Nachdem sie aber ihren Weg bis den 25sten fortgesetzet, und beständig gegen Westen zu gesteuert hatten, geriethen sie in außerordentliche Verwunderung, da sie wieder-

q) A. d. 407 u. f. Seite.

r) Es scheint hier, daß die That der Holländer eine von den allergrausamsten gewesen ist, und daß sie, da die zwanzig Personen, die gerettet wurden, nothwendig nur Mannspersonen seyn konnten, alle Weiber und Kinder ermordet haben, a. d. 406 407 Seite.

wiederum im Angesichte der Insel **Luboc** befanden, von welcher sie sich sehr weit entfernet zu seyn glaubten. Sie schrieben diesen Irrthum den westlichen und nordwestlichen Winden und der Gewalt der Ströme zu, wider die sie beständig zu streiten hatten *t*). Man sah sich genöthiget, noch einmal an der Küste dieser Insel zu ankern.

Houtmann 1597.

Johann Mullenaar, einer von den vornehmsten Befehlshabern auf der Flotte, starb plötzlich. Aus den blauen Flecken, womit er bedecket war; aus seinen Haaren, die ihm auf dem Kopfe ausgiengen; und aus dem Geblüte, das ihm häufig in die Kehle trat, urtheilete man, daß er vergiftet seyn müßte. Die Wundärzte besichtigten ihn, und bekräftigten diesen Argwohn. Ein solcher Zufall setzete das ganze Schiffsvolk in so große Bestürzung, daß diejenigen, die darauf gedrungen hatten, daß man nach den moluckischen Inseln gehen sollte, nunmehr schrien, daß es Zeit wäre, nach Holland zurück zu kehren. Indessen beschuldigte man den Oberhauptmann eines so grausamen Verbrechens, und sein eigenes Schiffsvolk legte ihn in Fesseln *u*). Man erinnerte sich, daß sich **Mullenaar** und er, die ganze Reise über beständig gezanket, und so gar geschlagen hatten; daß sie einander mit den Bajonnetten gedrohet hatten; endlich, daß **Houtmann** so unvorsichtig gehandelt, und gesagt hatte, er sähe wohl, daß ihn **Mullenaar** niemals zufrieden lassen würde, und daß er kein anderes Mittel mehr wüßte, sich Ruhe zu verschaffen, als Gift. Ungeachtet so starker Vermuthungen wurde er in vollem Schiffsrathe losgesprochen *x*).

Einer von ihren Hauptleuten wird vergiftet.

In eben diesem Schiffsrathe erwog man den Zustand des **Amsterdams**, der überall läck war, und fassete den Entschluß, ihn zu verlassen. Den 1sten Jenner 1597 richtete man dieses ins Werk. Das gesammte Schiffsvolk beschäfftigte sich eilf Tage lang mit Ausladung der Waaren, und Abnehmung des Takelwerks, welches unter die übrigen Schiffe vertheilet wurde. Indem das Schiff im Feuer stund, fuhren die Einwohner der Insel **Luboc** in ihren Piroguen hinan, und zogen es auf eine Sandbank, um das Eisenwerk davon zu erhalten. Sie brachten einige Erfrischungen auf die Flotte, als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für die Freyheit, die man ihnen gelassen hatte, das übrige von dem Schiffe zusammen zu suchen. Die beyden jungen Indianer, die man auf der Küste von Madura gefangen genommen hatte, macheten sich diese Gelegenheit zu Nutze, und entkamen durch Schwimmen.

Die Holländer verbrennen eines von ihren Schiffen.

Den 12ten lichtete man den Anker, in der Absicht, an der ostlichen Spitze der Insel Java zu ankern, und daselbst Lebensmittel zur Rückreise einzunehmen. Den 18ten erblickte man den feuerspeyenden Berg über **Panarman**, der einen sehr dicken Rauch ausstößt. Man sah noch einen andern Berg, den die Portugiesen **Sierra da Pagoda** nennen, an dessen Fuße eine kleine Stadt, mit Namen **Pacadra**, liegt. An eben diesem Tage liefen die Holländer in die Meerenge von **Balambuan** ein, die gegen Süden die Insel **Bali**, und gegen Westen die Insel **Java** liegen hat. Sie rückten bis ins Angesicht der Stadt gleiches Namens fort. Einige Insulaner, die in zween Piroguen an den **Moriz** hinan gefahren waren, erzähleten, daß **Balambuan** jetzo von einer javanischen Flotte belagert würde, auf welcher sich nicht weniger, als acht tausend Mann befinden sollten; der Hunger verursachte den Feinden mehr Beschwerlichkeit, als die feindlichen Waffen; und drey portugiesi-

Feuerspeyender Berg.

Belagerung von Balambuan.

s) A. d. 408 Seite.
t) A. d. 409 Seite.
u) A. d. 410 Seite.
x) Eb. das. u. f. S.
y) A. d. 411 Seite.

Houtmann. 1597.

tugiesische Feuerwerker, auf welche sie ihre vornehmste Hoffnung gesetzet hätten, hätten sich gegen sie erkläret, daß sie keine längere Gegenwehr thun könnten. Die Holländer entdeckten in der That eine große Anzahl Segel in einem Meerbusen an der Küste von **Bali**. Sie maßen aber der Erzählung von dieser Belagerung so wenig Glauben bey, daß sie sich vielmehr fest einbildeten, es wäre dieses eine List, wodurch man sie hintergehen wollte *y*), und diese Menge von Piroguen bestünde aus der ganzen javanischen Macht, die sich versammlet hätte, um sie anzugreifen, und ihnen den Weg zu sperren. In dieser Besorgniß rüsteten sie sich zum Streite; sie warfen aber doch an der Küste, eine Seemeile weit von der Stadt Anker. Ein Edelmann des Landes, der an Bord kam, versicherte sie gleichwohl, daß die Nachricht von der Belagerung gegründet wäre. Er sagte zu ihnen, der Vater des Königes, ein sehr bejahrter Fürst, der gezwungen worden wäre, sich in das Innere der Insel zu wenden, bedauerte sehr, daß er sich des Vergnügens beraubet sehen müßte, die Holländer zu empfangen, indem er vor zehn Jahren die Freude gehabt hätte, mit einem Schiffe, welches wie die ihrigen gestaltet gewesen wäre, eine genaue Freundschaft aufzurichten. Sie urtheileten, dieser königliche Greis könnte wohl derjenige seyn, von welchem **Thomas Candisch** in seiner Reisebeschreibung redet, und dem derselbe über hundert und funfzig Jahre beyleget *z*).

Ein König, der über hundert u. funfzig Jahre alt ist.

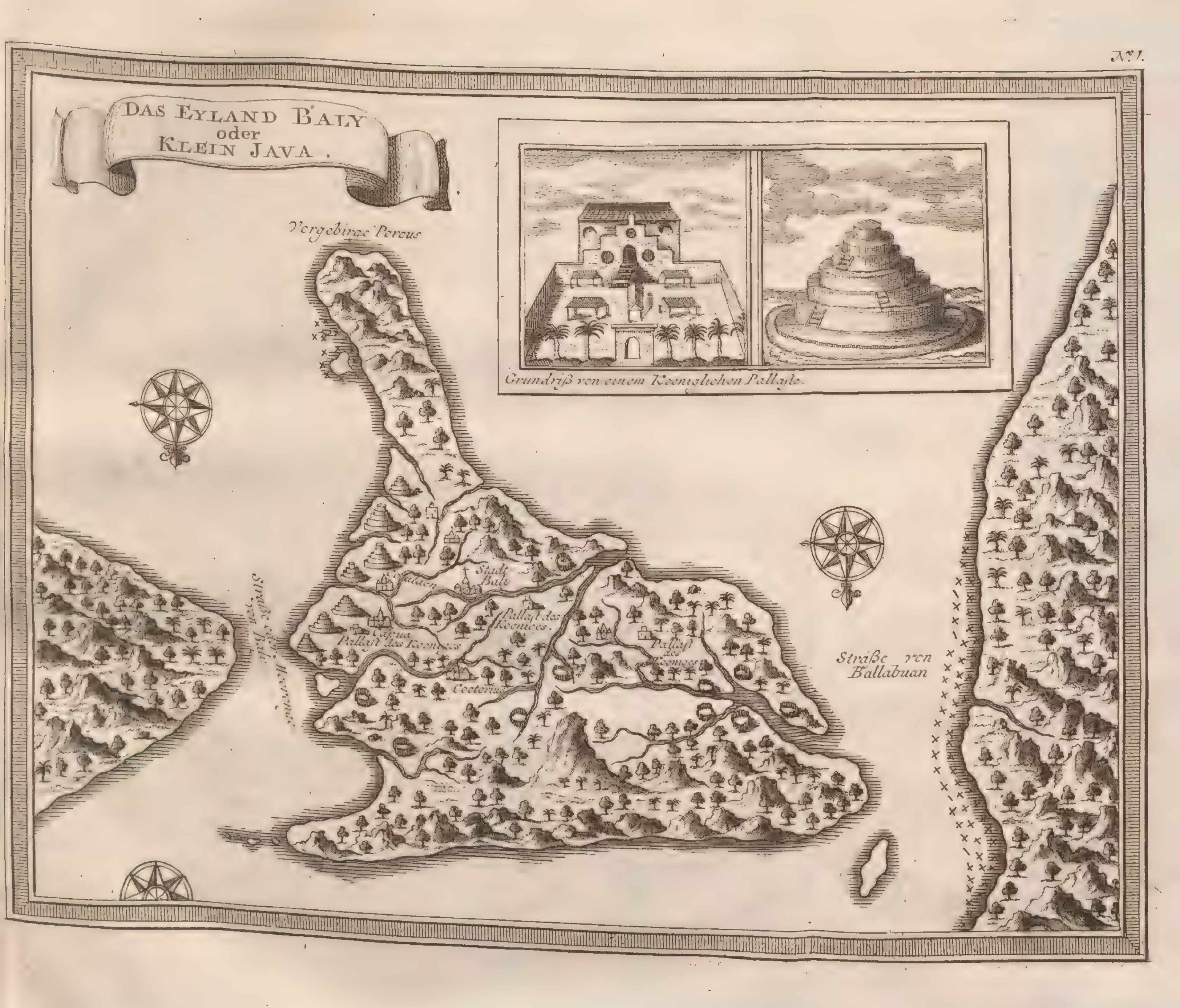
Den 25sten erfuhren sie, wenn sie ein wenig weiter fortrückten, so würden sie einen Fluß finden, wo Lebensmittel im Ueberflusse zu haben wären. Die Begierde, sich damit zu einer langen Schiffahrt zulänglich zu versehen, bewog sie, sogleich den Anker zu lichten. Sie entdeckten den Fluß: allein die Einfahrt war so seichte, daß kaum leere Schaluppen daselbst fortkommen konnten. An dem Flusse sah man ein Dorf von etwan sechzig Häusern, wo die Einwohner beschäfftiget waren, cattunene Kleider bunt zu färben, und verschiedene Zeuge zu weben, welche sie in die benachbarten Inseln verschickten. Sie waren sauberer gekleidet, als alle übrigen Eyländer. Einige von ihnen kamen an Bord, und thaten Handlungsvorschläge. Weil sie aber nicht im Stande waren, ihnen alle Lebensmittel zu verschaffen, die sie nöthig hatten: so gieng man den 27sten zu Mitternacht wiederum unter Segel, und ankerte an der Küste einer kleinen abgesonderten Insel.

Insel Bali.

Den folgenden Tag sahen sie, daß es die Insel **Bali** war. Einige Einwohner näherten sich in einer Pirogue, fragten im Namen des Königes, woher die Flotte käme, und verlangten, daß sie die Antwort der Holländer aufgeschrieben überbringen dürften. Man erlaubte ihnen, einen Griffel und ein Cocosblatt zu nehmen. Darauf schrieben sie nach ihrer Art: die Flotte käme aus Holland, und die Befehlshaber thäten Vorschläge zu einer ehrlichen und friedlichen Handlung mit den Unterthanen des Königes. Es verstrichen einige Tage; indessen fuhren verschiedene Matrosen ans Ufer, und sahen eine große Menge Insulaner, welche von einem Markte zu kommen schienen. Einige trugen Eßwaaren, die sie gekauft hatten, und andere trieben verschiedene Thiere vor sich her. Einige waren zu Pferde. Darunter aber sah man einen, der in einer Art von einer Sänfte von vier Leibeigenen getragen wurde, und zwanzig Mann vor sich hergehen hatte, die mit langen Wurfspießen bewaffnet waren, woran große rothe und weiße Quasten hingen. Als er die holländischen Matrosen zu Gesichte bekam: so überschickte er ihnen etwas von Früchten, und ließ sie bitten, daß sie zween von ihnen erlauben möchten, ihm zu folgen. Sie willigten darein unter der Bedingung, daß er auch zween von seinen Leuten als Geisel zurück lassen sollte. Nachdem

Zween Holländer folgen einem Herrn aus der Insel.

y) Auf der 413 S. *z*) Eb. das.



a) A. d. 416 Seite. b) A. d. 417 u. f. S.

Hout

15

Ein
der ü
dert 1
Jahr

Inse

Zwee
länder
einem
aus de

y) Auf der 413 S.

z) Eb. das.

Nachdem die Flotte den folgenden Tag ein wenig weiter gegen Norden zu gerückt war: so schickte **Houtmann** die beyden Indianer ans Land, und gab ihnen einen portugiesischen Leibeigenen mit, welcher Befehl erhielt, die beyden Matrosen zurück zu bringen. Als aber der Herr seine beyden Insulaner ankommen sah: so weigerte er sich, die Holländer abfolgen zu lassen, und behielt auch den Leibeigenen zurück, unter dem Vorwande, die Schiffe hätten ihren Ort geändert, und befänden sich nicht mehr in dem Bezirke seiner Gerichtsbarkeit. Indessen erhielt einer von den beyden Matrosen durch inständiges Bitten die Erlaubniß, daß er an Bord gehen dürfte. Daselbst erzählete er, daß sein Mitgefangener und der portugiesische Leibeigene an den König in die Stadt **Bali** abgeschickt worden wären. Nicht lange hernach erhielt man einen Brief von ihnen, worinnen sie die gute Aufnahme, die sie bey dem Könige gefunden hätten, sehr rühmeten; aber zu besorgen schienen, dieser Fürst möchte nicht geneigt seyn, sie los zu lassen.

Houtmann. 1597.

Sie werden zurück behalten.

Man entschloß sich, um diese beyden Personen wieder zu bekommen, ihm zwanzig Ellen geblühmten Sammet, rothe Glascorallen, Cristalgläser, kleine Spiegel, und andere Waaren zu überschicken. Durch diese Großmuth wurde er dermaßen gerühret, daß er nicht nur den Matrosen und den Leibeigenen zurück schickte; sondern auch der Flotte ein Geschenk von vier fetten Schweinen überbringen, und ihr alles anbiethen ließ, was in seiner Macht stünde. Man machte nunmehr weiter keine Schwierigkeit, in eine große Bay, Namens **Padam**, einzulaufen. Hier erfuhren sie von den Einwohnern, daß sie vor achtzehn Jahren andere Fremde, fast in eben der Kleidung, wie die Holländer, gesehen hätten; diese hätten einen Strick in sechs oder sieben Theile zerschnitten, und wären so geschickt gewesen, dieselben wieder zusammen zu fügen. Man urtheilete, daß dieses vielleicht der Ritter, **Franz Drake**, mit seinen Engländern gewesen seyn könnte *a*).

Es wird ein gutes Vertrauen hergestellet.

Der 9te des Hornungs war ein angenehmer Tag, weil der König von **Bali** den Holländern die Ehre erwies, sich ans Ufer zu begeben. Er saß auf einem Wagen, dessen Bau und Ausarbeitung sie bewunderten, und welcher von zween Büffeln mit kostbarem Geschirre gezogen wurde. Seine Leibwache zog vor ihm her, und war mit langen Wurfspießen und Pfeilen mit vergoldeten Spitzen bewaffnet. Er schien zu wünschen, daß man ihm zu Ehren das Geschütz losbrennen möchte. Dieses Vergnügen wurde ihm sogleich gewähret. Den folgenden Tag ließ er verschiedene Fässer mit frischem Wasser auf die Flotte bringen.

Der König besuchet die Flotte.

Dieser Fürst ist mächtig, und wird von seinen Unterthanen sehr gefürchtet. Sein Hof war weit prächtiger, als der Hof des Statthalters in Bantam. Die Bay **Padam**, wo die drey Schiffe vor Anker lagen, hätte den Namen **Baya Formosa** mit Recht führen können, so wohl wegen der schönen Aussicht, als auch wegen der vielen Erfrischungen, die man daselbst antrifft. Sie liegt in einer südlichen Breite von acht Graden, drey und dreyßig Minuten. Die ganze Insel schien den Holländern das angenehmste Land zu seyn, welches sie den ganzen Lauf ihrer Schiffahrt über gesehen hatten. Sie nenneten sie **Jung Holland**; und die Begierde, die sie hatten, sie zu besehen, gab ihnen Zeit, folgende Anmerkungen zu machen *b*).

Die Insel **Bali** liegt gegen Osten von Großjava, und hat ungefähr zwölf deutsche Meilen im Umfange. Die nordliche Küste ist bergicht. Gegen Süden entdecket man ein sehr hohes Vorgebirge, welches sehr weit in die See hinein geht. Das nordliche Vorgebirge

Lage der Insel Bali.

Deren Beschreibung.

a) A. d. 416 Seite.

b) A. d. 417 u. f. S.

Houtmann. 1597. birge befindet sich in der südlichen Breite von acht und einem halben Grade. Alle Th der Insel sind außerordentlich stark bewohnet. In der Hauptstadt, die ebenfalls den men Bali führet, sieht man einen so wohl geraumen, als prächtigen Pallast, wo der nig ordentlich Hof hält. Man findet aber auch noch andere mehr in verschiedenen Th der Insel.

Einwohner, und ihre Gewohnheiten. Die Einwohner sind schwarz, und die meisten haben krauses Haar. Ihre Reli ist Götzendienst. Den Tag über bethen sie die erste Sache an, die ihnen des Mor aufgestoßen ist. Ihre Kleidung ist eben so beschaffen, wie die Kleidung der Java und mit diesen kommen sie auch darinnen überein, daß sie keinen Bart haben. Sie ßen sich denselben mit gewissen Werkzeugen, die dazu erfunden worden sind, aus, in einzigen Absicht, ihren Weibern zu gefallen: denn diese nennen sie Böcke, wenn sie selben mit einem Barte sehen. Ein Mann hat hier mehrere Weiber; und dieses ist, der Verfasser glaubet, die Ursache, weswegen die Insel so stark bevölkert ist. Ob sie eine Menge Menschen in die Leibeigenschaft verkaufen: so erstrecket sich doch die An der Einwohner über sechs hundert tausend. Männer und Weiber halten es für einen un gänglichen nothwendigen Wohlstand, daß sie nieder kauern, wenn sie ihr Wasser ab gen wollen. Sie vergleichen diejenigen mit Hunden, welche diesen Gebrauch unterla und nennen sie auch Hunde. Ihre gemeinste Beschäfftigung ist, daß sie das Land ba und Zeuge und Tücher wirken.

Was die Insel hervorbringt. Die Insel trägt sehr viel Baumwolle, und außerdem wird auch aus Samb und den übrigen benachbarten Städten, viel davon eingeführet. Man findet daselbst lerhand Thiere, als Ochsen, Büffel, Ziegen, Schweine, und auch Pferde, welche, der Verfasser anmerket, so klein sind, als die französischen, und kaum einen gewaffn Reuter tragen können. Weil wenige davon aus der Insel verführet werden: so verme sie sich daselbst sehr stark. Die gemeinen Leute sind indessen die einzigen, die sich derse bedienen, und darauf von einem Dorfe zum andern reuten. Große Herren sind gewo sich von Leibeigenen tragen, oder auf einem Wagen fortziehen zu lassen. Ob schon Insel eine außerordentliche Menge Reiß hervorbringt: so gestattet der König dennoch ni denselben auswärts zu verkaufen. Was übrig bleibt, und nicht verzehret wird, das jährlich in die Festungen gebracht, die auf den Gipfeln der Berge liegen, und daselbst so fältig auf solche Zeiten aufgehoben, wenn etwan unfruchtbare Jahre oder Kriege, o Ueberschwemmungen einfallen sollten. Federvieh, als Hühner, Gänse, Enten, Pfa Turteltauben, findet man daselbst nicht weniger im Ueberflusse. Die gemeinsten Frü sind Cocosnüsse und Citronen, womit die Gehölze, und die wildesten Gegenden angefü sind. Der Verfasser rühmet eine Frucht, in der Größe einer Birne, die mit einer Sc le umgeben ist, welche der Kastanienschale ziemlich gleich kommt, aber nicht so stach ist. Der Kern ist weiß, hat einen angenehmen Geschmack, und ist gut wider den Sc bock. Man kann sie sowohl in Salz, als in Zucker einmachen, und aufbehalten. Le man sie in Wasser, daß sich das Salzwasser herauszieht: so verliehren sie den Gesch des Salzes, und nehmen ihre natürliche Süßigkeit wiederum an. Man schätzet auch eine andere Frucht hoch, die an der Erde wächst, und die Größe einer Nuß hat. Die Holländer fanden nicht, daß die Insel Spezereyen hervorbrächte, außer Ingwer. Da gegen hat sie allerhand Apothekerwaaren, als Galgant, Doringui, Canjor, Ban

und verschiedene andere. Das Meer, welches sie umgiebt, ist überaus fischreich, und die Gewässer im Lande gleichfalls. Bey allen diesen Vortheilen treiben die Einwohner dennoch wenig Handlung zur See. Sie lassen es dabey bewenden, daß sie in ihren kleinen Piroguen, baumwollene Tücher und Zeuge an die Küsten von Java verführen.

Houtmann. 1597.

Diese Insel ist eine gemeine Rhede, und ein vortrefflicher Erfrischungsplatz für die Schiffe, die nach den molukkischen Inseln, nach **Banda**, und nach **Macassar**, gehen. Man findet daselbst zuweilen Chinesen, die ihre Säbel und ihr Porcellan, für Cattun vertauschen. Die kleinen **Caxas** gelten daselbst nicht; sondern man nimmt nur die großen, wovon sechs tausend ein Stück von Achten ausmachen.

Münze, mit Namen Caxas.

Man versicherte die Holländer, daß unter den verschiedenen Metallen, welche die Insel hervorbringt, Gold und Kupfer die gemeinsten wären. Allein der König erlaubet nicht, einzuschlagen. Ein jeder kann davon urtheilen, was er will. Indessen sahen diejenigen, die Erlaubniß erhielten, sich in dem königlichen Pallaste umzusehen, verschiedene goldene, oder vergoldete Gefäße, die so gar noch kostbarer waren, als sie an irgend einem andern indianischen Hofe gesehen hatten; wiewohl der Statthalter in Bantam ebenfalls viel dergleichen hatte.

Die größten Herren des Hofes reden mit dem Könige, nur mit gefaltenen Händen. Die Regierungssachen überläßt er seinem Oberstatthalter, der den Namen **Quillor** führet, und unter welchem verschiedene andere Herren, in ihren besondern Abtheilungen, die Regierungssachen verwalten. In allen Theilen dieses kleinen Staates findet man eine bewundernswürdige Einigkeit. Ein Aufrührer würde sogleich von allen übrigen angegriffen werden, und seine geringste Strafe würde die Landesverweisung seyn. Vor nicht mehr als zehn oder zwölf Jahren hatte sich ein Prinz von königlichem Geblüte wider das Leben des Königes verschworen. Sein Unternehmen wurde entdecket. Er und seine Mitschuldigen wurden zum Tode verdammet. Der König wurde aber von Mitleiden gerühret, und verwandelte die Todesstrafe in die Verweisung auf eine wüste Insel, wohin sie auch alle abgeführet wurden.

Ehrerbiethung gegen den König.

Diese Insel liegt gegen Südosten von Bali, und führet den Namen **Pulo Rossa**, welches eine wüste Insel bedeutet. Sie baueten dieselbe an, und nach wenig Jahren hatten sie das Land mit allerhand Arten von Viehe angefüllet. In der Religion waren sie von den Einwohnern in Bali nicht unterschieden. Sie hatten aber die Gewohnheit angenommen, die in verschiedenen andern indianischen Ländern eingeführet ist, daß sich die Weiber eine Ehre daraus macheten, sich nach dem Tode ihrer Männer, auf eben dem Scheiterhaufen mit zu verbrennen. Man glaubet, wie der Verfasser anmerket, daß der Ursprung dieser grausamen Gewohnheit aus einem gewissen Königreiche herrühre, wo die Weiber, die ihrer Männer überdrüßig sind, kein Bedenken tragen, sie mit Gifte zu vergeben. Indem die Holländer in der Bay von **Padam** waren, erfuhren sie, daß man zu **Pulo Rossa**, den Leichnam eines von den vornehmsten Insulanern verbrennen würde, und daß sich verschiedene Weiber freywillig eben diesem Schicksale unterworfen hatten. Man bath sie, diesem Schauspiele mit beyzuwohnen. Weil sie sich aber keinen andern, als einen fürchterlichen Begriff davon machen konnten: so verspareten sie ihre Neugierde auf nicht so traurige Gegenstände *c)*.

Wie die Insel Pulo Rossa bevolkert worden ist.

Die Weiber lassen sich mit ihren Männern verbrennen.

c) A. d. 421, 422 Seite.

Houtmann. 1597.

Zween Bootsknechte laufen weg.

Den 20sten war ein Theil von dem Schiffsvolke ans Land gestiegen. Zween Ma sen aus dem Moritz, der eine mit Namen Emanuel Rodemburg, von Amsterd der andere Jacob Classen, von Delft, giengen in das Eyland hineinwärts, und er reten sich gegen ihre Mitgesellen von weitem: wenn sie allzulange außen bleiben würde so würde es vergebens seyn, auf sie zu warten. Den folgenden Tag ließen sie ihre K der abfordern: man wollte ihnen aber dieselben nicht abfolgen lassen. Weil sie nun die Entschluß gefasset hatten, ohne eine Ursache zu Beschwerden zu haben, und weil alle E wohner einstimmig den Ort ihres Aufenthalts verhehleten: so konnte man sicher glaub daß sie vielleicht durch die Annehmlichkeiten eines so schönen Aufenthalts, und auch n durch die Liebkosungen einiger Weiber auf der Insel dazu verleitet worden wären.

Zustand der Flotte, bey ihrer Abfahrt aus Indien.

Nachdem man drey Wochen damit zugebracht hatte, daß man sich mit frischen bensmitteln versorgte: so gieng man endlich den 26sten des Hornungs wiederum unter gel, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu, gegen Süden von Java. D Schiffsvolk, welches bey der Abfahrt aus Holland, an der Zahl zwey hundert und n und vierzig Mann ausgemacht hatte, war nunmehr bis auf neun und achtzig geschmolzen und von vier Schiffen waren nur dreye noch übrig, die auch in so schlechtem Zustande w ren, daß man allerdings Ursache hatte, wegen einer so gefährlichen und beschwerlic Reise in Furcht zu stehen. Außer den neun und achtzig Holländern hatte man noch andere Personen, die man auf dem Wege gefangen, oder eingenommen hatte. Di waren zween Neger aus Madagascar, ein Chinese, zween Malabaren, ein junger K be, der vorgab, daß er zu Malacca geboren wäre; ein anderer von acht oder neun J ren aus Joartam, auf der Insel Java; und der Lootsmann Abdul, der geneigt zu s schien, dem Glücke der Holländer bis in ihr Vaterland zu folgen, wo es ihm an Besch tigungen nicht mangeln konnte, worinnen man seiner Geschicklichkeit benöthigt war.

Streit zwischen den Befehlshabern.

Man richtete seine Gedanken nunmehr nur auf die Rückreise, und auf die Noth digkeit, der Gesellschaft von den Verrichtungen auf dieser Reise Rechenschaft abzulegen. sich nun deswegen alle Befehlshaber auf dem Hollande versammelt hatten: so erhub sich heftige Streitigkeiten zwischen ihnen wegen der Aufführung, die man vor Ban beobachtet hatte e). Die Factore rückten den Hauptleuten und den Lootsmännern v daß sie von ihnen der Gefahr ausgesetzet gelassen worden wären, die ihnen in der Fact gedrohet hätte; und daß sie nur ihrer Furcht Gehör gegeben, und sich zurück gezogen h ten. Die Hauptleute beschuldigten hingegen die Factore, daß sie durch eine falsche Vor tigkeit, und übel angebrachte Behutsamkeit ermangelt hätten, die Ladung an Pfeffer zu werkstelligen, ob sie schon in einen guten Hafen, und in die zu solcher Handlung alle quemste Stadt gebracht worden wären. Dieser Streit gieng hernach noch mehr als ei mal von neuem an, so lange die Fahrt dauerte.

Sie laufen in den Texel ein.

Diese war übrigens sehr glücklich bis in den Texel. Hier wurden sie von einem heftigen Sturme überfallen, daß das Volk auf dem Hollande sich gezwungen sah, sein Mast zu kappen. Endlich langeten sie den 14ten August in dem Hafen von Amsterdam an.

Di

d) A. d. 420 Seite.

e) A. d. 421 Seite.

Das II Capitel.

Zweyte Reise der Holländer nach Ostindien.

Der I Abschnitt.

Reise des Jacob Cornelius van Neck und Wybrand van Warwick.

Van Neck. 1598.

Bewegungsgründe zu dieser Reise. Man rüstet eine Flotte aus. Insel Cirne oder Moritzinsel: Zustand derselben. Ihre Beschreibung. Was sie trägt. Ihre Thiere. Der Admiral kömmt nach Bantam; wird für einen Feind angesehen. Abduls gute Dienste. Vortheilhafter Handel. Rückkehr des Admirals nach Holland. Warwick bleibt zurück. Unvorsichtigkeit der Holländer. Ihre Streitigkeit mit dem Könige von Madura: dieser läßt viele gefangen nehmen. Vergebliche Unterhandlung. Die holländischen Gefangenen werden übel gehalten. Versuch, sie zu befreyen, läuft schlecht ab. Niederlage der Holländer. Der Admiral will gern Friede; schiffet nach den Molucken. Empfang daselbst; er erhält Handlungsfreyheit. Portugiesen machen den Einwohnern Verdruß. Die Schiffe trennen sich. Insel vom Teufel besessen. Holländer kommen nach Banda. Stadt Nera. Grausamer Krieg. Wuth der Ueberwinder. Erstes Waarenlager der Holländer. Rückreise zweyer Schiffe. Warwick handelt zu Amboina; schiffet nach Ternate. Mistrauen des Königes. Handlung und Preis der Waaren. Neubegierde des Königes. Seine Beschaffenheit; Tapferkeit und Grausamkeit; kriegerische und gottesfürchtige Neigung. Seine Hofstatt. Klopffechter. Beschuldigung wider die Portugiesen. Insel Oba. Rückreise nach Bantam; nach Europa. Insel Ascension.

Bewegungsgründe zu dieser Reise.

Diese zweyte Unternehmung, welche gleich nach Houtmanns Zurückkunft geschah, ist als eine natürliche Folge von der ersten anzusehen, nicht nur, weil man sich eben derselbigen Steuerleute bedienete, und insonderheit des Guzuraters Abdul, welchen die Holländer in dieser Absicht von Java gehohlet hatten, sondern hauptsächlich auch deswegen, weil man sie für nothwendig hielt, um das bey der vorigen Reise empfundene Unglück wieder gut zu machen. Sie verdienet also den Platz, den wir ihr einräumen, auf alle Weise; und dieß um so vielmehr, weil ein aufmerksamer Leser begierig seyn wird, zu vernehmen, auf was für Weise die Holländer ihre Handlung nach Bantam wieder zu Stande gebracht haben.

Man rüstet eine zahlreiche Flotte aus.

Die Wichtigkeit dieser Sache bewog die Bewindhebber oder Vorsteher der Compagnie, auf eine weit ansehnlichere Schiffsrüstung, als die vorige war, zu gedenken. Die Zahl der Schiffe wurde verdoppelt. Man arbeitete den ganzen Winter über an ihrer Ausrüstung; und den 1sten May 1598 giengen sie unter dem Admirale **Jacob Cornelius van Neck** aus dem Texel. Man hat uns ihre Namen aufbehalten; das erste, worauf sich der Admiral selbst befand, hieß der **Moritz**; das zweyte, welches **Wibrand van Warwick** führete, der sich nachgehends bey andern Unternehmungen unsterblichen Ruhm erwarb, wurde **Amsterdam** genannt. Die übrigen waren nach den vereinigten Provinzen **Seeland**, **Geldern**, **Utrecht**, **Frießland** und **Oberyssel** benennet. Die sämmtliche Mannschafft belief sich auf fünfhundert und sechzig Köpfe.

Ihre

Van Neck. 1598.

Ihre Schiffahrt hatte bis in den Herbstmonat keine andere, als nur gewöhnliche Begebenheiten. Nach diesem aber wurden sie auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung, durch einen schrecklichen Sturm von einander getrennet, und fünfe davon nach der Insel Madagascar getrieben. Sie segelten das Vorgebirge **des heiligen Julians** vorbey, und entdeckten den 17ten eine Insel, welche die Portugiesen bisher mit dem Namen **Cirne** beleget hatten. Die Holländer kannten sie nur dem Namen nach *f*). Sie schickten sogleich zwey Boote an das Land, davon eines einen vortrefflichen Hafen entdeckte, worinnen mehr als funfzig Schiffe gegen alle Winde bedecket liegen konnten, und der überdieses einen sehr guten Ankergrund hatte. Gegen Abend kam das Boot mit acht bis neun großen Vögeln und einer Menge kleiner zurück, die man mit der Hand weggefangen hatte. Die Matrosen hatten überdieses frisches Wasser entdecket, das vom Gebirge herab floß, und man konnte sich allem Ansehen nach Erfrischungen im Ueberflusse versprechen. Unterdessen, da man noch nicht wußte, daß die Insel ganz unbewohnt war, und der Befehlshaber wegen des gefährlichen Zustandes seiner Kranken keine Zeit mit Auskundschaften verlieren durfte, so setzte er den 20sten einen großen Theil seiner Mannschaft ans Land, und machte alle Anstalten, damit er von einem plötzlichen Ueberfalle nichts zu fürchten hatte. Die folgenden Tage schickte er Boote an andere Gegenden der Insel, um die Einwohner aufzusuchen. Man fand beständig eine große Menge Vögel, die sich nicht von der Stelle rückten, wenn man sie greifen wollte. Man sah auch eine große Menge Cocosbäume. An einem Orte fand man dreyhundert Pfund Wachs am Ufer liegen, worauf griechische Buchstaben stunden. Nicht weit davon sah man mit Erstaunen ein Stück von dem Ueberlaufe eines Schiffes, eine Stange von der großen Winde, und einen Mast, welches alles Ueberbleibsel von einem zu Grunde gegangenen Schiffe seyn mußten. Allein, es war unmöglich, einige weitere Nachricht aufzutreiben, und man konnte eben so wenig die geringste Spuhr von einem Menschen antreffen. Man zweifelte daher im geringsten nicht, die Insel müsse unbewohnt seyn. Nachdem die Holländer dem Himmel gedanket hatten, daß er sie in einen so bequemen Hafen geführet hatte: so nenneten sie das Eyland, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, **die Moritzinsel.**

Die Insel Cirne oder Moritzinsel.

Zustand dieser Insel.

Ihre Beschreibung.

Sie liegt unter achtzehn Grad dreyßig Minuten Süderbreite, und hat nicht weniger als funfzehn Seemeilen im Umkreise. Die Tiefe des Meeres bey dem Eingange in den Hafen, ist ungefähr hundert Faden. Das Land ist überall, wo man nur hinsieht, mit hohen Bergen angefüllet, welche zwar mit grünenden Bäumen, aber auch gar oft mit Wolken, und zuweilen mit einem dicken Rauche bedecket sind. Der Boden ist beynahe aller Orten steinigt. Nichts destoweniger trägt er Bäume in großer Menge, und sie stehen so dicht beysammen, daß man auf keine Weise zwischen ihnen durchkommen kann. Ihr Holz ist meistentheils entweder so schwarz, als das schönste Ebenholz, oder ungemein schön roth, oder wachsgelb. Die Holländer brachten von jeder Gattung etwas mit nach Amsterdam, woselbst jedermann seine Schönheit bewunderte. Sie fanden auch eine Menge Palmbäume, welche der Flotte eine sehr angenehme Erfrischung lieferten. Sie haben beynahe eben die Größe als die Cocosbäume, aber auf dem Gipfel befindet sich ein großer Kopf, dessen Mark den runden Rüben an Weiße und Süßigkeit gleicht.

Was sie trägt.

Bey

f) Man wird sich nicht darüber wundern, daß der Verfasser den Zustand dieser Insel etwas weitläuftig beschreibt, wenn man überleget, daß sie damals noch unbewohnet war, und daß sich die Holländer



1. Breite von 18 Graden 30 Minuten südlich.

J.B.B.

Bey diesem außerordentlich großen Holzvorrathe, bauete man ohne Schwierigkeit so viele Hütten auf der Insel, als man nur wollte. Man hielt die Luft für sehr gut, weil die Kranken ihre Gesundheit in weniger Zeit wieder bekamen. Das Meer ist in dieser Gegend dermaßen fischreich, daß man auf einen einigen Zug eine halbe Tonne fing. Man bekam einen Rochen, davon die völlige Mannschaft eines Schiffes zwo Mahlzeiten hielt. Die Schildkröten waren so groß, daß sechs Männer in einer Schale sitzen konnten. Was die Vögel betrifft, so hatten die holländischen Matrosen niemals so viele Turteltauben gesehen. Sie fingen wohl anderthalbhundert in einem einigen Nachmittage. Die Reiger waren etwas wilder; sie flogen davon, wenn man auf sie los gieng, und setzeten sich anfänglich auf hohe Bäume, hernach machten sie sich gänzlich unsichtbar. Von Gänsen sah man wenige, hingegen eine erstaunliche Menge grauer Papageyen. Insonderheit bewunderte man gewisse Vögel in der Größe eines Schwanes, mit einem dicken Kopfe, und einer Haut darüber, in Gestalt einer Capuzinermütze. An statt der Flügel haben sie nur drey bis vier Federn, gleichwie auch ihr Schwanz nur aus vier bis fünf graulichen und krausen Federn besteht. Ihr Fleisch ist bloß an der Brust etwas mürbe, übrigens aber dermaßen hart und zähe, daß ihnen die Holländer den Namen **Walgvogels**, das ist Würgevögel, beylegten. Uebrigens schmeckten die Turteltauben so köstlich, und waren in so großer Menge vorhanden, daß unsere Reisenden dasjenige gar wohl missen konnten, was ihnen nicht zu Halse wollte. — Van Neck. 1598.

Warwick, welcher seit der Trennung vom Admirale, der oberste Befehlshaber war, ließ eine hölzerne Tafel an einem Baume aufhängen, und das Wapen von Holland, Seeland und Amsterdam darein schneiden, nebst der Beyschrift in portugiesischer Sprache: Christianos Reformados. Gleichfalls ließ er ein Stück Land von etwa vier hundert Ruthen groß, umzäunen, und allerley Gartengewächse, Getraide und Hülsenfrüchte darein säen und pflanzen, um zu sehen, wie sie fortkommen würden. Er ließ auch einige Hühner zurück, damit die Ostindienfahrer allerley Erfrischungen finden möchten g).

Endlich gieng er wieder unter Segel, und legte den übrigen Weg glücklich zurück; doch der Admiral war ihm zuvor gekommen, und bereits den 26sten des Wintermonats nebst den übrigen drey Schiffen, auf der Rhede vor Bantam angelanget. Es ist zu vermuthen, die Holländer werden sich mit dem Statthalter wieder ausgesöhnet haben, ehe sie sich bey der Stadt vor Anker legten. Denn sonst hatten sie wegen ihrer Ausschweifungen bey der vorigen Reise, billige Ursache, jeden Einwohner als einen Feind zu fürchten. Sie ließen den Oberkaufmann des Admirals, **Cornelius van Heemskerk**, ans Land treten, um zu sehen, wie die Sachen etwa stehen möchten. Sein Befehl lautete, er solle sich um die Gewogenheit und Freundschaft der Insulaner bewerben, ohne sie an das vergangene zu erinnern, und bey dem Statthalter, oder bey dem **Chapate** um Erlaubniß bitten, eine ehrliche und ruhige Handlung mit den Landeseinwohnern zu errichten. — Der Admiral kömmt nach Bantam.

Hemskerk befand die ganze Stadt gegen sein Anbringen entrüstet. Sobald die Einwohner die Flotte erblicket hatten, hatten sie sich auch Rechnung auf neue Feindseligkeiten gemacht. Sie glaubeten, es sey eben diejenige, die im abgewichenen Jahre so großen Unfug ausübete, und sie habe unterdessen nur auf dem Meere herumgeschwärmet, und Seeräuberey — Wird für einen Feind angesehen.

Holländer lange Zeit einiges Recht über sie zuschrieben, weil sie ihr den Namen Moritzinsel beygeleget hatten, den sie auch so lange behielt, bis sie den Namen Isle de France bekam.

g) A. d. 451 und folg. Seite.

Van Neck. 1598.

rey getrieben. Dieses hatten ihnen die Portugiesen in die Köpfe gesetzet; ja sie fuhr noch immer fort, durch unaufhörliche Vorstellungen, Mistrauen und Furcht bey den Bantamern zu erwecken. Hemskerk kam also wieder an Bord, nachdem er sich vergeblich bemühet hatte, seine Landesleute zu rechtfertigen.

Der Lootsmann Abdul verschaffet den Holländern Freyheit auf Bantam zu handeln.

Bey dieser mislichen Beschaffenheit beschloß man, den Abdul *h*), welcher auf dem Hauptschiffe für Lootsmann dienete, ans Land zu schicken, und ihm die Besorgung dieser Sache, dabey man so viele Schwierigkeiten fand, zu überlassen. Abdul hatte die Geschicklichkeit, alle seine guten Freunde in der Stadt, deren nicht wenige waren, auf die holländische Seite zu lenken; ja er brachte es in etlichen Tagen so weit, daß der Statthalter versprach, den Abgeordneten von der Flotte Gehör zu ertheilen. Hiemit war schon ein großes gewonnen; und man hatte Ursache, zu glauben, die Höflichkeiten und Geschenke würden gleich bey dem ersten Gehöre das Ihrige thun. Die Abgeordneten wurden auch in der That sehr wohl empfangen, und der **Chapate**, welcher des Königes Stelle vertrat, ließ sich ihre Erklärung ganz gut gefallen. Das Geschenk bestund in einem vergoldeten Becher, einigen Stücken Sammet und andern Seidenzeuge, schönen Gläsern und vergoldeten Spiegeln. Zu gleicher Zeit überreichten sie die offenen Briefe der Generalstaaten und des Prinzen Moritz. Nach diesem Gepränge wurde man des Handels wegen bald einig, und man machte gleich des folgenden Tages mit so gutem Fortgange den Anfang dazu, daß alle drey Schiffe innerhalb fünf Wochen beynahe die völlige Ladung hatten *i*).

Vortheilhafter Handel.

Unterdessen war es nicht vortheilhaft für sie, daß Abdul die Ankunft der übrigen fünf Schiffe, und daß auf selbige noch mehrere folgen würden, ausgeplaudert hatte. Denn die Erwartung so vieler Kaufleute trieb den Pfeffer auf einen hohen Preis. Doch die Holländer waren froh, daß ihre Sachen so glücklich liefen, und kauften immer drauf los. Allein, wie groß war nicht ihre Freude, als einen Monat hernach der Viceadmiral **Warwick** mit seinen fünf Schiffen anlangte! Sie beluden in aller Geschwindigkeit eines mit dem Pfeffer, den die Einwohner noch hatten; und weil der Admiral keine Zeit versäumen wollte, der Compagnie eine so erwünschte Zeitung zu bringen, so gieng er den 11ten Jenner 1599 mit den vier beladenen Schiffen unter Segel. Ihre Ladung bestund in vier hundert Lasten Pfeffer, hundert Last Nägelein, und einer mäßigen Menge Muscatenbluhmen und Zimmet. Sie erreichten den Texel glücklich, den 19ten des Brachmonats, nachdem sie innerhalb funfzehn Monaten eine Reise von acht tausend Meilen gethan hatten *k*). Es fiel auf dem ganzen Rückwege sonst nichts außerordentliches vor, als die Strafe, welche der Admiral dem Unterbootsmanne **Peter Gisbrechts** auflegte, weil er den Hochbootsmann geschlagen hatte. Er wurde auf der unbewohnten Insel **St. Helena** ans Land gesetzet, man aber doch etwas gewisses an Brodte, Oele und Reiße, nebst Angeln zum Fischen, Pulver und eine Flinte gelassen *l*).

1599.

Des Admirals Rückkehr nach Holland.

Warwick bleibt mit vier Schiffen zurück.

Warwick, welcher nunmehro die übrigen vier Schiffe, nämlich **Amsterdam**, **Seeland**, **Geldern** und **Utrecht**, als Admiral unter sich hatte, verließ Bantam, den 8ten Jenner, und segelte nach den moluckischen Inseln. Er legte sich bey Jacatra ohne die geringste Besorgniß vor Anker, weil die Flotte in vorigem Jahre mit dieser Stadt nicht die mindeste Streitigkeit gehabt hatte. Den 22sten näherte er sich **Tubaon** mit gleicher Freyheit, weil die ersten Holländer nichts als Gunstbezeugungen und Höflichkeit von dem ...

h) Man sehe die vorige Reisebeschreibung.
i) A. d. 457, 458 Seite.
k) A. d. 459 und folg. Seite.
l) A. d. 460 Seite.

nige genossen hatten. Hierauf trenneten sich die vier Schiffe; der Admiral und der **Utrecht** warfen die Anker vor der Insel **Madura**, da unterdessen die andern beyden nach **Joartam** segelten, um einen Lootsmann zu suchen, der die Küsten kennete, und die Flotte nach den moluckischen Inseln führen könnte.

Warwick. 1599.

Während dieser Trennung traten vierzig Bootsknechte, theils von dem Admiralschiffe, theils aus dem **Utrecht** zu Madura ans Land, ohne an die Streitigkeiten vor dem Jahre mehr zu gedenken; sie wurden aber in einer Stadt, Namens **Arosabaia**, gefänglich angehalten. Dieser Zufall wurde den beyden Schiffen sogleich zu wissen gethan, und er verursachte, daß sie ohne Verzug zum Admirale stießen. Doch die Sache verdienet, daß wir sie weitläuftiger erzählen.

Unvorsichtigkeit der Holländer.

Der Admiral und der **Utrecht** hatten ihren Lauf gegen die westliche Spitze der Insel Madura genommen, und sich vor der kleinen Stadt **Arosabaia** vor Anker gelegt. Dieses ist ein fester Platz, mit sehr dicken Mauern und Thoren, worauf die Einwohner die ganze Nacht über Wache halten. Dahin hatten sie eine Schaluppe und ein Canoe geschickt, um Reiß und andere Lebensmittel einzukaufen. Als die Schaluppe den Reiß eingenommen hatte, kam sie auf den Grund zu sitzen, und mußte die nächste Fluth abwarten, um wieder flott zu werden. Unterdessen stellete einer von den Vornehmsten auf der Insel dem Könige vor, diese Ausländer wären eben diejenigen, welche im abgewichenen Jahre eine große Anzahl seiner Unterthanen getödtet hätten. Hierüber geriethen die Insulaner dergestalt in Eifer, daß sie Schaluppe und Canoe anhielten. Der Oberkaufmann des Admirals, **Schuermanns**, war in einem andern Canoe, mit vier Mann ans Land gekommen, um zu sehen, wo beyde Fahrzeuge so lange blieben? Diesen hatten sie gleichfalls angehalten. Man nahm ihm seinen Hut, seinen Degen und sein Geld, und führete ihn nebst den übrigen, die man ebenfalls entwaffnet hatte, in ein kleines Häuschen, woselbst einige so gar ganz ausgezogen wurden. Der König ließ auch die beyden Steinstücke nebst allem Gewehre aus der Schaluppe wegnehmen. Endlich gab er doch den Gefangenen die Erlaubniß drey aus ihrem Mittel an den Admiral abzuschicken, und ihm das vorgegangene zu berichten, doch mit dem Bedinge, sogleich wieder zu kommen. Sie hielten auch dieses Versprechen redlich, aus Furcht sie möchten ihren Gesellen durch langes Verweilen eine noch schlimmere Begegnung zuziehen *m)*.

Ihre Streitigkeit mit dem Könige von Madura.

Dieser läßt viele gefangen nehmen.

In diesem Zustande war die Sache, als beyde Schiffe zurück kamen. Das Leben der Gefangenen stund allem Ansehen nach in keiner Gefahr: allein vermuthlich war der König gesonnen, ihre Freyheit theuer genug zu verkaufen. Der Schiffsrath versammelte sich also in des Admirals Kajüte. Weil nun anfänglich nichts anders zu thun war, als gütliche Unterhandlung zu pflegen: so versuchte man dieses Mittel einige Tage lang. Die Forderungen des Königes waren übermäßig groß. Er verlangte für die Freyheit der vierzig Gefangenen *n)* zwey der größten Stücke, welche der Admiral am Borde hatte, viele Stücke Tuch und Sammet, nebst tausend Stück von Achten. Der Admiral verwarf dieses Ansinnen. Er sagte, es stehe nicht in seinem Vermögen, das Geschütz wegzugeben, allein auf eine Summe Geldes käme es ihm so sehr nicht an. Auf diesen Fuß fuhr man einige Tage im Fordern und Biethen fort. Je länger es währete, desto halsstarriger bezeigten sich die Insulaner. Unterdessen brachte es der Admiral von der Insel, welcher den Hol-

Vergebliche Unterhandlungen.

Die holländischen Gefangenen werden übel gehalten.

m) A. d. 473 und folg. Seite.

n) A. d. 475 Seite.

Warwick. 1599. Holländern gewogen war, bey seinem Könige dahin, daß er acht bis neun Gefangene l[os]
gab, und sie auf dem Canoe nach ihrem Schiffe fahren ließ. Doch sie waren kaum we[g,]
so reuete ihn diese Höflichkeit wieder, und er schickte die übrigen nach einem Flecken, [wo]
man sie sehr genau bewachte. Des andern Tages wurden sie, den Oberkaufmann, [den]
Steuermann und einige andere ausgenommen, in ein Loch oder unterirrdisches Gefäng[niß]
auf dem Gipfel eines Berges geworfen. Hier hatten sie kein ander Bette, als Bau[m-]
blätter, und kein ander Essen, als was einer von den Wächtern in den umherliegend[en]
Dörfern für sie zusammen bettelte *o*).

Versuch sie zu befreyen, Der Admiral wußte so wenig, wie es ihnen gienge, daß ihm nicht einmal bekan[nt]
war, wohin man sie das erstemal gebracht hatte; er glaubte vielmehr, sie befänden [sich]
meistentheils noch in der Schaluppe. In dieser Meynung versammelte er den Schiffsra[th,]
und man beschloß, etwas zu ihrer Befreyung zu wagen. Weil die Schaluppe am Eing[an-]
ge des Hafens lag: so schien es etwas leichtes zu seyn, die Wache zu überrumpeln, und [ihr]
die Beute abzujagen. Man setzte also hundert und funfzig Mann in drey Schaluppe[n]
und eben so viele Kähne. Indem diese kleine Flotte sich dem Lande näherte: so erblickte [man]
eine Menge Leute, und zweene Portugiesen mit Friedensfahnen, die ihnen entgegen kam[en,]
und sie versicherten, die Insulaner verlangten nichts, als einen baldigen Vergleich. All[ein]
es war bloße Verstellung, um nur Zeit zu gewinnen, und sich in Vertheidigungsstand [zu]
setzen. Zwanzig Mann begiengen die Unbedachtsamkeit, auf diese gegebene Versicher[ung]
ans Land zu treten. Sogleich gab man von allen Seiten Feuer auf sie, dreye bis viere bl[ie-]
ben auf dem Platze, die übrigen ließ der Unteradmiral, der sie anführete, geschwind wie[der]
in seine Schaluppe steigen, und rettete sie dadurch *p*).

läuft schlecht ab. Hierüber ergrimmeten die Holländer dergestalt, daß sie den Augenblick auf die St[adt]
losgiengen. Doch indem sie derselbigen sich näherten, bemerkten sie, daß die Einwo[hner]
zu einem andern Thore hinausfielen, und sie im Hafen einzusperren suchten. Daher sch[ick-]
ten sie zween Kähne ab, um die Barre zu bewachen; denn wofern sich ihre Fei[nde]
derselbigen bemeistert hätten, wären sie sämmtlich so gut, als in einem Netze, gefangen [ge-]
wesen. Während der Zeit scharmützelte man von beyden Seiten. Die Insulaner sch[os-]
sen aus den Steinstücken, imgleichen aus Flinten und mit Bogen. Sie vermeyneten, die H[ol-]
länder zu nöthigen, alle ihr Pulver zu verschießen, wornach sie mit ihnen leicht fertig [zu]
werden verhoffeten. Doch, es entstund ein plötzlicher Sturm; und weil über dieses [die]
Ebbe einfiel, so mußten die Schaluppen und Kähne wieder nach der Flotte zurück kehr[en.]

Niederlage der Holländer. Als sie zum Hafen hinaus fuhren, schlug eine Schaluppe mit sechs und dreyßig Ma[nn]
um. Einem Kahne mit dreyzehn Mann ergieng es eben also. Dieses doppelte Ungl[ück]
kostete einigen Holländern das Leben, welche theils ersoffen, theils von den Insulanern [ge-]
tödtet wurden. Einige wurden an das Ufer geworfen; zum Glücke befand sich [ein]
Mammeluck aus Tuban und Freund der Holländer an demselbigen Orte, der ihnen [das]
Leben rettete. Zum Zeichen der Begnadigung ließ man sie niederknien, und streuete ih[nen]
eine Hand voll Sand auf den Kopf. Allein, wer anderswo ans Ufer kam, der wurde [oh-]
ne Barmherzigkeit erwürget; ja die Feinde wateten so gar ins Wasser, um sie zu tödt[en.]
Nur funf und zwanzig kamen davon, die man des Abends in das Stadtgefängniß führ[te.]
Den Trompeter und den Corporal schloß man in die Eisen. Die übrigen band man zusa[m-]
men, ob gleich ihrer drey sehr gefährlich verwundet waren *q*).

Den

o) A. d. 474, 475 Seite. *p*) A. d. 476 Seite. *q*) A. d. 478 und folg. Seite.

Den 6ten des Hornungs warf man sie in eben das Loch, wo ihre übrigen Gefährten bereits waren. Allein des andern Tages nahm man sie wieder heraus, und brachte sie in die Stadt. Den Trompeter und Corporal führete man vor den König, der ihnen Weiber und andere Gnadensbezeigungen anboth, wofern sie in seine Dienste treten wollten. Sie gaben zur Antwort, sie wollten mit ihren Landesleuten wieder zu Schiffe gehen, und der Admiral werde ihrer Gefangenschaft hoffentlich ein Ende machen. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf ein und funfzig. Man führete sie durch die Stadt und in eine kleine Insel, wo sie die Wache Tag und Nacht nicht aus dem Gesichte ließ.

Warwick. 1599.

Unterdessen bedachte der Admiral, daß er nicht nach Indien gekommen sey, Krieg zu führen, daß der König von Madura in der That nichts anders thue, als daß er das Wiedervergeltungsrecht gebrauche, ja daß er es nicht einmal so arg mache, als es die Flotte in vorigem Jahre gemachet hatte. Daher gab er neuen Friedensvorschlägen Gehör. Endlich verglich man sich auf zwey tausend Stücke von Achten, für die Freyheit der Gefangenen, mit dem Bedinge, wofern sie nicht alle zugleich losgelassen würden, so sollte auch die Bezahlung nur nach eben demselbigen Maaße erfolgen, und zwar entweder an Tüchern, oder an Gelde, wie die Insulaner wollten. Den 14ten waren sie alle wieder auf der Flotte, zween Bootsknechte ausgenommen, welche wider des Admirals Willen, aus eigenem Belieben, auf der Insel blieben. Eben diesen Tag, des Abends, giengen die vier Schiffe nach den moluckischen Inseln unter Segel, und hatten den Verdruß, daß sie die Zeche für andere theuer genug hatten zahlen müssen r).

Der Admiral sehnet sich nach dem Frieden.

Den 3ten März kamen sie in die Straße von **Amboina**, welche sehr schmal ist, und legten sich an der Küste, vor einer kleinen Stadt, Namens **Iton**. Die Insel **Amboina**, welche von einigen unter die moluckischen gerechnet wird s), trägt sehr viel Würznelken und andere Früchte, als Pomeranzen, Limonien, Citronen, Cocosnüsse, Bananen, Zuckerrohr u. s. w. Die Holländer ließen sich damals noch nicht einmal träumen, daß sie nach vier bis fünf Jahren die Portugiesen aus diesem reichen Lande jagen, und es selbst besitzen würden. Sie dachten an nichts, als ihre vier Schiffe mit Nägelein anzufüllen. Es ließ sich auch alles nach Wunsche an.

Schiffet nach den moluckischen Inseln.

Des folgenden Tages erschien der Admiral von der Insel, und fuhr mit dreyen seiner besten Galeeren, die man daselbst **Caracores** oder **Caracolen** nennet, um ihre Flotte herum. Sie waren stark bemannet, und mit allen Krieges- und Seebedürfnissen wohl versehen. Zugleich trieben sie nach ihrer Art große Freudensbezeugungen. Die Eyländer sungen, schlugen auf kupferne Becken, und lange Trummeln, die sie unter dem Arme hatten. Die Sänger stimmeten mit dem Klange der Instrumente überein, und die Ruder wurden nach dem Takte gezogen. Jede von den drey **Caracoren** hatte drey Steinstücke auf, welche der Admiral den Ausländern zu Ehren zweymal abfeuern ließ. Die Holländer gaben ihre Salve ebenfalls. Doch dieser äußerlichen Freundschaftsbezeugungen ungeachtet, stunden sie fleißig auf ihrer Hut, zumal da sie erfuhren, daß die Insulaner die ganze Nacht über Wachen am Ufer ausgestellet hatten.

Wie er empfangen wird.

Der indianische Admiral kam an den Bord des holländischen, und fragte nach der Absicht seiner Reise? **Warwick** antwortete ihm so, daß er darüber sehr vergnügt zu seyn schien. Hierauf lud er die Holländer ein, ans Land zu treten. Dem zu Folge begab sich der Unteradmiral des andern Tages ans Ufer. Man empfing ihn mit großer Höflichkeit, unter

Erhält Handlungsfreyheit.

r) A. d. 479 Seite.

s) A. d. 481 Seite.

Warwik. 1599.

unter einem Gezelte von Schiffssegeln. Diese erste Unterredung dauerte bey drey Stun den. Den 6ten wurde noch eine gehalten, und sämmtliche Befehlshaber der Insel versp chen dem Unteradmirale, Nägelein genug zu zwoen Schiffsladungen zu verschaffen. Al er wieder an Bord gieng: so nahm er des Königes von Ternate Bruder nebst vielen vorne men Herren des Landes mit sich, weil sie Lust bezeugeten, die Schiffe zu sehen.

Die Portugiesen machen den Einwohnern Verdruß.

Ungeachtet der Admiral von dem Handel auf **Amboina** gute Hoffnung geschöp hatte: so mußte er doch aus dem eigenen Berichte der Einwohner mit Leidwesen verne men, daß er nicht mehr als zwo Schiffsladungen bekommen könnte. Die Unruhen a der Insel schadeten der Handlung nicht wenig. Denn obgleich die Portugiesen nicht gä lich Meister von ihr waren: so hatten sie doch an der Westspitze noch eine Schanze inne woraus sie den Einwohnern beständig viel Ungelegenheit verursachten, und jetzo, da ihn die Ankunft der Holländer bedenklich fiel, allerley Bewegungen unternahmen, um sie dur die Furcht vor einem Kriege von ihrem Vorhaben abzuschrecken, weil sie glaubeten, die Ho länder würden sich nicht gern in Feindseligkeiten einlassen. **Warwik** hatte in der Th um so weniger Lust dazu, weil ihm befohlen war, sie zu vermeiden. Unterdessen beschl er doch, das Anerbiethen der Amboiner anzunehmen, und zwey Schiffe nach Banda schicken, um Muscatennüsse und Bluhmen zu laden. Zu dieser Unternehmung wurden d Schiffe **Seeland** und **Geldern** ernennet *t*).

Die vier Schiffe trennen sich.

Insel vom Teufel besessen.

Sie giengen den 11ten März unter Segel, und den 14ten zu Abend bekamen sie d Insel Banda ins Gesicht, welche südost von ihnen lag *u*). Die folgende Nacht fuhr sie vor der Insel **Setton** *x*) vorbey, welche nur fünf Seemeilen gegen Nordwest von Ban liegt. Hier verwunderten sich die Holländer gewaltig, als sie sahen, wie bestürzt ihre I dianischen Lootsleute bey dem Anblicke dieser Insel auf einmal wurden. Endlich verne men sie von ihnen, die Insel sey nicht nur unbewohnet, sondern auch, der allgemeinen Me nung aller Indianer zu Folge, vom Teufel besessen, und es unterstehe sich kein Mensch, zu betreten. Weil man ganz nahe am Walle vorbey fuhr: so nahmen die Indianer Fä stangen zur Hand, stelleten sich vorne auf das Schiff, und arbeiteten mit aller Macht, mit sie vor diesem verwünschten Orte bald vorbey kommen möchten. Waren sie müde, legten sie die Stange vor sich hin, und ließen sie von keinem Menschen anrühren, sonder behielten sie in der Hand, bis sie vor der Insel vorbey waren. Bey dem geringsten Ge räusche pfiffen sie mit dem Munde, und sangen, als ob sie ihren Feind zum Einschlafe bringen wollten. Ja sie waren so voll Angst, daß sie die Spöttereyen der Holländer nic einmal vernahmen.

Die Holländer kommen nach Banda.

Den 15ten entdeckte man noch zwo Inseln, eine halbe Meile südwest von Banda, ein hieße **Pulo Way**, die andere **Pulo Rim**, und des Abends liefen die Schiffe in den Fl Banda ein. Kaum hatten sie beygelegt, so schwärmete eine Menge Piroguen um sie he welche Proben von Muscatennüssen, Bluhmen und Würznelken mitbrachten, und versich ten, es solle ihnen an Ladung nicht fehlen. Daben riethen sie, das eine Schiff solle sich be der kleinen Stadt **Ortartan**, und das andere bey **Nera**, welches auf der andern Se der Insel liegt, vor Anker legen. Dieser Rath war vortrefflich. Denn so bald man m wegen der Handelsbedingungen einig geworden war, thaten die Holländer den ganzen Apri und

t) A. d. 485 Seite.

u) Vier und zwanzig Meilen von Amboina, auf ein und vierzig und einen halben Grad Süderbrei te. Man sehe die unten folgende Beschrei bung dieser Insel.

und die ersten Tage des May nichts anders, als daß sie Waaren ausschiffeten, und gegen der Einwohner ihre vertauschten. Zween Wagen wurden vom Morgen bis auf den Abend niemals leer, und zuweilen erhandelte man in einem einigen Tage zwo Lasten oder vier Tonnen Gewürz. Anfänglich bezahlte man nicht mehr als sechzig Realen von Achten für eine Last oder hundert Pfunde Muscatenbluhmen nach bandaischem Gewichte, aber fünf hundert und fünf und zwanzig nach holländischem; imgleichen fünf und vierzig Realen für eine Last Würznelken, und sechs Realen für eben so viel Muscaten. Allein die Insulaner stiegen allmählig mit dem Preise, so, wie ihr Vorrath abnahm. Der Verfasser bemerket hier als eine seltene Sache, daß den 8ten May eine Schlange von eilf Schuhen lang in ein Schiff kam, daselbst todt geschlagen, und von dem Volke verzehret wurde.

Warwik. 1599.

Nera, wo der Admiral vor Anker lag, ist die Hauptstadt der Insel. Hier waren die Holländer Zeugen von einer sehr traurigen Begebenheit. Seit einigen Jahren war wegen etlicher im Gebiethe von Nera umgehauener Bäume ein so heftiger Streit zwischen den Einwohnern dieser Stadt, und einer andern, Namens **Labbetacra**, die nur eine Meile davon liegt, entstanden, daß sie niemals zusammen kamen, ohne sich mit äußerster Wuth herum zu schlagen. Eines Tages kamen die **Labbetacrer**, wie sie der Verfasser nennet, mit acht **Caracoren** vor **Nera**, tödteten und verwundeten eine große Menge ihrer Feinde. Dieses zu rächen, liefen die Neraner wenige Tage hernach mit fünf Caracoren aus, und überfielen eine kleine Insel, Namens **Wager**, deren Einwohner es mit den Labbetacrern hielten. Einen Theil davon hieben sie nieder, und reiheten die Köpfe an Schnüre, um sie als ein Zeichen ihres Sieges nach Hause zu bringen. Nebst einer geringen Anzahl anderer Gefangenen nahmen sie auch eine Frau mit, die sie hernach mitten durch, von oben bis unten entzwey hieben; ja sie giengen fünf bis sechs Tage mit den blutigen Säbeln in der Hand herum. Endlich steckten sie einige Stangen durch die Köpfe, trugen sie vor des Sabandars Wohnung unter einen Baum, und ließen sie daselbst eine Stunde lang auf einem großen Steine liegen; worauf man sie in weißen Cattun wickelte, in große Schüsseln legte, und unter einem dicken Rauche von Spezereyen in die Erde warf *y*).

Nera, Hauptstadt der Insel.

Grausamer Krieg.

Wuth der Ueberwinder.

Die Holländer erstauneten zwar über eine so große Barbarey, nichts destoweniger miethete der Unteradmiral ein Haus zu Nera, und ließ zwanzig von seinen Leuten nebst Gelde und Waaren da, um Muscatennüsse und Bluhmen einzukaufen *z*). Es gebühret ihm also der Ruhm, daß er das erste Waarenlager oder die erste Factorey der Compagnie in Ostindien errichtete, damit die Schiffe bey ihrer Ankunft aus Europa künftig ihre Ladung gleich vor sich fänden. Den 2ten des Heumonats begab er sich ans Land, und empfahl seine gemachten Anstalten dem Sabandar und den übrigen Vornehmen auf der Insel. Den 5ten gieng er höchstvergnügt über seine glückliche Verrichtung unter Segel. Da er keine Ursache hatte, zu dem Admirale nach Bantam zu schiffen: so nahm er seinen Weg nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und lief im Aprilmonate des folgenden Jahres glücklich in dem Amsterdamer Hafen ein. Die Bewindhebber waren so vergnügt über die reiche Ladung, daß sie dieselbige dem Volke öffentlich sehen ließen. Die Muscatennüsse waren so gut und frisch, daß man Oel daraus zog. Niemals waren dergleichen nach Lissabon gekommen. Alle benachbarte Häuser wurden von ihrem lieblichen Geruche gleichsam einbalsamiret *a*).

Erstes Waarenlager der Holländer.

Rückreise zweyer Schiffe.

Unter=

x) oder Pulo Setton.

y) A. d. 488 u. f. Seite.

z) A. d. 498, 499 Seite.

a) Eben das.

Warwik. 1599.

Warwick treibt seine Handlung auf Amboina fort.

Unterdessen suchte **Warwik** sein Glück auf Amboina ebenfalls zu machen. Indem er aber mit lauter Handlungsgedanken umgieng, erschienen zu seinem großen Schrecken auf einmal zwo javanische Kriegesjunken, welche die Einwohner zur Hülfe gerufen hatten, um die Portugiesen anzugreifen, und ihrer unaufhörlichen Plackerey einmal ein Ende zu machen. Diese Hülfsvölker waren desto angenehmer, weil es die Portugiesen seit der Holländer Ankunft ärger trieben, als jemals. Sie suchten eine kleine Stadt zu überrumpeln, wurden aber mit Verlust zurück gejagt. Weil nun einige Holländer den Insulanern Beystand geleistet hatten: so erweckete diese freywillige Großmuth eine gewaltige Liebe bey den Einwohnern gegen sie; denn sie hatten nicht vermuthet, daß sie, als Europäer, es mit ihnen gegen den König von Spanien und die Portugiesen halten würden *b*). Desto williger waren sie folglich zur Handlung. Man tauschte zwar Nägelein gegen Waare, es war aber wenig. Da nun die Kriegesunruhe noch dazu kam, so gieng der Admiral nach den Moluckischen Inseln unter Segel *c*).

Schiffet nach Ternate.

Den 22sten ankerte er auf funfzehn Faden Grund, vor der Insel Ternate. Drey Tage hernach kam der König herbey gefahren, und ließ den Admiral auf seine Caracore bitten. Daselbst unterredeten sie sich lange Zeit durch Dolmetscher; er wollte aber durchaus nicht zu dem Admirale an Bord kommen. Er entschuldigte sich, die Treppe sey unmöglich zu steigen. Man belegte sie den Augenblick mit Tuche. Als diese Ausflucht wegfiel, so sagte er, es sey schon zu spät, die Sonne wolle untergehen, und er müsse sein Gebet verrichten.

Mistrauen des Königes.

Des andern Tages kam er wieder, und hatte zwey und dreyßig wohl bemannete, und mit mehr als hundert metallenen Steinstücken bewaffnete Caracoren bey sich. Diese indianische Flotte fuhr dreymal, gleich als im Triumphe, um die holländischen Schiffe herum. Das ist, sie klimperten mit küpfernen Becken, sungen und trummelten dazu, daß es donnerte. Der Admiral wußte nicht, was dieses bedeuten sollte: er ließ also sein Geschütz und übriges Gewehr fertig halten; die Mannschaft wurde theils unter das Verdeck, theils auf den Ueberlauf gestellet. Allein es näherte sich keine einzige Caracore, als des Königs. Doch wollte er niemals auf das Admiralsschiff treten. Er schickte bloß einen seiner Befehlshaber dahin, und ließ dem Admirale einige höfliche Worte vermelden. An jeder Seite der königlichen Caracore war ein Gang in Gestalt eines Gerüstes angebauet, worauf die Ruderknechte in einer doppelten Reihe saßen. Ob sie gleich ruderten: so hatten sie doch Wurfspieße und Schilde neben sich liegen. Von den übrigen Caracoren war jede mit etwa hundert Mann besetzet, welche nach ihrer Art wohl bewaffnet waren, aber wenig Flinten und noch weniger Geschicklichkeit hatten, damit umzugehen. Einige von ihren Steinstücken hatten drey Läufe, die man zugleich losbrennen konnte *c*): allein sie bedienen sich des Geschützes selten.

Handlung, und Preis der Waaren.

Des Abends ließ der König eine Pirogue ins Wasser setzen, und den Admiral ersuchen, er möchte einen Stückschuß darnach thun. Dieser traf. Hierüber wunderten sich alle Insulaner von seinem Gefolge ganz ungemein, und der König sagte zum Admirale, er glaube, seine Caracore würde eben so wenig eine Stückkugel aushalten können. Hierauf machte man ihm einige Geschenke, die ihm endlich die Erlaubniß ablockten, man könnte den Anfang mit dem Handel machen. Eine Last Nägelein wurde auf vier und funfzig Realen

b) A. d. 501 Seite. *c*) A. d. 502 S. *d*) A. d. 503 S.

von Achten angeschlagen. Dieses Gewicht beträgt auf Ternate sechs hundert Pfunde, auf Amboina aber nur fünf hundert. Man sagte den Holländern, die moluckischen Inseln, das ist Ternate, Tidor, Bachan und Motier, trügen alle Jahre vier tausend sechs hundert bis sieben hundert Last Gewürznelken *d*).

Warwik. 1599.

Der König besuchet die Holländer.

Seine Neubegierde.

Endlich, den 25sten des Heumonats, begab sich der König doch auf das Schiff **Amsterdam**; und weil die bisherige Verzögerung ihn nur desto begieriger gemacht hatte, so besah er alles bis auf das geringste, und bewunderte auch alles. Der Küchenblasbalg schien ihm eine ungemeine Erfindung zu seyn. Er setzte ihn sogleich an den Mund, und blies lange Zeit mit aller Macht. Nebst andern Vorschlägen, die er dem Admirale that, verlangte er auch, er möchte einige Leute auf der Insel lassen. Diese Bitte wurde ihm bey einer andern Unterredung gewähret, da man vermittelst eines feyerlichen Vergleiches fünf Holländer auf Ternate zu lassen versprach, damit sie den Handel fortsetzen, und die Waare bis zu Ankunft der Schiffe verwahren sollten. Unter diesen war **Franz Vanderdoes**, ein Vetter des Oberschultheißen zu Amsterdam, mit begriffen *e*).

Seine Beschaffenheit.

Der König von Ternate war ein langer dicker Mann, von etwa sechs und dreyßig Jahren, hatte ein lustiges Gemüth, und eine außerordentliche Begierde, etwas Neues zu hören oder zu sehen. Eines Tages hatten die Holländer ihm zu Ehren etwa zwanzig bis dreyßig Schwärmer geworfen. Dieses gefiel ihm so wohl, daß er gleich des andern Tages auf das Schiff kam, und sich zeigen ließ, wie man sie machte und brauchte. So bald er glaubete, nun wisse er genug, konnte er kaum die Zeit erwarten, bis er seine Künste an den Mann brachte. Weil ein großer Balken vor seinem Pallaste lag: so fiel ihm ein, durch ein paar handvoll Pulver könne er ihn ganz wohl entzwey sprängen. Den Augenblick ließ er ein Loch hinein bohren, solches mit Pulver ausfüllen, und einen hölzernen Keil vorschlagen, dem er jedoch eine kleine Oeffnung ließ: so scharfsinnig war er! hernach zündete er das Pulver mit eigener Hand an, und der Balken gewann eine ganz gerade Spalte. Dieser glückliche Erfolg erfreuete ihn dergestalt, daß er den Holländern für ihre Unterweisung nicht genugsam zu danken wußte *f*).

Seine Tapferkeit und Grausamkeit.

Ueber dieses war er seiner Tapferkeit wegen ungemein berühmt. Die Holländer sahen mit eigenen Augen, wie hitzig er dem Feinde bey einem Zuge gegen die Tidorer zu Leibe gieng. Den 20sten des Heumonats begab er sich nebst seinem auserlesensten Volke zu Schiffe, um einen Anfall auf ein Dorf in dieser Insel zu wagen. Da sprang er nun mit unglaublicher Herzhaftigkeit ins Wasser, und schlug verschiedene Feinde todt. Allein er besudelte seinen Sieg durch eine grausame That. Nebst einer Menge anderer Gefangenen brachte man auch einen Enkel des Koniges von Tidor vor ihn, der etwa zwanzig Jahre alt seyn mochte. Diesen ließ er an das Ufer führen, und befahl ihm, seine Hände zu waschen. Da sich nun der arme Mensch bückete, um Gehorsam zu leisten: so bekam er einige Säbelhiebe auf den Rücken, die ihn mitten entzwey spalteten. Die Stücke band man an eine Pirogue, und ließ sie schwimmen, wohin sie wollte *g*).

Kriegerische und gottesfürchtige Neigung.

Auch so gar bey den Andachtsübungen merkte man das kriegerische Gemüth des ternatischen Koniges. Weil er ein Muhamedaner war, so gieng er am Freytage allemal in die Moschee. Er ließ aber einen Knaben vor sich hertreten, der eine Ziege zum Opfern führete, und einen Sabel auf der Achsel trug. Auf diesen Opferpriester folgte ein Schwarm

e) A. d. 504 S. *f*) A. d. 514 S. *g*) A. d. 511 S.

Krieges-

Warwik. 1599. Kriegesleute, hernach ein Pfaffe mit einem Rauchfasse in der Hand, endlich Seine Maj. mit vielen Sclaven umgeben, die ihm einen Sonnenschirm über den Kopf hielten. Den Beschluß machte ein anderer Haufen Soldaten mit einer fliegenden Fahne h).

Er liebte das Seewesen dergestalt, daß er einen großen Theil seiner Zeit auf Caracore zubrachte, worinnen ein vergoldetes Bette stund. Er war niemals müßig. So lange die Holländer auf der Rhede lagen, mußte der Steuermann des Admirals öfters zu ihm kommen, und ihm die Kupfer in **Johann Huygens** Buche aufschlagen und erklären. Dieses ergötzete ihn ungemein; ja er that öfters so scharfsinnige Fragen, daß der Steuermann nicht wußte, was er antworten sollte. Wiewohl er mit den Holländern ganz vertraulich umgieng: so betrug er sich doch gegen seine Unterthanen sehr majestätisch. Die vornehmen Herren an seinem Hofe, imgleichen seine Kriegesbedienten und Bothschafter, mußten allemal die Hände falten, und über dem Haupte in die Höhe heben, wenn sie vor ihm erschienen. Doch ließen sie dieselbigen unvermerkt wieder sinken. Auf diese Weise fuhren sie wechselsweise beständig fort, so lange sie in seiner Gegenwart waren. Die Hofleute waren in Seide oder Cattun gekleidet. Ihre Hosen kamen an Gestalt den portugiesischen ziemlich nahe. Das Wammes war entweder von Cattun, oder von einem gewissen Zeuge, das aus Baumrinde gemachet wird, und bey dessen Verfertigung die Einwohner eine ihnen eigene Geschicklichkeit an den Tag legen. Die Holländer fanden bey dem ternatischen Adel keine andere, als erhabene und großmüthige Gesinnungen, nebst einer weit größeren Einsicht und Fähigkeit, als die javanischen Edelleute zu haben pflegen. Jeder Hauptmann war bereits bey ziemlichen Jahren, und sowohl seiner Erfahrenheit, als auch seines schönen grauen Bartes wegen ehrwürdig i).

Beschaffenheit seiner Hofstatt.

Der König hatte sein kriegerisches Wesen dem ganzen Volke mitgetheilet. Jedermann trug Wurfspieße von Holze oder Rohre, und wußte sehr geschickt damit zu werfen. Die Säbel waren am Ende sehr breit. Nur die Schilde hatten nicht die artigste Gestalt. Eigentlich von der Sache zu reden, waren es weiter nichts, als Stücke von einem Brete. Doch die Tapfersten in diesem Lande, welche eine Sturmhaube trugen, konnte man füglich mit Klopffechtern vergleichen. Sie stunden im Kampfe allezeit nur auf einem Fuße, damit sie nach Beschaffenheit der Umstände desto hurtiger vorwärts, sonderlich aber zurück springen konnten. Weil sie bey ihrer großen Geschicklichkeit auch sehr eitel waren: so forderten sie die Holländer heraus; ja sie erbothen sich, einer gegen sechse zu kämpfen. Ein Matrose von dem Schiffe **Amsterdam** bath sich nur einen einigen auf ein paar Degen und Dolche aus; doch dieser Vorschlag wurde nicht beliebet k).

Klopffechter zu Ternate.

Weil die Holländer fünfe von ihren Leuten zu Ternate ließen: so gefiel dem Könige dieses freundschaftliche Zutrauen dermaßen wohl, daß er sie bey der Abreise in eigener Person allergnädigst zu Schiffe begleitete, und dem Himmel dafür dankete, daß er ihm Freunde beschehret hätte, die mit seiner Gemüthsneigung so wohl überein kämen. Als sie ihm erzähleten, die Portugiesen hatten das Oberhaupt des holländischen Staates in seinem eigenen Pallaste erwürgen lassen: so gab er zur Antwort: eben diese Portugiesen hatten seinen Vorfahrer weggehaschet, in Stücke gehauen, solche eingesalzen, und nach Malacca geführet l): doch er sey von dem Schicksale dazu auserfehen, diese Beleidigung empfindlich zu rächen. Als er von dem Admirale Abschied nahm: so verlangte er, mit einem Feuer aus den

Portugiesen werden der Grausamkeit beschuldiget.

h) A. d. 516 Seite. i) A. d. 515 S. k) A. d. 512 S.
l) A. d. 524 S. m) A. d. 525 S. n) Eben das.

dem sämmtlichen groben Geschütze beehret zu werden. Diese Ehre erzeigte man ihm von Herzen gern. Er hatte einen portugiesischen Renegaten an seinem Hofe, einen durchtriebenen und verschlagenen Menschen, um dessen Gewogenheit sich die Holländer sorgfaltig bewarben, weil seine Gunst ihrer neuen Factorey höchstnöthig war *m*).

Warwik. 1600.

Den 19ten August lichteten sie die Anker. Den 30sten sahen sie die Insel **Oba**, wo sie den 6ten des Herbstmonates anländeten, in Hoffnung, einige Erfrischungen, daran es ihnen gewaltig fehlete, daselbst einzunehmen. Der größte Theil dieser Inseln, welche einen Ueberfluß an Gewürze hervorbringen, sind mit den Bedürfnissen zu einer Seefahrt ziemlich schlecht versehen. Es liegen noch so viel andere Eylande Oba gegen Westen, daß man sie unmoglich alle zählen kann. Sie liegen unter dem zweyten Grade Süderbreite. Es war wenig darauf zu finden, und der Mangel wurde so groß, daß den 10ten ein Käse von sieben Pfunden um zwölf und einen halben Gulden verkauft wurde *n*). Daher mußte man ziemlich Noth leiden, bis man den 13ten des Wintermonates auf dem Flusse Jacatra ankam. Den 17ten gieng man nach Bantam unter Segel, und begegnete zwey seeländischen Schiffen, **Barkelenk** und die **Sonne**, welche von der Rhede dieser Stadt herkamen, wo sie nach **Warwiks** Abreise einen vortheilhaften Handel getrieben hatten. Denn nunmehro begonnte das indianische Gewässer den Holländern ziemlich geläufig zu werden.

Insel Oba.

Bey ihrer Ankunft vor Bantam wurde der Admiral mit so herzlichen Freundschaftsbezeugungen von dem Statthalter empfangen, daß er, um diese Neigung zum Vortheile der Nation zu unterhalten, ihm die Schaluppe verehrete, worinnen er ans Land gefahren war *o*). Dieses Fahrzeug war mit zwey Steinstücken besetzet, und mit Scharlache ausgeschlagen. Beyde Schiffe verweileten sich einige Tage, um noch mehr Pfeffer einzunehmen, und traten sodann die Reise nach Holland an. Sie giengen den 21sten Jenner 1600 unter Segel. Ihre Reise endigte sich ohne das geringste Unglück. Doch da sie den 16ten May auf die Höhe von **St. Helena** kamen: so hätten sie gern einige Erfrischungen eingenommen: allein bey Erblickung einiger daselbst liegenden portugiesischen Caracken mußten sie eine andere Straße suchen.

Rückreise des Admirals nach Bantam.

Seine Abfahrt nach Europa.

Den 30sten sahen sie die Insel **Ascension**, und einige Matrosen fuhren in einer Schaluppe ans Land. Sie suchten aller Orten, fanden aber nirgends einen Tropfen Wasser. Das Erdreich ist eigentlich nichts anders, als ein verbrannter Felsen, und den Schmiedekohlen ähnlich. Dennoch sahen sie Schweine, wiewohl sie nicht begreifen konnten, wovon sie lebten, indem man weder Bäume, Gras noch Kraut auf der Insel sieht *p*). Ein weit schlechteres Wunder ist es, daß es eine Menge Seemeven daselbst giebt, die man ohne Mühe mit einem Stocke todtschlagen kann. Man fing auch viele Schildkröten, wovon einige nicht weniger als vier hundert Pfund wogen *q*). Die übrige Reise war höchst glücklich, und die Compagnie hatte das Vergnügen, daß ihre sämmtlichen acht Schiffe nach einander ankamen, und Reichthümer mitbrachten, welche die künftigen Unternehmungen mit etwas mehr als mit einer bloßen Hoffnung unterstützeten.

Insel Ascension.

o) A. d. 525 S. p) A. d. 527 S. q) A. d. 528 S.

1595.

Der II Abschnitt.

Beschreibung der Insel Java, vor der Niederlassung der Holländer daselbst.

Lage der Insel. Ursprung der Einwohner. Jede Stadt hat ihren König. Hauptstädte. Panarucan. Passarwan. Garniter. Joartam. Gerrici. Surbaja. Tubaon. Hofstaat des Königes. Die Holländer besuchen ihn. Beschreibung seiner Gemächer. Seine Marställe. Städte: Cajaon; Mandalicaon; Japara; Mataran; Pati; Dauma; Taggol; Charabaon; Dermajo; Cravaon; Jacatra. Beschreibung von Bantam. Ihre Befestigung; Straßen; Eintheilung; Häuser und Gebäude; Pallast; Viertheil der Chinesen; Marktplätze; andere Plätze. Religion. Vielweiberey. Recht der Beyschläferinnen. Kinder und ihre Zucht. Heirathsgut der Mägdchen. Hochzeitgebräuche. Höflichkeit gegen die Frauen. Ihre Kleidung; ihre Verrichtungen. Art, Gericht zu halten. Staatsrath. Wunderliche Feuerordnung. Ihr Stolz. Unerhörte Wuth. Gestalt der Javaner. Ihre Soldaten. Pfeile von Fischgräten. Güterpacht. Sclavenhandlung in Java. Schrift und Bücher. Fremde Kaufleute. Chinesen zu Bantam. Coxas, wie sie nach Bantam gekommen. Portugiesen und ihre Handlung. Seeschiffe. Gewöhnliche Winde auf der javanischen See.

Obgleich in dem ersten Theile dieser Sammlung hin und wieder einige Anmerkungen von der Insel **Java** eingestreuet sind: so werden sie doch das Vergnügen nicht vermindern, das der Leser hoffentlich empfinden wird, wenn er alles, was man von dem ehemaligen Zustande dieser großen Insel weis, auf einen Blick vor sich sieht. Wir erinnern ihn nur deswegen an die bereits beygebrachten Nachrichten, damit er diese zerstreuete Stücken zusammen setzen, und mit der folgenden Erzählung vergleichen könne r).

Lage der Insel. Die Insel, welche man gemeiniglich **Java**, zuweilen auch **Großjava** nennet, um sie von einer andern nicht weit davon befindlichen Insel zu unterscheiden, die den Namen **Kleinjava** oder **Bali** führet, liegt südost gen Osten von Sumatra. Man hielt sie lange Zeit für ein Stück von dem festen Südlande, das man gemeiniglich die unbekannten Südländer oder das Feuerland heißt. **Marcus Polo** giebt ihr acht hundert Meilen zum Umkreise. Andere setzten ihren Anfang bey dem siebenten Grade Süderbreite, und machten sie hundert und funfzig Meilen lang, ohne von ihrer Breite etwas gewisses zu sagen. Unsere neuern Erdbeschreiber setzen sie zwischen dem hundert und drey und zwanzigsten und hundert und vier und dreyßigsten Grad der Länge, und zwischen dem sechsten und neunten Grade südlicher Breite.

Ursprung der Einwohner. Da die Javaner selbst von ihrer Abkunft wenig zu sagen wissen: so wäre es eine Verwegenheit, wofern man dießfalls bessere Nachrichten haben wollte. Sie kommen nach ihrem Vorgeben aus China her. Unsere Vorfahren, sagen sie, konnten die Sclaverey, darein sie gestürzet waren, unmöglich länger ausstehen; sie liefen also haufenweise aus dem Lande, und bevölkerten diese Insel. Wenn es auf ihre Gesichtsbildung ankäme: so hätte ihr Vorgeben allerdings Grund. Denn sie haben meistentheils, so wie die Chinesen, eine breite Stirne, große Wangen, und kleine Augen. Ja, man findet beym **Marco Polo** eine Bestätigung hievon. Die Tatarn, bey denen er sich aufhielt, sagten ihm, vorzeiten wäre Großjava ihnen zinsbar gewesen; es hätte aber zugleich nebst China sich ihrem Gehorsam

r) Man sehe die Nachrichten des Scot und anderer, in welchen die engländischen Verfasser sich an ihre Landesleute hielten, und übrigens nicht viel nach der Ordnung fragten.



VORSTELLUNG
VON DEM EYLANDE JAVA
aus Hollændischen Manuscripten genommen
Zur allgemeinen Historie der Reisen.
Maaßstab von 30 Franzoesische Seemeilen.
5 10 15 20 25 30
Das Innere dieser Insel und der Lauf der Flüsse sind nach wenig bekant
EYLAND SUMATRA
Limpons bay
Keisers bay
Straße de la Sonde
Prinzen Insel
Inseln Cracatoy
Dwars in den Weg
Mittel Insel
S. Nicolas Spitze
I. Panjang
I. Pontang
I. Sergni
Pfeffer Bay
Bantam
KOENIGREICH BANTAM
Bay der guten Ankunft
I. Cantaye
West Spitze von Java
Gebirge Salax
I. des Brisans
I. Trovers
Sand bay
KOENIGREICH JACATRA zerstoert
Jacatra itzo Batavia
Salz bay
Sandbaenke
Spitze Pamaneckam
TSIASSEM
I. Rachit
Spitze Indermaye
Carimon Java
I. Lubec
KOENIGREICH TSIERIBON
Charabaon od. Tsieribon
Fl. Indramaia
Gebirge Tsieribon
LANDSCHAFT SIDAMER
Hohes und doppeltes Land
SOEKAPOLRA
Hohe Spitze
I. Noesa Combang
EYLAND JAVA
Berg Tagal
Gebirge Materan
GEBIETHE WATAS
GEBIETHE CADOEWANG
Gebirge der 2 Brüder
Japara
Rembang
Tuban
Fl. Landoenang
Fl. Samangy
KOENIG REICH GRESSIC
Sidapura
Surbaia
I. MADURA
Ost Spitze
I. Gilolien
I. Warehouse
Vorgeb. Sandano
Panarucam
PANARUCAM
Balambuan
LANDSCHAFT BALAMBUAN
Bay Balambuan
I. Bali
Ost Spitze
GEBIETHE PANNARAGA
GEBIETHE LODAYA
GEBIETHE POUGER
Noessa Baron
Bay Padsjetan
Bay Segarawit
Mittægliche Breite
Længe von dem Eylande Ferro
122 123 124 125 126 127 128 129 130 131
5 6 7 8 9
N.º 3.
T. VIII. I.



horsame entzogen. In Bantam sind noch viele Chinesen, welche sich hauptsächlich deswegen daselbst niederlassen, damit sie der Schärfe ihrer Landesgesetze entgehen.

Beschreibung von Großjava. 1595.

Wenigstens ist doch dieses unstreitig, daß die Javaner schon seit langer Zeit ihre eigenen Könige haben. Es gieng in dieser Insel eben also zu, wie in andern Ländern, wo aus Mangel eingeführter Gesetze oder Verordnungen wegen der Reichsfolge eine Menge kleiner Herren entstund, die sich entweder mit Gewalt oder mit List in den Besitz eines Stück Landes setzeten. Jede Stadt hatte einen König vor sich und ihr umliegendes Gebiethe; doch war das bantamische Konigreich jederzeit das mächtigste. Was den Kaiser betrifft, dem alle javanische Könige lange Zeit gehorsam gewesen waren s): so ist aus dem holländischen Tagebuche zu ersehen, daß er damals nichts mehr als den bloßen Titel hatte, und daß man die Hoheit seines Ranges nicht sonderlich in Ehren hielt.

Jede Stadt hat einen König.

Wir müssen vor allen Dingen den ehemaligen Zustand der vornehmsten Städte in Java betrachten, damit wir die Veränderung dagegen halten können, welche die Holländer nachgehends damit vornahmen. Die natürliche Ordnung erfordert, daß wir diese Musterung bey der östlichen Spitze anfangen, und bey der westlichen beschließen. Zuerst findet man **Balambuam**, eine berühmte und mit starken Mauern verwahrete Stadt, welche der König von **Passaruan** eben damals belagerte, als die Holländer ihre erste Reise unternahmen. Sie liegt der Insel Bali gerade gegen über, und wird nur durch eine Meerenge einer halben Meile breit von ihr abgesondert, die man die Straße von **Balambuam** nennet.

Hauptstädte der Insel.

Balambuam.

Zehn Meilen weiter gegen Norden findet man die Stadt **Panarucan**, woselbst viele Portugiesen wohneten, weil sie mit dem Könige in Freundschaft stunden, und weil der dasige Hafen vortrefflich gut ist. Man treibt daselbst einen starken Handel mit Sclaven, langem Pfeffer, und mit dergleichen Frauenkleidern, die man in dasiger Gegend **Conjorins** nennet. Oberhalb Panarucа ist ein großer feuerspeyender Berg, der im Jahre 1586 zum erstenmale anfing, Asche und Steine auszuwerfen, und zwar in so großer Menge, daß die ganze Stadt damit bedecket wurde. Der dicke Rauch benahm der ganzen Gegend drey Tage lang das Sonnenlicht. Bey diesem fürchterlichen Brande kamen zehn tausend Insulaner um das Leben.

Panarucan, nebst dem feuerspeyenden Berge.

Sechs Meilen davon findet man die Stadt **Passarwan**, welche ein schöner Fluß bewässert, und deren König im Jenner 1597 Balambuam belagerte. Die Holländer erzählen eine wunderliche Ursache von diesem Kriege. Der König von Passarwan, welcher dem muhamedanischen Glauben zugethan ist, verlangete die Tochter des Königes von Balambuam zur Gemahlinn; sie wurde ihm auch nebst einem prächtigen Gefolge zugeschicket. Nachdem sich der neue Ehemann des Rechtes, das dieser Titel mit sich führet, bedienet hatte: so ließ er sie nebst ihrem ganzen Gefolge gleich nach der ersten Nacht in Stücken hauen, bloß deswegen, weil sie einem andern Glauben zugethan war t), und den seinigen vermuthlich nicht annehmen wollte. Hernach versammelte er sein Heer, und versuchte, Panarucan zu überrumpeln. Allein, er verlohr die Hälfte seines Volkes bey dieser Unternehmung. Mit dem übrigen Reste belagerte er Balambuam, welches bey der Holländer Ankunft bereits vier Monate lang Widerstand gethan hatte.

Passarwan.

 Die

s) Wird der Mataram genennet.

t) Erste Reisebeschr. a. d. 335 S.

Beschreibung von Großjava. 1595.

Die Waaren, damit man zu Passarwan handelt, sind die **Garniter**, und baumwollene Zeuge. Die Garniter sind eine Gattung Früchte, in der Größe der Erdbeeren, ihre Kerne aber sind so hart, daß man Halsgehänge und Armschnüre davon machet.

Garniter.

Joartam.

Zehn Meilen weiter gegen Westen steht die Stadt **Joartam** an einem schönen Flusse, und hat einen guten Hafen, wo sich die Schiffe, die von den moluckischen Inseln nach Bantam fahren, vor Anker legen. Hier findet man allerley Gattungen von Lebensmitteln. **Gerrici** ist eine andere Stadt, die an der Westseite eben dieses Flusses liegt, und deren König in solchem Ansehen steht, daß alle übrige Könige auf der Insel nicht anders als mit gefaltenen Händen, gleich den Leibeigenen, mit ihm sprechen. In diesen beyden Städten wird viel Salz für Bantam geladen *u*).

Gerrici.

Surbaja.

Surbaja folget auf Gerrici; es liegt an eben dieser Küste und an einem kleinen Flusse. Diese Stadt oder vielmehr ihr König hat zugleich **Brandaon** unter sich, eine kleine Stadt, sechs Meilen davon gegen Westen; nicht weniger auch **Cidajo**, eine Festung mit einem Hafen, der aber so schlecht ist, daß man bey entstehendem Sturme nicht vor Anker bleiben kann *x*).

Tubaon oder Tuban.

Zehn Meilen davon gegen Nordnordwest findet man **Tubaon oder Tuban**, eine wohlbefestigte Handelsstadt mit schönen Thoren. Dieses ist die schönste Stadt auf der ganzen Insel. Ihr König, den die Holländer bey ihrer zweyten Reise sahen, hatte einen sehr prächtigen Hofstaat. Da sie eines Tages an das Ufer ausgestiegen waren, that er ihnen die Ehre, und kam dahin. Er saß mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen auf einem Elephanten, unter einem kleinen Gebäude mit einem Dache, das ihn vor der Sonne und dem Regen schützete. Seine Kleidung war ein Wammes von schwarzem Sammet mit weiten Aermeln. Es waren viele Edelleute zu seiner Begleitung um ihn, welche Flinten und lange Wurfspieße trugen, davon einige zwo lange eiserne Spitzen hatten. Nachdem er sich den Schaluppen genähert hatte, lud er die Holländer zu sich in seinen Pallast, welcher weit genug ist, und eine Menge Gemächer hat. Erstlich mußten sie eine Treppe von sieben Stufen steigen. Hernach kamen sie durch eine enge Thüre, wiewohl sie dennoch breiter war, als die Thüren auf dieser Insel sonst zu seyn pflegen. Denn in diesem Lande sind sie gewöhnlicher Weise ungemein enge und niedrig. Hierauf traten sie in das Hauptgebäude selber, welches von Ziegelsteinen gebauet, und mit gemeinen Fliesen, dergleichen man in Holland hat, gepflastert war. Bey dem Eintritte sahen sie die Elephanten des Königes, jeden unter einem besondern und mit vier Säulen unterstützten Dache. Man zeigte ihnen den größten und schönsten, und erzählete zugleich allerley außerordentliche Sachen von ihm. Wenn man ihm befahl, jemand ums Leben zu bringen, so that ers; hernach lud er sich die Leiche mit dem Rüssel auf den Rücken, und legte sie endlich zu des Königes Füßen nieder. Sein Rüssel war zur Hälfte weiß. Er war so gut zum Kriege abgerichtet, daß der König bey seinen Feldzügen keinen andern, als ihn bestieg. Man gab ihm ein Gewehr, das er mit seinem Rüssel so geschickt zu brauchen wußte, als der beste Soldat. Die Holländer zähleten noch zwölf andere, sämmtlich von besonderer Schönheit, aber kleiner, als der erste, welchem sie die Höhe zweyer Männer beylegen *y*).

Hofstaat des Königes.

Die Holländer besuchen den König.

Beschreibung seiner Gemächer.

In dem ersten Gemache, das man ihnen zeigte, stund des Königes Geräthe in vielen über einander geschichteten Kasten, welche beynahe den ganzen Saal vollfülleten. Alle diese Kasten schleppet der König mit sich, wenn er eine Reise unternimmt, sie mag übrigens

u) A. d. 336 Seite. *x*) Zweyte Reisebeschr. a. d. 462 S. *y*) Eben das. 461.

Beschreibung von Großjava. 1595.

gens so klein seyn, als sie will. Hernach kamen sie in das Gemach der **Kampfhähne**, davon jeder seinen eigenen Käsicht innen hat. Diese gleichen übrigens den holländischen Lerchenkäsichten; nur aber sind sie mit zween Finger dicken Stäben verwahret. Es ist ein eigenes Hofamt dazu bestellet, dessen Glieder für die Hähne Sorge tragen, und ihre Kämpfe anordnen müssen. Weil diese Thiere einander in ihren Käsichten beständig im Gesichte haben: so gehen sie hernach mit erstaunlichem Grimme auf einander los z). Ferner kamen die Holländer in das Gemach der Papageyen, die ihnen schöner zu seyn bedünketen, als die sie anderswo gesehen hatten. Nur ihre Größe war nicht sonderlich. Die Portugiesen nennen sie **Noiras**. Ihr Hals und ihre Brust hat eine hohe und glänzende Röthe, der Rücken hingegen schimmert wie Gold. Aeußerlich sind die Flügel grün und blau, inwendig aber schön leibfarben. Diese Gattung wird in Indien sehr gesuchet, und das Stück gern mit zehn Realen von Achten bezahlet. Man liest in der Reisebeschreibung des **Johann Huygens**, die Portugiesen hätten es vergeblich versuchet, dergleichen schöne Vogel nach Europa zu bringen, weil sie das Seefahren nicht ausstehen könnten. Nichts desto weniger haben die Holländer bey ihrer zweyten Reise einen mit nach Amsterdam gebracht. Sie machen ihrem Herrn viel Ergötzlichkeit. Sie schmeicheln ihm mit solcher Anmuth und Vertraulichkeit, daß man sich darüber verwundern muß; hingegen fallen sie fremde Personen so grimmig an als Hunde *a*).

Aus diesem Gemache führte man die Holländer in den Hundestall. Jedweder Hund hatte sein eigen Gehäuse, und seinen Lehrmeister, der ihn zur Jagd, oder zu andern Uebungen abrichtete. Der König fragte: ob es große Hunde in Holland gäbe? Man antwortete ihm, es gäbe einige in der Größe der Pferdefüllen, und so grimmig, daß sie im Stande wären, einen Menschen zu zerreißen. Er fragte weiter: ob die Pferde groß wären? Man sagte, einige wären so groß, als seine kleinen Elephanten. Anfänglich glaubte er, es sey ein bloßer Scherz; da man ihn aber die Wahrheit versicherte, so both er eine ansehnliche Belohnung für ein großes Pferd, und für einen großen Hund aus Holland. Er verwunderte sich aber noch mehr, da er hörete, man könne diese Thiere wegen des Unterschiedes in der Witterung nicht wohl nach Indien bringen *b*).

Nachdem die Holländer das Hundegemach genugsam bewundert hatten: so kamen sie in den Entenstall. Diese waren den holländischen ganz ähnlich, nur etwas größer, und meistentheils ganz weiß. Ihre Eyer sind zweymal größer, als unsere schönsten Hühnereyer.

Aus diesem Orte ließ sie der König durch ein sehr schmales Thürchen in das Gemach seiner vier rechtmäßigen Gemahlinnen gehen, davon die beyden ältesten ihm entgegen kamen, und bey der Thüre stehen blieben. Von diesen vieren hatte er sechs Söhne und zwo Töchter. Die beyden jüngern Frauen sahen mit vielem Vorwitze hinter einer Matte hervor, die sie halb verdeckte. Sie werden sämmtlich von alten Sclavinnen bedienet. Außerhalb dieses Gemaches saßen einige von des Königes Beyschläferinnen, in Kleidungen von feinem baumwollenen Zeuge.

Endlich kamen die Holländer durch eine äußerst schmale Thüre in ein besonderes Gebäude, das von dem vorigen Gemache durch eine Mauer unterschieden war. Hier zeigte sich ein ganzer Schwarm Beyschläferinnen, alle nach der Reihe. Ihre Kleidung war wie der vorigen ihre beschaffen. Ihre Kammern stießen an die Scheidemauer. Aus diesem Gebäude kamen sie noch in eines, das abermal eine große Anzahl Beyschläferinnen in sich schloß.

z) Eben daselbst a. d. 464 Seite. *a*) Eben daselbst a. d. 465 Seite. *b*) A. d. 466 Seite.

Beschreibung von Großjava. 1595.

schloß. Die ganze Summe dieser Weibespersonen belief sich auf drey hundert *c)*. Dieses war das letzte, was sie sahen: denn gleich hernach wies man ihnen ein kleines Pförtchen wodurch sie zum Pallaste hinaus giengen.

Andere Beobachtungen in dem Pallaste.

Bey einem andern Besuche, den sie in stärkerer Anzahl ablegten, als das erstemal zeigte man zwar dem größten Theile der Gesellschaft keine anderen, als die itzo beschriebenen Gemächer: doch der König nahm ihrer drey heraus, und begnadigte sie mit dem Anschauen des Turteltaubengemaches, worinnen er selbst zu schlafen pflegte. So bald sie hinein getreten waren, legte er sich auf eine seidene, mit Watt ausgestopfete, und mit Kü belegte Matratze. Das Bette, dessen Gestalt der Verfasser mit einem Altare verglei bestund aus grauen Steinen, welche etwas über den Boden des Zimmers empor rage und mit ausgehauenen Figuren gezieret waren. Der obere Theil, worauf die Matr lag, war breiter, als das untere, aber von eben demselbigen Steine, um desto kühler z liegen *d)*.

Man breitete den drey Holländern eine Matte hin, worauf sie sich nach Landes brauche setzten. Der König fragte, wer ihr Landesherr sey? Hierauf gaben sie durch Dollmetscher eine weitläuftige Antwort. Doch, was ihm am besten gefiel, das war Erzählung der langwierigen und blutigen Kriege, die sie mit den Spaniern geführet hatt Während dieser Unterredung brachte eine alte Sclavinn eine von des Königes Töchtern dem Rücken herbey getragen, und setzete sie vor seinem Bette auf die Erde nieder. D junge Prinzeßinn trug Armbänder von goldenem Schmelze. Sie blieb vor ihrem Va stehen, und spielete ganz vertraulich mit ihm. Der größte Theil des Gemaches war off wie meistens alle Häuser auf der Insel, damit die Luft durchstreichen konnte. Man nur Vorhänge vor, und nach Befinden wieder auf. Die Turteltauben waren in Kä ten, die an der Decke des Zimmers hingen, und deren Stangen aus gläsernen Kügel von allerley Farbe bestunden, die man an dünne Stäbchen angereihet hatte. Sie ma ten einen artigen Anblick, und rings um des Königs Bette hingen dergleichen Käfichte.

Marställe des Königs.

Hierauf ließ er die Holländer in sieben Marställe führen. In jedem stund nur einziges Pferd. Die Wände bestunden aus einem hölzernen Gatterwerke; und der Bo aus durchbohreten Brettern, damit der Mist durchfallen konnte, den man sogleich bey S te schaffete. Die javanischen Pferde sind klein, aber wohlgestaltet, und schnell zum Lau Ueberhaupt sind die Pferde in Indien etwas seltenes, und daher in hohem Werthe. S tel und Zeug ist prächtig, wenigstens nach dasiger Landesart; denn der Verfasser gest daß diese Pracht den Europäern sehr fremd vorkommen würde *f)*. Die Beschreib der zweyten Reise meldet, die Zäume wären weiß wie Alabaster und mit Edelgesteinen setzet, die Puckeln von Silber, und zuweilen vergoldet; die Sättel von Sammet o Saffian, mit vergüldeten Drachen- und Teufelsfiguren, welche jedoch den unserigen Gestalt ziemlich ähnlich sehen.

Es giebt viele Edelleute zu **Tubaon**. Sie handeln mit Seide, Camelot, baum wollenen Zeugen, und einer gewissen Gattung leichter Kleider, die man sonst nirgends, als diesem Orte verfertiget. Sie führen auch Pfeffer nach **Bali**, setzen ihn gegen groben Ca tun um, den man auf dieser Insel machet, und bringen selbigen nach **Banda**, Terna und in die philippinischen Eylande, von da sie mit Muscatennüssen, Muscatenblu

c) A. d. 467 Seite. *d)* Eben daselbst. *f)* Eben daselbst.
e) A. d. 466 Seite. *g)* Beschr. der ersten Reise a. d. 336 S. u. f.

und Nägelein nach Hause kehren. Das gemeine Volk nähret sich von der Fischerey und Viehzucht *g*).

Beschreibung von Großjava. 1595.

Fünf Meilen von **Tubaon** gegen Nordwest, liegt die Stadt **Cajaon**, die ihren eigenen König hat, aber eben so wenig viele Handlung zur See treibt, als **Mandalicaon** eine benachbarte Stadt, die nur von Fischern bewohnt wird. Geht man fünf Meilen weiter gegen Westen: so kömmt man nach **Japara**, welche Stadt auf einer Erdspitze liegt, die sich drey Meilen weit ins Meer hinein erstrecket. Sie wird von einem schönen Flusse bewässert, und hat einen schönen Hafen, worinnen allezeit viele Schiffe liegen. Ihr König ist zu Wasser und Lande mächtig. Fünf und zwanzig Meilen von **Japara**, und fünf und vierzig von **Bantam** ist die große Stadt **Mataran**, die Residenz und das Eigenthum desselbigen Kaisers ohne Ansehen, mit welchem die Holländer bey ihrer ersten Reise allerley Zwistigkeit hatten *h*).

Andere Städte. Cajaon. Mandalicaon Japara.

Mataran.

Fünf Meilen weiter gegen Westen, liegt die Stadt **Pati**, und drey Meilen von Pati die Stadt **Dauma**, die gute Mauern hat. Beyde Städte liegen an einerley Meerbusen, und sind dem Kaiser zuständig. Drey Meilen weiter, an eben diesem Meerbusen, ist die Stadt **Taggal**. Jedwede von diesen dreyen Städten wird von einem schönen Flusse bewässert. Hernach findet man **Charabaon**, das eine starke Mauer hat, und von einem angenehmen Flusse durchschnitten wird. Nach **Charabaon** zeiget sich die Stadt **Dermajo** auch an einem Flusse, und **Moncaon**, zwischen welcher und **Japara** ein großer Flecken Namens **Cravaon** liegt, woselbst man nach den Inseln des jacatraischen Seebusens übersetzet. An eben diesem Busen liegt noch eine andere königliche Stadt, Namens . . ., doch geringer, als Jacatra, deren Lage und Größe die Holländer in ihrer ersten Reisebeschreibung melden *i*).

Pati. Dauma. Taggal. Charabaon. Dermajo, Moncaon. Cravaon. Jacatra.

Hat man über die Canäle gesetzet, welche die Eylande des jacatraischen Meerbusens von einander trennen: so gelanget man endlich nach **Bantam**, davon der Hafen alle übrige auf der Insel an Größe und Schönheit weit übertrifft. Daher ist er auch gleichsam der Mittelpunct der Handlung. Die Stadt liegt im Grunde, an dem Fuße eines hohen Berges, und etwa fünf und zwanzig Meilen von der Insel Sumatra. Sie wird von drey Flüssen bewässert; auf jeder Seite läuft einer vorbey und der dritte mitten durch; sie könnte sich also keine größere Bequemlichkeit zur Handlung wünschen, wofern diese Flüsse etwas tiefer wären: allein der tiefste hat kaum drey Schuhe Wasser, und kann also keine Schiffe tragen, welche tiefer gehen. An statt der Schlagbäume werden sie nur mit dickem Rohre verschlossen.

Beschreibung von Bantam.

Bantam hat ungefähr die alte Größe von Amsterdam, allein sie kömmt weder an Schönheit noch Festigkeit der geringsten Stadt in Holland bey. Die Mauern sind wenigstens vier Fuß dick, und von rothen Ziegelsteinen gebauet. Sie haben weder Wall noch Brustwehre, bestreichen aber einander allemal in der Weite eines Steinwurfes. Der Winkel jeder Flanke ist zwar mit einem Stücke besetzet; es ist aber keine Geräthschaft zum Schießen dabey, weil die Einwohner im geringsten nicht damit umzugehen wissen, sondern sich davor fürchten, übrigens auch ihr Pulver von Malacca hohlen müssen, woselbst eine Pulver=

Ihre Befestigung.

h) Einige Reisende nennen ihn selbst den Mataran. *i*) S. die Reisebeschr. des Houtmann.

Beschreibung von Großjava. 1595.

Pulvermühle ist. Alle ihr Geschütz ist von Metall. Steinstücke haben sie viele, aber au der Erde, oder auf Schleifen liegen *k*).

Die Stadtthore sind so schwach, daß man sie mit einem Brecheisen aufsprengen könnte. Ihre Vertheidigung beruhet auf einer starken Wache, und auf dem beschwerlich Zugange. Weil die Mauern und Thore keine Thürme haben: so sind gewisse Ger von Mastbäumen und Balken drey Stockwerke hoch aufgeführet, worauf man mit Lei steigt, und Feuer giebt. Auf diese Weise wehren sich die Einwohner bey einer Belager recht gut. Da sie einst einen Angriff von dem Kaiser zu **Mataran** besorgeten: so erbauten an der Mauer einen Gang von hohen Bäumen, darauf sie stunden; die Mauer selbst d nete statt der Brustwehre, und also schossen sie darüber weg *l*).

Ihre Straßen.

Die Stadt hat nicht mehr als drey gerade Straßen, welche alle drey vor dem Pal ste des Königes, auf einem Platze, welchen man **Pacebam** nennet, ihren Anfang n men. Eine geht vom Pallaste bis an die See; die zweyte vom Pallaste nach dem Feldth re, die dritte vom Pallaste bis an das Bergthor. Der Boden ist grober Sand, ohne les Pflaster. Man kann vermittelst kleiner Canäle oder Bäche, durch die ganze Stadt Schiffen herum fahren. Weil sie aber nicht tief sind, noch schnell genug laufen, um die ne Unterlaß darein geworfenen Unreinigkeiten wegzuführen; überdieses auch **Bantam** einem sehr morastigen Boden liegt, so dämpfen sie keinen sehr lieblichen Geruch aus, w cher dadurch noch unerträglicher wird, weil sich die Einwohner beyderley Geschlechts öffen lich darinnen baden, folglich den Schlamm beständig aufrühren *m*).

Eintheilung in Vierthel.

Bantam ist in gewisse Vierthel abgetheilet, davon jedes seinen Aufseher oder se Oberhaupt hat, und von den übrigen durch Thore abgesondert wird, die man des Nac verschließt. Es ist auch eine Trummel vorhanden, in der Größe und Gestalt eines hal füderigen Weinfasses, worauf man mit einem Hammer schlägt, und Lärm machet, w etwas vorfällt. Sonst wird sie gewöhnlicher Weise nur mit anbrechendem Tage, um Mi ternacht, und sobald es finster wird, gerühret. Die Hauptmoschee hat eine weit grö re Trummel, die man nur bey wichtigen Fällen gebrauchet, ungemein weit vernimmt, deren Klang in kurzer Zeit mehr als zehn tausend Mann ins Gewehr bringt und versa melt. Die Einwohner haben auch kupferne Trummeln oder Pauken, welche beynahe e also klingen, wie unsere Glocken: allein sie werden nur zur Musick und zum Ausrufen braucht. Jede Straße hat ihre Schildwachen, die sehr genau Achtung geben. Abends werden alle Kähne, darauf man in der Stadt herum fährt, sorgfältig verschlo Man gebrauchet sie niemalen des Nachts, und es geht sodann niemand ohne dringen Noth aus seinem Hause *n*).

Häuser und Gebäude.

Die meisten Häuser sind mit großen Cocosbäumen umringt. Sie bestehen au Strohe und Rohre; und werden von acht bis zehn hölzernen Pfeilern unterstützet, die m mit Schnitzwerke ausgezieret. Das Dach ist von Palmblättern. Unten stehen sie off damit die Luft durchstreichen kann; denn in dieser Insel weis man nichts von der Käl Bey der Nacht zieht man die Vorhänge vor, damit ist das Haus verschlossen. Weil weder Obergeschoß noch Dachboden hat: so steht gemeiniglich ein steinernes Waarenha dabey, ein Stockwerk hoch, ohne Fenster, und mit Strohe gedecket, worein jeder v schließt, was er hat. Entsteht Feuer in einem Hause, welches zu **Bantam** nichts se

k) A. d. 338 Seite. *l*) A. d. 349 Seite. *n*) A. d. 340 Seite.
m) Eben daselbst. *o*) A. d. 341 Seite.

nes ist: so bedecket man diese Dächer mit dicken und enge zusammen geschobenen Dielen, und streuet Sand darauf, damit das Feuer nicht durchdringen kann. Die Zimmerwände bestehen aus gespaltenen Bambusrohre, welches sehr dick, so hart als Holz, und in dieser Stadt, gleichwie in ganz Indien, etwas gemeines ist. Dergestalt können die **Bantamer** ohne sonderliche Kosten Häuser bauen *o*). Beschreibung von Großjava. 1595.

Bey dem Eintritte in einen Pallast, findet man zuerst einen großen viereckichten Hof, wo die Leibwache des Herrn sich aufhält, nebst einem mit Palmblättern gedeckten Gehörsaale. In einem Winkel des Hofes steht eine Capelle, das Mittagsgebeth darinnen zu verrichten. Am Ende des Hofes findet man die Hausthüre, welche gewöhnlicher Weise sehr enge ist, und wodurch man in einen nicht weniger schmahlen Gang kömmt, in dessen Winkeln und Ecken die Sclaven des Nachts für die Sicherheit ihres Herrn wachen. Die Nation ist höchst mistrauisch, weil jedweder die Ehrlichkeit anderer Leute nach seiner eigenen beurtheilet *p*). Pallast.

Rings um die Stadt herum, ja bis ans Ufer, wohnen Ausländer, als **Malayer, Guzurater, Bengaler** und **Abyssinier**. Die Chinesen haben an der Westseite ein eigenes Vierthel innen, das mit guten Pfählen und einem Moraste verwahret, folglich sehr schwer zu bezwingen ist. An der Stadtseite rinnet ein starker Bach vorbey, der es an keiner Bequemlichkeit fehlen läßt. Die Holländer merkten gleich bey ihrer ersten Reise, wenn sie vermittelst einiger Festungswerke sich Meister von diesem Orte machen könnten, so würden sie auch Meister von dem ganzen Gewürzhandel seyn, nicht nur auf **Java**, sondern auch auf **Banda**, den moluckischen Inseln, und mit einem Worte überall *q*). Vierthel der Chinesen.

Bantam hat drey große Marktplätze *r*), worauf man alle Tage nicht nur Waaren, sondern auch Lebensmittel einkaufen kann. Der größte liegt an der Morgenseite der Stadt. Er wird allezeit mit Anbruche des Tages geöffnet, und ist der allgemeine Sammelplatz einer unendlichen Menge Kaufleute, Portugiesen, Araber, Türken, Chinesen, **Quilliner**, Peguaner, Malayer, Bengalen, Guzurater, Malabaren, Abyssinier, ja aus allen Ecken und Enden von Indien. Diese Zusammenkunft währet bis gegen neun Uhr des Morgens. Auf eben diesem Platze steht die Hauptmoschee von **Bantam**, und ist mit Pfählen eingefasset. Auf dem Wege findet man eine Menge Weiber, die mit Säcken und einem gewissen Streichmaaße, **Gantan** genannt, da sitzen, und auf die Bauern warten, die ihnen Pfeffer zu Markte bringen. Diesen Handel verstehen sie vortrefflich. Die Chinesen aber sind noch klüger; sie gehen den Bauern entgegen, und suchen partieweise zu kaufen. Noch giebt es andere Weiber innerhalb der Pfähle, welche **Betel, Arecca**, Wassermelonen und **Bananas** verkaufen. Weiter hin sitzen einige mit ganz warmen Gebackens. An einer Seite des Platzes verkaufet man allerley Gewehr, als metallene Steinstücke, Dolche, Pfeilspitzen, Messer und ander Eisengeräthe. Diese Handlung treiben nur die Männer. Hernach findet man einen Ort, wo weißer und gelber Sandel verkaufet wird. So sind auch besondere Stellen für den Zucker, für Honig und Confect, für schwarze, rothe, gelbe grüne, graue Bohnen, für Zwiebel und Knoblauch. Bey diesem letztern Markte lassen sich auch diejenigen finden, welche Zeuge und andere Waaren partienweise verkaufen: imgleichen diejenigen, welche die Schiffe und andere Handelsunternehmungen versichern. Marktplätze zu Bantam. Hauptmarkt. Seine Beschreibung.

 Zur

p) A. d. 342 Seite.
q) Eben das. und 343 Seite.

r) Diese Beschreibung verdiente aus dem Original nach der Länge eingerucket zu werden.

Beschreibung von Großjava. 1595.

Zur rechten Hand ist der Hühnermarkt, da man Enten, Tauben, Papagayen und man- cherley anderes Geflügel verkauft.

Hier kömmt ein dreyfacher Scheideweg. Einer führet nach den Kramläden der Ch- nesen, der zweyte auf den Krautmarkt, der dritte zur Fleischbank. Auf dem ersten fin- man zur rechten Hand die Juwelierer, welche meistens **Coracons** oder Araber sind, und vorbeygehenden Rubine, Hyacinthen und andere Edelgesteine zeigen; zur linken Hand, Bengalen, welche allerley Gattungen von Schmelz und kurzer Waare auskramen. dann gelanget man zu den Buden der Chinesen, welche Seide von allerley Farbe, kostb- Stoffe, als Damast, Sammet, Taffet, goldene Stücke, Goldfaden, Porcellan, und sonderley Kostbarkeiten feil biethen; und beyde Seiten von zween Straßen besetzen. dem zweyten Wege findet man erstlich zur rechten Hand allerley Schmelz, zur linken wand für die Mannspersonen. Hierauf folget der Leinwandkram für die Weibesperso- worein kein Mannsbild bey schwerer Strafe den Fuß setzen darf. Etwas weiter köm- man auf den Kraut- und Obstmarkt, der sich bis an das Ende der Marktplätze erstreck- und beym Zurückkehren findet man den Fischmarkt. In einiger Entfernung davon si- zur linken Hand die Fleischbänke, wo man insonderheit große Stücke, als etwa Bü- oder Ochsenfleisch verkaufet. Noch weiter, ist der Gewürz und Spezereykram, der lauter Weibern gehalten wird. Endlich findet man zur rechten Hand, Reiß, Töpfer- schirre und Salz; zur linken Oel und Cocosnüsse, wornach man auf dem ersten W- wieder auf den großen Platz gelanget, wo sich die Kaufleute versammeln, und der ih- zur Börse dienet.

Zween andere Plätze zu Bantam.

Der zweyte Platz, welcher der königliche oder **Paccbam** genennet wird, ist dem- niglichen Pallaste gerade gegen über. Hier verkaufet man Pfeffer und allerley andere bensmittel im Kleinen. Dieser Markt fängt an, wenn der erste aus ist, und währet meiniglich bis Mittags, ja auch bis Abends. Nachmittags wird auf dem dritten Pl- der zum Chineserviertel gehöret, noch ein anderer Markt von Lebensmitteln gehalten, w- cher den Chinesen viel einträgt.

Religion der Einwohner.

Auf der Insel Java ist die Religion nicht einerley. Die Einwohner mitten im La- de, oder die von den Holländern also genannten Hochländer, sind bloße Heiden, und h- ten gewaltige Stücke auf die Seelenwanderung; daher sie den Thieren nicht das gerin- Leid zufügen, ja sie wohl gar sorgfältig aufziehen, damit sie desto länger leben mögen. ist ein großes Verbrechen bey ihnen, ein Thier zu tödten; noch ein größeres aber, da- bige zu essen. An der Seeküste, zumal an der westlichen, als der bekanntesten, woh- gleichfalls Heiden; überhaupt aber sind die Javaner meistens Muhamedaner. Holländer vernahmen bey ihrer ersten Reise mit Erstaunen, daß die Insel diesen Glau- erst seit funfzig bis sechzig Jahren angenommen habe, und daß sie die meisten Pfaffen v- Mecca und Medina kommen lasse. Daher sind die abergläubischen Gebräuche dieser R- ligion noch in ihrer völligen Stärke r).

Vielweiberey.

Die Vielheit der Weiber ist keiner von denen Glaubensartikeln, die man am schlech- sten hält; und der Verfasser bemerket, daß die Javaner nebst der Erlaubniß des Mu- meds noch eine andere Ursache haben, mehr als eine Frau zu nehmen. Man findet n- lich auf der ganzen Insel, insonderheit aber zu **Bantam**, allemal zehn Weibsbilder g-

r) A. d. 346 Seite.

s) A. d. 348 Seite.

gen einen Mann. Daher nehmen sie nebst ihren ordentlichen Frauen noch so viele Beyschläferinnen, als sie wollen, welche jenen als Mägde aufwarten, und ihr Gefolge vermehren, wenn sie ausgehen. Ja, eine Beyschläferinn muß von den rechtmäßigen Frauen Erlaubniß dazu haben, wenn sie bey ihrem Herrn schlafen will; doch können selbige diese Erlaubniß auch nicht verweigern, ohne sich selbst an ihrer Ehre Abbruch zu thun. Die Kinder der Beyschläferinnen können nicht verkaufet werden, ob gleich ihre Mütter Leibeigene, und für ein gewisses Geld erkaufet sind. Sie werden auf Rechnung der rechtmäßigen Frauen gebohren, wie Ismael auf der Sara ihre: allein diese Stiesmütter schaffen sie gar öfters mit Gifte bey Seite *t*).

Beschreibung von Großjava. 1595.

Recht der Beyschläferinnen.

Die Kinder gehen auf dieser Insel nackend, nur bedecken sie die Schamglieder, mit einem Schilde von Gelde oder Silber *u*). Die Mägdchen tragen überdieses noch Armbänder. Allein sobald sie das Alter von dreyzehn bis vierzehn Jahren erreichen, welches die Zeit ist, da sie die Kleider anlegen müssen, so versäumen ihre Eltern keinen Augenblick, sie zu verheirathen, wofern sie anders nicht lüderlich werden sollen, weil sie sich das Recht zuschreiben, unter dem Deckmantel der Kleider ein ausgelassenes Leben zu führen. Noch eine andere Ursache, warum sie die Kinder frühzeitig verheirathen, ist diese, damit sie der Erbschaft nicht verlustig werden. Denn es ist zu **Bantam** der Gebrauch, daß der König, nach des Mannes Tode, sein Weib, seine Kinder, und sein ganzes Vermögen wegnimmt. Daher verheirathen sie dieselbigen öfters im achten oder zehenten Jahre, um sie der Schärfe dieses Gesetzes zu entziehen *x*).

Kinder, und ihre Zucht.

Das Heirathsgut einer Frau besteht, wenigstens bey Vornehmen, in einer Summe Geld, und in einer gewissen Anzahl Sclaven. Als die Holländer zu **Bantam** waren: so heirathete des **Sabandars** Sohn eine junge Anverwandtinn von ihm. Diese bekam zu ihrem Heirathsgute funfzig Mannspersonen, funfzig junge Mägdchens, und drey hundert tausend **Caxas**, welche ungefähr sechs und funfzig Gulden fünf Stüver, holländisch betragen *y*).

Heirathsgut der Mägdchen.

Am Hochzeittage schmücken sich beyde Verlobte, ihre Anverwandte und Sclaven aufs beste. An beyde Häuser wird eine große Menge Wurfspieße mit Trodeln von weißer und rother Baumwolle angelehnet. Man feuert einige Steinstücke los. Nachmittage, führet man dem Bräutigam ein Pferd mit kostbarem Reitzeuge vor, worauf er bis Abends in der ganzen Stadt herum reutet. Unterdessen legen seine Sclaven ihre Aufwartung bey der neuen Gebietherinn ab, und machen ihr ein Geschenk. Hernach bringen sie ihr das Heirathsgut, das mit allerley Zierrathen aufgeputzet ist. Sobald der Bräutigam wieder nach Hause kömmt, geht man zur Tafel. Sämmtliche Anverwandte speisen mit; und sodann führen sie das neue Paar unter ein Dach, das mit Vorhängen umgeben ist *z*).

Hochzeitgebräuche.

Die vornehmen Frauen werden so genau verwahret, daß ihre eigenen Söhne nicht in ihr Gemach kommen dürfen. Sie gehen selten aus, und alle Mannspersonen, die ihnen begegnen, auch der König selbst, müssen auf die Seite weichen. Der allervornehmste Herr darf, ohne Erlaubniß des Mannes, sie nicht ansprechen. Sie haben die ganze Nacht über **Betel** bey sich, den sie unaufhörlich kauen, und eine Sclavinn, die ihnen den Rücken krauet.

Allgemeine Höflichkeit gegen die Frauen.

u) Dieses ist vermuthlich von reichen Leuten zu verstehen.

x) Eben das.

y) A. d. 349 Seite.

z) Eben das.

Beschreibung von Großjava. 1595.

Ihre Kleidung.

Wenn eine reiche Frau ausgeht, so kann man sie an der Kleidung von einer Arm keinesweges unterscheiden; denn es hat eine wie die andere zwey lange Tücher über hängen, die ihr den ganzen Leib bedecken. Eines reichet vom Kopfe bis über die Brust, andere vom Gürtel bis auf die Füße. Sie gehen barfuß, und der Kopf ist mit nichts als ihren Haaren bedecket, die sie in Locken aufbinden. Doch an Festtagen, und bey ei Feyerlichkeit tragen sie eine goldene Krone, imgleichen Armbänder von Silber oder Golde.

Ihre Verrichtungen.

Sie waschen sich des Tages wohl fünf- bis sechsmal: allein zur Arbeit haben sie gemein wenig Lust. Sie sitzen von Morgen bis auf den Abend da, ohne das gerin vorzunehmen. Die Sclavinnen müssen für die Hausgeschäffte sorgen. Die Männer ben ihres Ortes eben so wenig Trieb zur Arbeit; daher sitzen sie mitten unter einem Du Weibern auf Matten und kauen Betel. Oefters blieben die wichtigsten Geschäffte lie bloß weil der Statthalter zu **Bantam** so lange bey seinen Weibern saß. Zuweilen sp die Sclavinnen auf einem gewissen Instrumente, das den altväterischen Geigen mit Saiten nicht unähnlich sieht. Sie haben auch große kupferne Becken, worauf sie n dem Tacte schlagen. Nach diesem Klange tanzen die Weiber: sie machen aber wenig sprünge. Ihre Tänze gehen so hübsch ehrbar dahin, und die ganze Zierlichkeit be darinnen, daß sie sich zuweilen umdrehen, die Achseln auf mancherley Weise ziehen, die Arme bewegen. Diese Uebung treiben sie insonderheit des Nachts, und sodann h man in der ganzen Stadt ein groß Geklimper von Becken und andern Instrumenten. Mann sitzt ganz gelassen dabey, und freuet sich, daß seine Weiber so große Mühe an den, ihm zu gefallen *b*).

Kurze Weise Gericht zu halten.

Die obrigkeitlichen Personen zu **Bantam** versammeln sich alle Abende im Pall um jedermann, der es verlanget, Recht zu sprechen. Jedermann kann hinein ge darum weil jedweder seine Sache selbst vortragen muß. Daher weis man weder von vocaten noch von Gevollmächtigten etwas, und der Proceß wird niemals der Länge we verdrießlich. Die zum Tode Verdammten bindet man an einen Pfahl, und sticht sie einem Dolche todt. Andere Lebensstrafen sind nicht üblich. Hat ein Ausländer jeman ermordet: so kann er sich mit einer Summe Geldes loskaufen, die er an den Herrn an die Freunde des Entleibten bezahlet. Die Absicht dieses Gesetzes ist keine andere, als Handlung zu befördern. Den Holländern fiel diese Einrichtung auf ihrer ersten R mehr als einmal nöthig. Allein die Landeseingebohrnen kommen nicht so gelinde davon.

Staatsrath.

Die Staatsgeschäffte werden des Nachts bey Mondenscheine abgehandelt, und se die wichtigsten Entschließungen gefasset. Der Rath versammelt sich unter einem sehr di Baume, und er muß wenigstens aus fünf hundert Personen bestehen, wenn eine n Auflage gemachet, oder Geld von der Stadt gefordert werden solle. Des Tages ü geben die Räthe in ihren Häusern Gehör, und vernehmen die Vorschläge, welche das meine Beste betreffen. Kömmt es auf einen Krieg an, so werden die vornehmsten Ha leute, an der Zahl drey hundert mit zu Rathe gezogen; und wenn der Schluß zur W lichkeit gebracht werden soll, so untergiebt man jedweden einen Theil vom Volke, welch ihre Befehle mit einem blinden Gehorsame vollzieht.

Wunderliche Feuerordnung.

Es ist eine sehr seltsame Gewohnheit, daß, wenn Feuer in einem Hause entsteht,

a) A. d. 350 Seite.
b) A. d. 351 Seite.
c) A. d. 352 Seite.



Marstaller sculp.

dann niemand löschen darf, als die Weiber; die Männer stehen nur im Gewehre, und verhindern die Diebstähle *d*).

Lebensart und Gebräuche der Javaner. 1595.

Wenn ein vornehmer Herr, der den Titel eines Hauptmannes führet, mit seinem Gefolge nach Hofe geht: so läßt er ein Paar Wurfspieße und ein Schwerdt mit einer rothen oder schwarzen Scheide vor sich hertragen. So bald das gemeine Volk dieses Wahrzeichen sieht: so weicht es aus, stellet sich an die Häuser, und fällt so lange auf die Knie, bis der vornehme Herr vorbey ist. Dieses thun die Weiber so wohl, als die Männer. Jedwede Person von einigem Ansehen zieht mit großem Stolze auf der Straße einher. Die Bedienten gehen hinter ihnen her, und tragen allerley Geräthe, als etwa eine Schachtel mit Betel, einen Nachttopf, einen Sonnenschirm, den sie ihrem Herrn über den Kopf halten. Sie gehen barfuß, und es wäre der größte Schimpf, bey einem so prächtigen Aufzuge Schuhe zu tragen, ob sie gleich zu Hause Pantoffeln von rothem Leder anhaben, die aus China, Malacca und Achin kommen. Der Herr hat ein mit Golde gesticktes Schnupftuch in der Hand, und einen Turban aus Bengalen von sehr feinem Zeuge auf seinem Haupte. Einige hängen ein kleines Mäntelchen von Sammet oder Tuch um sich. Am Gürtel hängt der Dolch, zuweilen vorne, zuweilen hinten; und dieses Gewehr, das sie für ihr bestes halten, legen sie niemals von sich *e*).

Stolz der Bantamer.

Die Javaner sind von Natur falsch und boshaftig. Bey ihren Zänkereyen achten sie eine Mordthat für nichts; der Schwächeste wird gemeiniglich von seinem Feinde erwürget. Unterdessen bringt die Gewißheit der Strafe eine sehr seltsame Wirkung bey ihnen hervor. Der Mörder springt voll Wuth mitten unter das Volk, hauet und sticht auf allen Seiten um sich, und machet alles nieder, was er kann, ohne einmal der Kinder zu schonen, so lange, bis man ihn beym Leibe erwischet, und der Obrigkeit ausliefert. Es geschieht aber selten, daß man ihn lebendig anhält; man machet ihm vielmehr den Garaus, so bald man kann, aus Furcht, selbst von ihm beschädiget zu werden *f*). Der Verfasser leget ihnen übrigens auch noch diese Eigenschaft bey, daß sie unter allen bekannten Völkern das geschickteste zum Stehlen sind. Ihre Rachgier geht so weit, daß sie sich nach empfangener Verwundung das feindliche Gewehr mit Vorsatze tiefer in den Leib stoßen, nur damit sie ihren Feind erreichen, und ihm vor ihrem Tode gleichfalls einen Streich versetzen mögen.

Unerhörte Wuth.

Gemeiniglich lassen sie ihre Haare und Nägel sehr lang wachsen; dagegen befeilen sie die Zähne. Sie sind eben so braun als die Brasilianer, meistentheils groß, stark und wohlgebildet. Sie haben ein plattes Gesicht, breite und erhabene Wangen, große Augbraunen, kleine Augen und wenig Bart *g*).

Gestalt der Javaner.

Ihre Unterthänigkeit gegen ihre Vorgesetzte und gegen jedermann, der das Recht hat, ihnen zu befehlen, ist ungemein. Ein augenscheinlicher Tod kann ihren Gehorsam keinesweges aufhalten. Bey dieser Beschaffenheit sind sie nothwendiger Weise gute Soldaten, und bey der größten Gefahr unerschrocken: allein, sie wissen weder mit grobem noch kleinem Geschütze umzugehen. Ihr Gewehr besteht in langen Wurfspießen, in Dolchen, die sie Krieß oder Krissen nennen, aus Säbeln und großen Messern. Ihre Schilde sind hölzern, oder sie spannen auch Leder um einen Reif. Gleichfalls haben sie Panzerhemden, die aus eisernen und mit Ringen an einander gehangenen Platten bestehen. Die Dolche sind vortrefflich gehärtet, und die Klinge so glatt, als wenn sie mit Schmelz überzogen wäre. Diese tragen

Ihre Soldaten.

d) Eben das.
e) A. d. 344 Seite.
f) Eb. das.
g) Eben das.

Lebensart und Gebräuche der Javaner. 1595.

tragen sie gemeinklglich am Gürtel. Der König giebt jedem Kinde, so bald es fünf bis Jahre alt ist, einen Dolch, und zugleich die Erlaubniß, ihn zu tragen *h*).

Die Soldaten bekommen keinen Sold, sondern nur so lange der Krieg währet, der, Gewehr und Lebensmittel, die in Fischen und Reiße bestehen. Die meisten Sol hängen sich an die vornehmen Herren und an andere reiche Personen, die ihnen Woh und Nahrung reichen. Je mehr ein javanischer Herr Sclaven hat, desto angesehen er *i*). Man begreift ohne Mühe, daß bey diesen Umständen und bey ihrem blinden horsame es ihren Herren etwas leichtes sey, sie zum Aufbruche zu bewegen, und wie entwaffnen. Sie schicken sich auch am allerbesten zu einem unversehenen Ueberfalle. sind selten müßig. Sie arbeiten beständig etwas, gemeiniglich aber hölzerne Degen. Hierzu nehmen sie Sandel, der weiß und leicht ist, und höhlen ihn sehr geschickt aus. wenden auch großen Fleiß darauf, ihr Gewehr blank zu halten, welches gemeiniglich ve tet und so scharf ist, als ein Scheermesser. Dieses haben sie Tag und Nacht bey sich, sie würden ohne selbiges nicht einen Augenblick ruhen. Wenn sie schlafen, so legen unter den Kopf. Weil sie einander allerseits als heimtückische Kerl bekannt sind: so tr sie weder Anverwandten noch Freunden. Kein Bruder läßt den andern ins Haus, den Dolch in Bereitschafft, und einige Wurfspieße bey der Hand zu haben. Jezuw stellen sie Steinstücke in ihre Vorhöfe, wiewohl es ihnen gemeiniglich am Pulver fehlet, zu laden.

Sabarcanen, Pfeile von Fischgräten zu schießen.

Sie haben auch gewisse Röhren, woraus sie Bolzen von Fischgräten blasen; die ist vergiftet und eingekerbet, damit sie in der Wunde abbrechen, und das Gift desto im Leibe sich ausbreiten solle. In der That entzünden sich auch diese Wunden so daß gemeiniglich der Brand dazu schlägt, und der Verwundete sterben muß. Zwar den einige Holländer geschwind wieder geheilet; allein es verwunderten sich auch die wohner gewaltig darüber, weil ihnen die Stärke des Giftes bekannt war *k*).

Hinter der Stadt Bantam und der Küste von der Meerenge **Sonda**, am Fuß Berges **Gonon Besar**, worauf viel Pfeffer wächst, findet man ein gutartiges Volk, ehemals unten am Gebirge **Passarwan**, an dem östlichen Ende von Java wohnete. dem diese Leute lange Zeit unter einem tyrannischen Joche geseufzet hatten: so begaben sich vor einigen Jahren unter den Schutz des Königes von Bantam. Sie baueten Stadt, Namens **Secra**, wo ihr eigener König nebst den Vornehmsten unter ihnen nete. Die übrigen vertheileten sich in die umliegende Gegend, und baueten ein Dorf dem andern. Sie sind friedfertig, warten des Ackerbaues, und folgen den Lehren Bramanen, welche alles Fleischessen verbiethen. Ihre Mäßigkeit ist verwundernswü Der Verfasser saget zugleich auch, sie heiratheten nicht, ohne zu erklären, wie sie ihr schlecht sonst fortpflanzen. Ihre Kleidung besteht aus einer Art von weißem Papiere, sie selbst aus Baumrinde verfertigen. Uebrigens führen sie ein ganz philosophisches ben, und ihr ganzer Handel besteht darinnen, daß sie Pfeffer und Obst zu Bantam kaufen.

Güterpacht.

Die übrigen Einwohner der Insel, die sich bloß vom Landbaue nähren, und die ter des Königes und des Adels pachten, nennet man **des Königs Gefangene** *m*). Schuldigkeit zahlen sie entweder mit Reiße oder Caras. So strenge auch ihre Unter

h) A. d. 355 Seite.
i) Eben das. u. a. d. 356 S.
k) A. d. 356 Seite.
l) A. d. 357 Seite.

figkeit währenden Pachtes seyn mag: so werden sie dennoch wieder völlig frey, so bald sie ihrer Schuldigkeit ein Genüge geleistet haben. Nebst diesen großen Pachten haben die Vornehmen und Reichen auch noch Meyerhöfe und Landhäuser, auf welche sie Sclaven setzen, die ihnen die Früchte liefern müssen, welche in jeder Jahreszeit darauf wachsen: als zum Exempel, Reiß, Pfeffer, Cocosnüsse, eine Menge Geflügel und Ziegen.

Lebensart und Gebräuche der Javaner. 1595.

Die Sclaven pachten ebenfalls zuweilen einige Güter, und versprechen etwa von einem Cocosbaume funfzehn hundert bis zwey tausend Caras zu bezahlen. Allein, sie müssen wohl Achtung geben, was sie thun; denn ihr Herr will bezahlet seyn, es mag herkommen, wo es will. Daher arbeiten sie meistentheils lieber um das Tagelohn. In diesem Falle verdienen sie täglich acht hundert Caras und ihr Essen. Arbeiten sie aber in ihres Herrn Hause, so bekommen sie den bloßen Unterhalt. Andere arbeiten sechs Tage für ihren Herrn, und sechs Tage zu ihrer eigenen Unterhaltung. Am allerglücklichsten fahren sie, wenn sie in ihren Schranken bleiben; denn so bald sie wegen Untreue verdächtig sind, werden sie auf mancherley Weise gestraft. Das geringste ist, daß man ihnen ein Stück Holz an den Hals hängt, nebst einer Kette, die sie Zeit Lebens nachschleppen müssen. Ihre Weiber müssen eben so wohl für den Herrn arbeiten. Sie sitzen auf den Marktplätzen, und verkaufen allerley Lebensmittel, damit sie täglich eine gewisse Abgabe erlegen können. Andere spinnen, oder weben Zeuge. Will man einen Sclaven verkaufen, so führet man ihn von Haus zu Hause, und überläßt ihn dem Meistbiethenden. Der gemeine Preis ist fünf **Fardos**, welches etwa drey Thaler beträgt. Ihre Kinder gehören dem Herrn, welcher damit umgehen kann, wie er will, nur das Leben kann er ihnen ohne Bewilligung des Königes oder des Statthalters nicht nehmen *n*).

Sclaven, und Vortheil der Herren von ihnen.

Bey allen bantamischen Handelsleuten sind Verstellung, Betrügerey und Arglist die gewöhnlichsten Laster. Insonderheit verfälschen sie den Pfeffer mit Sande und kleinen Steinen, damit er desto schwerer wiege. Nichts destoweniger blühet ihre Handlung nicht nur im Lande und auf den benachbarten Eylanden; sondern sie erstrecket sich bis nach China und in das größte Theil von Indien. Man bringt ihnen Reiß von **Macassar** und **Sombaja**; Cocosnüsse von **Balambuam**; **Joartam, Gerrici, Pati, Juama** und andere Orte schicken ihnen Salz, welches sie wieder nach Sumatra verführen, und gegen Lack, Benzoe, Baumwolle, Schildkrötenschalen und andere Waaren umsetzen. Zucker, Honig und Wachs bekommen sie aus **Jacatra, Japara, Cravaon, Timor** und **Palimban**; trockene Fische von **Cravaon** und **Bandermacha**; Eisen von **Crimata** auf der Insel **Borneo**; Gummi von **Banica**, der Hauptstadt einer Insel gleiches Namens; Bley und Zinn von **Pera** und **Gaselan**, welche Städte auf der moluckischen Küste liegen; Baumwolle und allerley Zeuge oder Kleidungen von **Bali** und **Cambaja** *o*).

Handlung auf der Insel Java.

Hat es ein Kaufmann einmal weit gebracht: so reiset er selbst nicht mehr, sondern strecket nur einem andern Geld auf sein Schiff vor, wobey er gemeiniglich den doppelten Satz gewinnet. Geht das Schiff zu Grunde, so verliehrt er sein Darlehn; kömmt es glücklich zurück, und der Gläubiger kann dennoch nicht zahlen, so muß er ihm Weib und Kinder so lange zu Pfande geben, bis er ihn gänzlich befriediget. Der Vergleich wird, wie alles übrige, mit einem eisernen Griffel auf Baumblätter geschrieben, hernach rollet man die Blätter zusammen; oder wenn ein Buch daraus werden soll, so leget man sie zwischen

Schrift und Bücher.

m) A. d. 358 S. *n*) A. d. 359 S. *o*) Eben das. u. f.

Lebensart und Gebräuche der Javaner.

1595.

schen zwey Bretter, und heftet solche mit dünnen Schnürchen sehr artig zusammen. M schreibt auch auf chinesisches Papier, welches sehr fein, und auf mancherley Weise gefa ist. Von der Druckerkunst wissen sie nichts; schreiben aber sehr schön. Sie haben zw zig Buchstaben, damit sie alles ausdrücken können. Diese haben sie von den Mala entlehnet, deren Sprache sie auch reden. Sie ist leicht, und in ganz Indien gebrä lich. Arabisch lernen sie in der Schule, und diese Sprache gehöret mit zu einer guten E ziehung *p*).

Gemüthsbeschaffenheit der fremden Kaufleute.

Die Persianer, die man auf der Insel nur unter dem Namen der **Coracone** ke handeln mit Edelgesteinen und Spezerey. Man rühmet sie wegen ihrer Einsicht in di Stücke, und wegen ihrer Sanftmuth. Ja sie sind den Ausländern sehr geneigt, und übertreffen alle bantamische Kaufleute an Höflichkeit. Die Handlung der Araber und P tugiesen wird selten anders, als zu Wasser getrieben. Sie führen die Waaren von ei Stadt zur andern, und vertauschen viele an die Chinesen, gegen andere, die sie aus Inseln bringen. Die Malayer und **Quilline** schießen Geld auf Gewinn und Verlust Die Guzurater, welche gemeiniglich nicht viel haben, dienen als Seeleute, und ihnen s cken die Malayer ihr Geld vor, mit welchem sie das drey und vierfache erwuchern. diese Ausländer sind in feinen Cattun gekleidet, und tragen Turbane. Wenn sie n Bantam kommen, so kaufen sie eine Frau, und verkaufen sie bey der Abreise wie allein die Kinder müssen sie mitnehmen, wenn einige aus diesem Umgange vorhan sind *q*).

Chinesen zu Bantam.

Wir haben bereits erwähnet, daß die Chinesen ein eigenes Viertheil innen haben, mit Pfählen und einem Moraste umgeben ist. Ihre Häuser sind schöner und bequem als in andern Viertheln der Stadt. Mit einem Worte, die chinesischen Kaufleute hab Witz und Unverdrossenheit zu ihrer besondern Eigenschaft. Sie halten eine gute Ta allein in Java hält man sie für eben so große Wucherer, als in Europa die Juden Ihre Hauptbemühung geht dahin, den Pfeffer aus der ersten Hand zu kaufen. Sie geh von Dorf zu Dorfe, machen sich die Einfalt der Bauern zu Nutze, und bezahlen sel mehr, als ein Cati, oder hundert tausend Caxas, für acht Säcke mit Pfeffer, ob sie gle bey Ankunft der Schiffe aus China nicht mehr als zween Säcke für diesen Preis w geben.

Caxas eine Münze.

Diese Schiffe kommen alle Jahre im Jenner nach Bantam, und zwar in klein Flotten von acht bis zehn Fahrzeugen, davon jedwedes funfzig Tonnen führet. Sie brin Geld, welches auf Java und allen umliegenden Inseln gäng und gäbe ist. Man nennet im Malayschen **Caxas**, oder **Kasches**, und im Javanischen **Pitil**. Der innerliche Werth ungemein schlecht. Es ist so dicke, als etwa ein Häller, und besteht aus geschmolzen Bleye, mit etwas Kupferschaume vermischet. Daher ist es so gebrechlich, daß allemal ei große Menge zu Trümmern geht, wenn ein Pack auf den Boden fällt. Kömmt es dur Zufall eine Nacht in Seewasser zu liegen: so kleben die Stücke so fest zusammen, daß abe mal ein gut Theil davon zerbricht *r*).

Wie sie zu Bantam aufgekommen.

Dieses wunderliche Geld wird in einer chinesischen Stadt, Namens **Chincheu**, an gekünstelt. Es schlich sich erst seit dem Jahre 1590 in Bantam ein, und die Holländer e fuhren, auf was für Weise. **Wontay**, Kaiser von China, erfuhr, daß die Menge Caxas

p) A. d. 361 S.
q) A. d. 360 S.
r) A. d. 362 S.
s) A. d. 363 S.

Caxas, die sein Vorfahrer hatte prägen lassen, alle umliegende Inseln angefüllet, und bey seinen eigenen Unterthanen keinen Lauf mehr hatte. Damit bildete er sich ein, sie würden schon von selbst seltener werden, wenn er sie so schlecht machen ließe, daß wegen ihrer Zerbrechlichkeit alle Jahre eine große Menge bey dem Verkehren zu Grunde gehen müsse. Allein, als dieses Mittel ihre Zahl noch nicht genugsam vermindert hatte: so ließ sein Nachfolger, Hommion, noch schlechtere gießen, welches zu der Zeit geschah, da die Holländer zu Bantam waren. Die Caxas haben in der Mitte jedweden Stückes ein viereckichtes Loch, dadurch man ein Strohband zieht, das man Santas nennet, und also allemal zweyhundert an ein Strohband anreihet. Fünf Santas machen folglich allemal tausend Caxas, und heißen ein Sapocu. Von den ersten Caxas sieht man beynahe keine mehr, wenigstens sind sie auf Java nicht mehr gänge und gäbe *t*).

Lebensart und Gebräuche der Javaner. 1595.

Ferner bringen die chinesischen Schiffe gutes und geringes Porzellan mit, imgleichen Nähseide, kleine Stücke Seidenzeug von vierzehn bis funfzehn Ellen, und viele andere Waaren. Auf die Rückreise laden sie, nebst dem Pfeffer, allen Lack, der aus Colomban kömmt, wo er im Ueberflusse zu haben ist. Imgleichen laden sie Anil, oder Indig, der von Anir kömmt; Sandelholz, Muscatennüsse, Nägelein, Schildkrötenschalen, woraus man in China sehr saubere Arbeit verfertiget; Elephantenzähne, davon man schöne Stühle machet, die den silbernen gleich geachtet werden, und nur für die Mandarinen und Unterkönige gehören *u*).

Gestalt der Chinesen auf Bantam.

Die Chinesen brennen zu Bantam viel Cocoswein, und machen Brandtewein daraus. Weil dieses eine schöne Gelegenheit für die Holländer war, bekannt mit ihnen zu werden: so beobachteten sie, daß die meisten sehr häßlich aussahen. Allein in dem Abrisse, den der Verfasser von ihrer Gestalt machet, giebt er ihnen große Augen, welches dem Begriffe zuwider ist, den man sich aus dem Berichte anderer Reisenden von ihnen machet. Er saget auch, sie hatten eine glatte Haut im Gesichte, eine breite Stirn, lange schwarze Haare, und sahen Weibesbildern so ähnlich, daß man sie nicht wohl anders, als am Barte von ihnen unterscheiden konne; und dieß um so viel mehr, weil sie die Haare in Zöpfe flechten, um den Kopf wickeln, und ein zartes Netz von Roßhaaren darüber ziehen *x*).

Portugiesen und ihre Handlung.

Weil die portugiesischen Kaufleute nicht in der Stadt bleiben dürfen: so wohnen sie mit der Chinesen Erlaubniß in ihrem Quartiere. Sie handeln mit Pfeffer, Würznelken Muscaten, Sandelholze, langem Pfeffer, und indianischen Spezereyen, wofür sie Zeuge und andere Waaren geben, die sie aus ihren Waarenlagern geschickt bekommen. Sie haben weder Priester noch Kirche zu Bantam: allein, zu Panarucan genießen sie einer völligen Glaubensübung, ja es haben viele Einwohner daselbst das Christenthum angenommen. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in langen Hosen, so, wie man sie in Persien trägt. Sie gehen nach Landesgebrauche barfuß, und haben allezeit viele Sclaven hinter sich, die ihnen den Sonnenschirm über den Kopf halten *y*).

Seeschiffe.

Obwohl die indianischen Seeschiffe den europäischen nicht gleich kommen: so sind doch einige Fusten und Galeeren zu Bantam. Allein, unerachtet man sie mit großer Sorgfalt unter einem großen Dache verwahret, so gewinnen sie doch wegen der großen Hitze beständig große Oeffnungen, welche eine unaufhörliche Ausbesserung bedürfen. Man gebrauchet sie selten zu etwas anderem, als zu wichtigen Unternehmungen, dergleichen etwa eine Be-

t) Auf der 364 S.
u) Eben das. u. f.
x) A. d. 365 Seite.
y) A. d. 366 Seite.

Lebensart und Gebräuche der Javaner. 1595.

lagerung ist, bey welchen man öfters indianische Flotten von zwey bis drey hundert Se[...] sieht. Die javanischen Galiotten gleichen unsern Galeeren noch ziemlich, nur daß [...] Hintertheile eine Galerie haben, und daß die Sclaven oder Ruderknechte wohl angeschl[...] unten im Schiffsboden, die Soldaten aber auf dem Ueberlaufe über ihnen sind, dami[...] desto freyer fechten können. Sie haben vorne vier Steinstücke, und nur zween Ma[...] Die **Pares** oder Piroguen dienen zu Küstenbewahrern gegen die Seeräuber und andere[...] fälle. Sie haben einen Ueberlauf, einen großen und einen Fockemast, sechs Mann vo[...] welche im Falle der Noth rudern, und zween hinten am Steuer; denn alle Schiffe in die[...] Lande, auch die Junken nicht ausgenommen, sind mit zwey Steuerrudern versehen z), [...] ist, auf jeder Seite mit einem. Die Junken haben einen Boegspriet, zuweilen auch e[...] Bezaanmast, nebst dem großen und Fockemast. Sie haben vorne und hinten eine Be[...]ckung, in Gestalt eines Hausdaches, worunter man vor dem Sonnenscheine und Regen [...] ist, aber keine andere Cajüte, als des Schiffshauptmanns oder Steuermanns. [...] Schiffsraum hat verschiedene kleine Abtheilungen, worein man die Waaren leget, und [...]schen diesen Abtheilungen sind die Feuerstäte a).

Gewöhnliche Winde auf der javanischen See.

Die bantamischen Seeleute wußten nichts von Seekarten und ihrem Gebrauche. [...] bedieneten sich des Compasses nur erst seit kurzem, und hatten diese Wissenschaft den [...]tugiesen zu danken. Doch zähleten sie nicht mehr, als acht Striche, weil es bey ihnen [...] zween Hauptwinde giebt, die fast das ganze Jahr über in ihrem Meere blasen. Einer [...] der Nordost, den sie **Ceilaon** nennen, und der mit dem Weinmonate anfängt, und [...] zu Ende des Märzes dauert, da die Ströme so reißend gegen Osten werden, daß die [...]länder eilf Tage schifften, ohne von der Stelle zu kommen. Der andere, welcher die übr[...] Zeit regieret, ist der Ostsüdost, den sie **Timor** nennen, und bey welchem die Ströme [...] so heftig gegen Westen treiben, als bey dem vorigen gegen Osten b).

Der III Abschnitt.

Naturgeschichte von der Insel Java.

Gemeine Thiere. Zwo Arten von Hühner. Betel auf Pulo Sevessi. Mangas. Mangas bravas. Samaca. Mambus ohne Tabaxir. Duriaon. Feindschaft zwischen dem Duriaon und Betel. Lantorbaum. Cubeben. Mangestan. Talassa. Java. Stachelbirn. Wilder Zim[...]met. Carcapuli. Zerumbet. Lanquas. Fa[...]gara. Benzoe. Anacardium. Pao de cobra. Aguilla brava. Calamba.

Thiere, die man anderswo gleichfalls findet.

In diesem Abschnitte werden keine andere Sachen vorkommen, als welche der groß[...] Insel **Java** ganz allein eigen, und ihrer Vortrefflichkeit wegen eines besondern V[...]zuges würdig sind, selbige mag übrigens von der Eigenschaft des Bodens, oder von [...] Beschaffenheit der Witterung herrühren. Alles, was diese Insel mit andern Theilen vo[...] Indien gemein hat, das gehöret, vermöge der in gegenwärtiger Sammlung eingeführ[...] Ordnung, zu der allgemeinen Abhandlung. Daher verweilen wir uns weder bey den E[...]phanten, davon es eine gewaltige Menge auf Java giebt, noch auch bey dem Nasenhorn[...] welch[...]

z) A. d. 367 Seite.
a) Eben das. und 368. S.
b) Eben das.
c) A. d. 370 Seite.
d) Eben das.

welches daselbst eben so wenig selten seyn muß, weil die Einwohner so viele tödten, daß sie ganze Haufen Hörner zu Markte bringen, welchen sie ungemeine Kräfte gegen alle Gattungen des Giftes zuschreiben c); noch bey den Hirschen, die heerdenweise herum laufen; noch bey einer Menge anderer wilden Thiere, dergleichen die Büffel und wilden Schweine sind, die man in großer Anzahl antrifft; die Affen und Wiesel, davon alle Bäume voll sitzen; die Papageyen und wilden Pfauen; die Crocodille und Alligators, welche die Chinesen auf der Insel zahm machen, mästen, und hernach essen d); die Ziebethkatzen, die man daselbst **Castoris** nennet, aber keinen so reinen und weißen Zibeth geben, als die guineischen, u. s. w.

Naturgeschichte von Java.
1595.

Die Holländer geben, was die Thiere betrifft, weiter nichts, als zwo Gattungen Hühner für etwas der Insel **Java** ganz eigenes aus. Eine Gattung nennen sie indianische **Halbhühner**, weil sie den gewöhnlichen indianischen Hühnern beynahe gleich sehen, nur aber die Größe nicht haben. Die Engländer nennen sie **Bantams**. Es ist das zornigste Thier von der Welt. Man hält sie auch nur deswegen, daß sie mit einander kämpfen müssen; bey einem solchen Gefechte geht es dermaßen hitzig her, daß der Ueberwundene gewöhnlicher Weise auf dem Platze bleibt e). Die zweyte Gattung ist eine Art Hühner, welche kohlschwarze Federn, Knochen und Fleisch hat, dennoch aber sehr gut zu essen ist.

Zwo der Insel eigene Hühnergattungen.

Die Bäume hingegen und die Gewächse zeigen uns mehrere Seltenheiten. Wir übergehen das **Betel** und **Arecca**, dessen Gebrauch in Java eben so allgemein ist, als in dem übrigen ganzen Indien. Doch müssen wir mit dem Verfasser der ersten holländischen Reisebeschreibung dieses bemerken, daß man außerhalb der Straße von **Sonda** eine Insel, Namens **Pulo Seveßi**, antrifft, wo der **Betel** von selbsten, und ohne die geringste Wartung, häufig wächst. Die Javaner holen ihn daselbst bey ganzen Piroguen voll, ohne weitere Kosten, als die ihre Reise verursachet, und ohne weitere Mühe, als daß sie ihn zwischen den Nesseln aufsuchen, darein er sich verwickelt. Sein Laub gleicht einiger maßen dem Laube der Citronenbäume, ist jedoch länger und spitziger. Man bereitet ihn zu Java eben also, wie in dem übrigen Indien, nämlich mit Kalche von gebrannten Austerschalen, und mit Areccanüssen; nur fügen die Javaner zuweilen etwas **Cate** dazu, welches eine Art von Kuchen ist, die man aus dem markigen Holze eines gewissen Baumes verfertiget f).

Insel Pulo Seveßi, wo der Betel von selbst wächst.

Die Insel **Java** bringt eine treffliche Frucht hervor, die man **Mangas** nennet. Sie wächst auf einem Baume, der unsern Wallnußbäumen ziemlich gleicht, aber seiner vielen Aeste ungeachtet nur wenige Blätter hat. Sie ist so groß, als ein großes Gänseey, länglicht von Gestalt, und hat eine gelbgrüne Farbe, die zuweilen ins Rothe spielet. Inwendig hat sie einen großen Kern, und in solchem eine ziemlich große Mandel, welche bitter schmecket, wenn man sie roh ißt, aber angenehmer wird, wenn man sie auf Kohlen bratet. Man rühmet sie ungemein, wegen ihrer Kraft gegen die Würmer und den Blutfluß. Die **Manges** wird im Wein- Winter- und Christmonate reif. Sie übertrifft die besten Pfirsiche am Geschmacke. Man pfleget sie vor der Zeitigung mit Knoblauch und Ingwer

Mangas.

e) Von den Hühnern zu Tubaon ist im vorigen Abschnitte geredet worden.

f) A. d. 270 Seite. Von der Arecca kann man des Knox Reisebeschr. und die Naturgeschichte von Indien nachsehen.

Naturgeschichte von Java. 1595.

Ingwer einzumachen, und statt der Oliven zu essen, wiewohl sie mehr sauer, als bi schmecket *g*).

Mangas bravas.

Es giebt noch eine Gattung **Mangas**, welche die Portugiesen **Mangas brav** nennen, und die ein sehr subtiles Gift bey sich führet. Es verursachet einen augenbli chen Tod, und bisher hat man noch kein Mittel dagegen auszufinden gewußt. Diese sch liche Frucht ist hellgrün, und voll weißen Saftes. Sie hat wenig Fleisch. Der K ist mit einer sehr harten Schale bedecket, und an Größe gleicht sie einer Quitte.

Samaca.

Man hält die **Ananas** auf **Java** für die besten im ganzen Indien. Die **Sam ca** ist eine andere Frucht dieser Insel, in der Größe einer Citrone, und von einer gr Farbe, die ins Rothe fällt. Sie ist sehr saftig, und säuerlich an Geschmacke. D man machet von den Blättern des Baumes mehr Wesens, als von seiner Frucht. S ge wären übrigens den Citronblättern ähnlich, wenn sie nicht eine rundere Gestalt hä Sie werden mit Zucker eingemachet und wie die Tamarinden gegen Entzündungen un tzige Fieber gebrauchet.

Mambus ohne Tabaxir.

Die javanische Pfefferpflanze wächst bey einem gewissen dicken Rohre, und häng daran. Das Rohr nennet man auf der Insel **Mambus**, und man saget, es habe den **Tabaxir** in sich, den die Portugiesen **Sacar** oder **Mambuszucker** nennen; das samste ist, daß der javanische **Mambus** kein **Tabaxir** in sich hat, ob man ihn in den Mambusen auf der malackischen Küste, insonderheit aber auf Coromandel, B gar und Malacca findet. Dieser Zucker ist nichts anders als ein weißer und dicker S wie gestockte Milch. Die Araber und Perser machen so viel Wesens davon, daß sie mit Silber aufwägen. Doch die Beschreibung seiner Tugenden gehöret in die Naturgesch te von Indien.

Duriaon.

Die Frucht, welche die Malayer **Duriaon** nennen, und die Portugiesen für ein dem Lande Malacca eigenes ausgeben wollten, wächst in Java weit schöner, als an kei andern Orte. Der Baum, worauf sie wächst, heißt **Baran**. Er gleicht an Größe stärksten Apfelbäumen. Das Holz ist hart und fest, die Rinde grau; die Blüthe **Bu** genannt, weißgelb, anderthalb Spannen lang, und zwey bis drey Finger dick. Rande ist sie etwas gespalten, und ungemein schön grün, inwendig aber blasser. Frucht gleicht an Größe einer Melone, und wird von einer dichten Schale umfasset, che mit kleinen sehr spitzigen Dornen bewachsen ist. Aeußerlich sieht sie grün aus, hat länglichte Streifen, wie die Melonen. Inwendig findet man vier Höhlungen, in jeder drey bis vier Capseln, die eine milchweiße Frucht an Größe eines Hühnereyes in schließen. Der Geschmack davon übertrifft alle Sulzen vom Reiße, Capaunen und Ro wasser, die man in Spanien **Manjarblanco**, oder das weiße Essen nennet *h*). Frucht hat ihren eigenen Kern, in der Größe eines Pfirsichkernes. Wer die **Duria** zum erstenmale kostet, der schreibt ihr einen etwas heftigen Geruch zu, dergleichen Zwiebeln an sich haben, wenn sie in der Asche gebraten werden. Dem unerachtet bl sie eine der besten, gesundesten und angenehmsten Früchte von ganz Indien.

Feindschaft zwischen der Duriaon und dem Betel.

Man redet mit Verwunderung von der Feindschaft, wofern es anders erlaubt dieses Wort in einer physikalischen Materie zu gebrauchen, die sich zwischen der **Duri**

g) Ohne Zweifel ist sie mit der Frucht einerley, die wir **Mango** nennen. Auf Ceylan nicht weit von **Columbo** wächst dergleichen ebenfalls.

h) A. d. 387 Seite.

i) A. d. 388 Seite.

und dem Betel äußert. Man darf nur ein einziges Betelblatt in ein ganzes Gewölbe voll Duriaon legen, so werden sie beynahe im Augenblicke zu faulen beginnen. Ferner, hat man sich etwa den Magen mit der Duriaon überladen, so darf man nur ein Betelblatt äußerlich auf die Herzgrube legen; sogleich vergeht alle Beschwerlichkeit, und man darf allemal so viel Duriaon essen, als man immer will, wofern man nur einige Betelblätter bey sich hat *i*). Naturgeschichte von Java. 1595.

Der **Lantorbaum**, ist auf Java ebenfalls von ungemeiner Schönheit. Seine Blätter sind so lang, als ein Mann, und so glatt, daß man mit einem Bleystifte oder Griffel darauf schreiben kann. Daher werden sie von den Einwohnern statt des Papieres gebrauchet, und alle ihre Bücher davon verfertiget. Zwar haben sie noch anderes Papier von Baumrinde: allein man brauchet es nur zum Einwickeln *k*). Lantorbaum.

Die **Cubeben** wachsen nirgend, als auf Java, an der sondischen Küste, wo sie den Namen **Cuciombi** oder **Cumuc** tragen. In dem übrigen Indien heißt sie **Cubachini**; denn ehe die Portugiesen nach Indien kamen, wurde dieses Gewürz von den Chinesen aus Java abgehohlet, und in alle Morgenländer verführet, indem die ganze Handlung daselbst in ihren Händen war. Diese Frucht wächst nirgend als in wüsten Gegenden. Die Pflanze hängt sich an die Bäume, wie der Pfeffer, und die Cubeben hängen traubenweise daran, wie die Weinbeeren; es hat auch jedes Korn seinen eigenen Stiel. Die Javaner halten sie desto höher, weil man sie sonst nirgends, als bey ihnen findet, und kochen sie vor dem Verkaufen, damit man sie an keinem andern Orte pflanzen könne. Man gebrauchet sie wider den Schnuppen, und zum Ablösen der zähen Feuchtigkeit. Die Mohren nehmen sie in Wein, um die Wollust zu erwecken *l*). Cubeben.

Die **Mangostane** sind gleichfalls eine vortreffliche Frucht auf Java, ob sie gleich äußerlich unsern Heckenschlehen sehr ähnlich sehen. Das Kraut, das auf Javanisch **Talassa**, und im Malayschen **Lalada** heißt, trägt weder Blüthe noch Frucht. Allein die Einwohner gebrauchen die Blätter zum Abwürzen der Speisen. Sie werden auch noch gegessen, weil sie gleich den Cubeben zur Lust reizen sollen *m*). Mangostan. Talassa.

Noch findet man auf Java *n*) eine Frucht, Namens **Jaca**, in der Länge unserer größten Citrullen. Sie wächst an Bäumen, aber aus dem Stamme, und der Erde gleich. Nach erlangter Zeitigung riecht sie höchst angenehm. Ihr Fleisch riecht zuweilen wie Melonen, zuweilen wie Pfirsiche, wie Honig, und wie die auserlesenste Citrone. Ihre Kerne sind größer, als gemeine Datteln. Sie schmecken gesotten oder gebraten gut, und erhitzen zur Wollust. Wiewohl man diese Frucht in ganz Indien häufig findet: so hat sie doch die letztere Eigenschaft nur auf Java. Die Jaca.

Die benachbarte Insel, **Bali**, trägt eine Frucht in der Größe einer Birne, unten rund, oben spitzig, mit einer sehr rauhen Haut; daher sie die Holländer die **Stachelbirne** nennen. Sie wächst auf hohen Bäumen, und so dichte beysammen, als die Beeren an einer Weintraube, auch in solcher Menge, daß man sich wundern muß, warum die Aeste nicht brechen. Man machet sie ein, entweder mit Salzwasser, oder mit Zucker. Die Stachelbirn.

Die **Cassia** und die **Mirobolanen**, sind der Insel Java nicht dergestalt eigen, daß man sie an gegenwärtigem Orte beschreiben konnte; doch ist die **Cassia** auf den sondischen Inseln,

k) Eben das.
l) A. d. 389 Seite.
m) Eben das.

n) Man sehe unten die Beschreibung der Insel Ceylan von Knox

Naturgeschichte von Java. 1595. Wilder Zimmet auf Java. Inseln, wenigstens ihrer Menge wegen, berühmt. Java hat auch eine Art von wil[den] Zimmet, den die Portugiesen **Canela di Mato** nennen, und der in der That schl[echter] ist, als der feine. Es ist verbothen, dergleichen nach Portugall zu bringen; dem un[geach]tet wird er in Menge eingeführet, und für Ceylanischen ausgegeben o). Er hat w[...] Geschmack und Kräfte. Die Rinde ist dick und grob, und die Bäume sind kleiner [als] auf Ceylan.

Carcapuli. Die **Carcapuli** ist eine Art sauerer Kirschen auf Java, in der Größe einer ge[meinen] Kirsche, aber mit vielen Kernen. Es giebt weiße, rothe, und leibfarbene, die man [aller]seits hoch schätzet.

Zerumbet. Der **Costus indicus** p), damit starker Handel in die Türkey nach Arabien, M[e]ca, u. s. w. getrieben wird; imgleichen der **Würzcalmus** q), und die **Zerumbet**, [sind] zwar der Insel Java nicht eigen, doch aber sehr gemein, und außerordentlich schön [da]selbst. Die Zerumbet ist eine Wurzel; sie hat mehr Tugenden, als der Ingwer, und [füh]ret auf Java den Namen **Canjor**.

Lanquas. Die **Galanga**, von den Arabern **Calvegian** genannt, wächst auf unserer [I]nsel unter dem Namen **Lanquas**: allein ob sie gleich hier größer wird, als in China, s[o hat] sie doch den guten Geruch bey weitem nicht. Sie steht auf einer kleinen Pflanze, die [...] wächst. Die Blätter gleichen einer Lanzenspitze. Einige Insulaner pflanzen sie in [ihren] Gärten, und essen sie im Salate. Sonst aber wird sie als eine Arzeney gegen manch[erley] Krankheiten gebrauchet. Die Wurzeln sind lang und dick, mit einer Menge kleiner [Kno]ten, wie an den Calmuswurzeln. Sie sind außen und innen roth, und schmecken wie Ingwer.

Fagara. Die **Fagara** ist eine javanische Frucht, in der Größe einer Cubebe. Die Rin[de ist] zart, und mit einer ungemein dünnen schwarzen Schale überzogen. Inwendig liegt [ein] einiger Kern, der gegen die Flüsse, gegen die Schwachheit des Magens und den D[urch]fall treffliche Dienste leistet.

Benzoe. Auf Java wachsen große sehr grüne Wassermelonen, von besonders angenehmem [Ge]schmacke. Der **Benzoe** ist ebenfalls eine herrliche Waare dieses Landes r). Es ist [eine] Art von Gummi, die dem Weihrauche oder der Myrrhen gleicht, aber wegen ihres [lieb]lichen Geruches und Nutzens in der Arzeney, weit höher geachtet wird. Der Be[nzoe] tropfet durch gewisse deswegen gemachte Oeffnungen aus dem Stamme eines gewissen [gro]ßen und stark belaubten Baumes, dessen Blätter von dem Laube des Limonienbaumes [we]nig unterschieden sind. Die jüngsten Bäume geben den besten Benzoe, schwärzlich[er] Farbe, und von trefflichem Geruche. Die alten geben weißen, der aber jenem [nicht] beykömmt. Unterdessen mischet man beyde Gattungen durcheinander, damit eine [die an]dere verkaufet. Die Mohren nennen diesen Gummi **Louanjovy**, das ist javani[schen] Weihrauch. Es ist eine der kostbaresten Waaren des Morgenlandes.

Man findet rothes Sandelholz auf Java: es wird aber nicht so hoch gehalten, [als] das gelbe und weiße, das aus den Inseln **Timor** und **Solor** kömmt. Der javan[ische] Sa[...]

o) A. d. 392 Seite.
p) Cost-Indique.
q) Calamus aromaticus.
r) A. d. 395 und folg. Seite.
s) A. d. 399 Seite.
t) Die Portugiesen nennen es Pao d'Ag[...]
u) A. d. 400 Seite.
x) A. d. 399 Seite.

Sandelbaum gleicht dem Wallnußbaume. Er trägt eine schwarze Frucht, an Gestalt wie die Kirschen, aber ohne Geruch und Geschmack. Der Sandel wird durch ganz Indien häufig gebrauchet. Man reibt ihn mit Wasser zu einem Breye und bestreicht sich den Leib damit.

Naturgeschichte von Java. 1595.

Das wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Menschenherze also genannte **Anacardium**, oder die Herzfrucht, wächst auf den sondischen Inseln, und besonders auf Java. Die Portugiesen nennen es **Fava de Malacca**, weil es einer Bohne ebenfalls ähnlich sieht, wiewohl es größer ist. Die Indianer nehmen es in Milch ein, gegen Engbrüstigkeit und gegen die Würmer. Wird es wie Oliven zubereitet, so giebt es einen guten Sallat.. Sein Mark ist dick wie Honig, und so roth, als Blut.

Anacardium.

Noch wächst auf **Java** und allen sondischen Inseln die Wurzel, welche von den Portugiesen **Pao de cobra**, von den Holländern **Schlangenholz**, und von den Franzosen **Serpentaire** oder **Serpentine** genennet wird. Sie hat eine ins Gelbe fallende Weiße, ist bitter, und ungemein hart. Die Indianer zerreiben sie mit Wasser und Weine, und gebrauchen sie in hitzigen Fiebern, und gegen die Schlangenbisse. Man entdeckete sie durch Anleitung eines gewissen kleinen Thieres, **Quil** oder **Quirpele** genannt, von der Größe und Gestalt eines Iltis, das man gemeiniglich im Hause hat, um die Ratten und Mäuse wegzufangen, gleichwie bey uns die Katzen. Diese Thiere sind den Schlangen äußerst feind; und da es öfters geschieht, daß sie einen Biß davon tragen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu dieser Wurzel, werden auch unfehlbar wieder gesund. Seit dem man dieses weis, wird sie durch ganz Indien häufig verführet *s*).

Pao de cobra.

Das Holz, welches die Portugiesen **Aguilla brava** nennen, kömmt gleichfalls aus Java. Ob es gleich weniger Kraft hat, als das **Calamba** *t*), welches hauptsächlich auf Sumatra und in einigen andern Gegenden gefunden wird: so hat es doch seinen Werth, und machet einen ansehnlichen Theil der Handlung aus. Die Indianer verbrennen die Leichname ihrer Braminen und großen Herren damit. Bey ihnen, ist es eben eine so große Herrlichkeit, auf einem Scheiterhaufen von solchem Holze verbrannt zu werden, als es in Europa prächtig läßt, wenn man ein Grabmaal von Marmor hat *u*).

Aguilla brava.

Die bantamer Kaufleute verkaufen viel **Calamba**, ob es gleich auf ihrer Insel nicht wächst. Der Baum hat die Höhe eines Oelbaumes. Je trockener sein Holz wird, desto lieblicher riecht es. Man erkennet seine Güte, aus seiner Schwere, seinen schwarzen Adern, und einem fetten Safte, der bey dem Zerspalten abtropfet. Wird es mit einer flüßigen Materie zerrieben und eingenommen, so giebt es einen lieblichen Athem, stärket den Magen, stillet die Blutflüsse, das Blutspringen u. s. w. *x*).

Calamba.

Der Verfasser von der ersten holländischen Reisebeschreibung, setzet auch folgende Pflanzen und Specereyen mit unter die javanischen, doch ohne gehörig zu melden *y*), ob er sie alle und jede dieser Insel ganz allein zuschreibe oder nicht *z*).

Der

y) Weil er fleißig angemerket hat, aus welchem Lande eine und die andere nach Bantam gebracht werde: so ist daraus zu schließen, daß die übrigen sonst nirgend, als auf Java, wachsen.

z) Das **Podi** eine Art von Mehl, dessen man sich gegen die Kälte und den Wind bedienet. Die **Caxumba** oder **Flors**, eine Wurzel, damit man die Speisen abwürzet und die baumwollenen Kleider färbet.

Der IV Abschnitt.

Gewicht, Maaß und Münze in Ostindien.

Gewicht, Maaß und Münze in Ostindien.

Wer schon davon geschrieben. Der große und kleine Bahar. Faratelen. Almene. Mao. Pikol. Mangali. Cates. Metricol. Candile. Gantam. Baruth. Gedeng. Covodo. Pardaos = Scherafin. Tangas. Vintine. Sarucos. Fanos. Barrine. Pagoden. Thomas. Pardaos reales.

1595.

Wer schon davon geschrieben.

Wir wollen alles, was die morgenländischen Maaßen und Münzen betrifft, nach Beyspiele der Holländer, unter einer allgemeinen Aufschrift vortragen, oder wenigstens doch dasjenige, was sie auf ihren Reisen, bey ihrer Handlung, und durch Ausforschung bisher davon erfahren haben. **Gaspard Balbi**, ein venetianischer Juwelier, der vom Jahre 1579 bis 1588, das ist, dreyzehn Jahre vor der ersten holländischen Fahrt, in diesen Ländern herum reisete, hatte bereits ein Verzeichniß der indianischen Geldsorten heraus gegeben, und zum Vortheile der Handelsleute, ihren Werth gegen einander berechnet. Allein bey dieser Vergleichung, die mehr als vierzig Seiten ausfüllet, ließ er es auch wenden, ohne die geringste Erläuterung von der eigentlichen Beschaffenheit der Münzen selbst, zu geben. Einige andere Reisenden, als namentlich **Pyrard** *b*) und **Sarris** haben einige besondere Münzen und Maaßen erkläret, die ihnen bey Gelegenheit vorgekommen waren: allein sie bekümmerten sich wenig um die übrigen, noch um die Begierde der Europäer, die übrigen ebenfalls kennen zu lernen. Um diesem Mangel abzuhelfen, beliebten vermuthlich die Holländer, folgende Anmerkungen kund zu machen.

Der große und kleine Bahar.

Zu Malacca, Achin, und in der Nachbarschaft, bestimmet man das Gewichte nach **Baharen**. Hiervon giebt es zweyerley, den großen und kleinen. Der große **Bahar** hat zweyhundert **Catis**; ein **Cati** sechs und zwanzig **Taele**, oder acht und dreyßig und eine halbe Unze portugiesisch Gewicht; indem jeder **Tael** drittehalb Unzen wiewohl etwas knapp wiegt. Mit diesem Gewichte wägt man den Pfeffer, die Nägelein, die Muscatennüsse, den Ingwer, den Zimmet, die Tamarinden, das Lack, die Muscatenbluhmen, den ...

färbet. Das **Cajuapi** eine Art Holz, das den Mund heftig entzündet. Man stößt es sehr klein, wegen seines vortrefflichen Geruches, und machet eine Salbe daraus, damit man sich den Leib bestreicht. Die **Cantiour**, eine Frucht von der Gattung der **Taupinambours** und **Trüffeln**. Der Verfasser bemerket, sie sey in Guinea sehr gemein: er saget aber nicht unter welchem Namen. Die **Semparentaon**, eine bittere Wurzel, die große Tugenden haben soll. Sie werden aber nicht benennet. Die **Pontion**, welche aus Malacca und Coromandel kömmt; die **Gato-gamber**, eine den Oliven ähnliche Frucht, die aus Cambaya kömmt: die **Ganti**, eine Wurzel, damit sich die Indianer den Leib besalben, und die man aus China nach Bantam bringt. Der **Sabani**, ein Gesäme, daraus man eine Art von Senf bereitet. Die **Doringi**, die man neugebohrnen Kindern eingiebt. Der Verfasser saget nicht, ob es eine Wurzel oder ein Gesäme sey. Die **Galam**, eine Wurzel, die im Wasser wächst, und sehr kühlet. Die **Fian**, eine Frucht, welche von den Indianern gegessen und bey allerley Krankheiten als ein Saft eingenommen wird. Die **Madian**, das **Majit** und der **Corossani**, kommen von Achin nach Bantam und berauschen sehr. Der Verfasser saget nichts von ihrer übrigen Beschaffenheit; sondern nur dieses, man vermische die **Madian** und **Majit** mit dem guten persischen Kümmel, der im malayischen **Jentanieran** heißt, und bereite eine Arzeney daraus wider den Schlag und die Flüsse. Das **Opodium**, ist die Asche von einem Baume auf den sondischen Inseln. Man reiniget den Leib damit. Das **Sari** ist eine Gattung von Mehle, ...

cker, die Mirabolanen, das Sandelholz, den Indigo oder Anil, die Alaune und verschiedene andere Waaren.

Gewicht, Maaß und Münze in Ostindien. 1595.

Der kleine Bahar hält auch zwey hundert Catti; ein jeder von diesen Catti aber hat nur zwey und zwanzig Tael oder zwey und dreyßig Unzen und ein Achtel; denn in diesem kleinen Bahar hat das Tael anderthalb Unzen reichlich. Mit diesem Gewichte wiegt man das Quecksilber, Zinnober, Kupfer, Eisenblech, Zinn, Bley, Elsenbein, die Seide, den Muscus, den Zibeth oder Agaglia, den Ambra, und den Kampfer.

Auf dem festen Lande von Indien, wird der Kampfer, die Cassia, das Aloeholz, die Rhabarbara, und die Narden nach Faratelen gewogen, davon jedwede ein Arrobe oder zwey Lissaboner Pfunde beträgt. Der Safran wird nach einem andern Gewichte verkaufet, das Almene heißt, und ebenfalls zwey Pfunde beträgt.

Faratelen.

Almene.

In China wäget man mit Bahars. Es hat aber ein chinesischer Bahar drey hundert Catis, welche nur zwey hundert malakkische betragen; jedwedes Cati hält sechzehn Taele. Zu Malacca hat das Cati nur vierzehn Taele, das ist ein und zwanzig portugiesische Unzen. Ein Tael wiegt anderthalb Realen von Achten, hält zehn Masen, und eine Mase zehn Conduris. Nach diesem Gewichte wägen die Chineser das Silber, das sie für ihre Waaren einnehmen, weil sie keine Münze haben. Sie schneiden die Realen von Achten, gleichwie alles Silber, zu kleinen Stücken.

Zu Bantam und auf der ganzen Insel Java, wie auch auf den benachbarten Eylanden, hält der Tael nur acht Masen, und zween Realen von Achten wiegen sieben Masen.

Noch hat man ein ander Gewichte, Mao oder Main genannt, das nur zwölf Cati, jeden von zwey und zwanzig Taelen hält. Aber zu Cambaya und in Indien beträgt es sieben und zwanzig Taele, und man wäget alle Lebensmittel damit.

Mao.

In China gebrauchet man auch ein Gewicht Picol genannt. Es beträgt sechs und sechzig und drey viertel Catis; dergestalt, daß drey Picole und ein Bahar zwey hundert Catis wägen: dieses Gewicht gebrauchet man zur Seide.

Picol.

Die Diamante, Rubinen und andere kostbare Steine, wäget man in Indien nach Mangalis, davon jedweder fünf Gran hält. Die Smaragden wäget man nach Cates, jeden zu drey Gran.

Mangalis. Cates.

Die

man den Leib bestreicht, und das gleich dem Podi die schädlichen Wirkungen der Winde verhindert. Die Tagari, die Suraban und die Sedoucia sind Wurzeln, die man pülvert, und den Leib damit reibt. Die Sambaja ist in China unter dem Namen Geiduar bekannt; eine Frucht in Größe einer Eichel, sehr selten und theuer, von trefflicher Wirkung in allerley Krankheiten, zumalen gegen giftige Bisse, und andern Gift. Die Jalave, eine Frucht in Größe der vorigen, die man zu Arzeneytränken gebrauchet. Die Paravas, ein kühlendes Kraut, ist selten und theuer. Man rühmet es bey Wallungen des Geblütes, und entzündeter Leber. Die Tomonpute, eine der Galigan oder Curcoema ähnliche Wurzel, nur daß sie weiß ist. Man bestreicht sich den Leib zum abkühlen damit. Man findet auf Java und den sondischen Inseln eine Pflanze, deren Blätter dem Laube des Tamarindenbaumes gleichen. Sie trägt eine Art von Bohnen, gleich unsern Wolfsbohnen, die sehr gesund sind. Die kleinen Bohnen, die man auf Malayisch Conduri, auf Javanisch Saga nennet, dienen zum Goldgewichte, imgleichen Silber und andere Metalle zu wägen. Sie sind schön roth, mit einem kleinen schwarzen Flecken an der Seite. Man kann sie vor Bitterkeit nicht essen.

a) Viaggio dell' Indie Orientale di Gasparo Balbi, in Venetia 1590 in 12mo. A. d. 149 und folg. S.

b) Seine Reisebeschr. ist an die vorige angedrucket.

c) Steht im ersten Theile gegenwärtiger Sammlung.

Gewicht, Maaß und Münze in Ostindien. 1595.

Metricol.

Die Apothecker haben ein kleines Gewicht, **Metricol** genannt; dieses ist der sechs- Theil einer Unze; ein **Mitricoli** thut nur den achten Theil einer Unze.

Candijl.

In Indien zu Cambaya und Bengala, nennet man das gemeine Maaß für den Reiß und andere Körner **Candijl** oder **Candile**. Es hält ungefähr vierzehn Metzen, und am Gewichte fünf hundert Pfunde. Nach diesem Maaße schätzet man die Schiffe, und saget, es führe so und so viel **Candiles**.

Gantan. Baruth. Gedeng.

Auf **Java** und den benachbarten Inseln hat man ein kleineres Maaß, das man **Gantan** nennet, und das ungefähr drey hundert Pfund Pfeffer hält. Der Sack, den man **Baruth** nennet, hält siebzehn **Gantane**, welche vier und funfzig bis sechs und funf- zig holländische Pfunde wiegen. Für andere Körner hat man ein Maaß **Gedeng** genannt, das ungefähr vier Pfund Pfeffer beträgt, wornach man die übrigen beurtheilen kann.

Covedo.

Das Längenmaaß für Sammet, Tuch, Leinwand und andere westliche Waaren, ist der portugiesische **Covodo**, oder zwey und ein viertel holländische Ellen. Die Landeszeu- ge kaufet man nach Stücken, und halben Stücken, welche eine gewisse Länge haben müssen; diese Länge ist sowohl in China, als anderswo, von vierzehn bis funfzehn Ellen.

Pardaos-Scherafin.

Was die Münzen betrifft, so zählet man zu **Goa** und auf der malabarischen Küste nach **Pardaos-Scherafinen**, welches eine silberne Münze ist, aber von schlechtem Gehalte. Man schlägt sie zu Goa, und sie gilt drey Testoni oder drey hundert portugiesische Reys. Auf einer Seite sieht ein Sebastian, auf der andern ein Bund von vier Pfeilen.

Tangas.

Man führet daselbst auch Rechnung nach **Tangas**, welches kein wirkliches Geld, son- dern nur ein gewisser Werth ist, wie die Pfunde und Reichsthaler in Europa. Ein **Par- dao-Scherafin** thut zum Exempel vier gute, und fünf schlechte Tangas; denn das gut und schlecht sind abermals zwo besondere Arten Rechnung zu führen. Man bedienet sich bey dem Buchhalten auch der **Vintine**, wiewohl es eigentlich keine solche Münze giebt.

Vintine.

Vier gute **Vintine** oder fünf schlechte, machen ein **Tanga**. Die **Basarucos** sind von dem allerschlechtesten Gehalte. Sie bestehen aus schlechtem Zinne, dennoch giebt es Stu- fen in ihrer Güte. Funfzehn gute **Basarucos**, oder achtzehn schlechte, machen einen

Basarucos.

Vintin; und dreye machen zwey portugiesische **Reys**, also das drey hundert und fünf und sechzig **Basarucos** auf einen **Pardao-Scherafin** gehen *d*).

Ob gleich die **Pardao-Scherafine** die allergangbareste Münze von Indien sind: so sind sie doch der Verfälschung sehr unterworfen. In großen Städten sitzen an jedweder Ecke einer Straße indianische Christen, welche für eine sehr geringe Belohnung die Münze besehen. Sie sind durch langwierige Erfahrung so geschickt in diesem Stücke, daß sie ei- nen falschen **Pardao** unter tausend andern erkennen, und auf ein Haar wissen, was er werth ist, wenn sie ihn nur in die Hand nehmen. Die Europäer haben kein anderes Mit- tel, die falschen zu kennen, als den Klang. Sie werden auf dem festen Lande von India- nern gepräget, die sich dadurch bereichern, aber auch scharfe Strafe zu gewarten haben, wenn die Sache heraus kömmt.

Was

d) Einige andere Erklärungen des Wechsels, und der Basaruken findet man in Pyrards Be- schreibung von Goa.

Was die **Caxas** betrifft, so ist von dieser elenden Münze schon hinlänglich geredet worden. Die **Fanos** ist eine andere Gattung in Indien, davon zwanzig auf einen **Pardao** gehen. Die **Larrine** sind eine sehr feine Silbermünze, welche zu **Lar** in Persien geprägt wird, und den Namen daher hat. Sie ist lang, wie etwa dicker Silberdrath, zusammen gebogen, und auf einer Seite mit einem persischen Stempel bezeichnet. Ein **Larrin** gilt fünf bis acht hundert **Basarucos**, nachdem der Wechselcurs beschaffen ist.

Gewicht, Maaß und Münze in Ostindien. 1595.

Fanos. Larrine.

Eine sehr berühmte Münzsorte sind die in Indien also genannten **Pagoden**. Es giebt zwey bis dreyerley, und sie gelten allezeit mehr, als acht **Tangas**. Sie werden zu **Narsinga**, **Bisnagar** und anderswo geschlagen. Auf einer Seite steht ein Götzenbild, auf einem Stuhle sitzend abgebildet, auf der andern ein König auf einem Triumphwagen, den ein Elephant zieht.

Pagoden.

Die **Zechinen** oder venetianischen Ducaten, welche über Ormus nach Indien kommen, imgleichen die andern in der Türkey geschlagenen Ducaten, gelten gemeiniglich zwey **Pardao**. Die **St. Thomas**, die ihren Namen von dem Bildnisse dieses Apostels haben, das auf einer Seite, auf der andern aber ein langes Kreuz steht, gelten allemal mehr, als sieben Tangas, ja zuweilen acht.

St. Thomas.

Unter allem spanischen Gelde, geht keines in Indien, als die Realen von Achten, oder also genannten Piastern, unter dem Namen **Pardaos reales**. Bey Ankunft der Schiffe gelten sie gemeiniglich vier hundert und sechs und dreyßig portugiesische Reys. Hernach steigen sie im Aufwechsel, wenn man sie nach China aufsuchet. Weniger aber gelten sie niemals. Man mag kaufen oder verkaufen, so muß man allemal darüber einig werden, in was für Gelde die Zahlung geschehen solle. Ist aber die Frage von Perlen, Juwelen, Gold, Silber und Pferden: so nennet man nur die Anzahl der **Pardaos**, weil man allezeit **Pardaos** zu vier **Tangas** versteht. Was aber andere Waaren betrifft, so muß man **Pardaos** zu fünf **Tangas** nehmen, wenn man nichts ausdrücklich bestimmet, sondern sie nur schlechtweg benennet hat. Einige rechnen auch **Larrins-Pardaos**, und sodann gilt einer fünf Larrinen.

Pardaos reales.

Die kleinen Muscheln, die man im Königreiche Bengala, und anderswo, statt der **Basarucos** annimmt, verdienen nicht, daß man ihrer unter den Münzen gedenke; sie gehören in den Abschnitt derjenigen Länder, da man sie als Geld gebrauchet.



e) Siehe oben den I Abschnitt.

Das III Capitel.

Andere Reisen nach Ostindien im Jahre 1600.

Der I Abschnitt.

Reise des Paul van Caerden nach Ostindien.

Einleitung. Abreise und Ankunft in Indien. Holländer werden zu Tikou betrogen. Unglück zu Passaman. Sie machen sich Freunde zu Achin; gehen dahin. Mistrauen gegen die Portugiesen. Sie schicken Abgeordnete nach Hofe. Ihnen wird gedrohet. Caerdens Entschließung; er begiebt sich nach dem Pallaste. Man will die Beglaubigungsschreiben nicht annehmen. Betrügliche Höflichkeit der Indianer. Der König von Achin wird wider die Holländer eingenommen. Mäßigung der Holländer. Sie erhalten viel Höflichkeit. Die Umstände ändern sich. Ursachen zur Rache. Die Holländer werden aus der Factorey nach der Flotte gebracht. Van Caerden nimmt die Schiffe weg vor Achin. Die Holländer verbrennen einige; werden bedrohet; entgehen der Gefahr; wie sie ihren Pfeffer bezahlen; gehen nach Bantam. Caerdens Rückreise. Africanische Baye bekommen Namen. Caerden fährt das Vorgebirge vorbey. Kömmt nach Holland.

Van Caerden. 1599.

Einleitung.

Wiewohl diese Reise nach Ostindien, nach der Ordnung der Jahre, erst die vie Stelle bekommen sollte f): so geben ihr die Verfasser gegenwärtiger Sam lung dennoch die dritte, und zwar aus einer gedoppelten Ursache: erstlich, w sie die erste Unternehmung einer neuen Handelsgesellschaft war, deren Ursprung in der E leitung unter dem Namen der **brabantischen Gesellschaft** erzählet worden; zwente weil das Geschwader des **van Caerden** nicht durch die allergeringste Hinderniß aufge ten wurde, und daher beynahe eben so bald in Indien anlangte, als dasjenige, welches dritte Reise unternahm, obgleich dieses letztere sieben Monate zeitiger ausgelaufen w Indem die brabantische Gesellschaft keine andere Absicht hatte, als etwas zu gewinnen: rüstete sie vier Schiffe aus, deren Stärke man nicht erwähnet, die aber folgende Nam führeten: die **Niederlande**, die **vereinigten Provinzen**, der **Nassau**, und der **H von Holland**. Man übergab sie **Paul van Caerden**; und sie liefen den 21sten d Christmonats 1599 aus dem Texel. Eine glückliche Fahrt von acht Monaten, auf wel der **Nassau** und der **Hof von Holland** sich freywillig von den übrigen absonderten g), brachte die **vereinigten Provinzen** und den **Hof von Holland** den 6ten August 1600 n Bantam. **Van Caerden** befand sich auf jenem Schiffe, und führete den Titel ein Generales.

Abreise des van Caerden, und seine Ankunft in Indien.

Zu Bantam nahm er einen Lootsmann und zween Dolmetscher mit, um zu **Priam** Pfeffer aufzukaufen. Allein, weil er daselbst die angepriesene Menge nicht fand: so be er sich nach **Tikou**. Die Handlung fiel an diesem Orte eben so schlecht, weil die Ein

f) Die Reise des van der Hagen hätte von rechtswegen vor die gegenwärtige gesetzet werden sollen, weil besagter Admiral den 6ten April 1599 aus dem Texel lief.

g) Es geschah mit Bewilligung der andern, die ihnen Wasser und Proviant mittheileten, drey Kranke von ihrem Volke zu sich nahmen, mit sie geschwind nach Bantam segeln konnte ohne unterwegens anzulanden. Sie wollten Schiffe

ner Erzbetrüger waren. Sie mischten Sand und Steine unter den Pfeffer. Sie benetzeten ihn mit Wasser, damit er desto schwerer würde. Nebst dem mußte man die Schaluppen an gefährlichen Orten lassen, wo sie bey der Ebbe auf den Grund zu sitzen kamen. **Van Caerden** schlug den Indianern vor, sie wollten auf einer gewissen kleinen Insel, die nur eine halbe Meile vom Hafen liegt, mit einander handeln, und er wollte ihnen den Pfeffer nach Beschaffenheit ihrer Unkosten desto theurer bezahlen. Diesen Vorschlag verwarfen sie nicht nur, sondern sie beschwereten auch die Waaren alle Tage mit neuen Auflagen. Die Spitzbüberey wurde so hoch getrieben, daß einer von den angesehensten Kaufleuten der Indianer die Leinwand wieder brachte, die er gegen Pfeffer getauschet hatte, unter dem Vorwande, er wolle lieber mit Gelde bezahlet seyn. Da man aber recht nachsah: so hatte er von jedem Stücke zwo Ellen abgeschnitten *h*).

Van Caerden. 1600.

Die Holländer werden von den Indianern zu Tikou betrogen.

Diese Schelmerey, welche verdienet, daß sie zum Vortheile der Handlung von den Holländern erzählet werde, bewog sie, nach **Passaman** zu gehen, welche Stadt drey Meilen von **Tikou** unter der Linie liegt. Allein, da hatten sie vom Regen und vom Winde Gefahr auszustehen. Zwo von ihren Barken giengen bey der Ausfahrt aus dem Flusse zu Grunde. Damit beschlossen sie, nach dem Hafen von Achin zu segeln, wiewohl sie bereits Nachricht von der Grausamkeit hatten, die einige seeländische Schiffe daselbst ausstehen mußten *i*). Doch da sie zugleich auch höreten, es gäbe Pfeffer im Ueberflusse daselbst, und es sey der allervortheilhaftigste Ort zur Handlung: so konnten sie einer so süßen Vorstellung nicht widerstehen *k*).

Ander Unglück zu Passaman.

Sie hatten drey Einwohner von Achin am Borde, denen sie alle ersinnliche Höflichkeit erwiesen, in Hoffnung, sie würden ihnen doch auch einige Gefälligkeit erzeigen. Diese Leute versprachen auch wirklich, ein vortheilhaftes Zeugniß von der Holländer Gesinnungen bey ihrem Könige abzulegen. Sie versprachen, ihn zu versichern, die Holländer hätten zu Bantam, als daher sie kamen, ihren Handel in aller Stille und mit aller möglichsten Aufrichtigkeit getrieben; sie hätten auch daselbst die falsche Beschuldigung der Portugiesen, als ob sie lüderliche Seeräuber wären, durch ihr edles Bezeugen ganz zu nichte gemacht *l*).

Sie machen sich Freunde zu Achin.

Als sie auf der Rhede vor Achin ankamen *m*), welches den 21sten des Wintermonates geschah: so fand **van Caerden** neun Schiffe aus Guzurate, Bengalen und andern Gegenden daselbst, worunter er ein kleines portugiesisches Fahrzeug aus Malacca sogleich erkannte. Kaum hatte er Anker geworfen, als der portugiesische Hauptmann, Namens **Badriga de Coste**, einen Hamburger, **Matthias Mew**, der in seinen Diensten war, an ihn abschickte, und ihm zur Ankunft Glück wünschen ließ. Die Holländer danketen für die Höflichkeit, doch ohne sich viel daraus zu machen.

Gehen dahin.

Die folgende Nacht überbrachte ein Dolmetscher des Königes von Achin, der sich stellete, als ob er nicht portugiesisch verstünde, dem Generale im Namen seines Herrn allerley Früchte, und fragte, was die Absicht seiner Ankunft wäre? **Van Caerden**, der wohl wußte, wie viel an demjenigen gelegen sey, was man bey der allerersten Unterredung vorbringt,

Schiffen zuvorkommen, welche die alte Handelsgesellschaft zu gleicher Zeit ausgeschicket hatte.

h) Sammlung der holländischen Handelsgesellschaft. II Theil, a. d. 119 u. folg. S.

i) Man sehe die Einleitung.

k) Reise des van Caerden, wie oben, a. d. 121 S.

l) Eben das.

m) Auf fünf und einen halben Grad Norderbreite. Andere schreiben Achem: allein, man folget hier der Reisebeschreibung.

Van Caerden. 1600.

bringt, antwortete sehr bescheiden. Er stattete dem Könige eine sehr höfliche Danksa[gung] wegen seines Geschenkes ab. Er bezeugete einen großen Eifer, diejenige Gnade, welch[e] er jetzo bloß der Gütigkeit eines so großen Monarchen zuschreiben müsse, künftig d[urch] Ehrerbiethung und geleistete Dienste zu erwerben. Hernach bath er den Dolmetscher, i[hm] die Erlaubniß auszuwirken, die seeländischen Gefangenen zu sprechen, als welche seine Land[s]leute wären, und einerley Herrn mit ihm hätten. Zwar wüßte er das Unglück der seel[än]dischen Schiffe wohl, fuhr er weiter fort: allein er wisse auch, daß dieses Unglück von [kei]ner Ungeneigtheit des Königes herrühre, sondern bloß den falschen Beschuldigungen [der] Portugiesen zuzuschreiben sey: in dieser Zuversicht sey er in den Hafen von Achin einge[lau]fen, um zu handeln, und glaube er, der König werde den Ungrund des portugiesischen V[or]gebens vollkommen eingesehen haben *n*). Des andern Tages ließ er, ohne die Antwort [des] Königes abzuwarten, die drey Einwohner von Achin ans Land setzen, nebst einem von [den] beyden Dolmetschern, die er von Bantam mitgenommen hatte, um dem Könige im [Na]men der Holländer aufzuwarten. Er hatte jedwedem einen goldenen Ring verehret, [und] einen scharlachenen Rock und andere Kostbarkeiten versprochen, wenn sie ihm gute Dien[ste] leisten würden.

Bezeuget Mistrauen gegen die Portugiesen.

Eben diesen Tag kam **Mew** wieder an Bord, nebst zweenen Portugiesen, welch[e] dem Generale Seide, feine Leinwand und Früchte zum Geschenke brachten. **Van Ca[er]den** nahm die Früchte nicht anders, als mit der Bedingung an, sie sollten sogleich se[lbst] davon essen. Dieses hieß ziemlich deutlich gesagt, er traue ihnen wenig Gutes zu. [So] bald sie die Früchte gekostet hatten, ließ er sie dem Schiffsvolke austheilen, ohne etwas [da]von zu genießen, welches sie verdroß, ob sie es gleich zu verbergen suchten *o*).

Schicket seine Abgeordnete nach Hofe.

Als der holländische Dolmetscher und die drey Achiner den 24sten wieder kamen, stelleten sie dem Generale einige Verschnittene des Königes vor, die ihm einen sichern Gele[its]brief in dessen Namen einhändigten *p*), nebst dem Befehle, einige seiner Leute ans Lan[d zu] schicken. Hiezu wurde **Vogelaar** und **Meyer** ausersehen. Des Abends kamen sie [wie]der zurück. Der König hatte sie gnädig empfangen, und jedwedem einen langen Rock [ge]schenket. **Hans Deker**, einer von den gefangenen Seeländern, mußte ihren Dolm[et]scher abgeben. Sie hatten gesagt, sie kämen der Handlung wegen, und der König ha[tte] ohne Schwierigkeit in die Untersuchung ihrer Waarenproben gewilliget.

Portugiesischer Abgesandte drohet den Holländern Unglück.

Während dieser Untersuchung hatten sie sich mit **Hans Dekern** besprochen, und [ge]fraget, wie es den Gefangenen ergienge: allein der portugiesische Abgesandte, welcher [ein] Geistlicher war, und bey Hofe in großem Ansehen stund, wollte ihre Unterredung ver[hin]dern. Er warnete **Hans Dekern**, vorsichtig zu reden, und durch seine Unbedachtsam[keit] keinen Anlaß zur Abfahrt der holländischen Flotte zu geben. Der Verfasser führet de[ssen] eigene Worte an: „Gieb Acht, was du thust, verfahre vorsichtig; und wenn du deine [Ge]„fangenschaft nicht verlängern willst, so mache, daß die Schiffe auf der Rhede bleiben„. Nichts destoweniger gestund **Hans Deker** offenherzig gegen die beyden Abgeordnete, es wä[ren] vier holländische Compagnieschiffe auf die Rhede gekommen; er hätte ihnen gerath[en,] sie möchten nur immer wieder absegeln; das hätten sie auch gethan; ihm aber sey es [des]wegen sehr übel gegangen *q*).

Die

n) A. d. 122 Seite.
o) A. d. 123 S.

p) Ist ein gewisses Zeichen, das der Verfasser [...] Schappa nennet.

Diese Erzählung verursachte dem **van Caerden** viel Unmuth und Mistrauen. Er befürchtete, der König möchte nebst dem portugiesischen Abgesandten schädliche Anschläge gegen die Flotte schmieden, und diese Gedanken machten ihn zweifelhaft, ob es nicht sicherer für ihn wäre, wenn er weggienge. Auf der andern Seite stellete er sich die Gefährlichkeiten und die große Beschwerlichkeit vor, die er auf einer so langen Reise ausgestanden hatte: dabey dachte er an das Glück, das ihm allemal davon geholfen hatte, und blieb endlich dabey, man müsse in dergleichen Fällen etwas wagen r). Daher setzte er alle Furcht beyseite, und beschloß, dem Könige des folgenden Tages nebst einem ansehnlichen Gefolge aufzuwarten, ihm die Geschenke selbst zu überreichen, und sich die Erlaubniß zu handeln auszubitten.

Van Caerden. 1600.

Entschließung des Caerden.

So bald er an das Ufer stieg, waren Elephanten in Bereitschaft, um ihn nach dem Pallaste zu tragen. **Hans Deker** kam ihm entgegen, und führete ihn in des Königes Gemach. Dieser Herr umarmete ihn, bezeugte sich sehr vergnügt über die Geschenke, und ließ ihm Erfrischungen vorsetzen. Allein, er wollte das Schreiben des Prinzen von Nassau, das ihm **Caerden** überreichete, weder annehmen, noch sich vorlesen lassen. Die Holländer bildeten sich ein, und geben es ungescheuet vor, der portugiesische Gesandte habe dem Könige eingeblasen, er solle es nicht annehmen, weil es auf Schweinspergament geschrieben sey. Daher konnte **van Caerden** weiter nichts sagen, als er sey gekommen, Pfeffer zu kaufen, und mit Waaren oder Gelde zu bezahlen. Hernach trug er vor, ihm wäre das Unglück der Seeländer zwar bekannt, allein er gäbe es niemanden Schuld, als den Portugiesen, und er bäthe, Seine Majestät möchte den Kunstgriffen der holländischen Feinde künftig keinen Glauben mehr beymessen. Der König antwortete, er wolle sie auch keinesweges mehr anhören, sondern die Holländer, als seine eigenen Kinder halten s). Damit sie hieran nicht zweifeln möchten: so erließe er ihnen hiermit alle Abgaben für aus- und eingehende Waaren, und verböthe allen Landeseinwohnern, sie möchten fremde oder einheimische seyn, einigen Pfeffer zu laden, ehe die Holländer zur Genüge damit versehen wären t).

Begiebt sich nach dem Pallaste.

Seltsame Ursache, das Beglaubigungsschreiben nicht anzunehmen.

Caerden verlohr hiermit alles Mistrauen, und miethete ein Haus in der Stadt, um seine Waaren hinein zu legen, und den Handel anzufangen. Eine mohrische Kleidung und ein vergoldeter Dolch, die ihm der König schenketen, waren neue Merkmaale von der Gnade desselbigen. Der portugiesische Gesandte zwang sich so sehr, daß er den Holländern viele Höflichkeiten erzeigete: allein sie gaben ihm zu verstehen, sie wüßten es aus der Erfahrung, daß man keinem Spanier trauen dürfe. Der Oberkaufmann von der Flotte, Namens **Adam Vlaming**, der mit Waaren ans Land geschicket wurde, bekam vom Könige ein Kleid, einen Dolch und etwas Silbermünze geschenket. Mit einem Worte, es fehlete nun nichts mehr, als daß sie über den Preis des Pfeffers einig wurden, als auf einmal neue Schwierigkeiten entstunden, und das vorige Mistrauen bey den Holländern erwecketen. Diese Schwierigkeiten erstrecketen sich nicht nur auf den Preis des Pfeffers, sondern auch auf die Beschaffenheit der Zahlung, und der Waaren, die sie anbothen.

Vermischung von Höflichkeit und Spitzbüberey bey den Indianern.

Caerden wurde unwillig, und sprach vom Wegreisen. Hierauf that man billigere Vorschläge, die in malayischer Sprache aufgeschrieben wurden. Allein **Vlaming** wollte sie nicht

q) A. d. 123 und 124 S.
r) Eben das.
s) A. d. 125 Seite.
t) Eben das.

Van Caerden. 1600.

nicht unterschreiben, ehe sie ins Portugiesische übersetzet wären, und da befand er zu sein größten Erstaunen, daß er bis zur nächsten Pfeffererndte warten, den Preis aber un dessen zum Voraus bezahlen sollte. Diese Bedingung wurde so geschwind gelesen, Leute von geringerer Aufmerksamkeit, als die Holländer, sie leicht überhöret hätten. Ca den und Vlaming wollten also nicht unterschreiben. Hierüber entstund ein derm heftiger Wortwechsel, daß die Indianer den Aufsatz zerrissen. Doch als Vlaming be Könige Klage führete, so gab ihm dieser guten Trost. Sie glaubeten ihm auch um so mehr, weil er ihnen zu Liebe einige seeländische Gefangene losgelassen hatte, ja so gar v sprach, sie dürften zu Schiffe gehen, und beständig darauf bleiben. Mit einem W es hatte das gänzliche Ansehen, der König sey aufrichtig gesinnet. Allein, der Gesa lag ihm beständig auf dem Halse, malete die neuen Kaufleute als Seeräuber ab, hatte die Hofbedienten des Königes auf seiner Seite, welche meistens von den Portugi bestochen waren. *u*).

Der König von Achin läßt sich gegen die Holländer einnehmen.

Nachrichten, die ihnen Mistrauen erwecken.

Als bey diesen Umständen einige Piroguen ins Wasser gelassen wurden: so schöpf die Holländer großen Argwohn, und der Sabandar ließ ihnen sagen, ohne daß er als ob er hiervon etwas wüßte, sie möchten in ihrem Waarenlager fleißig Wache h auch wohl einiges Schießgewehr dahin bringen, weil eine Menge Diebe und Bösewi in der Stadt wäre. Diesem Rathe wurde dankbarlich gefolget. Unterdessen gieng Sabandar hin, und beschwerete sich beym Könige, die Holländer beschimpften ihn; hätten sich mit Gewehre versehen, und führeten nichts Gutes im Schilde. Caerd mußte öfter als einmal Vorstellungen thun, ehe er den Hof von seiner Unschuld über gen konnte.

Bald darauf entwischten fünf gefangene Seeländer aus ihrem Gefängnisse, und k men glücklich auf die Flotte. Sie erzähleten, seit dem selbige angekommen sey, habe sie enger eingeschlossen, als jemals; es wären zwölf Piroguen nach Pedir abgefahren, ter dem Vorwande, Pfeffer für die Flotte zu holen: allein, an statt sie zu beladen, man sie zum Kriege ausgerüstet. Hernach wären sie nach Pasang abgegangen, hä daselbst noch mehrere zu sich, und hierauf ihren Weg nach der Küste von Lumarlan genommen, welches funfzehn Meilen von Pedir liegt, um daselbst Wasser einzunehm und sich mit der Flotte des Königes von Achin zu vereinigen, welche die holländischen Sch angreifen sollte. Mit diesem schönen Anschlage habe sich der Befehlshaber der Piro vor den Gefangenen breit gemacht, und dabey gesaget, man wisse gar wohl, daß die H länder nur da wären, auf der See zu rauben, und die Freyheit der Rhede zu verletzen *x*).

Die fünf Flüchtlinge erzähleten ferner, daß währenden Verweilens der vier Sch von der alten Handlungsgesellschaft auf dieser Rhede, die achinische Flotte hinter einem b nachbarten Vorgebirge aufgelauert habe, und Willens gewesen sey, sie entweder plötzlich überfallen, oder mit offenbarer Gewalt anzugreifen, weil die Indianer wußten, ihre Ma schaft sey durch Krankheiten sehr geschwächet. Diese Nachricht vermehrete die Unruhe Caerden nicht wenig. Er hielt Schiffsrath. Einige stelleten vor, der König habe bisher ganz aufrichtig bezeuget, daher sey es billig, den glimpflichsten Weg zu gehen. Ma beschloß also, der General sollte selbst dem Könige Nachricht von der Flucht der Gefan nen

Mäßigung der Holländer.

u) Reisebeschr. des van Caerden, a. d. 126 u. f. S.
x) A. d. 132 u. f. Seite.
y) A. d. 134 S.
z) A. d. 138 S.
a) Es scheint hier, als ob die Seeländer Ge genheit

nen geben, aber ohne sich von ihrer Erzählung etwas merken zu lassen; übrigens müsse man auf seiner Hut, das ist, in Bereitschaft stehen, nach Beschaffenheit der Umstände entweder wegzugehen, oder gleiches mit gleichem zu vergelten *y*).

Van Caerden. 1600.

Caerden gieng also zum Könige, und bekannte, es wären fünf gefangene Seeländer auf die Flotte entflohen. Er bath, der König möchte ihnen die Freyheit schenken, und rühmete zugleich die Aufrichtigkeit der Holländer, mit dem Anhange, sie würden allezeit mit gleicher Ehrlichkeit verfahren. Dieses gefiel dem Könige sehr wohl. Er bewilligte die Freyheit der Gefangenen, und sagte, er liebe den General nicht nur als seinen Freund, sondern als seinen Sohn. In dieser Aufwallung von Freundschaft beschenkte er ihn mit einem Becher, dessen Materie man höher schätzete, als Gold.

Der König erweist ihnen neue Höflichkeit.

Die Umstände ändern sich.

Allein, er änderte sich aus andern Absichten bald wieder. Unerachtet der getroffenen Abrede forderte er Geld zum Voraus von den Holländern. Sie mußten es auch geben. Ob er gleich den fünf Seeländern mit einigen andern, die ihrem Beyspiele folgeten, die Freyheit schenkte: so ließ er doch andere wieder zurück nehmen, und in ein ander Gefängniß setzen. Man erfuhr über dieses von dem Schiffsvolke, daß die Portugiesen durch ihren Hamburger sie zum Aufruhre angereizet, und ihnen vorgeschlagen hätten, sie sollten ihre Vorgesetzten umbringen, und nach Malacca segeln, wo man ihnen diese Schandthat reichlich vergelten wollte. Der Schiffsrath erschrack hierüber, und glaubte, die Portugiesen würden sich ohne Einwilligung des Königes nicht unterstehen, einen so abscheulichen Anschlag zu machen, noch denjenigen, welche den Frieden in seinem Hafen brächen, Schutz zu versprechen. Daher schloß man, die vielen Berathschlagungen bey Hofe mit dem Abgesandten dieser Nation zieleten bloß auf den Untergang der holländischen Schiffe *z*).

Dieser Argwohn wurde durch mehrere Vorfälle bekräftiget. Der König verlangete neuen Vorschuß von den Holländern, und setzte sie in Sorge, er möchte sie zu Bezahlung des Pfeffers anhalten, den die Seeländer umsonst mitgenommen hatten *a*). Endlich gab er vor, man habe einige Piroguen von **Johor** gesehen, die ihn bekriegen wollten, die Holländer möchten also ihre Schaluppen ausrüsten, und sie aufsuchen. **Caerden** stellete vergeblich vor, er wäre nicht deswegen ausgeschicket, Krieg zu führen, er habe nichts, als Handelsschiffe bey sich, und sie wären nur zu ihrer eigenen Beschützung bewaffnet. Wegen dieser Weigerung, und weil er sich sonst eine Unzufriedenheit merken ließe, mußte er grobe Schimpfworte anhören *b*). Ja er wurde gewarnet, der Hof hätte die Absicht, ihm Hände und Füße abhauen zu lassen, wenn dem Könige nicht aus andern Absichten mehr daran gelegen wäre, die Ausländer zu Freunden zu behalten.

Andere Ursachen reizen sie zur Rache.

Eines Tages, da der Gesandte und alle Hauptleute der im Hafen liegenden Schiffe Gehör gehabt hatten, konnten die Holländer allein keines erlangen. Sie erfuhren zugleich, der Gesandte habe den Portugiesen befohlen, sie sollten keine Gemeinschaft mit ihnen pflegen, und sich fertig halten, in vier Tagen unter Segel zu gehen. Der König ließ ebenfalls durch die ganze Stadt ausrufen, seine Seeleute sollten sich auf besagte Zeit gefasset halten. Endlich, so riethen ihm auch einige heimliche Freunde, er möchte immer einpacken und abreisen, weil alle diese Anstalten unmöglich auf etwas anderes, als auf die holländische Flotte, zielen könnten *c*).

genheit zu Klagen gegeben hätten, es müßte denn seyn, daß sie den Pfeffer mitnahmen, um sich wegen erlittenen Unrechtes zu rächen.

b) Man hieß ihn einen Büffel a. d. 144 S.

c) A. d. 140 u. f. Seite.

Van Caerden. 1600.

Er begab sich also auf sein Schiff, und es wurde in einem allgemeinen Rathe beschlossen, es sey hohe Zeit, an die Rückfahrt zu denken. Allein, da man Geld auf Pfeffer vorgeschossen, aber noch keinen bekommen hatte: so hielt man für gut, einige Schiffe wegzunehmen, die auf der Rhede lagen, um dadurch den König und seine Unterthanen zur Billigkeit zu nöthigen. Die einige Schwierigkeit betraf ihre Leute, die noch auf dem Lande waren. Denn **Vlaming** befand sich nebst den Kranken daselbst. Man durfte es aber nicht wagen, ihn öffentlich abzurufen, aus Furcht, man möchte ihn gefangen nehmen, um so viel mehr, da man alle Augenblicke Nachricht von dem hämischen Anschlage erhielt, und es höchst gefährlich war, den Angriff abzuwarten. Diese Schwierigkeit hub **Nickel Gerrits**, Oberbootsmann auf dem Schiffe **die vereinigten Provinzen**, und erboth sich, **Vlamingen** und die Kranken wegzubringen. Er begab sich mit neuen Waaren an das Land; daher schöpfte niemand einigen Verdacht von seinem Vorhaben. Während seiner Abwesenheit machte man dem Schiffsvolke die genommene Entschließung kund, und befahl, das Gewehr zum Wegnehmen der Schiffe in Bereitschaft zu halten *d*).

Wie die Holländer aus dem Waarenlager nach der Flotte gebracht werden.

Mit einbrechender Nacht näherte sich die Schaluppe des **Gerrits**, die am Strande geblieben war, seinem Befehle zu Folge, einer kleinen Insel im Flusse, um ihn und diejenigen, die er dahin bringen würde, einzunehmen. Hier mußte man überschwimmen. Daher hatte auch **Gerrits**, der recht gut schwamm, noch vier andere Schwimmer mitgenommen. Er theilete die Leute aus dem Waarenhause in zweene Haufen, und führete den letzten in eigener Person. Nichts destoweniger kam er eher an die Schaluppe, als der erste, welcher eine halbe Stunde vor ihm aufgebrochen war. Bey der Unruhe, die er darüber empfand, daß er sie noch nicht in der Schaluppe antraf, fiel ihm ein, daß er bey seinem Abzuge einigen Lärm in der Stadt gehöret hatte. Er furchte schon, er möchte verrathen seyn, als sie zu seinen größten Freuden in einem Canoe erschienen. Sie hatten sich deswegen verweilet, weil einer von den vier Schwimmern, auf dessen Geschicklichkeit man so große Rechnung gemachet hatte, ersoffen war; das Glück hatte den übrigen, einen Kahn gezeiget, darein sie sich gesetzet hatten. Zween Kranke, welche **Gerrits** hatte führen wollen, und die dem Ansehen nach kaum gehen konnten, waren dennoch stark genug, sich mit seiner Hülfe an das Ufer zu begeben, und überzuschwimmen *e*). Um die Waaren, die man zurück ließ, bekümmerte man sich wenig, weil man Mittel genug hatte, sie wieder zu bekommen, wenn nur die Leute vorher wegwaren.

Van Caerden nimmt alle Schiffe auf der Rhede vor Achin weg.

So bald die Schaluppe wieder zurück kam, versäumete **Caerden** keinen Augenblick, alle auf der Rhede befindlichen Schiffe wegzunehmen. Es waren neun. Drey **Rom**[...]sen, drey Guzuraten, ein Portugiese, und zwey von Bengala, worauf sie etwa hundert Gefangene machten, doch mit so geringem Widerstande, daß nicht das geringste Blut vergossen wurde. Drey Schiffe waren mit Pfeffer beladen; man lief also ohne Verzug mit ihnen aus dem Hafen, und bewahrete sie sorgfältig.

Vergebliche Unterhandlung.

Noch vor Anbruche des Tages schrieb der holländische General an den König, stellte die Ursache seines Verfahrens vor, und verlangete das Geld wieder, das man den Holländern in seinem Namen abgefordert hatte. Dieser Brief wurde des Morgens durch einen Gefangenen überschickt. Doch der Tag lief ohne Antwort vorbey. Des andern Tages kam ein Dolmetscher, und brachte ein Schreiben von dem Könige mit, worinnen nichts als

d) A. d. 145 S.
e) Eben das. u. a. d. 146 S.
f) A. d. 147 u. folg. S.

als einige Complimente stunden, von der Hauptsache aber kein einiges Wort. Weil die Ueberschrift an **van Caerden** und **Vlaming**, engländische Haupleute, gerichtet war: so ergriff man daher eine Entschuldigung, warum man nicht darauf antwortete. Dieses Schreiben, sagte man zum Dolmetscher, geht die Holländer nicht an; denn die sind ein anderes Volk. Unterdessen versicherte man ihn, man habe keine andere Absicht, als den Vergleich zu halten; und damit er sehen möchte, es sey auf keine Seeräuberey angesehen, so führete man ihn nebst den beyden Leuten, die er bey sich hatte, in die große Cajüte, und zeigte ihnen die Säcke mit dem Gelde, das zur Handlung bestimmet war. **Caerden** erboth sich nochmals, er wolle den Pfeffer annehmen, um dessen Preis man einig geworden sey, er wolle auch das noch Rückständige baar bezahlen; anbey aber sagte er rund heraus, wofern dieses nicht geschähe, so würden die Holländer ihre Ladung aus den Schiffen nehmen, davon sie Meister wären *f*).

Van Caerden. 1601.

Als der Dolmetscher weg war, so machte man ein Verzeichniß von allen auf den weggenommenen Schiffen befindlichen Sachen, damit man genaue Rechenschaft davon geben könnte, im Falle der Zwist durch einen gütlichen Vergleich geendiget werden sollte. Indem man damit beschäfftiget war, erschienen drey zum Kriege ausgerüstete **Fusten** *g*). **Caerden** bemannete in der Geschwindigkeit eine Schaluppe, und ließ sie wegjagen.

Die Holländer verbrennen einige Schiffe.

Zu gleicher Zeit begonnten die Feindseligkeiten von Seiten der Stadt, und die Einwohner schossen auf die Flotte heraus. Diese Verwegenheit beantwortete man noch zur Zeit nicht anders, als mit einem Briefe, darinnen man die genommenen Schiffe zu verbrennen drohete. Als das Schießen dem ungeachtet fortwährete: so steckte man den Portugiesen in den Brand. Des andern Tages, welcher der 17te Jenner 1601 war, ließ man zwey andere Schiffe im Rauche aufgehen, und hätte mit den übrigen eben also verfahren, wofern das Mittel nicht geholfen hätte. Des andern Tages erhielt man Briefe von dem Könige und den seeländischen Gefangenen, welche um einen Vergleich ansuchten. **Caerden** sah, daß man Stücke auf die Stadtwälle führete; daher konnte er leicht merken, der König suche nur Zeit zu gewinnen. Nichts destoweniger wiederholete er sein voriges Begehren, und erboth sich, die verbrannten Schiffe zu vergüten. Ja er bezahlte sogleich und ohne die Antwort zu erwarten, einem **Romiß** einige Zentner Pfeffer, die er im Brande verlohren zu haben vorgab. Doch, da die Antwort des Königes, und die übrigen Briefe desselbigen, von der Hauptsache niemals etwas erwähneten: so konnte man nicht anders gedenken, als er suche die Holländer nur mit leeren Worten abzuspeisen, damit er seine Macht inzwischen versammeln könnte. Einer von seinen Bothen, der holländische Dienste verlangete, und den man auch gern annahm, weil er viele Sprachen redete, offenbarete den Holländern, daß man auf dem Flusse vier Piroguen zu Brandern ausrüstete, die man zusammen binden, und mit der Ebbe auf die holländischen Schiffe treiben lassen wollte. Hinter ihnen sollte die ganze Seemacht anrücken *h*).

Werden mit Gefahr bedrohet.

Hieran konnte man des folgenden Tages nicht mehr zweifeln, als man von den Mastbäumen, den ganzen Fluß voll Galioten, Piroguen, Fusten und Junken erblickte, nebst einer Galeere, die unter der Festung lag. Endlich beschloß man, unter Segel zu gehen, und that es auch in der folgenden Nacht, durch Hülfe eines guten Landwindes. Doch hatte man des Abends vorher alle Gefangene in eines von den eroberten Schiffen gesetzet.

 Diese

g) Man nennet diese kleinen Fahrzeuge sonst überall Pares, und der Name Fusten ist wenig bekannt.

h) A. d. 149, 150, 151 Seite.

Van Caerden. 1601.

Vermeiden es durch ihre Abfahrt.

Wie sie ihren Pfeffer bezahlen.

Diese waren voll Freude und Verwunderung, daß sie die Freyheit erhielten. Man g[...] ihnen ein Schreiben an den König mit, worinnen der ganze Verlauf angeführet, zugle[...] auch ein Verzeichniß der zurück gelassenen Waaren, und des voraus bezahlten Geldes [...] gelegt wurde. **Caerden** befand, daß der weggenommene Pfeffer ganz genau eben so [...] werth war, welcher nebst dem erkauften, ungefähr die Hälfte seiner Ladung betrug. [...] bey versprach er, bey einer benachbarten kleinen Insel zween Tage vor Anker zu liegen [...] in Hoffnung, der König würde sich eines bessern bedenken, und den getroffenen Vergleich [...] richtig erfüllen.

Vermuthlich hätte er wirklich gewartet: allein da er keinen Ankergrund bey der I[...] fand, so fuhr er weiter, um eine andere Rhede aufzusuchen *i)*. Die ganze Flotte ge[...] in einen Canal zwischen der Insel und vielen Klippen, wo der Strom ungemein rei[...] war, gelangete aber des Abends doch wieder in die weite See, und hielt sich an die K[...] um **Pasane**, **Ticou** und **Priaman** zu besuchen. Indem aber eben so wenig Hoffn[...] anschien, an diesen Orten ihre Ladung, als eine gewiehrige Antwort von Achin zu er[...] ten: so lief sie geraden Weges nach **Bantam**, wo sie den 19ten März Anker warf.

Gehen nach Bantam.

Caerden nahm diesen Weg aus einer gedoppelten Ursache; erstlich, um seine Lad[...] einzunehmen, zweytens um dem holländischen Statthalter zu Bantam die gehabte [...] drießlichkeit selbst zu erzählen, damit sich nicht etwa ein falsches Gerüchte davon ausbre[...] und der Nation Schaden thun möchte. Daher erzählete er alles umständlich und au[...] tig. Innerhalb drey Wochen war er im Stande, mit völliger Ladung unter Segel zu[...] hen. Indem er vor **Bantam** lag, kamen drey Schiffe von der alten Handlungsge[...] schaft auf die Rhede. Die übrigen drey waren auf der Reise durch Sturm zerstreuet w[...] den *k)*. Endlich gieng er den 12ten April in der Nacht nach Holland unter Segel.

Rückreise des Caerden.

Die Rückreise kostete ihm eine beschwerliche Schiffarth von sieben Monaten. G[...] am 18ten starb **Vlaming**. Hernach mußte er bis auf die Höhe von etwa acht und dre[...] Graden schreckliche Stürme ausstehen, und meistens fielen des Nachts Hagelkörner in [...] Größe von Flintenkugeln. Eines von den Schiffen war in höchstschlechtem Zusta[...] denn es war auf allen Seiten läck, weil es den größten Theil der Fütterung durch die [...] tigen Stöße der Wellen verlohren hatte: daher mußte er den 8ten des Heumonates in [...] africanische Bay auf vier und dreyßig und einen halben Grad einlaufen.

Africanische Bayen bekommen Namen.

Unterdessen daß das Schiff ausgebessert wurde, stieg er mit zwanzig Mann an das Land, [...] Erfrischungen aufzusuchen, und traf eine Frau an, nebst sieben Negern, die ihm durch [...] chen Vieh zu liefern versprachen. Das Land dünkete ihm schön zu seyn, ob es gleich [...] nig Bäume hatte. Er sah Hirsche und Elephanten: allein er konnte nichts bekomm[...] als Wasser und Muscheln; daher seine Leute diese Bay die **Muschelbay** nenneten. Zu[...] mal sahen sie verschiedene Seepferde, über deren Größe sie erstauneten *l)*.

Den 14ten fuhr man wieder neben der Küste hin, ohne sonderlich weit fortzukomm[...] bis auf den 17ten, da man wegen Heftigkeit des Windes in eine andere Bay einlaufen mu[...] te, und bey dieser Gelegenheit einiges Vieh von den Einwohnern erhandelte. Sie ga[...] einen Ochsen für ein Stück Eisen eines halben Schuhes lang, und so weiter. Diese [...]

hh) Sie heißet **Putoway**.

i) Es ist unseres Ortes nicht, zu untersuchen, wer unrecht hatte: zumal da der Verfasser des Tagebuches den Portugiesen mehr Schuld beyleget, als den Indianern.

k) Die Meldung, welche hier von dem **Neck** geschieht, verbindet seine Reise ganz [...] zwungen mit des van **Caerden** seiner.

liegt vier und dreyßig und drey viertel Grade gegen Osten vom **Nadelvorgebirge**, und bekam den Namen der *Fleischbay* m). Den 22sten fuhr man weiter, mußte aber gleich des folgenden Tages in der dritten Bucht beylegen, weil beyde Schiffe auf das neue läck wurden. Diese Bay liegt auf vier und dreyßig und zwey drittel Grade, und man blieb bis den 30sten darinnen liegen. Den 2ten August mußte man wieder in einen Fluß einlaufen, wo man erstaunlich große Seepferde, und eine Menge schöner Fische fand, daher man ihn die *Fischbay* nennete. Die Einwohner brachten fünf Schafe, und nahmen einige Stückchen Eisen dafür n).

Van Caerden. 1601.

Des Abends lichtete man die Anker, und den 27sten bemerkete man mit größtem Vergnügen, daß man das Vorgebirge der guten Hoffnung des Nachts vorbey gesegelt war, indem man immer befürchtet hatte, man würde auf dessen östlicher Seite überwintern müssen, weil das eine Schiff beständig schadhaftiger wurde. Auf der Höhe von neun und dreyßig Graden, sah man ein fürchterliches Ungeheuer. Den 17ten des Herbstmonates versorgte man sich auf der Insel **St. Helena** mit Wasser; sah den 25sten die **Himmelfahrtsinsel** oder **Ascension**, und fuhr den 8ten des Weinmonats so nahe bey der **Michaelsinsel** vorbey, daß man die im Hafen liegenden Schiffe abzählen konnte. Doch hierbey fiel nichts merkwürdiges vor.

Fährt das Vorgebirge der guten Hoffnung unvermerkt vorbey.

Beyde Schiffe hatten von nun an beständig guten Westwind, der sie mit einer reichen Ladung nach Holland brachte. **Caerden** hatte von beyden Schiffen sieben und zwanzig Mann verlohren, hingegen brachte er zehn mit zurück, die er aus der Gefangenschaft zu Achin erlöset hatte o).

Kömmt nach Holland.

Der II Abschnitt.

Jacob van Necks zweyte Reise nach Ostindien.

Fähigkeit des van Neck. Seine Abreise. Sonderbare Begebenheit. Schiffahrt bis nach Bantam. Eifer der Indianer für die Handlung. Der Admiral geht mit zwey Schiffen nach den Molucken. Mit was für Freude er daselbst aufgenommen wird. Ehrerbiethung des Königes gegen das Christenthum. Die Portugiesen wollen den Admiral angreifen. Abbildung, die sie von den Holländern machen. Treffen, dem der König von Ternate zusieht. Die Holländer ziehen sich zurück. Der Admiral will nach Patane gehen; wohnet einem Feste bey. Großes Gastmahl des Königes. Die Holländer lichten die Anker. Langhairs-Eyland. Sie nähern sich China; verlieren zwanzig Mann; gehen wieder nach Patane. Thorheitsbay. Insel und Stadt Tikos. Sie kommen zu Patane an. Siegesfest. Beschreibung von Patane. Siamische Tempel und Götzen. Anmerkungen von dem Konigreiche Patane. Eßbare Vogelnester. Tribut an Siam. Charakter der Königinn. Van Necks Rückkehr der andern drey Schiffe.

Van Necks zweyte Reise, 1600.

Da das Vertrauen durch den guten Erfolg wuchs: so war es ganz natürlich, daß die Wahl der Gesellschaft auf diejenigen fiel, deren Muth und Klugheit sie erfahren hatte. Van Neck, welcher diese beyden Eigenschaften bereits in ihrem Dienste gewiesen hatte,

Fähigkeit des van Neck.

l) A. d. 154 Seite. m) A. d. 155 Seite.
n) Eben daselbst und a. d. 156 Seite.
o) Eben daselbst. Van Caerden wird bey einer andern Reise als Admiral von acht Schiffen wieder zum Vorscheine kommen. Bey Beschreibung derselbigen handelt er weitläuftiger von den Sitten und Gebräuchen der Indianer, als in der gegenwärtigen.

Van Necks zweyte Reise. 1600.

hatte, wurde im Jahre 1600 ernannt, unter dem Titel eines Admirals und Generalcap täns eine Flotte von sechs Fahrzeugen anzuführen, welche zur ostindischen Handlung stimmt waren. Dasjenige, auf welchem er war, hieß **Amsterdam**, und der Name Unteradmirals war **Dordrecht**. Die andern hießen **Harlem**, **Leyden**, **Delft**, **Goude**; Namen, welche fahig waren, die Holländer durch das beständige Bild der nehmsten Städte ihres Vaterlandes aufzumuntern.

Seine Abreise.

Diese Flotte gieng den 28sten des Brachmonats vom Texel ab. Sie hatten die Monate über, die sie brauchten, nach der Straße von Sunda zu kommen, sich fast nichts zu beschweren, als über die Winde, die sie von ungefähr in die Insel **Annob** warfen, und sie hinter einander bald an die africanischen, bald an die americanischen sten trieben. Sie fanden aber bey dem portugiesischen Statthalter zu Annobon mehr Höf keit, als er gegen andere Holländer gehabt hatte; und die sechs Fahrzeuge erhielten Er

Sonderbare Begebenheit.

schungen von ihnen, welche ihnen abzugehen anfingen *p*). Man bewunderte es, als was seltsames, daß man in dem Leibe eines Dorado von fünf und einen halben Fuß den sie gefangen hatten, einen eisernen Compaß fand, welchen der Bootsmann vier ge vorher ins Meer fallen lassen. Sie fingen den 17ten des Herbstmonats einen andern F über den sie sich wegen seiner Gestalt eben so sehr verwunderten. Er war eine halbe lang, hatte ein sehr spitziges Maul, und das Fleisch war so weich, als Schleim. Man hielt ihn aus Neugierigkeit lange Zeit lebendig: endlich aber fiel er von selbst in Stücken

Schiffahrt bis Bantam.

Nachdem sie die Insel Annobon verlassen: so hielt der Schiffsrath für gut, die F te zu theilen und den **Amsterdam**, **Delft** und **Goude**, die man für die besten Seg hielt, voraus gehen zu lassen, damit sie Handel trieben und den ersten Markt mach Man reinigte den **Amsterdam**, der gleichsam mit einer Rinde von Schaalen überzo und über solchen so grün geworden war, als Gras. Weil sich diese drey Schiffe auf i Fahrt nicht aufhalten sollten: so machte **van Neck**, der durch die Erfahrung vieles g net hatte, einige weise Anordnungen auf denselben. Der Zweyback wurde ausgethei jedem Manne ein halb Pfund täglich. Er hatte aber nicht vorausgesehen, daß weil d Austheilung wöchentlich nur einmal geschah, viele Bootsleute ihr Theil auf sieben Tag einem oder zweenen Tagen aufzehren, und die übrige Zeit alsdann Hunger leiden wür Sein Gesetz wurde auch mit der größten Strenge beobachtet, und nur einige Fische, man zuweilen fing, als einen Hay von vierzehn Fuß lang, an welchem fünf und zwan Mann genug zu ziehen hatten *r*), waren der einzige Trost für die heißhungerigen Män Dieser Abgang an Lebensmitteln, nebst dem Mangel am Wasser, wovon man vom 17ten Jenner 1601 an einem jeglichen Manne nicht mehr als eine Pinte oder ein Nößel jeden Tag geben konnte, machten die Reise ungemein beschwerlich. Der Sturm kam zu, welcher sie nöthigte, unter dem siebenzehnten Grade südlicher Breite dem **Delft** Mast zu kappen *s*). Indessen waren doch die Bootsknechte, welche nur dasjenige ein glück nennen, was sie abhält, ihr Ziel zu erreichen, über den guten Ausgang ihrer vergnügt, als sie den 22sten des Hornungs Land sahen, welches sie seit fünftehalb Mon nicht gesehen hatten. Sie wurden noch durch eine Windstille bis den 27sten März au halten, da sie in die Straße von Sunda einfuhren, und sich den 30sten bey Bantam

p) An obangef. Orte a. d. 159 u. f. S.
q) Eben das. a. d. 158 S.
r) A. d. 263 Seite.
s) A. d. 264 S.
t) A. d. 266 Seite.

Anker legten. **Van Caerden**, dessen Nachricht vorher steht, war damals mit seinen zweyen Fahrzeugen auf dieser Rhede.

Van Necks zweyte Reise. 1600.

Bey des **van Neck** Ankunft brachten ihm viele Chinesen und Javaner Kaufmannswaaren und Erfrischungen an Bord. Sie legten solche auf ihren Piroguen eben so ordentlich aus, als es zu Amsterdam auf dem Markte geschieht *t*). Sie wandten aber ihre Achtsamkeit auch auf alles, was ihnen gezeiget wurde. Alles, was sie in den Händen der Holländer sahen, schien ihnen anzuziehen. Sie ließen ihnen nichts entgehen; ihre Augen, waren sehr helle, und sie wußten auch bernahe den geringsten Kaufmannswaaren ihren rechten Werth zu bestimmen *u*).

Eifer der Indianer für die Handlung.

Damals war sehr wenig Pfeffer zu Bantam. **Van Neck**, der davon nicht mehr als die Ladung eines einzigen Schiffes hoffen konnte, faßte den Entschluß, den **Delft** zu beladen, und dieses Fahrzeug nach Europa zurück zu schicken. Darauf gieng er, in der Hoffnung, sich noch vor dem Ende des Musson nach den Molucken zu begeben, den 2ten April mit seinem eingenommenen Vorrathe von Reiße und Arrak wieder unter Segel. Nachdem er den 4ten May unter der Linie durchgegangen: so befand er sich den 10ten fünf und zwanzig Minuten Norderbreite, und entdeckte die Spitze von **Celebes**. Er fuhr längst an der Küste dieser Insel hin bis den 20sten, da er das Land von **Gilolo** sah; und den 21sten erkannte er das Eyland **Ternate**.

Der Admiral begiebt sich nach den Molucken.

Die Einwohner dieser Insel, welche ihn bey seiner Ankunft kannten, nahmen an seiner Freude Theil. Der König selbst und seine Hofleute eileten, ihm am Borde Glück zu wünschen. Sie hatten den Vanderdoes und die drey andern Holländer bey sich, welche er, um eine Factorey anzulegen, auf diesem Eylande gelassen hatte. Der ganze Tag war nicht anders, als ein Festtag. Der König schien so vergnügt zu seyn, daß, als er den Morgen wieder kam, welcher ein Sonntag war, und man eben Gottesdienst hielt, er verlangte, man sollte für die Religion seines Gastes Ehrerbiethung haben; und damit er den Herren von seinem Gefolge ein Beyspiel davon gäbe, so blieb er vor dem Verdecke stehen. Der Schiffsprevoßt stund mit seinem Gerichtsstabe in der Hand neben ihm, um zu verhindern, daß keiner von den Insulaneen in das Schiff hinunter stiege. Weil er aufgerichtet stund, und der König sah, daß alle andere Holländer auf den Knien lagen: so machte er ihm ein Zeichen, er sollte auch niederknien. Er antwortete ihm aber, sein Amt verbände ihn, aufgerichtet stehen zu bleiben, um diejenigen zurück zu halten, welche die Heiligkeit des christlichen Gottesdienstes nicht kenneten. Darauf nahm der König den Gerichtsstab von ihm, und sagte zu ihm, er könnte nunmehr auf seinen Gottesdienst alle mögliche Achtsamkeit wenden; er verspräche ihm, er wollte seine Leute schon in der Ehrerbiethung erhalten. Dieser Herr verrichtete auch in der That, nachdem der holländische Beamte auf die Knie gefallen, das Amt eines Prevoßtes den ganzen Gottesdienst hindurch, der wohl anderthalb Stunden dauerte *x*).

Mit was für Freude er daselbst aufgenommen wird.

Ehrerbiethung des Königes gegen das Christenthum.

Der Admiral und alle Beamte auf der Flotte hielten sich für verbunden, seine Frömmigkeit durch ein großes Gastmahl zu belohnen. Er sagte zu ihnen, er wäre durch die Ordnung sehr erbauet worden, welche sie bey ihren Religionsübungen beobachteten, und das, was er gesehen hätte, käme gar nicht der Abschilderung bey, welche er die Portugiesen davon hätte machen hören *y*).

Einige

u) Eben das. *x*) A. d. 168 Seite. *y*) A. d. 169 Seite.

Van Necks zweyte Reise. 1600.

Die Portugiesen wollen den Admiral angreifen.

Einige Tage darauf vernahm der Admiral, die Portugiesen von der Insel Tidor w[...] ren Willens, ihn mit vier Fahrzeugen anzugreifen, worunter auch ein holländisches w[...] welches sie weggenommen hätten z). Er entschloß sich also, den König um Erlaubni[ß zu] bitten, ihnen vorzukommen. Er schickte einige Beamte von der Flotte in den Pallast d[ie]ses Fürsten, und sie fanden ihn nach der Landesart sitzen, mit einem Paar seidenen H[osen] bekleidet und einer goldenen Kette um den Hals. Sein Sohn, der neben ihm saß, ha[tte] Hosen von goldenem Stücke an, und eine eben so kostbare Kette um, als sein Vater. [Die] Abgeordneten zeigten ihre Beglaubigungsschreiben vor, nebst der Commission von d[em] Prinzen Moriz, welche portugiesisch und arabisch geschrieben war. Darauf bathen sie [um] die Erlaubniß, welche der Admiral eifrigst zu erhalten wünschte. Der König antwort[ete], er wollte sich mit seinen Staatsbedienten über das Ansuchen berathschlagen, und er w[olle] ihnen seine Meynung innerhalb drey Tagen zu wissen thun a).

Abbildung, die sie von den Holländern machen.

Die Portugiesen, welche von diesem Vorhaben Nachricht erhalten hatten, schri[eben] an diesen Fürsten einen Brief, worinnen sie die holländische Nation mit den schwärz[esten] Farben abschilderten. Diese Feinde der königlichen Hoheit, sageten sie, suchen nichts a[n]ders, als den Königen ihr Reich zu nehmen und sie von dem Throne zu stoßen. Sie h[a]ben weder Gesetze, noch Religion. Der Sohn lebet mit seiner Mutter in einem verb[o]tigen Umgange, der Bruder mit seiner Schwester, und die Mannspersonen beflecken [sich] unter einander mit den abscheulichsten Greueln. Mit einem Worte, dieser Brief war [ein] Gewebe von den entsetzlichsten Lästerungen. Der König gab ihn den Holländern zu le[sen]. Er war portugiesisch geschrieben. In dem Entsetzen, welches er selbst davor hatte, erlau[bte] er dem Admirale, so grausame Feinde anzugreifen; und sagte zugleich, er möchte selbst ge[rne] das Spiel mit ansehen b).

Treffen, dem der König von Ternate zusieht.

Den 8ten des Brachmonats giengen beyde Fahrzeuge unter Segel; und den n[...] am Pfingsttage, um sieben Uhr des Morgens erreichten sie die Portugiesen, denen sie [zu]gleich den Vortheil des Windes abgewonnen. Die Portugiesen thaten den ersten Sch[uß], und die Holländer antworteten ihnen mit ihren Boegstücken, welches halbe Kartaunen w[a]ren. Das Feuer ward nunmehr entsetzlich. Die Portugiesen hatten auf dem Ufer [an] dreyen Orten Batterien aufgeworfen, und ihre Fahrzeuge gaben ihnen ohne Aufhören g[an]ze Lagen. Das Schiff Amsterdam schwenkte sich mit seiner Seite gegen des portu[giesi]schen Admirals seine, und brannte seine ganze Lage auf ihn los. Die Jacht gab auch d[em] portugiesischen Fahrzeuge, welches ihm am nächsten gekommen, eine ganze Lage. D[er] grimmige Angriff wurde zu verschiedenenmalen wiederholet, und daurete über eine Stu[nde], als eine Stückkugel dem Admirale die rechte Hand wegnahm, eben da er sie ausgestre[ckt] hatte, Befehl zu geben. Fast zu gleicher Zeit wurden drey Mann auf seinem Schiffe g[e]tödtet, und dem Schiffer auf der Jacht wurde das rechte Bein weggeschossen c).

Die Holländer ziehen sich zurück.

Der König von Ternate, welcher das Treffen auf seiner Pirogue mit ansah, ließ [den] Holländern sagen, es wäre Zeit, sich zurück zu ziehen, und dieser Versuch gäbe ihm sch[on] genug zu erkennen, wozu ihre Herzhaftigkeit fähig wäre. Man hatte auf seinen Bef[ehl] keine Acht; sondern fuhr fort zu feuern, bis er zum andernmale schickte, und inständi[g] bey dem Admirale anhalten ließ, er möchte sich aus Achtung gegen ihn, zurück ziehen [und] wieder

z) Es war von Rotterdam und nach der magellanischen Meerenge bestimmt.

a) Eben daselbst.

b) A. d. 170 Seite.

c) A. d. 170, 171 S.

wieder nach Ternate kommen, weil er Nachricht erhalten hätte, es ließen sich zwey andere Schiffe an den Küsten daselbst sehen. Diese Zeitung nöthigte die Holländer, von dem Treffen abzustehen, in welchem der **Amsterdam** allein über drey hundert Canonenschüsse gethan hatte *d)*.

Van Necks zweyte Reise. 1601.

Bey ihrer Zurückkunft fanden sie, daß die beyden Fahrzeuge, wovon man ihnen Nachricht gegeben, zwo portugiesische Junken waren. Der König ersuchte sie, sich nach Telingame zu begeben, obgleich ihre Schiffe von dem portugiesischen Geschütze viel gelitten hatten. Daselbst setzeten sie die neue Schaluppe auf, die sie zu Ternate zu bauen angefangen hatten; die große Hitze aber erlaubte ihnen nicht, solche in weniger als sechs bis sieben Wochen fertig zu bekommen.

Weil unter der Zeit des **van Neck** Wunde geheilet war: so ersuchte er den König um die Freyheit, nach **Patane** zu segeln, weil damals wenig Handel in seiner Insel zu treffen war. Dieser Fürst hätte gern gesehen, daß die Holländer so lange gewartet, bis eine andere Flotte von ihrer Nation angekommen, um im Stande zu seyn, die Portugiesen zu verjagen. Indessen konnte er sich doch dem Vorsatze, den sie hatten, abzureisen, nicht widersetzen. Der Schiffer von der Jacht starb den 15ten des Heumonats an seiner Wunde, und wurde neben der holländischen Factorey anständig begraben *e)*.

Der Admiral will nach Patane gehen.

Ehe **van Neck** abgieng, sah er noch eine außerordentliche Ceremonie mit an, welche wegen der Vermählung einer Tochter des **Sabandars** mit einem von den Pfaffen auf der Insel geschah, die daselbst bey dem Könige und dem Volke in großem Ansehen stehen. Dieser Fürst begab sich anfänglich in dem Gefolge seines ganzen Hofes in das Haus des Sabandars, wohin ihn der Admiral, um gleichfalls zu diesem öffentlichen Feste etwas beyzutragen, von einem Fähnlein Holländern in ihren Waffen, nebst ihren Trummelschlägern und Pfeifern begleiten ließ. In dem Hause hatte man einen großen Saal zubereitet, und mit Tapeten versehen, um welchen sich die Holländer rund herum stelleten. So bald sich der König mit seinen Herren gesetzet hatte: so sah man ein sehr herrlich Werk bringen, womit der Bräutigam seine Braut beschenkte. Dieses Kunstwerk bestund aus fünf Thürmen, deren jeder von einer andern Farbe war. Es war sehr zierlich gemacht und stund auf vier Rädern, welche von ungefähr sechzig Personen *f)* fortgezogen wurden. Darauf kamen acht Mann, ein jeder mit einer Standarte und einem Fähnchen oben drauf; und vier andere, die eine goldene oder wenigstens sehr stark vergoldete Kiste trugen, worinnen das Hochzeitgeschmeide lag. Hundert und funfzig Frauen, die darnach herein traten, trugen eine jede ihr Geschenk in einem kupfernen Gefässe, welches sie mit beyden Händen in die Höhe huben. Ihnen folgeten siebenzig Männer mit großen porcellanen Gefäßen voller Bluhmen und Betel, welche sie vor den Holländern auf die Erde setzeten, und sie ermahneten, den Betel zu kauen. Der Aufzug wurde mit einer Art von Fechtern beschlossen, die verschiedene Uebungen mit ihren Säbeln und Schildern auf eine sehr geschickte und fertige Art machten *g)*.

Wohnet einem Feste bey.

Der König bath den Admiral, nicht eher unter Segel zu gehen, als bis er ihm neue Merkmaale von seiner Hochachtung durch ein Gastmahl gegeben hätte, welches er für alle Holländer von beyden Schiffen anstellen wollte. Da **van Neck** dieses nicht abschlagen durf-

Großes Gastmahl des Königes.

 te,

d) Eben das.

e) A. d. 172 Seite.

f) Man sieht nicht recht, wie dieses Kunstwerk gemacht gewesen, und wozu es gebraucht worden.

g) A. d. 172, 173 S.

Van Necks zweyte Reise. 1601.

le, so sagte er doch nur zu, daß er bloß die Hälfte von seinen Leuten auf beyden Schiff zu dem Gastmahle mit bringen wollte. Es wurde der 29ste, ein Sonntag, dazu stimmt. Die Holländer fanden alles, was nur möglich war, einem nach dasiger Landes vorzusetzen. Fast alles Volk von der Insel hatte helfen die Küche bestellen *h*), und König hatte Tafeln von Rohr für die Bootsknechte bereiten lassen; für die Vornehm aber waren sie von Holze und wohl angerichtet. Der Adel machte ihnen eine Lust mit nem Spiegelgefechte.

Die Holländer lichten die Anker.

Nachdem endlich die beyden Schiffe die Anker gelichtet hatten: so stachen sie nach Küste von Celebes hinüber; von da nahmen sie ihren Lauf nach Patama, bis auf den 14 des folgenden Monats. Da sie aber durch einen Sudsudwestwind aufgehalten wurd so entschlossen sie sich, nach China zu segeln, um einen Handel in dem Flusse **Canton** versuchen. Den 19ten ankerten sie unter der Insel **Coyo**, welche eine von den philipp schen ist. Eine Schaluppe, welche ans Land geschickt wurde, erkannte, daß die Einw ner Wilde wären und den Spaniern Tribut bezahleten. Den 22sten legete man sich an Küste einer andern großen Insel vor Anker, deren Name sich auf den Karten nicht fin Man nennete sie **Langhairs-Eyland** oder das Langhaaren-Eyland, weil die Einwoh auf derselben ihre Haare lang über die Schultern hängen hatten *i*).

Langhairs-Eyland.

Sie nähern sich China.

Den 20sten des Herbstmonats fanden sie sich nahe bey den Eylanden des großen ch nesischen Reichs. **Van Neck** hatte Anker werfen lassen, und schickte die Schaluppe Kundschaft aus. Sie traf einige Fischer an, welche der Steuermann fragte, wo die In sel **St. Juan** läge. Sie hoben sieben von ihren Fingern auf und zeigten ostwärts, wo aus man schloß, sie wollten sieben Meilen gegen Osten damit anzeigen. Den 27sten, man um das Eyland herumfuhr, entdeckte man eine große Stadt, die fast auf die wie die spanischen Städte gebauet war. Die Holländer, welche sehr darüber erstaunet warfen eine halbe Meile von dieser Stadt Anker. Eine Stunde darnach sahen sie chinesische Barken an Bord kommen, deren jede eine ganze Familie führte, d. i. ein Mann, eine Frau, und einige kleine Kinder. **Van Neck** erfuhr von ihnen, die St hieße **Macao**. Dieses verdoppelte seine Verwunderung, weil er sich nicht einbil konnte, wie er so weit in den Fluß **Canton** hätte hinein kommen können. Er schickte gleich zwey Mann in einem Kahne aus, wovon der eine malayisch, der andere aber sp nisch redete, mit dem Befehle, in der Stadt selbst Erkundigung einzuziehen *k*).

Verlieren zwanzig Mann.

Da der Kahn den ganzen Tag nicht wieder an Bord gekommen war: so entde man den andern Morgen von den Verdecken eine Menge Volkes, das sich auf einem Be ge versammelt hatte. Die Schiffsleute auf beyden Schiffen schöpfeten einen übeln Ar dacht daraus. Sie befürchteten, es möchte dieses nichts anders zu bedeuten haben, als daß man ihre Gefährten hinrichten wollte. Denn sie hatten von dem berühmten Jan **Huyghen van Linschooten** vernommen, die Stadt **Macao** würde von Portugiesen be wohnet, die allda einen Obersten und einen Bischof hätten. Man beschloß, sich nä an die Stadt zu legen, sie wurden aber durch einen heftigen Wind zurück getrieben. Die Einwohner, welche die Schaluppe hatten zum Vorscheine kommen sehen, und gar bald e kannten

h) Eben daselbst.

i) A. d. 174 Seite.

k) A. d. 175 Seite.

l) Eben das. u. a. d. 176 Seite.

m) A. d. 176, 177 S.

n) Sonst Gilolo. Diese Insel liegt funfzeh Grad sieben und vierzig Minuten.

nn) A. d. 178 S.

kannten, daß die beyden Schiffe nicht anrücken konnten, sie zu vertheidigen, schickten fünf Junken gegen sie aus, welche sie angesichts der beyden Schiffe wegnahmen. Dieser betrübte Zufall kostete den Holländern ihren Obersteuermann **Jan Dirks** von Enkhuysen, einen Quartiermeister des Admirals, und achtzehn Bootsknechte von der Jacht. Sie bemüheten sich vergebens, einige Junken zu erhaschen, um wenigstens Briefe nach **Macao** zu schicken, und ihre Gefangenen wieder zu fordern. Die Winde hielten mit solcher Heftigkeit an, daß, nachdem sie vielmals Gefahr gelaufen, umzukommen und an dem Ufer zu scheitern, sie die Partey ergriffen, wieder nach Patana zurück zu gehen und an diesem Orte einige Mittel zu suchen, ihre Gefangenen los zu machen *l*).

Van Necks zweyte Reise. 1601.

Die beyden Schiffe nahmen ihren Lauf zwischen den Inseln und dem festen Lande von China. Nachdem sie mit voller Mühe und fast beständig mit der Bleyschnur in der Hand zwischen den Bänken und Untiefen hindurch gefahren, ohne daß sie die Einwohner des Landes um die geringste Nachricht hätten ersuchen können: so fanden sie sich wieder an eben dem Orte, wo sie Anker geworfen hatten, ehe sie in dieses Meer gekommen. Ihre Freude war ungemein, daß sie sich wieder in einer Gegend befanden, von welcher sie doch wenigstens einige Kenntniß hatten. **Van Neck** ließ die Schiffsleute zusammen kommen, und fragte sie betrübt, ob ihm nicht jemand ein Mittel angeben könnte, die Gefangenen zu befreyen. Da ihnen nun dieses unmöglich zu seyn schien: so beschloß man, die Reise fortzusetzen, und der Seeoberste nahm alle Leute zu Zeugen, daß er aus höchster Noth gedrungen gewesen, ihre Gefährten zu verlassen *m*).

Er geht wieder nach Patana.

Den 5ten des Weinmonats befand man sich auf der Höhe von achtzehn Grad funfzehn Minuten, wo sie einige weiße Vögel ansichtig wurden, welches nach der Anmerkung des portugiesischen Seefahrers, **Petro Taydo**, ein Zeichen war, daß man nicht weit von der großen Bank entfernet war. Ihre Lage ist im 17ten Grade. **Batochina** *n*) zeigte sich den andern Morgen acht Seemeilen von ihnen gegen Westen, und den Tag darauf warf man daselbst zwischen zwo kleinen Inseln in neun Faden Wasser, in einem sandigen Grunde Anker, wo man vor den Winden sicher war. Einige Bootsknechte stiegen ans Land, um Erfrischungen zu suchen: allein drey oder vier Leute, die sie am Ufer gesehen hatten, nahmen die Flucht, als sie solche herankommen sahen. Man war genöthiget, wieder unter Segel zu gehen; und weil sie Mangel am Wasser hatten, so liefen sie längst an dem Lande hin bis unter den eilften Grad fünf und vierzig Minuten, wo sie eine vortreffliche Rhede fanden, die vor allen Winden sicher und so geräumig war, daß wohl tausend Schiffe daselbst bequem hätten liegen können. Die Holländer nannten sie die **Thorheitsbay**, weil sie daselbst eine Art von Pflaumen mit großen Kernen fanden, wovon diejenigen das Gedächtniß verlohren, die ein wenig überflüßig davon aßen, hauptsächlich von den Kernen, die in den Steinen steckten. Diese Krankheit dauerte nicht über zween bis drey Tage; sie verursachte aber bey den Kranken eine solche Art von Thorheit, die der Verfasser für unglaublich ausgiebt *n*).

Beschwerlicher Weg.

Thorheitsbay.

Der Anblick von dem Lande **Patana**, wo man den 24sten ankam, tröstete die Holländer wegen aller ihrer Widerwärtigkeiten *o*). Den 27sten entdeckten sie zwischen zweyen Gebir-

Insel und Stadt Tikos.

o) Den 25sten auf der Höhe von sieben Grad vierzig Minuten blieb ihnen das Land Südwest gen West; woraus sie schlossen, daß die Lagen auf den Karten nicht recht gut bezeichnet wären. Sie erkannten, daß solche von Süd gegen Osten, und von Norden gegen Westen gieng, ohne einen Meerbusen, da man in den Karten hergegen einen großen Meerbusen daselbst antraf.

Van Necks zweyte Reise. 1601.

Gebirgen einen großen Meerbusen, in welcher die Insel Tikos oder Pulo Tikos liegt. Eine mit Reiße beladene Junke, welche sie zu gutem Glücke antrafen, kam ihrem Hunger sehr wohl zu statten. Der Statthalter in der Stadt Tikos schickte ihnen auch einige Erfrischungen, und sie ließen ihm ihre Erkenntlichkeit durch solche Geschenke sehen, die der Wohlthat gemäß waren. Diese Insel liegt sieben und ein Drittel Grad nordlicher Breite. Acht Meilen davon gegen Norden liegt eine große Stadt, Namens Ligor, wohin die Chinesen jährlich vier große Junken schicken, Pfeffer zu laden *p*). Der Oberkaufmann begab sich nach Tikos, um daselbst Nachricht einzuziehen, und brachte drey Büffel zurück, welche ein neues Geschenk von dem Statthalter waren. Dieser indianische Befehlshaber war ein Greis mit grauen Haaren, sehr wohl gekleidet, dessen Ansehen Ehrerbiethung einprägte. Er erboth sich, den Holländern in einer Zeit von acht Tagen eine große Menge Pfeffer zu liefern. Sie schlugen aber diese Gewogenheit höflichst aus, weil ihnen die Rhede nicht gar zu gut vorkam.

Sie kommen zu Patana an.

Sie gelangten darauf den 7ten des Wintermonats vor der Stadt Patana an, wo ihnen anfänglich alle Höflichkeit wiederfuhr, womit die Indianer in den Handelsstädten nicht sparsam sind. Sie wurden um einen billigen Preis wegen des Pfeffers einig, und van Neck wollte einige von seinen Leuten da lassen, um den Anfang zu einer Factorey zu machen. Er hatte aber dabey doch vieles zu leiden, und noch mehr von der Eifersucht der Portugiesen und Siamer zu fürchten. Die Klugheit und Herzhaftigkeit des van Neck aber, welche durch seine Geschenke unterstützet wurden, ließen ihn alle diese Schwierigkeiten übersteigen *q*).

Siegesfest.

Seine Beschwerlichkeiten wurden über dieß mit einigen Vergnügungen untermischt. Der 14te des Brachmonats war ein Siegestag zu Patana, und die Königinn ließ den holländischen Admiral mit seinen Leuten zu diesem Feste einladen. Er gieng mit seinen Kaufleuten, welche die Indianer seine Edeln nannten *r*), mit dem Schreiber dieses Tagebuches, Reelof Reelofs, und funfzig Musketirern, so wohl zu seiner Sicherheit, als der Königinn Ehre zu machen, dahin. Es kamen ihm fast auf vier tausend Einwohner auf ihre Art bewaffnet entgegen, nebst hundert und sechs und funfzig großen Elephanten, wovon einige sehr prächtig aufgeputzet waren. Die Königinn befand sich selbst an der Spitze dieses Haufens, nebst der Prinzeßinn ihrer Tochter, welche beyde zusammen auf einem Elephanten saßen. Als sich die Holländer näherten, so fingen zwölfe von ihren Trompetern, die auf das beste gekleidet waren, und neue Orangenfähnchen an ihren Trompeten hatten, das Lied von Wilhelm von Nassau an zu blasen. Diese Musik setzte die Königinn auf eine angenehme Art in Verwunderung. Sie ließ die Holländer dicht bey ihrem Elephanten vorbey ziehen, um das Vergnügen zu haben, sie zu betrachten. Allein der Verfasser beschreibt dieses Fest nicht weitläuftiger *r*).

Beschreibung von Patana.

Er bemerket, die Vorstadt von Patana sey so lang, als alt Amsterdam, aber nicht breit; und die Stadt selbst sey schmal und lang. Auf der Landseite ist sie mit einem Moraste umgeben, und wird nach der Landesart durch eine Verpfählung von großen viereckichten Balken vertheidiget, die an den Seiten schlecht behauen sind, tief in der Erde und dicht

p) Die Holländer erkannten hier, daß die Höhe von Patana nicht sieben und einen halben Grad ist, weil die Spitze, auf welcher diese Stadt liegt, einen halben Grad weiter gegen Süden, als die Insel Tikos, und also acht Grad sechs und funfzig Minuten war.

q) A. d. 180 u. f. Seite.

r) A. d. 182 S.

dicht beysammen stecken, daß sie einander berühren. Sie kucken so hoch über der Erde hervor, als der große Mast auf einem Schiffe über dem obersten Verdecke bis an den großen Mars, oder Mastkorb. Auf der Meerseite wird sie durch einen kleinen Fluß gesperret, welcher längst den Häusern hinfließt. Es fehlet ihr nicht an Geschütze; und der Verfasser setzet sie nicht nur unter die schönsten, sondern auch unter die festesten Städte in Indien. Die Siamer haben daselbst drey Tempel, die sie Pagoden nennen. In einem derselben sieht man eine vergoldete Bildsäule von der Größe eines Pferdes, die aber einen sitzenden Menschen vorstellet, der die eine Hand niederwärts, die andere aber in die Höhe hält. An jeder Seite hat er einen großen vergoldeten Drachen, und bey jedem Drachen eine steinerne Bildsäule, wovon die eine eine Mannsperson, die andere aber eine Frauensperson vorstellet, welche beyde die Hände falten, als ob sie betheten. In dem zweyten Tempel sieht man ein ander Götzenbild von eben der Gestalt, aber halb vergoldet und halb roth gemalt. Das in dem dritten Tempel hat nur einen goldenen Streif auf der Brust. Hinter dem Altare des letztern entdeckte man ein anderes kleines Götzenbild in menschlicher Gestalt, mit einem großen Zopfe Haare auf dem Kopfe, der ziemlich wie ein Horn aussah. Ein siamischer Priester, der einige Holländer zum Essen einlud, und ihnen viele Liebkosungen erwies, sagte ihnen, diese Bildsaulen wären der große Gott. Er hatte auch in seinem Hause auf einem kleinen Altare drey kleine Götzen von Metall nebst einem Vorhange, der sie bedeckte. Er hieß **Brabala**. Weil er aber kein Portugiesisch und Malayisch verstund: so konnte man nichts anders von ihm erfahren. Die Moschee der Einwohner des Landes, welche Muhammedaner sind, war mit vieler Kunst vergoldet *t*).

Van Necks zweyte Reise. 1602.

Siamische Tempel und Götzen.

Das Königreich **Patane** ist sehr weitläuftig, und so volkreich *u*), daß es hundert und achtzig tausend streitbare Mann auf die Beine bringen kann: allein, die Nation ist von Natur nicht kriegerisch. Die Stadt **Patana** und ihr Gebiethe enthält nicht über zehntausend Einwohner, wovon ein Drittel aus Malayen oder Moren, ein Drittel aus Chinesen oder **Mestisos**, das ist, aus einer Vermischung verschiedener Völkerschaften, und das übrige aus Siamern besteht, wovon die meisten auf dem Lande leben, und es bauen. Die **Pataner** haben mehr Schiffe zur See, als die von **Bantam**, **Jahor**, **Pahan** und die andern Nachbarn. Sie erstrecken ihre Schiffahrt weit, und ihre Flüsse, die schön und in großer Anzahl sind, geben ihnen beständig Gelegenheit, solche zu treiben. Indessen sind sie doch von Natur träge, und haben keine Lust zur Arbeit; vornehmlich die Malayer, welche nur von ihren Früchten und von ihrer Fischerey leben. Sie nehmen zwey oder drey Weiber, und dazu noch so viel Beyschläferinnen, als sie ernähren können. Das Vermögen der Reichen besteht in Land und in Sclaven. Alle Künste und Handwerke werden von den Chinesen getrieben, welche auch den Handel in ihren Händen haben. Ihre Factore sind beständig auf der Reise, und verführen in alle Theile von Indien Porcellan, Töpfe, Pfannen, Kessel, und allerley andere Arten von Eisenwerke, getreugtes und geräuchertes Fleisch, eingesalzene und getreugte Fische, vielerley Arten von Leinwand u. s. w. Dagegen bringen sie vielerley Arten von Holz zu Erbauung der Häuser, **Rottang** oder Tauwerk vom Baste aus Cocosbäumen, Reiß, kleine grüne Erbsen, Oel aus Cocosnüssen, allerhand Früchte, Häute

Anmerkungen von dem Königreiche Patane.

s) A. d. 187 S.

t) A. d. 188 S.

u) Victor Sprinkel, holländischer Oberkaufmann zu Patana, wurde zu einer Versammlung der Stände berufen, in welcher das Verzeichniß von den Städten, Flecken und Dorfern diese Summe ausmachte.

Van Necks zweyte Reise. 1602.

Häute von Büffeln, Kühen, Böcken, Hirschen, Caninichen, Hasen u. d. g. zurück. verkaufen auch den Pfeffer, welcher zu Patana und an andern benachbarten Orten wä[chst], er ist aber allezeit ein wenig theurer, als zu Bantam x). Sie verkaufen **Saroy Bou**[...] So nennen sie gewisse Vogelnester, welche die Bauern in den Felsenhöhlen suchen, [...] den Küsten an dem Meere. Diese Waare wird von den großen Herren und reichen [Leu]ten dergestalt gesuchet, daß in China das Pfund davon auf drey bis vier Piastres ver[kau]fet wird y).

Eßbare Vogelnester.

Das Erdreich in **Patana** ist außer dem sehr fruchtbar. Es hat einen Ueberfl[uß an] Reiß, an Thieren und Geflügel. Die Pfauen sind daselbst sehr gemein, und die F[edern] aus ihrem Schwanze werden zur Zierde bey denen Gerichten gebrauchet, die man auf [gro]ßer Herren Tafel setzet. Die Hirsche, die Hasen und Caninichen sind daselbst eben [so we]nig rar, als die Früchte und das wilde und zahme Geflügel. Man zählet unter die [vor]nehmsten Früchte daselbst, die **Durionen**, **Mangastonen**, **Ananas**, **Lanciaten**, **Ra**[m]**boutanen**, **Pissanen**, Granaten, Limonien, Oranjen, **Gibol-Limonien**, welche [eine] andere Art von Oranjen ist, die aus China kömmt, die **Mamplanen**, die **Batia**[...] und die **Centulen** z).

Tribut an Siam.

Die Könige von **Patana** zahlen dem Könige in **Siam** einen jährlichen Tribut [von] einer goldenen Bluhme und einigen sammtenen oder scharlachenen Kleidern. Die K[öni]ginn, welche den Staat nach ihres Gemahls Tode regierte, war ungefähr funfzig J[ahr] alt. Sie brachte fast den ganzen Tag mit ihrem Hoffrauenzimmer in ihrem Pallas[te zu,] welche sich dieser Bedienung wegen nicht verheirathen durften. Wenn sie aus dem Pa[llaste] gieng: so hatte sie allezeit ein sehr zahlreiches Gefolge um sich. Hielt sie sich an einem [an]dern Orte auf: so bewirthete sie diejenigen sehr reichlich, welche sie begleitet hatten. [Als] die Holländer von ihr Abschied nahmen, und ihr die Factore bestens empfohlen, welch[e sie] in ihren Ländern ließen: so versprach sie ihnen einen beständigen Schutz, jedoch unte[r der] Bedingung, daß ihre Aufführung der Hoffnung gleich käme, die sie von ihnen hätte, [und] vornehmlich, daß sie sich niemals voll soffen. Sie entschuldigte sich, daß sie dieselben [nicht] oft genug bewirthet hätte. Dieses, sagte sie, ist eine Höflichkeit, die sich für eine [...] nicht recht würde geschickt haben. Sie bath, sie möchten so oft nach **Patana** kommen, [als] sie nach Indien reisten. Bey dem letzten Abschiede von dem Admirale beschenkte sie [ihn] mit einem vergoldeten Dolche. Sie empfahl ihm, den patanischen Schiffen beyzuste[hen,] so oft sich Gelegenheit darzu ereignen würde. Kurz, es fehlte nichts an der Bezeu[gung] ihrer Gütigkeit und Höflichkeit a).

Charakter der Königinn.

Van Necks Rückkehr.

Van Neck verließ den 23sten August 1602 die Rhede mit zweenen Schiffen aus [See]land, welche während der Zeit seines Aufenthaltes daselbst angekommen waren, und mi[t ihm] wieder zurück kehren sollten. Da er sich aber zu Bantam von ihnen getrennet: so se[tzte er] seinen Weg bis den 23sten Jenner 1603 fort, da er sich auf der Höhe von drey und dre[ißig] Grad fand. Nach seiner Muthmaßung glaubte er mit der westlichen Spitze von Ma[da]gascar Sud und Nord zu seyn. Den 13ten des Hornungs entdeckte er zwey Segel, [die er] für die zwey seeländischen Schiffe hielt, von denen er sich zu Bantam getrennet hatte. [Nach]dem er aber erkannt, daß es ein französisches b) und ein englisches Schiff war: so er[...]

x) A. d. 189 u. f. S.
y) A. d. 191 S.
z) A. d. 192 S.
a) A. d. 194 u. f. Seite.
b) Dieß war das zweyte Schiff von Pyr[ard's] Reise. Siehe weiter unten.

er, daß sie von Achin kämen. Das englische hatte seine Ladung Pfeffer, das französische aber hatte nicht mehr, als funfzehn Lasten zusammen bringen können. Sie waren aber beyde in sehr gutem Stande: da des **van Neck** seines hingegen von Krankheiten, von Hunger, von Durste mitgenommen, und fast zur Verzweifelung gebracht war. Von hundert und zwey und zwanzig Mann zählte man höchstens noch zwanzig, die zur Arbeit tüchtig waren. Die Insel **St. Helena**, wo man den 2ten März anländete, brachte den Kranken einigen Trost. Nachdem man aber wieder durch die Linie gegangen: so fielen die beyden Schiffe von neuem in eben das Unglück. Das Volk auf der Jacht sah sich genöthiget, ihre Schiffsfahne zum Zeichen ihrer Gefahr auszustecken, weil alle Leute auf derselben so schwach waren, daß niemand sie mehr regieren konnte. Der **Amsterdam** schickte vier Mann dahin, ob es gleich selbst nicht in viel bessern Umständen war. Sie fanden nichts, als Gegenstände der Betrübniß und des Mitleidens auf derselben. Man hatte eine große Menge Leute verlohren; und es waren nur noch zwölfe übrig, den Steuermann und die Kaufleute mitgerechnet, die der Krankheit widerstunden. **Werner van der Does**, Oberfactor zu **Ternate** bey dem Anfange der Factorey daselbst, und ein Sohn des Herrn von **Noortwyck**, starb auf dem Schiffe **Amsterdam** c). Nachdem sie lange Zeit in einer so elenden Noth gewesen waren: so langeten die beyden Schiffe endlich zu Portland in England an, von da sie den 15ten des Heumonats 1604 vor **Rammekens** in Seeland vor Anker kamen d).

Van Necks zweyte Reise. 1603.

Sechs Wochen nachher sah man die drey andern Schiffe, welche vor vier Jahren unter des **van Neck** Führung abgegangen waren, und die er bey der Insel **Annobon** hinter sich gelassen hatte, mit einer vollen Ladung im Texel anlangen. Sie hatten die Reise mit mehrerm Glücke als Klugheit gethan. Weil sie sich an der Küste von Sumatra zeigten, zu einer Zeit, da die Erinnerung von dem **van Caerden** die Holländer daselbst noch sehr verhaßt machte: so wurden sie mit solcher Gewaltthätigkeit abgetrieben, welche ihnen dreye von ihren Leuten gekostet hatte. Von da segelten sie an verschiedenen Orten herum, und kamen endlich nach **Camboya**, wo sie nicht günstiger aufgenommen wurden, sondern vielmehr durch ihre Unvorsichtigkeit drey und zwanzig Mann verlohren, die ihnen niedergehauen wurden. Ihr Führer selbst, welcher von den Indianern gefangen genommen worden, hatte die Freyheit nur unter sehr schimpflichen Bedingungen wieder erhalten. Sie hatten sich nach **Rayhan** begeben, wo sie in eben die Gefahr gerathen waren. Kurz, sie hatten nirgends, als auf der Küste von **Patana** einige Gewogenheit gefunden, nachdem sie vernommen, daß **van Neck** sich daselbst lange aufgehalten, und einige Holländer daselbst gelassen hatte, um eine Handlung anzurichten. Die drey Schiffe hatten daselbst ihre Ladung Pfeffer eingenommen. Weil aber das Schiff **Harlem** sich nicht im Stande befunden, die Reise vollends zu thun: so war man gezwungen gewesen, es auszuladen, und den Flammen zu übergeben. Sie waren darauf mit zwey andern holländischen Schiffen, die aus China zurück kamen, und eine reich beladene portugiesische Caracke weggenommen hatten, wieder unter Segel gegangen, und brachten der Compagnie eine glückliche Vermehrung ihrer Freude und ihres Reichthumes e).

Rückkehr der andern drey Schiffe.

c) A. d. 211 und 212 S.
d) A. d. 213 S.

e) A. d. 220 und vorhergehenden Seite.

Der III Abschnitt.

Reise zweyer holländischen Schiffe nach dem Königreiche Achin, die mit des van Caerden und des van Neck seiner verbunden ist.

Einleitung. Traurige und langwierige Schiffahrt. Drey außerordentliche Empörungen. Viehischer Muth dreyer Bootsleute. Ankunft der Schiffe bey Sumatra. Verrätherey der Insulaner. Viele Holländer werden getödtet oder gefangen. Zorn des Königes von Achin wider sie. Tyrannische Gesetze, die man ihnen vorschreiben will. Die Gefangenen werden von den Schiffen verlassen. Ihr Zustand. Ihr Anschlag zur Flucht. Kluge Vorstellung eines Malabaren. Ihr Anschlag glücket nicht. Ihre Verzweifelung. Mistrauen des Königes gegen die Portugiesen. Anderer Anschlag der gefangenen Holländer; schlägt auch fehl. Die Einwohner begegnen ihnen gütig. Ihr ferneres Schicksal.

Reise nach Achin. 1600.

Einleitung.

Unsere Absicht ist, diejenigen Erzählungen, die nur in Ansehung des Inhalts einige Verwandtschaft mit einander haben, in eine gewisse historische Ordnung zu bringen, woraus man wenigstens den Fortgang sehen könne, den ein jegliches Volk in seinen Niederlassungen und in seiner Handlung gehabt hat. Um deswillen liefern wir hier die Reise zweyer holländischen Schiffe *f*), die im Jahre 1600 in Gesellschaft der Flotte des Admirals **van Neck** abgesegelt, und nach Achin bestimmet gewesen sind. Die Widerwärtigkeiten, welche **van Caerden** und einige andere Holländer in diesem Hafen erduldet haben, müssen den Leser nach dem Erfolge ihrer Streitigkeiten begierig machen. Man muß aber daran um so viel mehr Antheil wegen des Schicksals der beyden Schiffe nehmen, als welche von solchen Begebenheiten nichts wußten, und sich an denen Orten, wo die Holländer bereits sehr verhaßt waren, beynahe gleicher Gefahr ausgesetzet hätten.

Traurige und langwierige Schiffahrt.

Bey ihrer Schiffahrt findet sich nichts merkwürdiges, ein übermäßiges Elend ausgenommen, welches durch Hunger und Durst verursachet wurde, und zu einigen Empörungen von gefährlichen Folgen Anlaß gab. Schon den 5ten des Heumonats, das ist, ungefähr drey Wochen nach ihrer Abreise, wurde der Schiffsrath durch die Furcht vor der schlimmen Witterung, die ihnen auf dem Wege bereits Unruhe verursachet hatte, bewogen, wegen des ordentlichen Antheils an Lebensmitteln eine Verfügung zu treffen. Darauf verschworen sich fünf und zwanzig oder sechs und zwanzig Matrosen, davon zu laufen. Sie bemächtigten sich der Piken, und einige stiegen auf die Gallerie, um das Boot los zu machen, welches hinten an das Schiff angebunden war. Indessen kam man ihnen zuvor, und der Hauptmann suchte sie mit den stärksten Gründen zu überreden. Viele ließen sich bewegen. Die übrigen aber wollten dem ihnen gethanen Versprechen nicht trauen. Sie besorgeten, man möchte ihnen nachgehends ihren Sold vorenthalten, und ihnen den Ueberschuß über die erste Einrichtung abziehen. Daher blieben sie standhaft auf ihrem Entschlusse. Einer von ihnen stürzete sich in die See, und suchte die Küste von England durch Schwimmen zu erreichen. Seinem Beyspiele folgeten eilf andere von seinen Mitgesellen. Der Hauptmann setzete ihnen in der Schaluppe nach. Ob sie schon bereits ans Ufer gelanget waren: so ließen sie sich doch endlich durch das Versprechen bewegen, daß man ihnen

Drey außerordentliche Empörungen.

f) Nämlich von der neuen Gesellschaft, die größtentheils aus brabantischen Kaufleuten bestund. Die Namen dieser beyden Schiffe waren: der weiße Adler, und der schwarze Adler.

eine allgemeine Verzeihung wiederfahren lassen, und einen stärkern Antheil an Lebensmitteln bewilligen wollte. Der Wundarzt, der betrunken war, war der einzige, der sich hartnäckig dawider setzete: er wurde aber wider seinen Willen in die Schaluppe geworfen, und wiederum an Bord geführet g).

Reise nach Achin. 1600.

Aus dieser Erzählung sieht man, wie sehr der Gehorsam zur See gezwungen ist, und was es folglich den Befehlshabern für Mühe kostet, die Matrosen in der Unterthänigkeit zu erhalten. Das Uebel ist alsdenn um so viel gefährlicher, wenn es selbst von denenjenigen herrühret, die dazu gesetzet sind, daß sie es unterdrücken sollen. Der Verfasser lehret uns durch ein zweytes Beyspiel, daß man niemals zu strenge und zu schleunige Mittel dagegen anwenden kann. Nachdem die beyden brabantischen Schiffe sich von der Flotte des **van Neck** getrennet hatten: so war der Prevost auf einem von den beyden Schiffen, **Jansy**, den doch sein Amt verpflichtete, über gute Ordnung zu halten, der erste, der sich über die schlechten Lebensmittel trotzig beschwerete. Durch sein gewaltsames Bezeugen wurde man bewogen, ihn in Fesseln zu legen, und war entschlossen, ihm sein Urtheil zu sprechen. Einige Tage hernach, da sich die beyden Schiffe auf der Insel **Annobon** mit Erfrischungen versehen hatten, sprach der Schiffsrath das Urtheil über ihn aus, daß er ausgesetzet und verlassen werden sollte h). Gegen Abend führete man ihn ans Ufer. Weil ihn aber der portugiesische Statthalter nicht ans Land steigen lassen wollte: so führete man ihn gegen die andere Spitze der Insel. Allein, hier widersetzeten sich die Einwohner ebenfalls der Annäherung der Schaluppe. An einem solchen Orte, auf welchem die Holländer gern Erfrischungen holen wollten, trug man Bedenken, Gewalt zu brauchen; und daher wurde die Vollstreckung des Urtheils bis zur Abreise verschoben. Darauf gab man dem Verbrecher einige Sachen, nebst einem Sacke voll Brodt; und also ließ man ihn ohne weitere Hülfe auf einer Spitze, wo sich niemand blicken ließ i).

Aus der dritten Empörung muß man sich einen seltsamen Begriff von den Eigenschaften holländischer Bootsleute machen. Dreye von ihnen, mit Namen **Hendritß**, **Jacobs**, und **Wouters**, waren wegen einer Meuterey in Fesseln geschlagen worden. Die beyden ersten fanden ein Mittel, sich loszumachen, giengen frech vor die Kajüte des Hauptmanns, und verlangeten, daß man ihnen ihr Recht thun, und das Urtheil über sie aussprechen sollte. Der Schiffsrath wurde versammelt; und man befahl ihnen, zu warten, und in ihr Gefängniß zurück zu kehren. Sie weigerten sich, zu gehorchen, und betheuerten, dieses, daß sie warten sollten, schien ihnen unerträglicher zu seyn, als der Tod; sie wollten daher, man sollte ihnen ihr Recht thun. Man hielt diese Antwort nur für eine lächerliche Grossprahlerey. Hierauf zogen sie ihren dritten Gesellen aus den Fesseln, bemächtigten sich alle dreye sehr geschickt der Pulverkammer, setzeten sich daselbst zur Wehre, und droheten, das Pulver anzuzünden, wenn ihnen der Schiffsrath nicht einen vortheilhaften Vergleich bewilligte k). Sie verjagten zween Feuerwerker, welche die Pulverkammer bewacheten, und zogen ein Faß Pulver hervor. In der Hitze einer so rasenden Unternehmung aber hatten sie die Vorsicht vergessen, Feuer mitzunehmen. Einer von ihnen gieng hinweg, und wollte welches holen: er ward aber ergriffen, und mit Händen und Füßen an eine Canone gebunden. Die beyden übrigen schienen deswegen doch noch immer Lust zu haben, sich

Viehischer Muth dreyer Matrosen.

g) Reise der beyden Schiffe nach Achin, wie oben, Band II, a. d. 280 S.

h) Eben das. u. a. d. 291, 292 S.

i) Eben das.

k) A. d. 942 Seite.

Reise nach Achin. 1602.

sich zu vertheidigen. Endlich aber verlohren sie den Muth wegen der überlegenen Menge; und den 20sten April wurde das Urtheil über sie ausgesprochen. Man verdammete die beyden größten Aufrührer, daß sie sollten erschossen werden; und der dritte sollte dreymal gekielhaalet werden. Den 23sten wurde dieses Urtheil vollstrecket *l*).

Ankunft der Schiffe bey der Insel Sumatra.

Nachdem die Holländer über ein Jahr lang die See gehalten, und durch Krankheiten ein und vierzig Mann eingebüßet hatten: so langeten sie endlich in einem Hafen der Insel **Sumatra** an. Der Verfasser hat ihn nicht genennet *m*); es schien ihnen aber dieses doch nach einer so mühsamen Reise ein sehr anmuthiger Ort zu seyn. Einige indianische Piroguen brachten ihnen sogleich allerhand Erfrischungen, und vertauschten sie für schlechte Waaren. Indessen kam ein Hauptmann des Landes an Bord, brachte einen Dolmetscher mit, der ein wenig portugiesisch sprach, und verlangte von ihnen zu wissen, wer sie wären, und was ihre Absicht wäre. Weil sie noch nichts von der verdrüßlichen Begebenheit mit den Seeländern und mit dem **van Caerden** wußten: so gaben sie zur Antwort, sie wären holländische Kaufleute, die aus ihrem Lande abgesegelt wären, um Waaren nach Indien zu bringen, und daselbst Pfeffer einzukaufen. Man antwortete ihnen, sie würden ganz bequemlich so viel finden, daß sie ihre beyden Schiffe damit beladen könnten.

Verrätherey der Insulaner.

In dieser Hoffnung fingen sie an zu handeln. Man bestimmete den Preis des Pfeffers. Verschiedene Kaufleute und sehr viele Matrosen von beyden Schiffen wurden unter verschiedenem Vorwande gebethen, ans Land zu steigen. Man bewog sie so gar, eine Wohnung in der Stadt zu nehmen. Allein, die indianischen Befehlshaber hegten nur die Absicht, sie zu verrathen. Eines Tages, da die drey Kaufleute, **Pieters**, **Lost** und **Seneścal** aus den Schiffen nach der Wohnung zurückkehren wollten, wurden sie mit Ungestüme angehalten, und erfuhren zu ihrem Leidwesen, daß verschiedene von ihren Gefährten ermordet, die übrigen aber in Fessel geworfen worden wären. Sie selbst wurden gebunden; und die Einwohner zanketen sich mit einander darüber, wer sie fortführen sollte, in der Hoffnung, ein großes Lösegeld von ihnen zu erhalten. Einige schienen aber doch sie zu beklagen. Andere wendeten indessen allerhand List an, um von ihnen zu erfahren, wie viel noch Volk auf den beyden Schiffen vorhanden wäre *n*).

Viele Holländer werden getödtet, oder gefangen.

Man ließ ihnen nicht einmal die Freyheit, ihren Befehlshabern von dem Unglücke Nachricht zu ertheilen, welches ihnen zugestoßen war. Dieser Zwang würde noch länger gedauert haben, wenn die Indianer nicht wegen ihrer Wunden besorgt gewesen wären, sie möchten durch ihren Tod den für ihre Freyheit gehoffeten Preis verliehren. Endlich erlaubte man ihnen, an Bord zu schreiben, daß fünfe von ihren Gefährten getödtet wären, und daß die übrigen für drey tausend Stück von Achten ausgelöset werden sollten. Doch erboth man sich, den Preis der Kaufmannsgüter davon abzuziehen, der sich auf sechshundert belief. Unter diesen Bedingungen wollte man den Holländern auf den beyden Schiffen die freye Handlung zugestehen.

Zorn des Königes von Achin wider sie.

Indessen wurden die Gefangenen in das Haus des Statthalters gebracht. Daselbst sollten sie bleiben, bis das Lösegeld für sie bezahlet werden würde, oder von hier an den achinischen Hof abgeführet werden. Einige Indianer glaubten, sie dadurch nicht wenig zu trösten,

l) Eb. das. und a. d. 295 Seite.

m) A. d. 299 S. Aus dem folgenden wird man sehen, daß es Tikou gewesen ist.

n) A. d. 301 u. f. Seite.

o) Man sehe oben die Erzählung des van Caerden.

trösten, daß sie ihnen die Ursache ihres Unglücks entdeckten. Sie erzähleten ihnen, zwey holländische Schiffe hätten tausend Barren Pfeffer mitgenommen, ohne sie zu bezahlen; und der König hätte sich, um sich wegen dieses Verlustes schadlos zu stellen, entschlossen, alle Holländer anhalten zu lassen.

Reise nach Achin. 1602.

Der Schiffsrath auf den beyden Schiffen trug einem Kaufmanne, mit Namen **Ravink**, auf, dem Statthalter vorzustellen, da man fünf Mann ums Leben gebracht, und sich einer großen Menge Kaufmannsgüter bemächtigt hätte: so wäre es der Gerechtigkeit nicht gemäß, daß man eine so große Summe für die Auslösung der Gefangenen forderte; man hätte redlich und mit gutem Vertrauen, welches man den Einwohnern schuldig zu seyn geglaubt hätte, unternommen, mit ihnen zu handeln; man hätte ihnen keine Ursache zu Vorwürfen gegeben; und was den Pfeffer anlangete, den ihnen andere Kaufleute weggenommen hätten, ohne ihn zu bezahlen, so glaubte man gewiß, daß diese Beschuldigung die Engländer angienge *o*).

Tyrannische Gesetze, die man ihnen vorschreiben will.

Der Statthalter ließ sich dadurch so wenig bewegen, daß er vielmehr standhaft behauptete, sie wären von eben dem Volke, sie redeten eben die Sprache, sie trügen eben die Kleidung, und Kaufleuten aus eben dem Lande könnte ja dasjenige nicht unbekannt seyn, was ihren gemeinschaftlichen Nutzen angienge. **Ravink** wurde mit dieser Antwort zurück geschickt; und ein Dolmetscher begleitete ihn, um sie zu bestätigen. Der Schiffsrath sah nunmehr die Schwierigkeiten mit ganz andern Augen an; er bewilligte die Bezahlung des Lösegeldes, und erboth sich, dasjenige zu überschicken, was daran noch mangelte. Es eräugete sich aber noch eine andere Hinderniß von Seiten des Stadtrathes. Dieser beschwerete sich, daß er nichts von diesen Vorschlägen gewußt hätte, und behauptete: da die Waaren der Holländer bereits eingezogen und ausgetheilet wären, so dürften sie nicht mit in den Vertrag gebracht werden. Er verlangete, die Holländer sollten, ohne auf ihre Waaren Acht zu haben, das größte von ihren beyden Schiffen für die Auslösung der Gefangenen zurück lassen, oder vier tausend Stück von Achten bezahlen.

Weil **Ravink** am Borde krank geworden war: so wurde die Schiffahrt dadurch einige Tage lang aufgehalten; zumal, da keiner von den Einwohnern die Nachricht von dieser neuen Anforderung an die Holländer überbringen wollte, aus Furcht, man möchte ihn auf den Schiffen gefangen behalten. Endlich erhielt einer von den Gefangenen Erlaubniß, sich dahin zu begeben. Die Einwohner hatten ihm aufgetragen, ihre Ansprüche zu eröffnen: seine Mitgesellen aber verlangten, er sollte die Befehlshaber bitten, daß sie Indianer und Junken wegnehmen, oder die Stadt mit dem Geschütze schrecken möchten. Der Schiffsrath ertheilete den Einwohnern nur eine ungewisse Antwort: die Gefangenen hingegen ließ er ermahnen, daß sie nichts sparen sollten, um in Freyheit zu gelangen. Er ließ ihnen zugleich melden, daß man des Nachts eine Schaluppe und ein Boot an die Mündung des Flusses schicken wollte, um entweder diejenigen von ihnen, die entkommen könnten, einzunehmen, oder einige von den Einwohnern wegzuholen. Diesen Entschluß setzte man ins Werk. Als aber die Indianer bemerkten, daß die Mündung des Flusses die Nacht über bewachet wurde: so bekamen sie dadurch nicht nur mehr Abneigung, sich an

den, wo eben die Holländer, durch welche sich der König von Achin beleidigt zu seyn glaubte, dieses übel zu nehmen schienen, daß man sie für Engländer gehalten hatte. Diese beyden Erzählungen sollten hinter einander gelesen werden.

Reise nach Achin. 1602.

an Bord zu begeben; sondern sie verwehreten auch ihren Gefangenen die Freyheit, jem
den dahin abzuschicken. Solchergestalt wurde alle Gemeinschaft völlig unterbrochen p).

Die Gefangenen werden von den Schiffen verlassen.

Man wartete bis den 21sten August. Da nun die beyden Schiffe keine Briefe v
den Gefangenen erhielten: so entschlossen sie sich, den Anker zu lichten. Dieses war e
traurige Zeitung für die Unglücklichen, die in einer harten Knechtschaft schmachteten q
Indessen schmeichelten sie sich doch, die Schiffe wären nur deswegen unter Segel gegan
um einige Junken, oder Indianer wegzunehmen: sie würden aber wieder kommen, w
sie sich in den Stand gesetzet hätten, sie zu befreyen. Allein sie wurden in dieser Hoffn
betrogen. Dieses setzete sie vollends in Verzweifelung, daß der Schiffsrath bey der
fahrt ihnen nicht wenigstens ein Zeichen gegeben hätte. Sie würden alsdann gesuch
ben, sich durch Schwimmen zu retten. Sie hatten sich durch die Betrachtung der H
lung zurück halten lassen, und besorgt, man möchte ihnen nachgehends vorrücken, da
dieselbe durch unweisliche Unternehmungen gestöhret hätten. Sie machten sich selbst
wegen bittere Vorwürfe, daß sie ihre Freyheit der Hoffnung, die Freyheit der Handl
zu erhalten, aufgeopfert hätten.

Ihr Zustand.

Ihrer waren an der Zahl zwölfe, aus jeglichem Schiffe sechse. Sie waren von a
Bequemlichkeiten des Lebens entblößet; und einige hatten nicht einmal so viele Kleid
daß sie ihre Blöße bedecken konnten. Der Ort, wo man sie zurück gelassen hatte, wa
abgelegener Winkel, wo keine Handlung getrieben wurde. Es kamen keine Fremden
hin, von denen sie hätten Hülfe oder Trost hoffen können. In einem so traurigen Zu
de, wo sie weiter für sich nichts hoffen konnten, berathschlagten sie sich mit einander
die Mittel, wie sie sich aus der Knechtschaft befreyen könnten. Nach der Abfahrt
beyden Schiffe wurden sie nicht so stark bewachet; und ihre Herren verwehreten ihnen
nicht die Freyheit, einander zu sprechen. Einige eröffneten einander ihre Gedanken,
entschlossen sich, die Gelegenheit einer malabarischen Junke zu ergreifen, die in der R
angelanget war, und deren Patron ihnen höflich begegnete. Sie bildeten sich ein: w
sie sich einmal auf die Junke begäben, unter dem Vorwande sie zu besehen, so könnten
sich einer Barke, oder eines Bootes bemächtigen, welches zu ihrer Flucht dienen könnt

Ihr geheimer Anschlag zur Flucht.

Kluge Vorstellungen eines Malabaren.

Zween von ihnen nahmen es über sich, sich auf die Junke zu begeben. Sie ent
ten sich dem malabarischen Schiffspatrone, und fragten ihn um Rath. Er verwarf
Vorhaben gar nicht; sondern bewunderte ihren Muth, wodurch sie angetrieben wür
alles zu unternehmen, und aus ihren Fesseln zu kommen, und nicht in die Hände der
tugiesen zu fallen, die in einem starken Verständnisse mit dem Könige von Achin leb
Er stellete ihnen nur vor, daß sie bey einer solchen Unternehmung, wovon ihr Leben a
hangen schien, nicht zu viel Behutsamkeit brauchen könnten, und daß sie dieses als e
große Hinderniß ansehen müßten, daß ihnen der Weg nach Bantam nicht bekannt w
welches ungefähr hundert Seemeilen davon abläge; die dasigen Küsten wären gefährl
und man träfe daselbst öfters Seeräuber an, die für Menschenfresser gehalten würden,
von denen man keine größere Gunst, als eine strenge Knechtschaft, zu erwarten h
Diese fürchterliche Abschilderung war aber doch nicht vermögend, sie zum Wanken zu b
gen. Sie versprachen dem Patrone, wenn das Glück ihnen günstig wäre: so wollten
ihm seine Kosten reichlich ersetzen. Auf diese Versicherung versprachen ihnen die Malab

p) A. d. 304, 305 Seite.
q) A. d. 306 Seite.
r) A. d. 307 u. f. Seite.

ren alle Hülfe, die in ihrer Gewalt stünde; daß sie nämlich eine Menge Segel verfertigen, und ihnen Wasser, Lebensmittel, Ruder, Feuerröhre, Wurfspieße und Schilde verschaffen wollten *s*).

Reise nach Achin. 1602.

Nach einem so glücklichen Vergleiche versammelten die beyden Gefangenen, in der Nacht, ihre Mitgesellen. Die Nachricht, die sie ihnen ertheileten, machte sie voller Freude. Sie entschlossen sich mit einander, sich ihrer eigenen Schaluppe zu bemächtigen, die auf dem Flusse geblieben war, oder einige indianische Barken wegzunehmen, die sich in genugsam großer Anzahl daselbst befanden. Sie erwähleten zu ihrem Hauptmanne, durch die Mehrheit der Stimmen, **Willhelm Senescalen**, und leisteten ihm einen Eid, daß sie ihm gehorsam, und getreu seyn wollten. Sie verglichen sich auch, wenn einer von ihnen die Flucht ergreifen wollte: so sollte den übrigen erlaubt seyn, ihn umzubringen. Der Malabar, dem alle diese Schlüsse, gleich den folgenden Morgen, bekannt gemacht wurden, schien auf seinem Vorsatze zu beharren, daß er ihnen dienen wollte. Die Vollstreckung wurde daher auf den folgenden Tag angesetzet. Weil aber ihre Schaluppe ohne Takelwerk war, und man Gewalt brauchen mußte, wenn man sich einer andern Barke bemächtigen wollte: so versah sich ein jeder, an statt der Waffen, mit einem großen Hebebaume. Der Patron empfahl ihnen, hierzu die folgende Nacht zu ergreifen: doch schien er noch immer über ihre Kühnheit zu erstaunen, und bewunderte, daß sie, mit so weniger Macht, und ohne Waffen, ein solches Unternehmen wagten *t*).

Ihr Anschlag glücket nicht.

Indem er sein Erstaunen also bezeugte, fiel es ihm ein, sie zu fragen: ob ihr erster Factor, **Pieters**, ebenfalls mit bey ihrer Flucht seyn würde? Sie antworteten, er hätte hiervon keine Wissenschaft. In der That hatten sie auch eingesehen, daß es sehr schwer seyn würde, ihn davon zu bringen: denn er wurde genauer bewachet, als die übrigen; und sie besorgten, man möchte sich Mühe geben, ihn wieder zu bekommen. Außerdem waren sie nicht allzuwohl gegen ihn gesinnet, weil sie glaubten, daß sie ihm einen Theil ihres Unglücks zuzuschreiben hätten. Weil sich aber doch der Patron erklärete, daß er ihnen nicht behülflich seyn würde, wenn **Pieters** nicht bey ihnen wäre, und er sich, zu Bantam, eine Ehre daraus machen wollte, daß er einen angesehenen Befehlshaber befreyet hätte: so sahen sie sich genöthigt, dem Factor ihr Vorhaben zu entdecken; und dieser hörete auch ihren Entschluß mit vieler Freude an. Eine andere Schwierigkeit aber bewog die Malabaren völlig zu ganz widrigen Gesinnungen. Sie bemerketen, daß die Einwohner in der Stadt an das Ufer eine Wache hingestellet hatten, um auf ihre Gefangenen Achtung zu geben. Diese Verhinderung schien ihnen so unüberwindlich zu seyn, daß sie sich gänzlich weigerten, sich mit einer so kützlichen Sache zu vermengen *u*).

Die Holländer fielen also in ihren verzweifelten Zustand zurück, und erduldeten, einige Monate lang, alles, was Kummer und Elend nur unerträgliches haben können. Nacht und Tag sonnen sie auf neue Anschläge, sahen aber mit Betrübniß, daß ihr Anschlag allemal, durch einen verbrießlichen Umstand, rückgängig gemacht wurde. Blieb ihnen ja noch ein Mittel übrig: so bestund es bloß in der Hoffnung, daß einmal ihre Schiffe zurück kommen, und sie auslösen könnten, wenn sie ihre volle Ladung haben würden. Manchmal sagten die Einwohner zu ihnen, daß der König von Achin entschlossen wäre, mit den Hol-

Ihre Verzweifelung.

s) A. d. 307, 308 Seite.
t) Eben das.
u) A. d. 309 u. f. S.

Reise nach Achin. 1602.

Holländern Friede zu machen, und ihnen die freye Handlung zu gestatten. Allein die hieß nur ihrer Noth gespottet; denn zu gleicher Zeit kamen hingegen andere, und sicherten sie, daß sie nach Achin abgeführet werden sollten, wo man sie zwingen würde, ren Glauben zu verleugnen, wenn sie nicht lieber den Elephanten vorgeworfen, oder Portugiesen zu Leibeigenen verkauft werden wollten. In der That aber beruheten alle se Reden bloß auf einem allgemeinen Gerüchte. Der Statthalter, bey dem sie sich des gen beklagten, drohete, diejenigen zu bestrafen, welche sie mit solchen Mährchen unter ten. Er versicherte sie sogar, daß der König den Portugiesen nicht allzugünstig wä und ungeachtet er ihnen die freye Handlung in seinen Staaten bewilligte, so hätte er beständig ein Mistrauen in sie gesetzet.

Mistrauen des Königs von Achin in die Portugiesen.

Die Meynung, die er von ihnen hegte, wurde gar bald gerechtfertigt. Um diese Zeit erschien eine portugiesische Flotte von mehr als sechzig Segeln an den Küsten Achin, und forderte von dem Könige, er sollte ihnen eine Insel abtreten, wo sie ein bauen wollten, unter dem Vorwande, ihre Handlung wider die Ansprüche der Hollän zu sichern x). Der König schlug ihnen dasjenige ab, was sie mit so vielem Stolze langeten, und gestattete ihnen nicht einmal, an seinen Flüssen Wasser einzunehmen. glaubete aber, wenn er nicht beständig die Augen zu seiner Vertheidigung offen hätte würde er von ihnen nichts geringers, als einen Einfall, zu erwarten haben. Indessen sich die portugiesische Flotte diesesmal zurück, ohne etwas unternommen zu haben y).

Anderer Anschlag der gefangenen Holländer.

Die gefangenen Holländer genossen die Früchte dieses Zufalles. Der König Befehl, daß sie besser gehalten werden sollten. Allein, es wurde diesem Befehle so sch nachgelebet, daß einer von ihnen an der rothen Ruhr starb. Mitten unter so vieler M he, und unter so vielem Verdrusse, kündigte ihnen der 6te des Weinmonats neue H nung an. Einige von ihnen bemerketen eine kleine Barke, die eben unter Segel g wollte. Sie faßten den Entschluß, sich derselben zu bemächtigen. Die Umstände Zeit schienen ihnen günstig zu seyn: denn es war Neumond; die Nächte waren sehr regn und die Wache wurde nicht mehr so genau bestellet z).

Sie wurden einig, daß sie sich zu Mitternacht am Ufer versammeln wollten. fanden sich alle daselbst ein, ausgenommen zween, die ernennet worden waren, um gl sam den Nachzug auszumachen. Man wartete eine Stunde lang auf sie. Ein Lärm aber, das sich damals in der Stadt hören ließ, stürzete diese unglücklichen Flüchtig außerordentliche Verwirrung. Sie bedauerten schmerzlich, daß sie ihre beyden Mit len verlassen sollten. Indem aber das Lärmen immer größer wurde: so ermunterten einander, ihr Unternehmen zu beschleunigen. Die Barken befanden sich in einiger fernung vom Ufer. Sie begaben sich ins Wasser, bis an den halben Leib, und gien auf diejenige Barke zu, auf welche sie ihre Hoffnung gesetzet hatten. Einer von ihnen tzete sich mit ihren Sachen in einen kleinen Kahn, und erwartete seine Gefährten an Mündung des Flusses. Ein anderer nahm es über sich, den Anker zu lichten. Die ben übrigen, wovon jeglicher mit einem großen Hebebaume bewaffnet war, griffen Barke an, verjagten daraus sechs bis acht Mann, und zwangen dieselben, sich ins

x) A. d. 311 Seite.
y) Eben das.
z) Eben daselbst.

ser zu stürzen. Sie hatten nun nichts weiter mehr zu thun, als daß sie eilig gegen die Mündung des Flusses zu fuhren *a*).

Reise nach Achin. 1602.

Er schlägt ihnen ebenfalls fehl.

Man war es aber in der Stadt inne geworden, daß die Gefangenen hinweg waren, und ein jeglicher hatte den seinigen gesuchet. Man war sogleich auf den Markt gegangen, wo gemeiniglich einige Piroguen befindlich waren, und hatte geargwohnet, daß sie sich vielleicht derselben bemächtigt haben könnten. Von hier war man ans Ufer gelaufen, weil man wußte, daß daselbst einige Barken zur Abfahrt fertig stunden. Die indianischen Bootsknechte, die ans Land kamen, huben gar bald allen Zweifel. Hierauf erhub sich ein großes Geschrey; und der malabarische Patron wurde gebethen, die Flüchtigen aufhalten zu helfen. Nunmehr war es schon an dem, daß sie sich in Freyheit sehen sollten: denn ihre Barke rückte an. Einigen aber entfiel der Muth; sie stürzeten sich ins Wasser, und flohen ans Ufer. Die übrigen, die nunmehr allzuschwach waren, folgeten diesem Beyspiele, aus Furcht, sie möchten von dem wüthenden Pöbel niedergemachet werden. Sie liefen in ein Gehölz, und kamen daselbst fast alle zusammen. Diejenigen, welche schwimmen konnten, entschlossen sich, über den Fluß zu setzen, und mit Hülfe der Dunkelheit, freywillig in die Stadt zurück zu kehren. Einer von den übrigen, der in Gefahr war, zu ersaufen, schrie so heftig, daß er die Einwohner mit Lichtern an diesen Ort zog.

Die Einwohner begegnen ihnen gütig.

Sie suchten überall nicht sowohl aus Haß, als vielmehr aus Mitleiden gegen Unglückliche, die von wilden Thieren zerrissen, oder von Räubern ermordet werden konnten. Man rief ihnen zu, sie könnten ohne Furcht zurück kehren. Sie traueten aber diesem Versprechen nicht, und hielten sich immer noch in dem Gebüsche verborgen. Hier kamen ihnen diejenigen nahe, welche sie suchten, ohne daß sie dieselben gewahr geworden wären, und riefen ohne Unterlaß: **kommet zurück, unsinnige Engländer** *b*). Diese Jagd dauerte bis zu Anbruche des Tages; und da war es ihnen nicht möglich, sich länger verborgen zu halten. Die Indianer liefen mit den Waffen auf sie zu; und da sie sahen, daß sie aus Furcht immer noch weiter flohen, so warfen sie die Waffen weg, um ihnen einen Muth zu machen. In der That sagten sie zu ihnen, ohne ihnen im geringsten übel zu begegnen: sie wunderten sich nicht, daß sie ihre Freyheit sucheten: sie befänden aber, daß ihr Unternehmen in einem Lande, und auf einer See, die sie nicht kenneten, zu leichtsinnig, und zu verwegen wäre *c*).

Erläuterung wegen ihres Schicksals.

Weil ihre Gefangenschaft vielleicht so lange gedauert hat, als ihr Leben: so hat man niemals einige andere Erläuterung von ihrem Schicksale erhalten, als einen Auszug aus dem Tagebuche des **Renier Cornelis**, eines Lootsmanns des Admirals **Heemskerk**. Dieser redet von ihnen folgendergestalt: Auf der westlichen Küste der Insel Sumatra liegt „eine kleine Stadt, mit Namen **Tihu**, in vierzig Minuten der südlichen Breite, wohin „sich der Unteradmiral der Flotte, wegen der Handlung, begeben hat. Dieses geschah „gleich nach einem großen Brande in der Stadt Achin, wodurch in einer Zeit von zwo „Stunden, über zwey hundert Häuser verzehret wurden, worunter auch die Wohnung der „Holländer war, welche dabey über vier hundert tausend Pfund verlohren. Der Unter„admiral hörete zu **Tiku**, daß sich daselbst holländische Gefangene befänden, und daß sie „von

a) A. d. 312 und folg. Seite.

b) A. d. 313 Seite.

c) A. d. 314 Seite.

Reise nach Achin. 1602.

„von dem **weißen Adler**, und von dem **schwarzen Adler**, wären. Da diese beyde „Schiffe in dem Hafen Erfrischungen einnehmen wollten: so wurden diejenigen, die ans „Land gestiegen waren, durch Verrätherey, angegriffen. Einige wurden erschlagen, und „andere gefangen genommen. Mit dem Unteradmirale giengen die Einwohner nicht red„licher um. Sie wendeten alle Mühe an, um ihn zu überrumpeln. Das Beyspiel der „Holländer, die vor ihm gewesen waren, bewog ihn, so wohl wider List, als wider Ge„walt, auf seiner Hut zu seyn. Er lud daselbst auch zwey und dreyßig Barren Pfeffer. „Allein durch alle seine Bemühungen konnte er doch die Freyheit der Gefangenen nicht „erhalten *d*).

Das IV Capitel.

Drey Reisen nach Ostindien, von 1599 bis 1601.

Der I Abschnitt.

Stephans van der Hagen Reise.

Van der Hagen. 1599.

Einleitung. Abreise. Die Güte der Holländer wird übel belohnet. Die Portugiesen tödten einen von ihnen. Man suchet die Einwohner der Insel Mayo vergebens. Ungewisse Fahrt bis nach Sumatra. Holländer werden zu Bantam wohl aufgenommen. Beschreibung des Pallastes. Gehör bey dem Statthalter. Sie werden genöthiget, Bantam zu verlassen; haben im Jahr 1600 noch kein Waarenlager daselbst. Der Admiral will die Portugiesen um Amboina bekriegen; solches läuft übel für die Holländer. Geschicktes und glückliches Verhalten des Admirals gegen die Einwohner. Er schließt einen Vergleich, und bauet ein Fort.

Einleitung. Ehe noch der Admiral **van Neck** von seiner ersten Reise zurück gekommen war, rüsteten die Bewindhebber der Gesellschaft, die ihm, im Jahre 1598, acht Schiffe anvertrauet hatten, noch drey andere Kaufarthey- und Kriegesschiffe aus, sowohl den glücklichen Fortgang der vorigen zu beschleunigen, als auch, um sich neue Wege zum Ruhme und zur Handlung zu eröffnen. Sie gaben ihnen die prächtigen Namen: **Sonne, Mond** und **Morgenstern**. Ob sie schon die Waffen nur zu ihrer eigenen Vertheidigung führeten: so zeigte doch der Ausgang, auf dieser Reise, und den beyden folgenden, daß sie bereits den Vorsatz gefasset hatten, den Stolz, und den Geiz der Portugiesen zu unterdrücken. **Stephan van der Hagen**, ein herzhafter, und im Seewesen erfahrener Mann, wurde zum Befehlshaber dieser kleinen Flotte erwählet. Abreise. Den 6ten April 1599 fuhr er aus dem Texel ab *e*).

Die Güte der Holländer wird übel belohnet. Die erste Ausübung der Großmuth geschah selbst gegen Feinde seiner Unternehmung, nämlich gegen ein kleines portugiesisches Fahrzeug, welches von einem französischen Seeräuber geplündert, und ohne Lebensmittel, oder andere Hülfe, vor Anker liegen geblieben war. Er ließ den Leuten auf demselben, auf eine sehr edelmüthige Weise, alle Hülfe reichen, die sie zu ihrem Fortkommen nöthig hatten *f*). Auf der Insel **Mayo** aber, wo er frisches Wasser einnehmen mußte, wurde diese Handlung schlecht belohnet. Seine Leute ban-

d) Eben das. a. d. 315 Seite.

e) Reisebuch des van der Hagen, wie oben a. d. 269 S.

bauteten zu viel auf die Unschuld ihrer Absichten, und verfuhren bey dieser Arbeit mit so schlechter Vorsicht, als ob sie mitten in ihrem Vaterlande gewesen wären.

Van der Hagen. 1599.

Die Portugiesen bringen einen Mann von ihren Leuten um.

Auf der Insel befanden sich zwar wenig Portugiesen; und die meisten waren auch dahin nur verwiesen worden. Indessen wurden sie, durch diese Nachläßigkeit, dennoch verleitet, des Nachts einen Holländer am Ufer zu ermorden. Da man am Borde diesen Unglücklichen schreyen hörete: so wurde geschwind eine Schaluppe ausgerüstet, die sich an denselben Ort hin begeben mußte. Allein das Volk auf derselben wurde sogleich angegriffen, und zerstreuet, indem die Dunkelheit verhinderte, daß man die Feinde nicht zu Gesichte bekommen konnte, welche sich mit ihren Flinten und Feuerröhren, zwischen die Bäume, und an andere vortheilhafte Posten hingestellet hatten. Der **Morgenstern** erhielt Befehl, um die Insel herum zu fahren, und sich umzusehen, ob nicht etwan noch andere Portugiesen aus der Insel **St. Jago**, in einigen Barken angelanget wären. Denn dieses konnte man sich nicht einbilden, daß die Portugiesen auf der Insel **Mayo**, deren an der Zahl nur acht oder zehn waren, sich hätten unterfangen sollen, der Macht dreyer Schiffe zu trotzen. Von dreyßig Mann, die man wider sie ausgeschickt hatte, kamen drey und zwanzig zurück, und sieben waren gefangen genommen worden.

Vergebliches Nachsuchen nach den Einwohnern auf der Insel Mayo.

Außer dem Schiffe, welches die Küsten der Insel untersuchen sollte, schickte man aus den beyden übrigen noch hundert Mann mit Feuerröhren ab, und gab ihnen Befehl, hin und wieder auf der Insel nachzusuchen, ob sie vielleicht ihre Gefährten befreyen könnten. Sie fanden den Körper des Ermordeten, an welchem sich die Grausamkeit seiner Mörder auch noch nach seinem Tode geübt hatte. Man hatte ihm Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, und den Nabel und die Schaamglieder abgerissen. Dieser Anblick war für die hundert Holländer abscheulich. Ob sie aber schon zur Rache gereizet waren: so durchstrichen sie doch fast die ganze Insel, ohne einen einzigen Portugiesen anzutreffen. Indem sie also sucheten, entdeckten sie an der Küste, zwey fremde Segel, welche man nachgehends für englische Schiffe erkannte. Den folgenden Tag fing eben dieser Haufen von neuem an, die Insel zu durchsuchen: aber mit eben so schlechtem Erfolge. Man konnte gar nicht errathen, wo sich die Einwohner hin gewendet haben müßten. Nachdem man aber Wasser eingenommen hatte, und sich gedrungen sah, sich die Zeit zu Nutze zu machen: so mußte man endlich die sieben Gefangenen, in einer harten Knechtschaft, in den Händen der Portugiesen zurück lassen *g*).

Ungewisse Fahrt bis nach Sumatra.

Auf der Prinzeninsel, auf verschiedenen Theilen der Küste von Africa, bis an das Vorgebirge **Lopez**, und auf der Insel **Annobon** suchten die drey Schiffe sich ebenfalls mit Erfrischungen zu versorgen. Sie fanden hier fast überall gleiche Hindernisse von Seiten der Negern und der Portugiesen. Diesen Schaden ersetzete aber das außerordentliche Glück, daß sie um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum kamen, ohne von Stürmen gemishandelt zu werden; und daß sie auf der Insel **Madagascar**, wo sie einige Bayen besuchten, deren Namen ihnen nicht bekannt waren, Negern von einer leutseligen Gemüthsbeschaffenheit antrafen *h*).

1600.

Diese ungewisse Fahrt dauerte bis den 22sten des Christmonats, da sie gegen **Sumatra** zu steuerten, und im Hornunge des folgenden Jahres daselbst anlangeten. In dem Hafen dieser Insel, **Lampon**, der aber unter die Herrschaft des Königes von Bantam gehöret, fanden sie Erfrischungen. Sie nahmen auch einen Lootsmann mit, der sie nach Bantam führen

f) Eben das. a. d. 261 Seite. *g*) A. d. 262 Seite. *h*) A. d. 264 Seite.

Van der Hagen. 1600.

führen sollte, ob sie schon nicht wußten, wie sie daselbst aufgenommen werden würde weil sie von der Wiederaussöhnung des **van Neck** mit den Einwohnern dieser Stadt no keine Nachricht erhalten hatten *i*). Die letzten Streitigkeiten zu Achin aber, von de sie zu **Lampon** etwas gehöret hatten, machten ihnen Hoffnung, daß sie zu Bantam, w der Streit noch in frischem Andenken war, günstiger aufgenommen werden würden.

Die Holländer werden zu Bantam wohl aufgenommen.

Da sie auf der Rhede anlangeten, wurden sie durch eine Menge von Piroguen m thig gemachet, die ihnen auf eine dienstfertige Art Lebensmittel zuführeten. Es sch daß die Einwohner in dieser Stadt, auch ohne Absicht auf die Wiederaussöhnung **van Neck** beständig geneigt gewesen sind, sich die Gelegenheiten, die sich zur Handl zeigten, zu Nutze zu machen. Daher muß man urtheilen, daß es die ersten Hollän entweder in ihrer Aufführung versehen, oder Ursache gehabt haben, ihr ganzes Unglück Neide der Portugiesen zuzuschreiben. Indessen kam ein Dollmetscher auf das Adm schiff, und bath, im Namen des **Schach Bandar**, oder befahl vielmehr in höfl Ausdrückungen *k*), daß man einige Personen in die Stadt schicken sollte, damit man ihnen hören könnte, was ihre Absicht wäre. Der Dollmetscher verband mit diesem fehle alle Versicherungen und Kennzeichen einer offenherzigen Redlichkeit, und erboth Geiseln zurück zu lassen.

Beschreibung des Pallastes.

Einige Kaufleute, die herrlich bekleidet waren, stiegen mit Trompeten, und ein ansehnlichen Gefolge ans Ufer. Sie näherten sich dem Pallaste, und befanden die Geb de desselben sehr niedrig, aber so sauber, daß sie sich darüber verwunderten. Auf jegli Seite des Thores stund ein Wachthaus. Beyde Wachthäuser waren mit wohlbewaf ten Soldaten angefüllet, welche Leibeigene des Statthalters *l*) waren, und sich mit schiedenen Handarbeiten beschäfftigten. Die Holländer machten einige Soldatenmusik diesem ersten Eingange. Als sie an den zweyten kamen, dessen Portal ihnen sehr schön seyn schien, fingen sie von neuem an, ihre Trompeten hören zu lassen. Der Hof zwis diesen beyden Thoren wird von sehr niedrigen Häusern umgeben, welche den Wachtso ten des Pallastes zu ihrer Wohnung dienen.

Von hier giengen sie über einen großen Platz. Zur rechten stund die Moschee, zur linken ein Wachthaus für den Adel. Der **Schach Bandar**, der eine große An von vornehmen Edelleuten bey sich hatte, erwartete hier die Holländer, um sie in das mer des Statthalters zu führen. Aus diesem Platze ließ er sie durch ein anderes Thor hen, welches von nicht geringerer Schönheit war, als das vorhergehende. Nachgehe giengen sie über einen kleinen Bach, und traten in den Verhörsaal. Dieser Ort war allen Seiten offen, und stellete eine Art von einer großen Kuppel, oder einem großen wölbe vor. Er wurde von Pfeilern unterstützet, und war, an statt der Stühle, mit schönen Matten versehen, die darinnen ausgebreitet waren.

Günstiges Gehör bey dem Statthalter.

Der Statthalter schien gar nicht misvergnügt darüber zu seyn, da er hörete, daß mit Holländern redete. Er sagte zu ihnen: wenn sie Pfeffer kaufen wollten, so wären zu einer sehr unbequemen Zeit angekommen, weil man eben keine reichliche Erndte da gehabt hätte, und die chinesischen Schiffe, die eben itzo mit der Ladung desselben besch tigt wären, den Preis desselben vollends gesteigert hätten. Hierauf fragte man sie, ob

i) A. d. 276 Seite.

k) A. d. 277 Seite.

m) In der Erzählung Houtmanns hat m gesehen, daß der König noch minderjährig war.

n) A. d. 278, 279 Seite.

von eben der Gesellschaft wären, zu welcher die beyden andern Flotten von ihrem Volke gehöreten, die man zu Bantam gesehen hätte; und ob sie gesonnen wären, den Pfeffer mit Gelde, oder mit Waaren zu bezahlen? Er war mit der Antwort der Holländer so wohl zufrieden, daß er ihnen nicht nur in Ansehung ihrer Flotte, und ihrer Handlung seinen Schutz versprach; sondern ihnen auch ein von Steinen aufgeführtes Haus anboth, wo ihre Waaren wider Feuer und Diebe gesichert seyn könnten. Sie dankten ihm für sein Anerbiethen, behielten sich aber die Freyheit vor, sich desselben zu bedienen, oder nicht zu bedienen, nachdem es ihr Nutzen erfordern würde. Als sie hinweg waren, so überschickte der Admiral, der über ihre gute Aufnahme erfreuet war, dem Statthalter Geschenke. Diese bestunden in vergoldeten Spiegeln, Sammet, und verschiedenen europäischen Seltenheiten. Noch an eben diesem Tage begab sich der **Schach Bandar** an Bord, ohne das geringste Mistrauen von sich blicken zu lassen. Er wurde daselbst unter dem Schalle der Trompeten empfangen, und sehr gut bewirthet *m*).

Van der Hagen. 1600.

Da es indessen darauf ankam, daß der Preis der Waaren, und die Auflagen bestimmet werden sollten: so sah man nunmehr wohl, daß der Statthalter nicht nur sich die Seltenheit des Pfeffers zu Nutze machen wollte, sondern auch übermäßige Abgaben für das Ankergeld forderte, ohne noch den fünften und achten Pfennig von allen mitgebrachten Kaufmannswaaren zu rechnen. Zu gleicher Zeit erhielt man noch, aber mit vieler Mühe, einen Brief, den die letzten holländischen Schiffe in der Stadt zurück gelassen hatten. Darinnen stund, daß **Wybrand van Warwick**, Unteradmiral des **van Neck**, durch Madura, und die moluckischen Inseln gegangen wäre, und Factore daselbst zurück gelassen hätte. Der Admiral wurde durch diese Hoffnung angefrischet, und hingegen durch die Abgaben zu Bantam abgeschrecket. Er glaubte daher, daß ihm sein Glück weiter riefe, und fassete den Entschluß, sich nach **Amboina** oder **Ternate** zu begeben.

Veränderungen, wodurch die Holländer genöthigt werden, Bantam zu verlassen.

Dieses Verhaben wurde dem Statthalter zu wissen gethan. Derselbe war darüber misvergnügt, bedauerte, daß ihm der gehoffete Vortheil entgehen sollte, und sparete nichts um die Holländer, durch andere Anerbiethungen zurück zu halten. Allein sie entschuldigten sich, und wendeten vor, daß sie sich gedrungen sähen, dem erhaltenen Briefe nachzukommen. Ihre Abreise geschah auch mit so vieler Höflichkeit, daß ihnen der Statthalter weder Lebensmittel, noch die Erlaubniß versagte, einen Dollmetscher und einen Lootsmann, aus der Stadt mitzunehmen. Wir müssen hierbey mit anmerken, daß den 28sten März 1600, als an dem Tage, da sie unter Segel giengen, die westindische Gesellschaft sich auf der Insel Java noch nicht niedergelassen hatte *n*).

Sie haben im Jahr 1600 noch keine Factorey.

Die häufigen Windstillen machten diese Reise verdrüßlich, bis den 2ten May, da sie vor der Insel **Amboina** anlangeten. Die **Sonne** warf daselbst Anker: der **Mond** aber, und der **Morgenstern** wurden durch die gewaltigen Ströme fortgetrieben, und bis an die Küste von Banda geführet. Der Admiral erfuhr hier erstlich zwölf Tage hernach, durch eine von ihren Schaluppen, daß sie sich noch in Sicherheit befänden, und hoffeten, daselbst ihre Ladung zu finden. Zu Amboina hatte es kein so glückliches Ansehen. Die Würznelken waren größtentheils verkauft, und bereits weggeführet. Man mußte daher auf eine neue Erndte warten.

n) Deswegen hat man eben diesen Auszug weiter ausgedehnet, als die Sache sonst verdienet. Man will auch den amboinischen Krieg, und die Errichtung des holländischen Forts, mit beybringen.

Van der Hagen. 1600.

Der Admiral will die Portugiesen in Amboina bekriegen.

Dieser Aufschub, welcher sechs Monate lang dauern sollte, würde dem Admiral Verdruß verursachet haben, wenn er nicht, allem Ansehen nach, andere Befehle und Gelegenheit, dieselben auszuführen, gehabt hätte. Die Orancajen, oder der Adel im Lande, führeten Krieg wider die Portugiesen, und fleheten ihn um Hülfe an. Was f einen günstigern Vorwand hätte man haben können, so viele Beleidigungen zu rächen, welche die Holländer von diesen grausamen Feinden erduldet hatten, und sie, wo möglich, aus einer Insel zu verjagen, wo die Gesellschaft so viele Bewegungsgründe hatte, sich daselbst niederzulassen? Indessen setzet der Verfasser des Tagebuches bescheidentlich hinzu, der Admiral habe anfangs mit vieler **Höflichkeit** *o*) die von ihm verlangte Hülfe abgeschlagen; man aber **heftig in ihn gedrungen hätte**: so hätte er sich endlich entschlossen, den Insulanern mit sechs bewaffneten Schaluppen beyzustehen *p*). In dieser Absicht wurden Schaluppen des **Mondes** und des **Morgensterns** nebst den tapfersten Leuten auf die beyden Schiffen, von **Banda** abgerufen.

Der Krieg schlägt übel für die Holländer aus.

Den 25sten dieses Monats stieg der Admiral an der Spitze eines Haufens von Holländern auf der Insel ans Land. Er sollte das portugiesische Fort zu Lande belagern; die Schaluppen, denen verschiedene indianische Galeeren folgeten, sollten es auf der Seite angreifen. Allein, die Portugiesen hatten am Ufer Batterien aufgeführet, und dadurch wurde die Annäherung der Schaluppen unmöglich gemachet. Sie versuchten in der Bay des Forts eine Landung: allein der Ausgang war nicht glücklicher. Man ... fete, diesen Schimpf dadurch auszutilgen, daß man das Schiff selbst anrücken ließ; man schmeichelte sich, daß man wenigstens eine mit Würznelken beladene Caracke, die ... ter dem Forte lag, würde wegnehmen können. Allein dieses Unternehmen war vergeblich. Die Holländer sahen nach einer Belagerung von zween Monaten nicht den zehnten ... von denen Völkern, welche die Einwohner versprochen hatten, und fanden sich daher ... nöthigt, abzuziehen. Indessen schossen sie noch einige Kugeln gegen das Fort und die Caracke los, und forderten beyde zur Uebergabe auf. Allein die Portugiesen spotteten ganz ruhig über diese Pralereyen *q*), und sahen sie auch noch durch eine Begebenheit bestra... die sie bloß einem ungefähren Zufalle zu danken hatten. Eine von ihren Kugeln fiel in ... Schaluppe des Admirals, zündete das Pulver an, und verwundete sechzehn Mann. Ein... davon starb, und die übrigen genasen erstlich nach langwierigen Schmerzen. Der Angriff muß übrigens nicht sehr hitzig gewesen seyn, weil die Holländer keinen weitern Verlust ... bey erduldet haben *r*).

Geschicktes und glückliches Verhalten des Admirals gegen die Einwohner.

Anfangs wollten sie es dabey bewenden lassen, daß sie ihre Schiffe mit allen ... übrigen alten Würznelken beladen wollten. Als aber der **Mond** und der **Morgenstern** mit ihrer Ladung von **Banda** anlangeten: so erweiterten sie ihre Absichten dergestalt, ... sie den Entschluß fasseten, ein Fort auf der Insel **Amboina** aufzuführen, und eine ... satzung daselbst zu lassen.

Er schließt einen für die Gesellschaft vortheilhaften Vergleich, und bauet ein Fort.

Man fing an, ein Bündniß mit den Insulanern zu schließen, unter dem Vorwande, daß man seine Macht mit der ihrigen vereinigen wollte, um den Portugiesen mit zusammengesetzeten Kräften zu widerstehen. Die Bedingungen waren, die Einwohner sollten ... der Erbauung eines Forts arbeiten, und zwar nach dem Muster, welches ihnen vorgezeichnet werden würde; die Holländer sollten Mannschaft, Geschütze, Kriegesnothwendigkeiten ... Lebens...

o) A. d. 282 Seite.
p) Eben das.
q) A. d. 283 Seite.
r) Eben das.

Lebensmittel hinein schaffen; und zur Erkenntlichkeit für einen so wichtigen Dienst sollten ihnen alle Würznelken auf der Insel für einen beständigen Preis ausgeliefert werden, ohne daß ein anderes Volk einigen Anspruch darauf machen könnte. Ein Vergleich von solcher Beschaffenheit verdienete wohl, daß man sich bey der Vollstreckung desselben nicht säumig erwies. Man drung in die Einwohner, daß sie an der Erbauung des Forts arbeiten sollten. Ehe noch sechs Wochen zu Ende waren, wurde dasselbe zu Stande gebracht. Man schaffete ganz gutes Geschütz hinein, und darunter waren fünf gegossene Canonen. Man ließ Pulver und Bley daselbst zurück, und alles, was zu den Bedürfnissen einer Besatzung von sieben und zwanzig Holländern nöthig war. **Johann Dirks Sanneberg** wurde zum Befehlshaber darüber ernennet *s*). Van der Hagen. 1600.

Den 6ten des Weinmonats reisete **van der Hagen** von **Amboina** ab, und war ohne Zweifel vergnügter über den Dienst, den er der Gesellschaft jetzo geleistet hatte, als über alle andere Früchte seiner Reise. Er lud sein Schiff vollends zu **Bantam**; gieng den 14ten Jenner 1601 mit fünf andern holländischen Schiffen, die ebenfalls nach Europa zurück kehreten, unter Segel, und langete noch in eben diesem Jahre glücklich im **Texel** an *t*).

Der II Abschnitt.

Wolphart Harmansens Reise.

Einleitung. Abreise und Anzahl der Schiffe. Die Zeichen werden sorgfältig bestimmt. Güte der Holländer. Heemskerk trifft Portugiesen an. Wunderbare Begebenheiten eines Franzosen. Schiffahrt der Holländer nach Palimban. Verdrüßliche Zeitung für die Holländer. Schiffsrath, der nahe bey einer portugiesischen Flotte gehalten wird. Anmerkungen über den Haß der Portugiesen wider die Holländer. Diese entschließen sich, die portugiesische Flotte anzugreifen. Größe dieser Unternehmung. Zurüstungen der Holländer. Mehrmalige Gefechte. Die Portugiesen verlieren zwo Galeeren. Aussage der Gefangenen. Die portugiesische Flotte hält sich schlecht. Die Holländer trotzen ihr. Harmansen kömmt als Sieger zu Bantam an; errichtet daselbst eine Factorey. Rückreise nach Holland.

Der Verfasser dieses Tagebuches merket an *u*), daß zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die Schiffahrt nach Ostindien eine so gemeine Unternehmung in Holland geworden ist, daß man alle Jahre eine große Anzahl Schiffe dahin hat abgehen sehen. Man darf sich nicht einbilden, als ob alle diese Reisen durch wichtige Begebenheiten merkwürdig gemacht worden wären. Ihr größtes Verdienst ist, daß sie theils durch den bloßen Weg der Handlung, theils durch List und Unterhandlungen, theils auch durch die Waffen, nach und nach die holländische Gesellschaft in Indien mächtig gemachet haben. Es war nunmehr die Zeit gekommen, daß die Portugiesen in Verfall gerathen sollten; und **Wolphart Harmansen** hatte die Ehre, daß ihn das Glück rief, ihnen den ersten Streich beyzubringen. Dadurch erhält diese Erzählung vor denenjenigen einen Vorzug, welche bis hieher weiter nichts geliefert haben, als Seebegebenheiten und Handlungsunternehmungen, oder höchstens nur geringe Beweisthümer des Muthes, und der großen Absichten der Holländer. Harmansen. 1601. Einleitung.

Die

s) A. d. 284 und 285 Seite.

t) Auf der 287 S.

u) Tagebuch der Reise Wolphart Harmansens, wie oben a. d. 316 S.

Harmansen. 1601.

Abreise und Anzahl der Schiffe.

Die Flotte, welche den 22sten April 1601 unter der Anführung des Admirals Har-**mansen** aus dem Texel abgieng, bestund aus fünf Schiffen. Das vornehmste darunter führete den Namen **Geldern**, und war nur von fünf hundert und zwanzig Tonnen: sie waren aber alle sehr gut ausgerüstet. Sie giengen in Gesellschaft mit einer andern Flotte unter Segel, die unter dem Admirale **van Heemskerk** für die alte Gesellschaft abgieng. Der Verfasser des Tagebuches setzet hinzu: und unter **Johann Greniern** für die neue Gesellschaft x). Dieses läßt uns in Zweifel, für welche von beyden Gesellschaften Har-**mansen** die Reise unternommen habe; man müßte denn aus der ersten Anmerkung schließen, daß er von verschiedenen besondern Kaufleuten abgeschickt worden.

Die Zeichen werden sorgfältig bestimmet.

Die Zeichen, die mit einer solchen Sorgfalt bestimmet wurden, dergleichen man bey den Flotten der Gesellschaft noch nicht gesehen hatte, und die übrigen Schlüsse des Schiffraths schienen außerordentliche Unternehmungen anzukündigen. **Harmansen** trennete sich den 8ten May von **Heemskerken** und **Greniern**, und setzete seine Fahrt glücklich fort, bis auf die Höhe von fünf Graden, funfzig Minuten. Es fiel ihm nichts merkwürdiges vor, bis den 6ten des Brachmonats, da sich ein Fahrzeug sehen ließ. Man schickte zwo Schaluppen ab, und diese brachten es zu der Flotte. Es war eine Caravelle, die von **Viana** kam, und nach **Fernambuc** gehen wollte. Ihre Ladung bestund aus Weine und Mandeln. Die Leute darauf meldeten, man hätte sieben Caracken nebst vielen Soldaten, die mit Gewalt nach Ostindien abgeführet würden, von Lissabon abgehen lassen; und andere stünden schon in Bereitschaft, ihnen zu folgen. Sie setzeten hinzu, fünf Tage vorher hätten sie eine holländische Flotte entdecket. Dieses Fahrzeug setzete seine Straße in Gesellschaft mit dem Admirale fort, bis den folgenden Tag, da es von ihm durch einen Windstoß getrennet wurde, welcher seinen Besanmast zerbrach, und es nöthigte, zurück zu bleiben. Man fügte ihm aber nicht die geringste Beleidigung zu: sondern reichte ihm alles, was es bedurfte; der Admiral gab ihm auch aus lauterer Höflichkeit einige Geschenke. Eine holländische Barke würde von den Portugiesen wohl schwerlich solche Gunstbezeugungen erhalten haben.

Güte der Holländer.

Heemskerk trifft Portugiesen an.

An eben diesem Tage stieß **Heemskerks** Unteradmiral, **Grenier**, auf der Höhe von fünf Graden mit seinem Schiffe wiederum zu **Harmansen**. Er berichtete, den 19ten Apr. auf der Höhe von vier und zwanzig Graden wäre seine Flotte auf zwölf bis dreyzehn portugiesische Schiffe gestoßen. Der Unteradmiral derselben, ein Schiff von sechs hundert Tonnen, wäre mitten durch die Holländer hindurch gedrungen, hätte sich an eine Jacht, die zu ihnen gehörete, angehänget, und ein so erschreckliches Feuer aus den Musketen gemacht, daß daselbst viel Unordnung dadurch verursachet worden wäre; die Portugiesen würden dieses Fahrzeug weggenommen haben, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre; er selbst hätte sich mitten unter eilf Schiffen von der portugiesischen Flotte befunden; und in dieser Gefahr hätte er kein anderes Rettungsmittel gehabt, als die Leichtigkeit seiner Segel; die Feinde hätten ihn den ganzen Tag über verfolget, und gegen Abend hätte er sie endlich aus dem Gesichte verlohren; er wüßte nicht, was den übrigen holländischen Schiffen begegnet wäre: er glaubte aber gewiß, daß die Jacht viel gelitten haben müßte; der Admiral hätte einen Trompeter verlohren, ohne fünf Verwundete zu rechnen y).

x) Weiter unten nennet er ihn den Unteradmiral von der Heemskerkischen Flotte.

Harmansen sah, daß es nicht dienlich wäre, die Portugiesen sehr zu schonen; und wenn die Großmuth eine Tugend wäre, so müßte sie beständig die Klugheit zu ihrer Begleiterinn haben. Seine Verordnungen wurden auf jedem Schiffe mit neuen Regeln der Vorsicht erneuert. Den 12ten August fassete er den Entschluß, bey der Insel Moritz zu ankern, und Wasser und Lebensmittel einzunehmen, woran er Mangel zu leiden anfing. Vermuthlich hat er die Jacht, die junge Taube, voraus gehen lassen: denn der Verfasser meldet, vier Wochen hernach habe man dieses Fahrzeug mit einem Franzosen, den es von dieser Insel mitgenommen hätte, zurück kommen sehen.

Harmansen. 1601.

Dieser Franzose war vor einigen Jahren in England auf ein Schiff gegangen, welches nach Indien abgesegelt war. Er erzählete, nachdem die Engländer nicht weit von dem Vorgebirge der guten Hoffnung eines von diesen Fahrzeugen verlohren gehabt hätten: so wären sie durch das Hinsterben eines großen Theils ihres Volkes genöthigt worden, ihr Unteradmiralschiff zu verbrennen, und aus den beyden übrigen nur ein einziges zu machen; da sie durch die Krankheiten immer noch mehr geschwächet worden wären, und nicht mehr Leute genug zu den nothigen Schiffsarbeiten gehabt hätten, so wären sie endlich an der Küste von Pulo Bontan, nicht weit von Malacca, gescheitert; hier wäre das übrige Schiffsvolk gestorben, sieben Mann ausgenommen, nämlich ihn, vier Engländer, und zweene Negern. Weil diese Unglücklichen nach eben dieser Erzählung nicht im Stande waren, das Schiff zu regieren: so bemächtigten sie sich einer indianischen Junke, in der Absicht, nach England zurück zu kehren. Sie schiffeten lange Zeit sehr glücklich. Allein die Negern hatten, vermuthlich aus Verdruß, daß sie sich von ihrem Vaterlande entfernen sollten, eine Verrätherey angesponnen. Man entdeckte dieselbe; und aus Furcht vor der Strafe stürzeten sie sich in die See. Verschiedene Bewegungen führeten die fünf Europaer an die Insel Moritz: allein ihr gutes Verständniß dauerte daselbst nicht länger, als acht Tage. Der Franzose war der Meynung, man sollte daselbst bleiben, und erwarten, was der Himmel ihres Schicksals wegen verhängen würde; indessen könnte man auch die Junke in einen solchen Stand setzen, daß sie den Wellen besser widerstehen könnte. Die Engländer beharreten darauf, daß sie sich nicht länger daselbst aufhalten wollten, und begaben sich alle viere in die See, in der Hoffnung, nach England zurück zu kehren. Also blieb der Franzose allein auf einer völlig wüsten Insel. Er brachte daselbst achtzehn oder zwanzig Monate zu, und erhielt sich von Datteln und Schildkröten. Gleichwohl schien er noch eben so munter zu seyn, als irgend ein Holländer auf der Flotte. Doch sah man, daß er einen schwachen Kopf hatte, und nicht recht mehr bey Verstande war. Die Gedanken vergiengen ihm, wenn er lange reden sollte, oder wenn man allzuviel Fragen an ihn ergehen ließ. Der Verfasser bemerket, daß diese Schwäche des Verstandes nicht zu bewundern gewesen ist, indem er bisher in der Einsamkeit und im Elende gelebt, und über dieses eine große Krankheit ausgestanden hatte, in welcher ihm die Kleider dermaßen zerrissen, daß er fast nackend gieng z).

Wunderbare Begebenheiten eines Franzosen.

Bis den 26sten des Herbstmonats steuerte man gegen die Insel Moritz zu. Man hatte viel Mühe, sie zu entdecken, und verlohr sie so gar wiederum aus dem Gesichte, nachdem man sie schon entdecket hatte. Endlich langete man daselbst an, und brachte die Zeit bis den 20sten des Weinmonats damit zu, daß man daselbst Erfrischungen einnahm. Den ersten

Schiffahrt der Holländer nach Palimban.

y) A. d. 321 und 322 Seite.

z) A. d. 325 u. f. S.

Harmansen. 1601. ersten des Wintermonats, in der Breite von funfzehn Graden, dreyßig Minuten, ge Abend, fand man eine Tiefe von dreyßig Faden, und auf dem Grunde weiße Scha zuweilen auch Steinchen, die den Erbsen glichen.

Nach der Muthmaßung der Lootsen war man der Garresansbank nahe. Di suchte man zu vermeiden, indem man gegen Norden zu steuerte, um unter dieselbe zu langen *a*). Den 19ten entdeckte man in der Breite von sieben Graden, drey und drey Minuten, eine unbekannte Insel, wovon man nur zwo Meilen nordnordwestlich entfe war. Das Erdreich war niedrig, und die Länge schien von Osten gegen Westen zu geh Einige hielten sie für die Insel S. Roch. Die vorhergehenden Tage über, vom 9ten hatte man beständig so große Wellen gesehen, die ein Wind, der größtentheils von We kam, erregete, daß man glaubte, das Meer müßte sich hier an einem Felsen brechen *b*).

Den 17ten des Christmonats glaubte man in der Höhe von drey Graden vier funfzig Minuten zu bemerken, daß die Ströme gegen den bengalischen Meerbusen zu gen, an welchem man sehr nahe war; und man glaubete, daß sie die Flotte da hinein ben würden. Einige Tage hernach sah man Stücken Rasen und Schilf auf dem W schwimmen. Man beobachtete viele Schlangen, und einen ganzen Baum, welcher Bewegung der Wellen folgete. Alles dieses waren Zeichen von einem nahen Lande, den 23sten wurden dieselben durch die Erblickung der Insel Enganno, den 25sten durch den Anblick der Insel Bona Fortuna bestätigt. Man lief in die Meerenge Bantam ein; und der Verfasser merket dabey an *c*), daß diejenigen, die gegen A hier einlaufen, ihren Weg ostsüdostlich nehmen müssen, bis an die Insel Blanca, die rechten Hand liegt, und etwan zwölf Seemeilen davon entfernet ist. Die Abweich der Magnetnadel beträgt eine halbe Linie *d*). Endlich langete man vor der Stadt P limbam an.

Verdrüßliche Zeitung für die Holländer. Die Absicht des Admirals war, wegen des Zustandes von Indien Nachricht ein ziehen, damit er seine Fahrt darnach einrichten könnte. Eine chinesische Pirogue, die freyen Stücken an Bord kam, überbrachte ihm sehr seltsame Nachrichten davon. meldete ihm, es befände sich jetzo vor Bantam eine portugiesische Flotte von dreyßig geln; sie bestünde aus acht großen Galionen von sechs bis acht hundert Tonnen, zwölf sten und acht Fregatten; alle diese Schiffe wären gut ausgerüstet, und zu Goa, Co und Malacca unter dem Admirale Dom Andre Furtado de Mendoza zusammen bracht worden, um den Ort zu Wasser und zu Lande zu belagern, bloß in der Absicht, zu verhindern, daß man den Holländern die Freyheit, daselbst zu handeln, nicht gest möchte *e*).

Schiffsrath, der nahe bey einer portugiesischen Flotte gehalten wird. Man sah diese Zeitung anfangs als eine Ursache zum Schrecken an. Man warf Palimbam Anker, und der Admiral gab das Zeichen, daß Schiffsrath gehalten wer sollte. Die Berathschlagungen dauerten lange, und waren der Wichtigkeit der Umst gemäß. Hier bringt der Verfasser die ganze Geschichte der neuern Handlung mit weil er die vorläufige Erzählung derselben für nöthig hält, um die Entschlüsse des holl schen Schiffsraths zu rechtfertigen. Es würde vergebens seyn, wenn wir ihm in d Ausschweifung folgen wollten, die nichts zu dem Begriffe hinzu setzen würde, den man

a) A. der 334 S.

b) A. d. 335 und 336 Seite.

c) Der Leser muß wissen, daß man die ... ten Theile dieser Erzählungen unterdrücket, ...

schon aus dem ersten Bande dieser Sammlung von den Eroberungen, den Niederlassungen, und der Handlung der Portugiesen hat machen müssen *f*).

Harmansen. 1601.

Wir haben nicht nöthig, so weit zurück zu gehen; und es wird genug seyn, wenn wir nur so viel anmerken, daß die Portugiesen bey dem Besitze so vieler Vortheile sehr wohl einsahen, daß sie, um sich darinnen zu erhalten, die Schiffahrt nach Indien den Fremden verwehren, und daselbst allein Herren von der Handlung bleiben müßten. In dieser Absicht bemächtigten sie sich vieler Plätze, Städte, und ganzer Königreiche, wovon sie die meisten durch die Waffen bezwangen; sie erbaueten daselbst Festungen, und legten Besatzungen hinein, um die Völker im Zaume zu halten. Mit denen Fürsten und Staaten, die sie nicht unter das Joch hatten bringen können, schlossen sie Verträge und Bündnisse. Davon hatten sie nicht weniger Vortheil, als von ihren Besatzungen und Festungen, indem sie alle diese Mächte geschickt zu überreden wußten, daß sie nur ihren gemeinschaftlichen Nutzen zur Absicht hätten.

Anmerkungen über den Haß der Portugiesen wider die Holländer.

Die Kenntniß dieser Schwierigkeiten verhinderte gleichwohl andere europäische Völker nicht, die Reise nach Indien zu unternehmen. Sie sahen, daß die See offen war, und daß man eben den Weg nehmen könnte, den die Portugiesen genommen hatten; sie glaubeten, man müßte ihnen keinen Glauben beymessen, wenn sie sich, mit Ausschließung anderer, der Herrschaft über alle diese großen Länder anmaßeten; ohne Zweifel wären viele Länder übrig, wovon sie sich noch nicht hätten Meister machen können; diese Länder müßten ebenfalls Spezereyen und andere kostbare Waaren hervorbringen; es wäre endlich, ohne den ersten Eroberern die Güter, in deren Besitze sie wären, streitig zu machen, erlaubt, aus andern Theilen von Indien die Reichthümer zu ziehen, die sie freywillig hergeben würden. Aus solchen Grundsätzen fingen die Holländer ihre Schiffahrten an. Sie hatten in verschiedenen indianischen Häfen, wohin sie der Wind führete, gefunden, daß man geneigt war, sie aufzunehmen, und sonderlich einen tödtlichen Haß gegen die Portugiesen hegte. Sie machten sich diese glückliche Entdeckung zu Nutze, und setzeten, ohne die Absicht zu hegen, die alten Besitzer zu stören, als friedliebende Kaufleute eine Handlung fort, deren Früchte alle ihre Hoffnung rechtfertigten. Mit was für Rechte wollten sich nun die Portugiesen dem Fortgange ihrer Arbeiten und ihres Fleißes widersetzen?

So urtheilete der holländische Schiffsrath. Man kann nicht zweifeln, daß nicht der Unwillen über viele Beleidigungen, welche die Schiffe der Gesellschaft, bey allen Gelegenheiten, von den Portugiesen, wo sich diese am stärksten zu seyn glaubeten, erduldet hatten, gleich vermögend gewesen seyn sollte, sie zu heftigen Entschließungen anzutreiben. Man urtheilete mit einmüthigem Eifer, man dürfte von einer Flotte, die nur zum Untergange der holländischen Handlung ausgerüstet wäre, nichts, als neue Beleidigungen erwarten; man müßte sie, ungeachtet der ungleichen Macht, angreifen, und zwar aus einem dreyfachen Bewegungsgrunde, nämlich, dem Vaterlande Ehre zu erwerben, die Freyheit der Handlung zu sichern, und dem Eide nachzukommen, durch welchen man sich zum Dienste der Theilhaber verpflichtet hätte *g*).

Die Holländer entschließen sich, die portugiesische Flotte anzugreifen.

Der Verfasser des Tagebuches nennet diese Unternehmung **eine von den merkwürdigsten Begebenheiten, die der Tapferkeit der alten Römer würdig gewesen wäre.**

Größe dieser Unternehmung.

nur dasjenige mitnimmt, was in der Schiffahrt einigen Nutzen haben kann.

d) A. d. 338 S.

e) Eben das.

f) Man lese die Einleitung vor dem ersten Bande, und alle Erzählungen in demselben.

g) A. d. 338 Seite.

Harmansen. 1601.

wäre *b*). Er stellet es als etwas Bewundernswürdiges vor, welches die göttliche Vo- sicht also eingerichtet gehabt habe, daß die Portugiesen, die sich vorgesetzet gehabt hätte sich schon im Augustmonate vor Bantam zu zeigen, durch die Winde zurück gehalten wo- den, und erstlich den 24sten des Christmonats angelanget wären, das ist, an eben de Tage, an welchem sich die fünf holländischen Schiffe in eben dieser Gegend eingefunde hätten *i*). Er bemerket auch, daß, nach der eingeführten Gewohnheit, diese kleine Flo ihre Canonen von den Lavetten genommen hatte, weil sie glaubte, daß sie dieselben bis die Meerenge **Sonda** nicht brauchen würde. Sie würde in diesem Zustande überrum worden, und unfehlbar in die Hände der Portugiesen gefallen seyn, **wenn Gott, dess Schutz die Seinigen niemals verläßt**, sie nicht durch einen Bothen, **dessen Eif für ein rechtes Wunderwerk gehalten werden muß**, vor der Gefahr gewarnet h te *k*). Dieser Bothe war ein Chinese, der fremden Kaufleuten einen besondern Dienst durch zu erzeigen glaubete. In der That war es noch Zeit, die Zusammenkunft mit de Feinde zu vermeiden. Allein, man fassete einen ganz andern Entschluß. **Gott stärk** nach dem Ausdrucke eben dieses Schriftstellers, **seine Knechte, und flößete ihnen Mu ein** *l*). Unter den Bewegungsgründen der Holländer war auch noch die Hoffnung, sie die Aufhebung der Belagerung von Bantam bewerkstelligen, und eine Stadt befre könnten, die mit ihrem Vaterlande in Freundschaft stünde, und deren Untergang für Handlung der vereinigten Niederlande nothwendig betrübt seyn müßte.

Zurüstungen der Holländer.

Nachdem **Harmansen** den fünf Schiffen den Entschluß des Schiffsraths eröff hatte: so war man sogleich bemühet, die Hangematten herunter zu nehmen, und die Ka mern einzureißen, die unter dem obern Verdecke waren. Alles, was nicht auf die Se geschaffet werden konnte, wurde ins Wasser geworfen, um die Schiffsarbeiten und alle wegungen im Gefechte zu erleichtern. Das Geschütz, die Waffen, und alles, was Gefechte dienen sollte, wurde in einer Nacht zubereitet. Den folgenden Tag vor Anbr des Tages lichtete die Flotte den Anker, auf das gegebene Zeichen mit einem Feuer, wor man sich verglichen hatte.

Mehrmalige Gefechte.

Den 27sten des Christmonats gegen Untergang der Sonne entdeckte man die por giesische Flotte. Sie hatte zwo Galionen zur Verwacht unter die westliche Spitze der In **Pensano** gestellet. Bey Erblickung der Holländer rückten verschiedene feindliche Fa ge, welche gar nicht glaubeten, daß Kaufleute, die aus Europa kämen, geschickt wären zu empfangen, hurtig hervor, um sie zu überfallen, und sich ihrer gleich zuerst zu bemä tigen. Sie beobachteten nicht, daß sie sich zu weit von einander entferneten, und daß ihnen schwer fallen würde, sich im Gedränge loszumachen. Sie wurden auch durch erste Feuer so übel zugerichtet, daß sie ihre Entkommung bloß einem Unglücke des hollä schen Admiralschiffes zu danken hatten. Eine von seinen Canonen zersprang, hinderte durch das Steuerruder, und zerbrach die Stenge. Der Unteradmiral, **Hans Brow** der von diesem Zufalle keine Nachricht erhalten konnte, fuhr mit dem Gefechte fort, gab einer Caracke von Malacca so häufige Lagen, daß beyde Seiten davon durchbo wurden. Diese Unerschrockenheit, welche fünf Schiffe zeigten, schien die Portugiesen in staunen zu setzen. Sie zogen sich zurück, und ankerten unter der Insel **Pensano**. Zufall, der dem holländischen Admiralschiffe begegnet war, nöthigte auch die übrigen

b) A. d. 343 Seite.
i) A. d. 347 S.
k) Eben das.
l) Eben das.

der Flotte unter einer andern Insel mit ihm Anker zu werfen. Den 28sten erhub sich ein so großer Sturm, daß es unmöglich war, die Segel gehörig zu besorgen, und das Geschütze zu regieren. Die Holländer sahen diese Verhinderung als eine neue Gunst des Himmels an, wodurch das Admiralschiff Zeit erhielt, sein Steuerruder vollkommen wieder herzustellen *m*).

Harmansen. 1601.

An eben diesem Tage gegen Abend fasseten sie den Entschluß, während der Dämmerung ein Boot mit einem Briefe an den König von Bantam abzuschicken, und ihm von demjenigen Nachricht zu ertheilen, was sie zu seinem Dienste unternommen hatten. Das Boot kam aber wieder zurück, weil es wegen der Fluth das Land nicht erreichen konnte. Man stund nur anderthalb Seemeilen von den Portugiesen, aber unter dem Winde. Wegen des Schreckens, das man unter ihnen wahrgenommen hatte, durfte man nicht besorgen, daß sie sich diesen Vortheil zu Nutze machen, und das Treffen von neuem anfangen würden. Indessen würden die Holländer allzugroßen Verdruß darüber empfunden haben, wenn ihnen ihre Beute entgangen wäre. Sie bemerkten vier feindliche Galeeren, die sich ebenfalls unter dem Winde der Flotte befanden. Diese hoffeten sie erreichen zu können.

Den 29sten giengen sie wiederum unter Segel, und kamen ihnen so nahe, daß sie ihnen alle Lagen geben konnten. Das Feuer war auf beyden Seiten erschrecklich. Die Galeeren zogen sich im Fechten zurück. Weil sie aber auch den Wind von vorne hatten: so enterte jegliches von den beyden holländischen Schiffen, der **Utrecht**, und der **Guardian**, eine davon. Diejenige, worein der **Utrecht** den Haken geworfen hatte, war schon von Schüssen so durchlöchert, daß das Schiffsvolk, an statt auf seine Vertheidigung zu denken, bemühet war, in das holländische Schiff zu steigen, und daselbst eine Freystadt wider die Wellen zu finden. Die Furcht aber, es möchte daselbst die Oberhand gewinnen, bewog die Holländer, den größten Theil davon in die See zu stürzen. Diese Unglücklichen kamen darinnen um, und nur der Hauptmann, und einige Portugiesen, wurden gerettet. Das ganze Volk auf der Galeere bestund aus drey und achtzig Mann, nämlich drey und zwanzig Portugiesen, und sechzig Indianern. Der Hauptmann **Dom Francisco de Souza**, war ein Sohn des Contador mayor zu Lissabon, **Dom Juan de Teves** *n*).

Die Portugiesen verliehren zwo Galeeren.

Umstände bey diesem Verluste.

Die andere Galeere, an welche sich der **Guardian** angehänget hatte, verkaufte den Sieg theuerer. Der Hauptmann, **Dom Andre Rodrigues Paliota**, war schon bey Jahren, und hatte bereits zwey und dreyßig Jahre lang in Indien gedienet. Seine Hartnäckigkeit kostete ihm das Leben. Er wurde mit einer halben Pike durchstochen, und das gesammte Schiffsvolk wurde ohne Verschonen niedergemacht; so, daß nur drey Portugiesen davon kamen. Man nahm aus den beyden Galeeren die Canonen, und die Steingeschütze; und ob dieselben schon mit Reiß und andern Lebensmitteln beladen waren, so beschloß man dennoch, sie alle beyde zu verbrennen *o*).

Der holländische Admiral erhielt damals eine umständliche Nachricht von der portugiesischen Macht. Man zählete bey dieser großen Zurüstung zur See fünf Gallionen von Goa. Auf der einen befand sich **Dom Andre Furtado de Mendoza**, ihr Admiral; auf einer andern der Unteradmiral, **Thome de Juza de Reucha**; und auf den drey übrigen waren Hauptleute von sehr edler Geburt. Ferner zählete man hierunter zwo Caracken von Malacca, und eine von Cochin; zwo Fusten, und zwo Galeeren von **Minar**, und von

Aussage der Gefangenen.

m) A. d. 348, 349 S.
n) A. d. 351, 352 Seite.
o) Eben das.

Harmansen. 1601.

von Ceylan; zwo Gallionen von Malacca; zwo Junken und sieben **Bantinen**, oder Jach-ten mit Rudern. Auf allen diesen Fahrzeugen befanden sich acht hundert portugiesische Sol-daten, ohne das übrige Schiffsvolk zu rechnen, welches alles aus Schwarzen oder Indi-nern bestund. Hierbey gedenket man nicht einer andern Caracke von Malacca, die sich nebst achtzehn Fusten abgetrennet hatte, und nach Ceylan gegangen war. Diese Fahrt war nicht weniger traurig: denn es kam nur eine einzige Fuste zurück; und auch diese wurde von den Holländern genommen. Die Gefangenen setzeten hinzu, es wären noch vier an-dere portugiesische Schiffe, und eine Jacht in dem Hafen von Achin; und ihr Herr erwar-tete weiter keine Verstärkung, als diejenige, die zu Anfange des Aprils von Goa abgehen sollte *p*).

Die portugiesische Flotte hält sich schlecht.

Die portugiesische Flotte hatte das Unglück ihrer beyden Galeeren mit angesehen, oh-ne die geringste Bewegung zu machen, um ihnen beyzuspringen; ob sie schon beständig den Vortheil des Windes hatte, und die Holländer auch noch diesen Feind zu bestreiten hatten. Damit sie aber doch nicht gänzlich in der Unthätigkeit bleiben möchte: so zündete sie zwey von ihren eigenen Fahrzeugen an, in der Hoffnung, daß die Flamme vielleicht ihren Fein-den schaden könnte. Allein der Wind, der sie mit vieler Geschwindigkeit fortrieb, diente nur dazu, daß sie völlig verzehret wurden, ehe sie noch die holländischen Schiffe erre-icheten *q*).

Die Holländer trotzen ihr.

Harmansen, der durch seinen Sieg muthig gemacht worden war, gieng den zw-unter Segel, mit dem Entschlusse, seinen Feinden vor ihren Ankern zu trotzen. Sie gi-gen ebenfalls unter Segel, und die Holländer glaubeten, daß das Treffen nunmehr ange-würde. Weil aber eine Windstille einfiel, und das Anrücken schwer machte: so war e- umsonst

p) Eben das. und a. d. 353 S.

q) Eben das.

r) A. d. 354 Seite.

s) A. d. 355 Seite.

t) A. d. 361 Seite.

u) Den 2ten des Wintermonats 1602, warf man das Senkbley aus, und fand hundert und funfzehn Faden tief Wasser, und auf dem Grunde Schalen. Gegen Mittag warf man es noch einmal aus, und fand eine Tiefe von hundert und fünf und vierzig Faden. Gegen Abend fand man gar keinen Grund mehr; ob schon die Schnur zwey hundert und dreyßig Faden lang war. Aus diesem Verfahren sah man mit Gewißheit, daß man in der südlichen Breite von fünf und dreyßig Graden seyn mußte, weil man keinen Grund mehr fand. A. d. 361 S.

Folgendes muß man, als eine gewisse Wahrheit genau beobachten. Diejenigen, die nach der Insel St. Helena gehen, und sich von dem Vorgebirge der guten Hoffnung entfernen wollen, werden unfehlbar gegen hundert Seemeilen weiter gegen Osten von dieser Insel abkommen, wenn sie in der Höhe sind, daß sie das Vorgebirge entdecken können, und hernach ihren Lauf gerade gegen Nordwesten zu nehmen, wenn die Magnetnadel gerade auf Süden und Norden weist. In diesem Falle muß man immer weiter gegen Nordwesten zu segeln, bis man in der südlichen Breite von sechzehn Graden ist. Diejenigen, die im sechs und dreyßigsten Grade Grund finden, können daraus auch sicher schließen, daß sie mit dem Nadelvorgebirge südlich und nordlich sind. Alsdenn muß man seinen Lauf gegen Westnordwest zu nehmen, bis man das Vorgebirge der guten Hoffnung, der muthmaßlichen Rechnung nach, gegen Nordwesten vor sich hat. Hierauf muß man, wenn die Magnetnadel gerade auf Süden und Norden weist, seinen Lauf gegen Nordwesten zu richten, und beständig auf eben der Straße fortschiffen, bis man eine Breite von sechzehn Graden erreichet hat. Alsdenn ist man nicht weiter, als etwan eilf Seemeilen, östlich, von der Insel St. Helena entfernet. Diese Erfahrung hat man, im Wintermonate 1602, auf dem Schiffe Geldern angestellet.

In eben diesem Monate näherte sich der Unteradmiral

umsonst, daß die Holländer den folgenden Tag ihre Arbeiten wiederum anfingen, und gerade auf die portugiesische Flotte zu liefen. Anfangs schien dieselbe zwar geneigt zu seyn, sie zu empfangen: nachgehends aber fing sie an zu weichen; und die rothe Flagge, die Furtado aufgesteckt hatte, konnte seinen Feinden die Lust zum Gefechte nicht einflößen, die sie noch nicht hatten. Harmansen. 1601.

Also rückten die Holländer ohne Widerstand fort, und brachten die Zeitung von ihrem Siege selbst nach Bantam r). Sie wurden daselbst als die Befreyer der Stadt empfangen; und wir werden nachgehends sehen, wie vielen Vortheil diese glückliche Verwegenheit ihrer Handlung gebracht habe. Sie verlohren dabey nur einen einzigen Mann, hatten aber viele verwundete. Sie nahmen sich einige Zeit, um ihre Schiffe zu kalfatern; und ob es wohl wegen des wichtigen Dienstes, den sie der Stadt Bantam geleistet hatten, bloß bey ihnen beruhete, ob sie ihre Ladung daselbst nehmen wollten, so entschlossen sie sich dennoch, ihre Reise nach den molukkischen Inseln weiter fortzusetzen s). Harmansen langet als Sieger zu Bantam an.

Bey ihrer Rückreise erhielten sie, ohne viele Mühe, von dem Statthalter zu Bantam, und den Einwohnern daselbst, die Erlaubniß, eine Factorey daselbst zu errichten. Die ersten Factore waren Nicolaus Gaeff, und Johann Lodowicksen t). Er errichtet daselbst eine Factorey.

Auf dem übrigen Theile der Reise nahmen diese Ueberwinder der Portugiesen wiederum den Namen der Kaufleute an; sie beschäfftigten sich nur mit solchen Anmerkungen, die in der Handlung nützlich seyn können u), wendeten sich in Friede wiederum nach ihrem Vaterlande, und langeten daselbst im April 1603 an x). Seine Rückreise nach Holland.

Der

Admiral dem Vorgebirge so weit, daß er nur noch einen kleinen Canonenschuß weit davon entfernet war. Nachdem er es vorbeygesegelt war: so lief er, indem die Magnetnadel gerade auf Süden und Norden wies, auf der nordwestlichen Straße fort, bis er die Breite von sechzehn Graden erreichet hatte. Er glaubte solchergestalt die Insel St. Helena zu erreichen. Er sah aber, zu seinem Verdrusse, daß er noch über hundert Seemeilen gegen Osten davon entfernet war.

Eine Flotte von vier Schiffen, unter der Anführung des Admirals Schurmanns, hat eben dieses erfahren. Nachdem sie vor dem Vorgebirge vorbey waren, sahen sie kein Land. Sie fanden aber auch in der Breite von sechs und dreyßig Graden, da sie das Vorgebirge das Agullas vorbey geschiffet waren, neunzig Faden tief Grund. Hierauf schiffeten sie fort, bis sie nach ihrer Rechnung noch vierzehn Seemeilen weit von dem Vorgebirge entfernet waren. Von hier fuhren sie gegen Nordwesten, bis zur Breite von sechzehn Graden. Hier waren sie ganz wohl noch neunzig Seemeilen östlich, nach der Anzeige dessen, wie weit sie nach Westen gekommen waren, von der Insel entfernet. A. d. 362, 363.

Den 9ten Jenner 1603 bekam man des Morgens die Insel Fernando Laurentio zu Gesichte, und ließ sie etwan vier Seemeilen weit gegen Westen von der Flotte liegen. Die Rhede, wo man Anker warf, ist an der westlichen Küste der Insel, hat eine Tiefe von achtzehn, siebenzehn und sechzehn Faden; und auf dem Grunde findet man Corallen. Wenn man dahin kömmt: so läßt man das Land zur linken Hand liegen; und dieses gilt auch von der Insel St. Helena; sonst kann man daselbst nicht einlaufen. Also ist es eine gute Erinnerung, daß man, wenn man von Osten dahin kömmt, um das nordliche Ende der Insel herum fahren muß, damit man die Rhede gewinne. A. d. 365 Seite.

x) A. d. 365 S. Eine Jacht von der Flotte, die sich bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgetrennet hatte, um einige verirrete Schiffe zu suchen, war schon zu Middelburg angelanget; und Harmansen erfuhr dieses vor Plymouth, wo er sich funfzehn oder sechzehn Tage lang aufhielt.

Ween. 1602.

Der III Abschnitt.

Cornelius van Ween.

Nutzen dieser kurzen Erzählung. Tapfere Thaten der Holländer. Ween ist so gut ein Seeräuber als ein Reisender.

Was diese kurze Erzählung nützliches in sich fasset.

Diese Erzählung würde hier deswegen keinen Platz verdienen, weil sie einmal vorhanden ist, und um demjenigen, dessen Namen sie führet, eine Stelle unter den Reisenden einzuräumen, wenn nicht zwo merkwürdige Thaten, aus deren Beschreibung sie fast gänzlich besteht, deswegen zur Geschichte der Reisen gehöreten, weil andere Unternehmungen dadurch erleichtert worden sind. **Harmansen** hatte zuerst den Namen der Holländer in Indien furchtbar gemacht. **Ween**, der seinen Fußtapfen unmittelbar folgte, schien, wie jener, gewiß zu glauben, daß es nunmehr Zeit wäre, die Portugiesen nicht länger, wie bisher, zu schonen. Den 17ten des Brachmonats gieng er mit neun Schiffen von Amsterdam und Enkhuysen aus dem Texel ab, und hielt sich den 22sten des Weinmonats, auf der Rhede von Annobon auf.

Tapfere Thaten der Holländer.

Hier fand er bey dem Statthalter nicht mehr Höflichkeit, als die meisten übrigen holländischen Befehlshaber. Weil er aber einmal entschlossen war, seine Landesleute wegen aller Beleidigungen zu rächen, die sie auf dieser Insel erduldet hatten: so unternahm er eine Landung daselbst. Die Portugiesen vertheidigten sich erstlich, aber vergebens; zogen sich hernach auf das Gebirge; und überließen der Willkühr des Ueberwinders die Erfrischungen, die er von ihnen nur in der Absicht verlanget hatte, daß er sie bezahlen wollte *y*).

Hierauf kam er bis nach Macao, langete den 30sten des Heumonats 1603 daselbst an, bemächtigte sich einer reich beladenen und nach Japan bestimmten portugiesischen Caracke, nahm alle Güter daraus hinweg, und verbrannte sie nachgehends bis aufs Wasser *z*). Auf seiner Rückreise nach Bantam entdeckte er den 18ten des Herbstmonats eine große Junke, und muthmaßete, wie der Verfasser spricht, daß darinnen entweder Portugiesen seyn müßten, oder doch Güter, welche diesem Volke zugehöreten. Er griff sie an, als sie sich auf seine Aufforderung nicht ergeben wollte. Die Holländer enterten sie endlich, und tödteten alles, was das Unglück hatte, unter ihre Waffen zu gerathen. Bey achtzig Indianer kamen dabey ums Leben. Von denenjenigen, die noch verschonet wurden, erfuhren sie, daß die Junke von Siam wäre. Sie bedauerten über die maßen, daß sie ihre Freunde und Bundesgenossen, und solche Leute ermordet hatten, mit denen sie täglich Handel trieben *a*). Weil aber das Uebel nicht zu ändern war: so ließen sie es dabey bewenden, daß sie den übrigen Theil von diesen Unglücklichen, nebst ihrer Junke, wieder in Freyheit setzeten. Doch kann man glauben, daß sie wenigstens die Ladung behalten haben werden, die aus Seide und kostbaren Zeugen, bestanden hat. Denn das Tagebuch schreibt

y) Wie oben.

z) Eben das. a. d. 367 Seite.

a) A. d. 368 Seite.

b) Eben das.

schreibt ihnen diese Wiederstattung gar nicht zu, sondern bemerket vielmehr, daß sie mit ihrer reichen Beute nach Holland zurück gekehret sind, nachdem sie zu Bantam ihre volle Ladung eingenommen hatten *b*). Ween. 1602.

Nach dieser Erzählung möchte man fragen: verdienet Ween nicht eben so wohl den Namen eines Seeräubers, als eines Reisenden? Ween ist eben sowohl ein Seeräuber, als ein Reisender.

Die nachherigen Niederlassungen der Holländer wird man nach der folgenden Erzählung finden.

Das V Capitel.

Reise Franz Pyrards, welches die erste der Franzosen nach Ostindien ist *c*).

Pyrard. 1601.

Der I Abschnitt.

Fahrt und Begebenheiten des Verfassers, bis an die Inseln Comorres.

Bewegungsgrund zu dieser Reise. Abreise der beyden Schiffe. Schlimme Vorbedeutungen. Anschein zu einem Streite mit verschiedenen Holländern. Fliegende Fische. Unmerkliche Ströme. Beschreibung der Schiffahrt unter der Linie. Sie kommen an die Insel Annobon. Beschreibung derselben. Sie segeln nach St. Helena. Abrolhos; gefährliche Klippen. Abrolhosfest. Vorgebirge das Agullas oder Nadelvorgebirge. Woher es den Namen hat. Sie werden nach St. Lorenz verschlagen; laufen in die Bay St. Augustin ein. Vorsicht wegen Sicherheit der Kranken. Sie erhalten in der Bay Hülfe. Ihr trauriger Zustand. Anmerkungen über Madagascar. Sie suchen Erfrischungen auf den Inseln Comorres. List der Portugiesen. Fisch mit einem Menschenkopfe.

Die Nacheiferung, eine Quelle so vieler Tugenden und großer Unternehmungen, scheint der erste Bewegungsgrund gewesen zu seyn, welcher die Kaufleute aus Bretagne angetrieben hat, den Fußtapfen der Portugiesen und Spanier zu folgen. Seit bey nahe hundert Jahren erschallete der Ruf von den Thaten dieser beyden Völker durch ganz Europa. Ganz Ostindien war gleichsam ihre Beute geworden; und man redete nur mit Verwunderung von den Reichthümern, welche sie beständig aus dieser unerschöpflichen Fundgrube zogen, ohne daß sich noch die Franzosen, ihre nächsten Nachbarn, bemühet hätten, sie mit ihnen zu theilen. Eine Gesellschaft, die sich zu **St. Malo**, zu **Laval**, und zu **Vitre** zusammen that, unternahm es, nach dem Ausdrucke des Verfassers, **einen Versuch zu thun, den Weg nach Indien zu suchen, und aus der Quelle selbst zu schöpfen.** In dieser Absicht rüstete sie zwey Schiffe aus, eines von vierhundert Tonnen, welches **der halbe Mond** genennet wurde, unter der Anführung des **la Bardeliere**; und ein anderes, mit Namen **der Rabe**, von zwey hundert Tonnen, unter **Franz Grout du**

Bewegungsgrund zu dieser Reise.

c) Deswegen unterbricht man die fernern Unternehmungen der Holländer, um diese Reise in die ihr zukommende Zeitordnung zu bringen. Was ihr das Recht streitig machen kann, welches man ihr hier zugesteht, findet man zu Ende des Tagebuchs Pyrards.

Pyrard. 1601.

du Clos-neuf. Pyrard, der sich auf das andere Schiff begab, schreibt sich keinen an-dern Bewegungsgrund zu, als die Begierde, neue Dinge zu sehen, und Vermögen zu erwerben.

Abreise der beyden Schiffe. Schlimme Vorbedeutungen für die Reise.

In der Erzählung eines getreuen und scharfsinnigen Reisebeschreibers werden die Umstände einer langwierigen und unglücklichen Schiffahrt zu lauter nützlichen Lehren, welche verdienen, sorgfältig gesammelt zu werden *d*). Den 18ten May 1601 reisete man von St. Malo ab. Das Glück hatte die beyden Schiffe nicht unter seinen Schutz genommen. Kaum hatte man einige Seemeilen zurück gelegt: so zerbrach der Besanmast auf dem Raben; und man mußte die Zimmerleute aus beyden Schiffen zusammen nehmen, und ihn wieder ausbessern lassen. Eine noch verdrießlichere Wirkung dieses ersten Unglücks war dieses, daß die meisten Reisenden, und die meisten Bootsknechte, dieses für eine schlimme Vorbedeutung annahmen, daher den Muth sinken ließen, und öffentlich droheten, die Reise aufzugeben, wenn man sich in einem französischen Hafen erfrischen würde. Pyrard leugnet nicht, daß er von der Zeit an, da er zu Schiffe gegangen wäre, von dem Fortgange seiner Fahrt übel geurtheilet habe: er führet aber eine gegründetere Ursache davon an. Das Volk auf den beyden Schiffen wußte nichts von Ordnung oder Gehorsam. Man hörete unter ihnen nichts, als Schwüre und Gotteslästerungen. Es entstunden beständige Zänkereyen; und die beyden Befehlshaber waren nicht so mächtig, daß sie dieselben hätten stillen können. Endlich sah man überhaupt alle Laster unter ihnen herrschen.

Anschein zu einem Streite mit verschiedenen holländischen Schiffen.

Den 21sten erblickte man neun große holländische Schiffe von denenjenigen, die man Hocker nennet. Diese machten sich anfangs fertig, den französischen Schiffen die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Sie liefen so gar unter den Wind, welches das größte Zeichen der Unterwerfung ist, das man zur See geben kann, und ein jegliches lösete seine Canonen. Weil aber das Unteradmiralschiff mit Kugeln schoß, und die Segel des Raben durchlöcherte: so glaubte la Bardeliere, als Oberbefehlshaber auf den beyden französischen Schiffen, daß durch diese Beleidigung, das Zeichen zum Gefechte gegeben worden wäre. Er ordnete eilig alles zu einer tapfern Gegenwehr an, und ließ ohne andere Erklärung, zwo Canonenkugeln durch die Segel des holländischen Unteradmiralschiffs schießen, um ihn selbst in die Nothwendigkeit zu setzen, sich zu erklären. Er sah mit Verwunderung, daß dasselbe ruhig blieb, und ergriff daher einen andern Weg. Er bediente sich des Vortheils des Windes, lief mit vollen Segeln auf das Admiralschiff los, schoß eine Canonenkugel auf dasselbe, und befahl ihm, die Segel zu streichen. Er gerieth in nicht geringeres Erstaunen, da er sah, daß seinem Befehle schleunig nachgelebet wurde, und daß das Admiralschiff über ein so heftiges Verfahren sehr unruhig war. Man erklärete sich. Der Constabler des Unteradmiralschiffs war betrunken, und das ganze Versehen schien auf ihn zu fallen. Die Holländer erbothen sich, ihn so gleich auszuliefern, oder ihn selbst an die Segelstange aufzuhenken. Der französische Befehlshaber bath hingegen um Gnade für ihn, und war mit dieser Genugthuung zufrieden.

Nachdem sie den 3ten des Brachmonats vor den Canarieninseln, und den 12ten und 13ten vor den Inseln des grünen Vorgebirges, vorbeygesegelt waren: so befanden sie sich den 29sten dieses Monats, in der Höhe von fünf Graden, und der Polarstern schien sehr niedrig zu stehen. Zu gleicher Zeit bemerkete man den südlichen Polarstern, welchen die Seeleute das Kreuz nennen, weil er aus vier Sternen besteht, welche ein Kreuz vorstellen. Ob

d) Diesen Unterschied trifft man beständig zwischen den guten und schlechten Erzählungen an.

Ob er schon nicht weniger, als sieben und zwanzig Grade, von dem wahren südlichen Pole entfernet ist: so richten sich doch die Piloten nach ihm, als dem nächsten, und messen nach ihm die Höhe.

Pyrard. 1601.

Pyrard, und seine Gefährten sahen hier eine erstaunenswürdige Menge von fliegenden Fischen, deren Flügel den Flügeln der Fledermäuse gleichen. Viele davon fielen auf die beyden Schiffe, und man konnte sie daselbst sehr leicht fangen. Denn weil ihre Flügel im Fluge trocken geworden waren: so konnten sie sich nicht wiederum in die Höhe schwingen. Der Verfasser befand ihr Fleisch sehr wohlschmeckend. Die Albacoren, die Boniten, und die Meerschweine gewähreten beyden Schiffen das Vergnügen, daß sie beständig fischen konnten, und dieneten ihnen zur Erfrischung. Einen gleichen Ueberfluß an fliegenden Fischen bemerket man, wenn man sich der Linie nähert, so wohl auf der südlichen als auch auf der nordlichen Seite.

Zeugniß Pyrards von der Menge der fliegenden Fische.

Die Ströme, durch welche man wider die Meynung der Lootsen so getrieben wurde, bis man die Küste von Guinea entdeckte, hielten die Schiffahrt sehr auf. Den 24sten August kam man erstlich unter die Linie. Der Verfasser spricht: „An diesem Tage nahm „man zur gewöhnlichen Stunde, nämlich im Puncte des Mittags, die Höhe der Sonne, „und fand gar keine Höhe. Daraus sahen wir, daß wir unter der Linie waren.„ Eine nicht weniger ungekünstelte Beschreibung machet er von den Unbequemlichkeiten der Reise. Weil man in keiner andern Reisebeschreibung so viele Umstände beysammen antrifft: so verdienet diese Erzählung hier von Worte zu Worte mit eingerückt zu werden.

Ströme, deren Wirkung unmerklich ist.

„Wenn man sich der Linie sowohl gegen Norden, als gegen Süden, um sieben oder „acht Grade nähert, so wird man durch die unbeständige Witterung, und durch die schlim„me Luft, sehr beschweret. Die Hitze ist so gewaltig und so erstickend, daß nichts darü„ber seyn kann. Die meisten Lebensmittel verderben dadurch. Das Wasser wird stin„kend, und voll großer Würmer. Alles Fleisch, und alle Fische verderben, wenn sie auch „noch so gut eingesalzen sind. Die Butter, die wir mitgebracht hatten, zerschmolz zu lau„ter Oele. Die Unschlittlichter zerliesen ebenfalls. Die Schiffe gaben sich an denen Orten „von einander, wo sie die See nicht berühreten. Pech und Teer zerschmolzen überall; „und es war fast eben so unmöglich, unten im Schiffsraume zu bleiben, als in einem „Backofen. Es ist zwar überhaupt nichts so unbeständig, als die Luft: hier aber ist sie „die Unbeständigkeit selbst. In einem Augenblicke ist es so stille, daß man sich darüber „verwundert; und eine halbe Stunde hernach sieht und höret man überall nichts, als Wet„terleuchten, und die erschrecklichsten Donner und Blitze, die man sich nur einbilden kann; „sonderlich, wenn die Sonne bald Tag und Nacht gleich machen will: denn alsdenn spü„ret man sie heftiger und gewaltsamer. In einem Augenblicke wird es wiederum stille, „hernach kömmt wieder ein Sturm, und so geht es beständig fort. Manchmal erhebt sich „auf einmal ein so ungestümer Wind, daß alles, was man hierbey thun kann, dieses ist, „daß man hurtig alle Segel einzieht. Es scheint, als ob Masten und Segelstangen zer„brechen, und das Schiff zu Grunde gehen sollte. Oftmals sieht man von weitem große „Wirbelwinde, welche die Seefahrer Drachen oder Wasserhosen nennen. Wenn diesel„ben über die Schiffe kämen: so würden diese davon zerbrechen, und zu Grunde gehen. „Wenn man sie ankommen sieht: so nehmen die Schiffleute bloße Degen, schlagen sie auf „dem Vordertheile des Schiffes, oder auf der Seite, wo sie den Sturm sehen, kreuzwei„se

Merkwürdige Beschreibung der Schiffahrt unter der Linie.

Pyrard. 1601.

„se zusammen; und glauben, daß diese Wasserhosen dadurch abgehalten werden, über das „Schiff zu kommen, und sich auf die Seite abwenden. Uebrigens ist der Regen in dieser „Luft sehr gefährlich. Wenn jemand davon getroffen wird, und nicht alsbald andere Klei- „der anzieht: so laufen ihm, nicht lange hernach, über dem ganzen Leibe Beulen und Bla- „tern auf, und in die Kleider kommen Würmer. Wir sahen uns genöthiget, unsere Schif- „fe mit Wachsleinwand zu überziehen, und uns durch Gezelte sowohl gegen den Regen, „als gegen die Sonne zu schützen. Es würde mir unmöglich fallen, wenn ich alle Noth „und alle Beschwerlichkeiten haarklein erzählen wollte, die wir, wegen dieser Windstillen, „und wegen dieser **Travaden**, mit welchem Namen man solche Windstöße beleget, erdul- „det haben. Man leidet dadurch weit mehr, als durch einen großen Wind, oder auch „durch einen heftigen Sturm. Die Schiffe nutzen sich auch in kurzem ab. Das Schiff „schwanket bald auf diese, bald auf jene Seite, wegen der Gewalt des großen **Luesino** in „diesen Gegenden. Bläst aber der Wind auf das Hintertheil des Schiffes, so halten „die Segel das Schiff fest; und wenn er von der Seite her wehet, so neiget sich das „Schiff nur auf eine Seite. Eine solche abwechselnde Seestille erschüttert die Schiffe, und „füget ihnen viel Gewalt zu; sonderlich, wenn sie groß und schwer beladen sind. Oft- „mals bekömmt das Schiff auch so starke Risse, daß es, wenn nachgehends ein ordentli- „cher Sturm dazu kömmt, nicht länger widerstehen kann *e*).„

Die beyden Schiffe kommen an die Insel Annobon.

Den 29sten August entdeckte man, in einer Entfernung von zehn Seemeilen, Land. Die Freude in den beyden Schiffen war außerordentlich groß, weil sie durch die Ströme schon vielmal gegen die Küste von Guinea zu getrieben worden waren, und nunmehr anfin- gen, Mangel am Wasser zu leiden. In kurzem erkannte man die Insel **Annobon**. Auf das gegebene Wort der Portugiesen, welche Herren von der Insel waren, stieg man den folgenden Tag ans Land, bereuete es aber zu spät, daß man ihren Versprechungen viel getrauet hatte. Dem Lieutenant auf dem **Raben** kostete es das Leben, und vielen Bootsknechten die Freyheit. Diese wurden mit Gelde wiederum ausgelöset. Indessen verweilete man sich doch sechs Wochen lang auf dieser Rhede, aber ohne mit den Einwoh- nern einige Gemeinschaft zu haben, deren Untreue man schon erfahren hatte. Man sah sich auch genöthigt, die Nachtzeit zu erwählen, wenn man sich einigen frischen Wasserquellen nähern wollte; und dabey lief man doch auch Gefahr, mit Steinen geworfen, und mit Ku- geln geschossen zu werden.

Beschreibung dieser Insel.

Die Insel **Annobon** gehörete damals einem portugiesischen Herrn, und alle Portu- giesen, die daselbst wohneten, waren nur seine Factore oder Verwalter. Mit den Einge- bohrenen des Landes, die er als seine Leibeigenen ansah, trieb er alle Jahre einen ansehnli- chen Handel, nachdem sie sich stark vermehreten. Es waren Schwarze. Männer und Weiber giengen nackend, außer daß sie die Schamtheile mit einem Stücke Cattun bedeckten. Die Weiber trugen ihre Kinder auf dem Rücken, und ihre Brüste waren so lang, daß sie dieselben über der Schulter damit säugen konnten. Die Insel liegt anderthalb Grade der südlichen Breite. Im Umfange hat sie nur fünf oder sechs Seemeilen. Sie ist aber hoch, bergicht, und beständig grün. Pomeranzen und Ananas wachsen daselbst häufig. Die Bananas dienen den Einwohnern daselbst an statt des Brodtes. Die Cocosbäume liefern ihnen Wein. Es fehlet ihnen auch nicht an Reiße und Hirse. In der Baumwolle beste- hen

e) Man muß aber wissen, daß man zuweilen über die Linie kömmt, ohne diese Beschwerlichkeiten zu erdulden.

hen ihro vornehmsten Einkünfte, und das Meer, welches sie umgiebt, ist mit vortrefflichen Fischen angefüllet. Eine kleine Insel, die nur anderthalb Seemeile davon entfernet ist, aber nichts grünes hat, dienet einer erstaunenswürdigen Menge von Penguinen f) zum Aufenthalte. Dieses sind Vögel, etwas größer, als unsere Tauben, die ihnen aber an den Federn sehr gleich kommen. Ihr Fleisch ist zwar schwarz, aber nahrhaft, und von ziemlich gutem Geschmacke. Dieses war eine Erquickung für die beyden Schiffe, welche täglich eine große Anzahl davon fingen.

Pyrard. 1601.

Die Nothwendigkeit andere Erfrischungen wider den Scharbock zu suchen, den man nunmehr zu spüren anfing, bewog den Befehlshaber, den Anker zu lichten. Den 16ten des Weinmonats nahm man die Straße nach St. Helena, ungeachtet der Ungewißheit des Lootsmanns, welcher sich nicht versprach, daß er sie bey denen Winden, die in dieser Jahreszeit herrscheten, würde finden können. Doch langete man den 7ten des Wintermonats daselbst an. Diese Insel liegt im sechzehnten Grade der südlichen Breite, etwan sechs hundert Seemeilen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Man hatte gehoffet, daselbst Holz zu finden, womit man den Besanmast auf dem **Raben** ausbessern könnte: sie brachte aber keines hervor, das zu diesem Gebrauche dienlich gewesen wäre. Die Luft, und das Wasser daselbst sind bewundernswürdig rein. Die Früchte und das Fleisch von den Thieren stelleten die Gesundheit aller Kranken wiederum her. Den 16ten des Wintermonats segelte man von hier ab, und gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung zu.

Der Scharbock nöthiget sie gegen St. Helena zu zu steuern.

Drey Tage hernach fuhr man vor den **Abrolhos** vorbey. Dieses sind Sandbänke, und Klippen, gegen die Küste von Brasilien zu, denen die Portugiesen diesen Namen beygeleget haben, damit die Reisenden wider die Gefahr auf ihrer Hut seyn möchten. Dieser Name bedeutet: **thue die Augen auf**; und dieses ist auch ein nothwendiger Rath für diejenigen, die sich sonst verleiten lassen würden, hinein zu laufen; denn es würde ihnen sehr schwer fallen, wiederum heraus zu kommen. Er bemerket, wenn man die **Abrolhos** zurück gelegt habe, so habe man zur See die Gewohnheit, ein Fest zu begehen, welches einen ganzen Tag lang dauert, und wobey man einen König erwählet, der demselben vorstehen muß. Diese Gewohnheit rühret von den Portugiesen her. Der Verfasser verwirft sie aber, weil solche Lustbarkeiten, die in Schmausereyen bestehen, nur zur Verminderung der Getränke und der Lebensmittel dienen, welche doch auf einer langen Schiffahrt niemals zu sehr gesparet werden können.

Abrolhos, gefährliche Klippen.

Abrolhosfest.

Man glaubte nunmehr, gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung anzurücken; und man sah schon auf dem Wasser die Art von Rohre, welche man **Trombas** nennet, und wovon immer zehn bis zwölf Stengel an einer Wurzel befindlich sind. Hierzu kam noch eine große Menge von weißen, schwarz gesprenkelten Vögeln. Die Portugiesen nennen sie **Sammetärmel**. Funfzig bis sechzig Seemeilen weit von dem Vorgebirge fangen sie an, sich zu zeigen. Indessen befand sich der **Rabe** in einer dunkeln Nacht, die durch Regen und einen starken Wind noch fürchterlicher gemacht wurde, sehr nahe am Lande, und würde unfehlbar an den Felsen, die in die See hervorrageten, gescheitert seyn, wenn nicht noch einige Bootsknechte die Gefahr wahrgenommen hätten. Man eilete wiederum in die offene See, und warnete das Admiralschiff durch einen Canonenschuß.

f) Der Verfasser nennet sie Pingui.

Pyrard. 1602.

Vorgebirge das Agullas. Woher es diesen Namen erhalten habe.

Den folgenden Tag sah man, daß man vor dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey war, und das Vorgebirge **das Agullas** vor Augen hatte. **Pyrard** merket an, es führe diesen Namen deswegen, weil gegen dem Vorgebirge über die Nadel des Seecompasses beständig gerade auf Norden weist, und weder gegen Osten noch gegen Westen abweicht: wenn man aber vor dem Vorgebirge vorbey ist, so fängt sie wiederum an, gegen Nordwesten abzuweichen.

Sturm, wodurch die beyden Schiffe an die Insel St. Lorenz verschlagen werden.

Die Absicht des Befehlshabers war, seinen Weg an der äußern Seite der Insel **Madagascar** hin zu nehmen; und deswegen hatte er sich von zwey holländischen Schiffen getrennet, die, eben wie er, nach Indien giengen, und in der Bay **Formosa**, an der Küste von **Melinda**, wiederum zu ihrer Flotte stoßen sollten. Allein, die Unwissenheit seines Lootsmannes brachte ihn dahin, daß er anfangs dem Lande **Natal** folgte. Er war zwar so glücklich, und kam ohne Stürme vorbey; obgleich dieselben hier herum vom drey und dreyßigsten bis zum acht und zwanzigsten Grade sehr häufig zu seyn pflegen: allein, den 7ten des **Hornungs** sah er, daß er sich betrogen hatte. Er beharrete darauf, daß er an eben der Küste auf seinen vorigen Weg zurück kehren wollte, und setzete seine beyden Schiffe allem demjenigen aus, was die Wellen in dieser See nur fürchterliches haben. Ein Sturm, der vier Tage lang dauerte, zeigte **Pyrarden** wohl tausendmal alles Schreckliche des Todes. Als er sich legte, so wurde das Volk auf dem **Raben** in eine andere Unruhe gestürzet. Es hatte den Befehlshaber aus dem Gesichte verlohren; und da es noch dazu einen großen Mast um sich herumschwimmen sah, so glaubte es ganz gewiß, er wäre vom **halben Monde**, und dieses unglückliche Schiff wäre untergegangen.

Die Leute auf dem **Raben** waren von den Beschwerlichkeiten ermüdet, und die meisten befanden sich krank. Ihr Hauptmann, **Grout du Clos Neuf**, schlug vor, man sollte ans Land steigen, weil sein Lootsmann, der ein Engländer war, niemals die Reise nach Indien gethan hätte. Man bath ihn, das nächste Land zu erwählen. Dieses war allem Ansehen nach die Insel **Madagascar**. Allein, auch dieses Unternehmen war nicht ohne Gefahr: denn unter dem ganzen Schiffsvolke war nur ein einziger Constabler aus Flandern, der einige Kenntniß von den Küsten hatte; und seiner Wissenschaft trauete man nicht viel zu. Etwan dreyßig oder vierzig Seemeilen von der Insel schien das Meer eine andere Gestalt zu bekommen. Es hatte eine gelblichte Farbe, und schäumete sehr. Es war mit Meernüssen, Rohre, Schilfe, und andern schwimmenden Kräutern bedecket. Dieses

Man läuft in die Bay St. Augustin ein.

Ansehen behielt es bis ans Ufer. Endlich entdeckte man das Land den 18ten des Hornungs, und den 19ten früh warf man in der Bay **St. Augustin** Anker. **Pyrard** stellet die Lage derselben unter den drey und zwanzigsten und einen halben Grad der südlichen Breite, unter den Wendezirkel des Steinbocks.

Gegen Mittag an eben diesem Tage bekam man ein großes Schiff zu Gesichte; und in kurzem erkannte man dasselbe für den **halben Mond**. Es war viel übler zugerichtet worden, als der **Rabe**, und der größte Theil des Volkes darauf war krank. Abends lief eines von den beyden holländischen Schiffen, die man am Vorgebirge **das Agullas** angetroffen hatte, ebenfalls in die Bay ein, und ankerte nicht eher nahe bey den Franzosen, als bis es dieselben erkannt hatte. Der Hauptmann, mit Namen **Fort**, war ein gebohrner Holländer, und sein Vater hieß **Franz de Vitre**. Er hatte schon eine Reise nach Indien gethan, und sich an dem Hofe zu **Achin** auf der Insel **Sumatra** in außerordentliche Gunst gesetzet.

Wei

Pyrard. 1602.

Weil die drey Schiffe fast auf gleiche Weise einer Ausbesserung benöthigt waren: so fiel der Schluß des Schiffsrathes, der gemeinschaftlich gehalten wurde, dahin aus, daß man sogleich einen bequemen Ort aussuchen sollte, wo man die Kranken hinlegen könnte. Die Anzahl derselben war auf den beyden französischen Schiffen groß. Man erwählete unten an einem hohen Berge an dem Ufer des Flusses, der sich in die Bay ergießt, einen Ort, den man mit dicken Pfälen umgab, die dicht an einander in die Erde gestecket, und mit dicken Aesten durchflochten wurden. Diesen Platz bedeckte man mit Segeln; und damit man diese kleine Festung vertheidigen könnte: so pflanzete man einige Canonen hinein, und stellete eine Wache von gesunden Personen hinzu, die mit Musketen und Flinten bewaffnet waren.

Vorsicht, wegen der Sicherheit der Kranken.

Indem man mit Ausbesserung der Schiffe beschäfftigt war, fiel es nicht schwer, in einen Handel mit den Einwohnern zu treten, und sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Nachdem sie einige Zeit lang zweifelhaft gewesen waren, welches von ihrem Mistrauen herrührete: so versprachen sie endlich durch verschiedene Zeichen, für kleine Scheeren, Messern, und andere Kleinigkeiten, woraus sie sehr viel zu machen schienen, allerhand Lebensmittel herbey zu schaffen. Also bekam man gar bald einen großen Vorrath von Viehe, Vögeln, Milch, Honig und Früchten. Für ein Paar Zahlpfennige, oder für einen kupfernen oder zinnernen Löffel, erhielt man von ihnen eine Kuhe oder einen Stier. Weil sich aber ihre Sorgfalt nicht so weit erstreckete, daß sie die Thiere geschnitten hätten: so durfte man von ihnen weder Rinder noch Schöpse hoffen. Ein großes Holz, welches am Ufer stund, dienete denenjenigen den Tag über zu einem Spaziergange, welche so viel Kräfte hatten, daß sie gehen konnten. Sie fanden daselbst eine große Menge von kleinen Affen, eine erstaunenswürdige Menge von allerhand Vögeln, sonderlich Papageyen von verschiedenen Federn, und allerhand Arten von Früchten, wovon einige sehr gut zu essen waren.

Sie erhalten in der Bay Hülfe.

Allein ungeachtet aller dieser Hülfe hatte man doch noch mit einer so gewaltigen Hitze zu kämpfen, daß man sich Beine und Füße verbrannte, ob man schon mit Strümpfen und Schuhen versehen war. Dadurch wurde man nicht allein am Gehen verhindert; sondern es verursachte dieses auch oftmals Geschwüre, die schwer zu heilen waren. Die Mücken und anderes herumfliegendes Ungeziefer waren ebenfalls eine Beschwerlichkeit, wogegen man sich Tag und Nacht zu wehren hatte. Auf einer andern Seite überließen sich die Matrosen, nachdem sie auf der See gefastet hatten, ihrer Eßbegierde ohne Maaße, und überfülleten sich mit Fleische, dessen Verdauung die übermäßige Wärme schwer machte. Also wurden die meisten, an statt wiederum zur Gesundheit zu gelangen, mit einem hitzigen Fieber befallen, wodurch sie in einer Zeit von zwo oder drey Tagen hingerissen wurden. Ein und vierzig Franzosen starben von ihrer Unmäßigkeit oder am Scharbocke. Man hatte nun sechs Wochen mit dem Kalfatern zugebracht; und die beyden Schiffe befanden sich nunmehr im Stande, wiederum unter Segel zu gehen. Weil aber der Befehlshaber durch die Verminderung seiner Leute in Furcht gesetzet, und wegen der Folgen einer Reise, womit man noch gar nicht weit gekommen war, in Sorgen stund: so fassete er den Entschluß, einige Einwohner aus der Insel zu entführen, um den Mangel an Volke zu ersetzen. Er brauchte dazu List und Gewalt, aber vergebens. Es war aber nachgehends noch ein Glück für den **Raben**, daß ihm dieses ungerechte Unternehmen nicht von statten gegangen war.

Trauriger Zustand der Franzosen.

Pyrard. 1602.

Anmerkungen des Verfassers über Madagascar.

Pyrard spricht, die Insel **Madagascar** habe über sieben hundert Seemeilen im Umfange, und verlanget, daß man seinen Worten glauben solle, weil er auf seinen beyden Schiffahrten Gelegenheit gehabt hätte, sie zu umschiffen. Die äußerste Spitze gegen Süden liegt in der Breite von sechs und zwanzig Graden, und die nordliche im vierzehnten Grade. Diese große Insel ist sehr stark mit Viehe versehen g). Die Schafe lammen mit drey bis vier Lämmern auf einmal; welches der Verfasser mit Augen gesehen zu haben versichert. Der Schwanz von Widdern und Schafen wiegt bis auf acht und zwanzig Pfund. Alle Arten von Viehe gehören den Einwohnern gemeinschaftlich zu, oder vielmehr denen, die sie wegnehmen. Denn weil sie sehr wenig Fleisch essen: so sind sie auch nicht besorgt, dieselben ordentlich zu füttern. Es sind auch die meisten von diesen Thieren wild und man sieht sie in Heerden von drey bis vier hunderten. Die Ochsen und Kühe haben am Halse ein großes Stück Fett, von eben dem Geschmacke, als der Schwanz von den Schöpsen. Ueberhaupt aber hat ihr Fleisch hier keinen so guten Geschmack; es ist auch nicht so gesund, wie in Europa. Die gemeinen Nahrungsmittel auf der Insel bestehen in Fischen, Früchten und Milchwerke. Affen finden sich daselbst in sehr großer Anzahl. Die Menge der Papageye ist ganz unglaublich; und ihr Fleisch ist nicht weniger gut, als das Fleisch von großen Tauben. Unsere Franzosen befanden sich dabey so wohl, daß sie funfzig bis sechzig davon in einem Kessel auf einmal kochen ließen. Hühner, Rebhühner, Fasanen und andere Arten von Vögeln sind nicht weniger gemein auf der Insel. Man findet daselbst eine Menge von Chamäleonen, Eidechsen von einer ungeheuern Größe, und Fledermäuse, die so groß sind, als Raben. Die Flüsse sind mit Fischen angefüllet, denen aber eine große Menge von Crocodillen nachstellet.

Die Farbe der Einwohner ist schwarzbraun, und fällt in das Röthliche. Sie sind lang, gerade, behend, und gehen nackend, außer daß sie die Schaamtheile mit einem kleinen Stückchen Cattune bedecken. Ihr Haar ist lang und geflochten. Die Weiber tragen ein Tuch, welches von dem obern Theile der Brust bis mitten auf den Leib hinunter geht, und ein anderes vom Nabel bis auf die Knie. Der Kopf aber ist glatt: denn sie pflegen sich beständig das Haar sorgfältig abzuschneiden. Ihr Schmuck besteht in kupfernen, zinnernen, oder eisernen Armbändern. Der Verfasser verwirft die Meynung derer jenigen nicht, die den Ursprung dieser Insulaner den Chinesen zuschreiben, welche durch einen Schiffbruch an diese Insel sollen seyn verschlagen worden. In ihrem Angesichte fand er viel Aehnlichkeit mit den Chinesen, außer daß sie eine schwarzbraune Farbe haben, die er der Wirkung der Himmelsgegend, und ihrer Gewohnheit, beständig nackend zu gehen, zuschreibt. Er setzet hinzu, die Insel sey stark bevölkert, ob sie schon durch die Kriege verschiedener Könige, unter welche sie sich getheilt befände, sehr verwüstet worden wäre. Die Religion der Einwohner war eine Vermischung von dem muhammedanischen Glauben und vom Götzendienste.

Die beyden Schiffe suchen bessere Erfrischungen auf den Inseln Comorres.

Den 15ten May lichtete man den Anker, aber mit so wenigem Vertrauen wegen des schlechten Zustandes der beyden Schiffe, daß man, an statt auf das Ende der Reise zu denken, die Inseln **Comorres** zu erreichen suchete, wo die Erfrischungen für Kranke gemein sind. Den 23sten entdeckte man sie in zwölf und einem halben Grade der südlichen Breite zwischen der Insel Madagascar und dem festen Lande von Africa. Man fassete den Entschluß, vor der Insel **Malailli** zu ankern, die zwischen den vier übrigen mitten inne liegt.

g) Man sehe weiter unten die Beschreibung. Man hat hier nur die Absicht, den Anmerkungen Pyrards einen besondern Vorzug einzuräumen.

Die Einwohner überbrachten den beyden Schiffen freywillig die Reichthümer ihrer Insel. Diese bestunden in Reiße, der, wenn er gekocht wird, eine Veilgenfarbe bekömmt, in Honig, in verschiedenen Arten von süßen und sauern Pomeranzen, in zweyerley Citronen, und in andern Früchten, als Bananas und Cocosnüssen, die sie für allerhand europäische Kleinigkeiten vertauscheten. Es mangelt ihrer Insel auch nicht an Viehe und Flügelwerke; sie wollen dieses aber mit Gelde bezahlet haben. In den vierzehn Tagen, die man auf dieser Rhede zubrachte, wurden alle Kranken glücklich wiederum hergestellet. Der Befehlshaber wurde von den Einwohnern gebethen, ans Land zu steigen, und ihren König selbst zu besuchen, von welchem sie ihm viel Gunstbezeugung versprachen. Allein ihre hartnäckige Verweigerung der Geisel, und das Andenken an dasjenige, was er auf der Insel **Annobon** ausgestanden hatte, waren zween starke Bewegungsgründe, die ihn bewogen, allen ihren Anerbiethungen zu widerstehen. Diese Inseln werden von verschiedenen Völkern bewohnet, die von der äthiopischen Küste hinüber kommen, von Caffern, Mulatten, Arabern und Persern. Sie bekennen sich alle zum muhammedanischen Glauben, und handeln mit den Portugiesen in Mozambik, indem sie davon nur etwan siebenzig Seemeilen entfernet sind.

Pyrard. 1602.

Der Verfasser spricht: ich weis, daß die Portugiesen an allen diesen Orten denen Leuten, mit denen sie in einem Bündnisse stehen, rathen, und sie so gar inständig bitten, daß sie alle Arten von Verrätherey und List wider die französischen, englischen und holländischen Schiffe anwenden sollen; ja sie versprechen ihnen so gar Belohnungen für ihre Untreue.

List der Portugiesen.

Er setzet noch folgendes, als ein Meerwunder an dieser Küste, hinzu: da er sich in einer Schaluppe eine Seemeile weit vom Lande befunden hätte: so hätte er in der Nähe einen wunderbaren Fisch wahrgenommen; dieser hätte einen Menschenkopf gehabt; derselbe wäre aber etwas spitzig zugegangen, und mit Schuppen bedeckt gewesen; am Kinne hätte man eine Art von einem Barte wahrgenommen. Von seinem Rücken, der schuppicht war, konnte er nur einen Theil entdecken. Da er sich näher hinzu bewegen und ihn genauer betrachten wollte: so verschwand er.

Fisch mit einem Menschenkopfe.

Der II Abschnitt.
Pyrards Schiffbruch und Gefangenschaft.

Anmerkung von den Eigenschaften des Verfassers. Er leidet Schiffbruch. Die Franzosen kommen auf die Insel Puledu. Ihre Aufnahme daselbst. Man nimmt ihnen alles. Besondere Ehrerbiethung gegen den König. Die Schiffstrümmern werden zusammengesuchet. Wie viel Geld die Franzosen gerettet. Ihr Elend wird dadurch vergrößert. Pyrards trauriger Zustand. Er lindert sich solchen; geräth in Lebensgefahr. Einige von seinen Gefährten entfliehen. Ankunft und Empfang eines großen Herrn auf der Insel Pandue. Schärfe wider diejenigen, die von den Franzosen Geld genommen. Glückliche Veränderung in Pyrards Schicksale. Er wird auf die Insel Male geführet. Wie ihm der König daselbst begegnet. Der Hof ist begierig, die europäischen Gewohnheiten zu wissen. Trauriges Schicksal der übrigen französischen Gefangenen. Von vierzigen bleiben ihrer nur neune. Zuneigung eines Großen gegen Pyrarden. Er bekömmt das maldivische Fieber. Beschreibung seiner Krankheit. Einige Niederländer wollen entfliehen, und kommen um. Pyrard geräth deswegen in Verdacht; fällt in Ungnade; kömmt wieder in Gnade. Er bereichert sich. Große Sonnenfinsterniß.

Bis hieher hat **Pyrard** in seiner Geschichte noch keinen Vorzug vor dem gemeinen Haufen der Reisenden, und der Nutzen seiner Anmerkungen schränket sich nur auf Seefah-

Pyrard. 1602.

rer ein. Nunmehr aber öffnet sich die Schaubühne zu angenehmern Begebenheiten, b... ihn mit unter den Haufen der Geschichtschreiber, Erdbeschreiber und Naturbeschreiber se... und worinnen er sich beständig als einen sorgfältigen Beobachter und scharfsinnigen Sch... steller erzeiget. Es würde vergebens seyn, wenn man alle diese Eigenschaften einigen P... sonen von großen Verdiensten zuschreiben wollte, die seine Nachrichten durchgesehen ... untersuchet haben: denn selbst die Sorgfalt, die sie bey dieser Arbeit anwendeten, zeuget ... der Hochachtung, die sie gegen den Verfasser und gegen sein Werk geheget haben *h*).

Anmerkung von den Eigenschaften des Verfassers.

Das Schicksal, welches ihn zu einem sehr unruhigen Leben bestimmete, machte ... Anfang zu seinem Unglücke mit einem Schiffbruche. Der Hauptmann auf dem Rab... **Grout du Clos Neuf**, war auf den Inseln **Comorres** so wenig vollkommen wieder ... gestellet worden, daß er hernach wiederum in eine Mattigkeit verfiel, welche für die Si... heit seines Schiffes gefährlich war. Nachdem man den 21sten des Brachmonats über ... Linie gegangen war: so hatte man bis auf den fünften Grad der nordlichen Breite ziem... günstige Witterung. Den 2ten des Heumonats bemerkte man von weitem gro... Sa... bänke, die eine Menge von kleinen Inseln umgaben. Der Befehlshaber und sein ... mann hielten diese Inseln für die Inseln des **Diego dos Reys**, ob man sie schon ach... Seemeilen weit gegen Westen hatte liegen lassen. Es war umsonst, daß die Leute au... **Raben** behaupteten, es wären die maldivischen Inseln, und man müßte sich deswe... mit Vorsicht waffnen.

Schiffbruch des Raben.

Diego Ruys.

Dieser Streit dauerte den ganzen Tag über. Die Hartnäckigkeit, womit der Be... fehlshaber auf seiner Meynung bestund, brachte denselben dahin, daß er unweislich ein... kleine Barken zu erwarten verabsäumete, welche, wie man nachgehends erfuhr, herb... men, um ihm zu Führern zu dienen. Seine Absicht war, an der nordlichen Seite ... maldivischen Inseln hin zu segeln, zwischen der Küste von Indien und dem Anfange d... Inseln. Indem man aber seinen Befehlen folgete, lief man vielmehr mit einer blin... Dummheit in die Gefahr hinein. Damit die Unbesonnenheit vollends recht groß seyn m... te: so brachte ein jeder die Nacht in einem tiefen Schlafe zu, ohne selbst diejenigen au... nehmen, welche für die übrigen wachen sollten. Der Steuermann und der Unterst... mann lagen in der Trunkenheit begraben, welche von einem langen Schwelgen herrü... Das Feuer, welches ordentlich den Compaß erleuchtet, verlöschete, weil derjenige, der ... mals das Steuerruder hielt, zu allem Unglücke ebenfalls eingeschlafen war. Indem ... also jedermann in einer unglücklichen Unempfindlichkeit lag, stieß das Schiff mit vieler ... tigkeit zweymal an; und indem man über dem Geräusche erwachete, so stieß es zum ... ten male an, und schlug auf der Sandbank um.

Wie fing hier nicht ein Haufen von Unglücklichen an zu schreyen und zu seufzen, ... sie sahen, daß sie mitten im Meere und in der Finsterniß an einem Felsen gescheitert wa... wo der Tod ihnen unvermeidlich zu seyn schien! Der Verfasser stellet vor, wie einige ... weinet, und aus aller Macht geschrien, andere gebethet, und noch andere ihren Gef... gebeichtet haben. An statt, daß sie von ihrem Befehlshaber hätten unterstützet werden ... sollen, so hatten sie einen, der ihr Leid nur noch vergrößerte. Seine Schwachheit h... ihn schon einen Monat lang im Bette gehalten. Gleichwohl zwang ihn die Furcht ... dem Tode, heraus zu steigen: allein der Erfolg war, daß er mit den übrigen weinete. ...

h) Der Herausgeber bemerket in der Vorrede, daß der berühmte Hieronymus Bignon, oberster Sachwalter im Parlemente zu Paris, Hand ... geleget habe.

kühnesten kappeten hurtig die Masten ab, um zu verhindern, daß das Schiff nicht noch weiter umschlüge. Man lösete eine Canone, um den **halben Mond** von dem Unglücke, worein man verfallen war, zu benachrichtigen. Den ganzen übrigen Theil der Nacht brachte man in einer beständigen Furcht zu, daß man untersinken möchte. Bey Anbruche des Tages entdeckte man über den Sandbänken verschiedene Inseln an einander, in einer Entfernung von fünf oder sechs Seemeilen. Man sah auch den **halben Mond**, der vor den Klippen vorbey fuhr: aber denenjenigen, die er untergehen sah, nicht die geringste Hülfe leisten konnte *i*). Pyrard. 1602.

Indessen schien das Schiff auf der Seite fest zu liegen; und man konnte hoffen, daß es in dieser Lage den Wellen noch eine Zeit lang widerstehen würde: denn es lag auf einem Felsen. **Pyrard** und seine Gefährten hoffeten daher, daß sie wenigstens ihr Leben würden retten können. Sie fingen an, eine Art von einer Flöße zu bauen, nahmen dazu viele hölzerne Balken, und nagelten darauf eine Menge Bretter, die sie aus dem innern Raume des Schiffes heraus nahmen. Dieses Gebäude, welches **Pangaje** genennet wird, war zureichend, sie alle zu tragen, und auch einen Theil von dem Gerathe und von den Kaufmannsgütern zu retten. Ein jeder nahm auch von dem Gelde, das sich in dem Schiffe befand, so viel mit, als er fortbringen konnte. Mit allen diesen Beschäfftigungen brachte man über die Hälfte des Tages zu. Als man aber die **Pangaje** fertig hatte: so war es nicht möglich, sie über die Sandbänke hinaus zu bringen, daß sie hätte flott werden können.

In dieser neuen Verzweifelung bekam man eine Barke zu Gesichte, die von den Inseln herkam, und gerade auf das Schiff zu zu kommen schien, als ob sie dasselbe in Augenschein nehmen wollte. Zu allem Unglücke aber blieb sie in der Entfernung von einer halben Seemeile zurück. Dieser Anblick gieng einem französischen Bootsknechte dermaßen zu Herzen, daß er gegen die Barke zuschwamm, und diejenigen, die sie führeten, durch Schreyen und durch Zeichen anflehete, daß sie unglücklichen Fremden ihren Beystand angedeihen lassen möchten, von denen sie gewiß eine Erkenntlichkeit zu hoffen hätten, die dieser Wohlthat gleich käme. Als er aber sah, daß sie auf sein Bitten nicht achteten: so sah er sich genöthigt, mit vieler Mühe und Gefahr wieder zurück zu kehren. **Pyrard** erfuhr nachgehends, daß allen Insulanern auf das strengste verbothen war, verunglückten Schiffen zu nahe zu kommen, wenn sie nicht ausdrücklichen Befehl von ihrem Könige dazu hätten. Ob er schon dieses Gesetz für grausam hält: so findet er doch bey weitem nicht so viel Unmenschlichkeit dabey, als bey dem Verfahren verschiedener Bootsknechte um ihn herum. Diese höreten, ungeachtet ihnen der Tod vor Augen schwebete, nicht auf zu fressen und zu saufen, und wendeten vor, da sie sich am Ende ihres Lebens befänden: so wollten sie lieber unter wackerem Saufen sterben, als in der See ertrinken. Nachdem sie sich voll getrunken hatten: so fingen sie Händel unter einander an, und stießen erschreckliche Flüche aus. Einige plünderten die Kuffer derjenigen, die sie bethen und sich zum Tode bereiten sahen. Sie achteten nicht mehr auf das Ansehen des Hauptmanns, sondern sagten zu ihm: da ihre Reise vernichtet worden wäre, so wären sie nicht länger verbunden, ihm zu gehorchen.

Niemand hatte bisher geglaubet, daß man etwas würde mit der Galione anfangen können, nicht allein, weil die Masten abgekappet waren, und man keine Winde anbringen konnte,

i) Sein Schicksal wird man am Ende dieser Erzählung finden.

Pyrard. 1602.

konnte, um sie über das zweyte Verdeck zu heben, wo sie lag, seit dem man die Inseln Comorres verlassen hatte: sondern auch noch mehr, weil die Wellen alle Augenblicke eine Pike hoch über das Schiff giengen, und das Meer zwo Seemeilen um die Sandbänke herum so ungestüm war, daß man sich von einer so schwachen Hülfe nichts versprechen konnte. Weil aber doch kein anderes Mittel mehr übrig war: so richtete man nunmehr alle Bemühungen auf diesen einzigen Gegenstand der Hoffnung. Die Galion wurde mit unglaublicher Mühe hervor gezogen. An verschiedenen Orten war sie läck, und durch die Seestöße ganz zerbrochen. Man sparete nichts, um sie in einen brauchbaren Stand zu setzen. Weil aber die Nacht einbrach, ehe man mit dieser Arbeit zu Stande kommen konnte: so sah man sich genöthiget, sie über den Bord des Schiffes zu bringen. Dieses geschah mit so viel größerer Unbequemlichkeit und Gefahr, da es inwendig schon fast mit Wasser angefüllet, und man ohne Unterlaß den Wellen ausgesetzet war, die darüber hinweg giengen.

Wie die Franzosen auf die Insel Pulodu kommen.

Den folgenden Tag früh fing man erstlich an, die Galion durch Schwimmen über die Sandbänke zu ziehen; welches ein so wohl gefährliches, als mühsames Unternehmen war. Indessen brachte man sie doch hinüber; und das gesammte Schiffsvolk hatte nunmehr die Freyheit, hinein zu steigen, nachdem sich ein jeglicher erstlich mit einem Degen, einer Flinte, und einer halben Pike versehen hatte. In diesem Zustande, der auch die Herzhaftesten zum Zittern bewog, weil die Galion übermäßig beladen, und überall läck war, stieß man in die See, und fuhr gegen die Inseln zu. Dabey lief man wegen der Winde und Wellen, die über die maßen heftig waren, verschiedene mal Gefahr, unter zu sinken. Endlich mußte man bey so seltsamen Umständen Furcht und Beschwerlichkeit für nichts achten, und sich noch glücklich schätzen, daß man an einer Insel, mit Namen **Pulodu** k), anlanden konnte, nachdem man den Tod unter tausenderley Gestalt vor Augen gehabt hatte.

Unter was für Bedingungen sie daselbst aufgenommen werden.

Die Einwohner hatten sich am Ufer versammelt. Ob schon ihr äußerliches Ansehen nichts Trauriges ankündigte: so gaben sie doch durch Zeichen zu verstehen, daß sie niemanden erlauben würden, auszusteigen, außer denenjenigen, die sich würden entwaffnen lassen. Man mußte sich ihrer Willkühr überlassen. Nachdem man die Waffen auf die Seite geschaffet hatte: so war ihre erste Bemühung diese, daß sie die Galion auf das Trockene zogen; das Steuerruder, den Mast und das übrige Takelwerk davon hinweg nahmen, und diese Dinge in andere Inseln schickten. Ihre eigenen Fahrzeuge wurden ebenfalls entfernet. **Pyrard** merkte gar bald, daß man sich mit der Unterwerfung übereilet hatte. Die Insel hatte nur eine Seemeile im Umfange, und die Anzahl der Einwohner belief sich nur auf fünf und zwanzig. Bewaffneten Personen, deren an der Zahl vierzig waren, würde es leicht gefallen seyn, ihnen Gesetze vorzuschreiben, und sich ihrer Fahrzeuge zu bemächtigen.

Man nimmt ihnen alles, was sie haben.

Die Gefangenen, wie sie der Verfasser nunmehr beständig nennet, wurden in eine Wohnung mitten auf die Insel geführet, und erhielten daselbst einige Erfrischungen, die in Cocosnüssen und Limonien bestunden. Ein alter Herr, mit Namen **Ibrahim**, oder **Pulodu Quilague**, als Herr von der Insel, der einige portugiesische Worte verstund, that in dieser Sprache allerhand Fragen an sie. Hierauf wurden sie von seinen Leuten durchsuchet; und diese nahmen ihnen alles, was sie bey sich hatten, indem es dem Könige der maldivischen Inseln zugehörete, weil ihr Schiff an seinen Küsten verunglückt wäre.

Der

k) Pulo bedeutet in der indianischen Sprache eine Insel.

Pyrard. 1602.

Der Hauptmann hatte ein Stück Scharlach geborgen. Man fragte ihn, was dieses wäre? Er antwortete, es wäre ein Geschenk, womit er dem Könige aufwarten wollte; und er hätte dieses Stück nur deswegen aus dem Schiffe genommen, um es unbeschädigt zu überreichen, weil er befürchtet hätte, es möchte sonst durch die Wellen beschädigt werden. Diese Erklärung flößete den Insulanern so viel Scheu ein, daß sie sich nicht unterstunden, Hand daran zu legen, oder es auch nur anzusehen. Der Hauptmann und seine Gefährten entschlossen sich aber dennoch, zwo oder drey Ellen davon abzuschneiden, und dem Herrn der Insel ein Geschenk damit zu machen, um ihn zu guten Gesinnungen gegen sie zu bewegen. Als aber derselbe bald hernach hörete, daß man königliche Bediente ankommen sähe: so gab er dem Hauptmanne den Scharlach wieder, und beschwur ihn, ja nichts davon zu gedenken, daß er ihn angerühret hätte.

Besondere Ehrerbietung der Einwohner gegen den König.

Einige königliche Beamte, die in der That anlangeten, nahmen den Steuermann des **Rabens** und zween Bootsknechte, und führeten sie vierzig Seemeilen weit von **Pulodu**, auf die Insel **Male**, welches die vornehmste unter allen maldivischen Inseln, und der ordentliche Aufenthalt des Königes ist. Der Steuermann nahm das Stück Scharlach mit sich, überreichte es diesem Fürsten, wurde dafür sehr höflich aufgenommen, und bekam so gar seine Wohnung in dem Pallaste. Ein Prinz, mit Namen **Ranabaadery Talouron**, ein Schwager des Königes, erhielt Befehl, alle Trümmern von dem gescheiterten Schiffe zusammen zu suchen. Er bekam nicht nur die Waaren daraus, sondern auch die Canonen und die schweresten Sachen. Von hier gieng er auf die Insel **Pulodu**, und holete den französischen Hauptmann, nebst fünf oder sechsen von seinen Gefährten ab. Diese wurden von dem Könige sehr wohl aufgenommen. Dieser Monarch versprach dem Hauptmanne, daß er eine Barke ausrüsten, und sie nach der Insel **Sumatra** abführen lassen wollte, wo der **halbe Mond** nunmehr angelanget seyn müßte. Der Verfasser zweifelt, ob er sein Wort gehalten haben würde. Allein, der unglückliche **Grout du Clos Neuf** starb sechs Wochen hernach auf der Insel **Male**.

Die Insulaner suchen die Trümmern von dem Schiffe zusammen.

Die übrigen Gefangenen wurden in verschiedene Inseln vertheilet, und **Pyrarden** führete man nebst zween von seinen Gefährten auf die Insel **Pandue**, die keinen größern Umfang hat, als **Pulodu**, und nur eine Seemeile davon entfernet ist. Er meldet hier, bey der Theilung des Geldes, welches man aus dem Schiffe hätte retten können, hätten diejenigen, denen es anvertrauet worden wäre, ihre Bürde in leinwandene Tücher genähet, und sich dieselben um den Leib gebunden. Dieses Geld sollte zu gemeinschaftlichen Bedürfnissen angewendet werden; und gleich in der ersten Nacht wurde man einig, es auf der Insel **Pulodu** zu vergraben, und es also vor der Begierde der Einwohner zu verbergen. **Pyrard** und seine beyden Gefährten hatten nicht so viel Zeit gehabt, ihre Geldbinden wieder hervor zu suchen, als sie diese Insel verlassen mußten.

Wie viel die Franzosen Geld gerettet haben.

Weil man noch nicht wußte, was sie aus ihrem Schiffbruche gerettet hatten: so leistete man ihnen anfangs auf der Insel **Pandue** ziemlich guten Beystand. Die übrigen aber, die in **Pulodu** zurück geblieben waren, fanden daselbst nicht den Ueberfluß, den sie gewünschet hatten. Dadurch wurden sie bewogen, ihr Geld auszugraben, und es den Einwohnern für Lebensmittel anzubiethen. So bald die Einwohner sahen, daß sie dieses Hülfsmittel hatten: so fasseten sie den Entschluß, ihnen nicht das geringste zu bewilligen, wenn sie es nicht bezahleten. Das Gerücht davon breitete sich gar bald auch in die übrigen

Ihr Elend wird dadurch nur noch vergrößert.

Pyrard. 1602.

gen Inseln aus; und diejenigen, die wie **Pyrard** fortgereiset waren, ohne ihre Geldbörsen mitzunehmen, sahen sich in das äußerste Elend versetzet. Die übrigen wußten den Gebrauch in Indien nicht, wo alles geprägte Geld angenommen wird, wenn es von gutem Gehalte ist, und wo man es in kleine Stücken schneiden kann, welche man nach dem Gewichte hingiebt, so viel, als man nämlich auszugeben nöthig hat. Also gaben sie den Einwohnern ihre Piaster hin, und diese gaben ihnen darauf nichts wiederum heraus. Solchergestalt kostete sie eine Sache von dem geringsten Werthe allemal ein ganzes Stück Geld. Diejenigen, welche das meiste gehabt hatten, erschöpfeten ihre Gürtel gar bald, und sahen sich eben so wohl, als die ärmsten, allen Arten von Elende ausgesetzet.

Trauriger Zustand Pyrards.

Pyrard machet eine traurige Abschilderung von seinem Zustande. Er suchte mit seinen Gefährten auf dem Sande Meerschnecken, oder todte Fische, die von den Wellen dahin geworfen worden waren. An statt der Zurichtung kocheten sie dieselben mit unbekannten Kräutern, und in Seewasser, welches ihnen an statt des Salzes dienete. Das größte Glück für sie war noch, wenn sie etwan eine Citrone fanden, und den Saft davon darunter mischen konnten. Sie befanden sich in dieser Noth ziemlich lange Zeit. Als aber endlich die Einwohner sahen, daß sie in der That kein Geld hatten: so fingen sie wiederum an, einige Merkmaale des Mitleidens gegen sie spüren zu lassen. Sie brauchten sie zur Fischerey und zu andern Arbeiten; und dafür gaben sie ihnen Cocosnüsse, Honig und Hirse. Zur Wohnung hatte **Pyrard** den Winter des Landes hindurch, welcher in den Brach- und Augustmonat fällt, nur einen hölzernen Schoppen, den man am Ufer des Flusses aufgerichtet hatte, um ein Fahrzeug daselbst zu bauen. Oben war er zwar bedeckt, aber auf den Seiten ganz offen. Also war er die ganze Nacht hindurch den Winden, dem Regen, der zu dieser Jahreszeit beständig anhält, und oftmals den Meereswellen selbst ausgesetzet; und folglich hatte er die Erhaltung seiner Gesundheit bloß einer außerordentlichen Gnade des Himmels zuzuschreiben. Seine beyden Gefährten, die, als Bootsknechte, besser an Beschwerlichkeiten hätten gewohnt seyn sollen, fielen in gefährliche Krankheiten.

Er lindert sich solchen durch seinen Fleiß.

Indessen zog er doch aus seinem Unglücke eine Frucht, deren Nutzen er gar bald empfand, und deren Verabsäumung seine Gefährten nachgehends sehr bedauerten. Unter seinen Arbeiten bemühete er sich, einige Worte von der Sprache des Landes zu behalten. Diese Bemühung, worauf er alle seine Aufmerksamkeit wendete, setzete ihn in den Stand, daß er mit den Einwohnern reden konnte. Der Herr der Insel, mit Namen **Aly Pandio Acatourou**, der sich mit einer Anverwandtinn des Königes vermählet hatte, gewann eine Zuneigung zu ihm, und schöpfete ein Vergnügen daraus, wenn er sich mit ihm unterhalten konnte. Er hatte einen guten Verstand, war auch in den Wissenschaften bewandert, und hatte die Seecompässe und Seekarten aus dem Schiffe zu seinem Antheile bekommen. Weil dieselben denenjenigen nicht ähnlich waren, die man in seinem Lande hatte: so bewog ihn seine Neugierde, eine Erklärung derselben zu wünschen. Eben so begierig war er auch, sich in den europäischen Sitten und Gewohnheiten unterrichten zu lassen. Durch den Umgang mit ihm beschleunigte **Pyrard** seinen Fortgang in Erlernung der Sprache, und setzete sich noch fester in der Hochachtung des **Aly Pandio**. Er erhielt Lebensmittel und andere Hülfe; und diese machten ihm seinen Zustand erträglicher.

Er geräth in Lebensgefahr.

Aly Pandio war ein Anverwandter des Herrn von **Pulodu, Ibrahim**. Freundschaft und Anverwandtschaft bewogen ihn, denselben zum öftern zu besuchen. Einsmals nahm er **Pyrarden** dahin mit, damit er das Vergnügen haben möchte, seine Gefährten wieder

wieder zu sehen. Allein diese Gunstbezeugung brachte ihn in die äußerste Lebensgefahr. In dem Elende, worein die übrigen versetzet waren, fiel es ihnen unmöglich, ihm Erfrischungen vorzusetzen. Sie führeten ihn daher mit sich an das Ufer, um daselbst etwas zu suchen, womit sie ihren Hunger stillen könnten. Sie fanden daselbst eine große Schildkröte, die auf dem Rücken lag, und fünf bis sechs hundert Eyer, so groß, wie Hühnereyer, hatte. Ihre Freude darüber war außerordentlich groß. Sie schnitten sie in Stücken, und kocheten sie in süßem Wasser. Weil sie aber entweder eine andere Zurichtung erforderte, oder weil sie allzugeizig gegessen, und sich überfüllet hatten: so wurden sie alle tödtlich krank. **Pyrard** wurde noch mit genauer Noth wiederum hergestellet, und sah aus diesem Beyspiele, was seine Gefährten auf der Insel **Pulodu** erdulden mußten. Es starb auch von denselben immer einer nach dem andern. Der Hauptmann, der erste Factor, der Untersteuermann, und viele Matrosen, waren bereits todt. Pyrard. 1602.

Da der Steuermann, der erstlich auf die Insel **Male** geführet worden, und von dar nach **Pulodu** zurück gekommen war, sah, daß der König seit dem Tode des Hauptmanns nichts mehr von der Barke gedachte, die er ihm nach der Insel Sumatra auszurüsten versprochen hatte: so fassete er den Anschlag, zu entfliehen. Er eröffnete sein Vorhaben nur zwölfen von seinen Gefährten, und diese verhielten sich dabey mit solcher Klugheit, daß sie endlich die Barke des **Aly Pandio** erhascheten, als dieser Herr bey dem Ibrahim seinen Besuch abstattete. Sie versahen sich mit süßem Wasser und Cocosnüssen, die sie heimlich in einem nahen Gehölze verborgen hatten, und giengen am hellen Mittage zu Schiffe, das ist, zu der Zeit, da man solches am wenigsten vermuthete. Die Insulaner merketen es aber doch gar bald. Weil sie aber keine andern Barken hatten, um ihnen nachzusetzen: so kehreten sie ihren Zorn wider die Unglücklichen, die sich noch in ihren Händen befanden, und deren an der Zahl achte waren; nämlich vier gesunde, und vier kranke. Sie mishandelten dieselben so grausam, daß die Kranken davon starben, und in die See geworfen wurden, ohne daß man ihren Gefährten erlaubt hätte, sie zu begraben. Der Schiffslieutenant war unter dieser unglücklichen Zahl.

Der Steuermann auf dem Raben nimmt nebst zwölf andern, seinen Gefährten, die Flucht.

Viertehalb Monat nach ihrem Schiffbruche sah man einen von den vornehmsten Herren des Hofes auf der Insel **Pandue** anlangen. Er hatte Befehl von dem Könige erhalten, vollends alles aus dem Schiffe heraus ziehen zu lassen, was daselbst geblieben seyn könnte, und eine genaue Untersuchung wegen des Geldes anzustellen, welches die Einwohner in **Pulodu** ihren Gefangenen abgenommen hatten. Sein Name war **Assan Caunas Calogue**. Bey seiner Ankunft wurde er mit denen feyerlichen Gebräuchen empfangen, die gegen Personen von diesem Range beobachtet zu werden pflegen. Pyrard sah dieselben mit an. Die Barke, welche diesen Herrn führete, gab von weitem ein Zeichen mit einer rothen Fahne, strich die Segel, und warf einen Büchsenschuß weit von der Insel Anker. **Aly Pandio** ließ sogleich Erkundigung von ihr einziehen; und als er hörete, daß sich ein vornehmer königlicher Bedienter darauf befände, so gab er schleunig Befehl, ihn zu empfangen. Nachdem sich nun alle Barken von der Insel versammelt hatten: so fuhr er in Begleitung der meisten Einwohner, ab. Die Priester, die man **Catibes** nennet, und vier oder fünf von den ältesten der Insel, welche den Namen **Mosculis** führen, waren die einzigen, die am Ufer zurück blieben. Einige Barken waren mit Cocosnüssen beladen, andere mit Bananas, Betel, und allerhand Früchten der Insel, die sehr artig in Körben von Cocosblättern dort stunden. Diese Körbe werden niemals mehr, als

Ankunft eines großen Herrn auf der Insel Pandue.

Feyerliche Empfangung desselben.

Pyrard. 1602.

als ein einziges mal gebrauchet; nicht nur, weil man sie in großer Menge haben kann, sondern auch, weil sie auf eine solche Art verfertiget sind, daß man die Früchte nicht heraus nehmen kann, ohne die Körbe zu zerreißen. Der Herr der Insel trat zuerst in die Barke des königlichen Abgesandten, und sagte zu ihm: **allam alecon** *l*), welches ihr gewöhnlicher Ausdruck ist, wenn sie einander grüßen wollen. Er bückte sich hierauf nieder und berührete seine Füße mit der rechten Hand. Darauf hub er eben diese Hand über seinen Kopf, um damit anzudeuten, daß er bereit wäre, seinen Kopf unter die Füße des Abgesandten zu legen. Alle diejenigen, die ihm folgeten, beobachteten diesen letztern Gebrauch ebenfalls, und traten paarweise mit den Geschenken hervor, die sie auf ihren Schultern an einem Stecken trugen. Diese Geschenke, und den Gruß nennet man **Vedon a ruespu**. Der Herr hielt eine Rede, und bath den Abgeordneten, an das Land zu steigen, wo man bereits eine Wohnung für ihn zubereitet hätte. Der Abgeordnete näherte sich dem Ufer. Ehe er aber ausstieg, traten die **Catibes** und die **Mosculis**, bis an den halben Leib ins Meer, ihm entgegen. Ein jeder trug unter dem linken Arme ein Stück Zeug, halb von Seide, und halb von Baumwolle, eine Elle lang, und eine halbe oder drey Viertel Elle breit. Es war roth gefärbet, und sehr schön gearbeitet. Sie begrüßeten ihn mit einer höflichen Anrede, und überreichten ihm ihren Zeug, nebst andern Geschenken. Indem der Abgeordnete aussteigen wollte, both ihm einer von den vornehmsten **Catibes** oder **Mosculis**, seine Schultern dar. Er setzete sich darauf, wie auf ein Pferd, ließ ein Bein auf der einen, und das andere auf der andern Seite herunter hängen. In dieser Stellung brachte man ihn ans Land, und war sehr besorgt, zu verhindern, daß er sich die Füße nicht benetzen möchte. Man führete ihn unter einer großen Menge Volk, bis an die Wohnung, welche man für ihn zubereitet hatte. Daselbst fing man wiederum mit den Bewillkommungsreden an, und brachte eine halbe Stunde mit verschiedenen Unterredungen zu. Hierauf begab sich der Herr der Insel wiederum hinweg. Nunmehr bothen seine Leute dem Abgeordneten ein laulichtes Bad an, welches er auch annahm. Man brachte ihm wohlriechendes Oel, womit er sich auf indianische Weise den Leib rieb. Indem er aus dem Bade stieg, überreichte man ihm einen Trank von dem besten Cocossafte, nebst verschiedenen Tellern mit Betel. Hierauf begab er sich in den Haupttempel, **Ucuru Mesdschid**, und verrichtete daselbst eine halbe Stunde lang sein Gebeth. Die ganze Zeit über, die er auf der Insel zubrachte, wurde seine Tafel mit den wohlschmeckendsten Speisen des Landes versehen, und alle vornehme Häuser überschickten ihm Geschenke.

Strenges Verfahren wider diejenigen, welche von den Franzosen Geld genommen hatten.

So bald er das erste besorgt hatte, das ihm aufgetragen worden war, und welches die Trümmern des Schiffes anbetraf: so gieng er auf die Insel **Pulodu**, um daselbst nach denenjenigen zu forschen, die einigen Antheil an dem Gelde der Gefangenen gehabt hatten. Da niemand eben eilete, sich als einen Schuldigen anzugeben: so ließ er alle Einwohner auf der Insel, die Weiber nicht ausgenommen, greifen und binden, und bedrohete sie mit den härtesten Leibesstrafen. Man steckete ihnen die Daumen zwischen gespaltene Stäbe, drückete sie zu, und band sie zusammen, nachdem man den Daumen recht eingepresset hatte. Der Schmerz zwang sie, zu reden. Sie gaben wenigstens einen Theil von demjenigen heraus, was man von ihnen verlangte: denn es war schwer, die wahre Summe des Geldes zu erfahren, welches sie erhalten hatten. Sie gaben verschiedene Personen aus den übrigen Inseln an, und diese ließ man sogleich in Verhaft nehmen. Selbst die Soldaten, ...

l) Asselan alicon.

nen anbefohlen war, dasjenige, was man den Gefangenen abgenommen hatte, zu bewachen, wurden verschiedener Diebstähle überführet. Dieses strenge Verfahren wurde über ein Jahr lang fortgesetzet, und man machte dadurch immer neue Entdeckungen.

Pyrard. 1602.

Pyrard wurde den Abgeordneten von **Aly Pandio** vorgestellet, und hatte das Glück, demselben zu gefallen. Nach seiner guten Gesichtsbildung hielt man ihn für einen vornehmen europäischen Herrn. Diese Meynung war für ihn so vortheilhaft, daß er gar nicht bemühet war, seinen Herren dieselbe zu benehmen. Nichts aber war ihm so nützlich, als daß er die Sprache des Landes erlernet hatte. Der Abgeordnete fand ein solches Vergnügen daran, wenn er sich mit ihm unterhalten konnte, daß er ihn nicht einen Augenblick verlassen durfte. Er führete ihn auf eine Insel, mit Namen **Pulador**, zehn Seemeilen von hier, wo er damals eine von seinen Gemahlinnen hatte. Als er nachgehends wiederum nach Hofe zurück kehrete: so nahm er ihn nicht nur mit sich, sondern erlaubte ihm auch, einen von den übrigen Gefangenen mit zu nehmen, gegen den er eine besondere Freundschaft hegete. Die Hochachtung, die er gegen ihn hatte, erstreckete sich auch auf seine übrigen Gefährten; und er geruhete, sie mit der Hoffnung eines bessern Schicksals zu trösten.

Glückliche Veränderung in Pyrards Schicksale.

Am Tage der Abreise stieg man Abends auf einer kleinen Insel, mit Namen **Macomodu**, ans Land: denn in den maldivischen Inseln hat man die Gewohnheit, daß man des Nachts niemals auf der See bleibt. Als man den folgenden Tag in **Male** angelanget war: so gab der Abgeordnete seinen Leuten Befehl, **Pyrarden** in seinen Pallast zu führen, und verfügte sich sogleich nach Hofe, um dem Könige von seinen Verrichtungen Bericht zu erstatten. Er ermangelte nicht, mit ihm von seinem Gefangenen zu reden; und dieser Fürst war begierig, denselben zu sehen. **Pyrard** wurde geholet. Man ließ ihn drey Stunden lang auf einem Saale des Pallastes warten, und Abends führete man ihn in einen Hof, wo der König dasjenige in Augenschein nehmen wollte, was man aus dem Schiffe mitgebracht hatte. Dieses waren Canonen, Kugeln, Waffen, und verschiedene Krieges- und Seewerkzeuge. Man brachte dieses alles in das Zeughaus auf der Insel.

Er wird auf die Insel Male geführet.

Hierauf näherte sich Pyrard, und bezeugte dem Könige seine Ehrerbiethung, nicht allein in der Sprache, sondern auch nach den Gewohnheiten des Landes. Ein so seltener Anblick verursachte diesem Monarchen so großes Wohlgefallen, daß er sich ein Vergnügen daraus machte, sich mit ihm zu unterhalten. Er verlangte von ihm verschiedene Erläuterungen wegen einiger Ueberbleibsel aus dem Schiffe, deren Nutzen er nicht begreifen konnte. Hierauf befahl er ihm an, sich alle Tage nebst den übrigen Hofleuten, in dem Pallaste einzufinden, und gab dem Abgeordneten Befehl, ihm eine bequeme Wohnung zu verschaffen, und ihn wohl zu halten.

Wie ihm daselbst von dem Könige begegnet wird.

Die folgenden Tage über konnte **Pyrard** dem Könige, der begierig war, von den französischen Sitten und Gewohnheiten unterrichtet zu seyn, kaum genug antworten. Sein Erstaunen schien außerordentlich groß zu seyn, da er hörete, wie weit Frankreich dem Könige in Portugall an Größe und Macht überlegen wäre. Er fragte, weswegen die Franzosen die Eroberung Indiens andern europäischen Völkern überlassen hätten, und wie die Portugiesen die Kühnheit hätten haben können, ihren König für den mächtigsten unter allen christlichen Königen auszugeben? **Pyrard** wurde auch den maldivischen Königinnen vorgestellet; und diese unterhielten ihn ebenfalls verschiedene Tage lang, um ihre Neugierde zu

Der Fürst, und das Frauenzimmer, sind begierig, die europäischen Gewohnheiten zu wissen.

Pyrard. 1602.

zu befriedigen. Sie thaten tausenderley Fragen an ihn wegen der Gestalt, der Kleidung, der Ehen und der Eigenschaften des französischen Frauenzimmers. Oftmals ließen sie ihn auch alsdenn zu sich rufen, wenn der König nicht mit zugegen war, und solche Zusammenkünfte waren gar nicht eingeschränkt.

Trauriges Schicksal der übrigen französischen Gefangenen.

Von funfzehn oder sechzehn Gefangenen, welche vor ihm auf diese Insel gebracht worden waren, befanden sich nur noch zween Niederländer übrig. Dieses waren zusammen viere mit Pyrarden, und seinem Gefährten, den er mitgebracht hatte. Alle die übrigen waren todt, und entweder an Krankheiten oder durch traurige Zufälle gestorben. Bey ihrer Ankunft fanden sie, auf der Rhede ein portugiesisches Schiff von Cochin, welches mit Reiße beladen war. Der Hauptmann und der Kaufmann, welche Mestizen waren, und das gesammte Schiffsvolk, welches nur aus indianischen Christen bestund, ob es gleich auf portugiesische Weise gekleidet war, ließen sehr wenig Zuneigung gegen sie spüren. Nachgehends verlangeten sie dieselben von dem Könige; und dieser ließ auch geschehen, daß man sie hinüber nach Cochin führen möchte. Allein der französische Hauptmann, und alle die übrigen, welche wohl wußten, daß dieses ihr größtes Unglück seyn würde, wenn sie in so schlimme Hände fielen, betheuerten, daß sie lieber den Tod erwählen wollten; zumal, da sie noch Hoffnung hätten, eine Barke von dem Könige zu erhalten, und darauf nach Sumatra hinüber zu gehen.

Der Hauptmann lebete nach diesem nicht lange mehr, und der erste Factor folgte ihm im Tode nach. Andere erlagen ebenfalls unter ihren Beschwerlichkeiten, und wurden von der bösen Luft des Landes aufgerieben, welche für die Fremden tödtlich ist. Ueber dieses hatte der König, da er die Entweichung des Steuermanns, und der zwölf Gefangenen aus Pulodu, erfuhr, einen feyerlichen Eid gethan, daß er nicht einen einzigen mehr wollte gehen lassen wollte. Da nun der Lootsmann, der sich bisher noch bey guter Gesundheit erhalten hatte, daran verzweifelte, daß er das Ende seines Elendes sehen würde: so faßte er mit drey Bootsknechten den Entschluß, sich einer Barke zu bemächtigen, und alles zu wagen, um zu entkommen. Dieses Vorhaben wurde durch einige Insulaner entdeckt, die ihr Verfahren beobachtet hatten. Ob sie schon die Nacht zu ihrer Abfahrt erwählet hatten: so wurden sie doch von einigen Soldaten überfallen. Diese legten ihnen Fessel an die Füße, unter dem Vorwande, daß man sie genauer auf andern Inseln einsperren wollte. Indessen hieben sie ihnen die Köpfe auf dem Meere ab. Pyrard erfuhr diese traurige Zeitung, da er zu Male anlangete. Sein einziger Trost war, daß er von einem königlichen Lootsmanne hörete, daß der Steuermann und die zwölf Gefangenen aus Pulodu, glücklich auf dem festen Lande angelanget wären. Gleichwohl wurde ihm auch diese Freude verbittert, da eben dieser Lootsmann hinzusetzete, man hätte sie auf einer portugiesischen Galeere mit Fesseln beschweret, und er hätte sie nach Goa abführen sehen.

Von vierzig Gefangenen bleiben nur neune übrig.

Folglich waren von den vierzig Personen, die der Wuth der Wellen entrunnen waren, auf den übrigen Inseln nur noch fünfe, und in Male nur noch viere übrig. Pyrard wendete alles, was er vermochte, an, um wenigstens so viel zu erhalten, daß sie alle zusammen auf eine Insel gebracht werden möchten. Diese Gnade wurde ihm bewilliget. Es waren ihrer also an der Zahl neune beysammen, nämlich vier Franzosen, und fünf Niederländer. Diese wurden alle von dem Könige, und von den Großen, ziemlich leidlich gehalten. Allein das gute Verständniß zwischen den Niederländern und Franzosen dauerte nicht lange. Weil der König und die Königinnen mehr Sorge für Pyrarden trugen, und dieser

dieser mehr Gewogenheit gegen die Franzosen spüren ließ: so wurden die übrigen eifersüchtig darüber. Sie glaubeten, der Verfasser schwärzete sie bey Hofe an; und die Erinnerung seiner guten Dienste war nicht vermögend, ihnen diese Gedanken aus dem Kopfe zu bringen.

Pyrard. 1602.

Zuneigung eines vornehmen Herrn gegen Pyraden.

Indessen theilete er doch noch immer mit ihnen die Lebensmittel und die übrigen Güter, die er von Assanen erhielt. Dieser Herr hatte ihm eine Wohnung in seinem Pallaste eingeräumet, und begegnete ihm mit nicht geringerer Güte, als seinen eigenen Kindern. Diese liebten ihn auch als ihren Bruder. Assan war in gleichem Alter mit dem Könige, nämlich etwan funfzig Jahr alt. Er war von Jugend auf mit diesem Fürsten erzogen worden. **Pyrard** hätte keinen mächtigern Beschützer wünschen können.

Er bekömmt das maldivische Fieber.

Der Ueberfluß und die Freyheit, die er genoß, konnten aber doch nicht verhindern, daß er nicht in ein hitziges Fieber gefallen wäre, welches die gefährlichste Krankheit des Landes ist. Man kennet sie in ganz Indien unter dem Namen der **Maleonen**, oder des **maldivischen Fiebers**. Ein Fremder, der von dieser Krankheit geneset, wird mit unter die Zahl der Eingebohrnen in diesen Inseln gerechnet, und erhält den Namen **Dives**, mit welchem die Einwohner benennet werden. Dieses Königreich heißt in ihrer Sprache, **Male Rague**, die übrigen Völker der Insel aber nennen es **Male divas**, und legen den Namen **Divas** denenjenigen bey, welche es bewohnen. Pyrard war zween Monate lang in der äußersten Gefahr. Es gieng kein Tag vorbey, daß sich nicht der König und die Königinnen, nach seinem Zustande erkundigt hätten. Sie schickten ihm ohne Unterlaß von ihren besten Speisen; und weil sie besorgeten, es möchte ihm an Beystande fehlen, so ließen sie einen von seinen Gefährten bey ihm, der ihn bedienen sollte.

Beschreibung seiner Krankheit.

Ganzer acht Tage lang wollte er nichts als frisches Wasser zu sich nehmen. Dieses war ein schädliches Verhalten, welches ihm hätte den Tod zuziehen können. Die Einwohner des Landes trinken hingegen ganz laulichtes Wasser, worein sie gestoßenen Pfeffer mischen, um die Geschwulst zu verhindern, welche sich sonst, am Ende der Krankheit, einstellet. Kaum hatte ihn auch das Fieber verlassen: so fingen seine Beine und Schenkel an zu schwellen, wie bey Wassersüchtigen. Seine Augen wurden dergestalt dunkel, daß er befürchtete, sein Gesicht gänzlich zu verliehren. Es blieb ihm noch eine Verstopfung der Milz übrig, die ihm das Athemholen schwer machte, und wovon er nicht befreyet wurde, so lange er sich auf den maldivischen Inseln aufhielt. Diese Krankheit ist sehr gemein unter den Einwohnern. Sie nennen sie **Ont covi**. Aerzte und Arzeneymittel mangelten Pyrarden gar nicht: allein sie konnten ihm keine Linderung verschaffen. Endlich sprungen ihm die Beine auf; das Wasser, woher die Geschwulst rührete, leerete sich von selbst aus; und seine Augen bekamen ihre vorige Schärfe wieder. Doch entstunden an seinen Beinen so tiefe und schmerzhafte Geschwüre, daß er davor nicht schlafen konnte. Er brachte vier Monate lang in diesem Zustande zu; und er hat es für dienlich erachtet, für diejenigen eine Nachricht davon mit beyzufügen, welche vielleicht aus seinem Beyspiele einigen Nutzen schöpfen können.

Von den fünf Niederländern kommen viere um, indem sie entfliehen wollen.

Der König hörete nicht auf, sich um seine Gesundheit zu bekümmern, und ihn mit vieler Sorgfalt abwarten zu lassen. Er ließ aus einer kleinen Insel, mit Namen **Bandu**, die gegen der Insel **Male** über liegt, einen Mann holen, der in dem Rufe stund, daß er diese Krankheit glücklich heilen könnte. Auf Anrathen desselben wurde **Pyrard** in diese Insel hinüber gebracht, wo die Luft für die Kranken gesünder ist. Seine Abwesenheit ge-

Pyrard. 1602.

reichte vier Niederländern, von den fünfen, die er zurück gelassen hatte, zum Verderben. Die Bekümmerniß, daß sie keinen Dollmetscher hatten, und die Abschneidung der Hülfe, die sie sonst von dem Verfasser erhielten, machten ihnen ihren Aufenthalt zu Male so unerträglich, daß sie in geheim einige Anstalten zu ihrer Flucht machten, sich einer kleinen Barke bemächtigten, die zur Fischerey bestimmet war, und mit Einbruche der Nacht dieselbe bestiegen. Zu allem Unglücke für ihr Unternehmen erhub sich ein heftiger Sturm, und ihre Barke scheiterte mitten unter den Klippen und Sandbänken. Den folgenden Tag sah man noch einige Stücken davon; und daraus urtheilete man, daß die vier Flüchtigen in den Wellen umgekommen wären.

Zween Tage hernach starb der vertraute Gefährte Pyrards, welcher, wie er selbst, aus Bretagne war, und beständig die Pflichten einer getreuen Freundschaft gegen ihn beobachtet hatte, an einer Krankheit, womit er schon seit langer Zeit behaftet gewesen war. Seine Betrübniß darüber war so heftig, daß seine Genesung dadurch noch zween Monate verzögert wurde; sonderlich, da er erfuhr, daß der König die Entweichung der vier Niederländer den übrigen zur Schuld anrechnete, und von ihm selbst argwohnete, daß er etwas durch seine Rathschläge darzu mit beygetragen hätte. Die beyden Franzosen, und der eine Niederländer, die zu Male noch übrig waren, wurden mit vieler Strenge befraget; und ob man sie schon nicht für schuldig erkannte, so wurden ihnen doch die Lebensmittel abgeschnitten, die sie vom Hofe erhielten; und man versprach ihnen bloß, daß sie Lebensmittel von mildthätigen Leuten erhalten könnten, welche freywillig etwas für sie hergeben wollten.

Man argwohnet, daß Pyrard zu ihrer Flucht etwas beygetragen habe.

Der Verfasser entschloß sich, nach seiner Genesung auf der Insel Bandu zu bleiben, damit er daselbst seine Traurigkeit verbergen, und vor dem Zorne des Königs sicher seyn könnte. Man rieth ihm aber, nach Hofe zurück zu kehren, weil dieses das einzige Mittel wäre, sich zu rechtfertigen. Nach seiner Ankunft begab er sich in den Pallast, und begegnete von ungefähr dem Könige, da derselbe eben aus einem von seinen Höfen kam. Er grüßete ihn freymüthig, und ohne das geringste Zeichen einiger Unruhe. Dieser Fürst zog daraus einen günstigen Schluß für seine Unschuld. Er fragte ihn, ob er völlig wieder hergestellet wäre? Er wollte sich so gar selbst davon versichern, und sah daher nach den Narben seiner Wunden. Indessen schenkte er ihm doch so wenig seine vorige Gunst wieder, daß er vielmehr befahl, ihn nicht besser zu halten, als seine Gefährten. Dieses war eine viel größere Demüthigung für ihn, da die größten Herren im Königreiche sich es für eine Ehre hielten, wenn sie Reiß und andere Lebensmittel von Hofe aus bekamen, und es folglich eine Art von einem Schimpfe war, wenn man derselben beraubet wurde. In diesem seinem Elende stelleten ihm seine Freunde vor, um ihn zu trösten, nicht nur, daß es von keiner langen Dauer seyn würde; sondern daß er auch nicht aufhören dürfte, sich im Pallaste zu zeigen, wie es die Gewohnheit des Landes mit sich brächte, wo die Großen, die in Ungnade gefallen wären, sich beständig vor dem Könige zeigten, und warteten, bis er wieder anfangen würde, mit ihnen zu reden.

Er fällt in Ungnade bey Hofe.

Indessen breitete sich ein Gerücht aus, daß er den Anschlag gefasset hätte, mit seinen Gefährten die Flucht zu ergreifen. Die sechs vornehmsten Mosculis riefen ihn in den Pallast, und verbothen ihm, mit den drey übrigen Gefangenen einigen Umgang zu pflegen, oder auch nur Französisch mit ihnen zu reden. Die Ausführung dieses Befehls war sehr schwer, weil sie nahe an einander wohneten. Indessen machte man ihnen doch ein Verbrechen daraus, daß sie denselben übertreten hatten, und zween von den drey Gefährten

Pyrards mußten dafür ihre Strafe leiden. Sie wurden auf eine Insel mit Namen **Sonadu** geführet, welche achtzig Seemeilen von **Male**, gegen Süden liegt. Der dritte würde gleiches Schicksal erfahren haben, wenn die Dienste, die er einigen **Moscul**is als Schneider und Trompeter geleistet hatte, sie nicht bewogen hätten, eine Fürbitte für ihn einzulegen.

Pyrard. 1602.

Der König machte Pyrarden sehr heftige Vorwürfe wegen seines Ungehorsams. Als er aber doch hernach, mit mehrerer Sanftmuth hinzusetzete, es würde ihm leid gewesen seyn, wenn er hätte hören sollen, daß er, wie die übrigen Niederländer, ertrunken wäre: so nahm Pyrard daher Gelegenheit, sich so nachdrücklich zu rechtfertigen, daß dieser Zufall dienete, ihn wieder in Gnade zu setzen. Er bekam seine Wohnung im Pallaste, und alles vollauf. Man gab ihm einen Leibeigenen zu den häuslichen Verrichtungen, eine Summe Geldes, und verschaffete ihm verschiedene andere Bequemlichkeiten. In Kurzem erhielt er die Zurückberufung der beyden Verwiesenen, bey Gelegenheit eines Kunststückes, welches der eine von beyden, der ein Niederländer war, bloß mit der Spitze eines Messers verfertigte. Es war ein kleines Schiff, nach holländischer Art. Die Länge desselben war nur eine Elle: es mangelte ihm aber eben so wenig, als einem Schiffe von fünf hundert Tonnen, an Segeln, Tauen, oder dem geringsten Takelwerke. Der König vergnügte sich über seinen Fleiß, willigte in seine Zurückkunft, und ließ in Betrachtung seiner, auch seinem Gefährten Gnade wiederfahren.

Gelegenheit, da er wieder in Gnade kömmt.

Pyrard brachte einige Jahre in einem so angenehmen Zustande zu, daß er, wie er spricht, nichts vermissete, als die Ausübung seiner Religion. Er sah den König alle Tage, und dieser überhäufte ihn mit Wohlthaten. Die Großen liebkoseten ihm; und verschiedene von ihnen hegten zu ihm eine wahre Zuneigung. Er brachte auch eine Menge von Cocosbäumen an sich, welche mit unter die Reichthümer des Landes gehören: und da er mit den fremden Schiffen sein Verkehr hatte, welche wegen der Handlung oftmals nach Male kamen: so konnte man ihn in der That für einen recht wohlhabenden Mann ansehen. Die Kaufleute setzeten in seine Redlichkeit so viel Vertrauen, daß sie ihm in ihrer Abwesenheit, Güter zurück ließen, die er indessen verkaufen sollte, bis sie wieder zurück kämen. Uebrigens richtete er sich nach den Sitten und Gebräuchen der Einwohner. Niemals ist wohl jemand im Stande gewesen, sie besser zu kennen; und bey Erlernung derselben hegte er nicht nur die Absicht, sich dem Volke gefällig zu machen, sondern auch sich in den Stand zu setzen, daß er einmal eine getreue Nachricht von den maldivischen Inseln liefern könnte, wenn es dem Himmel gefallen sollte, ihn wiederum in Freyheit zu setzen.

Der Verfasser bereichert sich in seiner Ruhe.

Im Jahre 1605 war eine große Sonnenfinsterniß, die am hellen Mittage, drey Stunden lang dauerte. Das Volk gab sein Schrecken darüber durch ein seltsames Geheule zu erkennen. Diejenigen, welche sie als eine schlimme Vorbedeutung für den Staat ansahen, betrogen sich nicht in ihren Muthmaßungen: denn in eben diesem Jahre starb eine von den Gemahlinnen des Königes, indem sie einen jungen Prinzen zur Welt brachte; und bald darauf verlohr der König selbst das Leben und die Krone. Für den Verfasser aber waren die Vorbedeutungen auf den maldivischen Inseln glücklicher. Das Unglück anderer zerbrach seine Ketten, und in dem Verderben der maldivischen Inseln fand er seine Freyheit wieder.

1605. Große Sonnenfinsterniß.

Der III Abschnitt.

Pyrards Befreyung, und neue Gefangenschaft zu Cochin.

Erstaunenswürdige Staatsveränderung, wodurch er und seine Gefahrten in Freyheit kommen. Flucht des Königes und seiner Gemahlinnen. Er kömmt in einem Treffen um. Pyrarden wird von den Ueberwindern leutselig bezegnet. Ursache des Unterganges der maldivischen Inseln. Plünderung von den bengalischen Seeräubern. Sie führen Pyrarden und seine Gefährten mit fort. Insel Malicut. Divandur. Große Menge Wallfische. Hafen Chartican. Königreich Mutingue. Wie Pyrarden von dem Konige begegnet wird. Die Hafen Chambaye und Badara. Eigennützige Liebkosungen gegen Pyrarden. Er begiebt sich nach Calecut. Marquaire Coste, oder Cognaly. Schöner Weg. Ankunft zu Calecut. Bequemlichkeit für Fremde daselbst. Wie Pyrard von dem Könige em- pfangen wird. Seine Unterredung mit ihm. Seine beyden übrigen Gefährten finden sich bey ihm ein. Hitzige Gemüthsart des Königes. Beyspiel davon. Kirche der Jesuiten zu Calecut. Pyrard und zweene von seinen Gefährten gehen nach Cochin. Sie werden von den Portugiesen verrathen. Wie man ihnen begegnet. Man verfährt gelinder gegen sie. Sie werden nach Cochin geführet, und mit dem Tode bedrohet. Der Statthalter läßt sie ins Gefängniß führen. Beschreibung desselben. Gewohnheiten und Elend darinnen. Pyrard wendet sich an die Jesuiten, und genießt ihre Mildthätigkeit. Er wird nach Goa geschickt; kömmt daselbst an.

Pyrard.
1607.

Erstaunenswürdige Staatsveränderung, welche Pyrarden und seinen Gefährten die Freyheit verschaffet.

Es waren nunmehr ungefähr fünf Jahre, daß **Pyrard** den Himmel um seine Befrey gebethen hatte. Einsmals träumete ihm des Nachts, daß er sich außerhalb der I in Freyheit und in einem christlichen Lande befände. Dieses geschah im Hornunge 16 Zween Tage hernach wurde dem Könige gemeldet, daß man eine Schiffsflotte an sähe, die aus sechzehn Galeren oder Galiotten bestünde; und es wäre schon an dem, sie zwischen die Inseln einlaufen wollte. Diese Zeitung, wovon man nicht die gerin Vermuthung gehabt hatte, verursachete eine gewaltige Unruhe in **Male**. Der König sogleich sieben Galeren in die See laufen, die er auf unvermuthete Fälle in Bereits hielt, ohne die übrigen Schiffe, Barken und kleinern Fahrzeuge zu rechnen, deren eine große Menge vorhanden war. Da sich unter diesen Zurüstungen die feindlichen S sehen ließen: so gab er Befehl, das kostbarste eilig zu Schiffe zu bringen, damit man nebst seinen Gemahlinnen auf die südlichen Inseln in Sicherheit bringen könnte, wo Schwierigkeit des Weges die Feinde am Anländen gehindert haben würde.

Flucht des Königes und seiner Gemahlinnen.

Weil ihre Flotte immer weiter anrückte: so begab er sich aus seinem Pallaste mit den drey Königinnen, seinen Gemahlinnen, die von einigen Hofbedienten auf den Ar getragen wurden, und in große taffetne Schleyer verhüllet waren. **Pyrard**, der eben Ausrüstung der Galeren beschäfftigt war, traf diesen unglücklichen Fürsten auf dem S an, und besorgete anfangs, er möchte mit ihm zu Schiffe gehen müssen. Allein, der K dankte ihm für seinen Eifer, und sagte mit thränenden Augen nur so viel zu ihm: er wä ein rechtschaffener Mann, und er lobete seine Treue. Er stieg in Begleitung seiner mahlinnen und seines Vetters in die königliche Galere, mit Namen **Ogate Gourab** und bedauerte, daß er den größten Theil seiner Reichthümer und sein ganzes Ge Stiche lassen sollte. Man gieng sogleich unter Segel, und nahm seinen Weg gegen S auf die Insel **Suadu** zu. Alle Galeren fuhren mit einander aus, die kleinste ausgenom men, die zurück blieb, und die Schätze einnehmen sollte.

Pyrard

Pyrard besorgte immer noch, man möchte ihn zwingen, zu Schiffe zu gehen, und erklärete sich gegen seine Gefährten gerade heraus, daß es Zeit wäre, sich in ein benachbartes Gehölze zu verbergen. Er nahm einen Umweg, und zween von den drey übrigen thaten eben dieses, um das Gehölze zu erreichen. Der dritte, der sich nicht so hurtig verbergen konnte, wurde nach der Galere zurück geführet, und gezwungen, hinein zu steigen: eben diese Galere wurde aber gleich darauf von dem Feinde weggenommen. Auf der Insel aber blieb nur eine kleine Anzahl von Einwohnern. **Pyrard** kehrete in den Pallast zurück, wo das Geld, das Silber, die Kleinodien, und der Hausrath des Königes in die Rappuse giengen. Er war aber so wenig gesonnen, sich daran zu vergreifen, daß er nicht einmal das Geld, welches er selbst hatte, behielt. Er schenkte dieses nebst seinem ganzen Vermögen, welches in seinen Bäumen, einem Fahrzeuge, und einem Hause, das er gekauft hatte, bestund, dem Sohne des Herrn, von dem er aus **Pandue** hinweg geholet worden war, und dem er so viel zu danken hatte. Seine Gefährten, die nicht so uneigennützig waren, retteten einige Sachen, die sie verborgen hatten.

Pyrard. 1607.

Nachdem der Oberbefehlshaber der feindlichen Flotte die Flucht des Königes entdecket hatte: so schickte er ihm acht Galeren nach, und stieg nebst dem übrigen Theile seiner Flotte ans Land. **Pyrard** stellete sich den ersten, die ans Land stiegen, freywillig dar. Sie hielten ihn für einen Portugiesen. Sein Tod wurde sogleich beschlossen; sie zogen ihm daher seine Kleider aus, und nahmen ihm alles, was er hatte. Da er aber zu erkennen gab, daß man ihn für denjenigen hielt, der er nicht wäre: so begegnete man ihm leutseliger, und führete ihn zum Befehlshaber. Dieser ließ ihm seinen Schutz angedeihen, und ihm andere Kleider reichen. Um seiner Sicherheit willen nöthigte man ihn, den übrigen Theil des Tages und die Nacht auf den Galeren zuzubringen. Darauf erhielt er die Erlaubniß, daß er frey auf der Insel herum gehen durfte.

Er kömmt in einem Treffen um.

Gleich den folgenden Tag sah man die Galeren anlangen, welche den König verfolgt hatten. Sie hatten seine Galere gar bald erreichet, weil das Wetter sehr stille war, und sie besser rudern konnten. Er setzete sich mit vieler Wuth zur Gegenwehr. Man stürzete ihn aber gleich anfangs mit einem Pikenstoße zur Erde, und tödtete ihn hernach vollends mit Degenstichen. Der Prinz, sein Vetter, ertrank, indem er sich bestrebte, durch Schwimmen davon zu kommen. Die Königinnen fielen in die Hände ihrer Feinde. Diese nahmen ihnen alle ihre Kleinodien, trugen aber doch Scheu, ihre Personen anzutasten. Von den sieben königlichen Galeren kamen nur zwo davon, die auf den Untiefen gestrandet waren.

Pyrard sah die Königinnen anlangen; und diese zeigten sich in aller der Traurigkeit, die ihrem Unglücke gemäß war. Sie wurden mit einigen Bedienten, die ihnen aufwarten sollten, in einen kleinen Pallast eingesperret, der nahe bey dem großen stund; und indessen plünderten die Feinde alle Schätze, und beluden sogleich ihre Schiffe damit. Der Verfasser erhielt Erlaubniß, sie zu besuchen, ob dieselbe schon allen Einwohnern der Insel versaget wurde. Sie badeten sich in Thränen. Indessen befanden sie sich doch durch seine Dienstfertigkeit gerühret, und fragten ihn zum östern, ob er nicht den König bedauerte, von dem er so zärtlich geliebt worden wäre? Er entdecket dabey die Ursache, wodurch er auf einmal in große Gunst bey dem Befehlshaber gesetzet wurde.

Pyrarden wird von seinen Ueberwindern leutselig begegnet.

Das beste Geschütz auf der Insel war dasjenige, welches man aus dem gescheiterten französischen Schiffe gerettet hatte. Die Feinde waren erfreuet, da sie sich von diesen schö-

Pyrard. 1607.

nen Canonen Meister sahen: sie waren aber sehr bekümmert, wie sie dieselben auf das Schiff bringen sollten. Von ihm lerneten sie die Art, dieses zu bewerkstelligen, welche sie zuvor nicht gewußt hatten. Außerdem hatten sie gehöret, in was für Ansehen er bey dem Könige und dem ganzen Hofe gestanden hatte. Daher hoffeten sie, allerhand Erläuterungen von ihm zu erfahren, die zu besserer Kenntniß dieser Inseln dienen könnten. Er setzte hinzu, der Untergang des Königes, und das Verderben der maldivischen Inseln, rühre von der Verrätherey eines Lootsmannes aus dem Lande her, der die Zugänge vollkommen inne gehabt, und sich gegen die bengalischen Seeräuber erbothen hätte, sie für eine große Summe Geldes dahin zu führen.

Ursache des Untergangs der maldivischen Inseln.

Plünderung, welche die bengalischen Seeräuber ausüben.

Die Plünderung dauerte zehn Tage lang; und in dieser Zeit kamen unschätzbare Reichthümer auf die feindliche Flotte, ohne hundert und zwanzig Canonen zu rechnen, welche die Seeräuber als den kostbarsten Theil ihrer Beute ansahen. Bey ihrem Abzuge ließen sie die Königinnen in Freyheit; und um die Krone mochten sich einige Anverwandten des Königes und die vornehmsten Herren zanken. Sie nahmen weiter niemanden gefangen, als den Bruder der vornehmsten Königinn; nicht, wie es sich Pyrard anfangs eingebildet hatte, um einiges Lösegeld für sie zu erhalten: sondern weil er es selbst inständig verlanget hatte, und um ihm die Gelegenheit zu erleichtern, daß er sich an den Hof zu Cananor begeben könnte: denn von dar hoffete er mit einem mächtigen Heere zurück zu kommen, und sein Recht auf die Verlassenschaft des Königes, seines Schwagers, auszuführen. Der Verfasser erfuhr nachgehends, daß das Glück sein Unternehmen unterstützet, und er sich unter dem Schutze des Königes von Cananor in den Besitz des Thrones gesetzet hätte.

Sie führen Pyrarden und seine Gefährten mit sich fort.

Die Seeräuber ließen von ihrem höflichen Bezeugen gegen Pyrarden und seine Gefährten so wenig ab, daß sie, als sie zu Schiffe giengen, einander die Ehre streitig machten, wer sie auf seiner Galere haben sollte. Diese allzu große Liebe verursachte ihnen um so viel mehr Bekümmerniß, da sie deswegen in Furcht geriethen, sie möchten wiederum in eine neue Gefangenschaft gerathen; wobey sie auch noch das Misvergnügen hatten, daß sie auf ihrer Schiffahrt getrennet wurden, und erstlich lange Zeit hernach wieder zusammen kamen. Pyrard wurde nach dem bengalischen Meerbusen zu geführet. Indem die Seeräuber vor der letzten maldivischen Insel, mit Namen Ustime, vorbey fuhren, warfen sie vor derselben Anker, weil der König, den sie letztlich ermordet hatten, daselbst gebohren war. Sie hieben alle Einwohner nieder, und ließen erschreckliche Spuren ihrer Grausamkeit zurück. Hernach brachten sie drey Tage zu, ehe sie eine kleine Insel, mit Namen Malicut, erreichten, warfen daselbst Anker, und erfrischeten sich zweene Tage lang. Diese Insel, welche nur vier Seemeilen im Umfange hat, ist überaus fruchtbar an Hirse, Cocosnüssen, Bananas und vielen andern Früchten. Die Fischerey ist daselbst vortrefflich, und die Luft ist viel gemäßigter, als in den maldivischen Inseln. In der Sprache und den Sitten aber kommen sie mit einander überein. Sie stund erstlich unter der Regierung der maldivischen Inseln. Nachgehends aber gab sie der König einem von seinen Brüdern zu seinem Antheile; und hierauf kam sie in die Hände einer vornehmen Frau, die unter dem Könige in Cananor stund. Diese Königinn empfing Pyrarden mit vielen Liebkosungen. Sie hatte denselben schon zu verschiedenen malen an dem Hofe des Königes der maldivischen Inseln gesehen, dessen nahe Anverwandtinn sie war. Sie ließ sich das traurige Ende dieses unglücklichen Monarchen erzählen, und vergoß dabey viele Thränen.

Insel Malicut.

Die

Die Seeräuber segelten hierauf gegen die Inseln **Divandurru** zu, welche dreyßig Seemeilen von **Malicut** gegen Norden liegen. Es sind ihrer an der Zahl fünfe. Jegliche hat sechs bis sieben Seemeilen im Umfange. Sie liegen achtzig Seemeilen von der malabarischen Küste, und stehen unter dem Könige in **Cananor**. Ihre Einwohner sind muhammedanische Malabaren. Die meisten sind durch die Handlung sehr reich geworden, die sie in allen Theilen Indiens treiben, sonderlich in den Maldiven, aus welchen sie viele Waaren erhalten, und wo sie auch ihre Factore haben. In Ansehung ihrer Sitten und ihrer Sprache sind sie von den Einwohnern in Cananor, Cochin, Calicut, und auf der ganzen malabarischen Küste nicht unterschieden. Das Erdreich ist fruchtbar, und die Luft überaus gesund. Diese Inseln sind gleichsam eine Niederlage für alle Waaren aus dem festen Lande, den maldivischen Inseln und Malicut.

Pyrard. 1607.

Inseln Divandurru.

Von hier segelte man weiter gegen Süden, um das Vorgebirge **de Gelle** herum, welches die Spitze der Insel **Ceylon** ist. Die Anzahl der Wallfische ist auf dieser Straße so groß, daß die Galeren dadurch in Gefahr geriethen, und die Seeräuber sich genöthigt sahen, dieselben durch das Getöse ihrer Trommeln, Becken und Kessel zu entfernen.

Außerordentliche Menge von Wallfischen.

Nach einer Schiffahrt von vier Wochen langete man in dem Hafen **Chartican**, in dem Königreiche **Bengala** an. Hier wurde **Pyrard** dem Statthalter in dieser Landschaft vorgestellet, welcher sich, nach der Gewohnheit aller dieser Gegenden, einen König nennet. Der Sitz des großen Königes in Bengala liegt weiter drinnen im Lande, dreyßig bis vierzig Seemeilen weit von der Küste. In **Chartican** lag ein Schiff aus Calicut. Der Steuermann desselben versicherte **Pyrarden**, daß man oftmals holländische Schiffe zu Calicut sähe, und schlug ihm diesen Weg vor, wiederum nach Frankreich zu kommen.

Hafen Chartican.

Alle Liebkosungen des Statthalters konnten ihn nicht abhalten, diesen Vorschlag anzunehmen. Er reisete ab, nachdem er die Seltenheiten des Landes einiger maßen bemerket hatte, die an ihren gehörigen Orten einen Platz finden werden. Seine Schiffahrt dauerte drey Wochen lang. Nachgehends stieg er im Hafen **Mutingue** ans Land, in dem Königreiche gleiches Namens, zwischen Cananor und Calicut. Die malabarischen Seeräuber pflegen hier ihren ordentlichen Aufenthalt zu haben. Er gerieth in außerordentliches Erstaunen, da er die meisten Einwohner in den Waffen sah. Er schränket dieses hernach auf die malabarischen Befehlshaber ein, die sich daselbst in großer Anzahl befinden: denn das Volk darf keine Waffen führen. Er wurde zu einem muhammedanischen Herrn geführet. Dieser behielt ihn drey Tage lang bey sich, und bewirthete ihn recht wohl.

Königreich und Hafen Mutingue.

Gleich damals erhielt dieser Herr einen Besuch von dem Könige. **Pyrard** bewunderte seine schöne Gestalt. Es war einer von den schönsten Mannspersonen, die er jemals gesehen hatte, seine Farbe ausgenommen, die etwas gelblicht war. Als dieser Fürst in den Saal hinein getreten war: so setzete einer von seinen Leuten in die Mitte desselben einen viereckichten Sessel, den er trug, und welcher anderthalb Schuh breit, und einen halben Schuh hoch war. Er setzete sich auf denselben nieder, und alle Großen stunden um ihn herum, ohne die Sachen in dem Zimmer oder die Wände desselben zu berühren. Dieses pflegen sie hier allemal sorgfältig zu beobachten, wenn sie bey einander sind. Der König that verschiedene Fragen an **Pyrarden** wegen des Zustandes Frankreichs, und verlangte von ihm insbesondere zu wissen, was für ein Unterschied zwischen den Engländern, Holländern und Franzosen wäre. Hierauf bath er ihn, daß er ihn in seiner Wohnung besuchen möchte, die etwan eine Viertheil Seemeile von dem Meere abgelegen war.

Wie Pyrarden von dem Könige begegnet wird.

Pyrard. 1607.

Den folgenden Tag unternahm der Verfasser diese kleine Reise. Er fand ein Schl mit einer Zugbrücke, welches mit einer Art von einem Walle, und mit einer guten Ma befestigt war. Der König in Mutingue hält nur einen einzigen Elephanten. An seinem Hafen hat eben diese Küste noch zween andere, und mitten dazwischen befindet si der seinige. Der eine, mit Namen Chambaye, liegt gegen Cananor zu: der and aber, mit Namen Badara, auf der Seite von Calecut. Von diesen dreyen Häfen, nur zwo Seemeilen von einander entfernet sind, hat jeglicher seinen besondern König; alle dreye stehen unter dem Samorin.

Chambaya und Badara, zween andere Hafen der Seeräuber.

Pyrard hatte genug gegen die Vorstellungen des Königes in Mutingue zu kä pfen, welcher ihn durch Anbiethung seiner Wohlthaten in seinen Staaten zu behalten suc Weil er aber großes Verlangen trug, sein Vaterland wieder zu sehen: so reisete er nachdem er noch eines und das andere angemerkt hatte, und begab sich sogleich nach B dara. Die gute Aufnahme, die er hier bey dem Könige fand, vergrößerte seine Ver derung über die Leutseligkeit dieser Leute, welche doch nur Seeräuberey treiben. Sie s Todfeinde der Portugiesen. Die drey Häfen, Chambaya, Mutingue und Badar sind eigentlich gleichsam eine einzige Bay, und können einander Hülfe leisten. Von d Nothwendigkeit, dieses zu thun, erhalten sie Nachricht vermittelst verschiedener Sta plätze oder Wachhäuser, die auf sehr hohen Säulen stehen, und wohin man Schildwach stellet, deren Aussicht sich sehr weit erstrecket.

Cangelotte, ein anderer Hafen der Seeräuber, der aber wegen des weiten Umf ges des Landes, und wegen der großen Menge der Einwohner, mehr Betrachtung ver net, liegt etwan achtzehn Seemeilen weiter gegen Norden, nicht weit von Barcelor. A diese Seeräuber müssen sehr große Beute von ihren Streifereyen zurück bringen: denn au denen Unkosten, die sie auf die Ausrüstung ihrer Schiffe verwenden müssen, und außer de Abgaben, die sie ihren Fürsten abzutragen haben, müssen sie auch dem Samorin, ihre höchsten Gebiether, beständig Geschenke machen.

Die vierzehn Tage über, so lange Pyrard zu Badara aufgehalten wurde, gieng e oftmals in das Innere des Landes spazieren, und befand dasselbe sehr fruchtbar und le anmuthig. Der Boden ist roth und sandig. Der königliche Pallast liegt drey Büch schüsse weit von der Küste, auf einem Berge, der von der Seeseite unersteiglich ist. Se Frauenzimmer hat er in einem andern Schlosse, welches anderthalb Seemeile weit von de erstern abliegt. Pyrard wohnete bey einem muhammedanischen Herrn. Dieser führ ihn zu verschiedenen malen nach Marquàre Coste, einem Schlosse, welches unmittelba unter dem Könige in Calecut steht. Er fragte ihn, weswegen die europäischen Vö einander bekriegten, da sie doch alle Christen wären? Pyrard antwortete ihm, die Ein wohner auf der Küste bekriegten einander ebenfalls, ob sie schon alle Muhammedaner wä ren. Der malabarische Fürst antwortete: darüber darf man sich nicht verwundern: denn die Seeräuberey ist unser einiges Handwerk, und wird von dem Vater auf den Sohn fort gepflanzet. Dieser Herr erwies ihm nur deswegen so viele Liebkosungen, weil er hoffte einiges Licht in Ansehung der Maldiven von ihm zu erhalten: denn er hatte sich vorgesetzet, im folgenden Jahre dieselben mit einer Flotte zu plündern. Er fragte sorg fältig nach, wo der König und die Königinn ihre Schätze hätten; und Pyrard würde sich auf sein inständiges Anhalten schwerlich haben entbrechen können, ihn zu begleiten, wenn

Eigennützige Liebkosungen, die man dem Verfasser erweist.

wenn er sich nicht damit entschuldigt hätte, daß er dem Samorin seine Aufwartung machen müßte, dessen bloßer Name schon ein Kappzaum für die Seeräuber war.

Pyrard. 1607.

Er reisete mit Schutzbriefen des Königes zu Lande, bis nach Calecut, welches nur etwan zwölf Seemeilen weit von Badara entfernet ist. Er hielt sich zehn bis zwölf Tage lang zu **Marquàre Coste** auf, und fand daselbst einen von seinen Gefährten wieder. Nicht nur sein Wirth von Badara, der sie oftmals besuchte, sondern auch die Beamten und Einnehmer des Samorin, begegneten ihm daselbst mit vieler Hochachtung. Diese letztern würden es, da er die Absicht hegte, sich an den calecutischen Hof zu begeben, als eine Beschimpfung ihres Herrn angesehen haben, wenn er nicht seinen Unterhalt und die Bequemlichkeiten zu seiner Reise von ihnen angenommen hätte. Das Land schien ihm sehr gut zu seyn; und die Portugiesen hegten eben diese Meynung davon, wie man aus verschiedenen Versuchen urtheilen kann, die sie, aber vergebens, gethan haben, um sich daselbst nieder zu lassen. Sie nenneten es das **Land Cognaly**, von dem Namen eines Statthalters des Samorin, der sie zu verschiedenen malen geschlagen, und alle ihre Unternehmungen zernichtet hatte. Die Festung und zwey andere kleine Forts, welche die Mündung des Flusses bedecken, stehen nur zur Vertheidigung einer ziemlich großen Stadt da, wo die Häuser, die Straßen und die Kramläden nicht weniger prächtig aussehen, als zu Calecut. Sie liegt an einem Berge, und die Festung auf demselben. **Pyrard** setzet sie in die Reihe der reichsten und schönsten Städte an der Küste.

Er begiebt sich nach Calecut.

Marquàre Coste, oder Landschaft Cognaly.

Der Weg bis nach Calecut war für ihn und für seinen Gefährten so anmuthig, daß er die Ehrenbezeugungen und die Gunstbezeugungen, die er beständig von den muhammedanischen Malabaren erhielt, kaum genug beschreiben kann. Sie brachten acht Tage auf einer Reise zu, die sie in weniger als zween Tagen hätten vollenden können. Das Land scheint zwar sandig zu seyn: der Sand hält aber fest. Die Häuser sind zahlreich, und die Felder sind mit einer großen Menge von Bäumen bedeckt, welche vortreffliche Früchte tragen. Auf den Straßen trifft man ohne Unterlaß eine Menge Leute an, welche zu ihrer Sicherheit keiner weitern Vorsicht nöthig haben, als daß sie sich von einem **Nairen** begleiten lassen. Dieses ist eine Art von Edelleuten, die sich in sehr großer Menge in dem Lande befinden. Man muß über einige Moräste und über zween Flüsse gehen. Eine Meile von Calecut trifft man eine sehr schöne Stadt an, wo die Portugiesen ehemals eine Festung und eine Niederlassung hatten, die sie aber nachgehends verlohren.

Schönheit des Weges.

Als endlich die beyden Franzosen zu Calecut anlangeten: so fanden sie sogleich einige königliche Beamten, die eine Wohnung am Seeufer haben, welche auf Säulen ruhet, und wo sie sich nur den Tag über aufhalten. Weil die Stadt und der Hafen über eine Seemeile lang sind: so findet man hier drey solche Gebäude, wo man auf die Ankunft der Waaren Achtung giebt, damit man sie in die **Alfandica** bringen lassen könne. Dieses ist ein großes Gebäude mit doppelten Gängen, die von Steinen bogenweise gewölbet sind, und mit einer großen Anzahl von Gemächern und Niederlagen für allerhand Kaufmannswaaren. Die **Alfandica** steht zwey bis dreyhundert Schritte von der See, zwischen der Stadt und dem Hafen. Man hält daselbst beständig Wache, und den Beamten derselben wird mit vieler Ehrerbiethung begegnet.

Pyrards Ankunft zu Calecut.

So bald diejenigen, denen die beyden Fremden begegnet waren, erfuhren, daß sie Europäer wären: so schienen sie sehr froh zu seyn, daß sie dieselben dem Könige vorstellen könnten, und führeten sie indessen in ein Haus in der Stadt, wo sie sich in der Hitze des

Bequemlichkeiten in dieser Stadt für Fremde.

Pyrard. 1607.

Tages aufhalten könnten. Calecut hat vor andern malabarischen Städten den Vorz[ug], daß daselbst kein Mangel an Wirthshäusern ist, wo man für sein Geld Speise und Wo[h]nung finden kann. Abends kamen einige von der Wache, die von der Ankunft der Fre[m]den Nachricht erhalten hatten, nahmen **Pyrarden** und seinen Gefährten mit sich, und f[üh]reten sie in den königlichen Pallast, der eine halbe Meile von der Stadt liegt. Von die[ser] Bedeckung ward ihnen ehrerbiethig begegnet.

Der König, der schon von ihrer Ankunft Nachricht erhalten hatte, begab sich in ein[em] von den untersten Sälen des Pallastes. Er hatte zehn oder zwölf junge **Nairen** zu sein[er] Bedienung bey sich. Diese trugen Lampen von Gold oder vergoldeten Silber, und [ein] großes Gefäß voll Oele für die Lampen. Sie hingen an einer langen silbernen und ve[r]goldeten Stange. Diese war oben gekrümmet, um die Lampen recht gerade zu halten, [und] an dem andern Ende spitzig, damit man sie in die Erde stecken könnte. Die Stühle [im] Saale waren von sehr schönem Holze, und mit schwarzen geglätteten Steinen untermisch[t], die ebenfalls zum Sitzen dieneten. Den König sieht man öffentlich gar nicht sitzen, [son]dern allemal stehen.

Wie Pyrard von dem Könige empfangen wird.

Dieser Fürst trug auf seinen Aermen einen von den Enkeln seines Bruders. Er w[ar] etwan drey Jahr alt, und von einer recht reizenden Gesichtsbildung. Er machte sich [an]fangs das Vergnügen, und ließ dieses Kind näher zu den beyden Fremden hinzu geh[en]. Er fragte dasselbe, wer sie wären, und schien erfreuet zu seyn, da er sah, daß es kein [Zei]chen einiger Furcht von sich blicken ließ. Hierauf that er an sie verschiedene Fragen weg[en]

Seine Unterredung mit diesem Fürsten.

ihres Vaterlandes, und verlangte durch seinen Dolmetscher von ihnen zu wissen, was [für] ein Unterschied zwischen ihnen und den Holländern wäre, und welches von beyden Völk[ern] die meiste Macht besäße? **Pyrard** antwortete gerade heraus, daß gar kein Vergl[eich] zwischen ihnen wäre, und daß die Macht der Holländer von der Macht des Königes [von] Frankreich unendlich weit übertroffen würde. Er versetzete hierauf: „Die Holländer [sa]„gen eben dieses von ihrem Grafen Moriz, und die Portugiesen von ihrem Könige. Wem „soll ich nun glauben?„ Die Erklärungen **Pyrards** waren ungekünstelt, und der Wahr[-]heit gemäß. Der Dolmetscher fragte ihn weiter, welches die Bewegungsgründe zu [sei]ner Reise gewesen wären? und als der König aus seiner Antwort hörete, daß er nur [in] der Hoffnung hieher gekommen wäre, ein holländisches Schiff anzutreffen, worauf er nach Europa zurück kehren könnte: so ließ er ihm sagen, vor vier Wochen wären drenzehn [von] hier abgegangen, die sich in seinem Hafen erfrischet hätten; er hätte ihnen auch Erlaub[-]niß gegeben, in seinen Staaten eine Festung zu erbauen: sie wären aber mit dem Ver[-]sprechen abgereiset, daß sie im folgenden Jahre wiederkommen wollten; deswegen könn[-]ten aber immer zween Franzosen ungehindert zu Calecut bleiben, und versichert seyn, daß es ihnen bey ihm an nichts mangeln würde. Er gab dem Dolmetscher, der ein Baniane war, und die portugiesische Sprache sehr wohl verstund, Befehl, für sie Sorge zu tragen, und ihnen eine bequeme Wohnung zu verschaffen.

Sie bekamen ihre Wohnung bey einem von den vornehmsten muhammedanischen Herren, dessen Haus eines von den schönsten im Lande war. Dabey hatten sie aber nicht nur die Unbequemlichkeit, daß sie von der Stadt, und von dem Pallaste entfernet waren; sondern sie befanden sich auch den Künsten der Portugiesen ausgesetzet, welche sie sehr un[-]gern zu Calecut sahen. Der Dollmetscher, mit Namen **Maniaste**, welcher durch seine Sorgfalt die Absichten des Königes getreulich erfüllete, befand es sicherer, ihnen ihre Woh-

nung

nung in der Alfandica anzuweisen. Man gab ihnen einen Leibeigenen zu ihrer Bedienung; und ein jeglicher bekam täglich zween Pananten. Dieses sind Münzen, die etwan zwey Groschen am Werthe halten. Hiernächst bekamen sie alles, was zu ihrer Nahrung und Kleidung erforderlich war.

Pyrard. 1607.

Nachdem sie sich drey Wochen lang in diesen Umständen befunden hatten, genossen sie das Vergnügen, ihre beyden übrigen Gefährten ankommen zu sehen, die ihnen von Mutingue aus, nachgefolget waren. Man empfing sie mit nicht geringerer Höflichkeit; und der König wollte, daß sie bey einander wohnen, und mit einander speisen sollten.

Seine beyden übrigen Gefährten finden sich zu Calecut bey ihm ein.

Sie hielten sich etwan acht Monate lang zu Calecut auf, und diese Zeit wendete Pyrard sorgfältig dazu an, daß er allerhand Beobachtungen anstellete. Der König war ein witziger Kopf, und es ließ sich sehr gut mit ihm umgehen, sonderlich was die Fremden anbetraf. Er war aber unbeständig, sowohl in seiner Freundschaft, als in seinem Hasse, und sehr auffahrend, wenn er zornig war. Dieses machte ihn bey allen Nairen furchtbar. Einsmals sah er öffentlich eine Comödiantinn tanzen, welche außerordentlich hurtige Wendungen und Sprünge machte. Er beschwerete sich zu verschiedenenmalen, daß er nicht ungehindert genug zusehen könnte, weil zwischen dem Orte des Schauspieles und dem Gange, wo er mit den Königinnen sich befand, allzuvieles Volk stund. Weil man ihn vor dem Geräusche und vor dem Gedränge, nicht einmal hören konnte: so wurde er dadurch dermaßen aufgebracht, daß er einem Edelknaben einen Sonnenschirm aus der Hand riß; mit diesem Gewehre in der Hand herab stieg, und alle diejenigen zu schlagen anfing, die ihm im Wege waren. Er kam soweit in das Gedränge, daß die Zuschauer, die aus Furcht und aus Ehrerbiethung, zum Weichen gedrungen wurden, elendiglich übereinander wegfielen, beyde Hände auf den Kopf legten, um ihre Unterwerfung dadurch zu bezeugen, und einige Zeitlang ein sehr seltsames Schauspiel vorstelleten. Die ganze Versammlung würde sich hinweg begeben haben, wenn er nicht selbst Befehl ertheilet hätte, daß ein jeder seinen Platz wiederum einnehmen, und die Lustbarkeit fortgesetzet werden sollte.

Eigenschaften des Koniges. Beyspiel von seiner hitzigen Gemüthsart.

Der Verfasser erzählet noch ein anderes Beyspiel von der auffahrenden Hitze dieses Fürsten, und wie leicht er sich doch wiederum habe fassen können. Die Großen machten sich ein Vergnügen daraus, den Fremden beständig mit Höflichkeit zu begegnen. Pyrard, und seine Gefährten wurden oftmals eingeladen, mit ihnen zu essen und zu trinken, und kamen niemals ohne einige Geschenke von goldenen Münzen, Leinwand, seidenem Zeuge, baumwollenem Zeuge und Früchten, zurück. Einsmals wurden sie in das Landhaus eines von den vornehmsten Hofbedienten geführet, welcher in der Abwesenheit des Königes, die Regierung zu Calecut führete. Dieses Haus stund an einem Teiche. Zween Herren kamen dahin, und wollten sich das Fest über baden. Der eine, der ein Vetter des Königes war, und einen heimlichen Groll gegen den andern hegte, ließ ihn fragen, wie er so kühn seyn, und sich an einem Orte baden könnte, wo er den Vetter seines Herrn zugegen sähe? Er ließ ihn zugleich mit einer schimpflichen Strafe bedrohen. Dieser Herr, der viel Muth besaß, und in einer ansehnlichen Würde stund, antwortete demjenigen, der ihm so verächtliche Befehle überbrachte, bloß mit einem Backenstreiche. Durch eine solche Beschimpfung wurde der Prinz bewogen, daß er sogleich eine große Menge von Gewaffneten zusammen berief. Der gedachte Herr konnte sich nicht entbrechen, seine Freunde und Bedienten zu seiner Vertheidigung ebenfalls herbey zu rufen. Von beyden Theilen fand sich also eine so große Menge von Nairen ein, daß die Anzahl derselben, wie der Verfasser meldet,

Ein anderes Beyspiel.

Pyrard. 1607.

meldet, auf verschiedene tausend anwuchs. Dem Könige konnte dieser Lärmen nicht lan- unbekannt bleiben. Er fragte nach dem Ursprunge desselben, und erzürnete sich derge- über seinen Vetter, da er hörete, daß die Schuld an ihm läge, daß er befahl, ihn sog- hinzurichten. Einige Freunde dieses Prinzen gaben ihm sogleich hiervon Nachricht, ihm Zeit zu lassen, daß er sich durch die Flucht retten könnte. Er gieng daher eilig einen Fluß, welcher die Länder **Chaly** und **Calecut**, von einander scheidet. Der Kö- gerieth dadurch nur noch in größere Wuth, da er hörete, daß seine Befehle nicht voll- cket worden waren. Gleichwohl wurde der Prinz, nebst mehr als hundert Nairen, die s- die Drohung einer gleichen Strafe zugezogen hatten, weil sie ihm gefolgt waren, nicht la- ge hernach wiederum begnadigt.

Der Samorin ist der mächtigste und unumschränkteste unter allen Fürsten, die in Ma- labar herrschen, das ist von **Barcelor** an, bis an das Vorgebirge Comorin. Hierun- gehören die Könige von **Cananor**, von **Mutingue**, von **Badara**, von **Cochin**, **Tananor**, von **Coilan**, und verschiedene andere. Seine Staaten liegen zwischen Co- und Cananor.

Christliche Kirche zu Calecut, die unter den Jesuiten steht.

Ob schon die Portugiesen aus dem Lande vertrieben waren: so befanden sich doch der Stadt zween Jesuiten. Der eine war ein Italiener, der andere ein Portugiese. Bey- de stunden sehr wohl bey dem Könige, und er gab ihnen eine jährliche Besoldung, außer derjenigen, die sie aus Portugall erhielten. Er ertheilete ihnen Erlaubniß, eine schöne Kirche zu bauen, und sie mit einem Kirchhofe zu umgeben. Er ließ ihnen auch Freyheit, daselbst öffentlich das Evangelium zu predigen; und sie hatten damals schon große Menge von Einwohnern bekehret. Diese neuen Christen nahmen ihre Wohnun- dem Bezirke, wo sich die Missionarien aufhielten; und diese wendeten einen Theil Einkünfte dazu an, daß sie ihnen Häuser bauen ließen. Der eine von diesen beyden tern begegnete, ob er wohl ein Portugiese war, Pyrarden sehr liebreich. Er tröstete in seiner Bekümmerniß, und rieth ihm, sich nach Cochin zu begeben, both ihm auch wegen Empfehlungsschreiben an den dasigen Statthalter an. Der italienische Jesuit gar nicht geneigt, ihm mit solcher Güte zu begegnen. Indessen berathschlagte sich Py- über dieses Anerbiethen mit seinen Gefährten. Sie entschlossen sich, es anzunehmen, genommen der Niederländer, welcher reformirt war, und sich daher den Portugiesen anvertrauen wollte, die ihm schon einigemal übel begegnet waren. Der König und Großen des Landes bestrebten sich, Pyrarden ein gleiches Mistrauen einzuflößen. blieb aber standhaft auf seinem Entschlusse; und da seine Abreise durch nichts mehr ge- dert wurde, so ließ er sich von dem Samorin einen Geleitsbrief durch alle Orte, die un- seiner Bothmäßigkeit stunden, geben.

Pyrard, und zween von seinen Gefährten, gehen nach Cochin ab.

Der Hornung gieng nunmehr zu Ende. Die drey Franzosen schlossen einen Vergleich mit einigen Bootsknechten, welche sie in einer **Almadia**, in den Hafen von Cochin brin- gen sollten, der nur zwanzig Seemeilen von Calecut entfernet ist. Sie sahen aber bald, daß ihre Führer Verräther waren. Pyrard war mit ihnen einig geworden, da- mit der Fluth abfahren wollten. Gegen Mitternacht riefen sie ihn. Indessen ließen ihm Zeit, sich mit seinen Gefährten vollends fertig zu machen, und stelleten sich, als sie an dem Orte auf ihn warten wollten, wo er zu Schiffe gehen sollte. Es war damals sehr heller Mondenschein. Er begab sich mit den beyden übrigen Franzosen auf den Sie trugen alle dreye ihre Sachen, giengen am Ufer des Meeres hin, und trafen

Zeit lang keine Verhinderung an. Als sie aber der Almadia nahe kamen: so sahen sie sich auf einmal von einem Haufen Christen aus dem Lande umgeben, welches Freunde der Portugiesen waren. Sie hatten sich in einen Hinterhalt gestellet, und auf sie gelauert, überfielen sie hernach, und schrien: Matar! Matar! das ist: **schlag todt! schlag todt!** Zu gleicher Zeit thaten sie einige Streiche auf sie, um ihre Furcht noch zu vergrößern. Pyrard schrie, er wäre ein katholischer Christ, und bath sie, daß sie ihn wenigstens erstlich beichten lassen möchten, ehe sie ihn hinrichteten. Sie schienen durch sein Bitten wenig gerühret zu werden, und schalten ihn einen **Lutheraner**. Hierauf ergriffen sie ihn, und seine Gefährten, bey dem Kragen; banden ihnen die Hände scharf auf den Rücken, und bedroheten sie mit dem Tode, wenn sie den Mund aufthun, und reden würden. Sie hielten ihnen über eine Stunde lang den Degen an der Kehle, damit sie Zeit hätten, dem portugiesischen Factore von dem Fortgange ihrer Unternehmung Nachricht zu ertheilen. Das Haupt dieser Räuber war ein **Mestize** von Cochin, mit Namen **Johann Furtado**. Er hielt sich seit einiger Zeit zu Calecut auf, um auf die Wiedererstattung eines Schiffes zu dringen, welches ihm die benachbarten Seeräuber weggenommen hatten. So bald sein Bothe zurück gekommen war, ließ er den drey Franzosen alles, was sie mitgebracht hatten, abnehmen, und sie nackend und gebunden in eine Almadia werfen, die fast ganz voll Wasser war, und wo sie anfangs glaubten, daß man sie ersäufen wollte. Indessen versprach er ihnen, mit einem Eide, daß er ihnen kein Leid zufügen wollte.

Pyrard. 1608.

Sie werden von den Portugiesen verrathen.

Wie man ihnen begegnet.

Die Almadia wurde in die See gelassen. Man fuhr bis an die Küste von **Chaly**, und stieg daselbst ans Land. **Furtado** wollte von seinen Unterhändlern in Calecut wissen, ob dem Samorin die Entführung der Franzosen bekannt wäre, und wie er diese Zeitng aufgenommen hätte? Die Nachrichten, die er erhielt, verursacheten ihm wenig Zufriedenheit. So bald dieser Monarch erfuhr, was für Gewalt man gegen die drey Fremden ausgeübet hätte, die sich unter seinem Schutze befänden: so ließ er die beyden Jesuiten, den Factor, und alle Portugiesen, die sich zu Calecut aufhielten, herbey rufen, und bedrohete sie mit allem seinem Zorne. Die Jesuiten entschuldigten sich, und schoben diese Verrätherey auf den **Furtado**. Sie mußten auf ihr Evangelienbuch schwören, daß sie keinen Theil daran gehabt hätten. Nunmehr kehrete sich sein ganzer Zorn wider den **Furtado**. Er befahl, daß das Schiff, welches er wieder verlangete, sogleich verbrannt werden sollte, und verboth ihm auf ewig, wiederum nach Calecut zu kommen,

Ungeachtet des Verdrusses, den **Furtado** über diese Nachrichten empfand, gab er seinen Gefangenen portugiesische Kleider, nahm seinen Weg zu Lande, und gieng mit ihnen durch die Landschaft und die Stadt **Chaly** nach **Tananor**. Die Portugiesen hatten daselbst, wie zu Calecut, eine Kirche, einen Jesuiten, und einen Factor. Ehe **Furtado** in die Stadt hinein kam, ließ er ihnen seine Ankunft melden. Zu seinem Erstaunen erfuhr er aber, daß einer von den beyden Jesuiten aus Calecut vor zweenen Tagen daselbst angelanget wäre, und sein Unternehmen so wenig billigte, daß er ihm vielmehr deswegen Vorwürfe machete, daß er den Samorin so unweislich zum Zorne gereizet hätte.

Man verfährt gelinder gegen sie.

In dieser Verwirrung fassete Furtado den Entschluß, sich in einer Entfernung von Tananor zu halten; die drey Franzosen aber auf eine Almadia zu bringen, und sie unter der Aufsicht einiger Soldaten nach Cochin abführen zu lassen. Er versicherte sie auch, daß sie nichts zu befürchten hätten, und daß er an den Statthalter in Cochin einen Brief schreiben wollte, der für sie günstig seyn würde. Dieses war ein neuer Meineid. Denn in der

Sie werden nach Cochin geführet, und mit dem Tode bedrohet.

Hoffnung,

Pyrard. 1608.

Hoffnung, seine That zu verbergen, und eine Belohnung dafür zu erhalten, schrieb er viel mehr in dem Briefe, daß er sie auf der See gefangen bekommen hätte, wo sie eine große Menge Malabaren getödtet hätten; sie hätten nach **Marquäre Coste** gehen, und daselbst die Festung **Cognaly** bauen lassen wollen, welche der Samorin, seinem Vorgeben nach, den Holländern versprochen hatte. In der That war der Ruf also gegangen. Pyrard und seine Gefährten, schiffeten den übrigen Theil des Tages, und die ganze Nacht hindurch. Den folgenden Tag um zehn Uhr langeten sie in Cochin an.

Indem man sie am Ufer bewachete, und auf die Zurückkunft eines ihrer Führer wartete, der dem Statthalter den Brief des **Furtado** überbracht hatte, bewunderten sie die Menge des Volkes, welche die Neugier herbey lockete, um sie zu sehen. Sie höreten von allen, daß sie den folgenden Tag aufgehenket werden würden; und man zeigte ihnen einen großen Platz, zur Rechten des Flusses, wo man in die Stadt hinein geht. Daselbst sahe man noch zweene oder drey Holländer am Galgen hängen, welche vor kurzem gleiches Schicksal gehabt hatten. Ihre Kleider bestunden aus einem bloßen Stücke Cattun: denn **Furtado** hatte ihnen, da er sie von sich ließ, diejenigen wieder genommen, die er ihnen zu Chaly gegeben hatte. In kurzem sahen sie einen portugiesischen Gerichtsdiener ankommen, der sieben oder acht mit Partisanen bewaffnete Leibeigene bey sich hatte. Von diesen wurden sie zu dem Statthalter geführet. Sie wurden daselbst befraget: man hielt aber ihre Antworten für lauter Betrügereyen.

Die Gemahlinn, und die Töchter des Statthalters, welche die Freyheit erhielten, sie zu sehen, und deren Schönheit Pyrard bewunderte, schienen gleichwohl einiges Mitleiden zu empfinden; und sie würden ihnen auch, wie er spricht, Gutes gethan haben, wenn sie nicht durch die Furcht zurück gehalten worden wären. Von hier wurden sie vor den Ouvidor de cidade, oder den Criminalrichter geführet, um als Räuber verurtheilet zu werden. Zu allem Glücke aber weigerte sich dieser Beamte, ihr Richter zu seyn, weil sie Kriegsgefangene wären. Endlich ließ sie der Statthalter in das öffentliche Gefängniß führen, und wartete auf Gelegenheit, sie nach Goa vor das Gericht des Unterköniges in Indien zu schicken.

Der Statthalter läßt sie in das Gefängniß führen.

Gefängniß in Cochin.

Das Gefängniß in Cochin wird **Tronco** genennet. Es ist ein großer und hoher viereckichter Thurm. Unter dem Dache desselben ist ein Boden, mit einer Art von einer Fallthüre mit einem Schlosse, welches durch einen Schlüssel geöffnet wird, und wodurch man die Gefangenen auf einem Brette hinunter läßt, das von vier Seilen gehalten wird. Auf gleiche Weise zieht man sie wiederum herauf. Die Tiefe dieses Loches beträgt sechs bis sieben Ruthen. Unten ist keine Thüre. Das Licht fällt nur durch ein großes Fenster hinein, welches in die Mauer gehauen ist, die anderthalb Elle dicke ist. Das Fenster hat große eiserne Stäbe, durch welche man ein Brodt von zwey Pfunden stecken kann. Durch diese Oeffnung reichet der Kerkermeister den Gefangenen, vermittelst einer Schaufel mit einem langen Stiele, dasjenige, was man für dienlich erachtet, ihnen zu bewilligen. Das eiserne Gegitter ist dreyfach; nämlich eines inwendig, ein anderes auswendig, und ein drittes in der Mitte. Pyrard kann sich nicht einbilden, daß ein so fürchterliches Gefängniß in dem ganzen übrigen Theile der Welt seyn könne. Nachdem man ihn und seine Gefährten, oben auf den Thurm hinauf hatte steigen lassen: so schrieb man ihre Namen in das gemeine Verzeichniß. Sie bemerketen, daß dieser obere Theil des Thurmes ein anderes Gefängniß war, und hoffeten, einige Augenblicke lang, daß man sie nicht weiter bringen würde.

würde. Sie fanden daselbst einen Holländer, den sie auf den maldivischen Inseln gesehen hatten, wo er sein Schiff verlohren hatte. Er war seit kurzem auf Fürspruch der Jesuiten, aus dem untern Gefängnisse herauf genommen worden, weil er mit einer heftigen Krankheit befallen war. Noch vielmehr aber wunderten sie sich, da sie einen Edelmann daselbst fanden, der zu Marseille gewesen war, und gut Französisch sprach, und sich nach dem Herzoge von Guise erkundigte, in dessen Diensten er gestanden hatte. Er schenkte ihnen eine goldene Münze, die eine **Crusade** am Werthe halten mochte. Endlich ließ sie der Kerkermeister in das untere Gefängniß hernieder, worinnen sich damals hundert und zwanzig oder hundert und dreyßig Gefangene, sowohl Portugiesen, als Mestizen, und Indianer, Christen, Muhammedaner, und Heiden befanden.

Pyrard. 1608.

Diese Unglücklichen haben die Gewohnheit, daß sie einen von den ältesten aus ihrem Mittel erwählen, dem sie gehorchen. Ein jeder bezahlet ihm etwas bey dem Eintritte. Davon giebt er die Hälfte dem Kerkermeister. Er muß auch dafür eine Lampe vor einem Marienbilde unterhalten. Alle Festtage wird an dem äußersten Gegitter Messe gelesen. Weil dieses der unsauberste und angesteckteste Ort ist, den man sich nur vorstellen kann: so muß man außerordentlich stark seyn, wenn man den vergifteten Dünsten, die daselbst ausduften, lange Zeit widerstehen will. Die Lampe, welche die ganze Nacht hindurch brennend erhalten wird, erlöschet oftmals aus Mangel der Luft. Durch die übermäßige Hitze wird man gezwungen, Tag und Nacht nackend zu gehen. Einige Leibeigene, welche der älteste bezahlet, kühlen zwar jedermann mit einem Fächer ab. Die vornehmste Erquickung aber, ohne welche man gleich in den ersten Tagen umkommen müßte, rühret von der portugiesischen Brüderschaft der Barmherzigkeit her. Diese giebt einem jeglichen christlichen Gefangenen täglich einen halben **Tengue**, welches etwan drittehalb Groschen beträgt. Die übrigen bekommen täglich einmal gekochten Reiß, und Fisch. Man reichet ihnen auch Wasser zum Waschen. Pyrard und seine beyden Gefährten waren kaum neun oder zehn Tage in diesem abscheulichen Loche gewesen: so geschwoll ihnen der Leib, und sie bekamen überall sehr schmerzhafte Beulen.

Gewohnheiten und Elend in diesem Gefängnisse.

Einige portugiesische Gefangene riethen ihnen, an die Jesuiten des Collegii in Cochin zu schreiben. Der Vorsteher desselben besuchte sie unverzüglich; und da er befand, daß sie Franzosen und katholische Christen waren, so unternahm er es, ihre Freyheit auszuwirken. Der Statthalter antwortete, da er deswegen schon an den Unterkönig geschrieben hätte, so stünde die Sache nicht mehr in seiner Gewalt: er hätte sich aber vorgesetzet, sie nach Goa zu schicken; und indessen willigte er in ihre Befreyung, unter der Bedingung, wenn sich die Jesuiten anheischig machen wollten, sie vorzustellen. Also wurden sie von ihren Fesseln erlöset, und ziemlich wohl gehalten, bis zu ihrer Abreise. Pyrard wendete seine Freyheit dazu an, daß er das Merkwürdigste zu Cochin in Augenschein nahm.

Pyrard wendet sich an die Jesuiten, und genießt ihre Mildthätigkeit.

Nachdem ungefähr zween Monate verflossen waren, so sah man eine Flotte von funfzig portugiesischen Fahrzeugen anlangen, welche von dem Vorgebirge **Comorin**, und der Landspitze **Galle** auf der Insel Ceylan abgesegelt waren. In dem Hafen von Cochin ankerte sie, um Erfrischungen daselbst einzunehmen. Der Unterkönig in Indien rüstete jährlich zu Anfange des Sommers, welcher in den Herbstmonat fallt, eine Flotte von hundert Galliotten, und drey oder vier Galeeren aus. Die Hälfte davon schickte er gegen Norden, bis nach **Diu** und **Cambaya**, um die Küste zu bewahren, und sich derer Schiffe zu bemächtigen, welche sich ohne Paß auf der See finden ließen. Die andere Hälfte wurde in eben

Pyrard. 1608. eben dieser Absicht, gegen Süden ausgeschickt, bis an das Vorgebirge Comorin, und die Insel Ceylan. Weil also die Schiffahrt nur für die Portugiesen, und ihre Freunde offen war: so unterstunden sich die Araber und die Einwohner in Sumatra, welche beständig Krieg mit ihnen führeten, nicht aus ihren Häfen zu gehen, wenn sie nicht im Stande waren, ihnen Widerstand zu thun.

Er wird nach Goa abgeschickt. Die portugiesische Flotte sollte nach Goa zurück kehren, welches nur hundert Seemeilen von Cochin gegen Norden abliegt. Pyrard suchte durch den Fürspruch der Jesuiten so viel zu erhalten, daß man ihn nebst seinen Gefährten mit zu Schiffe gehen lassen möchte. Was er auf dieser Reise erduldet. Diese Bitte wurde ihnen auch gewähret. Allein der Statthalter in Cochin ließ ihnen nochmehr wieder Fesseln an die Füße legen, welche dreyßig bis vierzig Pfund wogen; und in diesem Zustande wurden sie an den General ausgeliefert. Pyrard hatte das Unglück, daß man ihn in die Galliotte eines barbarischen Hauptmanns, mit Namen Petro Doderose that. Dieser hielt ihn für einen Holländer, und begegnete ihm auf seiner ganzen Schifffahrt, mit der äußersten Grausamkeit. Noch andere Zufälle zogen ihm eine tödtliche Krankheit zu, und er hätte tausendmal unter derselben erliegen müssen, wenn ihm nicht ein Dominicanermönch mit seinen Liebesdiensten beygestanden hätte. Die Portugiesen ankerten vor Cananor, welches etwan vierzig Seemeilen von Cochin abliegt. Er kömmt nach Goa. Hier hielten sie sich nur drey Tage lang auf; und zu Anfange des Brachmonats langeten sie in Goa an.

Der IV Abschnitt.

Ankunft des Verfassers zu Goa.

Wird wegen Krankheit in das Hospital gebracht. Schönheit dieses Gebäudes. Dessen Beschreibung. Vergebliche Hoffnung beyder Franzosen. Sie müssen wieder ins Gefängniß. Werden befreyet. Nehmen Kriegesdienste. Wie es dem Verfasser ergangen. Wie es dem Schiffe der halbe Mond, und zwölf aus den maldivischen Inseln entflohenen Franzosen ergangen. Pyrard geht als Soldat nach Ceylan. Treulosigkeit des dasigen Königes. Pyrard kömmt nach Malacca. Insel Madura und Bally. Reise nach Ormus und Cambaya. Handlung zu Ormus. Reichthum der dasigen Statthalter. Die Inquisition läßt des Königes von Ormus Bruder hinrichten. Cambaya und Diu. Daman, Bassains und Chaul. Pyrard kömmt wieder ins Gefängniß. Ankunft der portugiesischen Caracken. Verdrießlichkeiten des Verfassers. Er erhält Erlaubniß abzureisen. Der alte Unterkönig übernimmt den Befehl über die Schiffe.

Wird wegen Krankheit ins Hospital gebracht. Pyrard war nebst einem seiner Gefährten, durch so vielfältiges Unglück und durch Krankheit, in einen dermaßen schlechten Zustand gerathen, daß es ihnen nicht möglich war auf den Füßen zu stehen, da man ihnen die Fesseln abnahm, um sie vor den Unterkönig zu führen. Endlich hatte man noch so viel Mitleiden mit ihnen, und ließ sie nach dem Hospitale tragen. Man setzte sie unterdessen vor der Thüre auf Stühle nieder, bis die Aufseher kamen und sie einließen. Schönheit dieses Gebäudes. Sie erstauneten über die Pracht dieses Gebäudes so sehr, daß sie es für einen Pallast ansahen. Allein sie erblickten über der Thüre die Aufschrift: königliches Hospital nebst dem Wapen von Castilien und Portugall und einer Weltkugel. Man brachte sie ohne langes Verweilen erstlich in einen bedeckten Vorhof, wo die Aerzte ihren Zustand untersuchten, und sodann über eine große steinerne Treppe in die Kammer, wo sie bleiben sollten. Der Oberaufseher, ein Jesuit, machte sogleich alle erforderliche Anstalt zu ihrer Verpflegung.

Pyrard. 1608.

Der Verfasser erwähnet dergleichen Umstände von geringer Wichtigkeit nicht ohne Ursache; denn weil er glaubet, es sey dergleichen Hospital sonst nirgend in der Welt zu finden, so beschreibt er es der Welt, und allen denen, die sein Buch lesen, zum vermeynten Besten. Das Gebäude ist sehr groß, und steht am Ufer eines Flusses. Die Könige von Portugall haben es gestiftet, und fünf und zwanzig tausend **Pardos** Einkünfte dazu vermachet, davon einer wie er saget, fünf und zwanzig Stüber unseres Geldes, im Lande aber zwey und dreyßig gilt. Doch sind diese Einkünfte durch die Freygebigkeit großer Herren nachgehends sehr vermehret worden. Hiernächst ist die königliche Stiftung in einem so wohlfeilen Lande an sich selbst schon erklecklich, und die kluge Wirthschaft der Jesuiten, vermehret die Einkünfte täglich. Sie lassen Käse und andere Lebensmittel bis von Cambaya kommen. Die übrigen Bedienten sind Portugiesen und christliche Sclaven. Es fehlet nicht an Aerzten, Wundärzten und Apothekern, welche die Kranken des Tages zweymal besuchen müssen. Hingegen ist auch die Anzahl der Kranken sehr groß, wiewohl man weder Indianer, als welche ein eigenes Hospital haben, noch Weibespersonen einnimmt, welche ebenfalls in ein besonderes Gebäude kommen. Als Pyrard aufgenommen wurde, so zählete man ein tausend fünf hundert Kranke darinnen, lauter Portugiesen und meistens Soldaten. Jeder hat sein eigen Bette, zwey Schuhe weit von seinem Nachbar, das aus verschiedenen Matratzen von Baumwolle und Taffend besteht. Die Bettstellen sind niedrig, aber mit allerley Farben zierlich bemalet. Für jede Krankheit ist eine besondere Kammer, und man schlägt nicht mehr Betten auf, als Kranke sind. Die Bettlacken sind alle von Baumwolle, sehr fein und weiß. Dem neuankommenden wird erstlich alles Haar vom Leibe abgeschoren. Hernach wird er gebadet, und in dieser Reinlichkeit beständig erhalten. Die Menge der Bequemlichkeiten, die man ihnen reichet, ist erstaunlich, und alle drey Tage wird alles abgewechselt. Die Fremden dürfen nur des Morgens von acht bis eilf Uhr, und Nachmittags von drey bis sechse hereinkommen. Die Kranken haben die Freyheit, mit ihren Bekannten zu speisen; und wenn die Aufwärter sehen, daß ein Besuch kommt, so tragen sie etwas mehr als gewöhnlich auf. Brodt bekömmt man nach Belieben. Die Brodte sind klein, und man giebt einem Kranken drey bis vier, ob er gleich selten mehr als eines verzehret. Was überbleibt, wird nicht zum zweytenmale aufgetragen. Man giebt niemals weniger, als ein ganzes entweder gesottenes oder gebratenes Huhn; und jeder bekömmt, was er will, Reiß, gute Suppen, Eyer, Fische, Confect, nebst allerley Fleische und Früchten, es sey dann von dem Arzte verbothen. Die Schüsseln und Teller sind von chinesischem Porcellane. Nach der Mahlzeit fraget ein portugiesischer Aufseher in jedem Gemache, mit lauter Stimme, ob jeder das seinige bekommen, und ob er nichts zu klagen habe?

Beschreibung des Hospitals zu Goa.

Das Hospitalgebäude ist von einem großen Umfange. Es sind viele Gänge, Höfe und anmuthige Gärten darinnen, wo die Kranken frische Luft schöpfen können, wenn sie etwas besser werden. Sodann bringt man sie auch in andere Gemächer, und jedweden zu solcher Gesellschaft, die in gleichem Grade der Besserung mit ihm steht. Mitten im Hospitale ist ein großer schön gepflasterter Hof, mit einem Springbrunnen in der Mitte, wo sich die Kranken zuweilen baden. Das ganze Gebäude wird des Nachts mit einer Menge Lampen, Laternen und Lichter erleuchtet. Statt des Glases sind die Laternen mit Schildkrötenschalen verschlossen, gleichwie überhaupt die Fenster in allen Kirchen und Gebäuden zu Goa. Die Gänge sind mit schönen Gemälden behangen, welche biblische Geschichte vor-

Pyrard. 1608.

vorstellen. Das Hospital hat zwo prächtig gezierte Kirchen. Mit einem Worte, die Stiftung ist dermaßen prächtig, reinlich und mit allem Ueberflusse versehen, daß der Unterkönig, der Erzbischof und die vornehmsten Herren zu Goa öfters einen Gang zu ihrer Belustigung dahin vornehmen.

Vergebliche Hoffnung beyder Franzosen.

Innerhalb drey Wochen befand sich Pyrard nebst seinen Gefährten so vollkommen hergestellet, daß er auf die Leutseligkeit seiner Wirthe ein völliges Vertrauen setzete, und glaubte, dieser glückliche Anfang würde ein Vorspiel ihrer Freyheit seyn; ja, man hat ihnen noch einen Franzosen zugesellet, welcher mit der guten Verpflegung nicht wenig höchst zufrieden war, ob gleich seine Krankheit nur von einer Erschöpfung der Kr herrührete. Sie bathen demnach den Oberaufseher alle drey, er möchte ihnen erlauben, sich wieder wegzubegeben. Allein, er gebrauchte vielmehr drey ganze Monate lang allerley Ausflüchte, ihren Abzug zu verzögern. Er wußte nach Pyrards Anzeige sehr wohl, wie man mit ihnen umgehen würde. Endlich, da sie nicht abließen, befahl er ihnen, mitzugehen, weil sie ja mit aller Gewalt heraus wollten. Er führete sie in ein Gewölbe, schenkete jedem ein neues Kleid, und einen Pardo, oder fünf und zwanzig Stüver, setzete ihnen ein Frühstück vor, und nöthigte sie, ungeachtet ihrer großen Eilfertigkeit, zu essen; endlich gab er ihnen mit Bezeugung eines großen Mitleidens seinen Segen.

Müssen wieder ins Gefängniß.

Kaum war er weg, so kamen zween Gerichtsdiener mit ihren Häschern, bemächtigten sich ihrer, banden ihnen die Hände, und führten sie alles Klagens ungeachtet, nach dem Stadtgefängnisse. Der Stockmeister und sein Weib, waren Mestizen. Da sie nun höreten, die neuen Ankömmlinge wären Franzosen und gute Katholiken: so verfuhren sie ganz bescheiden mit ihnen. Es sind auch die Gefängnisse zu Goa überhaupt keine solche Stanklöcher, wie die zu Cochin. Der Befehl des Königs von Portugall lautet zwar, man solle alle Kriegesgefangene und Ausländer auf seine Kosten unterhalten, doch die Bedienten unterschlagen einen Theil von dem ausgeworfenen Gehalte. Unterdessen ersetzen die barmherzigen Brüder diesen Abgang.

Durch welchen Zufall sie loskommen.

Es gieng Pyrarden lange nicht so schlimm, als er befürchtet hatte. Als er einen Monat in diesem Zustande hingebracht hatte: so erkannte ihn ein Jesuit, der die Kranken besuchte, für einen Franzosen, und sagte ihm, es sey in dem Collegio zu St. Paul in Goa ein französischer Jesuit, Namens Pater **Sebastian de la Croix**. An diesen schrieb er, und gleich des andern Tages, kam der ehrliche Pater ins Gefängniß, tröstete ihn, gab ihm Geld, und versprach, ihre Freyheit bey dem Unterkönige auszubitten. Er war von Rouen gebürtig, hielt aber dem ungeachtet sein Wort so redlich, daß er den Unterkönig und den Erzbischof einen ganzen Monat lang, ohne Unterlaß anlief. Anfänglich hieß es, die drey französischen Kerl verdieneten den Tod, sie wären wider ihres eigenen Königs Willen, und nach geschlossenem Frieden mit Spanien nach Indien gekommen. Der Unterkönig schien Willens zu seyn, sie nach Spanien zu schicken, damit der König mit ihnen machen könne, was er selbst wollte. Doch der Jesuit hielt so sehr an mit Bitten, daß sie endlich alle drey los kamen.

Müssen Dienste nehmen.

Dieses dünkete ihnen eine Auferstehung aus dem Grabe zu seyn. Unterdessen bestund ihr neues Leben bloß darinnen, daß sie als Soldaten dienen, und zwey Jahre lang von dem gewöhnlichen Solde zu Goa leben mußten. Zwar bekamen sie in vornehmen Häusern, wo man die Lebensmittel nicht schonet, zuweilen etwas zu essen. Allein, sie mußten allerley Züge bis nach Diu und Cambaja mitmachen, imgleichen bis ans Vorgebirge Commorin und

Wie es dem Verfasser ergangen.

und nach Ceylan. Wenn sie nun wieder nach Goa kamen, so sammelte Pyrard allerley Anmerkungen, die vornehmsten Seltenheiten dieser Hauptstadt des portugiesischen Indiens betreffend. Doch gesteht er, er würde mehr Fleiß auf diese Arbeit verwendet haben, falls er einige Hoffnung vor sich gesehen hätte, einstens wieder nach Frankreich zu kommen. Allein hierzu war seit seines Schiffbruchs so wenig Ansehen vorhanden, daß er niemals ernstliche Rechnung darauf machte. Ueber dieses wollen die Portugiesen ihre Anstalten so geheim gehalten wissen, daß ihm ein ewiges Gefängniß ganz gewiß zu Dienste gestanden, wenn er sich der Neugierigkeit wegen im allergeringsten verdächtig gemachet hätte. Hiervon wußte er Beyspiele. Sie hatten einst an der melindischen Küste einen englischen Matrosen in der Schaluppe seines Schiffes mit dem Senkbleye in der Hand erwischet, und deswegen auf eine grausame Weise hingerichtet. Daher verlangete er keinesweges für scharfsinnig angesehen zu seyn; sondern er stellete sich vielmehr dumm, that, als wenn er weder schreiben noch lesen könnte, auch nicht portugiesisch verstünde. Er that alles, was man ihm befahl, mit blindem Gehorsame; und wenn er merkete, daß man ihm nicht gut war, so schlief er so lange nicht sanfte, bis er sich durch seine emsige Dienstbeflissenheit wieder in Gnade gesetzet hatte. „Unerachtet dieser Demuth mußte er dennoch, wie er saget, so vie„lerley Grobheit, Scheltworte und Beschimpfungen während einer so langen Gefangen„schaft verdauen, daß er nicht alles beschreiben kann.„ Pyrard. 1608.

Bey seinem Aufenthalte zu Goa erzähleten ihm einige Engländer, die auf dem Flusse Surate zu Gefangenen gemacht worden, eines von den beyden Schiffen, darauf er von **St. Malo** abgefahren war, der **halbe Mond** genannt, habe bey der Insel **St. Helena** vor Anker geleget; und weil es in schlechtem Stande gewesen, ein englisches Schiff, das ebenfalls auf der Rhede lag, zu bemeistern gesuchet. Die Engländer machten sich aber bey der Nacht davon, weil sie zu schwach an Mannschaft gewesen. Der **halbe Mond** war so läck, daß er nicht nach Frankreich kommen konnte; doch wurde die Ladung durch einen glücklichen Zufall gerettet, den der Verfasser nachgehends erst erfuhr. Gleichfalls erfuhr er zu Goa, daß der Schiffer von seinem eigenen Schiffe, nebst den zwölf aus den maldiver Eylanden entflüchteten Matrosen nach Ceylan gekommen wäre, welches Land unter portugiesischer Bothmäßigkeit stund. Einige nebst dem Schiffer wären an Krankheit gestorben, die übrigen theils nach Portugall unter Segel, theils in Kriegesdienste dieser Nation gegangen.

Wie es dem Schiffe, der halbe Mond, und zwölf aus den Maldiven entflohenen Franzosen ergangen.

Weil Pyrard ebenfalls nur Soldat war: so mußte er dem portugiesischen Heere bey verschiedenen Unternehmungen folgen, dabey er Gelegenheit hatte, nicht nur die Küste, worauf **Goa** liegt, sondern auch Ceylan, Sumatra, Malacka, Java, einige sundische, und die moluckischen Inseln zu besichtigen. Ceylan kam ihm sehr groß vor. Er giebt ihr die größte Länge vom Mittage gegen Mitternacht. Die südliche Spitze liegt dem Vorgebirge **Commorin** gegen über, zwischen welchem und der Insel das Meer so seicht ist, daß die Schiffe nicht durchkönnen. Nach Pyrards Erachten ist kein Land in der Welt so schön und fruchtbar. Die Portugiesen hatten zwo Festungen im Besitze, **Colombo** und **Punto Gallo**, worinnen einige Besatzung lag, die meist aus Spitzbuben bestehet, welche man statt der Strafe dahin schicket. Ihr General hieß **Dom Jerome Azebedo**.

Zug des Pyrards als Soldat nach Ceylan.

Es gab verschiedene Könige auf der Insel. Einen hatten die Portugiesen entführet, und nach Goa gebracht, wo sie ihn taufeten, und mit einem ansehnlichen Gehalte versorgeten. Als sie glaubten, nunmehro sey er genugsam im Guten befestiget: so wurde er auf

Treulosigkeit eines bekehrten Königs.

Gutbefinden des Staatsraths von Indien nach Ceylan geschicket, um unter dem Sch
des spanischen Königes daselbst zu regieren. Allein, kaum waren zwey Jahre vorüber
fiel er vom Christenthume wieder ab, und bekriegte die Portugiesen. In der Taufe h
er den Namen **Don Juan** bekommen, und sein Land lag in der Gegend von **Punto Ga**
lo, welches Vorgebirge sich weit gegen Mittag erstrecket. Um eben diese Zeit waren dr
holländische Schiffe daselbst Anker; und weil ihnen der Abfall des **Dom Juans** beka
war, so hoffeten sie Vortheil daraus zu ziehen, und die Portugiesen aus dem Sattel zu h
ben. Die Freundschaft wurde leicht gestiftet. Die Holländer bekamen di schönsten E
tröstungen; daher stiegen sie ans Land, und ihr General kam mit sechzig seiner Leute in
Königes Pallast zu Gaste. Man stellete sich beyderseits sehr treuherzig, und es war
Herrlichkeit und Pracht des Festes ungemein groß. Allein, beym Nachtische wurden
Holländer alle niedergemacht. Man hätte sich ihrer Schiffe bemächtiget; es kamen a
zum Glücke einige Matrosen davon, ließen die Ankertaue abhauen, und fuhren mit
rücklassung der übrigen immer daven. **Dom Juan** hoffete durch diese Treulosigkeit
Portugiesen Gnade wieder zu erwerben, ja Pyrard erfuhr von ihnen selbst, sie hätten
Aussöhnung auf diesen Preis gesetzet, und ihm einen Theil der Güter abzugeben versp
chen, wofern er die drey holländischen Schiffe liefern könnte.

Die ceylanischen Könige hielten ihre Friedensschlüsse so schlecht, daß die Portugi
für besser hielten, beständige Kriege mit ihnen zu führen, dabey es sehr unmenschlich
gieng. Denn es blieben nicht nur viele Leute in diesem waldichten Lande, da man o
Beil und Säge nicht fortkommen kann; sondern es that auch jeder mit seinen Gefange
was er wollte. Die Portugiesen schlugen alles todt, was zur Sclaverey nichts nütze w
und die Insulaner schnitten den untüchtigen die Nase weg, weil sie nach ihrer Religion
nen Unbewaffneten tödten dürfen. Pyrard verwundert sich, warum die portugiesischen
satzungen niemals ausgejaget wurden, unerachtet ihre Feinde nichts thaten, als imme
lagern *m*).

Der Verfasser besuchet Malacka.

Von Ceylan segelte die Flotte nach Malacka, welche Stadt die Portugiesen sorgfält
befestiget hatten, indem sie den Hauptschlüssel zur Handlung nach China, Japan, nach
moluckischen und allen nahe an der Straße **de la Sunda** liegenden Inseln vorst
Sie war auch damals, nur Goa und Ormus ausgenommen, die reichste Stadt in
Indien. Sie machte den Engländern und Holländern so viele Beschwerlichkeit, da
wenige Jahre zuvor mit ihrer ganzen Seemacht in dasigen Gewässern davor gerücket
ren. Doch Alphonsus von Castro nöthigte sie, die Belagerung aufzuheben, ob sie
einen Theil seiner Flotte zu Grunde gerichtet hatten. Das Gefecht war so hartnä
daß alle portugiesische Hauptleute Befehl hatten, sich zu verbrennen, oder in die L
sprengen, wenn sie dadurch ein feindliches Schiff vernichten könnten. Unerachtet des
ßen Reichthums zu Malacka, der eine erstaunliche Menge Ausländer dahin locket, i
Ort so ungesund, daß man nach einigen Jahren eine Bleyfarbe im Gesichte, und ein
ständiges Kränkeln davon trägt. Einige verliehren die Haare, andere die Haut. Pyr
bemerket, daß die Landeseingebohrnen selbst vielen Krankheiten unterworfen sind, und h
den Ort für den ungesundesten in ganz Indien.

Madura und Baly.

Beyde Inseln, Sumatra und Java, sah er nur im Vorbeyfahren, und kam hierauf
bey **Madura** vor Anker, das der letztern gegen Norden liegt. Diese Insel ist klein, ab

m) Die Erzählung dieser Begebenheiten kömmt anderswo vor.

so fruchtbar an Reiß, daß sie verschiedene andere Inseln damit versorget. Die darauf liegende Stadt heißt **Arosbay**, ist schön gebauet, und mit guten Mauern versehen. Die Einwohner gehen wie die Javaner gekleidet und bewaffnet. Die Insel **Bali**, wo die Flotte Erfrischungen einnahm, und welche gegen Osten von Java liegt, hat Ueberfluß an Geflügel und fetten Schweinen. Endlich fuhr man nach den moluckischen Inseln, und von da nach Goa zurück.

Pyrard. 1608.

Ein anderes mal fuhr Pyrard mit nach Cambaya und Ormus. Die kleine Insel, welche den Namen **Ormus** trägt, war damals nach Goa der reichste portugiesische Ort in ganz Indien, weil alle Waaren aus Indien, Persien, Syrien und der Levante im Hin- und Herwege vorbey mußten. Von Ormus brachte man schöne Perlen nach Goa, die man daselbst fischete. Man hält sie für die größesten, reinesten und kostbaresten in der ganzen Welt. Ferner brachte man eine Menge von einem gewissen Gelde, das man **Ormuser-Larinen** nennete, und das aus dem feinesten Silber besteht; imgleichen persische Seide, roh und verarbeitet; Teppichte von ungemein schöner Arbeit; arabische und persische Pferde, mit köstlichem Zeuge von Geld, Silber, Seide und Perlen, wiewohl sie ihrer eigenen Schönheit wegen in hohem Preise stunden; allerhand Gattungen von Zucker, Conserven, Marmeladen, persische und ormuser Rosinen; eine Menge trefflicher Datteln; gewässerte Camelote aus Persien und Ormus, die von der Wolle gewisser großer Schafe gemachet werden, es ist aber diese Wolle nicht kraus, wie an unsern Schafen; mancherley andere Zeuge, Mäntel und Röcke von eben dieser Wolle. Doch bewunderte unser Verfasser nichts so sehr, als die Menge und erstaunliche Mannichfaltigkeit des Gewürzes und anderer Spezereyen, die man in Ormus fand.

Zug nach Ormus u. Cambaya.

Handlung zu Ormus.

Es kam ihm eben nicht wundersam vor, daß die Statthalter nach einer dreyjährigen Verwaltung mehr als sechs hundert tausend Thaler mit sich wegnahmen. Der damalige nennete sich **Don Pedro de Cutinho**. Weil seine Zeit um war, so gieng er mit der Flotte nach Goa zurück. **Don Andreas Hurtado von Mendoza**, Unterkönig von Indien, wollte ihm funfzig tausend Thaler abborgen, die in Portugall wieder bezahlet werden sollten. Allein er schlug es ab. Da ihm der Unterkönig vorstellete, das Geld sollte zu Bezahlung einer Flotte angewendet werden, die er gegen die Malabaren schicken müßte: so gab **Cutinho** zur Antwort, er wäre im Stande, selbst eine Flotte zu des Königes Diensten auszurüsten und anzuführen, aber einem andern gäbe er sein Geld nicht zu gebrauchen.

Reichthum der Statthalter in Ormus.

Der Verfasser erzählet, des Königes von Ormus Bruder habe sich in einem reich beladenen Schiffe nach Goa geflüchtet, unter dem Vorwande, das Christenthum anzunehmen, eigentlich aber wegen eines mit seinem Bruder gehabten Verdrusses. Er hatte der Portugiesen Hülfe zu Erlangung seines Erbtheiles verlanget; die Flotte, worauf Pyrard fuhr, verhalf ihm auch dazu. Allein, er verschob seine Taufe von einem Tage zum andern, und machte sich unterdessen mit einem jungen portugiesischen Schüler, den er durch Geschenke verführet hatte, eines gewissen Verbrechens wider die Natur schuldig. Die Inquisition nahm ihn gefangen. Zwar ließ er sich von den Jesuiten in der Geschwindigkeit taufen, und versprach, fünf hundert tausend Thaler in die Kirche zu bezahlen. Doch sein Geld hatte man ohne dieß gewiß. Daher wurde er zum Feuer verdammet, und der junge Portugiese in einer Tonne in die See gesetzet.

Die Inquisition läßt des Königes von Ormus Bruder hinrichten.

Als

Pyrard. 1608.

Cambaya und Diu.

Als die Flotte vor **Cambaya** lag, so fand der Verfasser die Schönheit des Or und die Größe der Stadt eben so wundernswürdig, als Ormus. Nirgend wird stärker Handel mit Perlen und Juwelen getrieben, und nirgend in ganz Indien sind die Einw ner höflicher, als hier. Sie schicken alle Jahre bey drey bis vier hundert Schiffe n Goa, die man die **Cassilen** von Cambaya nennet, und worauf die Portugiesen eben warten, als die Spanier auf die americanische Flotte. **Cambaya** ist über dieses ein ßes Königreich, dessen Namen die Hauptstadt führet. Sie liegt an einem Meerb der bey seiner Mündung zwanzig Meilen in der Breite hat. Gegen Norden von der dung, sehr nahe am Lande, findet man die Insel **Diu**, einen berühmten Handelsort d Portugiesen. Von Cambaya bis Goa hatten sie nur drey Festungen an der Küste, D

Daman, Bassains und Chaul.

man, **Bassains** und **Chaul**; denn **Dabul**, das gleich nach **Chaul** folget, gehörete nen nicht, wiewohl sie einen Factor da hatten. Die Flotte befuhr einen Hafen nach d andern. **Daman** schicket viel Reiß nach Goa; **Bassains** Bauholz zu Häusern und S fen, nebst gewissen schönen und harten Quaderstücken, davon man die Häuser und Kir dieser prächtigen Stadt bauet. **Chaul** ist weit reicher, weil es mancherley Waaren in größerer Menge liefert, sonderlich eine Gattung von Seide, die man zu Goa höher s tzet, als die chinesische.

Als es gegen den Winter gieng, so suchten die Portugiesen dem Winde zuvor zu k men, welcher in diesem Gewässer ordentlich abwechselt. Der General war mit Pyrar Diensten wohl zufrieden, und versprach, bey dem Unterkönige für ihn zu bitten, daß er den Caracken nach Europa gehen dürfte. Seine Gefährten wurden auch mit in dieser gnadigung begriffen; sie betheten also sehr andächtig, daß die Flotte glücklich nach G kommen möchte, und erschracken, so bald sich der geringste Gegenwind erhub. Endl kam sie an. Allein, da sie in der süßesten Hoffnung waren: so hatte der Unterk

Pyrard muß wieder ins Gefängniß, da er seine Freyheit hoffet.

einigen Verdacht auf die in der Stadt befindlichen Ausländer geworfen, und ließ alle d nigen ins Gefängniß setzen, die auf keinem portugiesischen Schiffe nach Indien gekom waren. Einige neuangelangte Engländer wurden zuerst in ein enges Gefängniß gefüh und die drey Franzosen hatten ein gleiches Schicksal. Sie nahmen ihre Zuflucht aufs n zu den Jesuiten, und diese hielten bey dem Unterkönige aufs neue mit Bitten an. Py gedenket des Pater **Gaspard Alemanns**, den man mit dem Titel des Vaters der C sten beehrete; des Pater **Thomas Stevens** n), eines gebohrnen Engländers; des P **Johann von Cenes**, aus Verdun; des Pater **Nicolaus Trigaut** von Douay; des Pater **Sebastian de la Croix**, aus Rouen. Ihr Eifer war so groß und unabl daß die drey Franzosen nach Verlaufe sechs Wochen wieder in Freyheit gesetzet wurden.

Ankunft der Caracken.

Vor Endigung des Winters liefen vier große Caracken im Hafen zu Goa ein. führete ungefähr zwey tausend Tonnen. Es waren zwar fünfe von Lissabon ausgel es hatte sie aber ein Sturm auf der Höhe vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus ein der gestreuet. Jedes Schiff hatte über tausend Personen, theils Soldaten und Matr theils Edelleute und Kaufleute am Borde gehabt; es waren aber kaum noch drey hun auf jedem übrig, und auch diese meistens krank. Sie brachten einen Befehl des König von Spanien an den Unterkönig mit, er sollte nicht leiden, daß einiger Franzose, Engl der oder Holländer sich in Indien aufhalte; die daselbst vorhandenen sollten sich bey

n) Dieses ist ein vortheilhaftiges Zeugniß für diesen Mißionarium, dessen Reisebeschreibung im ersten Theile gegenwärtiger Sammlung kömmt.

bensstrafe sogleich einschiffen, weil sie nur Kundschafter wären, die sich bloß daselbst aufhielten, um das Land auszukundschaften. Pyrard. 1608.

Pyrard ersuchte die Jesuiten inständigst, sie möchten diese Gelegenheit ergreifen. Sie waren, wie er saget, durch ihren eigenen Vortheil hierzu genöthiget; denn da sie den drey Franzosen als leiblichen Brüdern beystunden, so hatten sie eine unaufhörliche Last auf sich, die sie gern vom Halse gehabt hätten. Doch es war nicht genug, daß der Unterkönig in ihre Abreise willigte, man mußte auch einen eigenhändigen Befehl von ihm haben, damit sie Lebensmittel bekämen. Die Hauptleute zu Goa, welche wußten, wie schwer es damit zugienge, redeten Pyrarden zu, eine Fahrt nach **Mosambique** und **Sofala** mit ihnen zu thun. Allein, die Jesuiten stärketen ihn bey seinem Entschlusse abzureisen, und stelleten ihm vor, wie gefährlich es für ihn sey, länger bey den Portugiesen zu bleiben. Er bath sie, ihn nebst seinen Gefährten für den Unterkönig zu bringen. Dieser Herr, des **Don Furtado von Mendoza** Nachfolger, war bestürzt, da er drey Franzosen vor sich sah. Denn er hatte vermeynet, es sey noch niemals ein französisches Schiff bis nach Ostindien gekommen. Doch da er erfuhr, wie sie dahin gekommen wären, und wie lange sie daselbst zugebracht hätten, so versprach er ihnen, den Abschied und ihre Versorgung auf der Reise zu geben.

Verdrießlichkeiten des Verfassers.

Erhalten endlich den Abschied.

Vier Monate hatten die Caracken zu ihrer Belastung nöthig. Sie wurden auf die Rückreise zugerüstet, und mit Pfeffer beladen. **Don Antonio Furtado von Mendoza**, welcher von der Regierung abgieng, sollte sie bis nach Lissabon führen. Man glaubte, dieser Herr, der seit langer Zeit kränklich war, sey von einer Weibesperson vergiftet worden. Die langsamen Vergiftungen sind nichts seltenes in Indien. Unterdessen war er einer der größten Männer, welche Portugall jemals zu Unterkönigen gehabt hatte. Er war sehr jung nach Goa gekommen, und in allen seinen Kriegeszügen glücklich gewesen. Der König von Spanien rief ihn bloß wegen seines großen Ruhmes zurück, weil er einen Unterthan sehen wollte, der ihm so viele wichtige Dienste geleistet hatte. Das Volk verehrete ihn, als seinen Abgott; er versprach auch wiederzukommen, wenn er dem Befehle des Königes würde nachgelebet haben. Doch er brachte seine Reise nicht zu Ende. Der Tod übereilete ihn auf der See, bey den azorischen Inseln.

Der alte Unterkönig übernimmt den Befehl über die Schiffe.

Unerachtet des Versprechens vom Unterkönige, bekamen Pyrard und seine Gefährten keine Lebensmittel. Ihr Reisepaß enthielt nur einen Befehl an die Befehlshaber der vierten Caracke, sie nebst ihrem Geräthe mitzunehmen, und ihnen so viel Wasser und Brodt zu reichen, als für die Seeleute bestimmet ist. Der König versorgete zwar jeden, der nach Indien gieng: allein denen, die zurück wollten, gab er nichts als Zwieback und Wasser, aus Beysorge, es möchten allzuviele Portugiesen die Lust, in Indien zu seyn, verliehren, wenn sie bequem wegkommen könnten.

Pyrard. 1610.

Der V Abschnitt.

Rückreise des Verfassers nach Europa.

Anmerkungen über die Seeanstalten der Portugiesen. Pyrard und seine Gefährten müssen von Zwiebacke und Wasser leben. Betrügerey der portugiesischen Befehlshaber. Geflügeltes Ungeziefer, das die Seefahrenden quälet. Der Verfasser genießt einigen Beystand. Schöne Ordnung auf der Caracke. Schrecken der Portugiesen. Sturm. Anstalten gegen andere Zufälle. Entsetzliche Gefahr. Man will umkehren. Gefährliche Stille. Man kömmt das Cap vorbey. Comödie. Man landet bey St. Helena. Pyrard findet Veränderungen daselbst. Misgunst der Nationen gegen einander. Anmerkungen von der Insel. Ihr damaliger Zustand. Die Caracke kömmt auf der Rhede in Gefahr. Ein Franzose leistet einen wichtigen Dienst. Man geht nach Brasilien. Die Caracke scheitert im Hafen. Seltenheiten zu S. Salvator. Portugiesen befürchten einen Angriff von Heinrich dem Großen. Dienste des Franzosen Julian Michels. Löblicher Eifer eines Wallfisches. Pyrard versäumet sein Glück. Seine Liebesbegebenheiten. Seltsame Beschaffenheit seines Gemüthes. Wunderliche Ursache, warum er nicht abreisen kann. Dinget sich bey einem Fläminger auf das Schiff. Kömmt vor dem Tago an. Sturm. Uneinigkeit des Schiffers mit einem Kaufmanne. Sie landen an den bayonnischen Inseln. Gelübde der Portugiesen; des Verfassers. Er kömmt nach Hause.

Anmerkungen über die Seeanstalten der Portugiesen.

Das Einschiffen geschah in der Nacht des 30sten Jenners 1610; und weil von den vier Caracken nur die vierte völlig bemannet war: so gieng sie auch unter dem Hauptmanne, **Antonio Baroso**, am ersten unter Segel. Man nahm nebst den drey Franzosen noch einen Fläminger aufs Schiff, welcher sich für einen Aufwärter, den die Portugiesen **Grometto** nennen, verdingete, damit er seines Unterhaltes gewiß war. Pyrard glaubet, er müsse dem Leser alles ausführlich erzählen; er saget also, das Schiff sey ungemein groß gewesen. Er vergleicht es mit einem Schlosse, nicht nur wegen seiner Größe, sondern auch wegen der vielen Leute, und wegen der unglaublichen Menge Waaren, die beynahe bis an die Hälfte des Mastes aufgethürmet waren, und kaum einigen Platz zum hin- und wiedergehen übrig ließen. Vier Tage verliefen, ehe man unter Segel gieng. In dieser Zeit hörete man nichts, als musikalische Instrumente, und das Krachen des kleinen und groben Geschützes einer unzähligen Menge Barken, darinnen die Portugiesen aus der Stadt kamen, und von ihren Bekandten Abschied nahmen; zumal, da noch eine andere Flotte segelfertig lag, welche **Coesme** zwischen Sofala und Mozambik wegnehmen sollte. Den andern Tag nach dem Einschiffen sah ein Befehlshaber den Pyrard müßig da stehen, obgleich jedermann beschäfftiget war. Dieser schlug ihn ohne Weitläuftigkeit hinter die Ohren, schalt ihn einen Lutheraner, und drohete ihn, über Bord zu werfen, wenn er sich nicht eifriger für das gemeine Beste erzeigen wollte. Diese Ermahnung flößete ihm einen sonderbaren Trieb zur Arbeit ein. In der That waren auch unter den acht hundert Personen, die mit Einschlusse der Sclaven und sechzig indianischer oder portugiesischer Weibespersonen auf der Caracke fuhren, nur wenige, die nicht zur gemeinen Sicherheit Hand anlegeten. Zween Franciscaner hatten sich in geheim mit eingeschiffet, und ohne Erlaubniß vom Erzbischofe oder Superior zu haben; dem ungeachtet fehlete es ihnen nicht an Gelde, ihre Fracht zu bezahlen, welche man voraus bezahlen muß, und die in drey hundert Pardos besteht.

Als

Als sie zum Hafen von Goa ausliefen, sahen sie zwölf Meilen weit gegen Norden einige dürre und gleichsam verbrannte Inseln, welche die Portugiesen Islas quimadas nennen, und die nichts anders, als gefährliche Klippen sind. Dieses ist das erste Land, das man auf dem Wege von Goa nach Lissabon entdecket. Als man unter Segel war: so vermuthete Pyrard und seine Gefährten, es würde eben also seyn, wie auf den französischen Schiffen; sie erschracken aber sehr, da sie das Schiffsvolk mit einer kleinen Portion Zwieback und Wasser beköstigen sahen. Weil sie dachten, man würde sie gehörig versorgen: so hatten sie nur etwas weniges an Lebensmitteln mitgenommen, das kaum auf vier Tage zureichete. Sie zeigten dem Hauptmanne und Schiffsschreiber ihre Reisepässe, die sie bisher noch niemals, als nur der Schiffswache beym Einsteigen, aufgezeiget hatten. Der Hauptmann schien bestürzt zu seyn, daß er drey Franzosen am Borde hatte: noch mehr aber, daß die Pässe nichts vom Proviante erwähneten, obgleich es der Gebrauch ist, diejenigen auf des Königes Kosten zu speisen, die auf seinen Befehl zu Schiffe gehen. Er beklagte die Franzosen, daß sie sich nicht besser versorget hätten, schmählete über den Unterkönig und die Befehlshaber, die er Diebe zu nennen beliebte, weil sie keinesweges ermangeln würden, die Beköstigung für drey Ausländer in Rechnung zu bringen. Dabey sagte er, das Zwieback und Wasser, das sie währender Reise bekommen würden, müsse er den übrigen an ihrem Antheile abbrechen.

Pyrard. 1610.

Pyrard und seine Gefährten müssen von Zwieback und Wasser leben.

Betrügerey der portugiesischen Officier.

Unterdessen hatte jedermann, der von ihrem Schicksale hörete, Mitleiden mit ihnen, und begegnete ihnen freundlich. Ihr Elend erweckte Erbarmen: aber deswegen mußten sie dennoch großen Mangel ausstehen. Man reichte ihnen monatlich dreyßig Pfund Zwieback und vier und zwanzig Kannen Wasser. Da sie nun nichts Verschlossenes hatten: so stahl man ihnen zuweilen etwas davon, insonderheit des Nachts, wo sie nicht einmal die geringste Verdeckung gegen den Regen hatten. Eine andere Beschwerlichkeit, die nicht nur ihrer Ruhe, sondern auch ihrem Vorrathe schadete, war ein Schwarm geflügeltes Ungeziefer, das den Maykäfern ähnlich sieht, und das man mit aus Indien bringt, folglich unaufhörliche Quaal davon ausstehen muß. Dieses Geschmeiß stinkt abscheulich, wenn man es todt tritt. Es frißt den Zwieback; ja es durchbohret die Kisten und Tonnen; daher öfters der Wein und anderes Getränke zu Grunde geht. Von diesem Geschmeiße wimmelte es auf der Caracke. Sonst befand Pyrard den portugiesischen Zwieback sehr gut. Er ist eben so weiß, saget er, als unsere Semmeln. Man nimmt auch wirklich das weisseste Brodt dazu, schneidet es in vier platte Scheiben, und bäcket es zweymal. Jedermann auf dem Schiffe bekam eben so viel Wasser, als die Schiffsofficier selbst. Man geht sehr sparsam damit um, weil der gemeine Vorrath nur auf drey Monate hinreichet, folglich die Noth ungemein groß wird, wenn die Reise länger währet.

Geflügeltes Ungeziefer, das die Seefahrenden quälet.

Einige brave Leute bathen zuweilen die drey Franzosen zu Gaste, oder schickten ihnen das übergebliebene von ihrer Tafel: doch Pyrard aß sehr mäßig, weil das Fleisch eingesalzen war, und er mit dem wenigen Wasser bey einfallender Windstille und beständiger Hitze seinen Durst nicht hätte löschen können. Gleich in den ersten Tagen hatte der Hauptmann jedermann, der im Schiffe war, mit Namen aufschreiben lassen. Er hatte Policeyordnungen gemacht, und Wachtmeister ernennet, die darauf Acht haben mußten. Er konnte die Schuldigen gefangen setzen, oder ausprügeln lassen. Was Civilsachen betraf, die konnte er endlich entscheiden, wenn sie nicht über hundert Thaler betrugen.

Der Verfasser genießt einigen Beystand.

Gute Anordnung auf der Caracke.

Pyrard. 1610.

Schrecken der Portugiesen.

Den neunten oder zehnten Tag entstund Lärm auf der Caracke, weil man drey Schiffe erblickete, welche von Arabien her, gegen die maldivischen Eylande schifften. Man hielt sie für Holländer, und der größte Theil des Schiffsvolkes war bey anderer Gelegenheit schon unter ihrer Hand gewesen; daher fehlete es wenig, sie hätten aus Rachbegierde und Furcht ihren Grimm an den drey armen Franzosen ausgelassen, die sie als Freunde derselbigen ansahen, oder nach ihrem vorgefasseten Wahne, nebst ihnen unter dem Namen der Lutheraner begriffen. Einige wollten sie über Bord werfen. Doch da die kleine Flotte ihren Weg ganz gelassen fortsetzete: so hielt man sie für Araber, die nach den maldivischen Eylanden, oder nach Sumatra wollten.

Sturm. Anstalten gegen andere Zufälle.

Den 15ten März mit anbrechendem Tage, entdeckte man auf der Höhe von zwanzig Grad, die Insel **Diego Rodrigo**, welche ungefähr vierzig Seemeilen von Madagascar gegen Osten liegt. Da sie unbewohnet ist, so hatte niemand etwas darauf zu schaffen. Denn ein entsetzlicher Sturm, der fünf Tage mit gleichem Ungestüme wütete, brachte die Caracke in äußerste Gefahr, und warf sie wieder ihren Willen dahin. Als diese Gefahr vorbey war: so befurchte der Schiffshauptmann, es möchte zwischen dem Lande Natal und dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine neue entstehen; daher ließ er das grobe Geschütz und die Schaluppe von dem Ueberlaufe wegnehmen, und hernach die Caracke mit großen Tauen vorne, hinten und in der Mitte binden. Diese Taue, die etlichemal um das Schiff herum gewunden, folglich unter dem Kiele durchgezogen werden, halten das ganze Gebäude wundersamer Weise zusammen. Nach dem Sturme kam ein schönes portugiesisches Frauenzimmer, von etwa dreyßig Jahren, so unglücklich nieder, daß es nebst der Frucht darauf gieng, und das Meer zum Begräbnisse bekam. Pyrard war bey seinem eigenen Unglücke noch so weichherzig, daß ihm dieses nahe gieng.

Entsetzliche Gefahr, welche die Caracke zween Monat lang aussteht.

Man segelte das Land Natal vorbey, ohne vom Sturme und Winde Anfechtung zu haben. Die größte Noth aber war bis an das Vorgebirge verschoben. Pyrard bemerket, man sey zu späte unter Segel gegangen. Von Rechtswegen soll es mit Ausgange des Christmonats oder Anfange des Jenners geschehen, und wer dieses nicht thut, der unterwirft sich der unbarmherzigen Wuth des Meeres. Es würde unnöthig seyn, wenn man mit dem Verfasser alle Hindernisse beschreiben wollte, die sie zween ganzer Monat lang am Vorgebirge aufhielten, und zu einem Balle der Wellen und der Winde machten. Die Caracke war so läck, daß die Pumpen diese ganze Zeit über weder Tag noch Nacht feyerten. Obgleich jedermann, ja der Schiffshauptmann selbst Hand anlegte, so konnte man doch das Wasser unmöglich herausschaffen, das auf allen Seiten eindrang. Der große Mast brach zweymal mitten entzwey, und die Segel giengen gar öfters in Stücken. Drey Matrosen und zween Sclaven wurden weit ins Meer hinein davon geführet. Die Noth wurde so groß, daß man, zu Erleichterung des Schiffes, die Waaren auswerfen wollte; doch hieraus entstund eine andere Unordnung. Weil man bey den Kisten und Ballen anfangen mußte, die am ersten bey der Hand waren: so erhub sich ein heftiger Wortwechsel, der endlich so weit gieng, daß man die Degen auf einander zog. Der Hauptmann mußte daher alles übrige bey Seite setzen, und diese Unordnung stillen, welches endlich, wiewohl mit großer Müh geschah. Die unruhigsten Köpfe wurden in die Eisen geschlossen. Was die Bekümmerniß und den Verdruß noch größer machte, war dieses, daß man bey Erblickung

blickung des Vorgebirges, den bisherigen Wind nur noch sechs Stunden nöthig gehabt hätte, so wäre man vor dem Vorgebirge vorbey gewesen.

Pyrard. 1610.

In dieser äußersten Noth, welche ohne Hülfsmittel zu seyn schien, hielt der Hauptmann Rath mit den Edelleuten und Kaufleuten. Jedermann stimmete auf den Rückweg nach Indien, um desto mehr, weil der König von Spanien verbothen hatte, bey dieser Jahreszeit das Vorgebirge vorbey zu schiffen, und weil ein solches Schiff, wie die Caracke war, unmöglich daselbst einlaufen könnte, gesetzt auch, daß man es erreichte. Allein die Steuerleute verwarfen diese Meynung, weil das Schiff nicht im Stande wäre, so weit zurück zu kehren, insonderheit da man das Land Natal vorbey segeln müßte, wo es ohne Zweifel neue Stürme setzen würde.

Man will wieder umkehren.

Indem man Rath hielt, war man ziemlich nahe am Lande. Kaum war er geendiget, so entstund eine plötzliche Windstille, also daß man kein Segel gebrauchen, noch vom Lande abhalten konnte. Daher wurde die Caracke durch die Wellen oder Ströme in eine große Bucht getrieben, woraus man ohne Hülfe des Windes unmöglich kommen konnte. Unterdessen lief eine erstaunliche Menge Wilden am Strande zusammen, die auf das Scheitern des Schiffes zu warten schienen. Der Hauptmann ermahnete bereits jedermann, das Gewehr zu ergreifen, und man hatte nicht nur den Schiffbruch, sondern auch die Hände der Barbarn zu befürchten: doch der Himmel schickte in diesem Augenblicke einen Landwind, der die Caracke aus der Bucht führete, und also vom Untergange errettete.

Neue Gefahr wegen Windstille.

Nach mancherley andern Gefährlichkeiten, wurde der Wind endlich den letzten May bequem, das Vorgebirge vorbey zu fahren. Die Steuerleute merkten gleich des andern Tages, daß sie vorbey wären, und sogleich ermunterte sich das Schiffsvolk, weil es sich nunmehro Hoffnung machte, Lissabon glücklich zu sehen. Die Portugiesen glauben dieses niemals gewiß, so lange sie das Vorgebirge nicht hinter sich haben, sondern besorgen sich immer, sie müßten wieder umkehren. Man stattete dem Höchsten feyerlichen Dank ab, und spielete sodann eine nach des Verfassers Urtheile sehr schöne Comödie, die man auf der Reise bisher auswendig gelernet, und alle Tage geübet hatte. Unterdessen wurde in einem abermaligen Schiffsrathe beschlossen, nach der Insel Helena zu gehen. Das süße Wasser fing an zu mangeln; die Caracke war auf allen Seiten läck, und obgleich die Insel noch sechs hundert Meilen entfernet war, so war sie doch das nächste Land, da man vor Anker legen konnte. Weil der Hauptmann Holländer daselbst zu finden befürchtete: so ließ er seine vierzig metallenen Stücke wieder auf die Lavetten setzen. Imgleichen machte er alle übrige Anstalten zur Vertheidigung.

Man kömmt endlich das Vorgebirge vorbey.

Portugiesische Comödie.

Den 5ten des Brachmonats landete man an der Insel Helena. Man fand zwar kein einziges Schiff daselbst, aber in der Capelle o) einen Brief von den drey übrigen Caracken, welche vermittelst einer glücklichen Schiffahrt in diesem Hafen eingelaufen waren. Dabey lag noch ein Brief von einer Caravelle, die man der vierten Caracke aus Spanien entgegen geschicket hatte, die aber in Meynung, daß alle Hoffnung von ihrer Ankunft vergeblich sey, wieder nach Spanien zurück gekehret war.

Man landet an der Insel Helena.

Als Pyrard ans Land stieg, so verwunderte er sich über die vorgegangene Veränderung in der Capelle. Denn da er nach Indien reisete, war sie mit einem schönen Altare, mit Gemälden und anderm Zierrathe versehen: vor der Thüre stund ein großes aus Steine gehauenes Kreuz, das die Portugiesen aus Lissabon dahin gebracht hatten. Doch die Hol-

Pyrard findet eine Veränderung.

o) Im ersten Theile dieser Sammlung.

Pyrard. 1610.

Holländer hatten alles zerschlagen, nicht sowohl aus einem Religionseifer, als um sich an den Portugiesen zu rächen, die alle ihre Briefe und Aufschriften wegnehmen, die sie dahin legten. Zugleich hatten sie auf einen Zettel geschrieben: **Portugiesen! Lasset unsere Briefe und Schriften, wie sie sind, so wollen wir euere Kreuze und Bilder ebenfalls so lassen, wie sie sind.** Doch die Leute auf der Caracke rümpfeten nur die Nase über diesen Vorschlag. Auf diese Weise wurde durch die beyderseitige Abneigung und Misgunst alles vernichtet. Die Bäume selbst wurden nicht verschonet.

Wirkung beyderseitiger Misgunst.

Unterdessen wurde der Altar wieder gebauet, und auf das neue ausgeschmücket. Diese Capelle war so alt, als die Entdeckung der Insel. Allein da niemand Lust hatte, an einem unbewohnten Orte zu bleiben: so dienete sie nicht sowohl zur Ausübung des Gottesdienstes, als zur Verwahrung der Nachrichten, welche die Seefahrer einander geben. Doch versicherte man Pyrarden, es wären einst vier Sclaven beyderley Geschlechtes aus einem Schiffe in diese Insel entflohen, und lange darauf geblieben, ohne daß man sie finden konnte, weil sie sich bey Erblickung eines Schiffes, sogleich in unzugängliche Orte flüchteten. Nachund nach vermehreten sie sich bis auf zwanzig, und sie hätten mit der Zeit ein ganzes Volk gestiftet. Doch die Portugiesen verdroß es, daß diese Einwohner die gewöhnliche Menge der Früchte allzusehr verminderten, dahero brauchten sie List und Gewalt bis sie ihrer Meister wurden. Man erzählte Pyrarden auch die Geschichte von dem berühmten Einsiedler, welcher einige Jahre lang, ein frommes und einsames Leben auf dieser Insel geführet hatte. Allein statt der gewöhnlichen Erzählung von seinem Lebensende, sagte man ihm, der König von Spanien habe ihn nach Portugall zurück bringen lassen, weil er einen starken Handel mit Ziegenhaaren trieb, und daher so viele tödtete, daß man besorgen mußte, er möchte sie endlich alle ausrotten.

Ihr damaliger Zustand.

Die Insel hat nur fünf bis sechs Meilen im Umkreise, und ist mit großen Felsen umgeben, woran sich die Wellen ohne Unterlaß mit großem Ungestüme brechen, und in den Höhlungen Wasser zurück lassen, das an der Sonnenhitze verrauchet, und schönes Salz ansetzet. Die Luft ist rein, und das Wasser sehr gesund. Es fällt in verschiedenen starken Bächen vom Gebirge herab, und ergießt sich in das Meer, wohin es nicht weit zu laufen hat. Unerachtet ihres kleinen Bezirkes, findet man Ziegen, wilde Schweine, Rebhühner, Haselhühner, Holztauben, indianische Hühner, Fasanen und andere Thiere. Doch, das nützlichste für die Seefahrer ist eine gewaltige Menge Citronen, Pomeranzen und Feigen, welche nebst der reinen Luft, und dem guten Wasser, ein unfehlbares Gesundheitsmittel wider den Scharbock sind. Pyrard glaubet, alle diese Früchte, ja auch die Thiere wären von den Portugiesen, als Erfindern dieser Insel dahin gebracht worden. Vor Zeiten ließen sie ihre Kranken daselbst, und andere Nationen folgeten diesem Beyspiele. Allein seit neun Jahren hatten die Holländer so übel daselbst gehauset, daß man wenig Rechnung mehr auf die Früchte machen durfte. Die Rheede ist von Natur vortrefflich, zu allen Jahreszeiten sicher, und so tief, daß auch sogar die Caracken nahe am Ufer bleiben können. Man blieb neun Tage daselbst vor Anker. In dieser Zeit ließen sich zween auf dem Schiffe befindliche Portugiesen und zween Sclaven, nebst einer Indianerinn gelüsten, auf der Insel zu bleiben. Sie brachten ihr Geräthe ans Land, und versteckten sich im Gebirge. Sie hatten auch einiges Schießgewehr und etliche Angelschnüre zum Fischen mitgenommen. Allein sie wurden ausgeforschet, und wieder an Bord gebracht.

So viel Fleiß als man auch auf Ausbesserung der Caracke gewendet hatte, so erweckte doch ein neuer Zufall einen Zweifel, ob sie die Reise ausstehen würde. Man hatte einen von den beyden, gegen die Landseite ausgeworfenen großen Ankern, aufgewunden. Da man den zweyten aufwinden wollte, blieb er an einem großen Taue hängen, das seit langer Zeit auf dem Grunde der See lag, und verursachete, daß der Anker immer weiter rückete, je stärker man ihn zog, folglich auch das Schiff ganz nahe ans Ufer schleppete. Der Hauptmann befahl, das Ankertau ohne Verzug abzuhauen und unter Segel zu gehen. Zum Unglücke drehete sich der Wind in einem Augenblicke, und blies mit solchem Ungestüme aus der See, daß die Caracke auf den Strand getrieben wurde, und fünf Stunden in sehr seichtem Wasser sitzen blieb. Ja es gaben sich sogar einige Bretter aus dem Boden los. Sogleich warf man das süße Wasser wieder aus, das man eingenommen hatte, imgleichen einige Waaren von geringem Werthe. Man schleppete die Anker weit in die See, um das Schiff los zu winden. Endlich wurde es zwar wieder flott. Allein es war läck; und da der Hauptmann nach vieler Bemühung endlich merkte, man habe einen Täucher nöthig, um den Schaden recht zu besichtigen: so versprach er hundert Crusados für einen so wichtigen Dienst.

Pyrard. 1610.

Gefahr, worein die Caracke auf der Rhede kömmt.

Einer von Pyrards Gefährten, ein Zimmermeister von Corbin, war der einzige, der sich hierzu erboth, wiewohl er an einem glücklichen Erfolge selbst zweifelte. Denn man mußte allzulange unter dem Wasser bleiben, und den ganzen Schiffsboden untersuchen. Nebst dem war es ziemlich kalt; denn die Sonne befand sich damals im Wendekreise des Krebses, folglich war es Winter auf der Insel. Endlich, da ihm jedermann allerley Versprechungen that, und er sich über dieses freywillig angebothen hatte: so tauchte er verschiedenemale unter und brachte zwar einige zerbrochene Bretter zum Vorscheine, war aber übrigens der Meynung, der Kiel sey unbeschädiget. Diese Nachricht machte dem Hauptmanne wieder Muth. Man bedauerte, daß man die Geschicklichkeit der Franzosen nicht eher gewußt hatte, und sie hatten es nunmehro desto besser. Man sammelte in der ganzen Caracke für den ehrlichen Zimmermeister, und der Hauptmann versicherte ihn einer reichlichen Belohnung, wenn er mit nach Portugall kommen wollte. Ob man gleich mit Ausbesserung des Schadens zehn Tage zugebracht hatte: so beschloß man dennoch, nach Brasilien zu gehen, und daselbst eine noch größere Ausbesserung vorzunehmen. Pyrard bewundert hier die Führung des Himmels. Ohne diesen glücklichen Zufall hätte die Caracke ihren Weg nach Portugall fortgesetzet, aber unfehlbar zu Grunde gehen müssen. Als man recht nachsah, war das Steuerruder fast gänzlich los, und der geringste Sturm hätte es in die See gestürzet.

Ein Franzose leistet einen wichtigen Dienst.

Den 8ten August entdeckte man die Küste von Brasilien, welche von weitem ganz weiß scheint, wie etwa Leinenzeug, das man zum Trocknen aufhängt, oder wie große Schneehaufen. Daher gaben ihr die Portugiesen den Namen der **Bettlackenküste**. Den 9ten warf man Anker, vier Meilen von der **Allerheiligen Bay**, worein sich der Steuermann ohne Wegweiser nicht zu fahren getrauete. Bald darauf kamen drey mit allerley Erfrischungen beladene Caravellen zum Vorscheine, welche große Freude auf dem Schiffe erweckten. Seit der Abreise von Goa, waren zwey hundert und funfzig Personen gestorben, und die übrigen von der sechs monatlichen Reise ganz entkräftet. Den 10ten des Morgens lief man in die Bay, und zwar auf der Nordseite, wo man eine sehr schöne Kirche und ein Kloster vom Orden des heil. Antonius sieht. Die Mündung der Bay ist ungefähr

Man geht nach Brasilien.

Pyrard. 1610.

gefähr zehn Seemeilen breit, und wird durch eine Insel von vier Meilen im Umkreise, in zwo Einfahrten abgetheilet: man kann aber auf jeder Seite der Insel mit gleicher Sicherheit einlaufen.

Schiffbruch im Hafen.

Unterdessen, da man sich der Stadt näherte, kam die Caracke auf eine Sandbank zu sitzen, und schlug um, welches Unglück desto unvermutheter war, weil man zween erfahrne Steuermänner aus der Stadt auf dem Schiffe hatte. Es kam sogleich eine große Menge Caravellen um Barken herbey, um die Personen und Güter zu retten. Als man das Schiff erleichtert hatte, wurde es wieder flott, und man legte unter dem Geschütze der Stadt St. Salvator vor Anker. Der Unterkönig schickte sogleich eine Caravelle nach Lissabon, um die Nachricht von der Ankunft, und von dem schlechten Zustande der Caracke dahin zu bringen. Man hielt sie für untauglich, die See ferner zu halten, und also wurden die übrigen Güter völlig ausgeladen.

Seltenheiten zu St. Salvator.

Das erste, was Pyrarden in die Augen fiel, war die Lage der Stadt, welche auf einem hohen, und an der Seeseite dermaßen steilen Berge erbauet ist, daß alles, was in die Stadt, oder aus derselbigen gebracht werden soll, mit Maschinen auf- und abgewunden werden muß. Denn es würde bey dieser Beschaffenheit allzu beschwerlich fallen, und allzugroße Kosten verursachen, wenn man Fuhren gebrauchen wollte, dahingegen man für das Auf- oder Abwinden einer Tonne Wein oder andern Getränkes nicht mehr als zwanzig Stüver bezahlet. Zu gleicher Zeit da man eine aufwindet, wird eine andere eben so schwere abgewunden, wie etwa zween Eymer in einem Schöpfbrunnen. Es liegen verschiedene kleine Inseln in der Bay, davon Pyrard diejenige besichtigte, welche von den Portugiesen die **Franzoseninsel** genennet wird, weil die Franzosen Brasilien am ersten entdecketen, und sich auf besagter Insel aufhielten, um dem Grimme der Wilden zu entgehen. Wir verspahren aber die Anmerkungen des Verfassers bis an einen andern Ort, und bleiben voritzo nur bey dem, was seine eigene Person betrifft.

Die Portugiesen befürchten einen Angriff von Heinrich dem Großen.

Bey seiner Ankunft fand er die Portugiesen sehr unruhig, indem sich das Gerüchte ausgebreitet hatte, Heinrich der Große wollte sie mit einer starken Seemacht überfallen, wozu die Schiffe meistentheils in Holland ausgerüstet würden. Eben dieser Schrecken hatte sich in alle der spanischen Krone in America zugehörige Lande ausgebreitet. Nichtsdesto weniger redeten sie mit großer Hochachtung von diesem Könige, und bewunderten seine Tapferkeit und übrigen Tugenden ganz außerordentlich. Doch im Anfange des Herbstmonates erhielt man die Nachricht von seinem Tode, vermittelst eines von Sevilien ausdrücklich abgeschickten Jagdschiffes.

Große Dienste des Franzosen, Julian Michels.

Pyrard traf einen von **Nantes** gebürtigen Franzosen in Brasilien an, einen reichen Kaufmann, Namens **Julianus Michel**, der mit den Portugiesen in Gesellschaft getreten war, und den Wallfischfang in dieser Bay auf sieben Jahre gepachtet hatte. Diese Erlaubniß hatten ihm seine der Krone Spanien geleisteten wichtigen Dienste zu wege gebracht; denn der Herr von Mercöur hatte ihn währender Ligue nach Spanien abgeschicket, und seit derselbigen Zeit hatte er sich zu Bilbao niedergelassen. Der Verfasser bemerket, daß dieser Mann ganz außerordentliche Ansprüche auf die Dankbarkeit der Spanier haben mußte, weil der Wallfischfang den Ausländern bey Lebensstrafe verbothen war. Ja als ein mit Thran beladenes und ihm zuständiges Schiff heimlich aus dem Hafen fuhr, um den Zoll zu vermeiden, so wurde es durch einige nachgeschickte Caravellen wieder in die Bay zurück gebracht, auch der Führer und seine Matrosen nach der Schärfe bestrafet, ohne daß der

der französische Kaufmann den geringsten Verdruß davon gehabt hätte. Er leugnete bloß, daß er etwas davon wüßte, ob es gleich wider alle Wahrscheinlichkeit lief, daß sie ohne sein Vorwissen so viel würden gewaget haben. **Michel** erzeigte dem Verfasser ungemein viel Freundschaft, und bewies dadurch, daß ein Franzose die Liebe zum Vaterlande niemals gänzlich ableget. Er belustigte ihn zuweilen mit der Fischerey. Eines Tages hatte man einen jungen Wallfisch gefangen: es gieng aber der Alte so grimmig auf die Barke los, daß er alles über und über warf, und dem jungen alles Geschreyes und aller Bemühungen der Fischer unerachtet, rettete. Pyrard glaubte, dieses Beyspiel von der natürlichen Liebe und Geschicklichkeit eines Wallfisches, würde den Naturkündigern nicht unlieb zu vernehmen seyn.

Pyrard. 1610.

Löblicher Eifer eines Wallfisches.

Ferner fand er zu **St. Salvator** einen Franzosen aus Marseille, der als Musicus bey dem alten portugiesischen Unterkönige in Diensten stund, und zwanzig bis dreyßig Sclaven in der Music, und im Spielen verschiedener Instrumenten unterrichtete. Dieser Herr, der in großem Ansehen stund, drang stark in Pyrarden, er möchte als Oberaufseher über die Sclaven in seine Dienste gehen. Er both ihm eine ansehnliche Besoldung an, und versprach sie ihm in Portugall, dahin er das folgende Jahr zurück kehren mußte, gleichfalls zu reichen. Doch die Begierde Frankreich wieder zu sehen, und die Liebe zur Freyheit überwog dieses alles. Dennoch wurde er der Gnade des Unterköniges deswegen nicht verlustig. Als er seinen Reisepaß aus Goa vorgezeiget hatte: so gab ihm der Unterkönig zu seinem größten Erstaunen nicht nur die Tafel, sondern auch ein Zimmer in seinem Pallaste. Er nennete sich **Don Francisco de Menaissa.** Er hatte zween Söhne. Der älteste von fünf und zwanzig Jahren, wurde bey einem portugiesischen Frauenzimmer im Bette erwischet, und von ihrem Manne verwundet. Doch kam er noch glücklicher davon, als sie, welche fünf bis sechs Degenstiche davon trug.

Pyrard versäumet sein Glück.

Es gieng in Salvator ziemlich galant zu, und Pyrard machte selbst eine Probe davon. Als er einst ganz allein in der Stadt spazieren gieng, und ein seidenes Kleid nach dem Schnitte von Goa trug, welcher von der Kleidermode der Portugiesen zu Lissabon und in Brasilien unterschieden ist: so begegnete ihm eine junge schwarze Sclavinn, und sagte ohne weitere Umstände, er solle keinen Argwohn schöpfen, sondern getrost mit ihr kommen, es wolle ihn ein gewisser braver Herr ungemein gern sprechen. Ob er nun gleich befürchtete, die Sache möchte vielleicht gefährlich ablaufen: so gieng er dennoch mit, nur um zu sehen, wer es wohl seyn möchte? Die Sclavinn führete ihn erstlich durch eine Menge enger Gäßchen herum; und weil es schien, als ob ihm nicht wohl zu Muthe dabey wäre, so sprach sie ihm auf das tröstlichste zu. Endlich kam er in ein großes und prächtig ausgeschmücktes Haus, worinnen er niemand als ein portugiesisches Frauenzimmer sah, das ihn freundlich empfing. Man bewirthete ihn sehr herrlich. Weil sein Hut ziemlich schlecht aussah: so nahm ihm das Frauenzimmer denselbigen mit eigener Hand weg, und gab ihm einen andern von spanischer Wolle, mit einer schönen Schnur. Er mußte versprechen, öfter zu kommen; und weil er gegen so viele Gütigkeiten nicht unerkenntlich war, so empfing er bey seinem Aufenthalte zu **St. Salvator** noch mehr Geschenke, und allerley Hülfsleistungen von ihr. Der Verfasser erzählet diese Bekanntschaft mit so vieler Bescheidenheit und Aufrichtigkeit, daß man ein ganz gutes Urtheil davon fällen sollte, wofern er nicht sagte, er habe noch eine andere mit einer portugiesischen Frau, Namens **Maria Mena** gehabt, die einen Gasthof für Ausländer hielt, und die ihm lange Zeit umsonst zu essen, ja auch Geld

Seine Liebesbegebenheiten.

Pyrard. 1610.

gab, ohne daß der Mann etwas davon wußte. Man sollte nicht glauben, daß die Reisebeschreibung des Pyrards endlich noch mit zwoen Liebesbegebenheiten aufhören würde, da doch aus seiner übrigen Aufführung und aus seinen Anmerkungen, ein sehr gesetztes Gemüth zu schließen ist.

Seltsame Beschaffenheit seines Gemüthes.

Wunderliche Ursache, warum er nicht abreisen kann.

Als er zween Monate lang auf eine bequeme Gelegenheit, nach Europa zu kommen, gewartet hatte: so wollten ihm drey portugiesische Edelleute, bey denen er viel galt, mit zu Schiffe nehmen. Diese waren **Don Fernando de Sylva**, welcher zu Goa General über das nordische Geschwader gewesen war, und dessen beyde Schwäger. Er nahm dieses Anerbiethen an, und das Schiff lag segelfertig: doch der Hauptmann wollte Pyrarden nicht einnehmen, unter dem Vorwande, er habe einstens einen Franzosen geführet, dieser aber ihm mehr Verdruß verursachet, als das ganze übrige Schiffsvolk, daher habe er es verschworen, niemals mehr einen auf sein Schiff zu nehmen. Diese Weigerung gereichte zu des Verfassers Glücke. Denn als er einige Zeit darauf nach Portugall kam, so erfuhr er, die Seeräuber hätten diesen unfreundlichen Mann nebst seinem Schiffe weggenommen. Er bedauerte nur die drey Herren, daß sie in der Barbarey als Sclaven leben mußten.

Zweene Fläminger, die in Handlungsgesellschaft stunden, und das Recht als gebohrne Portugiesen erlanget hatten, hielten es für ein Glück, daß sie Pyrarden und seine beyden Cameraden auf ihr Schiff bekamen. Dieses war ein Hocker von zwey hundert und funfzig Tonnen; er gehörete ihnen eigen, und einer von ihnen gieng damit nach Lissabonn zurück. Man verglich sich, die drey Franzosen sollten frey mitkommen, hingegen aber Dienste auf dem Schiffe thun. Sie ihres Ortes hielten es für ein Glück, daß sie die Fracht und Zehrungskosten abverdienen konnten; denn selbige stiegen gemeiniglich über vierzig Thaler. Der **Hocker** war mit Zucker beladen, mit grobem und kleinem Geschütze wohl versehen, und die Zahl der Reisenden belief sich auf sechzig. Weil Pyrard in Portugall aussteigen mußte: so nahm er einen Paß vom Unterkönige mit.

Dinget sich bey einem Fläminger auf das Schiff.

Den 7ten des Weinmonates gieng man bey widerwärtigem Winde unter Segel, und brachte fünf und zwanzig Tage zu, um das Vorgebirge **St. Augustin** vorbey zu kommen, obgleich es nur hundert Meilen von **St. Salvator** liegt. Die übrige Fahrt war glücklich. Den 15ten Jenner entdeckete man die Gegend von Portugall, welche den Namen **la Brelingue** führet, und acht Seemeilen nordwärts von Lissabon liegt. Der Schiffer wollte auf dem Tago einlaufen, doch der Wind wurde widerwärtig, und darüber entstund ein hitziger Wortwechsel zwischen ihm und einem solchen jüdischen Handelsmanne, dergleichen die Portugiesen Neubekehrte heißen. Dieser hatte vor mehr als hundert tausend Thaler Gut auf dem Schiffe, wie denn seit langer Zeit kein so reich beladenes Schiff in Lissabon angekommen war.

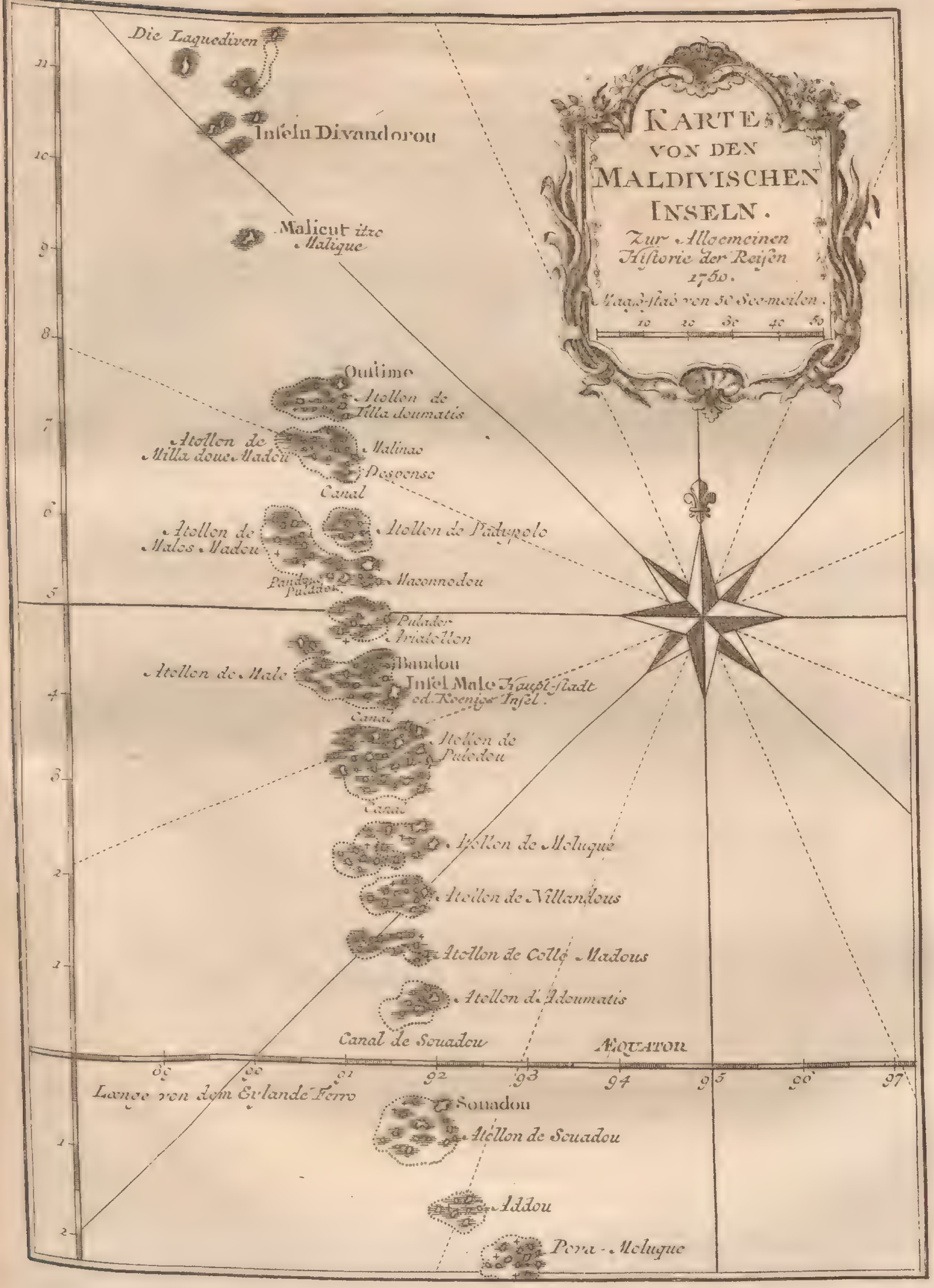
Kömmt vor dem Tago an.

Sturm.

Man versuchte des widerwärtigen Windes ungeachtet, in den Fluß einzulaufen, und lavirte also, bald gegen das Land, bald gegen die See. Der jüdische Kaufmann gab vor, es sey unmöglich nach Lissabon zu kommen, weil man mit Wind und Meere zugleich kämpfen müsse. Der Schiffer hingegen sagte, er wolle einen andern Weg nehmen, wenn der Jude für allen Schaden, der aus dieser Verzögerung entstehen möchte, schriftlich gut sagen wollte; sonst wolle er lieber die See halten, weil das Wetter hierzu günstig sey, und der

Uneinigkeit des Schiffers mit einem Kaufmanne.

p) Das Schiff, der halbe Mond, in dessen Gesellschaft Pyrard abgereiset war, kam im Jahre 1603 wieder aus Indien zurück, gieng aber bey den tercerischen Inseln zu Grunde. Das Volk wurde durch drey holländ-


KARTE
VON DEN
MALDIVISCHEN
INSELN.
Zur Allgemeinen
Historie der Reisen
1750.
Maaß-stab von 50 See-meilen.
10 20 30 40 50
Die Laquediven
Inseln Divandorou
Malicut
Malique
Atollon de
Villa doumatis
Atollon de
Milla doue Madou
Malinao
Canal
Atollon de
Malos Madou
Maconnodou
Pulador
Ariatollon
Atollon de Male
Bandou
Insel Male Haupt-stadt
od. Koenigs Insel.
Canal
Atollon de
Puledou
Atollon de Moluque
Atollon de Nillandous
Atollon de Collo Madous
Atollon d'Adoumatis
Canal de Souadou
ÆQUATOR
89 90 91 92 93 94 95 96 97
Länge von dem Erlande Ferro
Souadou
Atollon de Souadou
Addou
Pora - Moluque

der widerwärtige Wind sich bald legen müßte. Der andere blieb auf seinem Kopfe; er wollte das Schiff durchaus nach den bayonnischen Inseln gelenket wissen, die über achtzig Seemeilen entfernet lagen, und ergriff in der Uebereilung das Steuerruder, um nach seinem Kopfe zu fahren. Der Schiffer würde sich schwerlich besänftiget haben, wofern der Jude nicht endlich den verlangeten Schein von sich gestellet hätte, worauf man den Weg nach Gallicien ganz gelassen nahm.

Pyrard. 1610.

Unterdessen war der Sturm so heftig, daß man besagte Inseln erst am fünften Tage erreichte. Das Schiff war auf allen Seiten lack, und der Wind, der von der See kam, trieb es unaufhörlich gegen die Küste. Pyrard versichert, man habe auf dem Schiffe vor mehr als ein tausend fünf hundert Thaler Gelübde gethan. Der vornehmste Kaufmann that eines von acht hundert Crusaden, halb, ein Weysenmägdchen auszustatten, und halb zu einer Lampe für Unsere Liebe Frau. Beyde Gelübde erfüllete er sogleich beym Aussteigen. Die Portugiesen sind gewohnet, bey entstehender Gefahr ihre Zuflucht mehr zu Gelübden, als zu fleißiger Arbeit zu nehmen. Pyrard glaubte unzähligemal, sie würden zu Grunde gehen, und er hielt die Gefahr, die er auf diesem Wege vom Tago bis an die bayonnischen Inseln ausstehen mußte, für die schrecklichste, die er auf allen seinen Reisen innerhalb zehn Jahren ausgestanden hatte.

Fahren nach den bayonnischen Inseln.

Gelübde der Portugiesen;

Nachdem er glücklich ans Land getreten war: so erinnerte er sich eines Gelübdes, das er in seiner Gefangenschaft gethan hatte, nämlich nach St. Jacob in Gallicien zu wallfahrten, wenn er einstens wieder nach Spanien kommen sollte. Seine Gefährten nahmen Abschied von ihm: er aber begab sich nach Compostell, das nur zehn Meilen von ihm lag. Von dar reisete er nach **Corunna**, in Hoffnung, eine Gelegenheit nach Frankreich anzutreffen. Diese bekam er zwo Meilen von besagtem Hafen, in einer kleinen Rheede, wo er sich auf einer Barke von Roschelle einschiffete, und den Schiffer mit Erzählung seiner ausgestandenen Abentheuer, zu dessen größtem Vergnügen, bezahlete. Die vornehmsten Einwohner dieser Stadt bewunderten ihn, und erzeigten ihm alle Höflichkeit. Allein, weil er sein werthes Vaterland Laval sehen wollte; so kam er den 16ten Hernung 1611 daselbst an.

Des Verfassers.

Er kömmt glücklich nach Hause.

Der VI Abschnitt.

Beschreibung der maldivischen Eylande.

1602.

1. Ihre Lage, ihre Zahl, ihre Gestalt, und ihre Witterung.

Lage der Inseln. Ihre Abtheilung in Atollons. Ihre Zahl. Ihre Gestalt, Canäle zwischen den Atollons. Canäle zwischen den Inseln eines jeden Atollons. Witterung und Luft.

Diese Inseln, welchen ihre Einwohner den Namen **Malerague** geben, und andere Indianer hingegen **Maledives** und ihre Einwohner **Dives** nennen, fangen mit dem achten

Lage der Inseln.

holländische Schiffe gerettet. Franz Martin Vitre, der auf besagtem Schiffe gewesen war, gab im Jahre 1609 eine kleine Reisebeschreibung heraus, sie ist aber so schlecht, daß sie wenig Achtung verdienet.

Beschreib. der Maldiven. 1602.

achten Grade Norderbreite an, und endigen sich mit dem vierten Grade Süderbreite, welches einen Strich von etwan zwey hundert Meilen in die Länge beträgt, der aber nur dreyßig oder fünf und dreyßig in der Breite hat. Ihre Entfernung vom festen Lande, das ist, vom Vorgebirge **Comorrin**, von **Ceylan** und von **Cochin** beträgt hundert und funfzig Seemeilen. Die Portugiesen zählen vier tausend fünf hundert Seemeilen von der Mündung des Tago bis an die maldiver Bank *q*).

Ihre Abtheilung in Atollons.

Sie sind in dreyzehn Provinzen abgetheilet, die man **Atollons** nennet. Diese Abtheilung ist ein Werk der Natur: denn jeder **Atollon** ist von dem andern unterschieden, und begreift eine große Menge kleiner Inseln in sich. Es ist ein ganz besonderer Anblick, wenn man sieht, daß jeder von diesen **Atollons** mit einer großen Steinbank umfasset ist, mit welcher keine Mauer bey weitem in Vergleichung kömmt. Sie sind eyrund, und haben etwan dreyßig Seemeilen im Umkreise. Sie folgen von Norden gegen Süden auf einander, sind aber durch Canäle von unterschiedlicher Breite abgesondert. Aus dem Mittelpuncte eines **Atollons** erblicket man die Steinbank, die ihn umgiebt, und die Inseln gegen die Wuth des Meeres beschützet. Die Wellen brechen sich mit solchem Ungestüme daran, daß der beherzteste Steuermann nicht anders, als mit Furcht und Zittern, herbey nahet.

Anzahl dieser Inseln.

Die Einwohner halten für gewiß, es belaufe sich die Anzahl aller Inseln der dreyzehn **Atollons** auf zwölf tausend, und der maldivische König führet den Titel eines **Sultans der dreyzehn Provinzen, und der zwölf tausend Inseln.** Allein Pyrard glaubet, man müsse durch diese Zahl nur eine sehr große Menge verstehen, insonderheit da ein ziemlicher Theil der also genannten Inseln aus nichts, als unbewohneten Sandbänken, besteht, die alle Tage durch starke Fluthen oder Ströme verringert, ja gar weggeführet werden. Vermuthlich sind alle diese kleinen Inseln nebst dem Meere, das sie von einander trennet, nichts anders, als eine einige Bank, es sey denn, daß man glauben wollte, vor Zeiten hätten sie eine einige Insel ausgemacht, welche nachgehends durch die Gewalt der Wellen gleichsam in Stücke zerschnitten worden. Die innern Canäle sind ruhig, und das Wasser ist auf das höchste nicht über zwanzig Faden tief. Man kann bernahe überall bis auf den Grund sehen, welcher aus Felsen und weissem Sande besteht. Bey niedriger Ebbe könnte man ganz wohl aus einer Insel, ja aus einem **Atollon** in den andern gehen, ohne weiter, als bis an den Gürtel naß zu werden; und die Einwohner hätten keine Schiffe zu Unterhaltung der Gemeinschaft nöthig, wofern sie sich derselbigen nicht aus zweyerley Ursachen bedieneten: erstlich aus Furcht vor den **Paimonen**, einer Gattung großer Fische, welche den Leuten die Beine entzwey schlagen, und sie hernach auffressen; die zweyte ist die Furcht, sich an den spitzigen und scharfen Klippen zu verletzen. Man findet daselbst auch eine Gattung Corallenzinken, die aber grob und löchericht sind. Die Insulaner nennen sie in ihrer Sprache **Aquiry**, zerstoßen sie, kochen sie mit Cocoswasser, und bereiten ihr Honig und ihren Zucker davon. Pyrard lehret uns die Namen der dreyzehn **Atollons**, davon andere Reisende wenig sagen *r*).

Die

q) Pyrards Reisebeschreibung I Theil, auf der 72 Seite.

r) 1 Tilla-dumatis. 2 Milla-due-madue. 3 Padypolo. 4 Malos-madu. 5 Ariatollon. 6 Male, wozu die Insel Male, die Hauptstadt aller maldivischen Eylande gehöret. 7 Pulodu. 8 Mo-

Die meisten Inseln sind gänzlich unbewohnet, und tragen nichts, als Bäume und Gras; andere haben gar nichts grünes, sondern sind bloße Haufen von einem lockern Sande, und werden bey starker Fluth größtentheils unter Wasser gesetzet. Man findet zu allen Zeiten eine große Menge großer Krabben und Seekrebse daselbst, imgleichen eine dermaßen erstaunliche Anzahl **Penguinen**, daß man keinen Schritt thun kann, ohne auf ihre Eyer oder Junge zu treten. Allein, obgleich diese Vögel gut zu essen sind: so werden sie doch von den Einwohnern nicht gebrauchet. Es giebt nirgend süßes Wasser, als in den bewachsenen und bewohnten Inseln; nicht, als ob sie etwa Flüsse hätten, sondern weil es etwas leichtes ist, Brunnen zu graben, indem man in der Tiefe von drey bis vier Schuhen Wasser im Ueberflusse findet, ja so gar am Ufer des Meeres, und an Gegenden, welche die See zu überschwemmen pfleget. Dieses Wasser ist kalt, zumal des Mittages; des Nachts aber sehr heiß s). Beschreib. der Maldiven. 1602.

Obgleich sämmtliche **Atollons** durch Canäle unterschieden werden: so können doch die Schiffe nur viere bis fünfe befahren, und zwar nicht ohne Gefahr, wofern man die Klippen nicht sehr wohl kennet. Die Einwohner haben Seekarten, worinnen die Klippen und Untiefen sehr genau bemerket sind. In den großen Canälen bedienen sie sich über dieses des Compasses. Der erste Canal ist gegen Norden, an dessen Mündung und auf der Bank des **Atollons, Malos-Madu**, des Pyrards Schiff zerscheiterte. Der zweyte ist zwischen **Pulodu** und **Male**, etwan sieben Meilen groß, und das Seewasser scheint bey ihm so schwarz, als Dinte, wiewohl es bey dem Schöpfen die gewöhnliche Farbe zeiget. Es sprudelt beständig, eben so, wie kochendes Wasser; und da die Bewegung der Wellen ordentlicher Weise sehr schwach daselbst ist, so verursachet dieses Kochen bey den Insulanern selbst einiges Entsetzen. Der dritte Canal ist auf der südlichen Seite von **Male**; der vierte bey **Suadu**, ist zwanzig Seemeilen breit, und gerade unter der Linie. Canäle zwischen den Atollons.

Ueberhaupt sind diese Durchfahrten alle gefährlich, auch die sicherste. Daher suchet man sie zu vermeiden, wofern man seinen Weg nicht nothwendiger Weise dahin nehmen muß: allein, diese Inseln erstrecken sich dermaßen weit, und ihre Lage ist also beschaffen, daß man sie schwerlich vermeiden kann, zumal bey Windstillen und widerwärtigen Winden, da die Schiffe ihre Segel nicht nach Wunsche gebrauchen können, und durch die Ströme dahin gerissen werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese Ströme, die man **Oyvaru** nennet, zwischen den Canälen der Eylande, gleichwie an vielen andern Orten der See, bald nach Osten, bald nach Westen führen, nämlich, ordentlicher Weise sechs Monate nach Osten, und eben so lange nach Westen, nur aber zuweilen länger oder kürzer, welches viele Schiffe in einen gefährlichen Irrthum stürzet. Die Winde sind meistentheils beständig, und blasen entweder gegen Osten, oder gegen Westen. Doch haben sie mehr Veränderung, als die Ströme, zuweilen gegen Süden, zuweilen gegen Norden, dahingegen die Ströme nur mit der Jahreszeit abwechseln t).

Was die Canäle zwischen den **Atollons** betrifft, so ist zwar ihr Wasser allezeit ruhig: allein die Untiefen und Klippen machen ihre Durchfahrt so gefährlich, daß sich die Einwohner selbst des Nachts nicht hinein wagen. Bey Tage sind sie mit einer unendlichen Canäle zwischen den Atollons.

 Menge

8 Moluck. 9 Millandus. 10 Collomadus. 11 Adumatis. 12 Suadu. 13 Addu und Pova-Moluck, sind zwey, werden aber für eine Provinz gerechnet, weil sie sehr klein sind.

s) Eben das. a. d. 73 Seite.

t) Eben das. a. d. 76 S.

Beschreib. der Maldiven. 1602.

Menge Barken angefüllet, aber des Abends begiebt sich jedermann an das Land. Nichts destoweniger, und obschon es den Insulanern an Geschicklichkeit nicht fehlet, ja sie vielleicht besser, als keine andere Nation in der Welt, geübet sind, gefährliche Fahrten zu unternehmen: so geschehen dennoch Schiffbrüche genug. Die Mündungen der **Atollons** haben wenig Breite, und jede wird von zwo Inseln eingeschlossen, die man leicht befestigen könnte. Die breiteste von diesen Mündungen hat keine zwey hundert Schritte, die meisten haben nur dreyßig bis vierzig. Von dergleichen Oeffnungen hat die Natur durch eine wundernswürdige Vorsichtigkeit jedwedem **Atollon** viere gegeben, welche den benachbarten **Atollons** beynahe in gerader Linie gegen über liegen; daher kann man entweder in diese oder in jene einlaufen, und allemal in den **Atollon** kommen, der Wind mag blasen, woher er will, und die Ströme mögen nach ihrer Gewohnheit noch so ungestüm seyn u).

Witterung und Luft.

Da die maldivischen Inseln unter der Linie liegen: so sollte man die Hitze für unleidlich, und die Luft für ungesund halten. Indem aber Tag und Nacht beständig gleich sind: so fällt die Nacht, ihrer Länge wegen, ein häufiger Thau, der sie ungemein kühle machet. Deswegen findet man auf den großen Inseln, der Sonnenhitze ungeachtet, Gras und Bäume im Ueberflusse. Der Winter beginnet im April, und währet sechs Monate. Es friert zwar nicht, aber es regnet beständig. Sodann stürmen die Westwinde gewaltig; hingegen regnet es in den sechs Sommermonaten niemals, und der Wind kömmt sodann aus Osten.

2. Gestalt, Gemüthsbeschaffenheit, Sprache, Lebensart, Sitten und Religion der Einwohner.

Gestalt der Maldiver. Ihre Eigenschaften. Sie lieben schwarz Haar. Haarputz der Weiber. Kleidung der Männer. Einfältiger Aberglaube. Sprache der Maldiver. Ihre Häuser und Städte. Wie sie Steine aus dem Wasser holen. Ihre Religion. Kinderzucht. Ihre Schrift. Pergament von Baumblättern. Regierungsform. Verwaltung der Gerechtigkeit. Zustand der Sclaven. Peinliche Strafen. Eintheilung in vier Stände. Maldivischer Adel. Reichsbediente. Soldaten, deren Unterschied. Allgemeine Gebräuche. Wunderlicher Gebrauch wegen des Essens. Reinlichkeit bey der Tafel. Ihr Getränke. Gebrauch des Betels. Ihre Arzeneyen. Ihre Meynungen von der Venusseuche. Ihr unordentliches Leben. Beschreibung des königlichen Pallastes. Wie man dem Könige aufwartet. Prächtige Gemächer. Seine Kleidung. Zeichen der königlichen Würde. Einkünfte des Königes. Landesmünze. Handlung mit den Bolys. Andere Waaren. Wie die Portugiesen diese Inseln bemeistert. Ein maldivischer König wird ein Christ; der Krone beraubet; von den Portugiesen geschützet. Diese bemeistern sich des Landes; vergleichen sich mit den Maldivern. Der christliche König läßt sich zu Goa nieder. Schicksal eines jungen Portugiesen.

Gestalt der Maldiver.

Es wollen zwar einige den Ursprung der Maldiver aus der Insel Ceylan herleiten: sie sind aber ihre Gründe nicht so stark, daß sie uns überreden sollten, zwey Völker, die nicht die geringste Aehnlichkeit unter sich haben, ob sie gleich unter einerley Himmelsstriche liegen, könnten aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprossen seyn. Die Ceylaner sind schwarz, und schlecht gebildet. Die Maldiver sind olivenfärbig, und von so schöner Gestalt, daß sie, nur die Farbe ausgenommen, den Europäern wenig nachgeben. Es ist wahrscheinlicher, daß sie von der indianischen Küste hergekommen sind, obgleich selbige wei-

u) Eben das. a. d. 76, 77 und 78 S.

x) Eben das. a. d. 79 und 81 S.

ter von ihnen entfernet liegt, als Ceylan. Es ließe sich eine weit richtigere Vergleichung machen, nicht nur zwischen der Gestalt der Maldiver und Indianer, sondern auch zwischen ihrer beyderseitigen Gemüthsbeschaffenheit und Lebensart, zumal was diejenigen betrifft, welche zwischen Male und dem nordlichen Ende der Inseln wohnen.

Gebräuche der Maldiver. 1602.

Die südlichen Maldiver haben etwas gröberes in ihrem Betragen und in ihrer Sprache an sich. Man findet noch immer Weibesbilder daselbst, die sich ihrer Blöße nicht schämen, ausgenommen, daß sie die Mitte des Leibes mit einem Stückchen Leinwand verdecken; dagegen ist die Lebensart der nordlichen Maldiver von der indianischen wenig unterschieden, und es geht bey ihnen eben so höflich zu. In dieser Gegend wohnet auch der gesammte Adel, und der König nimmt seine Soldaten daher. Zwar kann dieses nicht so wohl ihrem Ursprunge, als vielmehr dem Umgange mit Ausländern zuzuschreiben seyn, welcher in dieser Gegend häufiger ist; imgleichen auch der Durchfahrt der Schiffe, welche niemals in Süden geschehen ist, und welche die nordliche Gegend nicht nur bereichert, sondern auch gesitteter machet. Doch, die Maldiver sind überhaupt sinnreich, geschickt, zu Künsten geneigt, ja auch der Wissenschaften fähig, als von welchen sie viel Wesens machen, zumal von der Sternwissenschaft, darauf sie sich sorgfältig legen. Sie sind herzhaft, wissen mit ihrem Gewehre wohl umzugehen, lieben die Ordnung und Polizey. Die Frauenspersonen sind schön; und wiewohl sie meistentheils eine Olivenfarbe haben, so giebt es doch auch einige eben so weiße, als in Europa *x)*.

Ihre Eigenschaften.

Alle Einwohner, von einem Geschlechte wie von dem andern, haben schwarze Haare, und halten diese Farbe für etwas schönes. Sie kömmt nicht so wohl von der Natur, als von der Gewohnheit her, den Kindern die Köpfe alle acht Tage zu bescheeren, doch mit dem Unterschiede, daß sie den Mägdchen bis ins Alter von acht oder neun Jahren einen Schopf über der Stirne stehen lassen, damit man sie von den Jungens kennet, als welche ganz glatt beschoren sind. Nach dieser Zeit ist es keiner Mannsperson erlaubet, lange Haare zu tragen, außer dem Adel und den Kriegesleuten. Hingegen sind sie ein Schmuck aller Weibespersonen, so bald sie die Kindheit zurück geleget haben. Sie wenden viele Mühe und Unkosten darauf, ihre Haare wohlriechend zu machen, und binden sie auf dem Rücken zusammen. Sie nehmen falsche Haare mit darunter, damit die Zöpfe desto ansehnlicher und schöner lassen. Das Band, damit sie beysammen gehalten werden, ist eine Gattung eines Ringes von Golde oder Silber, auch zuweilen mit Perlen und Edelgesteinen gezieret. Sie nehmen wohlriechende Bluhmen mit dazu, und es wird alles auf das artigste eingerichtet. Das falsche Haar kömmt meistentheils aus Cochin, Calecut, und von der ganzen malabarischen Küste, wo die Mannspersonen lange Haare tragen, sie aber abschneiden und verkaufen können. Die Mägdchen tragen bis ins achte oder neunte Jahr nur ein Pagne oder Tuch. Die Knaben bekommen die ersten Kleider im siebenten Jahre, das ist, wenn sie beschnitten worden *y)*.

Lieben schwarze Haare.

Haarputz der Weiber.

Die gewöhnliche Kleidung der Maldiver ist eine Gattung Hosen von Leinwand, welche vom Gürtel bis unter die Knie reichen, und worüber sie ein Pagne von Seide oder anderm Zeuge tragen, das mit mancherley Zierrathe versehen ist, nach der Beschaffenheit ihres Ranges oder Reichthumes. Der übrige Leib ist nackend. Weil sie wegen der großen Hitze sehr haarig werden, ja so gar glauben, die Natur erzeige sich grausam gegen sie, wenn sie nicht über und über mit Haaren bewachsen sind; so scheeren sie solche an der Brust und am Bauche

Kleidung der Männer.

Ihre Haare und ihr Bart.

y) Eben das.

Gebräuche der Maldiver. 1602.

Bauche weg, doch so, daß hier und dort welche stehen bleiben, welches von ferne läßt, als wenn sie ein ausgeschnittenes Wammes am Leibe hätten.

Sie geben ihrem Barte zweyerley Gestalt: eine ist nur den **Pandiaren, Mosculis**, den Priestern, und denen, die zu Mecha und Medina gewesen sind, erlaubet, und besteht darinnen, daß man den Bart wachsen läßt, so lang er will, doch aber unter dem Kinne und um beyde Lippen abscheeret, weil sie ihr Essen und Trinken für verunreiniget halten, wenn es vom Barte berühret wird. Die zweyte Gestalt des Bartes gehöret für das gemeine Volk, und besteht darinnen, daß man ihn ganz kurz trägt, um den Mund und an der Gurgel abscheeret, ohne einen Knebel stehen zu lassen; wiewohl, da das Bartputzen nur mit der Scheere geschiehet, so ist dennoch allezeit etwas von ihm zu sehen, zumal am Kinne, wo er spitzig zuläuft.

Die Frauenkleidung ist weit anders beschaffen, als der Männer ihre. Sie tragen rechte Leibröcke von leichtem Seiden- oder Baumwollen-Zeuge, und sie müssen sich des Wohlstandes wegen den Busen sorgfältig bedecken. Es giebt auf diesen Inseln keine öffentliche Barbierer. Jedermann barbieret sich selbst mit stählernen Scheermessern, oder mit kupfernen und metallenen Scheeren. Einige bedienen einander wechselsweise. Der König und die großen Herren lassen sich von vornehmen Leuten barbieren, die sich eine Ehre daraus machen, und keine Besoldung verlangen.

Einfältiger Aberglauben.

Wegen der abgeschnittenen Haare und Nägel sind sie sehr abergläubisch; sie scharren selbige mit großer Sorgfalt auf ihren Begräbnißplätzen ein, damit nichts verlohren gehen möge. Sie sehen diese Sachen als einen Theil von sich selbst an, den man eben so wohl begraben müsse, als den übrigen Leib. Die meisten bescheeren sich an der Thüre einer Moschee z).

Sprache der Maldiver.

Die gemeine Sprache der Maldiver ist diesen Inseln ganz eigen, doch aber in den südlichen **Atollons** gröber und härter, obgleich übrigens eben dieselbige. Das Arabische erlernet man in der Jugend, wie in Europa das Latein. Wer mit Ausländern viel umgehen muß, der lernet auch Cambayisch, Guzuratisch, Malayisch, ja so gar Portugiesisch.

Häuser und Städte.

Die Hauptinsel, welche **Male** heißt, und von welcher die übrigen den Namen mit dem Beysatze **Dives**, das ist, Inseln, bekommen, liegt ungefähr in der Mitte unter ihnen. Sie mag etwa anderthalb Meilen im Umkreise haben. Weil der König seinen beständigen Sitz darauf hat, folglich vieles Volk zuläuft: so ist sie die volkreicheste, gleichwie auch die fruchtbareste, aber dabey die ungesundeste. Die Insulaner geben vor, es komme dieses von denen Dünsten her, die von der großen Menge der daselbst verscharreten Leichen aufsteigen. Das Wasser tauget ebenfalls wenig. Der König und die Vornehmen lassen ihr Wasser aus einigen andern Inseln holen, worein niemand begraben werden darf. In allen Inseln, ja auf **Male** selbst, ist keine einige ummauerte Stadt. Jede Insel steht voll Häuser; einige sind in ordentliche Gassen abgetheilet; andere stehen einzeln. Das gemeine Volk bauet seine Wohnungen von Cocosholze, und decket sie mit den Blättern dieses Baumes, die man zweyfach an einander nähet. Die großen Herren und die Kaufleute bauen von einem weißen und glatten Steine, der aber hart zu bearbeiten ist. Man findet ihn häufig auf dem Grunde der Canäle: er wird aber endlich ganz schwarz, wenn er lange Zeit vom Regen oder von anderm süßen Wasser benetzet worden a).

Die

z) Eben das. a. d. 81 S.

a) Eben das. a. d. 88 S.

b) Eben das. a. d. 90 S.

c) Auf der 91 S.

Die Art und Weise, wie er aus dem Grunde geholet wird, ist merkwürdig. Es wächst auf diesen Inseln ein gewisser Baum, Namens **Candu**, in der Größe eines Wallnußbaumes, an Weiße und am Laube dem Eschenbaume ähnlich, aber ungemein weich. Er trägt nicht die geringste Frucht, und dienet nicht einmal zum Brennen. Ist er dürre, so schneidet man ihn zu Brettern, die wie Kork auf dem Wasser schwimmen. Will man nun einen großen Stein aus dem Wasser ziehen: so bindet man ein Tau daran, welches desto leichter geschieht, weil die Insulaner alle schwimmen und tauchen können. Hernach nehmen sie ein Candubrett, und binden es nahe bey dem Steine an das Tau, oder sie bohren ein Loch hinein, und ziehen das Tau durch. Ueber dieses Brett werden noch mehrere an das Tau befestiget, und mit einem Worte, so viele, daß endlich das Holz oben auf das Wasser kömmt, folglich den Stein aufhebet, den sie hernach ohne Schwierigkeit an das Ufer ziehen *b*). Pyrard versichert, daß sie auf diese Weise alles, ja so gar das grobe Geschütz aus einem versunkenen Schiffe holen. Aus eben dergleichen Brettern machen sie Flößen zum Fischen mit einem Rande, die sie **Candu-patis** nennen. Dieses Holz hat ferner die Eigenschaft, daß es anbrennet, wenn man zwey Stücke an einander reibet, und die Einwohner bedürfen keines andern Feuerzeuges. Was den Kalch zur Mauerspeise betrifft: so wird er eben so, wie in dem größten Theile von Indien, aus Muscheln und Schalen bereitet, die man am Ufer des Meeres findet *c*).

Gebräuche der Maldiver. 1602.

Wie sie Steine aus dem Wasser holen.

Die Religion der Maldiver ist die muhammedanische, mit allen ihren Festen und Gebräuchen. Jede Insel hat ihre Tempel oder Moscheen. Wer zu Mecha und Medina gewesen ist, der wird in großen Ehren gehalten, seine Ankunft mag übrigens so gering seyn, als sie will, und er genießt allerley Vorrechte. Man nennet dergleichen Leute **Agis**, das ist, Heilige; und damit man sie kenne, so tragen sie **Pagnes** von weißem Cattune, und kleine runde Mützen von gleicher Farbe, nebst einem Rosenkranze am Gürtel.

Religion der Maldiver.

Die Gesetze auf diesen Inseln sorgen insonderheit für die Erziehung der Kinder. So bald ein Kind zur Welt kömmt, so wird es des Tages sechs mal mit frischem Wasser gewaschen, und endlich mit Oele gesalbet; dieses geschieht lange Zeit. Die Mütter müssen ihre Kinder selbst saugen, auch so gar die Königinnen. Sie werden in keine Windeln gewickelt. Man leget sie ganz nackend und frey in kleine Betten von Schnüren, die in der Luft schweben, und die Sclaven müssen sie wiegen. Unterdessen sieht man keine ungestaltete unter ihnen; ja mit dem neunten Monate fangen sie an zu gehen *e*). Im siebenten Jahre werden sie beschnitten. Im neunten müssen sie die gewöhnlichen Wissenschaften und die Leibesübungen erlernen.

Erziehung der Kinder.

Die Wissenschaften bestehen darinnen, daß sie lesen, schreiben, und den Alkoran verstehen lernen. Man lehret sie dreyerley Schrift; die arabische, nebst einigen Buchstaben und Puncten, die sie dazu gesetzet haben, damit sie die Worte ihrer eigenen Sprache damit ausdrücken können; sodann noch eine, welche der maldivischen Sprache eigen ist; und endlich die dritte, welche auf Ceylan und in dem größten Theile von Indien im Schwange geht. Sie schreiben ihre Aufgabe auf weiß angestrichene hölzerne Täfelchen. Haben sie dieselbige auswendig gelernet: so löschen sie das Geschriebene aus, und beweißen die Tafel von neuem.

Schrift.

Was

d) Auf der 92 Seite. *e*) Auf der 134 S.

Gebräuche der Maldiver.

1602.

Pergament von Baumblättern.

Was beständig bleiben soll, das schreibt man auf eine Art von Pergamente, das aber nur aus den Blättern des so genannten **Makarequo**-Baumes besteht *f*). Ein solches Blatt ist anderthalb Klafter lang, und einen Fuß breit. Sie machen Bücher davon, welche länger dauern, als unsere. Damit nicht zu viel Pergament aufgehe, wenn die Kinder schreiben lernen: so haben sie glatte hölzerne Tafeln, darauf sie Sand streuen, und die Buchstaben darein schreiben, welche die Schüler nachschreiben müssen; hernach werden diese ausgestrichen, und neue vorgeschrieben.

Obgleich zu Erlernung der Wissenschaften eine gewisse Zeit bestimmet ist: so bleiben doch viele beständig dabey, und legen sich insonderheit auf den Alcoran, und auf die Ceremonien ihrer Religion. Die Mathematik wird gleichfalls stark getrieben: besonders halten sie viel von der Sterndeuterkunst, ja ihr Aberglauben gegen die Gestirne geht so weit, daß sie nicht das geringste unternehmen, ohne die Sterndeuter um Rath zu fragen. Der König hat sehr viele an seinem Hofe, und folget ihrem Rathe zum öftern *g*).

Regierungsform, ist in der Priester Hände.

Die Regierungsform ist uralt und monarchisch. Allein, obgleich die Gewalt des Königes unumschränket ist: so wird sie doch überhaupt von den Priestern ausgeübet. Gleichwie die Natur dreyzehn **Atollons** angeordnet hat: also sind auch dreyzehn Statthalterschaften, oder eben so viele Provinzen, davon jede ihr Oberhaupt unter dem Titel eines **Naybe** hat. Diese **Nayben** sind die Lehrer des Gesetzes, und haben die Aufsicht über alles, was zur Religion und zur Verwaltung der Gerechtigkeit gehöret. Wenn eine Insel mehr als ein und vierzig Einwohner hat: so wird sie von einem Lehrer einer andern Gattung regieret, welcher **Catib** heißt, und die Priester der Moscheen unter sich hat. Ihre Einkünfte bestehen in dem Zehenten, den sie von den Früchten erheben, und in einem großen Gehalte, den jeder nach seinem Grade vom Könige bekömmt. Die wichtigsten Geschäffte aber sind in den Händen der **Nayben**. Sie allein sind Richter in bürgerlichen und peinlichen Sachen. Sie müssen, vermöge ihres Amtes, alle zu ihrem **Atollon** gehörige Inseln des Jahres viermal besuchen. Dennoch haben sie ein Oberhaupt, das beständig auf der Insel **Male** bleibt, und sich niemals von der Person des Königes entfernet.

Verwaltung der Gerechtigkeit.

Dieser führet den Titel **Pandiar**, und ist zugleich das Oberhaupt der Religion, und Oberrichter des ganzen Königreiches. An ihn wird von dem Ausspruche der Nayben appelliret. Unterdessen kann er in wichtigen Sachen kein Urtheil fällen, wofern er nicht drey oder vier angesehene Männer zu Rathe zieht, die man **Mocuris** nennet, und die den Alcoran auswendig wissen. Es sind ihrer in allem funfzehn; und aus ihnen besteht gleichsam der Rath des **Pandiars**. Nur der König hat die Macht, die Schlüsse dieses Gerichtes umzustoßen. Beschweret sich jemand darüber, so untersuchet er die Sache nebst sechs seiner vornehmsten Bedienten, die man **Mosculis**, das ist, Aelteste, nennet, und der Ausspruch wird auf der Stelle vollzogen. Die Parteyen tragen ihr Recht selber vor. Kömmt es auf eine That an, so werden drey Zeugen aufgeführet: außer dem glaubet man dem Beklagten auf seinen Eid, den er mit Berührung des Gesetzbuches ableget. Betrifft die Sache einige Gerechtsamen: so urtheilet man nach den klaren Worten des Gesetzes. Es ist den Richtern bey schwerer Strafe verbothen, die geringste Belohnung anzunehmen, auch nicht als ein freywilliges Geschenk. Aber ihre Gerichtsbedienten, die man **Devaniz** nennet, können den zwölften Theil der streitigen Sache zu sich nehmen. Ein Sclave kann keinen

f) A. d. 135 Seite. *g*) Eben das.

keinen Zeugen vor den Gerichten abgeben, und das Zeugniß dreyer Weibespersonen gilt nur so viel, als eines einigen Mannes *h*).

Gebräuche der Maldiver. 1602.

Sclaven sind diejenigen, welche sich freywillig verkaufen, oder welche durch die Gesetze dazu gemachet werden, weil sie ihre Schulden nicht bezahlen können; endlich auch Ausländer, welche in dieser Eigenschaft ins Land gebracht und verkaufet werden. Schiffbruch giebt den Insulanern kein Recht über die Freyheit der Ausländer. Ungeachtet der Leutseligkeit dieses Gesetzes geht es den Sclaven in den Maldiven sehr hart *i*). Sie können nicht mehr als eine einige Frau nehmen; freye Personen hingegen drey. Wer sie beleidiget, wird nur halb so scharf gestraft, als wenn er einen freyen Menschen beleidiget hätte. Sie bekommen keine andere Belohnung für ihre Dienste, als ihre Kost und ihren Unterhalt. Wer ein Leibeigener seines Gläubigers wird, der darf an keinen andern Herrn verkauft werden, sondern der Gläubiger nimmt nach seinem Tode alles weg, was er verläßt. Reichet es nicht zu, so müssen seine Kinder so lange dienen, bis alles abgetragen ist.

Zustand der Sclaven.

Was peinliche Verbrechen betrifft: so muß der Beleidigte Klage führen, wenn das Gericht ein Einsehen haben soll, oder die That muß gehörig angezeiget werden, wenn die Strafe erfolgen soll. Sind die Kinder noch unmündig, wenn ihr Vater ermordet worden: so wartet man, bis sie sechzehn Jahre alt sind, wornach sie sagen müssen, ob sie von der Obrigkeit gerächet seyn wollen, oder nicht? In dieser Zwischenzeit wird der Mörder bloß dazu verdammet, daß er sie ernähren, und ihnen eine Handthierung lernen lassen muß. Erreichen sie das bestimmte Alter: so kömmt es auf sie selbst an, ob sie Gerechtigkeit verlangen, oder ob sie dem Verbrecher verzeihen wollen, wornach er deswegen nichts mehr zu befürchten hat. Die gewöhnlichen Strafen sind entweder die Verbannung auf eine unbewohnte Insel gegen Süden, oder der Verlust eines Gliedes, oder die Geißelung, welche die gewöhnlichste, aber eine ungemein harte Bestrafung ist. Man gebrauchet hierzu lederne Riemen, eines Armes lang, vier Finger breit, und zwey dick, davon man fünf bis sechse an einen hölzernen Stiel befestiget. Die Streiche sind hart, und gar oft tödtlich. Dieses ist die Strafe für große Verbrechen, als unnatürliche Unzucht, Blutschande, und Ehebruch. Einem Diebe wird die Hand abgehauen, wofern der Diebstahl sehr wichtig ist *k*).

Peinliche Strafen.

Die ganze Nation ist in **vier Stände** eingetheilet. Der erste begreift den König, alle seine Anverwandten, die Prinzen aus den ehemaligen königlichen Häusern, und die großen Herren. Die zweyte gehöret für die Ehrenstellen und Aemter, welche niemand, als nur der König ertheilen kann, und wobey der Rang sorgfältig beobachtet wird. Den dritten machet der Adel aus; und das gemeine Volk den vierten.

Eintheilung in vier Stände.

Weil der **Adel** seine Vorzüge durch die Geburt erhält: so wollen wir bey ihm anfangen. Es giebt alte Edelleute, darunter einige ihr Geschlecht bis auf die fabelhaften Zeiten hinaus führen. Hiernächst kann der König auch adeln, wen er will. Der Adelsbrief wird unter dem Schalle einer Glocke auf der Insel **Male** abgelesen. Diese Glocke ist eigentlich nur ein Kupferblech, worauf man mit einem Hammer schlägt. Die Anzahl der Edelleute ist sehr groß, und man findet auf jeder Insel einige. Das gemeine Volk, ja auch die reichesten Kaufleute, die nicht geadelt sind, dürfen sich nicht neben einem Edelmanne niederlassen, ja, wenn er steht, dürfen sie gar nicht sitzen. Begegnen sie ihm, so müssen sie stille stehen, bis er vorbey ist, und wofern sie etwas tragen, die Bürde so lange nieder-

Maldivischer Adel.

 setzen,

h) Eben das. a. d. 147 S.
i) Eben das.
k) Eben das. a. d. 148 und 149 S.
l) Eben das. a. d. 151 u. folg. S.

Gebräuche der Maldiver. 1602.

setzen. Das adeliche Frauenzimmer, das einen gemeinen Mann heirathet, verliert seinen Rang keinesweges; vielmehr werden die Kinder Edelleute. Heirathet ein gemeines Mädchen einen Edelmann: so wird sie deswegen nicht edel, wohl aber werden es die Kinder. Daher bleibt jeder in dem Stande, darinnen er gebohren ist, und kann ohne des Landesherren Belieben nicht daraus treten.

Reichsbedienten.

Der maldivische König führet den Titel **Raskan**, und die Königinn **Renuillage**. Auf den König folgen die Prinzen vom Geblüte, und die Abkömmlinge der alten Könige, welche in eben so großem Ansehen stehen, ob sie gleich aus einem andern Geschlechte sind. Hernach kommen die Reichsbedienten, darunter der oberste **Quillag** genennet wird, und gleichsam Statthalter des Königes ist. Ferner giebt es einen Kanzler, Staatssecretär, Oberschatzmeister, Obereinnehmer u. s. w. ingleichen sechs **Mosculis**, davon bereits gedacht worden, nebst andern Ehrenstellen, welche der König gemeiniglich Edelleuten ertheilet, die in seiner Gnade stehen, zugleich weist er ihnen gewisse zu ihrer Besoldung bestimmte Inseln an. Er versorget sie auch mit Reiße. In diesem Lande besteht die Ehre darinnen, daß man des Königes Reiß ißt. Die Edelleute selbst werden nicht sonderlich geachtet, wenn sie diesen Vortheil nicht mit dem Vorzuge ihrer Geburt verknüpfen.

Soldaten. Ihr Unterschied.

Alle Soldaten genießen ihn, zumal die Leibwache, die aus sechs hundert Mann besteht, in sechs Compagnien eingetheilet ist, und von sechs **Mosculis** angeführet wird. Der König unterhält noch zehn andere Compagnien, die unter dem Befehle der vornehmsten Herren im Lande stehen. Er hat sie aber nur in Kriegeszeiten um sich, und gebrauchet sie übrigens zu Vollziehung seiner Befehle. Sie haben ganz besondere Vorrechte. Sie tragen lange Haare. Am Daumen haben sie einen Ring, der zum Bogenspannen dienet, und sonst niemand zu tragen erlaubet ist. Nebst des Königes Reiße sind ihnen noch einige kleine Inseln und einige Zölle zu ihrer Unterhaltung angewiesen. Die reichen Insulaner suchen meistentheils, entweder unter die Leibwache, oder unter die Soldaten zu kommen: es gehöret aber des Königes Erlaubniß dazu, und es kostet viel Geld, gleichwie die meisten bürgerlichen und Kriegesbedienungen überhaupt *m*).

Die Maldiver haben nicht mehr als einen einigen Namen, als zum Beyspiele, **Hali, Hussinn, Assan, Ibrahim** u. s. w. ohne einen Geschlechtsnamen zu führen. Da es aber nicht unzählige Namen giebt: so setzen sie ihren Ehrentitel dazu. Die gebohrnen Edelleute führen den Titel **Takuru**, und ihre Frauen **Bybis** *n*). Einige hängen den Namen einer Insel an, die sie zu eigen besitzen. Die Bedienten, welche nur ihrer Aemter wegen unter die Edelleute gehören, führen den Titel **Callog**, und ihre Frauen **Camullogé**. Die gemeinen Leute hängen das Wort **Callo** an ihren Namen, und ihre Frauen **Cambulo** *o*). Um grösserer Deutlichkeit willen setzen sie noch die Benennung ihres Handwerkes oder ihrer Kunst dazu.

Wunderlicher Gebrauch wegen des Essens.

Alle vier Stände haben einige allgemeine Gebräuche, die von Groß und Klein beobachtet werden. Sie essen mit niemanden, als mit ihres gleichen, an Reichthume, Ehrenstellen oder Geburt. Gleichwie aber keine sichere Regel eingeführet ist, wornach man diese Gleichheit abmessen könnte: so essen sie sehr selten mit einander. Wer seine guten Freunde bewirthen will, der läßt allerley Speisen zurichten, auf einen runden Tisch setzen, mit Taffend bedecken, und schicket ihnen die Mahlzeit ins Haus. Dieses wird für eine große Ehre gehalten.

Wenn

m) Eben das. a. d. 150 und 151 S. *n*) A. d. 154 S. *o*) A. d. 156 u. 157 S.

Wenn sie für sich allein speisen, so darf niemand zusehen, sondern sie gehen in das innerste Gemach des Hauses, und ziehen alle Vorhänge vor. Ihr Tisch ist der Boden des Zimmers, worauf eine reinliche Matte gebreitet wird, und sie selbst mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen sitzen. Tafeltücher gebrauchen sie nicht, sondern breiten die großen Bananasblätter auf die Matte, welche folglich die Stelle der Tafel- und Tellertücher versehen. Dennoch ist ihre Reinlichkeit so groß, daß sie niemals etwas verschütten. Ihr Tafelgeschirr besteht aus einer Gattung schlechtem Porcellane, das aus Cambaya kömmt, oder aus feinem chinesischen, davon jedermann einigen Vorrath besitzt. Doch wird niemals eine irdene oder porcellanene Schüssel aufgetragen, ohne sie in einen runden und sauber gefürnißten Napf von Landesarbeit zu setzen, auch mit einem dergleichen Deckel zu bedecken. Dieser mag aber so genau schließen, als er will: so breitet man noch ein seidenes Tuch von gleicher Größe darüber. Auch die Allerärmesten gebrauchen dergleichen Näpfe, nicht nur, weil sie wenig kosten, sondern hauptsächlich wegen der Ameisen, davon alles wimmelt, und die man nicht wohl von den Speisen abhalten kann. Goldenes und silbernes Tafelzeug ist durch die Gesetze verbothen, wiewohl die meisten vornehmen Herren übrigens reich genug dazu wären. Flüßige Sachen nehmen sie mit dem Löffel, das übrige mit den Fingern. Ihre Mahlzeiten endigen sich sehr geschwind, und es wird kein Wort dabey gesprochen. Sie trinken nur einmal, sodann nämlich, wenn sie satt sind.

Gebräuche der Maldiver. 1602.

Reinlichkeit bey der Tafel.

Ihr gewöhnlichster Trank ist Wasser, oder am selbigen Tage abgezapfter Cocoswein. Man bereitet noch zwo andere und köstlichere Gattungen von Getränke, welche aber nur für den König und die großen Herren, oder für die Festtage gehören. Eine ist warm, besteht aus Wasser, Honig, vielem Pfeffer, und gewissen andern Körnern, **Cahoa** genannt; die andere wird kalt getrunken, und aus Zucker und in Wasser geweicheten Cocusnüssen bereitet.

Getränke der Maldiver.

Nach der Mahlzeit wird statt des Nachtisches eine Schüssel Betelblätter aufgetragen: denn das Obst kommt gleich mit den andern Speisen auf die Tafel. Die Küche wird von den Frauen oder Töchtern besorget; denn die Mannspersonen halten sich die Kocherey für schimpflich. Es gehören viele Ceremonien dazu, wenn man einem Thiere die Gurgel abschneiden will, und es würde niemand von dem Fleische essen, wenn er nicht wüßte, daß selbige sämmtlich beobachtet worden.

Betel und Arecka wird auf diesen Inseln eben so stark gebrauchet, als in ganz Indien. Jedermann trägt in den Gürtelfalten einen Vorrath davon bey sich. Bey dem Begegnen überreichet einer dem andern dergleichen Blätter. Große und Kleine bekommen von dem unaufhörlichen Kauen rothe Zähne, welches man bey ihnen für eine Schönheit hält. Wenn sie sich baden, welches sehr oft geschieht: so reinigen sie die Zähne sorgfältig, damit die Farbe vom Betel desto besser haften kann *p*).

Gebrauch des Betels.

Ihre Arzeneywissenschaft besteht vielmehr in abergläubischen Gebräuchen, als in einer ordentlichen Pflege. Doch haben sie einige natürliche Mittel, welche den Europäern zuweilen helfen. Gegen Augenschmerzen, damit sie sehr geplaget sind, wenn sie lange Zeit im Sonnenscheine bleiben, kochen sie eine Hahnenleber, und essen sie. Als Pyrard und seine Gefährten von eben diesem Uebel angegriffen wurden, folgten sie diesem Beyspiele: doch ließen sie die Charactere und andere zauberische Dinge weg, damit die Insulaner dieses Mittel verknüpfen. Sie verspüreten seine Kraft augenscheinlich. Für die Verstopfung der

Arzneyen der Maldiver.

p) Eben das. a. d. 127 und 128 S.

Gebräuche der Maldiver. 1602.

der Milz, eine sehr gemeine Krankheit, die man der bösen Luft zuschreibt, und die mit einer sehr schmerzlichen Geschwulst verbunden ist, brennen sie den geschwollenen Ort, und legen ein baumwollen Läppchen in Oele getunket über die Wunde. Dieses Mittel wollte Pyrard nicht gebrauchen, ob er gleich seine gute Wirkung an andern gesehen hatte. Doch vertrieb er sich einige Geschwüre an den Beinen durch aufgelegte kupferne Bleche, nach dem Beyspiele der Insulaner. Sie haben auch Kräuter und Spezereyen von bekannter Güte, insonderheit für Wunden. Man bereitet Salben daraus, und beschmieret die Wunde damit, ohne sie weiter zu verbinden. Die Franzosen heilen sie mit dem abgekochten Tränkchen von einem Holze, das aus China kömmt. Was aber das seltsamste, und Pyrarden wunderlich dünkete, ist dieses, daß sie vorgeben, die Europäer hätten dieses Uebel in ihr Land gebracht, selbiges auch **Frangui Haescur**, das ist die **Franzosenkrankheit** nennen. Es geht ein sehr gefährliches Fieber bey ihnen im Schwange, das in ganz Indien unter dem Namen des maldivischen Fiebers bekannt ist. Nebst dem regieret alle zehn Jahr eine Art von Pocken, die so ansteckend sind, daß die Einwohner voneinander weichen müssen, und daß allemal eine gute Anzahl darauf geht *q*).

Die Maldiver glauben, die Franzosenkrankheit sey aus Europa gekommen.

Unordentliches Leben.

Ihr unordentliches Leben schwächet ihre Gesundheit eben so sehr, als die Beschaffenheit ihrer Landesart. Männer und Weiber sind erstaunlich geil. Ungeachtet der scharfen Gesetze, höret man von nichts als Ehebruch, Blutschande, und noch ärgerer Unzucht. Schlechthin zu huren, das hat nichts zu sagen, und die unverheiratheten Weibespersonen treiben es eben so ungescheuet, als die ledigen Mannspersonen. Sie gehen des Tages selten aus. Alle ihre Besuche statten sie bey der Nacht ab, in Begleitung einer Mannsperson, die sie allezeit mitnehmen müssen. Man pochet niemals an eine Hausthüre; man rufet nicht einmal, sie möchte geöffnet werden. Die Hofthüre bleibt die ganze Nacht offen. Die Hausthüre ist bloß mit einem Teppichte von Cattun verwahret. Man darf also nur hineintreten, und husten, sogleich erscheinen die Hausleute, und empfangen ihre Gäste *r*).

Beschreibung des königlichen Pallastes.

Der königliche Pallast hat einen großen Umfang, und begreift viele Lust- und Baumgärten in sich, die mit Springbrunnen und Teichen gezieret sind. Er ist von Stein, und nur ein Stockwerk hoch, besteht aber aus einer großen Menge Zimmer, und vielen Höfen, davon jeder einen schönen Brunnen von weißem Steine in der Mitte hat.

Der Eingang in den Pallast ist eine Hauptwache, mit einigen Stücken und anderm Gewehre versehen. Das Thor gleicht einem großen viereckichten Thurme. Aus dem Trabantensaale kömmt man in einen andern, der für die großen Herren und für die Hofleute gehöret. Weiter darf niemand gehen, als die Hausbedienten des Königes und der Königinn. Das Pflaster beyder Säle, ist drey Schuhe hoch über den Erdboden erhaben, und recht artig mit diesen beleget, worauf man alle Morgen eine Matte von mancherley Farben mit eingemischtem Laubwerke und anderm Zierrathe, ausbreitet. Die Wände sind mit seidenen Teppichten behangen: die Decke ist ebenfalls mit Seidenzeuge überzogen, und rings herum hängen schöne Fransen. Der Ort, wo sich der König im zweyten Saale niederläßt, ist ein großer Teppich, worauf er mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen sitzt. Die Gestalt der Decke stellet einen Himmel über seinem Haupte vor. Alle Herren seines Hofes sitzen in der Reih auf der Matte, jedweder nach seiner Geburt und seinem Ehrenstande. Die geringern stehen hinter den Vornehmern, es sey denn daß der König, oder in seiner Abwesenheit, einer der Großen sie niedersitzen heiße. Die Edelleute auf der Insel Maleh, müssen

Wie man ihm aufwartet.

q) Eben das. a. d. 132, 133 Seite.

r) Eben daselbst a. d. 141, 142 S.

müssen alle Mittage im Pallaste erscheinen. Zeiget sich der König nicht, so lassen sie ihm vermelden, sie wären gekommen, seine Befehle zu vernehmen. Zuweilen schicket er ihnen Betel und Obst. Die Ausländer empfängt er nur in dem ersten Saale s). Gebräuche der Maldiver. 1602.

Die innern Gemächer, sind mit den schönsten Tapeten aus China, Bengalen und Masulipatan geschmücket. Alles glänzet von Golde und Seide. Die Abwechslung in der Arbeit und den Farben ist unvergleichlich. Zwar verfertigen die Maldiver ebenfalls Tapeten und Zeuge, aber meistens nur von Baumwolle, für die gemeinen Leute. Das Bette des Königes, und der Vornehmen, hängt vermittelst vier Schnüre an einer hölzernen Stange, die auf zween Pfeilern ruhet. Die Küssen und Betttücher, sind nach indianischem Gebrauche von Seide und Baumwolle. Die Betten haben diese Gestalt deswegen, weil vornehme und reiche Personen sich wiegen lassen, um die Milzkrankheit entweder zu vertreiben, oder ihr vorzukommen. Die gemeinen Leute schlafen auf baumwollenen Matrazen, die auf einem Gestelle von vier Füßen liegen. Prächtige Gemächer.

So lange Pyrard in den maldivischen Inseln war, trug der König gemeiniglich einen langen Rock von weißem und sehr feinem Cattun, oder vielmehr einen Ueberwurf, der bis etwas unter den Gürtel reichete, mit weiß und blau eingefasset, und vorne mit gegossenen goldenen Knöpfen zugeknöpfet war t). Der übrige Leib bis an die Fersen, war mit einem roth taffenden Schurze bedecket, der oben mit einem breiten und langen roth seidenen Gürtel mit goldenen Fransen und mit einer dicken goldenen Kette angegürtet war. Das Schloß an der Kette war breiter, als eine Hand, und mit einer großen Menge Juwelen besetzet. Vorne am Schenkel hing ein kostbares Messer herab. Auf dem Haupte trug er eine kleine mit Gold gestickte Mütze, mit einem gegossenen und mit Juwelen besetzten goldenen Knopfe an der Spitze. Wiewohl die großen Herren in diesem Lande lange Haare tragen, so ließ er doch die seinigen alle Wochen abscheeren, ohne daß die Hofleute seinem Beyspiele folgen durften. Die Beine waren bloß, wie des geringsten Unterthanen: doch trug er Pantoffeln von vergoldetem Leder, die aus Arabien kommen. Seine Kleidung.

Wenn er ausgieng, und seine Leibwache um sich hatte: so hielt man ihm einen weißen Sonnenschirm über den Kopf, welches nach Landesgebrauche eines der vornehmsten Zeichen der königlichen Würde ist. Er hatte beständig drey Edelknaben um sich. Einer trug den Windfächer, der andere sein bloßes Schwerdt und seinen Schild, der dritte eine Schachtel mit Betel und Arecka. Ein Lehrer des Gesetzes trat ihm nach, mit einem Buche in der Hand. Er hatte kein Belieben am Fischen, wie seine meisten Vorfahren. Sein größter Zeitvertreib war, daß er geschickte Künstler und Handwerksleute in seinem Pallaste arbeiten sah, als etwa Maler, Goldschmiede, Sticker, Drechsler und Büchsenmacher, die er mit großen Belohnungen an sich lockte. Er gab ihnen den Arbeitszeug, bezahlte sie reichlich, und schmückte seine Wohnung mit ihrer Arbeit, oder verschenkte sie. Er erkundigte sich nach allem. War ein Ausländer geschickt, oder wußte etwas, das im Lande noch unbekannt war, der war bey Hofe sehr angenehm u). Zeichen der königlichen Würde.

Die Einkünfte des maldivischen Königes bestehen in seinen Tafelgütern, das ist, in einigen Inseln, die ihm unmittelbar unterworfen sind; ferner in dem Fünften aller Landesfrüchte; in einer Vermögensteuer, die er nach der Zahl der Cocosbäume ausschreibt, imgleichen nach der Menge gewisser Muscheln, die von den Maldivern **Bolys** genannt, und stark verhandelt werden; sodann in einer Auflage aufgetrocknete Fische, in den Abgaben Einkünfte des maldivischen Königes.

s) Eben das. a. d. 155, 156, 157 S. t) Eben das. a. d. 158 S. u) Eben das. a. d. 159 S.

Gebräuche der Maldiver. 1602.

ben der ausländischen Kaufleute, und in der Handlung, die er selbst außer Landes treibt, indem er Schiffe mit den Landeswaaren beladet und ausschicket. Nebst diesem gehöret alles ihm, was die See ans Ufer wirft, es sey durch Schiffbruch, oder durch den gewöhnlichen Lauf der Wellen, als welche eine Menge Ambra und Corallen, insonderheit aber eine Gattung großer Nüsse an das Land schwemmen, die bey den Maldivern **Tawarcarre**, bey den Portugiesen **maldivische Cocosnüsse** heißen. Man weis nicht, woher sie kommen: man rühmet aber ihre Kraft in der Arzeney, und Pyrard machet sie so groß, als einen Menschenkopf. Wenn ein Maldiver sein Glück machet: so pfleget man im Sprichworte zu sagen, er habe Ambra oder **Tawarkarre** gefunden, welches so viel sagen soll, er habe einen Schatz entdecket *x)*.

Landesmünze.

Die Münze der Maldiver ist von Silber, und nur von einerley Gattung *y)*. Sie wird auf der Insel **Male** gepräget, und es steht des Königes Namen mit arabischen Buchstaben darauf. Man nennet dieses Geld **Larinen**, und es hat den Werth von etwa drey guten Groschen. Ausländisches Geld wird ebenfalls genommen, aber nach dem Gewichte und innerlichem Werthe. In Indien und den benachbarten Ländern giebt es eine große Menge Könige, folglich auch allerley Geld, nicht nur von Silber und Golde, sondern auch von einem andern Metalle **Calin** genannt, das seiner Härte und Weiße wegen in hohem Werthe steht. Ja einige schlagen sogar eiserne Münze, die aber freylich sonst nirgend gilt, als in ihrem Lande. Allein Silber und Gold behalten ihren innerlichen Werth allezeit. Doch ist solcher von demjenigen unterschieden, den sie in Europa haben. Denn das Silber steht höher, das Gold hingegen niedriger, als bey uns. Die spanischen Piaster werden in ganz Indien gern genommen. Was die maldivischen **Larinen** betrifft, so schneidet man sie zu Stücken, und bezahlet die Waare nach dem Gewichte, wobey man allemal Schaden leidet, weil man bey dem Zerschneiden ein Zwölftheil am Werthe verliehrt.

Statt der Scheidemünze gebrauchet man die **Bolys**, eine Gattung kleiner Muscheln, worinnen der Reichthum dieser Inseln besteht. Sie sind nicht viel großer, als die Spitze des kleinen Fingers. Ihre Farbe ist weiß und glänzend. Man fischet sie alle Monate zweymal, drey Tage vor dem Neumonden und drey Tage hernach. Diese Verrichtung gehöret für die Weiber, welche bis an den Gürtel ins Wasser steigen, und sie im Sande aufsuchen. Man verführet alle Jahre dreyßig bis vierzig Schiffsladungen voll, meistens nach Bengalen, wo sie unerachtet des Ueberflusses an Gold, Silber und andern Metallen, dennoch zur Scheidemünze dienen. Der König und die Großen lassen ausdrücklich Gebäude dazu aufführen, diese zerbrechlichen Reichthümer, die einen Theil ihrer Schätze ausmachen, darinnen zu verwahren. Man verkaufet sie in Päcken von zwölf tausend Stücken, welche einen Larin betragen. Sie werden in kleine Körbchen von Cocosblättern gepacket, die inwendig mit Zeuge von eben diesem Baume ausgefüttert sind. Diese Päcke giebt man einander wie in Europa die Geldsäcke, das ist ungezählt *z)*.

Handlung mit den Bolys, kleinen Seemuscheln.

Andere maldivische Waaren.

Die übrigen maldivischen Waaren, sind Taue und Segel vom Cocosbaume, Del und Honig von eben demselbigen, und die Cocosnüsse selbst, deren man alle Jahre mehr als hundert Schiffsladungen voll, ausführet; ferner, geräucherte und getrocknete Fische; Schild-

x) Eben das. a. d. 165 S.

y) Eben das. a. d. 163 S.

z) Heutiges Tages treiben die Holländer einen Theil dieser Handlung, und führen die Bolys oder Kris in viele africanische Länder.

Schaalen von einer Gattung Schildkröten, **Cambes** genannt, die man nirgend als bey diesen und den philippinischen Inseln findet; Binsenmatten, die hier artiger und zierlicher geflochten werden, als an keinem andern Orte, gefärbte Cattune, seidene Zeuge, die man aus der eingeführten rohen Seide von allerley Größe verfertiget, und Pagnes, Turbane, Schnupftücher und lange Röcke daraus machet. Mit einem Worte, die Geschicklichkeit der Einwohner ist sehr berühmt, was die Waaren betrifft, die sie verführen; deswegen können sie auch alles dagegen bekommen, was ihnen die Natur versaget hat, als zum Exempel: Reiß, weiße baumwollene Zeuge, rohe Seide und Baumwolle, Oel von einem liebliechenden Saame, damit sie den Leib salben; Areka zu ihrem Betel, Eisen, Stahl, Gewürz, Porcellan, ja Gold und Silber, welches niemals wieder aus diesen Inseln kömmt, weil die Einwohner den Fremden niemals etwas davon geben, sondern es zum Zierrathe ihrer Wohnungen, oder ihrer eigenen Person anwenden *a*).

Gebräuche der Maldiver.

1602.

Die Portugiesen hatten sich die Uneinigkeit einiger maldivischen Fürsten zu Nutze gemacht, den größten Theil der Inseln unter sich gebracht *b*), und zehn Jahre lang ruhig besessen. Ihre Geschichtschreiber erzählen, auf was für Art und Weise dieses wichtige Unternehmen allgemach ausgeführet worden. Ein König dieser Inseln hatte die Wahrheit der christlichen Religion eingesehen; und weil er leicht urtheilen konnte, seine Unterthanen würden nimmermehr darein willigen, daß er sie annähme, so gieng er mit seiner Gemahlinn, und einigen vertrauten Freunden heimlich zu Schiffe nach Cochin, und ließ sich daselbst taufen. Sogleich wurde ein anderer maldivischer Prinz, sein ehemaliger Mitbuhler um das Reich, auf den Thron gesetzet. Allein, weil er auf den Beystand der Portugiesen trotzete, mit denen er sich durch ein so heiliges Band vereiniget hatte: so schrieb er nichts destoweniger an seine alten Unterthanen, und befahl, sie sollten den christlichen Glauben annehmen, und ihm die gewöhnlichen Abgaben erlegen, wo nicht, so würde er nächstens mit einer starken Flotte erscheinen, und die Ungehorsamen züchtigen. Sie gaben hierauf zur Antwort, sie hätten nichts mehr mit ihm zu thun. Wäre ihm jemand etwas schuldig, so möchte er es abholen: Gefiele ihm das Christenthum wohl, so möchte er immer dabey bleiben, sie für ihre Person, wollten lieber sterben, als ihre Religion ändern.

Wie die Portugiesen Meister dieser Inseln werden.

Ein maldivischer König wird ein Christ.

Wird der Krone beraubet.

Hierauf verlangte er Beystand von den Portugiesen. Der Unterkönig von Indien versprach solchen willig, jedoch mit dem Bedinge, er sollte nicht in Person mitziehen, aus Besorge, er möchte sich mit seinen Unterthanen vergleichen, und seinen Beschützern einen schlimmen Streich spielen. Die Portugiesen giengen unter Segel, und setzeten anfänglich alle Inseln in Furcht. Dennoch wurden sie mit Verlust zurück gewiesen. Das folgende Jahr kamen sie mit größerer Macht wieder, und eroberten die Insel **Male**, wo der neue König mit dem Degen in der Faust ums Leben kam. Sie baueten daselbst eine Festung, machten sich die übrigen Inseln unterthänig, und verglichen sich mit den Einwohnern, sie möchten ihre Religion immerhin behalten, nur sollten sie dem christlichen Könige seine Gebühr richtig abtragen. Hierauf wurde die Ruhe in dem größten Theile der Inseln wieder hergestellet; nur zween der vornehmsten Herren zogen ihre Macht in dem **Atollon**, **Suadu**, zusammen, der an dem südlichen Ende liegt, und die Portugiesen waren niemals im Stande, sie zu bezwingen. Daher erkannte weder besagter **Atollon**, noch die ganze südliche Gegend die portugiesische Herrschaft *c*).

Die Portugiesen nehmen sich seiner an.

Die

a) Eben das. a. d. 166 S.

b) Eben das. a. d. 169 S.

c) Eben das. a. d. 169 S.

Gebräuche der Maldiver. 1602.

Die Maldiver gestehen, es habe die Handlung niemals so sehr in ihrem Lande geblühet, als unter dieser Regierung, welche etwa zehn Jahre währete. Es geschah alles unter dem Namen des christlichen Königes, der zu Cochin saß; und die Portugiesen hatten einen Unterkönig von ihm, aus der Nation eingesetzet, dem sie ein und andere Vorzüge bewilligten: allein die Befehle kamen eigentlich aus dem von ihnen niedergesetzten Rathe, und wurden durch die zahlreiche Besatzung von **Male** vollzogen. Unterdessen war die Macht beyder widerspenstigen Fürsten dergestalt angewachsen, daß sie, unerachtet der Entfernung des **Atollons Suadu**, welche etwa achtzig Seemeilen beträgt, besagter Besatzung nicht wenig Verdruß machten. Nach ostermals abwechselndem Glücke, wodurch dieser Krieg lange verzögert wurde, kamen einstens malabarische Seeräuber mit vier Galeeren zu ihnen, welche Beute zu machen suchten. Diesen bothen sie die Hälfte der Beute an, wenn sie die Portugiesen bekriegen wollten; und als sie vernahmen, der Befehlshaber von der Festung sey nebst einem Theile der Besatzung nach Cochin abgegangen, so landeten sie dermaßen unversehens auf **Male**, daß sie die Festung überstiegen, und dreyhundert darinnen vorhandene Portugiesen niederhieben. Alle Reichthümer wurden von den Ueberwindern redlich getheilet. Allein, da es beyde Fürsten verdroß, daß so große Schätze aus der Insel weggeführet werden sollten: so begiengen sie eine große Treulosigkeit. Sie überfielen die Malabaren, nahmen ihnen die Beute und die Galeeren ab, ihre Personen aber setzten sie ohne weitere Beleidigung ans Land *d)*.

Machen sich Meister vom Lande; werden wieder verjagt.

Vergleichen sich mit den Maldivern.

Die Portugiesen unternahmen einen neuen aber vergeblichen Krieg. Alle ihre Flotten wurden drey Jahre nacheinander geschlagen, und die Festung, die sie mit so großer Sorgfalt aufgeführet hatten, wurde zu einer unüberwindlichen Hinderniß ihres Vorhabens. Endlich hielten sie es dem Vortheile ihrer Handlung gemäßer, einen Vergleich zu treffen, als einen ungewissen Krieg fortzusetzen *e)*. Daher wurde man beyderseits einig, die beyden Fürsten sollten zwar in ruhigem Besitze der Inseln bleiben, doch unter einer dreyfachen Bedingung; erstlich, sollten sie nicht den Titel **Baskan**, welcher einen König bedeutet, sondern nur **Quillag**, das ist Fürst oder Herzog, führen; zweytens, dürften sie zwar den christlichen König nicht für ihren Herrn erkennen, doch sollten sie ihm jährlich etwas gewisses entrichten, welche Abgabe zu Cochin bezahlet werden, und auf seine Erben oder Nachkommen fallen sollte. Drittens, sollten alle Maldiver, die sich der Handlung wegen, aus ihren Inseln begeben wollten, einen Reisepaß von den Portugiesen nehmen, gleichwie andere Völker, mit denen sie im Friede leben, gleichfalls thäten. Dieser Friede dauerte zwar noch, als Pyrard durch Schiffbruch dahin kam: allein die Insulaner waren den Portugiesen heimlich todfeind *f)*.

Der christliche König läßt sich zu Goa nieder.

Nachgehends trat der christliche König den dritten Theil seiner Einkünfte an den König von Portugall ab, damit er sich zu Goa niederlassen durfte, woselbst ihn Pyrard auf seinen Reisen antraf. Diese Einkünfte bestehen in **Bolys**, und in Tauwerke von Rinden, das man **Cayro** nennet. Die Maldiver beluden jährlich auf ihre Kosten vier Schiffe damit, jedes von hundert und funfzig Tonnen, und mußten so lange gut dafür seyn, bis sie aus ihren Inseln und Steinbänken heraus waren *g)*.

Währen=

d) Eben das. a. d. 170 Seite.
e) Eben das. a. d. 171 S.
f) Eben das. a. d. 173 Seite.

Gebräuche der Maldiver. 1602.

Während der Reichsverwaltung der beyden Brüder, welche fünf und zwanzig Jahre zugleich regiereten, wurde der innerliche Friede durch verschiedene Aufruhre unterbrochen. Der älteste hieß **Bode-ta-curu**, der andere **Assan Quillag**. Einer hatte die Witwe, der andere die Tochter des im Kriege gebliebenen Königes geheirathet. Der älteste hatte einen Sohn, der ihm folgete, und bey des Pyrards Anwesenheit auf dem Throne saß. Er hatte ihm vor seinem Tode den Eid der Treue vom ganzen Volke ablegen lassen. Diese Anstalt schien ihm desto nöthiger zu seyn, weil der junge Prinz ein leutseliges Gemüth, und wenig Lust zum Kriege hatte. Er hatte auch verschiedene Hindernisse aus dem Wege geräumet, indem er einige hiervon umbringen ließ, die ihm die Krone streitig machen konnten. Doch diese Grausamkeit zog ihm vielerley Ungelegenheit über den Hals, die er durch seine Klugheit und Standhaftigkeit überwand *h*).

Glück und trauriges Ende eines jungen Portugiesen.

Pyrard erzählet eine, die man nicht ohne Vergnügen zum Beschlusse dieses Abschnittes lesen wird. Ein großes Schiff scheiterte auf den maldivischen Steinbänken. Auf selbigem befand sich ein junger Portugiese von sieben Jahren, und so ausnehmend schöner Gestalt, daß ihm beyde Könige gewogen wurden. Sie ließen ihn mit ihrem künftigen Kronerben aufziehen, der ungefähr gleiches Alter hatte. Die Natur hatte diesen Fremdling mit eben so viel Verstand, als äußerlicher Schönheit versorget. Er brachte es also sehr weit in den hier zu Lande üblichen Wissenschaften und Leibesübungen; und da er sah, daß man ihm eben so viele Ehre erzeugte, als dem maldivischen Prinzen, so gerieth er auf den Einfall, sie wären Brüder. Zwar da er etwas älter wurde, offenbarete man ihm seine Herkunft, und erinnerte ihn, er müsse dem Prinzen, der sein künftiger Herr sey, Ehrerbiethung und Treue wiedmen. Doch, als der jüngere von beyden Königen starb: so hatte der ältere noch immer so viel Freundschaft gegen ihn, daß er ihm seines Bruders Tochter zur Ehe gab, welches die vornehmste und reichste Partie im ganzen Königreiche war. Nach dieser Heirath gelangte er zu den höchsten Ehrenstellen. Er wurde Admiral, **Mosculi**, und Hauptmann der ersten Compagnie von der Leibwache. Hierüber wurde er hochmüthig, und erhub seine Gedanken bis zur Krone, zumal da er sah, daß der maldivische Prinz ein schwacher Herr war, und in geringerm Ansehen stund, als er. In diesem Vorhaben wurde er dadurch bestärket, weil der König alle Großen, die er seinem Sohne für gefährlich hielt, unvermerkt auf die Seite räumete. Er befürchtete, die Reihe möchte ihn endlich ebenfalls treffen, und in diesen Gedanken, pflog er heimliche Unterhandlungen mit den Portugiesen. Der König, welcher beständig voll Argwohn war, kam hinter den Anschlag, und erfuhr von einem Mitverschwornen, daß sein Reich und sein Leben in gleicher Gefahr stehe. Hierauf ließ er den kronsüchtigen Fremdling zu sich entbiethen. Dieser erschien auch, nicht anders als wenn er das reineste Gewissen hätte. Er ließ ihn mitten unter den ausdrücklich hierzu versammelten Großen niedersitzen; und um seine Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen, ließ er viele Fragen an ihn abgehen, und sah ihm dabey scharf ins Gesicht. Endlich ärgerte er sich über seine Verwegenheit, und ließ etliche Soldaten herein treten, die ihn banden, und ans Ufer schleppeten, woselbst sie ihn in einer Barke nicht weit vom Gestade, tödteten *i*).

g) Eben daselbst.
h) Eben das. a. d. 173 S.
i) Eben das. a. d. 174, 175 Seite.

Beschreibung von Goa. 1608.

Der VII Abschnitt.
Beschreibung der Insel Goa.

Einleitung. Die Insel Goa liegt in einem Flusse. Ihre Beschaffenheit. Allerley Einwohner. Unterschied unter den Portugiesen. Stadt Goa. Schlechte Befestigung. Ist an der Flußseite am stärksten. Zweyter Platz. Dritter. Andere Plätze am Flusse. Eine Vorstadt. Schloß. Säle und Gemälde. Große Hauptstraße. Vornehmste Gebäude. Vier Jesuitengebäude. Häuser und Straßen in Goa. Zahl der Vorstädte. Marktplätze. Sclaven, die man daselbst verkaufet. Pferde. Wechsler. Münze. Quelle Banguenin. Indianer sind königliche Pachter. Stolz der Portugiesen. Benachbarte Könige von Decan. Ihre Macht. Trauriges Ende eines indianischen Fürsten. Kirchengesetze werden einem zu gefallen gebrochen. Macht des Unterköniges. Ansehen des Erzbischofes. Inquisitionsgericht. Zeugniß des Verfassers davon. Wunderliche Andacht. Kraut, das die Ausschweifungen befordert.

Einleitung.

Obgleich die portugiesischen Schriftsteller alles, was ihre Einrichtung in Indien betrifft, weitläuftig abgehandelt haben: so ist doch zu vermuthen, ein verständiger Leser werde die Anmerkungen eines Ausländers desto höher schätzen, weil er durch Hülfe derselbigen desto leichter einsehen kann, wenn jene etwas in ihre Erzählungen einfließen lassen, das nirgend als in der unmäßigen Liebe gegen ihre Landesleute, oder in ihrer Eitelkeit gegründet ist. Wir müssen hierbey erinnern, daß Pyrard zwey Jahre in Goa zubrachte, und alles fleißig anmerkte, was er der Mühe werth zu seyn hielt *k*).

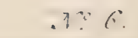
Insel Goa liegt in einem Flusse.

Goa ist eine Insel, die vor Zeiten zum Königreiche **Decan** oder **Dealkan** gehörete, und etwa acht Seemeilen im Umkreise hat. Sie wird von einem schönen und großen Flusse umgeben, welcher noch mehr andere Inseln machet, worauf Indianer und Portugiesen wohnen. Der Fluß ist ziemlich tief, obgleich sehr große Schiffe, als Caracken und Gallionen an der Mündung, die man die Barre nennet, vor Anker legen müssen. Das Ufer der Insel wird von sieben Schanzen vertheidiget, darunter die zwo wichtigsten an der Mündung des Flusses liegen; eine gegen Norden auf dem festen Lande, welches der **Barden** ihres ist, aber unter den Portugiesen steht. Diese Schanze dienet nicht nur zur Sicherheit des Flusses, sondern auch zur Verwahrung einer schönen Quelle von süßem Wasser. Die andere liegt gleich gegen über, auf einer Inselspitze. Beyde Schanzen verwehren zwar das Einlaufen in den Fluß recht gut: allein sie können nicht hindern, daß fremde Schiffe an der Barre vor Anker legen, folglich die portugiesischen Schiffe nicht auslaufen lassen. Eine Meile davon, zwischen der Barre und der Stadt, ist die Schanze **Pangim**, wo alle Schiffe, sie mögen ein- oder auslaufen, einen Paß von dem Statthalter nehmen müssen. Dieses ist einer der angenehmsten Wohnplätze auf der ganzen Insel, und der Ort, wo die neuen Unterkönige absteigen, um den Tag ihrer feyerlichen Einhohlung abzuwarten.

Ihre Beschaffenheit.

Die ganze Insel ist bergigt; der Boden aber meistens rother Thon, daraus die Einwohner schönes Geschirr verfertigen. Doch findet man auch eine andere weit zärtere und feinere, aber schwarzgrauliche Erde, woraus man Gefäße machet, die so fein als Glas sind. Der Boden ist nicht sonderlich fruchtbar, welches nicht sowohl von seiner schlechten Eigenschaft, als vielmehr von seiner hohen Lage herrühret; denn in den Thälern säet man Reiß und Hirse, und hat des Jahres zweymal Erndte. Das Gras und die Bäume grünen

k) Pyrards Reisebeschr. II B. a. d. 16 Seite.



J. de Bakker fecit, 1751.

AUSSICHT VON GOA.

nen das ganze Jahr über, wie fast überall zwischen beyden Wendekreisen. Man findet eine große Menge Baumgärten, die wohl besetzet, und mit Mauern eingefasset sind; wo-selbst die Portugiesen sich zu erlustigen pflegen. Sie führen das Wasser durch viele Canäle hinein, um ihre Cocosbäume zu wässern, die ihnen Wein und andere Bequemlichkeiten verschaffen. Nicht weit von der Stadt ist ein sehr schöner Teich, von mehr als einer Seemeile im Umkreise, an dessen Rande die vornehmen Herren schöne Lusthäuser und Obstgärten haben *l*). Beschreibung von Goa. 1608.

Die Dörfer auf der Insel werden theils von einheimischen, theils von Ausländern bewohnet. Die Einheimischen sind meistentheils noch Heiden. Unter diesen sind erstens die **Braminen**, welche durch ganz Indien ausgebreitet sind, und von den andern als ihre Obrigkeit angesehen werden. Zweytens die **Canarinen**, die sich wieder in zweyerley Gattungen abtheilen. Eine treibt Handlung und andere ansehnliche Handthierungen: die andere besteht aus Fischern, Ruderern und allerley Handwerkern. Drittens die **Colombinen**, welche die verächtlichste Arbeit thun, und ein armseliges Leben führen. Diese alten Einwohner haben das Vorrecht, daß sie, kraft einer Verordnung der portugiesischen Könige, ihrer Freyheit ruhig genießen, und weder in ihrem Gottesdienste gestöret, noch zu Sclaven gemachet werden dürfen. Mancherley Einwohner.

Was die Ausländer betrifft, so gebühret zwar der erste Rang den Portugiesen: sie machen aber selbst einen großen Unterschied unter denen, die sich also nennen. Die wahren Herren im Lande sind diejenigen, die aus Portugall ankommen, und sich den gezwungenen Titel **portugiesische Portugiesen** beylegen. Nach ihnen haben die von portugiesischen Eltern in Indien gebohrenen, das meiste Ansehen. Sie führen den Namen **Castizen**. Die geringsten sind, welche zwar einen portugiesischen Vater oder Mutter haben, die andere Hälfte ihrer Abkunft aber einem Indianer oder einer Indianerinn danken müssen. Diese nennet man **Metisen** oder **Mestizen**; gleichwie **Mulatern** diejenigen, welche von einem Portugiesen und einer africanischen Schwarzinn entspringen. Die **Mulatern** und **Metisen** gehen in gleichem Range. Unterdessen genießen die **Metisen**, die vom Vater oder Mutterseite aus dem Braminen-Geschlechte sind, eines besondern Vorzuges. Unterschied zwischen den Portugiesen.

Die übrigen Einwohner sind entweder fremde Indianer, die gegen Erlegung eines Tributs wegen ihrer Person, die Freyheit erlangen, auf der Insel zu wohnen: oder Europäer, als eine geringe Anzahl Spanier, eine Menge Italiener, einige Deutsche und Fläminger, viele Armenier, und einige Engländer. Von Franzosen sieht man nicht einen, ausgenommen einige Jesuiten, die zur Mission gebrauchet werden. Die Menge der Sclaven ist unendlich. Die Portugiesen kaufen sie von allen indianischen Nationen zusammen, und treiben einen weitläuftigen Handel damit. Sie fragen wenig nach denen Verordnungen, die ihnen auferlegen, diejenigen Völker auszunehmen, mit denen sie in Friede leben. Sie nehmen weg oder kaufen alles, was in ihre Hände fällt, es mag Freund oder Feind seyn, und verkaufen sie nach Portugall oder in andere Pflanzstädte *m*).

Die Stadt **Goa**, die ihren Namen von der Insel hat, darauf sie liegt, erstrecket sich auf eine halbe Seemeile weit am Ufer gegen Norden. Der Verfasser konnte sich nicht genugsam wundern, daß die Portugiesen seit etwa hundert und zehn Jahren, da sie Meister davon wurden, so viele prächtige Gebäude aufgeführet hatten, worunter Kirchen, Klöster, Palläste, Marktplätze, Festungen und andere in Europa übliche Einrichtungen Stadt Goa.

l) Eben das. a. d. 17, 18 S.

m) Eben das. II Buch a. d. 20, 21 S.

Beschreib. von Goa. 1608.

tungen befindlich sind. Er giebt ihr anderthalb Seemeilen im Umkreise, ohne die Vorstädte.

Schlechte Befestigung.

Sie ist nur an der Wasserseite fest. An der andern Seite hat sie eine bloße Mauer, welche einem Feinde, der Meister von der Insel wäre, nicht lange widerstehen würde. Anfänglich hatte sie gute Thore, imgleichen höhere und dickere Mauern, als itzo. Allein da sie bey dem blühenden Zustande ihrer Herrschaft über ganz Indien sehr erweitert wurde: so ist diese alte Befestigung beynahe ganz unnütz geworden. Die Portugiesen setzen auch ihr ganzes Vertrauen nur auf den beschwerlichen Zugang *n*).

Ist auf der Wasserseite fester.

Zwischen der Stadt und dem Ufer des Flusses hat man drey große Werke angeleget, welche durch Mauern von einander unterschieden sind, die an die Stadtmauer stoßen, und weit ins Wasser hinein gehen, folglich den Zugang auf beyden Seiten verschließen, und keinen andern Eingang erlauben, als durch die Thore. Der erste von diesen Plätzen, aus welchem man das Meer gegen Westen erblicket, wird **Riviera grande** genennet. Er hat zwey Thore, wodurch man in die Stadt geht, und einige Erhöhungen mit Geschütze bepflanzet, um selbige zu bestreichen. Doch gehöret ein Thor zu der Wohnung des Commendanten von dem Platze, welcher zugleich Aufseher der Finanzen ist, und den ersten Rang nach dem Unterkönige hat, nebst dem Titel, **Viador de fasienda**. In der **Riviera grande** ist die Münze, das Gießhaus, und das große Vorrathshaus von allerley Eisenwerke, das man zum Kriege und zur Handlung gebrauchet. Die Arbeit geht darinnen beständig fort, es mag Sonntag oder Festtag seyn, nur mit dieser Einschränkung, daß man am Sonntage nur des Nachmittages arbeitet, obgleich die Arbeiter für den ganzen Tag bezahlet werden. Der **Viador** kann von seiner Galerie alles sehen, was auf dem Platze und Flusse vorgeht. Nahe bey seinem Hause steht eine prächtige Kirche, deren Halle oder Vorgebäude einen verschlossenen Raum in sich hat, worinnen er alle Tage mit den übrigen königlichen Bedienten Rath hält. Die **Riviera grande** ist ein Viereck von etwan acht hundert Schritten in die Länge, und zwey hundert in die Breite *o*).

Zweyter Platz.

Der zweyte Platz, der mit dem Ufer des Flusses gegen Osten fortläuft, wird auf der Stadtseite von dem schönen Hospitale eingeschlossen, davon man die Beschreibung in Pyrards Tageregister gelesen hat. Dieser Platz hat den Namen, die **Catharinenkay**, oder der Fischmarkt, weil man die Fische wirklich dahin bringt, und verkaufet. Dieser Kay ist sehr bequem, die Kranken auszuschiffen, die aus Portugall ankommen. Man kann auch Waaren daselbst abladen. Er hat viele Thore mit Blockhäusern, worauf Geschütze steht. Es wimmelt da immer von Volke, weil es beständig etwas zu arbeiten giebt.

Dritter Platz.

Aus diesem Platze kömmt man in den dritten, welcher desto besser verschlossen ist, weil die letztere äußere Mauer ziemlich weit in den Fluß hinein geht. Man nennet ihn den Galeerenplatz. Es liegen auch wirklich einige da, von eben dem Baue, den sie in Spanien und Italien haben. Die herumstehenden Gebäude sind Vorrathshäuser von allem, was man im Kriege zu Wasser und Lande nöthig hat. Die Eingänge auf der Wasserseite werden sorgfältig bewachet, weil das große Stadtthor durch des Unterköniges Pallast in diesen Platz geht. Hier werden auch die Waaren nach Portugall eingeschiffet. Sie bezahlen bey der Ausfuhre zu Goa drey vom Hundert, dahingegen die aus Portugall ankommenden gar nichts bezahlen. Alle Kayen dieses Platzes sind mit guten Mauern versehen, und die meisten haben steinerne Treppen. Das große Stadtthor ist sehr prächtig gezieret. Man sieht

Gemälde

n) Eben das. a. d. 16 und 22 S. *o*) Eben das. a. d. 24 und 25 S.

Gemälde daran, welche die Siege der Portugiesen in Indien vorstellen; Siegeszeichen, und insonderheit ein schönes vergoldetes Bild der h. Catharina, welche die Beschützerinn von Goa ist, weil die Portugiesen diese Insel an ihrem Festtage eroberten *p*).

Beschreib. von Goa. 1608.

Nebst diesen dreyen Plätzen liegen noch mehrere am Flusse, die aber weder mit Wachen noch mit Wällen versehen sind. Der sogenannte **Terrero** liegt zwischen dem Flusse und des Unterköniges Pallaste. Seine Länge beträgt etwan sieben hundert Schritte, seine Breite zwey hundert. Er wird auf einer Seite von der Mauer des erwähnten Pallastes, und auf der andern von der Mauer des Galeerenplatzes eingeschlossen. Es ist ein großer Kay, und die Anfuhrt aller indianischen Schiffe, welche die Handlung nach Goa führet, und davon die Anzahl niemals gering ist. Es steht ein schönes Gebäude darinnen, das seines Säulenganges wegen einige Aehnlichkeit mit dem königlichen Platze zu Paris hat. Dieses ist das Zollhaus für die Lebensmittel, und trägt den Namen **Alfandeque**, gleichwie das Zollhaus für die übrigen Waaren **Banquesalle** genennet wird. Es giebt auch Gebäude für die Wage, für die Zolleinnehmer, und für alle Bedienten, die bey den königlichen Pachten gebrauchet werden. So bald ein Schiff ausgeladen ist, so rücket es den Fluß weiter hinauf, und machet Raum für andere.

Andere Plätze am Flusse.

Zu Ende dieser Kay folget ein anderer runder und sehr weitläuftiger Platz, welcher der größte Markt in Goa für die Lebensmittel ist. Es wimmelt hier beständig von Leuten; denn man hat alle Tage feil, auch Sonn- und Festtage nicht ausgenommen, und in Goa ist es nicht gewöhnlich, sich auf längere Zeit als einen Tag zu versorgen. An diesen Platz stößt eine sehr schöne Vorstadt, worinnen das Dominicanerkloster nebst einer prächtigen Kirche steht. Ueberdieses begreift sie verschiedene Pfarrkirchen und andere Kirchen in sich *q*).

Eine Vorstadt.

Der Pallast des Unterköniges, oder das sogenannte Schloß, ist ein kostbares Gebäude, mit einem großen Platze an der Stadtseite, **Campo del passo** genannt, wo sich der Adel versammelt, wenn der Unterkönig in völligem Staate erscheinen will. Er wird des Abends vorher durch den Trommelschlag davon benachrichtiget, und des andern Tages begiebt er sich in dem prächtigsten Aufputze zu Pferde auf diesen Platz, wo er den Austritt und Befehl des Unterköniges erwartet. Gleich gegen dem Thore des Pallastes über steht ein großes Gebäude, worinnen die obersten Justizräthe sich versammeln, davon der Präsident der **Desembargador mayor** genennet wird. Ob man gleich den Pallast mit dem Namen **Fortalezza** oder Schloß beleget: so ist er doch auf der Stadtseite schlecht befestiget; allein zur Wohnung ist er sehr bequem. Zur rechten Hand am Eingange findet man das Gefängniß, der **Tronco** genannt, das mit zum Gebäude gehöret.

Pallast des Unterköniges, oder Schloß.

Hernach folgen zween große Höfe, und rings um sie eine Menge Gemächer, imgleichen Kirchen, Uhren, Wasserbehältnisse, und Gewölbe für einen Theil des königlichen Schatzes; denn der andere Theil ist ein Franciscanerkloster. In dem ersten Hofe zur linken Hand steigt man auf einer großen steinernen Treppe in einen sehr geräumigen Saal hinauf, worinnen alle Flotten abgemalet sind, welche die Reise aus Portugall nach Indien gethan haben, nebst den Namen der Admirale und Schiffshauptleute. Man sieht sogar die Schiffe, welche durch Sturm verunglücket sind, und ihre Zahl ist etwas erstaunliches. Hierauf folget ein anderer Saal, worinnen Staatsrath gehalten wird. Hier sieht man die Bildnisse aller Unterkönige in Indien nach dem Leben gemalet. Vor dem Saale steht

Zween große Säle und ihre Gemälde.

p) Eben das. a. d. 27 und 28 S.

q) Eben das. a. d. 28 und 29 S.

Beschreib. von Goa. 1608.

steht allezeit eine Wache. Pyrard weis von den innern Gemächern nichts zu sagen, weil er dahin niemals kommen durfte. Doch lobet er den Pallast, seiner Lage und schönen Gebäude wegen, ungemein. Die Marställe sind nicht in dem Bezirke desselbigen; sie stehen zur rechten Hand am Eingange r).

Große und schöne Straße.

Von dem Pallaste kömmt man in die schönste Straße von ganz Goa, welche **Rua drecha**, oder die gerade Straße genennet wird. Sie hat mehr als funfzehn hundert Schritte in die Länge, und die Häuser haben kostbare Schilder, woran man sieht, daß Juwelirer, Goldschmiede, Wechsler, und andere portugiesische, italienische und deutsche Kaufleute darinnen wohnen, welche die reichesten von ganz Indien sind. Diese Straße endiget sich an der Kirche unser lieben Frauen von Misera, oder von der Barmherzigkeit, welche eine der schönsten von ganz Goa, und inwendig ganz vergoldet ist. Ueber der Hauptthüre steht ein steinernes und vergoldetes Bild des berühmten **Don Alphonso von Albuquerque**, welcher die Insel Goa den Portugiesen unterwarf. Nicht weit von der Kirche ist ein Kloster für verwayste Jungfern von guter Herkunft, die so lange darinnen bleiben müssen, bis sie sich verheirathen. In eben dieses Kloster sperren die Portugiesen ihre Weiber, wenn sie aus der Stadt verreisen.

Mitten in der **Rua drecha** steht auf einer Seite das fürchterliche Inquisitionsgericht, auf der andern Seite das Rathhaus. Diese Gebäude sind groß, von schönen Steinen aufgeführet, mit großen Treppen versehen, und nach Pyrards Worten „giebt es keine königlichen Palläste, die so schöne Säle hätten.„ Der erzbischöfliche Pallast giebt diesem Platze eine neue Zierde. Es steht eine schöne Kirche daben, **Assee** genannt, und nicht weit davon das schönste und reichste Franciscanerkloster von der Welt s). Das ganze Leben des h. Franciscus ist inwendig mit Golde und Lasur vorgesteller.

Vier Jesuitergebäude.

Pyrard beschreibt noch mehr Straßen und Gebäude, wobey er die erstaunliche Menge Kirchen bemerket. Die Jesuiten allein haben viere t), und die vornehmste ist der Bekehrung Pauli zu Ehren gestiftet. Diese Kirche gehöret zu ihrem Collegio, welches das berühmteste in ganz Ostindien ist, und worinnen Pyrard mehr als zwey tausend Schüler sah. Die zweyte trägt den Namen Jesus, und ist inwendig ganz vergoldet. Der Verfasser sah ein gegossenes goldenes Kreuz darinnen, drey Schuhe lang, vier Zoll breit, und zwey Zoll dick, mit einer Menge Juwelen besetzet. Man schätzete es auf hundert tausend Thaler; es war zu einem Geschenke für den Pabst bestimmet, wurde auch mit eben dem Schiffe, worinnen Pyrard abreisete, Seiner Heiligkeit wirklich zugeschicket. Dieses zweyte Haus mit seiner Kirche ist zum Beichtesitzen, zum Austheilen der Sacramente, und zur Aufnahme der Ungläubigen, die sich bekehren wollen, gewidmet. Man unterhält eine große Menge dergleichen Leute, so lange, bis sie genugsam unterrichtet sind. Der Verfasser sah einstens an Pauli Bekehrungsfeste funfzehn hundert herauskommen, und in Ordnung nach der Collegenkirche ziehen, wo sie getaufet wurden. Das dritte Haus der Jesuiten ist das Noviciathaus, worein sie niemand, als Portugiesen von Vater und Mutter aufnehmen. Die übrigen Mönchsorden nehmen auch Mestizen an; aber die bloßen Indianer sind von allen Orden ausgeschlossen, obwohl man ihnen die priesterliche Würde ohne Schwierigkeit ertheilet. Das vierte Haus, das außen vor der Stadt liegt, kann nur für ein Lusthaus gelten, oder auf das höchste für eine Gattung von einem Hospitale, welches wegen seiner schönen Garten

r) Eben das. a. d. 29 S. s) Eben das. a. d. 29 u. 30 S. t) Eben das. a. d. 31 S.


GRUNDRISS
von
GOA
1. Madre de Dio.
2. St. Joseph.
3. S. Doms.
4. U.L.F. de Monte.
5. St. Amara.
6. Holz-markt.
7. Fisch-markt.
8. Pallast und Platz. des Unter-koeniges.
9. St. Catharina.
10. St. Franciscus-markt.
11. St. Marcus.
12. Die Boerse.
13. La Misericorde.
14. St. Pauls Collegium.
15. Hospital.
16. Pallast des Erz-bischofes.
17. St. Antons Platz.
18. St. Andreas.
19. St. Matthæus.
20. U.L.F. de Guadalup.
21. St. Anna.
22. St Peter.
23. U.L.F. de Ribando.
24. Zollhaus.
25. Der Markt Platz.
26. Insel Capateiro.
27. Pangin.
28. Platz fur die Galeeren.
29. St. Bras.
30. Die Drey Koenige.

Gärten und Lustwasser den Missionarien zu Wiederherstellung ihrer Gesundheit dienet, wenn sie krank und abgemattet von der Reise ankommen.

Beschreib. von Goa. 1608.

Aus Pyrards Tagebuche ist schon bekannt, wovon man die Häuser zu Goa bauet. Sie sind geräumig, aber nur wenige Stöcke hoch, übrigens außen und innen roth und weiß angestrichen. Die allermeisten haben Gärten. Die großen Straßen sind mit schönen breiten und platten Steinen gepflastert, auch mit Rinnen versehen, damit das Regenwasser allen Unrath abschwemmen kann, wornach es in gewölbten Canälen abläuft. Pyrard beschweret sich über die Breite dieser Rinnen, welche den Uebergang von einer Seite der Straße zur andern öfters beschwerlich machet. Es giebt zwar an einigen Orten gewölbte Brücken, allein bey weitem nicht so viele, als es wohl nöthig wäre. Es regnet sehr oft zu Goa. Daher sind auch die schlecht bepflasterten, und mit keinem Abschusse versehenen Straßen allezeit sehr kothig. Man zählet sechs bis acht Vorstädte, welche die Größe des Ortes nicht wenig vermehren, übrigens aber mit eben dergleichen Häusern angebauet sind, als die Stadt selbst *u*).

Häuser und Straßen.

Anzahl der Vorstädte.

Der Verfasser beschreibt die Marktplätze zu Goa sehr angenehm. Die Lebensmittel werden alle Tage von sechs Uhr Morgens bis zu Mittage verkauft. Allein die **Rua drecha** ist ein beständiger Markt, da man alle Waaren aus Europa und Indien findet. Hier sieht man Personen von allerley Stande durch einander vermischet, welche kaufen, oder verkaufen. Man setzet daselbst sein Geld um; imgleichen geschehen an diesem Orte die gerichtlichen Verkäufe, und der Sclavenhandel. Da auch die Handlung in dieser Stadt so außerordentlich blühet: so nimmt jedermann alle Tage einigen Antheil an dem, was in dieser Straße vorgeht. Das Gedränge ist ungemein, und weil jedermann **Sombreros**, oder große Hüte von sechs bis sieben Schuhen im Durchschnitte, trägt, um gegen Sonne und Regen sicher zu seyn: so schließen sich diese Hüte dermaßen dicht zusammen, daß sie gleichsam nur ein einiges Dach vorstellen.

Märkte.

Die Sclaven werden mit eben so weniger Ehrbarkeit verkaufet, als in der Türkey, das ist, jedermann hat die Freyheit, sie zu bekucken, wie er will. Die Theuersten galten zu Pyrards Zeiten nicht mehr, als zwanzig bis dreyßig Pardos, obgleich sehr wohlgewachsene Mannspersonen und sehr schöne Weibesbilder aus allerley indianischen Gegenden darunter waren, davon die meisten die Musik, nähen, sticken, allerley Frauenzimmerarbeit, Confect und eingemachte Früchte zu verfertigen wußten. Der Verfasser bemerket, daß unerachtet des heißen Landes alle diese indianische Sclaven keinen übeln Geruch ausdünsten; dahingegen die africanischen Schwarzen nach frischem Knoblauche riechen, welcher Geruch unerträglich wird, so bald sie sich erhitzen *x*).

Sclavenhandel.

Die Portugiesen zu Goa tragen kein Bedenken, junge Sclavinnen zu kaufen, und wofern sie keinen Mann haben, bey ihnen zu schlafen. Geben sie ihnen hernach einen Mann: so entsagen sie diesem Rechte, und halten ihr gegebenes Wort für ein Gesetz, das sie ohne Schande nicht brechen können. Bekommen sie einen Sohn von einer solchen Sclavinn, so ist er vollbürtig, und seine Mutter ist frey. Eine große Menge Sclaven machet zu Goa ihren Herrn reich. Denn man wird nicht nur im Hause bedienet, sondern die übrigen, die sich auswärts beschäfftigen, müssen das Verdiente ihrem Herrn wöchentlich einliefern. Auf eben diesem Markte giebt es beständig eine große Menge Sclaven, die nicht

u) Eben das. a. d. 38 S. *x*) Eben das. a. d. 37 u. 38 S.

Beschreib. von Goa. 1608.

nicht zu verkaufen sind, sondern ihre eigene Arbeit verkaufen, oder einige Beschäfftigung, dazu sie geschickt sind, suchen. Die Mägdchen schmücken sich sorgfaltig, damit sie den Anschauern gefallen, und diese Gewohnheit giebt Ursache zu mancherley Ausschweifungen y).

Pferde.

Gleichfalls findet man in der **Rua drecha** eine Menge schöne arabische und persische Pferde, die man ohne Sattel und Zeug bis für fünf hundert Pardos verkauft. Die meisten aber sind mit kostbarem Reutzeuge beleget, das oft mehr kostet, als das Pferd selbst.

Wechsler.

Die Wechsler, die man **Xeraffes** oder **Scherafes** nennet, sind so wohl in ihren Buden, als auf dem Markte anzutreffen, und bereichern sich mit einem Gewerbe, welches die Beschaffenheit der Münze unumgänglich nothwendig machet. Nebst den Gold- und Silbermünzen giebt es zu Goa noch eine Menge küpferne, die man **Bosuruquen**, **Arcos** u. s. w. nennet. Ein **Tanga**, das ist eine kleine Silbermünze von etwa achtehalb Stüvern am Werthe, gilt fünf hundert alte **Bosuruquen**, und fünf und siebenzig neue, oder zwey hundert und vierzig **Arcos**. Eben also ist es auch mit der Eisenmünze beschaffen, und mit dem aus Calin verfertigten Gelde, welches ein chinesisches Metall ist. Der Wechsler Verrichtung ist, daß sie dergleichen Münze gegen Gold und Silber geben, weil die Lebensmittel in sehr geringem Preise stehen, und man folglich ohne Unterlaß kleine Münze nöthig hat, ob sie gleich ihrer Schwere wegen sehr verdrüßlich fällt. Man hätte eine rechte Last zu tragen, wofern man von Haus aus so viel Kupfer- und Eisenmünze mit sich schleppen wollte, als man zu Erkaufung allerley Nothwendigkeiten bedarf. Diesem Verdrusse helfen die **Scherafen** ab, die man überall antrifft, und folglich allemal **Bosuruquen** und **Arcos** einwechseln kann. Haben sie eine gute Menge Gold- und Silbermünze beysammen: so geben sie selbige den königlichen Einnehmern und Pachtern gegen neugemünztes Kupfer- und Eisengeld z). Das Silbergeld zu Goa besteht in **Pardos**, welche zween und dreyßig dasige Stüver gelten; in halben **Pardos**; in **Larinen**, die aus Ormus und Persien kommen, und in ganz Indien aufgesuchet werden; in **Tangos**, **Piastern**, und anderm spanischen Gelde. Die Goldmünze besteht in **Scherafinen**, davon einer fünf und zwanzig Stüver gilt; in **Venisiens** und heiligen **Thomaßen**, von funfzig Stüvern am Werthe; auch in andern zu Goa oder anderswo in Indien geprägten Stücken. Spanische und portugiesische Goldstücke sieht man nicht, weil das Gold in weit geringerm Werthe steht, als in Europa. Nebst dem, so wird Gold und Silber nach dem Gewichte verwechselt, wie bereits angemerket worden a).

Quelle Banguenin.

Weil die Fluth bis an die Stadt steigt: so müssen die Einwohner ihr Trinkwasser aus einigen Felsenquellen holen, die vom Gebirge herab rinnen, kleine Bäche machen, und einen Theil der Insel bewässern. Die meisten Häuser zu Goa haben Schöpfbrunnen; allein ihr Wasser tauget nur zu anderm Gebrauche im Hause. Das Trinkwasser kömmt aus einer schönen Quelle, **Banguenin** genannt, die eine Viertelmeile von der Stadt liegt, und mit einer Mauer umfasset ist. Unterhalb derselbigen sind viele Wasserbehälter, darinnen man Zeug wäscht, oder sich badet. Ungeachtet des beschwerlichen Weges, indem man einige hohe Berge auf und ab steigen muß, trifft man Tag und Nacht eine erstaunliche Menge Volkes dabey an, das ab und zu geht. Das Wasser wird in der Stadt verkauft. Hiermit beschäfftigen sich unzählige Sclaven, die mit großen irrdenen Gefaßen herum gehen, und eines für fünf **Bosuruquen** verkaufen, die etwan sechs Pfennige betragen. Es wäre den Portugiesen etwas leichtes, die ganze Quelle, vermittelst einer Wasserleitung, in die Stadt

y) Eben das. a. d. 38 S. z) A. d. 39 S. a) A. d. 40 S.

Stadt zu bringen: allein sie sagen, sie würden dadurch niemanden eine Gutthat erzeigen, als den Ausländern, welche das Trinkwasser sodann umsonst haben würden. Es sind aber mehr Ausländer in der Stadt, als Portugiesen. Nebst dem trägt es den Portugiesen etwas ein, weil ihre Sclaven das Wasser verkaufen, und der Gewinnst ihnen gehöret *b*).

Beschreib. von Goa. 1608.

Es geht nicht wohl an, die Anzahl der Einwohner zu Goa genau anzugeben, weil selbige unaufhörlich abwechselt. Denn es kommen beständig Fremde an, die längere oder kürzere Zeit daselbst verharren, nachdem es ihre Geschäffte und Absicht erfordern. Unterdessen wimmelt es in der Stadt und in den Vorstädten von Leuten *c*), und der Reichthum ist etwas so gemeines, daß man unter den allergeringsten Handwerksleuten einige antrifft, die hundert tausend Thaler vermögen. Dieses sind theils heidnische, theils muhammedanische Indianer, welche die königlichen Pachtungen haben, und die Zölle von allen Waaren einnehmen.

Indianer sind königliche Pachtleute.

Alle Portugiesen wollen Edelleute seyn; folglich geben sie sich mit nichts ab, was ihrem hohen Stande nachtheilig zu seyn scheint, und begnügen sich an der Handlung, als welche bey Titel und Wapen bestehen kann. Die meisten erscheinen nicht anders, als zu Pferde, oder in einer Sänfte. Sie reuten keine andere, als arabische oder persische Pferde; das Reutzeug ist aus China, Bengala und Persien, mit Seide gesticket, mit Golde, Silber und schönen Perlen gezieret. Die Steigbügel sind silbern und vergoldet. Die Zäume mit Juwelen besetzet, und mit silbernen Schellen behangen. Sie lassen eine große Menge Edelknaben, Aufwärter und Bediente hinter sich nachtreten, welche ihr Wapen und ihre Liberey tragen. Das Frauenzimmer bedienet sich allezeit eines **Palankins**, das ist, einer Sänfte, die von vier Sclaven getragen, und gemeiniglich mit schönem Seidenzeuge behangen wird. Hinten nach folgen viele Sclaven zu Fuße *d*).

Stolz der Portugiesen.

Bey dieser Lage von Goa haben die Portugiesen von keiner andern indianischen Nation etwas zu befürchten, als von den **Dekanern**, im Falle das gute Verständniß aufhören sollte. Allein, dieses ist seit langer Zeit auf eine gleichsam unauflösliche Weise befestiget. Indem die Insel Goa und die Landschaft der Barden sonst unter den dekanischen Königen stund: so suchten diese anfänglich mit aller Macht zu verhindern, daß sich keine Ausländer daselbst einnisten möchten. Sie thaten zween Angriffe auf Goa, jeden mit zweymal hundert tausend Mann, und jedwede Belagerung währete neun Monate. Allein, als sie merkten, die Handlung mit den Portugiesen trüge ihnen mehr ein, als der Besitz von Goa, und weil die Portugiesen ihrer Seits ebenfalls merketen, die Freundschaft dieser Könige wäre zu einer dauerhaften Einrichtung unumgänglich nöthig, indem sie die Lebensmittel aus ihrem Lande holen mußten: so schloß man einen dauerhaften Frieden, auf sehr ungekünstelte Bedingungen, die man aber beyderseits genau beobachtet.

Könige von Dekan sind die Nachbarn von Goa.

Nämlich, die Portugiesen sollten behalten, was sie hätten, doch ohne weiter etwas von dem dekanischen Lande zu erobern: die dekanischen Könige wollten sie in dem Besitze der Insel nicht stören: die Indianer auf der Insel, an der Zahl etwan zwanzig tausend, sollten die Freyheit behalten, nach ihrer Gewohnheit und Religion zu leben, aber einen **Pardo** für den Kopf an den König von Portugall bezahlen, auch die portugiesischen Polizey- und Justizgesetze beobachten, und weder Tempel noch Pagoden haben. Man versprach auch, die Gefangenen oder Missethäter, die man von beyden Seiten in Schutz nehmen würde, sollten nicht dürfen ausgeliefert werden. Doch es hält sehr schwer, sich aus

Friedensbedingungen zwischen ihnen und den Portugiesen.

b) Eben das. a. d. 41 S. *c*) Auf der 42 und 43 S. *d*) Eben das.

Beschreib. von Goa. 1608.

Goa zu flüchten, weil man ohne eine schriftliche Erlaubniß nicht auf das feste Land kommen kann, und alle Zugänge fleißig bewachet werden. Man findet im Dekanischen eine große Menge Portugiesen, die mit aller Freyheit daselbst wohnen und leben, ausgenommen, daß ihnen die Uebung ihrer Religion nicht zugelassen wird *e)*.

Macht von Dekan.

Die Könige zu Dekan sind von langer Zeit her Muhammedaner, obgleich ein Theil ihrer Unterthanen, als die **Canarinen** zu Goa, und die meisten Indianer, Heiden sind. Das Reich **Dekan** ist sehr groß. Es begreift verschiedene Königreiche in sich, welche die Zeit und die Gewalt damit vereiniget hat. Auf einer Seite stößt es an das Königreich Bengala, auf der andern an die Länder des großen Mogols. Der portugiesische Unterkönig hält beständig einen Abgesandten an diesem Hofe, nebst einigen Jesuiten, welche die Freyheit, das Evangelium zu predigen, bey dem Könige auszuwirken suchen. Gleichfalls hat der König von Dekan einen Abgesandten zu Goa. Pyrard redet mit Verwunderung von der Menge Manns- und Weibespersonen, Thiere und Lebensmittel, welche täglich aus dem Dekanischen nach Goa kommen. Er erzählet, es hätte sich einstens ein sehr naher Anverwandter des dekanischen Königes auf der Insel eingefunden, und die christliche Religion anzunehmen verlanget. Man hätte ihn täglich mit großem Fleiße unterrichtet, und darüber wären drey Jahre verstrichen, bis endlich einige indianische Betrüger angekommen und ihm weis gemacht, der König wäre todt, und die Krone gebührte ihm, als dem nächsten Erben. Ja sie gaben so gar vor, sie wären von den Großen abgeschicket. Endlich beredeten sie ihn zur Flucht, und halfen ihm heimlich über den Fluß. Allein, da wurde er in die Eisen geschlagen und geblendet, welches die gewöhnliche Landesstrafe für diejenigen ist, die nach der Krone streben.

Kirchengesetze werden einem dekanischen Prinzen zu Liebe gebrochen.

Der Verfasser sah noch einen andern dekanischen Prinzen zu Goa, der das Christenthum angenommen, und sich verheirathet hatte, auch ein jährliches Gehalt vom Könige genoß, gleichwie alle indianische Könige und große Herren, welche Christen werden, und sich zu den Portugiesen begeben. Als dieser Prinz nach fünf bis sechs Jahren seiner Gemahlinn überdrüßig wurde: so wollte er sie nach muhammedanischem Gebrauche wieder von sich lassen, und eine andere nehmen. Die Geistlichkeit schlug ihm die Erlaubniß dazu ab. Hierüber wurde er unwillig, begab sich auf muhammedanischen Grund und Boden, und ließ den Portugiesen sagen, er wollte niemals wiederkommen, wofern er nicht eine andere Frau nehmen dürfte. Nach langen Berathschlagungen meynete die Geistlichkeit, es wäre gleichwohl besser, daß er seine Gemahlinn verließe, als die Religion. Daher wurde er für eine ledige Person erkläret, und mit einer Braminen Tochter vermählet, mit welcher er nach des Verfassers Wissen sehr ruhig lebete *f)*.

Macht des Unterköniges.

Die Gewalt des portugiesischen Unterköniges erstrecket sich über alle Plätze der Nation in Indien. Er übet alle königliche Vorrechte aus, nur an den Edelleuten nicht, welche den Namen **Fidalgos** tragen. Diese können so wohl in bürgerlichen, als peinlichen Sachen, von seinem Urtheile nach Portugall appelliren. Er schicket sie aber als Gefangene und in den Eisen dahin. Seine Besoldung beträgt etwas weniges gegen die übrigen Vortheile, die er bey seiner dreyjährigen Regierung machen kann. Der König giebt ihm etwan sechzig tausend Pardos; doch davon kann er kaum leben: hingegen gewinnet er sonst wohl eine Million. Er wird als ein König bedienet. Er speiset niemals außerhalb dem Pallast

e) Eben das. a. d. 82 S.

f) Eben das. a. d. 49 S.

Pallaste, ausgenommen an Pauli Bekehrungs- und neuen Jahrstage bey den Jesuiten. Nur der Erzbischof speiset zuweilen bey ihm *g*).

Beschreib. von Goa. 1608.

Dieser Prälat ist seines Ranges, und seiner erstaunlichen Einkünfte wegen, selbst ein sehr großer Herr. Er stellet einen indianischen Pabst vor, nur die Jesuiten ausgenommen, die unter niemanden als unter dem Pabste und ihrem Generale stehen wollten, und deswegen seit langer Zeit Proceß mit ihm führeten *h*). Seine Einkünfte sind uneingeschränket. Denn ohne die mit der Würde eines Erzbischofs und **Primas** von Indien verknüpften Gefälle zu rechnen, so bekömmt er auch von der ganzen Geistlichkeit in Indien Geschenke, imgleichen den größten Theil der Güter, die von dem Inquisitionsgerichte zu Goa eingezogen werden. Er genießt beynahe eben so viel Ehrenbezeugungen, als der Unterkönig. Er speiset öffentlich mit eben so großem Prachte, und machet sich eben so wenig mit dem Adel gemein. Es steht ein Bischof unter ihm, der auch den Titel eines Bischofs von Goa führet, die Besuche in seinem Namen abstattet, auch die bischöflichen Verrichtungen meistens versieht *i*).

Ansehen des Erzbischofes.

Bis hierher kann man Pyrarden nicht vorwerfen, daß er zu wenig Ehrerbiethung gegen die Kirche habe, wenn er etwas erzählet, das dieselbige angeht. Da man also weis, was man ihm in diesem Stücke zutrauen darf: so ist es Zeit, daß wir sein Zeugniß anführen, um zu sehen, was man sich für eine Vorstellung von dem berufenen Inquisitionsgerichte zu Goa machen müsse, welches die Portugiesen für eine nothwendige Stütze des Christenthumes in Indien ausgeben; dahingegen die englischen und holländischen Reisenden ein Werk daraus machen, dessen sich die Portugiesen lieber schämen sollten. Eine Sache von solcher Wichtigkeit verdienet wohl, daß wir sie mit des Verfassers eigenen Worten beschreiben, ohne das geringste daran zu ändern.

Das Inquisitionsgericht.

„Was die Inquisition betrifft, saget Pyrard *k*), so verfährt sie zu Goa weit strenger, als in Portugall, und verbrennet sehr oft dergleichen Juden, welche die Portugiesen **Christianos Novos**, das ist Neubekehrte nennen. Sobald sich die heilige Inquisition ihrer Person bemächtiget, so thut sie mit ihren Gütern ein gleiches, und es werden nicht leicht andere, als reiche Leute, beym Kopfe genommen. Der König bezahlet alle Gerichtskosten, wenn der Gefangene nichts hat: allein es wird selten einer angegriffen, als wenn man weis, daß er großes Gut erworben habe. Dieses Gericht ist das unbarmherzigste und grausamste Ding in der ganzen Welt; denn der geringste Verdacht oder das geringste Wort, etwa eines Kindes oder eines Sclaven, der seinem Herrn Verdruß machen will, verursachet, daß man einen Menschen gefangen nimmt, und dem Kinde Glauben zustellet, wofern es nur reden kann. Zuweilen beschuldiget man dergleichen Leute, sie legten das Crucifix auf die Küssen, worauf sie zu sitzen oder zu knien pflegen; zuweilen, sie peitschten die Bilder und äßen keinen Speck; endlich auch, sie lebeten noch nach ihrem ehemaligen Gesetze, ob sie gleich öffentlich die Werke guter Christen thäten. Ich glaube als eine Wahrheit, daß sie ihnen meistentheils weis machen, was sie wollen; denn sie bringen keine ums Leben als nur die Reichen, und legen den Armen nur eine Buße auf. Das grausamste und gottloseste ist dieses, wenn ein Mensch, der einem andern feind ist, ihn wegen dieses Lasters anklaget, und der verklagte wird eingezogen, so untersteht sich kein Mensch, eine Vorbitte für ihn einzulegen, ihn zu besuchen, noch

Nachricht des Verfassers davon.

 „seine

g) Eben daselbst.
h) Eben das. a. d. 52 und 53 Seite.
i) Eben das. a. d. 53, 54 S.
k) Pyrards Reisebeschr. 2 B. C. 6 a. d. 55, 56 S.

Beschreib. von Goa. 1608.

„seine Partey zu nehmen, so wenig als bey einem Beleidiger der Majestät. Ueberhaupt un„tersteht sich das gemeine Volk nicht, von der Inquisition anders zu sprechen, als mit großer „Ehrerbiethung; und wenn einem zufälliger Weise etwa ein Wort entfiele, das ihr nur im „allergeringsten zu nahe kommen möchte, so müßte er sich den Augenblick selbst anklagen, „und es anzeigen, im Falle er etwa dächte, es möchte jemand seine Rede aufgefangen ha„ben; denn wofern es ein anderer angäbe, so nähme man ihn sogleich beym Leibe.

„Es ist eine erschreckliche und fürchterliche Sache, wenn man einmal darinnen stecket: „denn man hat weder Procurator noch Advocaten, der für einen spräche, sondern sie sind „Richter und Partey zugleich. Was die Weise betrifft, wie man verfährt, so ist sie der „in Spanien, Italien und Portugall üblichen, ganz ähnlich. Mancher sitzt wohl „zwey bis drey Jahre gefangen, ohne daß er weis, warum? Es kömmt niemand zu ih„nen, als die Inquisitionsbedienten, und sie sind an einem Orte, wo sie niemals einigen „Menschen zu sehen bekommen. Haben sie nichts zu leben, so giebt ihnen der König. „Die Heiden und die indianischen Mohren zu Goa, sie mögen seyn von welcher Religion „sie wollen, sind dieser Inquisition nicht unterworfen, außer wenn sie den christlichen Glau„ben annehmen. Unterdessen, wenn ein Indianer, Heide oder Mohr, einen andern, „der Lust zum Christenthume hätte, hinderte oder abhielte, und man bewiese ihm solches, „so würde ihn die Inquisition gefangen nehmen, gleichwie auch denjenigen, der einen an„dern wieder zum Abfalle bringt, wie es öfters geschieht. Es wäre mir unmöglich, zu „sagen, wie viel diese Inquisition gewöhnlicher Weise ums Leben zu bringen pfleget. Ich „begnüge mich an dem Beyspiele eines holländischen Juwelierers oder Steinschneiders, „welcher länger als fünf und zwanzig Jahr daselbst gewohnet, und sich mit einer metifi„schen Portugiesinn verheirathet, auch eine Tochter von ihr hatte, die sich alle Tage ver„heirathen konnte. Er hatte ein Vermögen von dreyßig bis vierzig tausend Crusaden er„worben. Weil er nun übel mit seiner Frauen lebete, so beschuldigte man ihn, er hätte „protestantische Bücher. Hierauf wurde er gefangen, sein Vermögen eingezogen, und „halb seiner Frau, halb der Inquisition zugesprochen. Wie die Sache endlich abgelau„fen, weis ich nicht. Denn ich reisete darüber weg. Aber ich glaube, es sey nichts an„ders daraus geworden, als daß er entweder sterben mußte, oder doch Haab und Gut ver„lohr. Er war ein gebohrner Holländer. Uebrigens sind alle übrige Inquisitiones in „Indien eben so beschaffen, wie diese zu Goa. An den hohen Festtagen halten sie Gericht. „Sie lassen alle diese armen Sünder mit einander gehen, in geschwefelten, und mit Feuer„flammen bemalten Hemden; der Unterschied zwischen denen, die sterben müssen, und „den andern ist dieser, daß jener ihre Flammen in die Höhe stehen, und der andern ihre „umgekehrt. Man führet sie gerades Weges in die große Kirche, die nahe bey dem Ge„fängnisse ist. Daselbst bleiben sie so lange, als die Messe und die Predigt währet, wor„innen man ihnen starke Verweise giebt; hernach führet man sie nach dem **Campo sancto** „**Lazaro**, und verbrennet die einen, in Gegenwart der andern, die dabey stehen *l*).

Wunderliche Andacht.

Wofern es nicht eine an sich ehrwürdige Religionsübung beträfe, so könnte man sagen, es lasse lächerlich, wenn man sieht, daß alle unter portugiesischer Bothmäßigkeit stehende Neubekehrte, mit einem großen hölzernen Rosenkranze am Halse herumgehen, und daß die Portugiesen selbst, sowohl Männer als Weiber, ohne Unterlaß einen in der Hand haben,

l) Eben daselbst a. d. 55, 56 und 57 Seite.

haben, und ihn niemals von sich legen, auch sodann nicht, wenn sie Dinge vornehmen, welche der Ehrbarkeit und Tugend äußerst entgegen sind. Sie haben noch mehr dergleichen schlecht überlegte Andachtsübungen. Zum Exempel: bey der Messe, wenn der Priester die Hostie in die Höhe hält, recken sie alle den Arm in die Höhe, als wenn sie darauf deuten wollten, und schreyen etlichemal, so stark sie können, **Misericordia!** Will man Bekanntschaft machen, und ein Mägdchen sehen, das man heirathen will: so geschieht es in der Kirche. Alles ledige Frauenzimmer erscheint ungemein aufgeputzet daselbst. Ein Mensch, der sich verheirathen will, liest sich eine aus, erkundiget sich nach ihrem Namen und Zustande, verlanget sie darauf von ihren Anverwandten zur Ehe, und des andern Tages verspricht er sich mit ihr, im Beyseyn eines Priesters. Hernach kann er sie besuchen so oft er will, man läßt sie aber niemals allein. Die Trauung geschieht gewöhnlicher Weise des Nachmittages, mit solchen Lustbarkeiten, die mehr einem heidnischen Feste als einem christlichen Gebrauche ähnlich sind.

Beschreib. von Goa. 1608.

Man mag von der Gemüthsbeschaffenheit des Verfassers noch so eine gute Meynung haben, so weis man doch nicht, was man von den Eigenschaften gedenken solle, die er einer Frucht in Größe einer Mispel zuschreibt, und welche, wie er saget, „nicht auf einem „Baume, sondern auf einem Kraute wächst, grün, rund, über und über fleckicht, und „voll kleiner Körner ist.„ Indem er, von der zu Goa bey beyderley Geschlechte im Schwange gehenden Leichtfertigkeit redet, so saget er: wenn eine verheirathete Frau sich mit ihrem Liebhaber unbesorgt ergötzen wolle, „so lasse sie diese Frucht in seinem Getränke oder in sei„ner Suppe weichen, und ihn davon genießen. Eine halbe Stunde hernach, werde er „wie albern, singe, lache, mache allerley Gaukelpossen, ohne zu wissen, was er thue, noch „was man in seiner Gegenwart thue. In diesem Zustande bleibe er fünf bis sechs Stun„den, schlafe hernach, und glaube bey seinem Aufwachen, er habe beständig geschlafen, oh„ne sich an das zu erinnern, was vor seinen Augen geschah. Die Männer, wenn sie mit „einer Frau zu Stande kommen wollen, die schwer zu überreden ist, bestechen eine Scla„vinn, und lassen ihr dieses gefährliche Gift beybringen.„ Pyrard saget, „daß bey sei„nem Aufenthalte zu Goa verschiedene Jungfern schwanger wurden, ohne zu wissen, wie es „damit zugegangen seyn möchte. Dieses Kraut heißt in Indien **Dutroa**, und „in den maldivischen **Moetol** *m*).„

Kraut, das die Ausschweifungen befördert.



m) Eben das. Cap. 7 a. d. 68, 69 S.

Das VI Capitel.

Spilberg. 1601.

Georg Spilbergs Reise nach Ostindien.

Der I Abschnitt.

Spilbergs Fahrt bis zu den comorrischen Inseln.

Einleitung. Abreise. Spilbergs Kühnheit. Unglück, das er sich zuzieht. Reise bis ans Vorgebirge. Insel St. Elisabeth. Seebären erschrecken die Holländer. Nutzbarkeit dieser Insel. Tafelbay bekömmt den Namen von Spilbergen. Er begegnet den ersten französischen Schiffen in Indien. Was ihnen auf der Insel Aunobon begegnet. Spilbergs Weg nach den comorrischen Eylanden. Er verliehrt eine Schaluppe. Entsetzlicher Sturm. Die Schaluppe kömmt wieder. Wie die Holländer auf den Inseln empfangen werden. Man bittet Spilbergen, ans Land zu kommen. Warum es ihm übel geht; er verliehrt acht und zwanzig von seinen Leuten; muß solche zurück lassen.

Einleitung.

Die Ordnung der Jahre führet mich auf die Reisen der Holländer zurück. Nachdem sie sich den Eingang in Ostindien geöffnet, und ein solches Ansehen daselbst erworben hatten, daß die Portugiesen billig befürchten mußten, es möchte dereinst ihre Macht eben so gänzlich zu Grunde gehen, als ihre Handlung bereits abzunehmen anfing: so erzählen sie uns selbst, wie sie dieses wichtige Vorhaben wirklich unternommen, und stufenweise zu Werke gerichtet haben. Die alte und neue Handlungsgesellschaft hatten bisher ihre Absichten und Kräfte noch nicht vereiniget. Diese beyden Gesellschaften, welche nichts mit einander gemein hatten, als den Namen der Holländer, ihr Vaterland, und die auf diesem einigen Grunde beruhende Verpflichtung zu einem gegenseitigen Beystande, legten ohne ihr Wissen den Grund zu dem großen Gebäude, welches nach kurzer Zeit aus ihrer Vereinigung entstehen sollte. Spilbergs Reise ist die letzte, welche uns drey Schiffe darstellet, die mit einem bloßen Passe von dem Prinzen Moriz, das ist ohne Verbindung mit der alten Gesellschaft, aus Seeland absuhren.

Abreise.

Er gieng den 5ten May 1601 zu Veer unter Segel *n*). Als er den 10ten des Brachmonates an dem grünen Vorgebirge angelanget war: so begab er sich in eine Jacht, um zu **Porto Dali** einige aufgetragene Geschäffte auszurichten. Drey Schiffe, die er nicht weit von **Ruffisco** antraf, aber nicht kannte, gaben ihm unversehens die Lage. Er vermuthete gleich, es müßten Portugiesen seyn. Es waren auch in der That drey Caravellen von dieser Nation. Ungeachtet der ungleichen Macht, beschloß er, ohne die Zeit mit Schießen und andern Langweiligkeiten zu verderben, eine davon zu entern, und sich die zugefügten Feindseligkeiten theuer genug bezahlen zu lassen. Sogleich wurden die Enterhacken angeworfen. Er hätte sich auch in der ersten Hitze Meister davon gemacht: allein die übrigen beyden, setzeten ihm mit dem groben und kleinen Geschütze dermaßen zu, daß er ablassen mußte. Die Holländer wurden gezwungen, zu weichen, doch ohne Verlust. Sie hatten

Kühnheit des Spilbergs gegen die Portugiesen.

n) Spilbergs Reisebeschreibung, im II Theile der Sammlung der holländischen Handlungsgesellschaft. A. d. 371 S.

o) Eben das. a. d. 373 S.

p) Diesen Namen gab man den Holländern damals noch.

ten nicht mehr als drey Verwundete, und darunter den General, welcher durch den Arm geschossen war. Allein die Portugiesen bekamen drey Todte und viele Verwundete. Spilberg. 1601.

Dieses Gefecht brachte den Holländern desto mehr Ehre, weil es im Angesichte des Alcade und aller Einwohner von **Porto Dale** vorgefallen war *o*). Spilberg, der sich des Landwindes bedienen wollte, um wieder nach seiner Flotte zu kommen, begab sich in die Schaluppe, und befahl der Jacht, in den Hafen von **Porto Dale** einzulaufen. Seine Absicht war, mit den übrigen beyden Schiffen nachzukommen. Allein die Verwegenheit, die er begieng, beynahe ganz allein also wegzufahren, war ein tollkühner Streich für einen Admiral. Er wurde von einer großen Menge Schwarzen angefallen, die ihn gefangen nahmen, ihm alle Kleider vom Leibe rissen, an beyden Händen verwundeten, und nach **Rufisco** brachten. Zum Glücke lagen einige französische Schiffe daselbst, die ihn an Bord nahmen und verbanden. Der Verfasser der Reisebeschreibung saget, um seinen Admiral zu entschuldigen, es hätte kein Mensch diesen Zufall vermuthen sollen, weil alle Schwarzen auf dieser Küste Freunde der Franzosen und Fläminger sind *p*).

Unglück, das er sich zuzieht.

Als beyde Schiffe sein Unglück erfuhren, so kamen sie geschwind und hohlten ihn zu **Rufisco** ab; die Franzosen gaben ihnen auch die Schaluppe wieder, die sie den Schwarzen abgenommen hatten. Sie vereinigten sich zu Porto Dale mit der Jacht; und weil sie nur noch eine Caravelle fanden, so machte es ihnen wenig Mühe, sie zu bemeistern. Die Portugiesen erkannten selbst, daß sie mit Rechte bestrafet würden, und dieses ehrliche Geständniß bewog **Spilbergen**, ihnen ihre Caravelle wieder zu geben *q*).

Weil der Admiral seiner Verwundungen wegen lange Zeit nicht im Stande war, seinem Amte vorzustehen: so vertrat es der Unteradmiral **Guion le Fort** bis zu seiner Wiedergenesung. In diesem Zwischenraume, der ihm Zeit ließ, bis an das Vorgebirge **Baixos** zu gehen, mußten die Holländer allerley Verdruß einnehmen, als sie die Noth trieb, sich mit Erfrischungen zu versorgen. Erstlich wurden sie von den Schwarzen auf der Küste zurück getrieben, hernach machten es ihnen die Portugiesen auf den Inseln **St. Thomas** und **Annobon** nicht besser. Das Vorgebirge **Lopez** aber verschaffete ihnen eine geneigtere Aufnahme, die sie ungefähr vierzehn Tage lang genossen. Sie fanden ein Schiff von Amsterdam daselbst *r*), das von der guineischen Küste kam, sechs hundert Mark Goldes aufhatte, und sie bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung begleitete.

Reise bis ans Vorgebirge.

Wir gedenken ihrer Fahrt nach demselben nur deswegen, damit wir Gelegenheit haben, zu erwähnen, daß sie den 28sten des Wintermonats nicht nur das Vorgebirge, sondern auch eine Insel entdeckten, welcher der Admiral den Namen **St. Elisabeth** beylegte. Da sie des Nachts auf der Rhede vor Anker lagen: so führete ihnen der Landwind den Laut von allerley Thiergeschreye zu, das etwas gräßliches an sich hatte *s*). Dem ungeachtet stiegen sie des andern Tages ans Land. Die Insel liegt etwa zwo Seemeilen vom festen Lande, und neunzehn bis zwanzig Seemeilen nordlich vom Vorgebirge. Ihr Umkreis beträgt nur eine Seemeile. Auf der Westseite ist sie mit Felsen umschlossen, an der Ostseite aber findet man in einer Tiefe von sechzehn Klaftern Ankergrund auf weißem Sande. Das Erdreich ist zwar niedrig und sandig, trägt aber eine Menge schöner Kräuter und wohlriechender Bluhmen. Die Insel hat weder Holz noch Wasser, aber allerley Thiere.

Beschreibung der Insel Elisabeth.

Die

q) A. d. 374 Seite.
r) A. d. 80 und vorherg. S.
s) A. d. 384 S.

Spilberg. 1601.

Seebären erschrecken die Holländer.

Die Holländer erschracken erstlich über den Anblick so vieler Seewölfe, oder vielmehr Seebären; denn sie schienen den Bären ähnlicher, als den Wölfen. Diese Ungeheuer lagen auf den Felsen, so lang als das Ufer war. An Kopf und Farbe gleichen sie den Bären vollkommen, nur ist die Schnauze etwas spitziger. Sie gleichen ihnen auch an ihrem Gange und ihren Bewegungen, ausgenommen, daß sie die Hinterfüße oder Pfoten nicht leicht bewegen, die man für Hundespfoten ansehen sollte. Nichts destoweniger laufen sie so schnell, als ein Mensch. Sie beißen dermaßen stark, daß sie das Eisen an einer halben Picke in der Mitte entzwey brechen, wie die Erfahrung bewies. Ein solches fürchterliches Thier läuft vor etlichen Männern nicht, ja es greift sie an, wenn es sie einhohlen kann. Die Holländer tödteten eine große Menge *t*): doch gebrauchten sie ihr Gewehr lieber gegen eine Art Dannböcke, die eben so gut schmecken, als Lämmer; übrigens gleichen sie den Dannböcken nur an Gestalt und Farbe, denn sie sind so langsam, daß man viele im Laufen einhohlete, und weghaschete.

Nutzbarkeit dieser Insel.

Es gab auf diesem Eylande viele Vögel, insonderheit Penguinen, und eine andere Gattung, die man **Scholvers** nennet. Sie sind schwarz, in der Größe der Enten, und wegen ihrer erstaunlichen Menge konnten sich die Holländer kaum rühren. Es landen wenige Schiffe an dieser Insel, wofern sie nicht durch Sturm dahin verschlagen werden: unterdessen fehlet ihr nichts, als süßes Wasser. Man könnte sich mit Thrane von den Seebären versehen, und in kurzer Zeit ein Schiff von sechs hundert Tonnen damit beladen. Vielleicht könnte man Brunnen graben, und sodann fehlete es an gar nichts *u*).

Tafelbay, bekömmt diesen Namen von Spilberg.

Der Admiral war Willens, nordlich über Madagascar gegen die comorrischen Inseln zu segeln, woselbst **Matthias Schmidt**, Schiffer auf der Pinasse, der diese Reise schon einmal gethan hatte, bekannt zu seyn verhoffte. Man untersuchte eine Bay auf vier und dreyßig Grad vier Minuten, ungefähr funfzehn Seemeilen nordlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, welcher **Spilberg** den Namen der **Tafelbay** gab *x*), wegen eines hohen Berges, der eine solche Gestalt hat, und sich neun bis zehn Seemeilen weit ins Meer erstrecket, und der Bay zum Kennzeichen dienet. Eine kleine Bucht etwa eine halbe Meile davon, nennete er **Rio de Jacquelina**. Sie liegt ostlich vom Vorgebirge, und erstrecket sich mit allen Anzeigen eines Flusses ins Land hinein. Von da kam man den 23sten nahe bey einer andern Insel, fünf Seemeilen südlich von der Insel St. **Elisabeth**, vor Anker. Sie war etwas größer, als diese, und bekam den Namen **Cornelia** *y*). Die Holländer richteten einen Pfahl auf, und bemerketen den Namen daran, den sie ihr beygeleget hatten.

Begegnet den beyden ersten französischen Schiffen in Indien.

Was ihnen auf der Insel Annobon begegnet.

Den 27sten giengen sie wieder unter Segel, und begegneten nahe am Vorgebirge zwey französischen Schiffen von **St. Malo**, davon der Herr **de la Bardeliere** Admiral und der Herr **Connetable de Vitre** Unteradmiral war *z*). Sie hatten einen niederländischen Steuermann bey sich, Namens **Wouter Willekens**. Spilberg, der seinen Unteradmiral aus dem Gesichte verlohren hatte, schiffte in ihrer Gesellschaft fort. Sie erzählten, daß sie in der Insel Annobon ausgestiegen wären, wo man ihnen die Gräber einiger von ihren Landesleuten gezeiget hätte, die in einem Gefechte mit drey flämingischen Schiffen geblieben

t) A. d. 385 Seite.

u) Eben das. und 386 S. Vielleicht ist es eben die Insel, die in andern Beschreibungen die Caninchen-Insel genennet wird.

x) A. d. 389 S. Die Ursache der Benennung dieser berühmten Bay ist zu merken.

y) A. d. 391 S. Ist vermuthlich das Neben-Eyland.

geblieben waren. Sie hatten sich vorgestellet, sie würden als gute Katholicken auf dieser Insel in Sicherheit seyn, zumal da sie nur ausstiegen, um eine Messe zu hören. Allein die Messe kam ihnen theuer zu stehen. Die Portugiesen machten einige nieder: andere nahmen sie gefangen, und die Franzosen mußten für ihre Befreyung tausend Thaler an Gelde, und allerley Waaren erlegen. Spilberg 1601.

Weil die Franzosen ostlich vor Madagascar vorbey wollten: so trennete sich Spilberg, wiewohl ungern von ihnen, ob gleich er um seines eigenen Nutzens willen, nicht viel länger bey ihnen bleiben konnte. Jeder von seinen Leuten bekam wöchentlich nicht mehr, als drey Pfund Zwieback, und alle zehn Tage zwey Maaß Wein, dahingegen auf der französischen Flotte alles vollauf war. Dieses Beyspiel war etwas gefährliches für die holländische Flotte, und würde nur Klagen, ja vielleicht Empörungen unter dem Schiffsvolke nach sich gezogen haben *a)*. Sie hielten sich also an der Küste des Landes Natal, wo die Ströme dermaßen reißend waren, daß sie denselbigen mit vollen Segeln und bey gutem Winde nicht widerstehen konnten, welches, wie der Verfasser saget, denen unglaublich dünken muß, die es nicht versuchet haben *b)*. Weil das Meer in dergleichen Gewässer sehr hohl gehen mußte: so hatten sie vom Anfange des Jahres 1602 bis auf den Anfang des Hornungs, da sie an die Küste von **Sofala** kamen, eine beschwerliche und verdrießliche Schiffahrt. Man zeigete einigen Schwarzen allerley Eisenwerk und andere Waaren, um sie zum Handel zu locken: sie gaben aber dagegen durch Zeichen zu verstehen, man müsse fünf bis sechs Meilen weiter segeln. Sie nannten den Fluß **Quama**, vor dessen Mündung man auch wirklich den 4ten Hornung Anker warf. Die Schaluppe fuhr den Fluß hinauf, um die Lage und Beschaffenheit des Landes zu erkundigen. Allein die See gieng so hohl, daß sie nicht wieder an das Schiff kommen konnte. Zum Unglücke erhub sich ein Windstoß, der die Schiffe über die Ankertauen trieb, und sie nöthigte, unter Segel zu gehen.

Reise des Spilbergs bis an die comorrischen Inseln. 1602.

Verliehrt eine Schaluppe.

Als sie von **Rio buon senary** und den Inseln **Primeras** vorbey waren: so entstund ein so entsetzlicher Sturm, daß viele alte Matrosen sich keines dergleichen zu entsinnen wußten. Wind und Regen tobeten so ungestüm, daß es die Leute dünkete, man haue sie mit Kuchen ins Gesicht und um die Beine, ja sie empfanden auch eben denselbigen Schmerzen. Man konnte keinen Menschen vor dem Geräusche der Wellen verstehen, wenn man ihn gleich mit der Hand erreichen konnte. Sie stiegen bis auf eine unglaubliche Höhe, und schlugen so oft in die Schiffe, daß man Tag und Nacht pumpen mußte. Das Admiralschiff gieng beynahe zu Trümmern. Die Krummstücke, Bauchhölzer und andere, gaben sich auseinander; die Wände waren ganz los, und verlohren bald da bald dort einige Bretter. Unerachtet aller möglichen Bemühungen, die man drey Tage lang anwendete, den augenscheinlichen Untergang abzuwenden, wäre das Schiff dennoch verlohren gewesen, wenn es die unsichtbare Hand des Allmächtigen nicht noch erhalten hätte, dafür sich der Verfasser Zeit Lebens zur Dankbarkeit verpflichtet erkennet *c)*.

Entsetzlicher Sturm.

Nachdem dieser entsetzliche Zustand bis auf den 11ten gedauert hatte: so sah man endlich die Sonne wieder, und die Holländer konnten ihre Segel wieder gebrauchen. Den 17ten sahen sie die comorrischen Inseln. Der Wind nöthigte sie, in einer Entfernung von zwo

Die Schaluppe kömmt wieder zur Flotte.

[z]) Er hieß schlechtweg la Bardeliere. Der Herr Connetable de Vitre war nichts als ein Bürger von Vitre, Namens Franz Martin, der eine Beschreibung seiner Reise heraus gab. Man sehe die Einleitung zu Pyrards Reise.

a) A. d. 392 Seite.

b) A. d. 393 Seite.

c) A. d. 399 und 400 Seite.

Spilberg. 1602.

oder drey Seemeilen die See zu halten. Hierauf erblickten sie ein kleines Fahrzeug an der Küste, und vermutheten, es möchte vielleicht ihre Schaluppe seyn, die sie auf dem Quama=Flusse verlohren zu haben glaubten. Sie war es auch in der That: es fehleten aber zwo Personen von ihrem Volke, worunter sich der Steuermann Julian Steil befand. Er war nebst noch einem in der Portugiesen Hände gerathen, als sie den Fluß aufwärts segelten, woran die Portugiesen eine Schanze haben. Mehr erzählet der Verfasser nicht von ihrem Unglücke d). Die andern warteten fünf Tage lang auf dem Flusse. Da aber niemand wieder kam: so beschlossen sie, die Instrumente des Steuermanns zu gebrauchen so gut sie konnten, ob sie gleich keinen rechten Begriff davon hatten. Es lief auch mit ihrer Unwissenheit so glücklich ab, daß sie auf dem allgemeinen Sammelplatze der Flotte bey der ersten comorrischen Insel ankamen.

Wie die Holländer auf den comorrischen Inseln empfangen werden.

Als Spilberg ebenfalls anlangte: so schickte er eine andere Schaluppe ans Ufer, um sich der Neigung der Einwohner zu versichern. Sie kam den 20sten mit allerley Lebensmitteln wieder, welche zum Zeugnisse dieneten, man dürfe sich nähern. Des andern Tages brachten einige Insulaner nebst einem Dollmetscher in einem Kahne Lebensmittel herbey, die man ihnen bezahlte. Den 22sten warf man auf der Rhede Anker. Als Spilberg guten Grund bis auf dreyßig Klaftern fand: so ließ er in dem Hause des Prinzen eine Kiste mit Waaren, imgleichen einige Stangen Eisen niedersetzen, als ein Pfand für die Bezahlung desjenigen, was man seinem Volke geben würde. Der Verfasser nennet diese Insel Mulali e). Es giebt daselbst Ochsen im Ueberflusse, aber wenig Reiß. Der Fürst war ein Mann, der sich viel versucht, auch in Arabien und anderswo gereiset hatte. Er redete ziemlich gut Portugiesisch. Er bezeugete ungemeines Wohlgefallen an der Musik, und ergötzete sich sehr an den Feldstücken der Trompeter, und an dem Klange anderer Instrumente. Man glaubte so gar, er müßte Flügel und Harfen gehöret haben; denn er fragte, ob dergleichen auf der Flotte wären. Sein Sohn kam mit vielen Bedienten und zweenen Türken an Bord. Sie waren sämmtlich nach türkischer Art kostbar bekleidet. Spilberg empfing ihn mit großer Ehrerbiethung, und setzte ihm eine herrliche Collation vor: allein er genoß nichts, weil er denselbigen Tag, seinem Gesetze zu Folge, fasten mußte. Der Admiral beschenkte ihn, für sich und seine Mutter, mit einigen Spiegeln, Halsbändern, Ambra und Chrystall. Sogleich schickte die Königinn einen Ochsen und einige Ziegen dagegen auf das Schiff f).

Man bittet Spilbergen, ans Land zu kommen.

Diese beyderseitige Höflichkeit machte den Holländern so viel Muth, daß sie ohne Scheu in die Stadt giengen, wo sie jedesmal mit aller Freundlichkeit empfangen wurden. Sie bathen ihren Admiral, er möchte dem oftmaligen Ersuchen des Königes und der Königinn zu Folge ans Land kommen. Man versicherte ihn, diese Prinzeßinn sey ausdrücklich von dem andern Ende der Insel hieher gekommen, um ihn zu sehen. Allein die Begebenheit bey Ruffisco, machte ihn zu allen Verstellungen taub, ob ihm gleich der König seinen Sohn zur Geisel anboth, ja zuerst auf das Schiff kommen wollte, um ihn dadurch zu gleicher Freymüthigkeit aufzumuntern. Der fünfte März wurde zu diesem Besuche angesetzet. Er hatte ein starkes Gefolge bey sich, und war nebst solchem auf türkisch gekleidet. Seine Unterredung mit dem Admirale war nicht unangenehm. Er verstund die Schiffahrt. Er ließ sich eine Landkarte und eine künstliche Erdkugel bringen, und zeigte die vornehmsten

d) Er giebt zu verstehen, der Steuermann sey ans Land gestiegen, und da er lange außen blieb, hätten die übrigen geglaubet, er sey von den Portugiesen gefangen, und eben dieses Schicksal befürchtet.

sten indianischen Plätze darauf. Insbesondere bemerket man, daß er das rothe Meer besucht hatte, und eine besondere Kenntniß davon besaß *ff*). Weil die Fastenzeit noch währete: so konnte man ihm keine andere Ergötzlichkeit machen, als mit der Musik, und dem Knallen der Stücke. Er ließ sich alles sehr wohl gefallen, was man ihm zu Ehren that, und der Verfasser ist ungewiß, ob er damals falsch gesinnet gewesen. Spilberg. 1602.

Aber zween Tage hernach kam Spilberg ans Land, ohne dem Könige die geringste Nachricht davon zu geben. Er begab sich so gar in die Stadt; und als ihm der oberste Priester von der Insel ungefähr begegnete, und ihm zuredete, den König zu besuchen: so entschuldigte er sich abermals, mit dem Vorwande, die Fasten sey noch nicht zu Ende, und das größte Vergnügen bey dergleichen Zusammenkünften sey dieses, daß man mit seinen guten Freunden esse und trinke. Endlich lief die Fastenzeit zu Ende. Man setzete ihm mehr als jemals zu, in die Stadt zu kommen, und an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Er wendete aber neue Entschuldigungen vor. Bald darauf kam der Hauptmann **Speck** mit seinem Schiffe wieder zur Flotte, und der König begab sich abermals an Bord, um ihm deswegen Glück zu wünschen *g*). Doch weder diese Höflichkeit, noch die Einladung des Fürsten konnte bey seinem Eigensinne etwas ausrichten. Diese ganze Zeit über hatten seine Leute ihre Handlung mit erwünschtem Fortgange am Lande getrieben.

Ursache, warum es ihm übel geht.

Als aber den 31sten März die Schaluppe und das Boot mit acht und zwanzig Mann ans Land geschicket wurde, Wasser zu holen: so kam niemand wieder zurück. Man gab des Abends das gewöhnliche Zeichen mit Stückschießen zweymal, allein vergeblich. Die Nacht gieng auf diese Weise vorüber. Des andern Tages steckte man eine weiße Flagge auf, nachdem man alle mögliche Anstalt gegen einen unvermutheten Ueberfall gemachet hatte: allein, es erschien niemand am Ufer; man sah kein Boot auslaufen, ja man gab nicht einmal ein Gegenzeichen auf die von der Flotte gegebenen Zeichen. Eine dermaßen seltsame Begebenheit verursachte dem Admirale desto mehr Nachdenken, weil seine Kräfte durch diesen Verlust allzumerklich geschwächet wurden, und er nicht im Stande war, Gewalt zu gebrauchen, indem die Hälfte seiner übrigen Leute krank lag. Denn ob er gleich seine Schaluppe und sein Boot verlohren hatte: so konnte er doch bey einem Flecken von etwan zwey hundert Häusern, der **Fischerflecken** genannt, Volk ans Land setzen, und wenigstens nach der Ursache einer Begebenheit fragen, die er auf keine Weise zu ergründen vermochte. Die Handlung war allezeit mit Bezeugung einer vollkommenen Vertraulichkeit und Freundschaft geführet worden, und niemals die geringste Zwistigkeit zwischen den Holländern und Insulanern entstanden. Unterdessen war zu befürchten, diejenigen, die man ans Land setzen würde, möchten eben so wohl angehalten werden, als die vorigen; es könnte auch wohl Gelegenheit zu Feindseligkeiten daraus entstehen. Man machte sich segelfertig, man lavirte in der Bay, man gab durch neue Zeichen zu verstehen, daß man sich zum Abzuge rüstete.

Man nimmt ihm acht und zwanzig von seinen Leuten gefangen.

Endlich wurde Spilberg des vergeblichen Bemühens überdrüßig, und beschloß, nach der Insel **Anjuan** zu gehen, wo die damals regierende Königinn Hof hielt. In dieser Absicht lichtete er den Anker: er war aber ungemein bestürzt, da zu **Anjuan** und **Mayott** eben so wenig jemand zum Vorscheine kommen, noch auf seine Zeichen antworten wollte, wiewohl die Einwohner vorher ohne Scheu an Bord kamen, und Lebensmittel brach-

e) Auf der 402 S.
f) Auf der 403 u. 404 S.
ff) A. d. 405 S.
g) A. d. 407 und vorherg. S.

Spilberg. 1602.

brachten. Eine Landung durfte er auf diesen Inseln noch weit weniger wagen, als auf den übrigen. Endlich brachte ihn das Murren seiner Kranken, und das Unvermögen, die Gefangenen zu befreyen, auf den Entschluß, daß er öffentlich bezeugte, er habe keine Schuld an der ganzen Sache, und die ihm aufgetragenen Geschäffte litten kein längeres Verweilen an diesem Orte; daher müsse er seine Reise fortsetzen. Jedermann ließ sich dieses gefallen, weil nichts anders zu thun war, und man machte den Augenblick Segel. Die zurückgelassenen acht und zwanzig Mann, worunter sich der Schiffsschreiber befand, waren die gesündesten und stärksten auf der ganzen Flotte *h*).

Muß die Gefangenen zurück lassen.

Der II Abschnitt.

Spilbergs Reise nach der Insel Ceylan, und Verrichtungen daselbst.

Er begiebt sich nach Matekalo; geht nach Hofe; soll ein Portugiese seyn. Mistrauen der Holländer. Er nimmt acht Chingulesen gefangen; schreibt an den König; vergleicht sich; erfährt, daß ein Oberkönig auf der Insel ist; schicket einen Factor an ihn; wird nach Candy eingeladen. Wichtige Ursache seiner Reise. Ihm wiederfährt große Ehre. Was er zu Vintana gesehen; er wird prächtig eingeholet. Sein Gehör bey dem Könige in Candy. Er eröffnet ihm seine aufhabenden Geschäffte; steht sehr in Gnaden. Vortheilhafte Versprechungen des Königes. Wie solcher zur Regierung gekommen; war unter dem Namen Don Juan von Oesterreich getaufet; läßt alle Portugiesen niederhauen; schlägt ein portugiesisch Kriegesheer; machet sich den Sieg zu Nutze. Zweyte Niederlage der Portugiesen. Wie es mit ihnen steht. Glücklicher Einfall der Holländer. Sie überlassen dem Könige zween Spielleute; nehmen eine portugiesische Galliotte weg; was sie damit machen.

Reise nach Ceylan.

Den 12ten April war man von den comorrischen Inseln abgereiset, und den 23sten May befand man sich schon auf der Höhe von **Cochin**, auf der malabarischen Küste. Zween Tage hernach lief man das Vergebirge Comorrin vorbey, und erblickte den 28sten **Punto Gallo** auf Ceylan *i*).

Der Admiral, welcher geheime Verhaltungsbefehle hatte, richtete seinen Lauf gegen **Matekalo**. Da er aber unterwegens eine Bucht antraf, worein sich, wie es schien, ein Fluß ergoß: so meynte er, dieses sey der gesuchte Ort; doch, da er nur ein bloßes Dorf an einem Cocoswalde liegen sah, so schickte er ein Boot ans Land, um sich zu erkundigen, wo **Matekalo** liege. Die Einwohner antworteten, er müßte weiter gegen Norden gehen. Man gab ihnen einige Messer, worauf sie versprachen, des andern Tages Wegweiser zu verschaffen *k*).

Die Holländer gehen nach Matekalo.

Spilberg machte sich noch einige andere Nachrichten dieser Schwarzen zu Nutze, und schickte einen seiner Leute zu Lande an den König, der nur eine halbe Meile vom Ufer Hof hielt. Einen Fluß traf er nicht an, als etwan sechs Seemeilen von diesem Orte. Sein Wasser war aber sehr seicht; einige Insulaner kamen nebst einem portugiesischen Dollmetscher auf das Schiff, und sagten, sie hätten Pfeffer und Zimmet zu verkaufen, und ein königlicher Bedienter, den sie den **Modeliar** nenneten, sey in der Nähe, und verlange den Admiral zu sprechen. Zu gleicher Zeit kam der Abgeschickte vom Hofe zurück, und berichtete eben dieses. Der König hatte ihn wohl empfangen, und ließ den Holländern sagen, sie würden Pfeffer und Zimmet in seinem Lande finden. Spilberg gieng mit fünf bis sechs

h) A. d. 415 und vorherg. Seite. *i*) A. d. 416 S.

sechs Mann ans Land. Am Ufer fand er fünf Elephanten, die ihn zu dem **Modeliar** bringen sollten. Dieser wiederholete die bisherigen Versicherungen mündlich, und Spilberg versprach, den König des folgenden Tages zu besuchen. Er kam also wieder an Bord, um die Musicanten und Geschenke mitzunehmen.

Spilberg. 1602.

Den 4ten begab er sich von neuem an das Land, und in die Stadt **Matekalo**, wo ihn einige der vornehmsten Herren zum Könige führeten. Die Leibwache bestund aus mehr, als sechs hundert Mann, mit bloßen Degen. Der König hielt sein Schwerdt gleichfalls in der Faust, und hieß ihn willkommen. Spilberg überreichte hierauf seine Geschenke; er ließ auch seine Spielleute eines aufspielen, worüber der König nebst allen Anwesenden sehr vergnügt zu seyn schienen. Hernach wurde er zu dem **Modeliar** geführet, der ihm nebst seinem Gefolge höflich begegnete. Des andern Tages befahl man ihm, ohne Erlaubniß des Königes nicht aus dem Hause zu gehen, und des Abends wurde er in den Pallast berufen, wo ihn einige Große mit vieler Heftigkeit beschuldigten, er sey ein Portugiese. Diese Einbildung benahm er ihnen mit großer Mühe, und sodann erhielt er die Erlaubniß, wieder nach seiner Flotte zu gehen.

Spilberg gehet nach Hofe.

Soll ein Portugiese seyn.

Des andern Tages kam der König mit seiner ganzen Leibwache an das Ufer. Spilberg, der die ganze Nacht über die Geschenke zurechte geleget hatte, damit er die Gunst des Koniges und seiner Hofleute gewinnen wollte, stellete sich gleichfalls ein, und kramete seine Geschenke aus. Er verwunderte sich aber nicht wenig, daß beständig mehr Soldaten zu dem Könige stießen, und noch mehr erstaunete er, da ihm der **Modeliar** zumuthete, er möchte sein Schiff auf das Land ziehen lassen, wie die Insulaner ihre Kähne. Dieser Antrag kam ihm desto verdächtiger vor, weil er von einigen Mohren bereits erfahren hatte, es gäbe wenig Pfeffer auf der Insel, ja es würde gar kein Handel damit getrieben. Doch ließ er sich nichts merken, sondern bewilligte alles, in der Absicht, den freyen Rückweg nach seiner Flotte zu erhalten. Da er aber wegwollte: so sagte man ihm, er müsse viere von seinen Leuten auf dem Lande lassen. Er bewilligte auch dieses, und ersuchte einige Chingalesen ganz treumüthig, sie möchten zu ihm an Bord kommen. Eilfe giengen mit, ohne den geringsten Argwohn zu schöpfen. So bald sie auf dem Schiffe waren, ließ er achte davon in den Raum hinab steigen, unter dem Vorwande, die Waaren zu besichtigen, hernach aber das Gitter zulegen und verschließen. Damit waren sie gefangen. Darauf zeigte er dem Dollmetscher und den beyden übrigen die Kostbarkeiten, die er zum Verhandeln mitgebracht hatte, schickte sie wieder zurück, und befahl ihnen, sie möchten dem Könige erzählen, was für eine Menge kostbarer Waaren sie gesehen hätten, die für ihn bestimmt gewesen wären, wofern er den versprochenen Pfeffer und Zimmet geliefert hätte.

Mistrauen der Holländer.

Der Admiral nimmt acht Chingalesen gefangen.

Nach diesem schrieb er einen Brief an ihn, und bath, er möchte schlimmen Rathgebern nicht folgen, sondern die angebothene Waare liefern. Gleichfalls sollte er die vier Holländer frey lassen, wofern er seine acht Chingalesen wieder sehen wollte. Er beschwerete sich, daß man ihm zumuthen dürfe, er sollte seine Waaren ans Land bringen, und ein Schiff daselbst miethen, ohne zu zeigen, daß man ihm Pfeffer und Zimmet geben könne. Man habe sich nicht geschämet, zu behaupten, er sey ein Portugiese; folglich müsse er befürchten, man möchte unter diesem erdichteten Vorwande dasjenige wegnehmen, was er ans Land brächte. Doch, wofern der König die Handlung aufrichtig wieder herstellen wollte:

Schreibt an den König.

k) Die Beschreibung der Insel Ceylan wird nach des Knox Reise folgen.

l) Auf der 419 und vorherg. S.

Spilberg. 1602.

wolle: so sey er bereit, gleichfalls aufrichtig zu verfahren, und es also zu machen, daß man mit ihm zufrieden seyn würde. Diesem Schreiben waren einige neue Geschenke beygeleget. Man ließ Wimpel und Flaggen fliegen, und gab dem Könige zu Ehren einige Salven aus dem groben Geschütze, welches ihn mehr erschreckete, als daß er sich eine Ehre daraus gemachet hätte *m*).

Wie man sich vergleicht.

Dennoch schickte er noch desselbigen Tages einen Dollmetscher an Bord, in einem Canoe, der mit allerley Lebensmitteln, als Eyern, Hühnern, Butter, Obst u. s. w. beladen war, nebst Befehl, dem Admirale alles anzubiethen, was das Land vermöchte. Die vier Holländer kamen in einem andern Kahne zurück. Der Dollmetscher bath den Admiral, seine Ladung nirgend anderswo zu suchen; ja, er wollte einige Chingalesen so lange als Geiseln am Borde lassen, als man mit Handeln beschäfftiget sey. Das Zumuthen des **Modeliars** gab er für einen Misverstand aus. Endlich verlangte er nur einige Frist, den verlangten Pfeffer herbey zu schaffen. Diese Entschuldigungen wurden sehr gern angenommen. Des andern Tages brachte man Proben von Pfeffer und Wachs, allein der Preis schien außerordentlich hoch zu seyn. Doch Spilberg schützte nur dieses vor, er könne sich auf so wenig in keine Handlung einlassen *n*).

Der Admiral erfährt, daß ein Oberkönig auf der Insel sey.

Die Holländer waren von der Regierungsform auf Ceylan höchst schlecht unterrichtet. Endlich erfuhren sie bey Gelegenheit vom Könige selbst, er könne ihnen nicht alles bewilligen, was sie verlangten, sondern er müsse von seinem Oberherrn, welchem er den Titel des **großen Königes** beylegte, hierzu Erlaubniß haben. Er bath also um Frist, selbige auszuwirken, und die Holländer könnten nach Belieben jemanden mitgehen lassen. Bey diesem Vorschlage sperrete Spilberg die Augen gewaltig auf, und beschloß, selbst an des großen Königes Hof zu reisen, verlangete aber vom Könige zu **Matekalo** fünf Geiseln, die er ihm auch ohne Schwierigkeit zusendete *o*). Da er aber erfuhr, die Stadt **Candy**, als der gewöhnliche Sitz des großen Königes, sey sehr weit entfernet: so schickte er nur einen Factor mit Geschenken dahin ab.

Schickt einen Factor an ihn.

In den achtzehn Tagen, da dieser auf der Reise war, erhandelte man am Ufer allerley Edelgesteine, als Rubine, Topasen, Granaten, Hyacinthen u. s. w. Doch, da sie in diesem Lande nicht von der feinesten Gattung sind: so waren sie auch nicht sonderlich theuer, und der größte Aufwand der Holländer bestund in denen Geschenken, die sie dem Könige von **Matekalo** machen mußten *p*).

Wird nach Candy zu kommen ersuchet.

Den 3ten des Heumonats kam der Factor mit zween Agenten des großen Königes wieder zurück. Einer hieß **Gonzala Roderigo**, der andere **Melchior Rebecca**. Diese Rückkunft verursachete eine große Veränderung in den Entschließungen des Admirals. Denn er empfing ein höfliches Schreiben, darinnen er eingeladen wurde, nach Candy zu kommen, und den Hof zu sehen: Waaren sollte er für seine Schiffe in genugsamer Menge bekommen. Zugleich war ein Geschenk beygefüget, das in einigen goldenen Ringen und in einer Gattung großer Pfeile bestund, die man **Segunsios** nennet. Eben diesen Tag lief der Unteradmiral in die Bucht ein, den man seit dem 24sten des Christmonats nicht gesehen hatte.

Aus

m) Auf der 421 und vorherg. S.
n) Eben daselbst.
o) Auf der 422 und folg. S.
p) Eben daselbst.
q) Auf der 423 S.
r) Benennung eines Pallastes oder einer Wohnung großer Herren.

Aus Freude über zween dermaßen glückliche Zufälle entschloß der Admiral, nach Candy zu reisen, und machte kein Geheimniß mehr aus der Hauptabsicht seiner Reise. Er hatte Befehl, den König von Ceylan zu besuchen, und ihm das Schreiben von dem Prinzen Moriz einzuhändigen, worinnen er ihm ein Bündniß und Beystand gegen seine Feinde anbeuth. Einen empfindlichern Streich konnte man den Portugiesen nicht beybringen. Denn dieses hieß den Grund zu einem Verständnisse legen, das sie mit der Zeit aus der ganzen Insel vertreiben mußte. Der Admiral hatte die Sache geheim gehalten, so lange er noch Hindernisse vor sich fand, oder einige Erläuterung wegen des auf habenden Geschäfftes bedurfte. Allein, nunmehro wurde ihm alles deutlich, und also konnte ihn weder die Länge, noch die Beschwerlichkeit des Weges länger aufhalten. Er reisete den 6ten des Heumonats mit einem Gefolge von zehn Personen ab, worunter einige Spielleute waren q).

Spilberg. 1602.

Wichtige Ursache zu Spilbergs Reise.

Reiset ab. Ehre, die ihm unterwegens widerfährt.

Anfänglich begab er sich nach **Matekalo**, wo ihm der König Elephanten und Palankins mitgab, um ihn nach dem Gebirthe des großen Königes zu bringen, nebst einem Befehle an seine eigenen Unterthanen, ihn auf seinem Grund und Boden frey zu halten. Als er an der Gränze des beyderseitigen Gebiethes anlangete: so fand er einen **Modeliar** vor sich, der ihm entgegen gekommen war, und ihn unter Pfeifen- und Trummelklange in eine **Aldea** führete, wo er wohl bewirthet wurde r). Das Gemach war mit weißen Teppichen behangen, welches in Ceylan die größte Ehre ist, die man jemanden erzeigen kann. Von da kam er nach einer Reise von zwo Seemeilen an die **Aldea** einer Königinn, Tochter des verstorbenen Königes von Candy, und Gemahlinn des jetzo regierenden. Sie selbst war damals zu **Vintana**, wo der Admiral des andern Tages vorbey zog. Als er sich der Stadt näherte, kamen ihm sechs **Madeliars** entgegen, mit vielen Bedienten und Instrumenten, und führeten ihn mit Trummeln und Pfeifen in die Stadt. Daselbst bekam er ein weiß ausgeschlagenes Gemach, und blieb zween Tage. Die Königinn ließ ihm bey seiner Ankunft vermelden, sie sey sehr begierig, ihn zu sehen, und er könne alles, was er bedürfe, kecklich verlangen.

Vintana liegt an dem Flusse **Trinquamale**, ein und zwanzig Meilen von **Matekalo**, und neun von Candy. Man zimmert daselbst die Galeren und Schiffe des Königes. Das schönste Gebäude in der Stadt ist ein großer eyrunder Tempel, der unten hundert und dreyßig Schritte im Umkreise hat. Oben läuft er in eine viereckigte Pyramide zu, und ist an der Spitze vergoldet. Unter andern Tempeln ist noch einer, dabey ein Kloster steht, dessen Mönche gelb gekleidet gehen, und beschorne Köpfe haben. Sie tragen einen Rosenkranz in der Hand, und murmeln einige Gebethe s). Die Holländer sahen eines von ihren Festen feyern, dabey ein feyerlicher Umgang gehalten wurde. Der Superior saß auf einem Elephanten, war in Gold und Silberstück gekleidet, und hielt ein Zepter oder einen Befehlstab mit beyden Händen über dem Kopfe. Vor ihm her giengen die übrigen Mönche unter dem Klange von allerley Instrumenten. Rings um sie trug man eine Menge Fackeln und Lampen. Zuletzt folgte eine große Menge Weiber und Männer ohne Ordnung, die aus Andacht mitgiengen. Als der Umgang anfing, und als man wieder nach dem Kloster zurück kam: so tanzeten die schönsten Jungfern lange Zeit vor den Augen der Zuschauer. Unten waren sie kostbar bekleidet, oben aber nackend t).

Was er zu Vintana sah.

Von

s) Die Gebräuche der Chingalesen wird der Leser in Knoxens Reisebeschreibung finden, welcher bey zwanzig Jahre auf der Insel zugebracht hatte.

t) Auf der 427 S.

Spilberg. 1602.

Von **Vintana** wurde der holländische General in die **Aldea** des königlichen Prinzen geführet, die nur eine Tagereise weit von der Stadt lag. Hier wurde ihm des Königes Palankin entgegen geschickt, welches Elephanten trugen. Die von Vintana mitgenommene Fuhren und Elephanten giengen nach ihrem Orte zurück. Des Königes Palankin war mit Goldstücke behangen, und der übrige ganze Zug ungemein prächtig. Von einer Zeit zur andern stelleten sich Leute ein, welche Lebensmittel, Obst und Wein brachten, der dem portugiesischen nichts nachgiebt. Nahe bey Candy, am Ufer eines Flusses, bath man den General, stille zu halten, und der König schickte ihm seinen obersten **Modeliar** entgegen. Dieser war ein gebohrner Portugiese, Namens **Emmanuel Dios**, und hatte noch mehrere Hofbediente von eben dieser Ankunft bey sich. Die Ohren waren ihnen allen abgeschnitten, zum Zeichen, daß sie in Hofdiensten stünden. Spilberg zog mit ihnen fort, und ihm folgeten mehr als tausend Soldaten von allerley Nationen, Türken, Mohren, Cingalesen, Caffern, portugiesische Mamelucken, alle bewaffnet, mit acht fliegenden Fahnen, worunter einige den Portugiesen abgenommen waren *u*).

Der König läßt Spilbergen einholen.

Mit so außerordentlichem Prachte wurde Spilberg in die für ihn bestimmete Wohnung geführet. Er hatte den Hauptmann **Jongerhelt von Vlißingen** bey sich. Drey Trompeter zogen voran, nebst dem vierten Manne, welcher die Fahne des Prinzen Moriz trug. Vier andere Bediente folgeten hinter dem Generale. Die Wohnung war nach portugiesischer Weise aufgeputzet. **Emmanuel Dios** und die übrigen Herren leisteten ihm Gesellschaft, bis der König drey Reutpferde abschickte, ihn nach dem Pallaste zu bringen. Er begab sich also auf den Weg. Die zehn Holländer giengen mit, und trugen die Geschenke.

Gehör bey dem Könige von Candy.

Bey diesem ersten Gehöre war der König weiß gekleidet. Er empfing den General und seine Geschenke mit sonderbaren Zeichen seiner Wohlgewogenheit. Hernach stund er auf, gieng mit ihm auf und ab spazieren, und ihre Unterredung währete sehr lange. Doch, da ihm einfiel, Spilberg möchte von der Reise ermüdet seyn: so nöthigte er ihn zum Ausruhen. Die holländischen Musikanten ließen hierauf ihre Instrumente erschallen, und die königlichen erwiederten diese Höflichkeit gedoppelt. Des andern Tages kam Spilberg wieder nach Hofe, und man fing an, von der Handlung zu sprechen: allein der Preis des Pfeffers und des Zimmets kam ihm viel zu hoch vor.

Spilberg eröffnet sein aufhabendes Geschäffte.

Als er nach einigen Gesprächen Abschied nehmen wollte, fragte ihn der König: was er denn für diese Waaren geben wollte? Hierauf eröffnete er sein aufhabendes Geschäffte, und sagte, er sey nicht so wohl gekommen, Zimmet und Pfeffer zu kaufen, als dem Könige die Freundschaft und das Bündniß seines Prinzen anzubiethen, und zu eröffnen, daß selbiger bereit sey, ihm Schiffe und Volk wider die Portugiesen zu Hülfe zu schicken, wofern er es für nöthig befände. Dem Könige gefiel dieser Antrag so wohl, daß er ihn sogleich seinem ganzen Hofstaate zur allgemeinen Freude zu wissen machte, ja in der Entzückung, darein er aus überschwenglichem Vergnügen gerieth, umfing er den General mit solcher Vertraulichkeit, daß er ihn in die Höhe hub, und hoch betheuerte, aller Pfeffer und Zimmet im ganzen Lande stünde zu seinem Befehle *x*). Doch gestund er zugleich, er habe leider nicht viel, weil er diesen glücklichen Zufall nicht vorher sehen können, und an statt mit Zimmet zu handeln, die Bäume vielmehr ausrotten lassen, um seine Feinde, die Portugiesen, des bisher daraus gezogenen Nutzens zu berauben. Spilberg dankte ihm für seine Geneigtheit,

u) Auf der 428 Seite.

x) A. d. 429 und 430 S.

heit, und schützte die instehende Abwechslung des Mussons vor, warum er für dieses mal ohne Säumniß abreisen, und die Handlung bis zu seiner Wiederkunft verschieben müsse *y*).

Spilberg. 1602.

Die folgenden Tage unterredete er sich beständig auf eine ganz vertrauliche Weise mit dem Könige. Dieser zeigete ihm alles Gewehr, das er den Portugiesen abgejaget hatte, imgleichen alle seine Pagoden, und vier bis fünf hundert Götzenbilder, darunter einige so groß waren, als ein Mastbaum. Man hatte auch ausdrücklich schöne steinerne und künstlich ausgezierte Thürme für sie gebauet, die ihre Tempel vorstelleten. Der General wurde in einem großen austapezierten Saale des Pallastes bewirthet; die Speisen waren nach europäischer Manier zugerichtet, und auf einen Tisch gesetzet, um welchen man sich auf Stühle niederließ. Er verehrete dem Könige ein geharnischtes Bildniß des Prinzen Moriz, zu Pferde und nach dem Leben gemalet, so, wie er in der Schlacht den 2ten des Brachmonats 1600 ausgesehen hatte; und weil dieses Gemälde dem Könige sehr wohl gefiel: so erzählte ihm Spilberg den ganzen Verlauf, und den Zustand der vereinigten Provinzen. Hernach wurde er in das Gemach der Königinn geführet, welches an diesem Hofe eine ganz außerordentliche Gnade ist. Er fand sie mitten unter ihren Kindern sitzen, und nach europäischer Weise gekleidet. Der König sagte sodann: „Ihr dürfet kecklich glauben, wenn „es euern Herren, den Staaten und dem Prinzen belieben wird, eine Festung in meinem „Lande zu bauen: so werden die Königinn, der Prinz, und die Prinzeßinn, die ihr hier sehet, „am allerersten Steine, Kalch und andern Bauzeug herbey tragen. Diejenigen, die eure „Herren zu diesem Ende abschicken werden, können sich eine Bay und einen Ort hierzu erwählen, der ihnen am bequemsten zu seyn scheint *z*).

Steht sehr in Gnaden.

Versprechen des Königes zum Vortheile der Holländer.

Er versah den General mit Briefen und Vorschlägen zu Ausführung dieses Entwurfes. Ja er bekleidete ihn mit der Würde seines Abgesandten, um diese wichtige Sache mit dem Prinzen und den Staaten abzuhandeln. Endlich so überhäufete er ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken, und man konnte sich, wie der Verfasser des Tagebuches anmerket, mit Rechte Hoffnung machen, er werde den Holländern unverbrüchlich zugethan, und ein geschworner Feind der Portugiesen bleiben *a*).

Dieser König hieß in der cingalesischen Sprache **Fimala-darma-Suriada.** Durch seine Tapferkeit hatte er das Königreich Candy von der portugiesischen Bothmäßigkeit befreyet. Spilberg ließ sich die Umstände dieser Veränderung erzählen *b*). Die Insel Ceylan war in viele Königreiche zertheilet. Einer von diesen Königen, Namens **Maragu**, dessen Hauptstadt **Setawacka** hieß, wurde von einem seiner unächten Söhne ermordet. Der Vatermörder, **Darma** oder **Derma** mit Namen, schwang sich auf den Thron, und bekriegte die Portugiesen, die viele Plätze auf der Küste besaßen, wovon er ihnen keine andere, als **Colombo** und **Manar**, übrig ließ. Allein, da er sich bey den Einwohnern von Candy verhaßt machte, welches Königreich sehr mächtig ist, und im Mittelpuncte der Insel liegt: so schlug die Feindschaft endlich in einen offenbaren und langwierigen Krieg aus, worinnen sie die Portugiesen zu Hülfe riefen. **Derma** wurde endlich vergiftet, und dadurch diese Unruhe gestillet.

Wie dieser König zur Regierung kam.

Unterdessen hatten sich die Portugiesen selbige zu Nutze gemacht, und einen freyen Weg in die Insel Ceylan eröffnet; ja, ihr Bündniß mit dem Königreiche Candy machte sie zu Beherrschern desselbigen. Sie baueten Festungen in demselbigen, und setzten sich recht fest darinnen. Die meisten verheiratheten sich mit Weibespersonen aus dem Lande, und

y) Ebendas. *z*) A. d. 433 S. *a*) Auf der 434 S. *b*) A. d. 438 u. folg. S.

Spilberg. 1602.

War unter dem Namen Don Juan von Oesterreich getauft.

und zu Spilbergs Zeiten waren noch viele Nachkommen von ihnen da. Der König von Candy hatte keine andern Kinder, als eine Tochter, die sie nach **Manar** führeten, tauften, und ihr den Namen **Donna Catharina** beylegten. Ferner hatten sie den Sohn des großen **Modeliars**, Namens **Pinala=darma=suriada** nach **Colombo** gebracht, zur Taufe beredet, und ihm den Namen **Don Juan von Oesterreich** gegeben. Der junge Prinz kam hernach nach Goa, wo er seinem Stande gemäß erzogen wurde. Indem er ungemein n Verstand und Herzhaftigkeit an sich blicken ließ, und die Portugiesen glaubeten, er sey ihnen sehr zugethan: so schickten sie ihn wieder nach Ceylan, um die Stelle seines Vaters zu bekleiden, welche die vornehmste im ganzen Königreiche war.

Läßt alle Portugiesen niederhauen.

Daselbst besorgte er die Regierungsgeschäffte lange Zeit mit großer Geschicklichkeit, daß zuletzt alles auf ihn ankam. Er gewann die Liebe der Soldaten und des Volkes, ohne daß die Portugiesen den geringsten Argwohn geschöpfet hätten. Allein, so bald der König starb: so bediente er sich der in Händen habenden Gewalt, und stieg auf den Thron. Diese Unternehmung schienen die Portugiesen zu misbilligen. Er befand sich durch ihr laulichtes Wesen ungemein beleidiget, ließ alle, die im Königreiche Candy waren, niederhauen; und weil er fest beschloß, sich nimmermehr mit ihnen auszusöhnen: so kündigte er ihrer ganzen Nation den Krieg an c).

Schlägt ein portugiesisches Kriegesheer.

Hierauf rüsteten sie sich mit aller Macht, so wohl zu Goa, als in ihrem übrigen Gebiethe. Ihre Flotte gieng unter Anführung des **Pedro Lopez de Souza** unter Segel, welcher die Prinzeßinn **Catharina von Manar** mit sich nahm, und auf Candy los gieng, um sie in ihr väterliches Reich einzusetzen. Sodann sollte er sie heirathen, und ihres Rechts zur Krone genießen. **Don Juan** zog sich immer zurück; ja, er ließ ihn so gar in die Hauptstadt einrücken: allein, er setzte sich in den umliegenden Wäldern fest, schnitt ihm die Lebensmittel ab, schlug alle Portugiesen, die sich aus der Stadt wagten, und ließ diejenigen erwürgen, die er zerstreuet antraf; mit einem Worte, er nöthigte den **Souza**, sich aus der Stadt zu machen, und ihm eine Schlacht anzubiethen. Diese wurde an einem Sonntage des Jahres 1590 wirklich geliefert. Der portugiesische General hatte zwar geübtes Volk; hingegen waren die Cingalesen ihrem **Dom Juan** von Herzen gewogen. Der Liebhaber der Prinzeßinn Catharina hatte vierzig zum Kriege abgerichtete Elephanten. Doch alle diese Vortheile vermochten ihn gegen den hitzigen Angriff des **Dom Juan** nicht zu retten. Er wurde geschlagen, blieb selbst auf dem Platze, alle seine Elephanten wurden gefangen, und eine große Menge Portugiesen zu Sclaven gemacht. Durch diese Hauptschlacht befestigte sich **Don Juan** auf dem Throne, heirathete die Prinzeßinn Catharina, und zeugte die beyden Kinder mit ihr, welche Spilberg sah.

Machet sich den Sieg zu Nutze.

Die übrigen Portugiesen retteten sich mit der Flucht nach Colombo. Alle ihre Schanzen wurden geschleift. Als nun **Don Juan** ruhig auf dem Throne saß: so bauete er einen prächtigen Pallast zu Candy, nebst vielen Thürmen, Pagoden und andern Gebäuden, worzu er die gefangenen Portugiesen brauchte. Unter diese Zahl gehöreten auch diejenigen, welche Spilberg sah, und welche zum Merkzeichen ihrer Niederlage und Sclaverey durchbohrte Ohren hatten.

Zweyte Niederlage der Portugiesen.

In den nächstfolgenden drey oder vier Jahren that **Don Hieronymo Oviedo** sein möglichstes, die Portugiesen wieder in den Besitz des Königreiches Candy zu setzen. Als ihm

c) Auf der 448 und folg. S.

d) Man sehe oben; die folgenden Reisebeschreibungen

ihm die ersten Versuche nicht gelangen: so wagte er noch mehrere und hitzigere, mit einer großen Anzahl **Cavalleros Hidalgos** von Goa, welche die Eroberung der ganzen Insel für das geringste ansahen, was ihrer Tapferkeit möglich sey. Dieses neue Heer drang bis nach **Ballena** durch, welches eben derjenige Ort war, wo das vorige seine Niederlage erlitten hatte. **Don Juan** lagerte sich gleichfalls daselbst. Es kam zur zweyten Schlacht, welche nicht weniger blutig und hartnäckig war, als die erste. Doch **Oviedo** hielt sein Volk beständig wohl geschlossen, und zog sich in guter Ordnung zurück. Er wurde fünf Tage lang verfolget; und ob er gleich den Verdruß hatte, überwunden zu seyn, so hatte er doch auch die Ehre, einen Theil seines Volkes von der Schlachtbank zu retten, und nicht mehr Leute zu verliehren, als **Don Juan** auf seiner Seite verlohr.

Spilberg. 1602.

Seit dieser Zeit, zogen die Portugiesen nicht wieder zu Felde. Sie begnügten sich an einigen Streifereyen, die ihre Besatzungen vornahmen. Hingegen gebrauchten sie alle ersinnliche List, die Befehlshaber der königlichen Festungen zu gewinnen, davon die meisten nicht weit von den ihrigen entfernet waren. **Don Juan** sparete seines Ortes ebenfalls keine Mühe, sich ihrer übrigen Plätze zu bemeistern. Sein damaliger Großmodeliar, **Emmanuel Dios**, hatte seine Erhebung zu dieser wichtigen Stelle bloß den Diensten zu danken, die er dem Könige wider seine eigenen Landsleute leistete.

Wie es mit ihnen steht.

Im Brachmonate 1602, das ist währenden Aufenthaltes des Spilbergs auf der Insel, überrumpelte er eine Schanze, auf der Insel, worinnen **Don Simon Correro** lag, und ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen. Bey dieser Beschaffenheit der Sachen both Spilberg dem Könige den Beystand der Holländer zu gänzlicher Vertilgung seiner Feinde an; wobey dieser Umstand besonders merkwürdig ist, daß er von dem Zustande der Insel nicht das geringste wußte, ja nur von ungefähr erfuhr, daß ein Königreich Candy in der Welt sey *d)*.

Glücklicher Einfall der Holländer.

Vor seiner Abreise verlangte der König zweene Musicanten von ihm. Spilberg ergriff diese Gelegenheit mit beyden Händen, jemanden in Candy zu lassen, welcher den Hof bey der angesponnenen guten Neigung gegen die Holländer erhalten konnte. Er überließ also dem Könige zweene, Namens **Hanns Rempel** und **Erasmus Martsberger**. Dieser Herr ließ sich sogleich eine Lection auf ihrem Instrumente geben, und erhub **Martsbergern** zur Würde eines Secretärs *e)*.

Sie überlassen dem Könige zween Spielleute.

Als der General Abschied genommen hatte: so ließ er ihn auf Elephanten nach dem Ufer zurück bringen, und schickte ihm einige **Segunsios** als Geiseln seiner Treue. Die zwey und zwanzig Tage über, die er mit der Rückreise zubrachte, wurde er auf das ersinnlichste bedienet, auch gänzlich freygehalten, daß er also keine Unkosten hatte, als was die Geschenke betrugen.

Indem sich nun die Holländer in Erwartung des östlichen Mussons, der mit dem letzten August anfängt, segelfertig machten: so besuchte sie der **Großmodeliar, Emmanuel Dios**, auf dem Schiffe, wiederhohlete alle Versprechungen des Königes, und half ihnen, eine gute Rhede für ihre Flotten aussuchen. Als er noch am Ufer war, so entdeckete man ein Segel auf der See. Spilberg ließ sogleich eine Schaluppe ausrüsten, und dem Schiffe entgegen gehen. Es war eine neue schön gebaute Galliotte von etwa achtzig Tonnen, mit sechs und vierzig theils Portugiesen theils Indianern bemannet, auch mit einigen

Spilberg nimmt eine portugiesische Galliotte weg.

bungen werden zeigen, wie sich die Holländer nach und nach auf der Insel fest setzten.

e) A. d. 434 Seite.

Spilberg. 1602. nigen kleinen Stücken, zwey Steinstücken und anderm Gewehre ausgerüstet. Ob sie nun folglich gleich genugsam im Stande war, starken Widerstand zu thun: so ließ sie sich dennoch von der Schaluppe wegnehmen, die nicht mehr als vierzehn Mann auf hatte. Sie war mit nichts als mit Arecka beladen, womit den Holländern wenig gedienet war. Der Hauptmann hieß **Antonio de Costa Montero.**

Was er damit machet. **Emmanuel Dios** sah diese Begebenheit mit an. Man schenkte ihm einen Theil des portugiesischen Geschützes. Das Schiff wurde nebst seiner Ladung dem Könige verehret, welches ihm desto besser gefiel, weil er nunmehro nicht den geringsten Zweifel mehr haben konnte, die Holländer müßten der Portugiesen Feinde seyn. Spilberg hatte von diesem Fange keinen andern Vortheil, als daß einige Gefangene freywillig Dienste auf seinem Geschwader nahmen. Von den übrigen schenkte er einige dem Könige von Candy, die andern ließ er ins Wasser werfen, die aber, so viel ihrer schwimmen konnten, das Ufer leicht erreicheten *f*).

Der III Abschnitt.

Spilbergs Rückkehr.

Die Holländer verlassen Ceylan und segeln nach Achin. Spilberg thut dem Könige daselbst Vorstellungen; lauret auf eine Caracke; nimmt solche weg; unterredet sich mit den Portugiesen. Seine verstellte Abreise. Er kömmt nach Achin zurück; setzet sich bey dem Könige in Gnaden; verliehrt eine Schaluppe. Vereinigung beyder Handlungsgesellschaften. Spilberg geht nach Bantam. Portugiesischer Hochmuth fällt. Aufnahme der Holländer; wird durch ein Unglück gestöret. Der Unteradmiral Weert wird ermordet. Spilbergs Betrübniß darüber. Der König von Candy suchet der Holländer Freundschaft. Spilbergs Rückreise nach Holland.

Die Holländer segeln von Ceylan nach Achin. Nachdem nun Spilberg alles, was ihm aufgetragen worden, auf der Insel Ceylan glücklich verrichtet, und eine vollkommene Freundschaft mit dem Könige daselbst gestiftet hatte: so gieng er den 2ten des Herbstmonates mit seiner Flotte nach Achin unter Segel, und gelangete den 16ten eben dieses Monates daselbst an. Einige englische Schiffe, die unter dem Admirale **Lincester** *g*) auf dasiger Rhede lagen, schlugen Spilbergen vor, er möchte nebst ihnen auf eine portugiesische Caracke kreuzen, welche den Namen des **heil. Thomas** führete, und nach Malacca segeln sollte. Er versprach, ihnen mit seinem Schiffe beyzustehen. Allein weil er einen Brief von dem Prinzen Moriz an den König von Achin abzugeben hatte, an dessen Aussöhnung den Holländern sehr vieles gelegen war: so stieg er in dieser Absicht an das Land. Die zu Achin noch vorhandenen Seeländer empfingen ihn mit großer Freude.

Vorstellungen, die Spilberg dem Könige von Achin machet. Nach erhaltener Erlaubniß begab er sich in den Pallast, und überreichete das Schreiben. Es enthielt eine Bitte des Prinzen an den König, er möchte den Holländern gewogen seyn, und ihnen die Handlungsfreyheit erlauben. Spilberg übergab zugleich seine Geschenke, und ersuchte den König, er möchte den Verlust in Erwägung ziehen, den verschiedene holländische Schiffe in seinem Lande gelitten hätten, und ihnen dießfalls einige Schadloshaltung angedeihen lassen. Diese Bitte bekam durch die Gegenwart des **Guion le Fort**

f) A. d. 437 und vorherg. Seite. Man sehe Knox Reisebeschreibung; was die Insel Ceylan angeht, und den Beschluß der gegenwärtigen, was das Unglück der Holländer betrifft.

g) Dieser Engländer hieß **Lancaster.** Man sehe

Fort ein desto größeres Gewichte, als welcher sein Leben beynahe eben sowohl verlohren hatte, als der General **Houtmann**, und **Thomas Coymans** das ihrige wirklich verlohren. Der König antwortete, er habe die Schuldigen bestrafet; er habe an diesen Unordnungen nicht den geringsten Antheil gehabt, und die Holländer müßten sie bloß dem alten Sabandar zuschreiben, der sein Leben im Gefechte eingebüßet habe. Er seines Ortes habe seines eigenen Sohnes, und wirklichen Königes zu **Pedir**, nicht geschonet, sondern ihn dem Hofe verwiesen, weil er dem Anfange der Unruhe nicht vorgebeuget habe. Wüßte man noch mehrere Mitschuldige an diesem Unglücke: so wolle er sie itzo noch strafen. Mit dieser leeren Entschuldigung hoffete er, sich von der begehrten Schadloshaltung loszuwickeln. Doch wurde Spilbergen und seinem Gefolge wohl begegnet, und die meisten Großen luden sich bey ihm zu Gaste, um ihn dadurch zu beehren. Weil sie gern trinken, so mußten die Holländer fleißig Bescheid thun. Die Mahlzeit wurde noch mit andern Lustbarkeiten vergesellschaftet. Es kamen die Tänzerinnen des Königes sehr kostbar gekleidet, und mit Edelgesteinen bedecket dahin, sungen, tanzten und spielten auf ihren Instrumenten *h*). Spilberg. 1602.

Spilberg gieng den 21sten mit den Engländern unter Segel, und ließ **Guion le Fort** und **Speck's** im Hafen zurück, um den Pfefferhandel zu besorgen. Die englische Flotte bestund außer dem Seinigen noch aus drey andern Schiffen, und segelte erstlich nach der Insel **Queda**, sonst **Pulo = punaon** genannt. Den 1sten des Weinmonats befand sie sich bey einer andern kleinen Insel, **Gerre** genannt, und kreuzete daselbst auf die Caracke **Thomas**. Sie rückte bis an die malakkische Küste, und traf den 11ten ein kleines Fahrzeug daselbst an, das für eine portugiesische Barke angesehen, und weggenommen wurde: es war aber eine Pirogue von **Jor**, dessen Einwohner mit den Achinern Krieg führeten, und ihnen durch Seeräubereyen gewaltigen Schaden zufügeten. Dieses Beyspiel erhitzte Lincestern und Spilbergen desto stärker gegen die Portugiesen. Den 13ten entdeckten sie ein anderes Segel; und damit es ihnen nicht entwischen möchte, so theileten sich die vier Schiffe in der Meerenge von einander, und versprachen einander durch Zeichen Nachricht zu geben *i*). Geht mit den Engländern auf eine Caracke aus.

Als es stockfinster geworden war: so schickte Spilberg seine Schaluppe wohl bewaffnet dem Schiffe nach, worauf man Jagd machte, nebst dem Befehle vor anbrechendem Tage nicht von ihm zu weichen; und wenn das fremde Schiffsvolk fragen sollte, was das für eine Flotte sey, die sich sehen ließ, ihm zu antworten, es sey die **Armada** von Malakka unter **Don Andre de Furtado**, welche gewöhnlicher Weise in dem Gewässer von Malakka, de la Sonda und an den molukkischen Inseln kreuzete, um die Handlung anderer Nationen zu vernichten *k*).

Indem die Schaluppe dahin fuhr, so befand sich die Caracke, denn sie war es wirklich, nahe am holländischen Schiffe. Sie gab zuerst Feuer, als ihre Feinde noch beschäfftiget waren, einander durch die verabredeten Zeichen herbey zu rufen. Endlich gaben ihr Spilberg und ein engländischer Schiffshauptmann die Lage, worauf sie aus grobem und kleinem Geschütze antwortete. Doch that man wegen der dunkeln Nacht einander beyderseits wenig Schaden. Auf diese Weise hielt die Caracke das feindliche Feuer zwo Stunden lang aus, ohne das ihrige zu vermindern. Doch da sich ihre Feinde versammelt hatten, so

sehe seine Reisebeschreibung im ersten Theile dieser Sammlung.

h) A. d. 459 und 460 Seite.

i) A. d. 461 und folg. S.

k) Eben diejenige, welche von Wolfert Hermansen geschlagen wurde. Siehe oben.

Spilberg. 1602.

so gieng er weit schärfer zu, wiewohl sie dabey immer in Sorge stunden, sie möchten sich im Finstern selbst untereinander in den Grund schießen.

Die Caracke wird weggenommen.

Unterdessen lief alles so glücklich ab, daß die Caracke bey anbrechendem Tage sehr beschädigt aussah. Sie wurde in die Meerenge bey den Inseln Arri getrieben, woselbst die Portugiesen sich ergaben, weil sie viele Leute verlohren hatten, und das Wasser aller Orten in das Schiff drang. Ihr Hauptmann gab sich sehr betrübt an den Bord des Lincesters. Man versprach ihm Quartier, und das ledige Schiff wieder zu geben.

Die vornehmsten Portugiesen wurden auf die feindlichen Schiffe vertheilet. Es waren meistentheils reiche und angesehene Personen, in Sammet und in die kostbaresten Seidenzeuge gekleidet. Man begegnete ihnen ganz höflich. Spilberg und Middleton bekamen die Aufsicht über die Gefangenen, und über die Güter. Sie hatten ganzer acht Tage nöthig, die Ladung aus dem Schiffe zu nehmen. Sie bestund aus neun hundert und sechzig Ballen, achtzig Kisten, und vierzig Canastern, allerley der schönsten Zeuge, einer großen Menge Kleidungen und Gewehr, allerley kostbaren Seltenheiten, und vielen Lebensmitteln. Was von keinem sonderlichen Werthe war, das mochte man nicht einmal herausnehmen, ja auch den Reiß, Butter und das Oel nicht, weil es allzuvielen Raum auf den vier Schiffen weggenommen hätte. Die Caracke trug ein tausend zwey hundert Tonnen. Mehr als sechs hundert darauf befindliche Portugiesen nebst vielem Frauenzimmer, und einigen Kindern, bekamen die Freyheit *l)*.

Spilberg unterredet sich mit den Portugiesen.

Spilberg unterredete sich zum öftern mit dem Hauptmanne, und den vornehmsten Gefangenen. Sie fragten ihn, warum die Holländer an so weit entfernten Orten zu handeln begehrten? „Deswegen, sagte Spilberg, weil der König von Castilien und Portugall „so ungerecht mit uns verfährt, und uns in seinem Lande nicht handeln läßt. Er nöthiget uns also, nach America und Ostindien zu kommen. Wir hoffen, bald die Freyheit „zu erhalten, nach China zu handeln. Unsere Schiffe sind bereits in der magellanischen „Meerenge, im Südmeere, und in den philippinischen Inseln gewesen. Zu Patane hat „man sie sehr wohl aufgenommen. Wir haben unsere Factore auf einem türkischen Schiffe nach Guzurate und Cambaya geschickt.„ Dieses aufblühende Glück der Holländer kränkte die Portugiesen in der Seele. Aber da sie noch ferner erfuhren, Spilberg habe ein Bündniß mit dem Könige von Candy getroffen: so weißagten sie sich selbst allerley Unglück daraus *m)*.

Verstellte Abreise der Holländer.

Die siegreiche Flotte kehrete nach Achin zurück, woselbst die englischen und holländischen Factore in ihrem Handel nicht eben so glücklich gewesen waren. Sie hatten nur wenig Pfeffer bekommen. **La Bardeliere** *n)*, der in eben dem Hafen lag, war es nicht besser gegangen. Die Engländer wurden über den schlechten Erfolg verdrießlich; sie beschlossen, das Haus, welches sie zu Achin erbauet hatten, stehen zu lassen, und abzureisen. Spilberg gieng in aller Geschwindigkeit unter Segel, und stellete sich, als ob er nach Europa reisete. Er kam aber nicht weiter, als bis an die nicobarischen Inseln, blieb einige Tage daselbst liegen, und kehrete sodann wieder nach Achin zurück, in Hoffnung, der Pfeffer würde nach dem Abzuge der Engländer und Franzosen wohlfeiler seyn. Den 25sten des Christmonats kam er daselbst vor Anker *o)*.

Gehen nach Achin zurück.

Sobald

l) A. d. 464 und folg. S.

m) Eben daselbst.

n) Befehlshaber der beyden Schiffe von St. Malo, die den Holländern schon einmal begegnet waren,

Sobald der König seine Ankunft erfuhr, schickte er ihm Erfrischungen an Bord, und ersuchte ihn, an das Land zu kommen. Die Merkmaale einer freundschaftlichen Gesinnung bewogen die Holländer um so vielmehr, die Handlung wieder anzufangen. Spilberg begab sich nach Hofe, verehrete dem Könige ein metallenes Stück, und vieles Gewehr, von der portugiesischen Beute; und weil er auch einen ansehnlichen Theil von der übrigen Ladung der Caracke bekommen hatte, so machte er sich die gute Neigung des Königes zu Nutze, um sie mit Vortheile anzubringen. Er sagte, die Hauptabsicht seiner Reise sey keinesweges, in Indien Handlung zu treiben; er sey ein Gesandter des Prinzen Moriz, und folglich nicht mit Gelde versehen, Pfeffer einzukaufen; da er unterdessen durch Zufall einige indianische Zeuge in die Hände bekommen hätte, so wäre es ihm lieb, wenn der König für zwey hundert Last Pfeffer Waare eintauschen wollte, indem er gern so viel Pfeffer mitnehmen möchte. Der König willigte darein, doch mit dem Bedinge, daß er zween Monate warten müsse.

Spilberg. 1602.

Wie sich Spilberg bey dem Könige in Gnaden setzet.

Einige Tage hernach, hatte er das Unglück, seine Schaluppe zu verliehren, die wegen sehr hohler See mit einer ganzen Ladung Pfeffer zu Grunde gieng. Neun Holländer kamen dabey ums Leben; die übrigen wurden auf eine wunderbare Weise erhalten. Nach einigen Tagen fand man noch einige auf den wüsten Inseln **Gomerspul**, dahin sie die Wellen geworfen hatten, und wo sie sich mit Kräutern und Baumblättern ernähren mußten *p*).

Er verliehrt eine Schaluppe mit neun Mann.

Den 17ten dieses Monats erschienen zween seeländische Schiffe, **Vlissingen** und **Vergoes** genannt, auf der Rhede von Achin. Sie kamen von Matekalo auf Ceylan, wo sie den **Zirickse**e, ein anderes seeländisches Schiff, gelassen hatten, dessen Factor, **Sebald Weert**, an den candyschen Hof gereiset war. Diese beyden Schiffe brachten Spilbergen die Nachricht von der glücklichen Vereinigung beyder holländischen Handlungsgesellschaften, und die Holländer stelleten große Freudensbezeugungen deswegen an. Der König räumete Spilbergen das von den Engländern verlassene Haus zu seiner Wohnung ein. Es war von schönen weißen Steinen gebauet, gegen das Feuer wohl verwahret, hatte viele hübsche Zimmer, und in der Mitte einen großen viereckichten Hof. Sogleich stelleten die Holländer das Wapen des Prinzen Moriz über dem Eingange auf *q*).

Sie wurden aber noch weit vergnügter, als **Sebald Weert** aus Ceylan anlangte, woselbst er außerordentliche Gnade von dem Könige genossen hatte. Drey andere Schiffe, die einen Monat hernach vor Achin Anker warfen, brachten ihm das Patent mit, worinnen er zum Viceadmirale bey der unter **Wybrand von Warwyck** nach Ostindien abgeschickten Flotte erkläret wurde. Diese Verordnung war desto nöthiger, weil sich unter den Hauptleuten der im achinischen Hafen befindlichen Schiffe, bereits einiger Rangstreit erhoben hatte. Denn indem die Vereinigung beyder Gesellschaften den ehemaligen Rang aufgehoben hatte: so wollte ein jeder so gut seyn, als der andere, und keiner unter dem andern stehen: nunmehro aber mußten sie alle dem **Sebald Weert** als Unteradmirale gehorchen. Dieser setzte die Geschäffte der Gesellschaft zu Achin auf einen dauerhaften Fuß, und machte sich fertig, mit einer Flotte von sieben Schiffen wieder nach Ceylan zu gehen, womit

1603.

Vereinigung beyder holländischen Handlungsgesellschaften.

waren, und auf deren einem sich Pyrard befand, dessen Reisebeschreibung bereits da gewesen.

o) A. d. 468 S.

p) A. d. 470 S.

q) A. d. 471 S.

Spilberg. 1603. womit er große Dinge zu thun, und die bey seiner ersten Reise entworfenen Absichten auszuführen verhoffte *r*).

Spilberg geht nach Bantam. Portugiesischer Hochmuth fällt.

Spilberg, den seine erhaltenen Befehle nach Europa zurück riefen, und der über dieses mit seiner Ladung vergnügt war, segelte nach Bantam. Vor seiner Abreise hatte er das Vergnügen, daß viele Portugiesen Reisepässe von ihm verlangen mußten, die er sich ziemlich theuer bezahlen ließ. „Dergestalt, saget der Verfasser des Tagebuches, war der „portugiesische Hochmuth, der uns in Ostindien so sehr gedrücket hatte, schon dermaßen „gedemüthiget, daß sie unsern Schutz anflehen mußten. Die Eroberung ihrer Caracke, „nebst andern über sie erhaltenen Vortheilen, hatten ihnen so viel Furcht eingejaget, daß „sie sich lieber so weit erniedrigen, als ein gleiches befürchten wollten.„

Aufnahme der Holländer.

Spilberg fand **Wybranden von Warwyck** nebst neun Schiffen der vereinigten Gesellschaft auf der Rhede von Java. Die Nachricht von dieser Vereinigung durchlief in großer Geschwindigkeit ganz Indien, veränderte die ganze Gestalt der Handlung, und vermehrete das Ansehen der Holländer. **Heemskerk**, Admiral einer andern Flotte, die seit einiger Zeit im Gewässer bey Johor kreuzete, lief gleichfalls im Hafen zu Bantam ein, und führete eine den Portugiesen abgenommene Caracke gleichsam im Triumphe auf. Sie hatte sich zwar gut gewehret: allein der holländische Glücksstern gewann allmählig die Oberhand. Sie war mit Kupfer, Metalle, Alaune, einer Menge **Lignum oliun** und Chinawurzel, imgleichen mit Seidenzeugen, Goldstangen und andern Kostbarkeiten beladen, also, daß die Beute auf sieben Millionen **Livres** geschätzet wurde, ohne was in die Rapuse gegangen war. Ueber diesem Glücke kamen die Holländer vor Freuden ganz außer sich, zumal da noch zwo andere glückliche Begebenheiten dazu kamen. Die Engländer nahmen ebenfalls eine portugiesische Caracke bey der Insel **Helena** weg, und die Seeländer eine an dem Flusse **Lixis** *s*).

Wird durch einen traurigen Zufall gestöret.

Diese Freude wurde durch eine traurige Zeitung ziemlich versalzen, die das Schiff **Dergoes** den 13ten August aus Ceylan mitbrachte. **Janus Sout**, der es führete, erzählte bey seiner Ankunft zu Bantam, der Unteradmiral, **Sebald Weert**, sey nebst drey und funfzig von seinen Leuten bey Matekalo niedergehauen worden. Spilbergen kam dieses weit fremder vor, als andern, weil er an dem Könige zu Candy nichts als Freundschaft und Vertraulichkeit gemerket hatte. Daher erkundigte er sich bey dem Schiffsvolke, wie es mit diesem Unglücke eigentlich zugegangen sey. Die wenigsten konnten eine Ursache angeben; sie glaubten nur, es möchte daher gekommen seyn, weil der Unteradmiral vier weggenommene portugiesische Schiffe wieder frey gegeben, und dem **Emmanuel Dios** einige Portugiesen, die der König verlangete, abgeschlagen hätte *t*). Dieser mistrauische und eifersüchtige Fürst legte **Weerts** Aufführung also aus, als ob die Holländer weit bessere Freunde der Portugiesen wären, als sie vorgäben, und ihn folglich nur zu betrügen suchten. Zwar hatte er sich nichts destoweniger von Candy nach Matekalo begeben, aber mit verstellter Freundlichkeit, die seiner Rachbegierde zum Deckmantel dienete.

Als

r) A. d. 472 und folg. S. Weert lief seinem Unglücke entgegen.

s) A. d. 482 und vorherg. S.

t) In Pyrards Reisebeschreibung wird die Sache anders erzählet, und einige Umstände anders angegeben. Doch da Pyrard damals in portugiesischen Diensten

Spilberg. 1603.

Der Viceadmiral Weert, wird mit drey und funfzig Mann in Ceylan ermordet.

Als der Unteradmiral mit drey hundert Mann ans Land gestiegen war, um ihm aufzuwarten: so gab er vor, ein so großer Schwarm sey ihm verdrießlich, weil er sich gern ungehindert mit ihm unterreden möchte. **Weert** schickte demnach alle seine Leute an Bord, und behielt nur seine Factore, Trompeter und übrige Bediente bey sich. **Erasmus Martsperger**, eben derjenige Musicant, den Spilberg zu Candy gelassen hatte, der bereits cingalesisch verstund, und den der König mitgenommen hatte, damit er dollmetschen könnte, hatte dem Unteradmirale im Namen des Königes gerathen, er möchte seine Flotte nach **Puntogallo** schicken, um diesen Platz von der Seeseite anzugreifen, gleichwie der König mit seinem Volke zu Lande thun wollte. Der Unteradmiral hatte zwar darein gewilliget, aber den König ersuchet, er möchte vorher zu ihm an Bord kommen. Dieser hatte sich entschuldiget, und einigen Argwohn merken lassen; worauf der Admiral zur Antwort gab, wenn er nicht an Bord kommen wollte, so sollte die Flotte auch nicht nach **Puntogallo** gehen. Hierüber erboßte sich der König, und brach in die fürchterlichen Worte heraus: **Matta esto can** *u*), (hauet den Hund nieder) worauf seine Leibwache den Unteradmiral nebst allen seinen Leuten zu Stücken hieb.

Spilberg betrübet sich über den Verlust des Sebald Weerts.

Spilberg betrübete sich nicht weniger über den Verlust so vieler braven Holländer, als über die Vernichtung seiner ganzen Bemühung, und darauf gebauten Hoffnung. Er hatte Briefe vom Könige zu Candy an die Generalstaaten, und an den Prinzen von Oranien bey sich, worinnen er um Hülfe gegen die Portugiesen bath: er hatte auch nichts wahrgenommen, woraus er eine Todfeindschaft des Königes gegen die Holländer schließen konnte; daher schrieb er sein verändertes Gemüth der Unvorsichtigkeit des Unteradmirals zu *x*). Doch da er die Nachricht von dieser Begebenheit nur durch ein von **Weerts** Flotte abgeschicketes Schiff erfahren hatte: so wußte er nicht, daß der Friede zwischen den Holländern und dem Könige von Candy bereits geschlossen war, oder daß doch wenigstens **Peter van Enkhuysen**, nach **Weerts** Tode die Anführung der Flotte übernommen, des Königes Entschuldigung angenommen, und vor seiner Abreise aus Ceylan den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung geleget hatte. Ja es war gleich des andern Tages nach dem Niedermetzeln ein Gesandter des Königes mit einem Schreiben auf die Flotte gekommen, worinnen selbiger die Holländer um Erneuerung ihrer Freundschaft ersuchte, Gott zum Zeugen anrief, und eidlich betheuerte, sein Zorn gegen den **Weert** sey nur daher gekommen, weil er aus einigen Umständen geschlossen, man wolle ihn betrügen, oder auch aus einem unglücklichen Misverstande, der ihm äußerst leid sey; künftig wollte er nicht den geringsten Argwohn mehr in die Holländer setzen; sie möchten jemanden an ihn abschicken, mit welchem er Unterhandlung pflegen könne, er sey allezeit bereit, ihnen so viel Pfeffer und Zimmet zu liefern, als in seinem ganzen Lande anzutreffen sey; er wolle auch ihren Beystand gegen die Portugiesen allemal gern annehmen. Nachdem man über diesen Brief lange genug berathschlaget hatte: so hielt endlich der neue Unteradmiral für das beste, und dem Vortheile seiner Obern gemäßeste, sich in einen Vergleich einzulassen. Daher hatte er jemanden nach Candy abgeschickt; und wofern er ja den Versicherungen des Königes nicht völlig Glauben beymaß, so brachte er die Sache doch wenigstens in solche Umstände, daß die holländischen Schiffe ohne Furcht und Sorge nach Ceylan

Der König von Candy will sich wieder mit den Holländern vertragen.

Diensten stund: so sieht man leicht, warum beyde Erzählungen nicht übereintreffen. Man kann sie gegen einander halten.

u) A. d. 485, 486 S.

x) Eben das.

Spilberg. 1603.

Ceylan kommen konnten y). Man wird aus dem folgenden ersehen, was für Nutzen diese weise Entschließung geschaffet habe.

Rückreise des Spilbergs nach Holland.

Spilberg, welcher nichts anders mehr zu thun hatte, als nebst dem Admirale Warwyck einige Einrichtungen wegen der Handlung zu machen, reisete nach Endigung dieser Geschäffte von Bantam ab, und warf den 24sten May 1604 mit einer reichen Ladung vor Vlissingen Anker z).

Warwyck. 1602.

Das VII Capitel.

Wybrands van Warwyck Reise nach Ostindien.

Vereinigung der beyden holländischen Gesellschaften. Die Flotte wird dieser neuen Einrichtung gemäß ausgerüstet. Die Holländer verbrennen und plündern das Eyland Annobon. Abschilderung der Eyländer. Bemerkung auf Warwycks Reise. Zustand der Holländer zu Bantam. Warwycks Bemühungen, ihnen einen festen Sitz zu verschaffen. Neue Einrichtung der holländischen Handlung. Der Admiral begiebt sich nach Gressick. Unter was für Bedingungen er daselbst eine Factorey aufrichtet. Er begiebt sich nach Johor. Schwierigkeiten auf dem Wege. Seine Klugheit. Zwey holländische Schiffe nehmen eine reiche Gallion weg. Warwycks List. Sein Schreiben an den König in Siam. Wie er die Chinesen vorbereitet, die Holländer zu leiden. Chinesische Einbildung, die ihm Nutzen bringt. Warwycks Rückkehr nach Holland.

Einleitung.

Bey dem Zustande, in welchem sich der Holländer Handlung befand, begriffen sie wohl, daß die größten Hindernisse künftighin von niemanden anders, als von ihnen selbst herrühren könnten, indem sich ihre Macht unter zwo Gesellschaften theilte, deren Absichten verschieden wäre, und die folglich einander von beyden Seiten schadeten. Die Generalstaaten, welche diese Betrachtung anstelleten, überführten die Bewindhebber der alten und der neuen Gesellschaften ohne große Bemühung von derselben Richtigkeit, und daraus entstund der berühmte Vereinigungsvergleich, von dem wir die vornehmsten Puncte erzählet haben a). Der Erfolg rechtfertigte dieses Unternehmen so vollkommen, daß man Hollands Glück von diesem Zeitpuncte an rechnen muß, von dem es beständig an Reichthum und Macht zugenommen hat.

Vereinigung der beyden holländischen Gesellschaften.

Die Flotte wird dieser neuen Einrichtung gemäß ausgerüstet.

Die Zurüstungen der ersten Flotte waren so großen Absichten gemäß. Sie bestund aus vierzehn Schiffen und einer Jacht, die meistens von sechs bis acht hundert Tonnen, alle mit Geschütze wohl versehen, und mit mehr als tausend Mann an Seeleuten besetzt waren. **Wybrand van Warwyck**, den man zum Admirale darüber ernannte, hatte sich schon durch seinen Muth und seine Klugheit hervor gethan. Ob ihn gleich einige von diesen Schiffen, die an verschiedene Orte bestimmt waren, verlassen sollten: so mußten sie ihn doch allezeit für Befehlshaber erkennen, so lange sie sich unter seiner Flagge befanden. Er lief Montags den 17ten des Brachmonats 1602 aus dem Texel aus b).

Weil

y) Diese Umstände findet man in der Beschreibung der ersten Reise der geoctroirten Compagnie. Zwar lautet die Erzählung in einigen Stücken anders, doch ohne Nachtheil der Hauptsache.

z) A. d. 490 S.

a) Man sehe die Einleitung zur Reise des Houtmann, welcher die erste der Holländer ist.

b) Tagebuch der Reise für die octroirte Gesellschaft a. d. 499 S.

c) Eben das. 508 u. f. S. Das Eyland Annobon

Warwyck. 1602.

Weil er eben diese Meere verschiedenemal durchgesegelt hatte: so konnte er auf dem Wege nichts wunderwürdiges mehr antreffen. Indessen fand er beym Cap Lopez nicht Lebensmittel genug, welches ihn nöthigte, solche auf der Rhede von Annoben zu suchen; und er erfuhr daselbst mit so viel Erstaunen als Misvergnügen, daß ein Schiff aus seiner Flotte, das unter allen zuerst mit Friedens- und Freundschaftsvorschlägen angelangt war, von den Einwohnern war zurück getrieben worden, und sogar ein starkes Feuer aus kleinem Geschütze hatte auszustehen gehabt, wodurch ein Matrose war verletzt worden. Diese Eyländer, die noch allezeit trotzig und stolz waren, so sehr sie auch der Admiral van Neck vor zwey Jahren gedemüthigt hatte, wollten also vierzehn Schiffen Gesetze vorschreiben, die nichts weiter verlangten, als für ihr Geld die allgemeinen Rechte der Menschlichkeit gegen Fremde zu genießen. Die Noth, in der sich Warwycks Seemacht befand, trieb ihn so sehr an, als sein Zorn, daß er sich entschloß, sie ihrer Schuldigkeit baldigst auf eine Art zu erinnern, die sie nicht so geschwind vergessen könnten. Zwanzig Schaluppen mit vier hundert Leuten wurden befehligt, ans Land zu gehen. Eilfe rückten nach der Westseite der Wohnung, und die neun andern ostwärts. Die Einwohner stecketen dennoch trotzig die rothe Flagge auf, und verbargen sich in ihren Verschanzungen, von denen sie auf die Holländer feuerten. Sie merketen aber bald, daß sie nicht vermögend wären, die Landung zu verhindern, und dachten nur darauf, nach den Gebirgen zu flüchten, wo hin sie den Tag zuvor alle ihre Sachen geschafft hatten.

Die Holländer verbrennen und plündern das Eyland Annobon.

Ihr Eyland, das nur zwo Seemeilen im Umfange hat, giebt ihnen allezeit eine Zuflucht, zu der sonst niemand kommen kann, auf zweene hohe Berge, die beständig mit Wolken umgeben sind. Nichts destoweniger sieht man daselbst viel schöne und an verschiedenen Früchten als Bananas, Potatoes, Orangen, Ananas, Tamarinden, Cocos u. d. gl. reiche Thäler. Das Wasser ist gut, aber wenn das Meer zu steigen oder zu fallen anfängt, schwer zu entdecken. Die Eyländer ziehen eine Menge Schweine und Hühner, und könnten mit solchen, mit den fremden Völkern, welche die Nothdurft auf ihrer Küste führet, einen vortheilhafte Handel treiben. Allein ihre Gemüthsart treibt sie beständig zum Mistrauen oder zur Treulosigkeit, worinnen sie von den Portugiesen, die sie beherrschen, verstärkt werden; und sie setzen sich also beständig der Gefahr aus, selbst so viel Uebel zu erfahren, so viel sie andern anthun wollen. Ihre Zahl besteht nur ungefähr aus sechs hundert, die alle von der Portugiesen Religion sind, welche ihnen einen ausnehmenden Haß gegen die Protestanten einflößen. Warwyck ließ ihre Thäler plündern und ihre Wohnungen ohne Barmherzigkeit abbrennen *c)*.

Abschilderung der Eyländer.

Den 14ten des Christmonats nahmen drey Schiffe von der Flotte, nachdem sie um das Vorgebirge der guten Hoffnung gesegelt waren, von dem Admirale Abschied, auf der Höhe der Aguade de San Bras. Es waren eben dieselben, die auf der Rheede von Achin zu drey andern unter dem Viceadmirale **Sebald Weert** stießen, und die unglückliche Reise thaten, von der in vorhergehender Erzählung ist Nachricht ertheilt worden.

Warwyck nahm seinen Weg ostwärts *d)* bis auf die Länge von **Romeros**, wobey er südwärts in ein und dreyßig Gr. vorbey segelte, und mit einem frischen Westwinde geschwind

Bemerkungen auf Warwycks Reise.

[c) …]bon liegt im ersten Gr. funfzig Min. südl. Breite, ein und funfzig Seemeilen vom festen Lande von Africa.

d) Der Verfasser des Tageregisters bemerket, wenn man gerade nach Bantam gehen wollte, ohne irgendwo anzulanden: so müßte man südwärts gehen, bis man seiner Schätzung nach zwey hundert und funfzig oder drey hundert Meilen ostwärts von Romeros sey, um nicht in die verdrießlichen Umstände zu gerathen, in welche Warwyck kam. Denn zwischen eilf und zwölf Gr. hatten sie lange und beschwerli[…]

Warwyk. 1603.

schwind fortrückte; aber im neun und vierzigsten Grade hatte er veränderliche Winde, die ihn geschwind nordwärts bis auf eilf Grade südlicher Breite trieben.

Zustand der Holländer zu Bantam.

Bey seiner Ankunft zu Bantam, den 29sten April 1603 fand er die Landeswaaren theuer genug; aber der Hof und das Volk waren so gut für die Holländer gesinnet, daß er sich mit nichts, als mit der Ladung seiner Schiffe, und einer Menge anderer für die Gesellschaft nützlichen und rühmlichen Unternehmungen zu beschäfftigen hatte. Er schickte zwey Schiffe von seiner Flotte, **Erasmus** und **Nassau**, ab, um einen neuen Handel mit China anzufangen. **Heemskerk** hatte in einer portugiesischen Caracke, die in seine Hände gefallen war, geheime Nachrichten, welche den Handel dieses großen Reichs betrafen, angetroffen, und diese beyden Schiffe erhielten eine Abschrift davon, die ihnen sehr viel Licht ertheilete *e*). Den 13 August erfuhr Warwyk durch ein von Ceylen angelangtes Schiff, **Dergoes**, die Hinrichtung des Viceadmirals **Weert** *f*). Dieser Zufall verzögerte die Ausführung der Befehle, die ihm an den Hof zu Candy aufgetragen waren: er war aber für den Handel von Bantam vortheilhaft, weil sich solchergestalt alle Sorgfalt des Admirals darauf richtete, denselben auf festen Fuß zu setzen. Die Menge von Pfeffer, Nelken, Muscatennüssen und Bluhmen in dieser Stadt war außerordentlich groß, als man erfuhr, daß des Andreas Fartado

Einrichtung des Comptoir zu Bantam.

(*) 1. Alle Unterbedienten, Gehülfen und Matrosen sollen dem Director des Handels in allem, was er ihnen auftragen wird, treu und gehorsam seyn, und sich dazu durch eben den Eid verbinden, den sie wegen der Beobachtung des Artikelsbriefes geleistet haben *i*).

2. Wenn früh vor dem Morgenbrodte, oder Abends vor dem Nachtessen derjenige, dem der Director solches befiehlt, in der Bibel liest und bethet, so soll jeder von den Beystehenden, er sey, wer er wolle, mit Ehrfurcht zuhören, und Gott ersuchen, ihm seine Gnade zu verleihen, ihn zu leiten und zu führen, und Segen zu seinen Verrichtungen zu geben, und dieses Gebeth mit allem dem Bezeigen verbinden, das zu seiner Seelen Wohlfahrt erforderlich ist *k*). Wer sich nach dem bestimmten Zeichen, wodurch man zum Gebethe gerufen wird, nicht einfindet, bezahlet sechs Sols Strafe.

3. Wer den Namen Gottes unnützlich führet, schwöret, Gott lästert, verleumdet, oder in einen andern solchen Fehler verfällt, bezahlet zehn Sols Strafe *l*).

4. Niemand soll von Religionssachen streiten, bey Verlust eines Monats Sold; und wenn aus solchen Zänkereyen Haß und Verdruß entsteht, sollen die Anfänger derselben willkührlich gestraft werden.

5. Damit diese Verordnungen wohl beobachtet werden, und nichts zu Verwaltung der Gerechtigkeit mangele, so soll ein Gericht von vier Personen gesetzt werden, welches völliges Recht haben soll, über Sachen, die nicht peinlich sind, zu sprechen. Wegen der letzten Sachen wird der Admiral eine besondere Vorschrift aufsetzen, und alle Aussprüche sollen ohne Nachsicht und Verzug bewerkstelliget werden. Wer sich widersetzet, verliehrt vier Monate Sold, und wird am Leibe gestraft. Wer in die Eisen geschlagen wird, bezahlet dem Contremaitre einen Schilling Eisenrecht, und dem Officier zehn Sols.

6. Damit die Richter ihr Amt mit gehörigem Ansehen und Macht verwalten können, so sollen alle Officirer und Matrosen ihnen beystehen, und ihnen auch mit Gewalt behülflich seyn, so wohl wenn jemand in Verhaft zu nehmen, als wenn ein Urtheil zu bewerkstelligen ist; wer einem Verbrecher zu essen oder zu trinken giebt, soll selbst in die Eisen geschlagen, und mit Wasser und Brodte gespeiset werden, auch einen Monat Sold verlieren.

7. Niemand soll eine Verbesserung seiner Umstände verlangen können, weil er im Lande geblieben ist. Man hat sich dieserwegen der Generaldirector Entscheidung zu überlassen; und wer in die Eisen geschlagen wird, dessen Sold geht auf so viel Monate verlohren, als seine Gefangenschaft dauert.

8. Der Director soll dafür sorgen, daß alle letzte Willen der Bootsleute und anderer reinlich geschrieben,

schwerliche Windstillen, und fast stets widrigen Wind, so daß er nach einem Verluste von mehr als drey Monaten, erst den 29sten April 1603 zu Bantam anlangete.

e) Man sehe die vorhergehende Erzählung.

f) Eben daselbst.

g) Warwycks Tagereise a. d. 620 und vorherg. Seite.

Furtado Flotte zerstreuet sey, und die Holländer machten sich diese Gelegenheit zu Nutze, von dem Könige einen Platz, welcher ihm zugehörte, zu erhalten, auf den sie ein feuerfestes Gebäude von Steinen aufführen ließen. Es war solches nicht nur eine von den besten Gegenden der Stadt, sondern ein Ort, wo man im Nothfalle eine Festung hinbauen konnte. Die Einwohner von Bantam, welche eben dieses bemerkten, schöpfeten in der That einiges Mistrauen darüber, und wollten nicht leiden, daß man das Gebäude so ansehnlich machen sollte, als Warwyks erster Entwurf war *g*).

Warwyk. 1603.

Warwyks Bemühungen, den Holländern einen festen Sitz zu verschaffen.

Er setzte zehn Factore von verschiedenem Range, mit dem besondern Vergleiche, daß sie niemals eine Vermehrung ihres Soldes fordern sollten, und daß es den Bewindhabern der Gesellschaft frey stünde, denen, die sie für belohnungswürdig erkenneten, solche zu ertheilen. Er vertrauete ihnen ansehnliche Summen an, ihre Waarenhäuser nach und nach zu füllen, und sich dazu vortheilhafter Gelegenheiten zu bedienen. Die berühmteste von seinen Einrichtungen aber war eine Vorschrift, die er dem Director, **Franz Witter**, ließ, welche als ein Grundgesetz der Regierung (*) dienen sollte. Sie verdienet desto mehr Aufmerksamkeit, weil sie für das Muster aller andern Vorschriften von dieser Art gehalten wird *h*).

Neue Einrichtung der holländischen Handlung.

Dieser

ben, und wenigstens von zween Zeugen nebst dem Schreiber bestätiget, in ein eingebundenes Verzeichniß gebracht werden. Alle Kleider, Kleinodien, Geld, Verschreibungen, und andere Sachen des Verstorbenen sollen wohl und gehörig aufgezeichnet werden, und das Verzeichniß in eben dasselbe Register kommen. Was dem Vater oder der Mutter, der Frau, den Kindern, oder Verwandten und Freunden ist vermacht worden, soll in die Hände einer Person, die es verwahret, geliefert, und von dieser dem Generaldirector nach ihrer Rückkunft ausgeantwortet werden, wofern es nicht Sachen sind, die verderben würden; in diesem Falle soll es nebst den andern Sachen des Verstorbenen öffentlich verkauft werden, bey welchem Verkaufe der Verstorbene als Gläubiger, und der Käufer als Schuldener kann angesehen werden, wie man es bey allem Verkaufe und Handel in der Loge so machen muß, wo des Käufers und Verkäufers Einwilligung erfordert, und durch ihre Unterzeichnung, die dazu nothwendig ist, bestätiget wird. Eben das soll bey den Vermächtnissen beobachtet werden; wenn der Testirer stirbt, so soll das Vermächtniß als eine Schuld auf seine Rechnung, und als eine Schuldforderung auf die Rechnung dessen, dem es vermacht ist, geschrieben werden. Mit den Vermächtnissen an die Armen wird es eben so gehalten.

9. Frieden und gutes Verständniß zu unterhalten soll niemand mit einem andern, er sey, wer er wolle, Händel anfangen, bey willkührlicher Strafe. Wer den andern bey den Haaren nimmt, oder ihn mit Fäusten schlägt, soll auf drey Tage bey Brodte und Wasser in die Eisen geschlagen werden. Wer im Zorne ein Messer zieht, damit zu verletzen, wenn er auch gleich niemanden damit verwundet hat, dem soll die Hand mit einem Messer durchschlagen, und solchergestalt an eine hölzerne Säule oder den Mast angeheftet werden, wo sie so lange angeheftet bleiben soll, bis er sie selbst losmachen kann. Wer mit einem Messer jemanden verletzet, soll unter dem Kiele des Schiffes durchgezogen werden, oder eine andere Strafe, die für gut befunden wird, erdulden, und sechs Monate Sold verlieren. Wer jemanden umbringt, oder so verletzet, daß der Tod darauf folget, wird am Leben gestraft, und alle sein Sold wird eingezogen.

10. Da Würfel und Spiele viel Uebel verursachen: so soll niemand Würfel, Karten oder andere Dinge, die zum Spiele dienen, halten, bey zwanzig Sols Strafe, so oft solche gefunden werden, wenn man nicht von dem Director bey einer besondern Gelegenheit Erlaubniß dazu erhalten hat. Hat man etwas mit Wetten oder im Spiele gewonnen, mit oder ohne Erlaubniß: so ist derjenige, der verlohren hat, nicht verbunden, zu bezahlen,

und

h) Das. auf der 624 und folg. Seite.

i) Die bekannte holländische Policeyordnung auf den Schiffen.

k) Man verändert kein Wort in diesem Artikel.

l) Dieser Artikel ist dem vorigen nicht gemäß: zehn Sous, das ist für Seeleute zu wenig.

Warwyk. 1603. Dieser Vorschrift, welche die Pflichten der Unterbedienten enthält, fügte Warwyk noch eine andere für die Directoren und andere Beamte, nebst der Richtschnur für peinliche Sachen, bey, die er in dem fünften Artikel der erstern verspricht. Aber sie enthalten nichts, das merkwürdig genug wäre, hier eine Stelle einzunehmen, welche man besser einer geheimen Vor-

und wenn er bezahlet hat, muß es ihm der Gewinner wiedergeben, oder es wird dem letztern an seinem Solde abgezogen. Auch wird alle Handlung, aller Tausch, und alles andere Geschäffte mit Waaren verbothen, in so fern der Director nicht einwilliget, der es alsdenn in dem Verzeichnisse erwähnen muß.

11. Niemand kann ohne Erlaubniß seine Kleider verkaufen oder vertauschen, bey Leibesstrafe, weil aus solchen Verwechslungen verdrüßliche Folgen entstehen, und Krankheiten und andere Unordnungen dadurch veranlässet werden.

12. Niemand soll bey Tage, und noch vielweniger bey Nacht, ohne des Directors Erlaubniß aus der Loge gehen, und wenn solches auf Befehl geschieht, soll jeder sich, so bald als möglich, wieder zurück begeben, um allen verdrüßlichen Zufällen vorzubauen. Die Uebertreter dieses Artikels werden willkührlich gestraft.

13. Des Nachts, nachdem die Schildwache ausgesetzet ist, soll kein Lärmen mehr erreget werden, und jeder soll sich in dem Posten halten, welchen der Director ihm angewiesen hat. Weder die Schildwache noch jemand anders sollen, bey Leibesstrafe, jemanden ohne Erlaubniß in die Loge lassen.

14. Alle diejenigen, die auf dem Lande bleiben, sollen dafür sorgen, das Gewehr, das der Hauptmann ihm anvertrauet hat, rein und geputzt zu halten, daß es den Augenblick zu gebrauchen ist.

15. Jedermann soll sich mit dem, was ihm von dem Director angewiesen ist, begnügen, bey Verlust zween Monate Sold. Jedermann muß sich des Arrack oder dergleichen Getränkes, das ihm angebothen wird, sogleich bedienen, ohne daß er solches aufheben oder verkaufen dürfe. Niemand soll Lebensmittel oder Getränke in geheim nehmen, oder mehr davon verlangen oder nehmen, bey Verlust zween Monate Sold.

16. Niemand soll sich betrinken. Wer trunken gefunden wird, bezahlet jedesmal einen Monat Sold, und wird überdieß nach Befinden noch weiter bestraft.

17. Ohne Einstimmung des Directors soll niemand etwas von Lebensmitteln, als ob sie nichts taugten, verkaufen, verschenken oder wegwerfen, bey Verlust einen Monat Sold.

18. Niemand soll in die Waarenbehältnisse gehen, oder etwas daraus nehmen, noch Feuer oder Licht anzünden, ohne Erlaubniß des Directors, bey willkührlicher Strafe, und Verlust einen Monat Sold.

19. Wer überwiesen wird, daß er Schlösser geöffnet, Cassen, Packe, Tonnen, oder Kuffer aufgemachet hat, ohne des Directors Einwilligung zu haben, wird am Leibe gestraft, und verliert so gut, als ein Dieb, sein Vermögen und seinen Sold.

20. Befinden der Director und sein Rath, nach besserer Kenntniß des Landes, diesen Artikeln noch einige beyzufügen nöthig: so sollen ihre Verordnungen, unter denen darinnen gesetzten Strafen, wie die gegenwärtigen, beobachtet werden.

21. Hat jemand auf dem Lande diese Verfassungen übertreten, oder eine andere Uebelthat begangen, derentwegen er noch nicht ist verhöret und bestraft worden: so soll er bey der Ankunft in die vereinigten Provinzen ausgeliefert, und andern zum Beyspiele ohne Barmherzigkeit bestraft werden. Es versteht sich, daß der Director und alle Richter des Raths die Macht haben, in allen Sachen Urtheile zu fällen, ohne daß jemand fordern kann, vor andern Richtern gehöret zu werden.

22. Die Richter sollen alle Verbrechen, die hier nicht erwähnet sind, nach Erforderung der Umstände bestrafen.

23. Der Director des Comptoirs kann die Geldstrafen und verfallenen Monate Sold nicht erlassen oder mindern, wenn auch der Verbrecher zu einer viel nachdrücklichern Leibesstrafe, als eine ist, die in dieser Vorschrift erwähnet wird, verurtheilet wäre. Nur die Generaldirectoren können solches thun, nachdem sich der Verbrecher seit seiner Verurtheilung aufgeführet, und nach denen Diensten, die er auf der Flotte geleistet hat.

24. Geldstrafen und verfallener Sold sollen nach Gutbefinden der Directoren angewandt werden.

25. Wem anbefohlen wird, Kranke zu warten, soll willig gehorchen, ohne Verzug und Widerspenstigkeit, bey willkührlicher Strafe.

26. Keiner von denen, die nach den vereinigten Provinzen wieder zurück kehren, kann mehr Porcellan mitnehmen, als ein Monat seines Soldes und zehn Livres darüber am Werthe betragen. Diejenigen,

Vorschrift einräumen kann, die dem Director gelassen worden, und gleichsam einen Auszug der holländischen Handlung und Staatsklugheit enthält. Man wird daraus auch verschiedene indianische Gebräuche kennen lernen, von denen man oft die Namen gelesen hat, ohne sie zu verstehen (*). Warwyk. 1603.

Diese

gen, deren Sold auf vierzig Livres und darüber monatlich steigt, bis auf den Admiral mit eingeschlossen, können nicht mehr, als für funfzig Livres mitnehmen, nach dem Preise dieser Waare in Indien zu rechnen. Die Directores sind verbunden, alles, was ihrem Erachten mehr als diese Summe beträgt, für die Gesellschaft anzuhalten; wobey sie aber den Werth des Einkaufs, doch nichts mehr, wieder erstatten. Jeder soll dieses ohne Widersetzung leiden, damit die Gesellschaft ihre Rechte erhalte.

27. Niemand kann große oder kleine Waare in größerm Werthe, als im vorhergehenden Artikel angesetzt ist, mitnehmen, bey Verlust der Waaren und seiner Monate Sold, und jeder muß, ehe er ans Land geht, verstatten, daß seine Sachen genau durchsuchet werden. Auf Erfordern ist man so gar sich eidlich zu reinigen verbunden.

28. Jeder soll die Tageregister, Karten, Schriften, Zeichnungen und Vorstellungen der Küsten, Städte, Flüsse, Rheden, Festungen, Vorgebirge, die Anmerkungen, welche die Sterne, den Lauf, und überhaupt alles, was die Schiffahrt und Handlung in Indien betrifft, angehen, getreulich in des Hauptmannes oder Directors Hände ausliefern; man mag solches, auf was für Art man will, bemerkt, sich aufgezeichnet und erhalten haben, es mag auch die Auslieferung gefordert werden, oder nicht, und dieses, ohne daß man eine Abschrift oder ein Exemplar zurück behalten, oder jemanden davon Nachricht geben darf.

29. Wer sich einer Gefahr aussetzet, oder eine beschwerliche Unternehmung auf Befehl des Directors ausführet, wird nach Gutbefinden von der Gesellschaft belohnet.

30. Wenn bey gefährlicher Zeit ein Lärmenzeichen gegeben wird, so soll sich jeder sogleich in Vertheidigungsstand setzen, und sich bey Leibesstrafe stellen, damit man beständig vermögend sey, den Feinden zu widerstehen. Man wird gegentheils auch alles mögliche thun, die Verwundeten wohl warten zu lassen. Wer zum Kräpel gemacht wird, oder in eine unheilbare Krankheit verfällt, wird nach Seegebrauche und dem Ausspruche billiger Schiedesrichter versorget. Diese Unkosten und die Soldmonate trägt das Schiff, auf dem man dienet, welches in Absicht auf die Soldmonate zu verstehen ist, bis der Admiral oder jemand vom Rathe den Leuten in Ostindien Abschied gegeben hat; denn alsdenn wird der Sold sogleich auf alle Güter und Waaren der Gesellschaft in Indien, wo man die Leute brauchet, angewiesen, und wenn man abreiset, werden sie auf alles angewiesen, was man nach Holland und Seeland bringt. Es versteht sich, daß der Sold, den man bis auf den von dem Admirale oder Rathe ertheilten Abschied zu fordern hat, in Amsterdam denen, die zu dessen Empfange verordnet sind, ausgezahlet wird, so bald das Schiff, von dem der Abschied ist ertheilet worden, zurück kömmt.

31. Damit der Inhalt dieser Verordnung in allen Stücken genau beobachtet werde: so soll jeder die getreue Haltung derselben durch eben den Eid versprechen, den er wegen des **Artikelsbriefes** geleistet hat.

32. Wenn jemand zu der Zeit, da dieses Versprechen soll geleistet werden, stille schweigt, oder abwesend ist, so wird er doch für verpflichtet gehalten, als ob er geredet hätte, und da gewesen wäre.

(*) Der Director soll treulich und ohne einige Verstellung die Beamten der Schiffe und der Gesellschaft von den vortheilhaften Umständen, die sich zur Aufnahme der Handlung zeigen, benachrichtigen, und ihnen mit Rath und Hülfe beystehen. Er soll alle Gelegenheiten suchen, eine Verminderung des königlichen Rechtes, Roba roba genannt, zu erhalten, vermöge welches wir dem Könige fünf hundert Realen von Achten für jedes große oder kleine Schiff, und dem Sabandar zwey hundert und funfzig gezahlet haben. Wie aber dieses letzte Recht des Sabandar nicht alt, sondern eine neue Erpressung ist: so soll man alles mögliche thun, es einzuziehen; und künftig nicht mehr zu zahlen. Wir haben dem Könige für drey Schiffe, ohne die Größe zu bestimmen, die Abgabe Billebila an zwey tausend Realen, also sechs hundert und sechs und sechzig und ein Drittel für eins bezahlet. Auf zwey

Geheime Vorschrift, welche zeiget, worauf es hauptsächlich mit der holländischen Handlung ankomme.

Warwyk. 1603.

Diese klugen Einrichtungen wurden von so glücklichen Umständen unterstützet, daß nur in diesem Jahre die Holländer und Engländer über acht und vierzig tausend Säcke Pfeffer nach Europa führeten.

Warwyk

zwey tausend Säcke Pfeffer, die wir von dem Könige gekauft haben, hat er für jeden ein Reale von Achten mehr, als die Unterthanen für die, welche wir von ihnen gekauft haben, erhalten. Da uns aber der Pfeffer nicht gleich geliefert ward: so bezahleten wir ihm nur sechs hundert und sechs und sechzig und ein Drittel Realen im voraus, und über dieß die fünf hundert und ein Drittel Realen für ein Schiff; und nachdem es geladen war, zahleten wir ihm eben so viel für das zweyte; und eben so viel für ein drittes. Als aber die drey Schiffe ihre Ladungen hatten, die in zwey und zwanzig tausend bis drey und zwanzig tausend Säcken bestunden: so fing man an, uns Verdrüßlichkeiten zu erregen, und verlangte für sechs tausend Säcke Pfeffer die Abgabe, die wir für die ganze Ladung des Schiffes bewilliget hatten. Man brauchete zum Vorwande: als wir um die ersten beyden Schiffe gehandelt hätten, so hätten wir vorgegeben, sie führeten nur sechs tausend Säcke, oder ungefähr so viel. Endlich verglichen wir uns mit den Beamten, und bezahleten ihnen für alles, was wir auf die drey Schiffe hatten laden können, und mehr als achtzehn tausend Säcke waren, hundert und funfzig Realen und zehn Rosenobel für den König, den Statthalter, die Säugamme u. a. unter dem Bedinge, daß wir noch kaufen könnten, was uns zu unserer Ladung fehlete, indem wir nach der Proportion sechs tausend Säcke für eine ganze Schiffsladung gerechnet zahleten. Ich wiederhole dieses so umständlich, damit es dienet, künftig genaue Maaßregeln zu nehmen, und nicht als in eine ausgemachte Sache einzuwilligen, daß man so und so viel für sechs tausend Säcke zahlen müsse; sondern nur die Zahlung auf jedes Schiff, es sey groß oder klein, zu richten, wie allemal geschehen ist. Wollen aber die königlichen Beamten wissen, wieviel die Schiffe führen, und ihre Rechnung nach der Zahl Säcke machen: so muß man sich bemühen, daß die gemeinen Schiffe in ihrer Ladung wenigstens für zehn tausend Säcke gelten.

Der Lohn des Schreibers für den Pfeffer, den man ladet, ist ein Reale von Achten für jedes hundert Säcke, und die Auflage für den König achte vom Hundert: man rechnet alles nach dem geringsten Preise, den man gegeben hat, wie wir gethan haben, indem wir auf den Fuß von vier und ein halb Reale rechnen, ob uns wohl ein Theil vier und drey Vierthel, und fünf Reale kostete. Der Pangroro ist auch eine alte Abgabe, die aber nicht so viel heißt, und nur zwölf und ein halb Caßjens auf den Sack betraf. Dieses sind die ordentlichen Kosten beym Pfeffer: denn für das Gewicht ist man nichts schuldig, obwohl das Gegentheil behauptet wird. Wenn aber der Wäger uns durch Vermehrung des Atchien einen Dienst leistet: so belohnet man ihn nach Gutbefinden. Man habe auf die Vermehrung des Gewichtes des Atchien wohl Acht, und suche sie zu verlangen. Wenn keine Schiffe auf der Rhede, und keine Käufer zum Pfeffer auf dem Markte sind: so wird solches leichter angehen: denn alsdann kann man leicht erlangen, daß das Marktgewichte nach und nach schwerer gemachet wird; und wenn ein solches Gewicht einmal eingeführet wäre, so würde man es unstreitig ferner fortgebrauchen, auch wenn Schiffe ankämen. Auf allen Fall könnten die Kaufleute auf den Schiffen darauf handeln, daß ihnen der Pfeffer nach dem Atchien von der und der Größe geliefert würde. Ich gebe diese Nachricht, und empfehle ihre Beobachtung, weil ich gewiß weis, daß man das Atchien kleiner gemacht hat, als es seyn sollte. Denn ein Picol, oder zwey Basouts, die hundert Catis machen, hält nur hundert und zwanzig Pfund Pfeffer, da es hundert und zwey und dreyßig amsterdamer Gewicht halten sollte. Ein Bahar, der neun Basouts oder vier und ein halb Picol hält, wiegt nur fünf hundert und vierzig Pfund, statt sechs hundert, die er haben sollte.

Muscatenbluhmen, Muscatennüsse, Würznelken, Cubeben, der lange Pfeffer, die Wurzel China, u. a. dergleichen Waaren zahlen dem Könige für alle Abgabe fünfe vom Hundert, ohne Roba roba, Billebila, Pangroro, die Abgabe für den Schreiber oder sonst einige zu entrichten, ob man wohl tausend Caßjens für jeden Bahar fordert. Aber wir haben sie nicht bezahlt. Eine Jacht oder mehrere, die im Lande bleiben sollen, zahlen nichts, weder bey der Ankunft in den Hafen, noch bey ihrer Abreise. Die Waaren, die man auch von andern Oertern hieher bringt, und die ihr in eure Waarenhäuser leget, zahlen nichts, sie mögen nach Holland oder sonst wohin gehen. Daher soll der Pfeffer, der etwan auf der Jacht käme, von dem, welchen man hier kaufet, abgesondert, und dem Schreiber davon Nachricht ertheilet werden: denn da der hier ge-

Warwyck reisete den 11ten des Wintermonats von Bantam ab, und ankerte den 25sten zu Gressick, wo er erfuhr, daß zwey von seinen Schiffen, die er nach China gesandt hatte, mit den Portugiesen gegen Patana zu geschlagen hatten. Warwyck. 1603.

gekaufte Pfeffer nicht sogleich, sondern erstlich beym Einschiffen aufgezeichnet wird, so würde man außer dieser Vorsichtigkeit die Abgabe auch von jenen fodern.

Man soll fleißig alle Gelegenheiten beobachten, den Leuten, die wir zu Gressick, zu Banda und anderswo gelassen haben, zu schreiben, ihnen vom Waarenpreise und dem Zustande der Handlung nebst andern Umständen Nachricht zu geben. Dem Commissar der Jacht soll eine Nachricht von dem, was er verrichtet hat, abgefordert, und darauf gesehen werden, daß alles wohl aufgezeichnet ist. Man soll ihn auch befragen, was er von der Handlung in den verschiedenen Oertern, die von ihm besucht worden sind, erfahren hat. Eben so soll man den Steuermann wegen der Schiffahrt, und was dazu gehöret, befragen, und was merckwürdig scheint, aufzeichnen.

So bald die Jacht zurück gekommen ist, soll man sie ohne Verzug nach Gressick schicken, damit sie auch dort sobald als möglich abreisen, und nach Macassar, Baly, Bima, Corea und andern Oertern gehen, und daselbst Zeuge, Reiß, Sagu und andere Waaren, die sich nach Banda und die Molukken schicken, kaufen könne. Man könnte, wie wir berichtet werden, bloß zu Baly unsere Waaren mit Vortheile gegen Cattunene Zeuge vertauschen.

Der König von Tuban hat sich seit kurzem gewogen gegen uns bezeugt, und aus Erkenntlichkeit haben wir seinen Junken Pässe ertheilt. Es ist dienlich, mit diesem mächtigen Fürsten Freundschaft zu unterhalten. Unsere Schiffe, die ostwärts gehen, und in seinen Hafen einlaufen könnten, sollen ihm viel Hochachtung bezeugen. Man soll ihm aufwarten, und mit ihm als mit einem guten und mächtigen Freunde umgehen. Indessen muß man allezeit auf seiner Hut seyn und nicht zu viel trauen, weil man sich noch nicht auf ihn verlassen darf.

Panaruca, das am ostlichen Ende von Java ist, liefert viel Reiß, und drey Gantans von Java, gelten da eine Karin. Klein Java, das die Portugiesen Cumbava y bima, nennen, bringt auch häufigen Reiß. Die Stadt Bima in diesem Eylande hat eine sehr schöne Lage. Sie befindet sich am Ufer des Wassers in einem Meerbusen, der eine enge Einfahrt hat, und innewendig weit ist. Eisen, Stahl, Zinn, Porcellan, Armbänder u. d. g. Waaren werden daselbst gesucht. Die Leute sind gesellig. Wenn sie vollkommen überführt seyn werden, daß wir der Portugiesen Feinde sind: so glaube ich, werden sie uns noch besser aufnehmen, weil ihnen dieses Volk viel zuwider gethan hat.

Macassar ist, wie uns die Malayen und andere berichtet haben, ein Eyland zwischen Borneo und Celebes. Aber nach des Admirals Jac. Hemskerk und einiger anderer Meynung, ist Macassar auf der Insel Celebes, so daß dieses noch unentschieden bleibt *). Man findet daselbst viel Reiß und andere Lebensmittel. Man hat uns gemeldet, der König wäre uns gewogen.

Zu Madura und Baly findet man Zeuge, die sich für Banda und die Molukken sehr wohl schicken. Zu Benjarmassin und Lawe im Eylande Borneo findet man Diamante und Bezoarsteine. Eben diese Steine bekömmt man auch für sehr mittelmäßigen Preis zu Macassar. Alle chinesische Waaren sind gut nach Macassar und Borneo zu führen: Timor liefert viel Sandelholz, Wachs und Honig. Die chinesischen Waaren und die weißen Zeuge mit gelber Einfassung, Foriades genannt, gehen daselbst gut ab, wie auch ein Metall, das halb Gold halb Silber ist, und in Barren oder Platten einer Spanne lang, und einen Zoll dicke gebracht wird, imgleichen die Zeuge Cain-drogom, die mit Blumensträußern geziert sind, die rothen Zeuge von Gusarata, die viereckicht zusammen gelegt sind, die Taffete vom schlechtesten Preise, Glasperlen, kleine viereckichte Feuerschaufeln von Eisen, Bley, Stahl, Zinn und besonders Eisen. Alle Lebensmittel sind da häufig und wohlfeil. Nach Banda und die Molukken ist dienlich, die Zeuge Cain-turias, Cain-pattas, Mouri, Balaetsios, die Zeuge von Madura und Baly zu führen, und auch Goungen nebst andern Kupferwaaren, Sammet, Armoisyne, Damaste, Goldfaden, gemalte Zeuge von Coromandel sowohl schwarz, als weiße, und von andern Farben, Serre-maleyo, Amfion, Wurzeln von China, Musk und andere Waaren.

*) Für die Holländer. Die Portugiesen wissen wohl, daß Macassar der Name eines Königreichs, einer Stadt und eines Flusses auf dem Eylande Celebes ist.

Warwyck. 1603.

Der Admiral geht nach Gressick.

Er schickte einige seiner Officirer mit Geschenken an den König des Landes, der zu Sedeccari, einer Stadt, die eine Tagereise vom Meere entfernt ist, Hof hielt. Er ließ diesen Fürsten einen um Platz zu Gressick zu Erbauung eines Hauses ersuchen, und erhielt solches, weil die Handlung in diesem Königreiche schon ziemlich gut war. Er war Willens, ein Comtor daselbst anzulegen. Der König versprach den Holländern, sie nicht mit Abgaben zu beschweren, und ihnen die freye Handlung in seinen Ländern mit allen Freyheiten zu lassen, die er den Portugiesen verstattet hatte: aber er verlangte, man sollte den Kaufleuten dieser Nation in denen Hafen und Meeren, die ihm zustunden, nichts zuwider thun.

Bedingungen, unter denen er daselbst ein Comptoir errichtet.

Warwyck setzte in das neue Comtor sechs Factore nur mit der Einschränkung, daß sie über keine peinliche Sachen sprechen konnten, und daß die Verbrecher geschlossen nach Bantam mit den Zeugen und Urkunden zur Untersuchung geschickt wurden. Der Director zu Gressick sollte unter keiner Gerichtsbarkeit, als unter der zu Bantam stehen m).

Er begiebt sich nach Johor.

Von vierzehn Schiffen, die der Admiral nach Indien gebracht hatte, blieben ihm nur viere und zwo Jachten übrig, mit denen er den 6ten des Christmonats wieder unter Segel gieng. Er sandte auch bald eines nach Banda ab, und nahm seinen Weg erstlich nach Johor, da er den 15ten gegen ein Eyland zu abwich, das die Malayer Grassica nennen, und das in vier und ein drittel Grad zwischen Borneo und Madura liegt. Die

1604.

Schwierigkeiten auf dem Wege.

Fahrt ward bis den 25sten Hornung 1604 so schwer, daß er diese Zeit gänzlich mit Zurücklegung vierzig oder funfzig Seemeilen zubrachte, und endlich erfuhr, die Insel, an deren Küste er immer noch war, sey Borneo, davon dieser Theil nur Grassica von einem daselbst liegenden Flecken hieß, vor dem die Flotte, ohne es zu wissen, geankert hatte n).

Man

Im Königreiche Siam, dessen vornehmster Ort, und größter Handelsplatz Judea heißt, werden alle niederländische Waaren gesucht, als feine rothe Tücher, auch von Cramoisi und allen andern Farben, feine Glasspiegel, Sammte, Satine, goldene und silberne Zeuge. Je feiner, seltener und theurer die Waaren sind, desto besser verkaufet man sie da. Man kann nichts dahin bringen, das zu kostbar wäre.

Alle chinesische Waaren schicken sich auch nach Achin als Armoisyne, Porcellan, Quecksilber, Goungen von Kupfer, Seide von Beckensios, Goldfaden, rother Sammet, Amfion. Man bringt dagegen Dragoum und Serrassa, weiße bengalische Zeuge, eine Art seidene Gürtel, Sabock-t'schinde genannt, und andere Waaren zurück.

Schnupftücher und Zeuge von Baumwolle findet man häufig von verschiedenen Arten zu Conimor auf der Küste von Coromandel zwischen St. Thome und Negapatan. Gold und Silber, Maßen von Achin, Samte, Satine, Armoisyne, Carise, Zeuge, Bley, Gläser, Spiegel, Chinawurzeln werden sehr daselbst gesucht.

Meiner Einsicht nach schicken sich drey Orte besonders, auf die Portugiesen zu kreuzen, und ihnen Schiffe wegzunehmen, worauf man wohl Acht haben muß; nämlich die Enge Sincapur bey Johor, wo die Schiffe, die von Macao, Siam, Cochin, China, Japan rc. kommen, ordentlich vorbey gehen. Daselbst bemächtigte sich der Admiral Heemskerk der reichen Caracke von Macao im Hornunge 1603, welches das zweyte Schiff war, das er auf seiner Rückreise von China nahm. Der zweyte Ort ist bey der Enge oder Cap Lusapara, unweit Sinapate, wo die Schiffe von den Molukken, Amboina, Banda, Timor rc. vorbey gehen. Der dritte ungefähr hundert und zehn Meilen westwärts von Malacca, wo der englische General Lancaster die Caracke nahm, die von St. Thomá kam, und mit Zeugen und Schnupftüchern von Baumwolle geladen war, den 2ten des Weinmonats 1602. Man kann destomehr in diesen Gegenden etwas anzutreffen hoffen, weil nach Malacca hin, oder davon her keine andere Wege sind. Die Schiffe von Goa und der Küste von Malabar gehen ordentlich im April und Herbstmonate nach Malacca ab, die, welche von Malacca nach Macao gehen, brauchen zwanzig bis fünf und zwanzig Tage, unterwegens zu seyn,

Warwyck. 1604.

Man fand, daß sich hier das Erdreich nach West ein viertel Nordwest und nach Osten ein viertel Südost streckte. Drey bis vier Meilen weiter geht die Küste plötzlich nach Nordwest und Norden. Das Eyland **Crimata** ist, wie man von den dahin zur Entdeckung geschickten Schaluppen erfuhr, vierzehn Meilen Nordwest, oder noch ein wenig westlicher gegen Borneo gelegen, dem Flusse **Succadana** und der Stadt **Lawe** gegen über, die viel Diamante und einige Bezoarsteine liefert: zugleich aber erfuhr man, daß sich im Flusse Sandbänke befänden, die den großen Schiffen nicht verstatteten, näher zu kommen, ob er wohl für Jachten und Schaluppen schiffbar sey *o*).

Seine Klugheit.

Diese Hindernisse brachten **Warwycken** nicht von dem Vorsatze ab, nach Johor zu gehen, weil ihm diese Reise zum Vortheile der Gesellschaft und der ganzen Nation nöthig zu seyn schien. Des Königes von **Johor** Bündniß mit den Holländern setzte ihn den Beleidigungen der portugiesischen Flotten aus. Wenn man sich etwas eifrig bezeugte, ihm beyzustehen: so müßte seine Erkenntlichkeit dadurch nothwendig lebhafter gemacht werden, und die Vortheile hiervon waren desto sicherer, weil **Johor** nicht nur der gerade Weg nach China, und bequemer als durch die **Manillen** ist, sondern auch, weil der König von **Ternate** stark genug seyn würde, sich wider die Portugiesen zu **Tidor** zu schützen, wenn man von **Johor** einmal die portugiesische Macht vertreiben, und sie gänzlich zerstreuen könnte. Da indessen der Mousson gleich zuwider war: so mußte man den 13ten März auf der Küste von Crimata ankern, Erfrischungen daselbst einzunehmen. **Warwyck** schickte von dar eine Schaluppe nach **Succadana**, wo selbige hundert Reale von Achten in Diamante anlegte. Die Schwierigkeiten höreten nicht auf *p*), und kosteten viel zu überwinden, bis auf

Ii 3

eyn, ob der Wind wohl im Wintermonate und Christmonate sich zu verändern anfängt.

Die Schiffe aus Portugall landen ordentlich im Herbstmonate zu Goa. Der nordwestliche Mousson fängt daselbst im April an, sowohl als auf der malabarischen Küste, und dauert fünf bis sechs Monate. Während dieses Moussons und besonders vom 10ten May bis zum letzten August können sich die Schiffe dieser Küste nicht nahen. Alle Flüsse sind mit Sande versetzt, nur Cap Comorin bleibt immer schiffbar, und noch ein Hafen übrig, in den man einlaufen kann. Das erste von denen Schiffen, die von **Macao** abgehen, läuft ordentlich zu **Malacca** vom 20sten bis zum letzten des Christmonats, und das zweyte oder letzte von 20sten bis zum letzten.

Um in die Enge von Sincapura von der Westseite einzulaufen, muß man längst der Küste von Malacca hinfahren, wenn man auch einen von den besten malaischen Piloten bey sich hätte. Ordentlich ankern die Portugiesen vor der Bucht, sie setzen auf beyde Seiten der Durchfahrt zweene kleine Maste, oder lassen sich zweene Kähne dahin stellen, zwischen denen sie mit Hülfe der Fluth durchgehen. Sie waren gewohnt durch die alte Durchfahrt hinein zu gehen, itzo aber brauchen sie die neue, wenn sie von Osten kommen, und lassen die Insel linker Hand, an statt daß sie solche bey der Einfahrt durch die alte rechter Hand ließen.

Wenn sie von Osten kommen, fahren sie um Pedro Blanco herum, von einer oder von der andern Seite ein. Pedro Blanco sieht wie eine umgekehrte Junke aus, die ihren Kiel oben hat, und liegt Süd und Nord mit der Insel **Bintam**. Am besten ist im Canale auf einer oder der andern Seite dieser Klippe zu schiffen; denn eine halbe Meile von der östlichen Spitze von Johor sind Klippen vier bis fünf Faden unter dem Wasser.

m) Warwycks Tagebuch a. d. 653, 654 S.

n) Eben das. a. d. 656 S.

o) Eben das.

p) Wir wollen mit dem Verfasser des Tageregisters bemerken, daß man bey Lichtung des Ankers nach Johor drey oder vier Inseln, die mit Schilfe umgeben waren, und eine kleine schmahle Bank, die etwa eine und ein drittel Meile S. O. ins Meer gieng, S. S. W. von **Crimata** oder **Crimita** ließ. Die also von Osten kommen, müssen sich ein wenig von **Crimata** entfernen, und sich längst der Küste von **Suraton** halten, wo zehn Klaftern Tiefe

Warwyck. 1604.

auf den 5ten May, da man in den Fluß **Johor** zween u. zwey drittel Grad nordlicher Breite ankerte. Der König schien über der holländischen Flotte Ankunft sehr vergnügt zu seyn. **Buys**, Director des Comptors, der sich schon an diesem Orte eingerichtet hatte, bezeugte, wie geneigte Gesinnungen für seine Nation er da angetroffen hätte. Selbige vergrößerten sich noch, als man den ansehnlichen Vortheil erfuhr, den zwey holländische Schiffe, **Erasmus** und **Nassau**, über die Portugiesen erhalten hatten. Sie hatten in der Rhede von **Macao** eine große Gallion angegriffen, die von dieser Stadt nach **Japan** abreisete, sich derselben bemächtigt, die Ladung daraus genommen, und das Schiff im Gesichte der Einwohner verbrannt. Die Rache war gerecht genug für die barbarische Hinrichtung achtzehn Holländer auf eben dieser Rhede. **Warwyck** fand um **Johor** herum keine Portugiesen zu bestreiten, sondern nachdem er das Bündniß bestätigt, und die Handlung auf festen Fuß gesetzt hatte, so beschäfftigte er sich mit der großen Unternehmung, den Holländern den Eingang in China zu öffnen. Ein chinesischer Goldschmied von **Queda** leistete ihm wichtige Dienste. Man schonte die Kosten so wenig, daß vier andere Chinesen, die bey eben diesem Unternehmen gebraucht wurden, bis tausend Realen von Achten erhielten. Von der andern Seite ward **Speck** mit Geschenken nach **Siam** geschickt. Er sollte den König, welcher Gesandte nach China gehen ließ, ersuchen, daß er mit unter desselbigen Begleitung gehen dürfte, und seinen Schutz zu genießen hätte. **Warwycks** Schreiben an diesen König verdient als ein Denkmaal seines Eifers und seiner rühmlichen Absichten aufbehalten zu werden q).

Zwey holländische Schiffe nehmen eine reiche Gallion weg.

Warwycks List.

Warwycks Schreiben an den König von Siam.

„Wir **Wybrand van Warwyck**, Admiral und Oberhauptmann einer Flotte von „funfzehn Schiffen, die von Holland und Seeland nach **Bantam** in dem Eylande **Java** „gekommen sind, wo wir uns sieben Monate aufgehalten haben, wünschen Eurer Maj. dem „erlauchten und mächtigen Fürsten von **Chrongh Prenechoon** und **Sry y Judea** r) „alles Glück, Wohlergehen und Wachsthum. Wir, die wir Eurer Maj. Diener sind, haben „unsere Flotte getheilt, und Schiffe an unterschiedliche Oerter von Indien geschickt, daselbst „zu handeln: itzo aber sind wir mit zwey Schiffen, nach dem Befehle unsers Königs von Holland und Seeland s), nach **Patana** gegangen, daselbst zu handeln, und uns nach **China** „zu begeben. Wir haben aber erfahren, daß dieses Unternehmen ohne die Gewogenheit und „den Schutz einer Macht unmöglich ist. Zu gleicher Zeit haben wir das Glück gehabt, allhier „den Abgesandten Eurer Majestät **Opra Rad'zia Phaedy Stry Suasdy** anzutreffen, „der von Borneo kömmt, und erfahren, daß Eure Majestät gewohnt sind, jährlich an „den großen König in **China** Gesandten zu schicken. Dieser Umstand würde mich bewogen haben, selbst mit neun Schiffen abzugehen, um die Ehre zu haben, bey Eurer Majestät „mich einzufinden, wenn der Mousson uns nicht zuwider wäre. Ich schicke aber mit Eurer „Majestät Gesandten meinen jüngern Bruder Cornelius Speck, Eurer Majestät Diener, „um dieselben unterthänigst zu ersuchen, daß er, wenn Eure Majestät Gesandten nach „**China** schicken werden, in deren Gefolge gehen möge, damit er den Namen der Holländer daselbst bekannt mache, und erfahre, ob die Schiffe unserer Nation, die auf die chinesische Küste kommen möchten, daselbst Freyheit zu handeln haben dürften. Erhalten wir

„durch

Tiefe und guter Ankergrund ist. Man hatte noch Wind und Ströme wider sich bis den 22sten, da die Schiffe von den Strömen befreyt wurden. Nachgehends trieb sie ein Südsüdost- und Südostwind den 26sten aus ihrem Wege gegen das Eyland Linga, von dem sie zwischen den Inseln westlich von Bintam durchfuhren, das ihnen rechter Hand blieb. Man befand also die Lage dieser Inseln sowohl als derer bey Borneo, ganz anders, als in den Karten, und

„durch Euer Majestät Vorschub diesen Vortheil: so ersuchen wir dieselbigen, für gut zu be- „finden, daß die Länder Holland und Seeland mit den Ländern von Dero Herrschaft „beständig vereinigt und in Freundschaft verbleiben. Weil indessen die Portugiesen der Hol- „länder Todfeinde sind, und alle Arten von List und Betrug brauchen, ihnen zuwider zu „seyn, und sie zu stürzen: so bitten wir noch Eure Majestät, die holländische Nation so- „wohl in Dero Landen als in China zu schützen.

Warwyck. 1604.

Wie er die Chinesen vorbereitet, die Holländer zu leiden.

Diese Aufmerksamkeit, sich auch der geringsten Gelegenheiten zu bedienen, machet dem holländischen Generale so viel Ehre, als alle die Vortheile, die sie beständig durch die Waffen erhielten. Man sieht durchgehends, daß sie Geschicklichkeit und Muth in gleicher Maaße anwendeten, so wie beydes den Portugiesen zu fehlen schien. Hatte **Warwyck** auf dieser Reise nicht das Vergnügen, seinem Volke die chinesischen Hafen zu öffnen: so legte er wenigstens den **Grund, auf den seine Nachfolger seit dem gebauet haben.** Er näherte sich der Küste; er verschaffte sich daselbst vortheilhaftere Unterredungen mit einigen Beamten dieses großen Reichs; er zerstörete einen Theil von denen widrigen Begriffen, welche die Portugiesen wegen der Holländer daselbst ausbreiten wollten, und brachte den Chinesen dagegen so vortheilhafte Begriffe bey, daß er hoffete, die Wirkung davon bey seiner Rückkunft nach Patana mit den ersten Junken zu erfahren. Die Chinesen sagten schon, unter **Hombons** Regierung, etwa vor zwey hundert Jahren, hätte sich ein Volk, Namens **Hollam**, für Vasallen dieses Monarchen erkläret, **Hollam** und **Holland** wären zweifelsfrey einerley Namen; mit der Zeit wäre diese Nation dergestalt aus China verschwunden, daß sie nur den Namen noch im Gedächtnisse behalten hätten; sie fänden solchen noch in ihren Büchern, und sahen niemand, als die Holländer, auf die ihre Muthmaßungen fallen könnten *t)*. Der Verfasser des Tageregisters fügte hinzu, diejenigen, die alle Mittel hervor suchten, das strenge Gesetz in China, das den Handel mit Fremden durchgängig verbiethet, zu lindern, hätten nicht gezweifelt, daß ihnen diese Einbildung mit der Zeit außerordentlichen Vortheil bringen könnte *u)*.

Chinesische Einbildung, die ihm Nutzen bringt.

Warwycks Rückkehr nach Holland.

Der Admiral wandte den übrigen Theil des Jahres an, eine so vortreffliche Hoffnung zu stärken; und weil sich seine Sorgfalt auf alle Oerter erstrecket, wo die Holländer einen Vortheil für ihre Handlung finden könnten, so setzete er die Portugiesen vollends in Furcht und Bestürzung. Er wird auch für einen von den größten Männern gehalten, die in Indien zur Einrichtung, und zum Ruhme der Gesellschaft gedient haben. Nachdem er alle seine Unternehmungen ausgeführt, und seine Schiffe reich beladen hatte: so reisete er den 6ten des Hornungs 1606 *w)* von **Bantam** ab, um nach Holland zurück zu kehren, wo er nach einer fünfjährigen Abwesenheit glücklich im Texel einlief *x)*.

Das

und zeichnete zu künftigem Gebrauche neue Karten, a. d. 659 Seite.

q) A. d. 665 S.

r) Vornehmste Stadt im Königreiche Siam.

s) A. d. 673 S.

t) A. d. 682, 683 S.

u) Die ganze übrige Erzählung enthält nur besondere Nachrichten von dergleichen Beschaffenheit.

w) A. d. 692 S.

x) A. d. 697 S.

Van der Hagen zweyte Reise. 1604.

Das VIII Capitel.

Zweyte Reise Stephans van der Hagen nach Ostindien.

Einleitung. Zeugniß für die Holländer. Ansehnliche Ausrüstung der holländischen Gesellschaft. Abreise. Drohende Beleidigung der Portugiesen. Rache der Holländer auf Mozambick. Sie kreuzen bey Goa. Die Flotte begiebt sich nach Cananor. Schreiben des dasigen Königes an die Holländer, sich weg zu begeben. Sie gehen nach Calecut. Bündniß mit dem Samorin. Sie verjagen die Portugiesen aus Amboina. Capitulation des Fort. Van der Hagen geht nach Tidor. Er nimmt zwo portugiesische Caracken. Belagerung des Fort. Die Könige von Ternate und Tidor versprechen, neutral zu bleiben. Mols Klugheit und Muth. Die Holländer stürmen. Mol dringt durch die Oeffnung hinein. Wie man ihn rettet. Zufall, der die Portugiesen zur Uebergabe nöthiget. Sie werden völlig aus den Molucken vertrieben. Handlungsreise. Erläuterung wegen des Michael Burnes.

Einleitung. Der Feindseligkeiten und des grausamen Wüthens der Portugiesen ungeachtet, hatte die Gesellschaft ihren Befehlshabern allezeit empfohlen, sich in den Schranken einer großmüthigen Mäßigung zu halten. Sie hoffete, dieselben endlich durch Gelindigkeit zu gewinnen, und eine Zeit zu erleben, wo ihr Handel durch den Krieg nicht mehr gestöret würde. Selbst unter ihren Feinden finden sich Zeugen dieser Wahrheit. Der Verfasser des Tageregisters **des van der Hagen** führet ein Schreiben des Bischofes von **Malacka** an den König von Spanien an, in dem sich der Prälat folgender maßen ausdrücket *y*).

Zeugniß für die Holländer. „Die Portugiesen haben geglaubet, der Holländer Gelindigkeit rühre aus Furcht und „aus Ohnmacht, sich zu vertheidigen, her. Daher sind sie täglich trotziger und unerträg„licher geworden. Die Holländer haben also aus Noth die Waffen ergreifen, und die „Gewalt damit vertreiben müssen. Warum hätten sie die Schiffahrt nach Indien aufhe„ben sollen, an der ihnen so viel gelegen war? Warum sollten sie den Indianern nicht bey„stehen, die nur aus Haß wegen der mit ihnen geschlossenen Bündnisse gedrücket wurden? „Wie sie gesehen haben, daß die Verfolgung kein Ende hatte, und an statt abzunehmen, täg„lich größer geworden, so haben sie geglaubet, es sey Zeit, beherzten Widerstand zu thun, „ihrer Feinde Flotten anzugreifen, derselben Schiffe zu zerstören und wegzunehmen, sich „ihrer Festungen zu bemächtigen, und sie auf alle Art aus denen Oertern, die sie besessen ha„ben, zu vertreiben.„

Man fängt mit dieser Betrachtung hier an, weil nun lauter blutige Begebenheiten und ein grausamer Krieg folgen werden. Die großen Ausrüstungen von Flotten, welche die

y) Es ist verdrießlich, daß nicht angezeiget wird, wo dieses Schreiben zu finden ist.

(*) Der zwölf Schiffe Namen waren 1) für die Kammer von Amsterdam, die vereinigten Provinzen von sieben hundert Tonnen, führete der Admiral Befehlshaber, Hauptmann Simon Hoen. Amsterdam von eben so viel Tonnen, Hauptmann Arent Claaß Callekthuis; Geldern von fünf hundert Tonnen, Hauptmann Janß Mol. Der Hof von Holland drey hundert und vierzig Tonnen, Hauptmann Wilhelm Cornelißz Schout. Delft drey hundert Tonnen, Hauptmann Wilh. Lock. Die Taube sechzig Tonnen, Hauptmann Wilh. Janß. 2) Für die Kammer von Seeland, Dordrecht als Viceadmiral sieben hundert Tonnen, Hauptmann Hans Rymeland. Seeland fünf

die Gesellschaft jährlich zu unternehmen sich vorsetzte, erklärete offenbar, daß sie weder die Schiffahrt aufheben, noch der Portugiesen unmenschliches Begegnen länger dulden wollte. Vom Christmonate 1603 an, und ein Jahr nach des Admiral **Warwyks** Abreise ließ sie zwölf Schiffe ausrüsten (*), und das folgende Jahr eine andere Flotte. **Van der Hagen**, den seine erste Seefahrt schon berühmt gemacht hatte, ward zum Befehlshaber dieser fürchterlichen Seemacht ernennet.

Van der Hagen zweyte Reise. 1604.

Ansehnliche Ausrüstungen der holländischen Gesellschaft.

Er segelte mit selbiger den 18ten des Christmonats 1603 ab: aber die widrige Witterung hielt ihn fast zweene Monate auf der englischen Küste auf, so daß er erst den 10ten März im Gesichte der Eylande des grünen Vorgebirges anlangete. Die Portugiesen von St. Jago, die er um Erfrischungen ersuchen ließ, antworteten ihm, in ihren Inseln stünde den Holländern nichts zu Dienste, als Pulver und Bley. Dieses war ein neuer Sporn zur Rache für einen General, dessen vornehmste Unternehmung darauf ankam, dieses stolze Volk zu demüthigen. Das Eyland St. Jago schien ihm seiner Rache nicht würdig zu seyn. Als er aber den 17ten April bey Mozambik ankerte: so beschloß er, alle seine Schaluppen auszurüsten, und das Eyland und die Festung zu besuchen.

Abreise.

Drohende Beleidigung der Portugiesen.

Rache der Holländer auf Mozambik.

Den Morgen nach ihrer Abreise brachten ihm die Schaluppen eine Caracke, die unter der Festung ankerte. Alle Leute darauf hatten die Flucht ergriffen, bis auf einen Jungen und einen **Metif**, die sehr verwundet und zu Gefangenen gemachet waren. Man erfuhr von ihnen, daß die Caracke daselbst seit sieben Monaten die Ankunft anderer Caracken aus Portugall erwartete, um zusammen nach **Goa** zu gehen. Der Rath ward sogleich versammelt, und man beschloß, die Portugiesen anzugreifen. Die Caracke that wenig Widerstand, ob man gleich von der Festung stark feuerte. Man fand nichts auf ihr, als eine gute Anzahl Elephantenzähne. Hundert und funfzig Mann giengen, die Insel zu durchsuchen, wo sie nichts weiter thaten, als daß sie ein portugiesisches Haus abbranten. Die Caffern entsetzten sich sehr vor der Holländer Schießgewehre. Sie schienen bereit, selbigen wider ihre ersten Herren beyzustehen, die sich durch ihre Grausamkeit verhaßt gemachet hatten. Den 12ten setzete man die Caracke in Brand, die nahe bey der Stadt im Gesichte der Einwohner verbrannte.

Allein diese geringe Verrichtung war nur ein Versuch. Der Admiral fand sich den 21sten des Herbstmonats auf der Küste von **Goa** ein, wo er ein arabisches Schiff entdeckte, das von Mecca kam. Man nahm es; weil es aber nur mit Mohren besetzet war, die nach **Corripatan** giengen, und keine Waaren, die den Portugiesen gehöreten, führeten, so ließ man es ohne Schwierigkeit frey.

Den 26sten ankerte man vor dem Flusse von Goa, eine Meile von dem Fort, in der Absicht, portugiesische Schiffe zu erwarten. Man sah alle Tage Galeeren von ihnen, aber

Sie kreuzen bey Goa.

fünf hundert Tonnen, Hauptmann **Cryn Pieterß**. 3) Für die Kammer von **Hoorn** und **Enkhuysen**, **Hoorn** sieben hundert Tonnen, Hauptmann **Joh. Corneliß Arenhorn**. **Medemblik** zwey hundert und funfzig Tonnen, führete **Dierik Claaß Moylieves**. **Westfriesland** fünf hundert Tonnen, führete **Jac. Jacobß Clunt**. **Enkhuysen** drey hundert Tonnen, führete **Nicolas Thyß Cul**. Nach der Zeit, d. i. im Heumonate 1604 kam für die Kammer von Amsterdam das dreyzehnte Schiff zu eben der Flotte gerechnet darzu, **Gonda** von zweyhundert Tonnen, Hauptmann **Cornelius Herß Brouk**. Man zählete auf dieser ganzen Flotte zwölf hundert Mann, und die Kosten der Ausrüstung beliefen sich auf zwo Millionen zwey hundert und neunzig tausend drey hundert und acht und sechzig Livres.

Van der Hagen zweyte Reise. 1604.

aber sie waren auf ihrer Hut. Der Admiral rückete weiter in den Fluß hinein, und jagete vier dieser Schiffe, ohne eines erhalten zu können. Den 13ten giengen die Holländer bis an das Fort Bardes, wo sie einige Kriegesschiffe antraffen, aber sich nicht wageten, solche anzugreifen, weil das Ufer mit einer solchen Menge bewaffneter Leute besetzet war, daß es schien, als hätte man den Portugiesen von der Ankunft einer feindlichen Flotte Nachricht ertheilet, und als hätten sie alle ihre Macht vereiniget, solche zu bestreiten. Gegen Abend sah man etliche Galeeren: einige Schüsse aber, die ihnen die Holländer zuschicketen, benahmen ihnen die Lust, näher zu rücken z).

Die Flotte begiebt sich nach Cananor.

Indessen veranlasseten achtzehn portugiesische Kriegesschiffe, die den 19ten nach Goa kamen, daselbst zu ankern, den van der Hagen zu dem Entschlusse, sich nach **Calecut** zu begeben. Eine Schaluppe von der Flotte, welche Erkundigung einzuziehen nach dem Ufer gerücket war, fiel in einen Hinterhalt der Portugiesen. Die Leute auf der Schaluppe trieben sie tapfer zurück, und hatten das Vergnügen, zu bemerken, daß die Mohren keine Bewegung machten, sie zu unterstützen. Die Portugiesen feuerten aus dem Fort so wenig, als von ihren Wällen, und man erfuhr, daß ihnen der König von **Cananor** solches untersaget hätte.

Schreiben des Königes von Cananor, darinnen die Holländer ersuchet werden, sich weg zu begeben.

Es begaben sich auch bald einige von diesem Fürsten abgeschickte Mohren mit einer Friedensfahne an Bord des Admirals, und überlieferten ihm einen Brief des Inhalts: Der König habe seit langer Zeit erfahren, daß die Holländer der Portugiesen abgesagte Feinde wären: Er fürchtete, da sie sich dem Fort so weit genähert hätten, so wäre ihre Absicht, solches zu überrumpeln: Er riethe ihnen nicht, solches vorzunehmen, weil das Fort in gutem Zustande und mit allen Nothwendigkeiten wohl versehen wäre; außerdem hätten seine Vorfahren seit hundert und zwey Jahren die Portugiesen unter ihren Schutz genommen, und er wäre ebenfalls gesonnen, sie zu schützen; er hätte für gut befunden, den Holländern hiervon Nachricht zu ertheilen, und wenn sie seine Freunde seyn wollten, wie er der ihrige zu seyn wünschete, so bäthe er sie, sich zurück zu ziehen; sie sollten sich auch hüten, etwas wider seine maldiver Inseln vorzunehmen, und die Schiffe seiner Unterthanen zu beleidigen. Der Admiral versprach ihm alles, was er verlangete, und setzte sogleich seinen Weg nach **Calecut** fort a).

Sie begeben sich nach Calecut.

Er ankerte den 27sten in der Rhede dieser Stadt, und schickte von dar seinen Viceadmiral **Sebastiaansen** ab, dem **Samorin**, welcher König von **Calecut** und gleichsam Kaiser von **Malabar** ist, seinetwegen aufzuwarten. Es befanden sich neun portugiesische Fregatten auf der Rhede. Die Schaluppen wurden ausgerüstet, sie anzugreifen. Da sich aber die Portugiesen wohl vertheidigten, so mußte Hagen seinen Leuten Verstärkung schicken, die eine von den Fregatten wegnahmen. Achtzig Mann, die sich darinnen befanden, warfen sich alle in die See, und ersoffen, nur sechs davon wurden gefangen bekommen, und drey retteten sich mit Schwimmen. Man fand nichts in der Fregatte, als fünf und zwanzig Tonnen Pulver, welche die Portugiesen nach Ceylan senden wollten. Sechs Tage darauf kamen vier Leute an Bord des Admirals, und ersuchten ihn von wegen des **Samorin**, unweit des Ortes zu ankern, wo sich dieser Herr mit einem Kriegesheere befand, das er wider die Portugiesen ins Feld geführet hatte. Man lichtete die Anker, solches zu thun. Den folgen-

z) Tageregister der II Reise des van der Hagen auf der 5 und folg. Seite.

a) Eben das. a. d. 7 und 15 S.

b) Eben das.

c) A. d. 17 S.

folgenden Tag entdecketen die Holländer neunzehn portugiesische Fregatten, welche die Küste beschossen, und mit vielem Feuer ihnen sehr beschwerlich fielen: aber die Windstille verhinderte, daß man nicht zu ihnen kommen konnte, und man erfuhr nur von den Einwohnern, daß sie viel Volk am Borde hätten. Einige Tage hernach nahm man zwo portugiesische Junken weg *b*).

Van der Hagen zweyte Reise. 1605.

Nachdem sich die Flotte dem vom Samorin bemeldeten Orte genähert hatte *c*), und dieser Monarch zu erkennen gab, wie sehr er wünschte, sich mit den Holländern zu verbinden: so beschloß der Admiral, mit einer seinem Range gemäßen Begleitung ans Land zu gehen. Man empfing ihn mit vielen Ehren- und Freundschaftsbezeugungen. Das Bündniß wurde geschlossen und feyerlich beschworen. Der Samorin versprach den Holländern beständige Freyheit, in allen Ländern, die ihm unterthan wären, zu handeln *d*). Er ersuchte sie, das Original dieses Vergleichs mit nach Holland zu nehmen; und alle seine Unterthanen bezeugeten große Freude darüber.

Bündniß mit dem Samorin.

Nach andern Reisen, die den Admiral bis in den Hornung 1605 beschäfftigten, ankerte er den 21sten dieses Monats in der Bay von Amboina, auf der nordlichen Seite, eine Unternehmung auszuführen, die der Gesellschaft rühmlicher und noch viel nützlicher war. Gleich den andern Tag setzte er einen Theil seiner Mannschaft aus, welche gerade auf das Fort zugieng, ohne den Portugiesen Zeit zu lassen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Der Befehlshaber erstaunete darüber, und schickte in einem Kahne zween Portugiesen an Bord der Flotte, mit einem Briefe an den Admiral. Er fragte trotzig, was die Holländer von ihm verlangeten, und was sie wider ein Fort unternehmen wollten, das ihm von dem Könige von Spanien anvertrauet wäre. Der Admiral antwortete, er sey auf des Prinzen Moritzens Befehl gekommen, sich des Forts zu bemächtigen. Diese Erklärung, welche von einigen Schüssen aus dem groben Geschütze gegen die Mauern des Forts begleitet wurde, verursachete den Portugiesen so viel Schrecken, daß sie den Sturm zu erwarten nicht wageten, und sich erbothen, zu capituliren.

Sie verjagen die Portugiesen von Amboina.

Nach verschiedenen Unterredungen verglich man sich, die unverheiratheten Portugiesen sollten aus dem Fort ziehen; die Verheiratheten hätten die Freyheit, zu bleiben, wenn sie den Staaten und dem Prinzen Moritz huldigten; ein jeder könnte eine Flinte mitnehmen, und das grobe Geschütz nebst andern Waffen und Gewehr sollte den Holländern bleiben. Der Admiral gieng mit funfzig Mann ins Fort, und ließ seine Flagge da aufstecken. Die Schiffe feyerten diese Eroberung durch ausnehmende Freudenbezeugungen. Man fand dreyßig gegossene Stücke im Platze. Ungefähr sechs hundert Mann Portugiesen wurden von der Insel und aus dem Fort verjaget; die Holländer überließen ihnen zwey Schiffe, die sie ihrer Nation abgenommen hatten. Sechs und vierzig portugiesische Familien blieben in der Insel, und huldigten. Dieser Sieg war sehr wichtig, nicht nur, weil er wenig kostete, sondern auch, weil er der Gesellschaft eine Insel verschaffete, wo sie lange Zeit festen Sitz gewünschet hatte. Man versah das Fort mit allen Nothwendigkeiten und einer ansehnlichen Besatzung unter Friedrich Houtmanns Aufsicht *e*).

Capitulation des Fort.

Des Admirals Absichten führeten ihn nach diesem nach **Tidor**. Er hatte von einem englischen Admirale erfahren, daß der König dieses Eylandes den Portugiesen eidlich Hülfe ver-

Van der Hagen geht nach Tidor.

d) Eben das. und a. d. 18 S.

e) A. d. 73 und 74 Seite. Der Verfasser des Tageregisters erwähnet das holländische Fort nicht, das Wolphart Harmansen gebauet hatte.

Van der Hagen zweyte Reise. 1605.

versprochen hätte. Da ihn aber andere Nachrichten versicherten, daß es ihnen an Pulver fehlete: so ankerte er den 2ten May vor des Königes Pallaste selbst, in Willens, mit diesem eine Unterredung zu halten. Kaum hatte er seine Anker fallen lassen, so entdeckte er nahe am Lande zwo Caracken zwischen zwo Schanzen, die ihnen zur Vertheidigung dieneten. Er ließ das Fort auffordern, aber die Besatzung antwortete, sie wäre bereit, sich bis aufs äußerste zu schützen; daher er beschloß, seine erste Gewalt auf die beyden Caracken anzuwenden. Der Viceadmiral und **Hanß Mol**, Hauptmann des Schiffes **Geldern**, welche Befehl erhielten, nach dieser Seite anzurücken, macheten gleich anfangs ein entsetzliches Feuer, dem die Portugiesen aus den beyden Schanzen und den Caracken ziemlich antworteten. Zwo holländische Schaluppen aber, welche durch einen Hagel von Musketen- und Canonenkugeln drangen, kamen an Bord der Caracken, und bemächtigten sich ihrer nach einem Gefechte von einer Stunde; die größte Menge der Leute hatte sich ins Meer geworfen, aber erstlich Lunte an das Pulver geleget. Einige von der Holländer Leuten waren so glücklich, solches zu entdecken; nur einen Augenblick darauf wäre es zu späte gewesen. Bey einem so hitzigen Gefechte hatten sie doch nur drey Leute verlohren, aber siebenzehn Verwundete bekommen. Ihre Beute belief sich bloß auf sieben gegossene Stücke. Aus Verdruß darüber zündeten sie beyde Caracken an, und überließen solche den Wellen *f*).

Er nimmt zwo portugiesische Caracken.

Belagerung des Fort.

Dieser Verlust bewegete die Portugiesen noch nicht, das Fort zu überliefern. Sie schienen so fest entschlossen zu seyn, sich zu vertheidigen, daß der Admiral zum Könige von Ternate gieng, solchen über die Art zu befragen, wie er sie angreifen sollte. Er machete so gar keine Schwierigkeit daraus, ihn um Hülfe zu ersuchen: allein dieser Herr, der etliche Tage nöthig hatte, seine Mannschaft zusammen zu ziehen, rieth den Holländern, sich nicht zu übereilen, weil man wüßte, daß die Engländer den Portugiesen Pulver, Bley, Wein und Lebensmittel verkaufet hätten *g*). Unterdessen, daß der König von Ternate sich rüstete, ließ man auch den König von Tidor ersuchen, an diesem Streite keinen Theil zu nehmen, und die Holländer und Portugiesen ihren Zwist ausmachen zu lassen, mit Versprechen, daß der König von Ternate in diesem Falle auch gleichgültig bleiben wollte. Er willigte ein. Den 14ten May landeten hundert und funfzig Holländer unter des Hauptmann **Mols** und eines seeländischen Officiers, **la Derre**, Anführung. Sie giengen nach zweenen Flecken zu, deren einer nordlich, der andere südlich lag, welche beyde den Portugiesen gehöreten, und brannten sie ab. Der König von Ternate, der mit vierzehn Caracken, jede mit hundert und vierzig Mann besetzet, angelanget war, gieng mit fünf hundert Mann ans Land, so wohl ein Zuschauer beym Gefechte zu seyn, als den König von Tidor zu beobachten *h*).

Die Könige von Ternate und Tidor versprechen, sich auf keine Seite zu schlagen.

Mols Klugheit u. Muth.

Indessen war die Flotte nordlich nach dem Fort gerücket, und hatte schon angefangen, das Geschütz spielen zu lassen. Mol aber machete unter dem Vortheile, den ihm dieses Feuer gab, mit seinen hundert und funfzig Leuten seine Approschen. Er ließ von Fässern, die mit Erde gefüllet wurden, eine Verschanzung aufrichten, die geschwind fertig ward, von daraus beschossen seine Leute den Platz. Die Nacht rückte heran, und er nahm zween beherzte Leute mit sich, alle Seiten des Platzes im Finstern zu untersuchen. Eine Bresche, die er entdeckte, schien ihm groß genug zu seyn, und er gab sogleich Befehl zum Sturme.

Mit

f) A. d. 76 und folg. S.

g) Darüber entstund zwischen den Holländern und Engländern ein großer Zwist. Er ward durch eine ansehnliche Geldsumme beygelegt, die England der holländischen Gesellschaft zur Schadloshaltung zu

Van der Hagen zweyte Reise. 1605.

Die Holländer stürmen.

Mit Anbruche des Tages rückten die beyden Hauptleute mit ihrer Mannschaft bis unten an das Fort, und dieses geschah so vorsichtig, daß der Feind keinen Verdacht deswegen schöpfete. Die Schiffe, welche von ihrem Entschlusse Nachricht hatten, höreten nicht auf zu feuern, bis auf den Augenblick des Sturms, den man ihnen durch Aussteckung einer Standarte zu wissen that. Bey diesem Zeichen hörete das Feuer auf, und Mol rückete an die Bresche mit seiner halben Pike in einer Hand, und einer Fahne in der andern. Er fand viel Widerstand, aber nach einem langen und hartnäckigen Gefechte drang er mit sieben Mann in den Platz. Die Portugiesen, die er in den Thurm getrieben hatte, macheten von dar ein entsetzliches Feuer. Sie warfen so viel Granaten und anderes Feuerwerk auf diejenigen, die in das Fort drangen, daß Mols Fahne verbrannt wurde.

Mol dringt durch die Oeffnung hinein.

Die sieben Waghälse, die ihm bisher so tapfer beygestanden hatten, erschracken so sehr darüber, daß sie flohen, und ihn eben dieses zu thun nöthigten. Aber indem er durch die Bresche heraus gieng, hatte er das Unglück, zu fallen, und ein Bein zu brechen. Einige seiner Leute wollten ihn wegschaffen: allein er verlangte ihre Hülfe nicht, und nahm, ohne Acht auf sein Leben zu haben, alle Kräfte zusammen, ihnen Muth zu erwecken, und sie zur Erneuerung des Sturmes zu bringen. Indessen nahm ihn ein starker Mann auf die Schultern, und trug ihn wider seinen Willen weg *i*). In der ersten Hitze des Angriffs war einer von den beyden Hauptleuten, deren Caracken man verbrannt hatte, in völliger Rüstung vor ihn getreten, und wollte ihn mit dem Degen durchstoßen, aber **Mol** wandte den Stoß mit seiner halben Pike ab; einer seiner Musketirer näherte sich glücklich, und schoß dem Portugiesen den Kopf entzwey *k*).

Wie man ihn rettet.

Die Holländer wurden durch ihres Anführers Ermahnungen aufgemuntert, stürmten wieder, und wandten alle Macht von neuem an, aber so unglücklich, daß sie bis auf die Hälfte des Weges nach ihrer Schanze zurück getrieben wurden. Diese Unordnung hätte sich vergrößert, wenn das Glück ihnen nicht mehr beygestanden hätte, als ihr Muth. Die Officirer auf den Schiffen sahen, wie übel es ihren Leuten gieng, und ließen daher das Geschütz wieder feuern. Eine Kugel, die vom Schiffe **Geldern** auf den Thurm geschossen ward, fiel ins Pulver, und sprengete den Thurm mit etwan siebenzig Leuten. Dieser schreckliche Zufall machete die Belagerten bestürzt, und erregte der Holländer Muth. Sie kehreten das dritte mal zum Sturme zurück. Die Portugiesen verzageten, und bathen um Quartier. Sogleich eileten des Königes von Ternate Leute, die nur zugesehen hatten, herbey, um zu plündern, und verwüsteten alles, was sie etwan nicht mitnehmen konnten, so gar, daß sie auch einen steinernen Thurm, der voll Würznelken war, anzündeten. Die Holländer bemüheten sich vergebens, diese Wuth zu hemmen *l*).

Zufall, der die Portugiesen zur Uebergabe nöthiget.

Eine so wichtige Eroberung kostete den Siegern nur zween Mann, aber sie hatten sieben Verwundete ohne den Hauptmann **Mol**. Die Portugiesen verlohren drey und siebenzig Mann. Die meisten Weiber und Kinder hatten sich in ein festes Haus begeben, das nicht weit vom Fort auf einem hohen Berge lag. Man konnte nur auf einem sehr engen und fast ungebähnten Wege dazu kommen, daß es also nur durch Hunger und Wassermangel zu erobern war. Als man aber diesen Flüchtigen Schiffe, um sich weg zu begeben, anboth: so begaben sie sich mit den Leuten aus dem Fort, fünf hundert Personen an der Zahl,

Sie werden völlig aus den Molucken vertrieben.

 zu

zu zahlen bewilligte. Man sehe die Einleitung zur ersten Reise der Gesellschaft.

h) A. d. 76 S.

i) A. d. 78 S.

k) Eben daselbst.

l) A. d. 79 S.

Van der Hagen zweyte Reise. 1605.

zu Schiffe, in der Absicht, nach den Philippinen zu gehen. Der Verfasser des Tageregisters erkennet, daß vermuthlich der Sieg nicht auf der Holländer Seite gewesen wäre, wenn der Zufall nicht das Pulver entzündet hätte. Sie plünderten und zerstöreten das Fort, daß sich also die Portugiesen völlig aus den Molucken vertrieben sahen *m*). Die Schiffe, **Geldern** und **Goude**, nahmen, mit Beute reich beladen, den Weg nach Holland zurück, diese angenehme Nachricht daselbst zu überbringen *n*).

Handlungsreise.

Der Admiral begab sich mit seiner übrigen Flotte nach Bantam, und unternahm das folgende Jahr eine Reise auf die Küste von Coromandel und in einige andere Gegenden von Indien, welche bloß die Handlung betraf. Obwohl ein Commissarius auf seinem Schiffe, Namens **Pavan Solt**, alle Umstände davon sorgfältig aufgezeichnet hat: so findet sich doch nichts darunter, das für diese Sammlung gehörete. Aber einige Erläuterungen über eine englische Unternehmung von eben diesem Jahre trifft man an, die uns in den Stand setzen, dem **Michel Burne** seinen wahren Namen zu geben, den die Verfertiger unserer ersten Theile kühnlich unter die Reisenden gesetzet haben *o*). Er war ein Seeräuber, der den Holländern und Indianern gleichviel Verdruß machete.

Erläuterungen wegen des Michel Burne.

„Den 7ten des Wintermonats, saget der Verfasser, sahen wir nahe bey unserm Borde „zwey englische Schiffe vorbey segeln, die von Priaman kamen, wo sie ein gusuratisches „Fahrzeug mit chinesischen Waaren, Adlerholze, etwan funfzig Stücken carmoisinfarbenen „Tüchern u. a. m. weggenommen hatten. Gleichwohl hatten die Gusuraten einen Paß von „dem englischen Generale **Middleton**, welchen sie dem Befehlshaber der beyden Seeräuber „wiesen; aber er warf ihn verächtlich zu den Füßen, und sagte, er sey eben so viel, als der General **Middleton**; und ließ die Ladung wegnehmen. **Aert Corneliß Ruyl**, der sich „damals mit einer holländischen Jacht zu **Priaman** befand, erzählete uns dieses. Er „setzte hinzu, die Engländer hätten sich gegen ihn selbst erkläret, sie wären gekommen, die „Handlung zu Grunde zu richten. Ihr Befehlshaber hieße **Michel Burne**, und sein „Schiff, das etwan zwey hundert Tonnen führete, hätte siebenzig Mann und zwanzig gegossene Stücke. Das zweyte, das ebenfalls unter seinem Gehorsame stünde, hätte nur „vierzehn Mann und zwey kleine Stücke. Er kreuzete besonders auf die chinesischen Schiffe, welches den Holländern sehr viel Leides that, weil die Chinesen und Indianer zwischen „ihnen und den Engländern keinen Unterschied macheten, und fest behaupteten, sie wären „eine Nation. Außerdem hatte der General **Middleton** vor seiner Abreise von Bantam „vorgegeben, die Holländer hätten das gusuratische Schiff weggenommen, und ohne sich „zu schämen, daß er sie in diesen Krieg verwickelte, hatte er, um seinen Betrug zu bestärken, „daher Gelegenheit genommen, weil die Schiffe, **Geldern** und **Goude**, zu **Priaman** „eingelaufen waren *p*).

Diese Klagen scheinen gerecht, aber der Verfasser hatte vergessen, daß er in der Folge seiner Erzählung die Holländer eben dergleichen Vorwurfe aussetzet, indem er berichtet, wie sie unzählig viele Gewaltthätigkeiten wider die Indianer *q*), unter dem doppelten Vorwande, einiger ihnen zu **Palimbam** angethanen Beleidigungen, und der Aufsuchung solcher

m) Eben das. Sie kamen nach Tidor zurück, als die Holländer weg waren.

n) Eben daselbst.

o) Im Tageregister heißt er Michel Borne, und allezeit mit dem Titel eines Seeräubers und Corsaren. Man sehe seine Nachr. im I Theile dieser Sammlung.

p) A. d. 81 und folg. S.

cher Waaren, die den Portugiesen zugehöreten, in allen Schiffen, die ihnen in die Hände fielen, ausgeübet hätten. Diese Reisen und Streifereyen, mit denen sie ungefähr zwey Jahre fortfuhren, trugen viel dazu bey, daß sie gegen das Ende des Aprils 1608 mit einer reichen Ladung nach Holland zurück kehren konnten.

Matelief. 1605.

Das IX Capitel.

Reise des Cornelius Matelief nach Ostindien.

Der I Abschnitt.

Mateliefs Seefahrt bis nach Malacka.

Einleitung. Neue Seemacht. Matelief prüfet die Portugiesen auf den Inseln des grünen Vorgebirges. Die Eyländer lassen mit sich umgehen. Folgen von ihrer Furcht. Der Admiral läuft wider seinen Willen bey der Insel Annobon ein. Was die Portugiesen den Schwarzen für Einbildungen beybringen. Der Befehlshaber auf Annobon läßt sich gewinnen. Matelief und van der Hagen treffen einander an. Zustand der Sachen in Indien. Mateliefs Klugheit, mit der er seine Leute zum Gehorsame vorbereitet.

Bisher hat man gesehen, wie den Holländern aus Erkenntlichkeit gegen die Dienste, welche sie der Stadt Bantam geleistet hatten, ist erlaubet worden, sich daselbst fest zu setzen. Sie waren also durch Vertreibung der Portugiesen Meister des Handels von Banda, Amboina, Ternate und Tidor; mit den Königen von Calecut, Johor, Bißnagar, und vielen andern Fürsten stunden sie in Bündnissen. Sie waren beschäfftiget, sich durch ihre geheimen Unterhandlungen und ihre Geschicklichkeit aller Vorfälle zu bedienen, den Weg nach China zu eröffnen, den Portugiesen aber fast beständig im Kriege, und an Geschicklichkeit oder Glücke bey allen Unternehmungen und dem Handel, überlegen zu seyn. So viel Glück war gleichwohl fast nichts weiter, als der erste Versuch einer Gesellschaft, die kaum drey Jahre seit ihrem wahren Ursprunge zählete. Unterdessen ihre Admirale und Factore die Gründe zu ihrer Macht in Indien legeten: so beschäfftigten sich ihre Directoren in Holland, nach diesen glücklichen Unternehmungen neue Einrichtungen zu machen. Den Haß der Portugiesen sahen sie als ihre größte Hinderniß an. Es war noch nicht genug, daß man sie gedemüthiget hatte. Auf der Börse zu Amsterdam war ihr Verderben beschlossen, und alle Flotten, die man künftig aus dem Texel wird auslaufen sehen, werden durch eine wichtige Unternehmung die Ausführung dieses Vorhabens befördern helfen. Schien ihnen bisweilen das Glück zu mangeln, so verließen Muth und Klugheit sie niemals.

Einleitung.

Cornelius Matelief r) ward im Jahre 1605 erlesen, als Admiral eine Seemacht von eilf Schiffen mit etwan vierzehn hundert Mann zu führen s). Der Verfasser des Tageregisters

Neue Seemacht.

q) Der ganze Rest des Tageregisters ist davon voll.

r) Es ist verdrießlich, daß die Verfasser der Tageregister uns diese tapfern Holländer, denen man den Ruhm großer Männer nicht absprechen kann, nicht besser kennen lehren.

s) Das Admiralschiff hieß Orange; die Kosten der Ausrüstung beliefen sich fast auf zwo Millionen.

Matelief. 1605.

Matelief prüfet die Portugiesen auf den Inseln des grünen Vorgebirges.

Die Eyländer lassen mit sich umgehen.

sters erwähnet zwar nicht umständlich, was ihm aufgetragen worden, aber aus seiner Erzählung läßt sich schließen, daß solches vornehmlich in den Befehlen, die Portugiesen zu Wasser und zu Lande anzugreifen, und die Handlung nach China zu eröffnen, bestanden t). Die Eylande des grünen Vorgebirges und Annoben hatten mehr als einmal den Holländern getrotzet. Matelief ankerte den 4ten des Heumonats in der Rhede der Insel Majo, und beschloß, die Gesinnung der Einwohner zu prüfen. Er ließ hundert und funfzig Mann aussteigen, die ihm den Morgen darauf einen alten Portugiesen brachten, der einer Mordthat wegen verbannet war, dem aber das Alter und die Strafe schienen bessere Neigungen beygebracht zu haben. Er sollte im Namen des Befehlshabers den Holländern Friede und Erfrischungen anbiethen. Der Admiral antwortete ihm, es käme auf die Einwohner an, ob sie nicht wollten beleidiget seyn; er verlangete Wasser und Lebensmittel von ihnen, nur unter billigen Bedingungen; wenn aber seinen Leuten die geringste Beleidigung angethan würde, so wollte er die Insel verheeren, und alle, die so unglücklich wären, sich darauf zu befinden, niedermachen u).

Die Flotte sollte vierzehn Tage in dieser Rhede bleiben, daselbst zwey Schiffe, die zuletzt unter allen abgegangen waren, zu erwarten. Matelief ließ in der Nacht acht Feuer auf der Insel, und den folgenden Tag funfzehn bis sechzehn machen, den Portugiesen zu St. Jago seine Absichten und seine Stärke zu verbergen. Wir bemerken zur Erläuterung dieses Verfahrens, daß auf der Insel Majo ein alter Gebrauch ist, so viel Feuer zu machen, als man Schiffe einlaufen sieht, damit die Bewohner von St. Jago sich darnach zum Angriffe oder zur Vertheidigung richten können. Weil der Admiral keinen Streit hier suchete, und auch nicht einmal gern gesehen hätte, wenn er in Ausführung größerer Absichten wäre unterbrochen worden: so verstattete er seinen Leuten nur, mit einer wohlbewaffneten Bedeckung auf die Bocksjagd zu gehen. Man tödtete wohl tausend von diesen Thieren, aber zur Speise taugten sie nicht besonders, und wegen der Dürre dieser Insel waren sie noch nicht so gut, als sie sonst sind. Gegen das Ende des August, wenn die Sudwinde zu wehen, und den häufigen Regen herbey zu führen anfangen, so wächst das Gras in dieser Insel, und die Böcke werden fett; auch tödtet man ihrer viele im Christmonate, um sie einzusalzen, und nach Madera zu senden, die Häute aber werden nach Portugall geschaffet. In guten Jahren tödtet man ihrer bisweilen zwölf tausend x).

Folgen von ihrer Furcht.

Die Jäger fanden einen kleinen Flecken von etwan zwanzig Häusern, aber ohne einigen Einwohner. Etwas weiter hin trafen sie zwey schwarze Weiber an, die ihnen meldeten: alle die andern Einwohner hätten sich in die Gebirge begeben. Der Admiral war mit ihrer Ruhe oder Furcht ganz wohl zufrieden, und gieng den 18ten des Heumonats ab, ohne Feinde aufzusuchen, die so leicht zu zerstreuen waren. Als er indessen im eilften Grade Sudwinde antraf, obwohl diejenigen, die zu rechter Zeit aus Holland abgehen, solche ordentlich erst im zweyten, dritten und vierten Grade finden: so wurde er in den africanischen Meerbusen getrieben, wo er bald in die See stach, bald lavirete, und allezeit in Furcht war, auf Sandbänke zu gerathen, bis er endlich den 25sten August unter der Linie durchsegelte, und sich den 27sten vor dem Eylande Annoben befand. Er beschloß, daselbst einzulaufen, ob er wohl zuvor solches nicht Willens gewesen war. Der Scharbock fing auch an,

Der Admiral läuft wider seinen Willen bey der Insel Annobon ein.

t) Er saget, ehe dieser Admiral sie im Rathe gelesen hätte, so hätte er jedermann schwören lassen, sie geheim zu halten und zu bewerkstelligen.

u) Mateliefs Tageregister a. d. 192 und folg. Seite.

x) A. d. 193 S.

an, sich in allen Schiffen auszubreiten. Einigen fehlete Ballast. Ueberdieß erneuerte der Anblick dieser Insel, wo die Holländer so viele Beleidigungen erduldet, und nie etwas, als mit Gewalt, erhalten hatten, bey dem Matelief alle Rachgier, die er am grünen Vorgebirge unterdrücket hatte.

Matelief. 1605.

Er lief den 7ten des Herbstmonats in die Rhede ein. Eine Schaluppe, die sich ans Land begab, berichtete ihm, die Eyländer hätten sich vor Schrecken auf die Berge begeben. Sie hatten so gar ihre Kirchenzierrathen mitgenommen. Indessen hatte man einen Haufen von ungefähr funfzig Schwarzen unter dem Befehle zweener Weißen stehen gesehen, die mit vieler Gelassenheit alle Erfrischungen, die sich in ihrer Insel befanden, angebothen hatten. Aber sie verlangeten auch, daß den Einwohnern nichts zuwider gethan würde, und daß man ihre Bananas- und Baumwollenbäume nicht beschädigte *y*).

Der Admiral gab allen seinen Leuten Befehl, Wasser und Steine einzunehmen: doch wurden die, welche Wasser holeten, durch drey hundert Mann bedecket. Er ließ dem Befehlshaber melden: wenn sich die Holländer nicht haufenweise in die Insel ausbreiten sollten, so müßte er die Nothwendigkeiten für die Flotte selbst ans Ufer schicken. Sogleich sah man Weibesbilder kommen, die allerley Früchte brachten. Einen Sonntag wurden zwo Predigten auf dem Lande gehalten, bey denen sich viele Schwarzen und Mulatten aus Neugier einfanden. Sie erstauneten über die Aufmerksamkeit, die sie bey den Zuhörern bemerketen, „und besonders, da sie von dem Glauben an Jesum Christum und seinem Tode „unter Pontius Pilatus reden höreten; denn man hatte ihnen beygebracht, wie sie nachge„hends dem Admirale sagten, er und alle seine Leute wären Lutheraner; sie glaubeten an den „Teufel, und betheten solchen an, ja sie wüßten nicht einmal Gottes und Jesu Christi „Namen *z*).„ Matelief behielt die beyden vornehmsten Schwarzen zur Mittagsmahlzeit bey sich, worüber sich der portugiesische Befehlshaber, als über ein Verfahren, das ihm sehr nachtheilig werden könnte, beschwerete. Dieser Verweis zeigete, mit was für Stolze er den Eyländern begegnete, und wie leicht es wäre, sie zu einer Empörung zu bringen. Man bekam von ihnen innerhalb acht Tagen mehr als zweymal hundert tausend Orangen, und sechs und siebenzig Schweine, deren jedes nur ein Hemde oder einen Hut, das ist, den Werth von dreyßig Sous, kostete.

Was die Portugiesen den Schwarzen für Einbildungen beybringen.

Der Admiral schenkte dem Befehlshaber ein Stück indianischen Sammet, wodurch er so erkenntlich gemachet wurde, daß er versprach, den holländischen Schiffen nichts zuwider zu thun, und hinzu setzete, er würde künftig nicht so viel Achtung für seines Königes Befehle, und mehr Aufmerksamkeit auf seinen eigenen Vortheil haben *a*). So fingen also die Holländer an, sich zu schmeicheln, künftig würde das Eyland Annobon eine friedliche Zuflucht für ihre Schiffe seyn.

Der Befehlshaber auf Annobon läßt sich gewinnen.

Sie segelten den 15ten des Herbstmonats ab. Die Südostwinde, die sie allzubald antrafen, verhinderten sie, bey dem Eylande Romeros einzulaufen. Sie ankerten also den 1sten Jenner 1606 in der Rhede des Morizeylandes, wo sie den Admiral **van der Hagen** antrafen, der vor einem Monate von Bantam abgegangen war. **Matelief** erfuhr von ihm den Zustand der indianischen Sachen, nämlich daß die Forte Amboina, und Tidor, weggenommen wären, und die Holländer mit verschiedenen Fürsten in Bündnissen stünden, beson-

Matelief und van der Hagen treffen einander an.

Zustand der Sachen in Indien.

y) Auf der 195 und 196 S. *z*) A. d. 196 u. 197 S. *a*) A. d. 197 S.

Matelief. 1606.

besonders mit dem Samorin von Calecut, welchem van der Hagen Beystand zur See versprochen hatte, um sich Cochin zu bemächtigen, mit dem Bedinge, daß dieser Platz den Holländern überliefert würde. Malacca betreffend, welches den vornehmsten Gegenstand von Mateliefs Reise ausmachte, ob er wohl seine Absicht noch geheim hielt, gab ihm van der Hagen keine angenehme Nachricht. Er gestund ihm, daß er aller seiner Bemühung ungeachtet, noch nicht Mittel hätte finden können, eine Landung daselbst zu thun. Andreas Furtado de Mendoza, der seit sechs Jahren daselbst Befehlshaber war, hatte angefangen, die Stadt zu befestigen, und sie mit Wällen versehen. Bey der letztern Musterung hatten sich seine Völker auf acht tausend Mann belaufen; und da die Portugiesen endlich, wie es schien, alle ihre Sorgfalt auf die Vertheidigung dieses Platzes richteten, so habe man einen sehr starken Widerstand zu erwarten. Er setzte hinzu, Furtado habe sich für stark genug gehalten, dem Könige von Johor, der Holländer Bundesgenossen, Krieg anzukündigen, und belagerte solchen wirklich *b*).

Mateliefs Klugheit, mit der er seine Leute zum Gehorsame vorbereitet.

Ohne daß Matelief seine Absichten weiter entdeckte, begnügte er sich durch ein allgemeines Gebeth, das er auf seiner Flotte anordnete, eine große Unternehmung anzukündigen. Er lichtete den 27sten den Anker. Nach einer glücklichen Schiffahrt von zween Monaten kam er vor dem Vorgebirge Achin, in der Insel Sumatra an. Hier befand er sich nun so nahe bey dem Gegenstande seiner Befehle, daß er nicht länger verschieben konnte, sich zu erklären, und er glaubte, die Klugheit verbände ihn dazu. Denn da sich das Schiffsvolk nur auf der See verbindlich gemacht hatte: so konnte er zu Lande nichts ohne ihre Einwilligung unternehmen. Einige zweydeutige Ausdrückungen, die er gleichsam von ungefähr hatte fahren lassen, hatten schon Murren erregt *c*). Die Furcht, offenbaren Widerstand zu finden, nöthigte ihn, seine Zuflucht zu Nebenwegen zu nehmen, die ihm auch gelungen. An statt seine Befehle mit dem ihm zustehenden Ansehen vorzutragen, ließ er folgende beyden Artikel bekannt machen.

„Der Artikel der Verordnungen *d*), welcher dem Schiffsvolke nur vier von hundert „von der Beute ertheilte, wäre nur von der Beute auf dem Meere zu verstehen, und sollte nicht auf dasjenige erstreckt werden, was nach besondern Befehlen vorgenommen würde, die etwa geheim gehalten würden, und das Land beträfen. Man würde sich daher „nicht bey demjenigen aufhalten, was etwa des Plünderns wegen verordnet werden, worunter „man alles begriffe, was weggenommen werden könnte, und was sich vernünftiger Weise „darunter ziehen ließe.„

„Wenn man die Stadt Malacca mit Sturme einnehmen könnte: so sollte sie nach „Kriegesrechte geplündert werden: wenn sie sich aber durch einen Vergleich übergäbe, so wollte man solchen nach Beschaffenheit der Sachen schließen, und doch der Mannschaft Vortheil sehr bedenken, daß sie damit zufrieden seyn sollte; aber sie müßten auch von ihrer Seite die Kriegszucht beobachten, wie der Admiral solche zu Ausführung seines Vorhabens „nöthig befände *e*).

Diese Versprechungen, welche die Belohnung eher bestimmten, als die Arbeit vorgeschlagen ward, wurden von allen mit vieler Zufriedenheit gehört und angenommen. Nachgehends verstattete der Admiral auf Ansuchen aller Hauptleute eine allgemeine Vergebung aller begangenen Fehler, und die in Eisen waren, wurden frey gemacht. Diese Gelindigkeit gewann vollends alle *f*); und man segelte wieder ab.

Der

b) A. d. 198 u. f. S. *c*) A. d. 201 S. *d*) Der Artikelsbrief. *e*) A. d. 202 S.

Matelief. 1606.

Der II Abschnitt.

Mateliefs Feindseligkeiten auf Malacca.

Die Flotte langt vor Malacca an. Erste Feindseligkeiten. Die Belagerung wird bekannt gemacht. Zurüstung der Belagerer. Ilha das Naos. Holländischer Rath. Schluß desselben. Nachrichten, die man von einem Schwarzen erhält. Abgeordnete des Königes von Johor an die Flotte. Verstärkung der Belagerten. Der König von Johor stößt zur holländischen Flotte. Abschickung dieses Monarchen und seiner Brüder. Zweyter Prinz. Dritter Prinz. Vierter Prinz. Der Admiral begiebt sich auf des Königes von Johor Flotte. Ihre Unterredung. Des Königes kindische Forderung. Schluß des Vergleiches.

Die Flotte langt vor Malacca an. Erste Feindseligkeiten.

Den letzten April befand sich die Flotte eine halbe Meile von Malacca beysammen, da ihr denn der Admiral diese Stadt als den Ort wies, wo sie den ersten Versuch der neuen Verfassung machen sollte. Er ließ sogleich die Schaluppen ausrüsten, um vier Schiffe anzugreifen, die so nahe als sie gekonnt hatten, bey der Stadt auf den Strand gelaufen waren. Sie wurden ohne Widerstand genommen. Man fand nichts in ihnen zu plündern: aber man verbrannte sie. Eine Art von Petarde, die man aus Unbedachtsamkeit in diesem Brande ließ, tödtete drey Holländer, und verletzte neunzehn. Einige Tonnen Arak, die sich auf eben dem Schiffe befanden, hatten verursachet, daß sie diese Gefahr verachtet hatten. Die, welche ohne Verletzung davon kamen, brachten dem Admirale einige Flaschen, aber er ließ sie sogleich ins Meer werfen, und gab ihnen auf eine geschickte Art einen Verweis, der, wie er hoffte, sie ein andermal bedachtsamer machen sollte. **Was für eine Verwegenheit**, sagte er, **ein Getränke zu genießen, das unsere Feinde können vergiftet haben** *g*)? Die Schiffe, welche zerstört wurden, führeten das eine vier hundert, das andere zwo hundert Tonnen, und die beyden übrigen, jedes hundert und sechzig. Man feuerte aus der Stadt vergebens auf diejenigen, welchen diese Unternehmung aufgetragen war. Den Abend eben dieses Tages ließ der Admiral zwey Leute in einer Schaluppe abgehen, dem Könige **von Johor** die Nachricht von seiner Ankunft, und der Holländer Entschluß, **Malacca** zu belagern, zu hinterbringen *h*).

Diese wichtige Unternehmung, welche zugleich die erste war, die dem portugiesischen Reiche in den vornehmsten Oertern, in denen es sich fest gesetzet hatte, drohete, und auf welche verschiedene schreckliche Schlachten zwischen beyder Nationen Flotten erfolgeten, verdienet eine ausführliche Erzählung, die ich sonst bey solchen Begebenheiten nicht gern zu machen pflege.

Die Belagerung wird bekannt gemacht.

Der Admiral ließ seinen allgemeinen Rath zusammen kommen, und verbarg nicht, daß er Befehl hätte, den Portugiesen eine ihrer wichtigsten Festungen wegzunehmen, und die holländische Gesellschaft daselbst fest zu setzen, worzu er alle Macht anwenden sollte. Man beschloß, sich der Stadt bis auf einen Musketenschuß zu nähern, und sie sogleich mit großem Geschütze zu beschießen. Einige Beobachtungen hatten den Schluß veranlasset, daß man in dieser Weite noch fünf Faden Wasser haben würde. Allein, da man sich bis auf drittehalb Faden genähert hatte: so fand sich, daß die Stücken vom halben Caliber noch nicht bis an die Mauern reicheten. Indessen reichten doch die großen Stücken bis an die Stadt, beschädigten verschiedene Häuser, und warfen etliche Stücken von der Brustwehre nieder. Man schoß auch aus der Stadt, aber es traf nur eine einzige Kugel an die Flot-

f) Eben daselbst. *g*) A. d. 203 S. *h*) A. d. 204 und folg. S.

Matelief. 1606.

te, sie war von sieben und zwanzig Pfund, und gieng in ein Schiff, ohne Schaden zu thun. Ein Schuß der Holländer traf in die den Jesuiten zuständige Kirche St. Paul *i)*.

Zurüstungen der Belagerer.

Unterdessen daß das Geschütz spielte, schickte der Admiral vier Schaluppen ab, mit Befehl, die nordliche Seite der Stadt zu untersuchen, ob man daselbst landen könnte. Er wollte sich der Vorstadt bemächtigen. Allein man befand das Erdreich so weich, daß diese Schwierigkeit schwer zu überwinden schien. Ueberdieses zeigten sich zwey hundert gewaffnete Mann auf dem Ufer, und man entdeckte um die Häuser viel Palisaden, die der Annäherung an selbige gefährlich machten. **Matelief** ließ eine Batterie von zwey vier und zwanzig Pfündern in der Insel, welche die Portugiesen **Ilha das Naos** nennen, aufrichten, weil solche der Stadt näher war, als die Schiffe; in der Absicht, unter dem Schutze dieser Batterie, zwo Schaluppen abzuschicken, die sich des westlichen Endes der Stadt erkundigen, und zugleich die Feinde verführen sollten, indem sie solche ungewiß machten, auf welcher Seite man angreifen würde. Diese Insel ist nicht viel größer, als der Markt zu Amsterdam, auf dem sich das Rathhaus befindet, und die Canonen vom halben Caliber, reichen nicht völlig von da bis an die Mauern von Malacca vor. Man setzte in diese Batterie dreyßig Mann, das Geschütz zu brauchen, und zu bewachen. Die, welche die mittägige Seite der Stadt hatten untersuchen sollen, berichteten, das Erdreich sey daselbst noch morastiger, als auf der andern. Daher verfiel man wieder auf die Gedanken, die Landung auf der nordlichen Seite zu versuchen *k)*. Als indessen alles darauf zugerüstet war: so fing man an, im Rathe zu überlegen, ob dieses das vortheilhaftigste sey, was man thun könnte. Die, welche es nicht billigten, stelleten vor: „Man erwartete die Seemacht von Goa; sie würde stark genug seyn, die Holländer zu nöthigen, daß sie ihr alle ihre Macht entgegen setzen müßten; könnten sie solche schlagen, so würde Malacca des Entsatzes beraubt seyn, und wenig Widerstand thun; zeigte sich gegentheils die Seemacht, weil man auf dem Lande wäre, so müßte man sich nothwendig zurück ziehen, und die Stadt verlassen, um zu Schiffe zu gehen. Vermuthlich würde sich der Ort nicht ergeben, so lange er Entsatz erwartete; bemächtigte man sich auch gleich desselben vor Ankunft der Seemacht, so müßte man sich doch dadurch schwächen, und folglich der Gefahr aussetzen, die Schiffe und die Stadt zu verliehren, weil nicht genug Mannschaft zur Besatzung der Stadt, und zugleich zum Widerstande gegen die überwiegende Macht, welche die Flotte angreifen würde, übrig bliebe.„ Sie beschlossen, man sollte des Königs von **Johor** Antwort erwarten, und sich des Beystandes dieses Fürsten versichern, der vielleicht stark genug wäre, alle Hindernisse zu überwältigen und der Flotte zu widerstehen, worauf man den Sturm mit größerer Zuversicht unternehmen könnte *l)*.

Ilha das Naos.

Holländischer Rath.

Diejenigen, die sich für die Landung erklärten, gestunden, man habe der Seemacht Ankunft zu erwarten, aber die Zeit sey ungewiß, und sie könnte vielleicht erst in vier oder fünf Monaten anlangen: die Stadt sey noch auf der einen Seite wenig befestigt; man müsse dem Befehlshaber keine Zeit lassen, sie in bessern Stand zu setzen; der größte Theil der Besatzung wären nicht Portugiesen, sondern Schwarze, schwache und furchtsame Feinde, die nicht viel Widerstand leisten würden, wenn man in sie dränge, ohne ihnen Zeit zu geben, sich zu fassen, da ein Verzug machen könnte, daß sie sich von ihrem Schrecken wieder erhohlten und Muth bekämen; wie gegentheils die holländischen Seeleute auch

i) A. d. 203 Seite.

k) Eben. daselbst.

l) A. d. 206, 207 Seite.

Matelief. 1606.

auch ihren Entschluß ändern könnten: die Stadt zu besetzen, würde ihnen bey dem Gefechte wider die Flotte nicht hinderlich, sondern die Stadt selbst mit ein Schutz für sie seyn, wenn man sie im Besitze hätte: die portugiesischen Schiffe giengen tiefer im Wasser, als die holländischen, und könnten sich also den Mauern nicht so weit nähern; wäre die Seemacht stark genug, die Holländer zu nöthigen, daß sie sich nur im Vertheidigungsstande halten müßten, so würden sie unter dem Geschütze des Platzes allezeit bedeckt seyn; nach denen schon erhaltenen Nachrichten sey der König von Johor nicht im Stande, eine mächtige Beyhülfe zu senden; geschähe die Landung nicht bald, so müßte man alle Hoffnung darzu verlohren geben; und es sey auch nicht gewiß, daß die Stadt sich für verlohren halten, und ergeben würde, wenn man auch die Flotte geschlagen hätte, weil es nicht das Ansehen hätte, daß diese Niederlage so vollkommen seyn könnte, da sie an einer für die Portugiesen vortheilhaften Küste wären, daß dieselben nicht der Stadt mit ihren Fusten und Galeeren Hülfe schicken könnten.

Schluß des Raths.

Die meisten Stimmen waren für die erste Meynung; und man verschob die Landung, bis die Nachrichten vom Könige von **Johor** anlangeten *m*). Den folgenden Tag, den 2ten May geschahen einige Canonenschüsse, die nicht bis an die Flotte reichten, und für jeden Schuß antwortete der Admiral mit zweenen, die in der Stadt viel Unordnung verursachten. Weil die Einwohner aus der Batterie auf der Insel schlossen, man wollte die Stadt von der mittägigen Seite angreifen: so verbrannten sie ihre dasige Vorstadt. **Matelief** hatte sich auf der Nordseite eine Schaluppe mit Segeln stellen lassen, auf welche sie, aber mit schlechtem Erfolge, feuerten. Diese Wache hatte ihm nöthig zu seyn geschienen, einigen Piroguen den Weg abzuschneiden, die längst der Küste hingefahren waren, und dadurch Mittel gefunden hatten, in die Stadt, und wieder heraus zu kommen. Er fügte nachgehends eine große Schaluppe mit Rudern hinzu, die eine Pirogue, welche mit Indianern besetzt war, wegnahm, in der man nur zwey gegossene Stücken, und zwo Hellebarden fand. Aber die Leute, welche sie führten, sprangen ins Meer, woraus man nur einen verwundeten Schwarzen wieder zog, der sich für einen Fischer ausgab, und zum Admirale geführt ward.

Nachrichten, die man von einem Schwarzen erhält.

Er erzählte, das Geschütz hätte zehn Leute in der Stadt getödtet, und andere verwundet; man erwartete täglich die Seemacht von **Goa** mit dem Unterkönige und dem Erzbischofe, sich wieder in Besitz der **Molukken** zu setzen, und den König von Johor zu bekriegen; der Ort sey mit Lebensmitteln schlecht, aber mit Pulver und Geschütze wohl versehen; es wären nicht mehr als achtzig Portugiesen darinnen, die übrige Besatzung etwa drey tausend Mann stark, bestünde aus Sclaven und Malayen; in der Vorstadt **Compochin** wäre niemand mehr; die Einwohner derselben hätten sich in die Stadt begeben, und man hätte von allen Orten Waaren in Menge dahin gebracht *n*).

Abgeordneter des Königs von Johor an die Flotte.

Zwo Piroguen von Johor, die seit fünf Tagen von dar abgegangen waren, zeigten sich dem Admirale. Der Sabandar von Sincapur, Namens **Seri Raja Nugara**, war ihr Befehlshaber. In der Unterredung mit dem **Matelief**, sagte er, der König, sein Herr, hätte erfahren, daß man vor **Malacca** eine Flotte hätte einlaufen sehen, die man für eine holländische hielt, und sendete ihn deßwegen ab, sich der Wahrheit zu erkundigen; er hätte auf seinem Wege des Admirals nach **Johor** abgeschickte Schaluppen angetroffen; so bald der König sie sehen würde, könnte man sicherlich glauben, daß er mit zwanzig Fusten und dreyßig Galeeren abgehen würde, zur Flotte zu stoßen *o*); und er wollte

m) A. d. 208 Seite.
n) A. d. 209 S.
o) A. d. 210 Seite.

Matelief. 1606.

Verstärkung der Belagerten.

mit seinen beyden Piroguen zurück kehren, diese glückliche Vereinigung durch seine Nachricht zu beschleunigen. Er bestätigte auch, was man von der Seemacht, und den Absichten des Unterköniges, der sie in Person führte, erfahren hatte *p)*.

Zu gleicher Zeit giengen zwo Barken voll Indianer, südwärts der Batterien im Gesichte der Holländee in den Platz. Den Abend folgeten ihnen zwo andere eben so glücklich. Die Belagerten legten ihre Freude darüber an den Tag. Diese Schiffchen kamen von Pahan zurück, wohin sie mit Gesandten waren geschickt worden, um die Mannschaft eines portugiesischen Schiffes los zu machen, das auf dieser Küste zu Grunde gegangen war. Die Gefangenen, an der Zahl neunzig Weiße, und hundert Schwarze, kamen frey zurück. Solchergestalt verdoppelte sich die portugiesische Besatzung durch diese Verstärkung, die sie als vom Himmel geschickt ansahen *q)*.

Der König von Johor stößt zur holländischen Flotte.

Der Holländer nach **Johor** gesandte Schaluppe, kam den 13ten mit der angenehmen Nachricht von des Königs Abreise an, der innerhalb vier Tagen alle Macht, die er zusammenbringen könnte, herführen wollte. Man überlieferte dem Admirale ein Schreiben dieses Fürsten, das von den Holländern, die sich in seiner Hauptstadt gesetzt hatten, übersetzt war *r)*. Es bekräftigte so schöne Versprechungen. Man sah in der That den 17ten die Galeeren und Fusten von Johor erscheinen. Sie waren mit etwa drey hundert Mann besetzt, die meistens Sclaven waren, und unter des **Raja Zabrang** Befehle stunden, dessen Name den Holländern schon wegen alter Dienste, die dieser General der Nation geleistet hatte, angenehm war. Der König befand sich auch auf seiner Flotte. Aber der Verfasser des Tageregisters hält sich hier bey einigen Erläuterungen auf, die er, das Folgende zu verstehen, für nöthig erachtet.

Abschilderung dieses Monarchen und seine Brüder.

Der verstorbene König von **Johor** war ein beherzter Herr, der oft mit den Portugiesen Krieg geführt hatte. Er hinterließ vier Söhne, davon der älteste, Namens **Jan de Patuan** *s)*, den Thron der Malayen besaß; es war ein Herr von wenig Verstande, dessen einzige Beschäfftigungen darinnen bestunden, bis zu Mittage zu schlafen, beym Aufstehen zu essen, sich zu baden, und den Rest des Tages zu saufen, bis er voll war. Aller seiner Pflichten wegen verließ er sich auf den Raja Zabrang, ohne demjenigen, was ihm die geringste Unruhe machen könnte, einiges Gehör zu gönnen. Wenn man ihm einige Geschäffte vortrug: so stellte er sich, als verstünde er es nicht. Man fragte ihn drey bis viermal, was sein Wille wäre, ohne daß man seine Hartnäckigkeit, nicht zu antworten, überwältigte.

Zweyter Prinz.

Der zweyte Prinz, eben dieses Vaters, aber von einer andern Gemahlinn, hieß **Raja Siacai**, das ist Prinz von **Siacai**, welches ein Lehn ist, das unter der Krone steht.

p) A. d. 211 S.

q) Der Verfasser des Tageregisters bringt es als eine rühmliche Urkunde für die Holländer bey. „Der König von Johor grüßet den Admiral, und „wünschet ihm guten Erfolg in seinen Unternehmungen. Ihr, Herr Admiral, der ihr von dem Könige von Holland geschickt seyd, unsere und eure „Feinde zu bekriegen, möchtet ihr doch erhalten, „wie solches ohne Zweifel geschehen wird, daß euer „Ruhm durch die ganze Welt gehe, wie ihr solches „verdienet, weil ihr euch nicht gefürchtet habet, so „weit mit euren Landesleuten herzu kommen, euch „der Tyranney, welche die Portugiesen in diesem „Lande ausüben, zu widersetzen, so wie ihr euch „solcher in eurem Lande widersetzet habet. Ich „halte mich für glücklich, daß ich Luis Isaacs und „Hanns van Hagen gesehen habe, die ihr mir geschickt habet, eure Ankunft von Malacca zu melden, daß ich diejenigen gesehen habe, die gekommen sind, uns von der Knechtschaft zu befreyen, „in welche die Portugiesen uns zwingen wollen. „Ich werde mich bemühen, für den Dienst, den euer „König

sieht. Er hatte sich mit einer Tochter der Königinn von Patana vermählt. Weil aber seine natürlichen Eigenschaften sich schlecht zu seiner Geburt schickten: so hielt er sich beständig zu Siacai auf, und kam fast nie nach Johor. Matelief. 1606.

Der dritte Prinz des königlichen Hauses war der Raja Zabrang, dessen Name König von der andern Seite bedeutet, weil er sich auf der Seite des Flusses aufhielt und regierte, welche Batusabar oder Batusawar gegen über ist, eine ansehnliche Stadt, wo er eine Festung und Unterthanen hatte, ob er wohl unter Jan de Patuan stund. Er war etwa fünf und dreyßig Jahre alt, von mittler Größe, und fast weißer Farbe. Seine herrschenden Eigenschaften waren Bedachtsamkeit, Gelindigkeit, Geduld, Hurtigkeit, und besonders die Einsicht, vermöge der man das Zukünftige vorher sieht, und für alle Zufälle sorget. Wäre seine Macht seinen Verdiensten gemäß gewesen: so hätte er viel ausrichten können. Kurz, er war der Krone werth. Er würde erkenntlich gegen die Hülfe der Holländer gewesen seyn. Er bezeugte stets viel Ehrerbiethung gegen seinen Bruder, und dieser begegnete ihm auch mit viel Hochachtung, ob er gleich das Ansehen, in welchem der letztere stund, nicht ohne Misgunst bemerkte. Der vierte Prinz, von einer dritten Gemahlinn des vorigen Königes, hieß Raja Laud, d. i. König des Meers. Sein ganzer Verdienst bestund darinnen, Arack zu trinken, Taback zu rauchen, und Betel zu kauen. Er wäre werth gewesen, wie man sich im Tageregister ausdrücket, in das Meer gestürzt zu werden, von dem er den Namen führte. Saufen, sinnliche Lüste und Morde, machten seine einzigen Ergötzungen und Geschäffte aus. Man hätte glauben sollen, das wären drey Wissenschaften, die er gelernt hätte, sie wieder zu lehren s). Da die Hofleute sich fast allezeit nach ihren Fürsten bilden: so war des Raja Zabrang Hof von den drey andern sehr verschieden.

Dritter Prinz.

Vierter Prinz von Johor.

Matelief begab sich in eine Schaluppe, um dem Könige von Johor entgegen zu gehen, und ließ ihn mit verschiedenen Salven aus seinem groben Geschütze begrüßen. Raja Zabrang, der im Namen seines Bruders die Holländer bewillkommte, empfing sie sehr höflich und beschenkete den Admiral mit einem Dolche, der mit einigen Edelgesteinen gezieret war. Der Admiral wollte wissen, wie weit er sich auf des Königs Beystand verlassen könnte: aber statt einer deutlichen Antwort wiederholte dieser Fürst verschiedene mal: er sey ein armer König, er wüßte nicht eigentlich, was sein Bruder thun würde; er aber wollte alles thun, was in seinem Vermögen wäre. Er setzte hinzu, er hätte keine andere Ursache, als seine Armuth von dem Könige in Holland Hülfe zu bitten: wäre er mächtig genug gewesen, mit den Portugiesen zu kriegen, so hätte er nicht um fremden Beystand ansuchen dürfen. Der Admiral

Der Admiral begiebt sich auf des Königs von Johor Flotte.

Ihre Unterredung.

„König mir erweisen will, ungeachtet ich mich dessen „niemals werth gemacht habe, erkenntlich zu seyn. „Kein König auf Erden kann mir die Dienste leisten, die der eurige mir schon geleistet hat. Ich „sende euch den Yntse amar und Yntse camar, „euch zu melden, daß ich mich mit euch vereinigen „werde. Ich lasse meine Ruderer zusammen kommen. So bald sie beysammen sind, werde ich ohne „Verzug abgehen. Hätte ich zwo Galeeren bereit, „so würde ich mich diesen Augenblick zu Schiffe „begeben. Seine Excellenz haben mir so viel Ehre „erwiesen, daß ich mich niemals erkenntlich genug „dafür bezeugen kann. Endlich bin ich euch und „allen, welche uns zu befreyen gekommen sind, dergestalt verbunden, daß ich befürchte, ich sey nicht „im Stande, euch genugsam Erkenntlichkeit für „einen so großen Dienst zu erweisen, weil ich nur „über ein sehr armes Volk König bin.„

r) Es scheint, als sey dieses mehr ein Titel, als ein eigener Name.

s) A. d. 215 und vorherg. Seite.

Matelief. 1606.

Admiral drang darauf nicht weiter in ihn, und fing an, von den Bedingungen zu reden. Keiner wollte dieserwegen den Anfang machen, sich zu eröffnen. Endlich wurde Matelief gleichsam gezwungen, solches zu thun, und verlangte, die Stadt sollte den Holländern verbleiben, ihren Handel daselbst einzurichten, und sie zu befestigen; sie sollten einen Befehlshaber und eine gute Besatzung daselbst halten. Das ganze übrige Land both er dem Könige zu lassen an, doch daß sie einander beyderseits beystehen sollten *t*).

Der König antwortete, wenn die Stadt nicht seine bleiben sollte: so wäre ihm wenig daran gelegen, daß sie den Portugiesen genommen würde: aus dem benachbarten Lande machete er sich wenig, weil er zwanzig mal mehr Land hätte, als seine Unterthanen einnehmen könnten: der Vorschlag, den man ihm thäte, wäre einem Volke, das ihm beyzustehen gekommen wäre, nicht anständig: der einzige Vortheil, den er zu erwarten hätte, bestünde vielleicht darinnen, gute Nachbarn zu haben, da er jetzo schlimme hätte; und dieses zu entscheiden, käme auf die Zukunft an: die Holländer könnten nicht so seyn, wie sie schienen, und auch den Portugiesen gleichen, auf deren Wort man sich in nichts verlassen dürfte: er hätte sich fälschlich geschmeichelt, man käme, ihm zu helfen, weil man gegentheils von ihm verlangete, er sollte Fremden beystehen, ihnen sein Land zu überliefern, das ist, ihm Beherrscher zu geben, die er nicht so gut kennete, als die itzigen, ohne weitere Hoffnung für ihn, als es zu wagen, ob er bessere Nachbarn bekäme: er ließe die Holländer selbst urtheilen, ob dieser Vorschlag gerecht wäre, wenn sie nicht andern ihr Gut gewaltsamer Weise wegnehmen wollten, und keine andere Ursache hätten, die Portugiesen zu bekriegen, als derselben Ungerechtigkeit, darüber sie sich beständig beklagten.

Der Admiral wunderte sich, so viel Spitzfindigkeit bey einem Fürsten anzutreffen, der ein Feind von allem ernsthaften Nachdenken war, und fragte ihn: was die Holländer also von

t) A. d. 216 S. Dieser Beystand sollte sie wider alle Feinde vertheidigen, und auch die Portugiesen und Spanier selbst angreifen.

u) Auf der 215 und folg. S.

x) Ob er wohl durch den Ausgang unnütze gemachet worden ist: so will man ihm doch hier eine Stelle einräumen, um zu zeigen, was die Holländer damals für Gesinnungen hatten. Man wird sehen, daß ihre Festsetzung zu Batavia nur von ihnen unternommen wurde, weil sie eine vortheilhaftere Absicht nicht erreichen konnten.

1. Der Admiral verspricht im Namen der Hochmögenden Generalstaaten der vereinigten Provinzen, auf die Bittschrift des Königes, ihm zu helfen, die Stadt Malaca den Portugiesen, ihren gemeinschaftlichen Feinden, wegzunehmen, darzu jeder seine Macht anwenden soll, sie zu vertreiben; nach Einnahme der Stadt soll solche den Hochmögenden Generalstaaten eigenthümlich und beständig, in dem Zustande, in welchem sie sich befindet, mit Mauern und Wällen, frey und ohne Auflagen verbleiben, ohne einen andern Oberherrn zu erkennen, indem sie besagter König zur Vergeltung der geleisteten Dienste und Kriegeskosten abtritt. Alles Land da herum, das man wieder erobern wird, soll unter besagten Königes Bothmäßigkeit bleiben, mit dem Bedinge, daß erwähnte Hochmögende Generalstaaten, oder der Hauptmann, den sie in der Stadt verordnen werden, um sie weiter, als itzo, zu befestigen, so viel Erdreich, als zu Ausführung dieses Vorhabens nöthig ist, nehmen dürfen.

2. Besagte Herren Staaten können in allen dem Könige unterworfenen Gegenden so viel Holz nehmen, als zum Unterhalte der Stadt und zum Schiffbaue nöthig ist.

3. Alle Vasallen besagter Herren können ihre Waaren in der Stadt ausladen, und ihre Schiffe, woher sie wollen, kommen lassen, ohne daß der König etwas dabey einzuwenden oder zu fordern hätte, es mag Abgaben für die Einfahrt, Ausfahrt, oder dergleichen betreffen.

4. Der König soll keinem Holländer oder Europäer, die itzo leben, oder deren Nachkommen verstatten, ohne Erlaubniß des Befehlshabers zu Malaca in seinen Ländern zu handeln, und die sich ohne solche

von dem Kriege für Vortheile ziehen sollten, nachdem sie so viel Kosten aufgewandt hätten, ihm zu helfen. „Ich will euch, antwortete der König, einen Platz geben, ein Haus daselbst zu bauen, der Handel soll euch frey bleiben, und ihr sollet keine Abgaben bezahlen.„ Matelief bestrebete sich, ihm zu zeigen, daß diese Befreyung nur eine sehr mittelmäßige Gunst wäre, weil man nur wenig Waaren in sein Land brächte. Einen Platz, ein Haus darauf zu bauen, könnte er selbst seinen Feinden schenken, wenn Kaufleute darunter wären, weil er allemal den Vortheil mit ihnen theilete. Die Könige von Bantam, Achin und Ternate, in deren Ländern die Handlung viel einträglicher wäre, hätten den Holländern Plätze und Häuser eingeräumet, ohne Dienste von ihnen erhalten zu haben. Uebrigens verlangete er nichts, das den Königen von Johor gehörete, weil nicht sie, sondern die Portugiesen die Stadt Malaca gebauet hätten; man forderte nichts von ihnen, als das Erdreich, das übrige gienge sie nichts an, und hätte sie nichts gekostet *u*). Matelief. 1606.

Diese Unterredung dauerte lange Zeit mit eben so viel Hitze. Endlich verlohr der König die Hoffnung, zu erhalten, daß ihm die Stadt abgetreten würde, und willigte ein, sie den Holländern zu lassen, aber mit einer Bedingung. Der Admiral versprach sogleich, solche zu erfüllen, wenn sie billig und in seiner Gewalt wäre. Auf dieses Versprechen zog der König den Matelief nebst dem Dollmetscher beyseite, und verlangete, die holländische Flotte sollte die seinige nach Achin begleiten, den König daselbst zu vertreiben. Der Admiral antwortete, da die Holländer mit dem Könige von Achin in Friede wären, so verletzete dieses Ansuchen die Billigkeit; erklärete aber der König von Achin den Krieg wider ihn, so würden ihm die Holländer gern mit aller Macht beystehen, doch erst beyde zu vergleichen suchen. Dabey blieb es, und man schloß einen Vergleich, der den 17ten May auf dem Admiralsschiffe unterzeichnet wurde *x*). Nachdem solches zu Stande gekommen war, ver-

Kindische Foderung des Königes von Johor.

Schluß des Vergleichs.

solche Erlaubniß einfinden, sollen als Feinde verfolget werden.

5. Der König mag die itzo verbrannte Vorstadt Campochin wieder bauen und bevölkern, wovon er Herr bleibt, und die Einwohner nach seinem Gefallen regieren kann. Er kann auch seine Residenz daselbst nehmen, wie auch sie befestigen, wobey ihm besagte Herren mit ihrem Rathe dienen wollen.

6. Wenn die Stadt eingenommen ist, soll alles Geschütz, das sich innerhalb der Mauer befindet, des Königes seyn; er kann sogleich die Hälfte wegnehmen lassen; die andere Hälfte bleibt zur Vertheidigung im Platze, bis er von den Herren Staaten damit versehen ist.

7. Was man in der Stadt findet, Waaren, Geld, Lebensmittel u. d. g. verbleibt zur Hälfte besagter Herren Unterthanen, die auf der Flotte dienen, und halb dem Könige.

8. Die Waaren, die besagter Herren Unterthanen nicht gehören, werden in die Vorstadt oder in andere dem Königreiche unterworfene Gegenden geschaffet, und derer Herren Staaten Unterthanen haben die Freyheit, sie daselbst, wie andere, zu kaufen, und in die Stadt schaffen zu lassen.

9. Man wird von beyden Seiten einander in allen Unternehmungen wider die Portugiesen und Spanier beystehen. Will ein Theil andere Feinde bekriegen: so darf ihm der andere nur vertheidigungsweise beystehen.

10. Kein Theil soll ohne des andern Einwilligung mit dem Könige von Spanien Friede schließen.

11. Wer die Religion betreffendes Aergerniß giebt, soll vor seinem Obern verklaget oder bestraft werden.

12. Wenn jemand von einem Theile Ansprüche gegen welche von dem andern Theile hat, es seyen Schulden oder sonst etwas: so soll der Kläger seinen Gegentheil vor desselben natürlichen Richter belangen.

13. Flüchtet ein Holländer, der etwas Strafbares begangen hat, zum Könige von Johor oder dessen Unterthanen, oder ein Unterthan des Königes zu den Holländern: so sollen solche von beyden Seiten ausgeliefert werden.

Matelief. 1606.

verlangte der König, man sollte ihm einen Ort innerhalb der Mauer versprechen, wo er sich mit seinen vornehmsten Bedienten aufhalten könnte, weil alles um die Stadt herum schon verbrannt und verwüstet wäre. Er verlangte auch, das Fort in seiner Gewalt zu behalten. Der Admiral sagte, er würde ihm niemals etwas verweigern, das man ihm zugestehen könnte, aber er bäthe ihn, zu betrachten, daß sein Verlangen wegen des Forts unausbleibliche Unruhe und Verwirrungen veranlassen würde, weil er gar zu viel Nachtheiliges für die Holländer dabey sähe. Die Wohnung betreffend, verband er sich, ohne Schwierigkeit ein Haus zurechte machen zu lassen, in welchem sechzehn bis siebenzehn Personen Raum hätten, und wo der König, wenn es ihm gefiele, sollte aufgenommen werden, bis die Vorstadt Campochin wieder gebauet wäre. Uebrigens willigten die Holländer ein, daß der König von denen Leuten anderer Nationen, die außerhalb der Mauer wohneten, Abgaben fordern möchte. Sie glaubeten, da die Befreyung nur die Stadt beträfe, so würde solches eine Menge Fremde hinein ziehen, da sie so viel Vortheil dabey fänden, sich darinnen zu setzen; und wie sie auch darauf rechneten, daß man bald Colonisten aus Holland senden würde, so hoffeten sie nicht nur im Stande zu seyn, sich ohne des Königes von Johor Beyhülfe zu vertheidigen *y*), sondern auch daselbst Matrosen genug zu haben, solche zu allerley Handlung zu gebrauchen *z*).

Der III Abschnitt.

Fortsetzung der Feindseligkeiten vor Malaca.

Landung der Holländer vor Malaca. Schwierigkeiten, die des Admirals Hoffnung vermindern. Er machet die Batterien der Stadt unbrauchbar. Furchtsamkeit der Malayer. Die Holländer können sie wenig brauchen. Thörichte Antwort, die ihnen gegeben wird. Der Admiral unternimmt, den Ort auszuhungern. Theurung in Malaca. Worzu die Einwohner durch den Hunger getrieben werden. Ausfälle der Belagerten. Abmattung und Krankheit der Holländer. Ihre Trunkenheit. Wuth der Belagerten. Rache der Holländer. Die Stadt steht vom Hunger viel aus. Berathschlagung des holländischen Rathes. Nachricht eines Ueberläufers. Man folterte ihn, die Wahrheit heraus zu bringen. Bekümmerniß des Admirals, wegen des Königes und der Malayen. Ankunft der Seemacht. Zurüstungen der Holländer, sie zu empfangen. Angriff des ersten Tages. Das Treffen geht den andern Tag wieder an. Entsetzliches Gefecht. Beyderseitiger Verlust. Folgen des Gefechts.

Landung der Holländer vor Malaca.

Nun beschäfftigte man sich mit nichts weiter, als mit den Zurüstungen zur Landung. Abends den 18ten May ließ der Admiral sieben hundert Mann aussteigen, die auf dem Ufer einen Haufen von vier hundert Mann Schwarzen und Portugiesen antrafen. Diese waren gut genug bewaffnet, aber in solcher Unordnung, daß sie keinen Augenblick Stand zu halten wagten. Die Holländer trieben sie bis an die Vorstadt. Der Admiral hatte sich fälschlich eingebildet, es sey nur eine Reihe von Palissaden da: allein es befand sich daselbst eine Mauer von **Taipa**, das ist, von einem Mengsel von Erde und kleinen Steinen zusammen geknetet, außen mit Kalche überzogen, und so dick, daß Kugeln von halbem Caliber nicht durchdrangen. Der Feind begab sich hinter diese Mauer, und die Holländer machten hundert und funfzig Schritte davon eine Verschanzung, wo sie eine Batterie zu zwey Feldstücken aufrichteten, welche das Thor beschossen. Sie rückten nachgehends

y) Auf der 222 und 223 S.

z) A. d. 223 S.

hends achtzig Schritte weiter fort. Die folgende Nacht aber verlohren sie sechs Mann, und hatten nicht unter drey und dreyßig Verwundete. Wären ihnen die Wege besser bekannt gewesen, so hätten sie alle bewaffnete Leute in der Vorstadt aufheben können: denn sie bemerkten den folgenden Tag, daß einige Oerter der Mauer nur mit Brettern versetzt waren. Die Portugiesen macheten sich auch die Dunkelheit zu Nutze, sich in die Stadt zu ziehen, und die Vorstadt abzubrennen *a*). Matelief 1606.

Der Admiral gieng den Tag darauf ans Land, den Platz zu untersuchen, und die Arbeiten zu besichtigen, wo er mit Erstaunen einen großen Fluß fand, über den man unmöglich kommen konnte. Auf der andern Seite schien ihm die Stadt so stark, die Mauer in so gutem Zustande, und so wohl mit Thürmen versehen, daß es schien, die Belagerten dürften ohne weitern Widerstand nur ihre Thore verschlossen halten, und einige Musketenschüsse vom Walle thun. Diese Untersuchung verminderte viel von der Malayen Nachricht und seiner eigenen Hoffnung. Von sieben hundert Mann, die er ausgesetzt hatte, mußten hundert und funfzig, die wegen ihrer Verletzungen und anderer Beschwernisse schon untauglich waren, wieder zu Schiffe geschickt werden. Die Hitze war außerordentlich. Auf der Malayen Arbeit konnte man sich nicht verlassen; sie hielten sich bey dem Knalle einer Muskete für todt, und alsdenn waren sie nicht fortzubringen. Die Erwartung der Seemacht, die zu allen diesen Schwierigkeiten kam, und die Gefahr, mit welcher man die Flotte noch mehr schwächen würde, verursachete, daß **Matelief** seine übereilte Unternehmung bereuete. Weil aber die Ehre des holländischen Namens dabey verwickelt war: so ließ er eine Batterie, einen Musketenschuß weit von der Stadt, aufrichten, nicht so sehr eine Oeffnung zu schießen, als die feindlichen Batterien unbrauchbar zu machen, und die Häuser zu zerstören. Die Mauer schien für seine Stücken zu stark; und wenn sie es auch nicht gewesen wäre, so hätte man den schnellen Strom vor sich gehabt, der nicht unter zwey hundert Fuß breit, und also, nachdem die Feinde die Brücke abgeworfen hatten, eine undurchdringliche Schutzwehr für sie war *b*). Die Malayen fingen darauf an, einige Dienste zu leisten: aber beym Anblicke des Feuergewehrs nahmen sie die Flucht; ja, man konnte sie nicht darzu bringen, daß sie solches nur bewachet hätten, weil die Holländer arbeiteten.

Schwierigkeiten, die des Admirals Hoffnung vermindern.

Er machet die Batterien der Stadt unbrauchbar.

Der Malayen Furchtsamkeit.

Man pflanzte auf die Batterie zwo Canonen von halbem Caliber, und zwey andere Stücke, die siebenzehnpfündige Kugeln schossen: diese macheten die Stücken in der Stadt unbrauchbar. Ein so glücklicher Erfolg machete dem **Matelief** Muth, und er schlug dem **Raja Zabrang**, welcher seinen Posten bey ihm vor dem Thore der Vorstadt genommen hatte, vor, seine Malayen in drey Haufen zu theilen, und sie mit drey Haufen Holländern zu vereinigen, die von drey verschiedenen Hauptleuten geführet wurden. Er hoffete, sie durch dieses Beyspiel zur Wachsamkeit und Arbeit aufzumuntern, und die Verschanzungen und Werke stets besetzt zu behalten. Allein diese schwachen Indianer flohen bey dem geringsten Lärmen in größter Unordnung, und schrien mit aller Macht: **Die Portugiesen sind ausgefallen.** Man hätte ihrer zwanzig nicht darzu gebracht, in einem Wachhause zu bleiben, wenn sie nicht einige Holländer bey sich gehabt hatten, ihnen Muth zu machen. Wenn es darauf ankam, die Vorstädte zu plündern, die Beute in ihre Piroguen zu schleppen, Häuser zu verwüsten und zu verbrennen, um die Nägel und das Eisen davon zu nehmen, da fehlete es ihnen nicht an Hitze: sie giengen alsdenn so gar zu weit, und der Admiral, der sie bisweilen aufhalten wollte, rief ihnen zu, ohne Gehorsam zu finden. Er beklagte

Die Holländer können sie wenig brauchen.

a) A. d. 225 S. *b*) Eben das. und a. d. 226 u. 227 S.

Matelief. 1606.

beklagte sich beym Könige, der sie eben so wenig bändigen konnte, und endlich verstattete, sie zu schlagen: aber damit wurden sie vollends verdrießlich gemacht. Bald hatte man einen **Orankaje**, bald einen **Orambaje**, bald welche, die nichts gethan hatten, geschlagen. Die am meisten Schuld hatten, denen war gewiß allezeit ohne Ursache übel begegnet worden. Außerdem befand sich der König eine Viertelmeile von der Stadt, und wenn man ihn sprechen wollte, traf man ihn allemal schlafend oder schwelgend an. Einen Tag, als der Admiral seine Klagen wiederholete, hatte der **Bendahara**, einer von den vornehmsten Hofbedienten, die Kühnheit, zu antworten: die Holländer hätten Amboina und Ternate ohne Beyhülfe der Einwohner erobert; sie könnten es mit Malaca auch so machen. Er für seine Person sey nicht gekommen, zu fechten, sondern zuzusehen c).

Thörichte Antwort, die ihm gegeben wird.

Die Arbeiten wurden indessen doch fortgesetzet, aber der Admiral verlohr die Hoffnung, etwas mit Gewalt zu erhalten, und beschloß, die Stadt auszuhungern. Er ließ mit vieler Mühe eine Brücke über den Fluß schlagen, vermittelst deren er sich eines guten Postens bemächtigte, den der Verfasser **das Kloster** nennet, dahin er einige Stücke bringen ließ. Alle Zugänge besetzte er mit Wachhäusern, damit die Einwohner von außen nichts erhalten konnten. Er unternahm so gar, eine andere Brücke vom Kloster bis zum Ufer, das einen Musketenschuß davon war, zu schlagen. Dieser Platz war ein sumpfigter Morast voll Fichten, die dichte beysammen stunden. Das Werk wurde glücklich vollendet. Er ließ hinter den Bäumen eine Schanze aufwerfen, und auch Geschütz in selbige bringen, in der Absicht, die Kriegesnothwendigkeiten da beysammen zu behalten, weil es zu beschwerlich war, dieselbigen alle Tage von der andern Seite des Flusses hinüber zu schaffen. Diese Schanze war nur von Holze und Erde, aber im Stande, sich wohl zu vertheidigen. Der König von Johor ließ seine Leibeigenen daran arbeiten, und nahm ohne Bedenken seinen Aufenthalt darinnen, weil er vor allem Schießen da sicher war d).

Der Admiral unternimmt, den Ort auszuhungern.

Wie die Belagerten so eingeschlossen waren: so erfuhr man bald, daß der Reiß in dem Platze theuer zu werden anfing. Diese Nachricht veranlassete, daß man beschloß, nicht nur keine Gefangenen mehr zu machen, sondern auch die, welche man aus der Stadt gehen sähe, zurück zu treiben, oder sie zu tödten, wenn sie nicht wieder hinein wollten. Der König befahl den **Orankajen**, diesen Entschluß auszuführen. **Raja Zabrang**, der mehr Einsicht hatte, als der König, begriff, daß die Malayen, denen man keinen Sold gab, und die keine andere Beute hatten, als Sclaven, dergleichen Befehle, die ihrem Vortheile so sehr zuwider wären, schlecht ausführen würden.

Theurung in Malaca.

In der That fuhren sie fort, alle Einwohner, die sich darbothen, zu Gefangenen zu machen, oder sonst anzunehmen. Der Admiral beklagte sich vergebens darüber, und erhielt vom Könige nur ein Stillschweigen zur Antwort. Indessen ließ der General **Furtado** täglich ein Thor öffnen, seine Todten außer der Stadt zu beerdigen, und bey der Ebbe fischeten seine Leute längst der Mauer, ohne daß die Holländer solches verhindern konnten. Man feuerte auf sie, und tödtete einige, aber die Furcht des Todes war nicht vermögend, die andern abzuhalten. Sie begaben sich bis an den Gürtel ins Wasser, und vergaßen der Gefahr über dem Hunger e). Die Piroguen von Johor, welche dieser Kühnheit hätten wehren können, entferneten sich, wenn man sie dahin rief, oder stellten sich, als sähen sie diejenigen nicht, die sie schonen wollten. Dieser Unordnung abzuhelfen, und seinen Leuten

Worzu die Einwohner durch den Hunger getrieben werden.

c) Auf der 331 und vorherg. Seite.
d) A. d. 334 S.
e) Auf der 335 S.
f) Eben das. und a. d. 236 S.

Leuten die Begierde zu erfüllen, die durch das Wasser verhindert wurden, Laufgräben unter der Erde zu führen, entschloß sich **Matelief**, bey Nacht diese Werke von Holze zu machen. Der Befehlshaber bemerkte dieses, und befürchtete, man möchte endlich Bresche schießen und stürmen; er würde alsdenn Leute nöthig haben, und deswegen ließ er die Thore schließen. Matelief. 1606.

Die Laufgräben kosteten viele Mühe *f*). Man arbeitete die ganze Nacht, aber mit Anbruche des Tages schossen die Feinde von den Bollwerken **St. Domingo**, **Madre de Dios**, **St. Jago** und dem Kirchhofe des St. Paulsklosters auf die Arbeiter. Da nun also eine Nacht nicht zugereicht hatte, die Arbeit vor den Canonen zu bedecken: so mußte man sie den folgenden Tag verlassen. Die erste Schanze ward der **Feuertopf** genannt, weil in der Nacht, da man daran arbeitete, zwey hundert Einwohner ausfielen, und auf die Arbeiter Feuertöpfe warfen. Aber sie wurden mit Verlust zurück getrieben, und die Holländer, die unversehens überfallen wurden, hatten dieses Glück ihren Palissaden, die mit Nagelspitzen beschlagen waren, zu danken, wodurch der Feind abgehalten wurde, sich längst dem Wasser hinzuziehen. Man hatte in der Stadt den Vortheil, daß man aus dem St. Paulskloster bis auf den Boden der Laufgräben sehen konnte. Die Holländer mußten sich also mit Blendungen bedecken. Sie richteten am Ufer des Meeres eine Batterie auf, welche das Bollwerk der **eilf tausend Jungfern** bald niederlegte, und ihnen Mittel verschaffete, die Laufgräben bis an den Platz selbst zu führen. Indessen blieben sie doch noch dem Geschütze des St. Paulsklosters ausgesetzt, das ihnen immer Leute tödtete, und den Ausfällen beförderlich war. Der Admiral ließ andere Batterien und verschiedene Schanzen zu Verwahrung der Kriegesnothwendigkeiten aufführen. Aber bisweilen hielt ihn die Furcht auf, die Seemacht möchte ihn bey der Ebbe überfallen, da die Schaluppen sich nicht dem Ufer nähern könnten, das Geschütz einzunehmen *g*). Ausfälle.

Die Krankheiten waren ein neues Hinderniß, das seine Unruhe vermehrete. Seine Leute wurden außerordentlich abgemattet. Sie brachten allezeit eine Nacht um die andere im Laufgraben zu, wo ihnen das Wasser ungemein beschwerlich fiel, weil es beständig regnete. Die meisten lagen unter freyem Himmel, und wurden von den Mücken so geplagt, daß sie kaum menschliche Gestalt behielten. Sie aßen viel Obst, und trunken viel Arack. Die Trunkenheit gieng so weit, daß der Admiral nie einen Posten besuchete, ohne eine Menge Besoffene wegzunehmen; und die er an ihre Stelle setzete, verfielen bald in eben den Zustand. Vergebens ließ er die Piroguen durchsuchen. Sie wußten aber doch, Arack zu bringen, den man sogleich im Holze versteckte. Oft waren nicht zehn Mann bey Verstande. Hätten die Feinde diese Unordnung gewußt, so hätten sie sich sicher dieser Gelegenheit bedienen können, alle Belagerer niederzumachen. Aber die verdrießlichste Wirkung der Abmattung und Unmäßigkeit war der Durchlauf, der ein gemeines und schwer zu heilendes Uebel ward *h*). Abmattung und Krankheit der Holländer. Ihre Trunkenheit.

Indessen wurde **Matelief**s Hoffnung wieder aufgerichtet, als zwey lang erwartete Schiffe, **Erasmus** und **die vereinigten Provinzen**, den 14ten des Brachmonats *i*) zur Flotte stießen. Hundert und vierzig Mann von denselben traten an deren Stelle, die zu sehr abgemattet waren. Man zweifelte nun an glücklichem Erfolge der Belagerung nicht mehr, wenn die Seemacht nicht so stark erschiene, daß man sie aufheben müßte. Den

 18ten

g) Eben das. und a. d. 237 S.
h) Auf der 238 u. 240 S.

i) Das. Eben die, welche Matelief am grünen Vorgebirge erwartet hatte.

Matelief. 1606.

18ten thaten die Belagerten einen Ausfall, bey dem sie zurück getrieben wurden; aber sie tödteten nur einen trunkenen Holländer. In der Wuth gaben sie ihm neun tödtliche Stöße, und hieben ihm Kopf und Hände ab, welche sie mit in die Stadt nahmen.

Wuth der Belagerten.

Dieses grausame Verfahren erhitzete die Belagerer destomehr, weil ein anderer Holländer unweit der Mauer war getödtet worden, da ihm denn die Portugiesen den Kopf abgehauen, solchen auf eine Lanze gesteckt, durch die ganze Stadt getragen, und solche endlich an dem höchsten Orte damit eingesteckt hatten. Die Soldaten forderten nachdrücklich Rache; und der Rath verordnete, sie zu befriedigen, daß man sogleich drey portugiesische Gefangene aufhenken sollte. Aber dieses Verfahren schien dem Admirale zu hoch getrieben. Er schrieb an den Furtado, bey seinen Ausfallen zu seiner Vertheidigung hätte er sich bisher als ein tapferer Kriegesmann erwiesen; aber zu verstatten, daß man gegen Leichname wütete, verletzete die Vernunft und die Menschlichkeit; die Belagerer forderten denjenigen von ihm, der diese Grausamkeit begangen hätte, sonst wollten sie morgen einen von ihren gefangenen Portugiesen aufhenken lassen, und nachgehends, wenn er es noch abschlüge, noch zween andere: übrigens könnte er versichert seyn, daß es ihm nicht wohl bekommen würde, daß er auf die Köpfe der Holländer einen Preis, vierzig Pfund auf jeden, gesetzet hätte *k)*. Furtado antwortete einem chinesischen Gefangenen, den man mit diesem Schreiben in die Stadt geschicket hatte, er hätte keinen Preis auf der Holländer Köpfe gesetzt; er bekümmerte sich wenig um ihre Rache; und wenn der Admiral alle gefangene Portugiesen henken lassen wollte, so stünde es bey ihm. Darauf ließ man alle Gefangenen losen. Das Unglück traf einen, Namens **Dominic Gonsalvo**, der noch den Tag unweit der Stadt gehenkt wurde, nachdem ihm einige Augenblicke Zeit waren gegeben worden, sich bey den Einwohnern zu beklagen, und zu suchen, ob er sie zum Mitleiden bewegen könnte. Aber er erhielt von ihnen nur Scheltworte zur Antwort *l)*.

Rache der Holländer.

Der übrige Theil dieses Monats und der Anfang des Augustes verstrichen damit, daß man die Batterien brauchte, und die Ausfälle zurück trieb. Die trunkenen Holländer würden bisweilen sehr viel gelitten haben, wenn der Admiral nicht selbst mit auserlesenen Leuten angerückt wäre, und ihre schwache Vertheidigung unterstützet hätte. Er beredete sich immer mehr und mehr, wenn die Seemacht nicht seine Bemühungen unterbräche, so würde die Stadt nicht lange Widerstand leisten. Man erfuhr, daß ein **Ganton** Reiß daselbst zweene Ducaten galt, und täglich fünf und dreyßig bis vierzig Mann stürben. Diejenigen, welche freywillig heraus giengen, und die Leibeigenschaft dem Elende vorzogen, waren ganz blaß und ungestaltet. Die Unreinigkeit und das ansteckende Uebel in der Mauer trug hierzu eben so viel bey, als der Hunger. Furtado ließ den Weibesbildern die Freyheit, aus der Stadt zu gehen, um die Lebensmittel zu ersparen; und der Admiral hätte gewünschet, sie wieder hinein zu treiben; aber man hätte die Malayen völlig verdrießlich gemachet, wenn man sie des Vortheils beraubet hätte, den sie von derselben Verkaufe hoffeten *m)*.

Die Stadt steht viel vom Hunger aus.

Indessen konnte man selbst nach der Gefangenen Berichte ausrechnen, daß die Stadt vermögend war, sich noch fast einen Monat zu halten, und unter den Belagerern nahm die Anzahl der Kranken und Verwundeten täglich zu. Man berief einen allgemeinen Rath zusammen, worinnen Matelief verschlug, unter dreyen eins zu wählen, zu einem Sturme Bresche zu schießen, die Verschanzungen abzutragen, um welche, die entfernter wären,

Ueberlegung des holländischen Rathes.

k) A. d. 241 u. 242 S. *l)* Eben daselbst. *m)* Auf der 245 S.

wären, aufzuwerfen und den Völkern in Erwartung der Seemacht Ruhe zu verschaffen, oder drittens wieder zu Schiffe, und dieser furchtbaren Flotte entgegen zu gehen, die man so lange erwartete, und die in der That mehr Bekümmerniß verursachte, als aller Widerstand der Belagerten n).

Matelief. 1606.

Der meiste Theil des Raths war nicht geneigt zu stürmen, weil man kaum vier hundert darzu taugliche Leute hatte, und es noch ungewiß war, ob man Bresche schießen könnte. Man überlegte auch, es sey nicht klüglich, Pulver und Kugeln so zu verschwenden, die man wider die Seemacht nöthiger haben könnte, wie man denn auch nur allzusehr erfahren hatte, daß auf die Malayen wenig zu bauen wäre. Eben so wenig wollte man sich von der Stadt entfernen, oder ohne vom Abgange der Seemacht gewiß zu seyn, zu Schiffe gehen: endlich beschloß man von dem Könige eine deutliche Erklärung zu fordern, wie viel Mannschaft er zum Sturme hergeben könnte o).

Nachricht eines Ueberläufers.

Eben den Tag langte ein Ueberläufer an, der, wie er sagte, aus der Stadt gegangen war, dem unerträglichen Hunger zu entfliehen. Seine Frau war, wie er berichtete, auf dem Wege von einem Musketenschusse der Belagerer getödtet worden: eine Anzahl Portugiesen hätten sich in zwo Piroguen nach der Seite von **Pulo Sambilan** begeben, und daselbst einer kleinen Barke mit drey Leuten bemächtigt, welche der König von **Achin** an den König von **Johor** geschickt hätte, ihm zu melden, daß die Seemacht auf der Insel **Sumatra** gelandet, und daselbst ein Fort weggenommen hätte, aber seit der Nachricht von der Belagerung vor **Malaca** schon über einen Monat dorten weggegangen sey, ohne welchen Verfall die Portugiesen sich, allem Ansehen nach, **Achin** würden bemächtigt haben. Die Seemacht bestünde aus zwanzig Segeln, und die drey Bothen befänden sich zu **Malaca**, selbst in seines Herrn Hause, wo er mit ihnen geredet hätte. Diese Erzählung schien dem Admirale verdächtig. Man brachte ihn auf die Folter, mit dem Versprechen, ihm das Leben zu schenken, wenn er die Wahrheit sagte. Er hielt lange Zeit aus, endlich aber nöthigte ihn der Schmerz, zu bekennen, er sey gekommen, den Zustand von der Holländer vornehmsten Batterie zu beobachten; die Belagerten sollten sich unter Bedeckung des Gesträuches herzu schleichen, in Hoffnung diese Schanze zu überwältigen, und sich einen Weg zu Einführung der Lebensmittel zu eröffnen; alles, was er von **Achin** und der Seemacht gesagt hätte, sey nur eine Erdichtung, die Malaien zu schrecken, und sie zum Rückzuge zu nöthigen; in der Stadt wäre noch sehr wenig Reiß übrig, und man hoffte die Ankunft der Seemacht nicht vor dem kleinen Mousson, das ist vor dem Weinmonate p).

Man foltert ihn, die Wahrheit heraus zu bringen.

Weil noch zweifelhaft war, ob die Wahrheit versteckt würde: so gieng der Admiral den König zu fragen, wie der Rath beschlossen hatte, wie viel Leute er zum Sturme liefern könnte. Der Fürst antwortete, er wollte alle bis auf den letzten Mann geben, und sie selbst anführen. Dieser herzhafte Entschluß hätte den Matelief sehr vergnügt, wenn ihn nicht die traurige Erfahrung schon belehrt hätte, wie wenig auf der Indianer Versprechen zu bauen sey. Er unterredete sich mit den **Orankajen**, und erfuhr, daß sie ihm mit nicht mehr als hundert Malayen und sechs hundert Sclaven beystehen könnten, und daß man die meisten Posten leer lassen müßte, so viel zusammen zu bringen. Ja, sie entdeckten ihm ohne große Schwierigkeit, er irre sich, wenn er viel Dienste von ihnen erwartete. Ein Orankaje sagte ihm gerade heraus, wenn er sie vor den Holländern ziehen ließe, so taugten sie

Bekümmerniß des Admirals wegen des Königs und der Malayen.

n) A. d. 246 S.
o) Eben daselbst.
p) Eben das. und 247 S.

Matelief. 1606.

sie zu nichts, als diese in Unordnung zu bringen; und wenn er sie hinter selbige stellte, so würden sie gewiß fliehen. Der Admiral stund in den Gedanken, wenn er nur die Bresche machen, vier hundert Holländer zum Sturme führen, und sieben bis acht hundert Malayen, die gesinnet schienen, sie zu unterstützen, zur Schau aufstellen könnte, so würde er die Stadt sicherlich erobern. Aber bey der Ungewißheit, ob man ihn unterstützen würde, wollte er drey bis vier hundert Canonenschüsse zu Oeffnung der Bresche nicht vergebens anwenden. Er beschloß dem Könige, noch einmal die stärksten Bewegungsgründe der Ehre und des Vortheils vorzulegen. Er fragte ihn, ob er glaubte, daß seine Leute zum Sturme gehen würden. Ich glaube es, antwortete der Fürst, wenn nur Holländer dabey sind. Wohl! sagte **Matelief**, die Holländer sollen den ersten Angriff thun: aber, wenn sie zurück getrieben werden, kann man sich darauf verlassen, daß die Malayen, so lange bis jene sich wiederum setzen, sich einen Augenblick darstellen werden? Der König schwieg, und gab dadurch zu verstehen, daß er von nichts versichert sey *q*).

Ankunft der Seemacht.

Der Verfasser des Tageregisters befreyet hier den holländischen Rath von der Schande einer grausamen Unentschlüssigkeit, indem er plötzlich des Lesers Aufmerksamkeit auf die Seemacht wendet, die viel näher war, als sich beyde Parteyen einbildeten *r*). Es war der 13te des Augustmonats. Eine Pirogue, welche der Hauptmann der holländischen Jacht, die **kleine Sonne**, der unter dem Cap **Rachado** kreuzte, abgeschicket hatte, meldete dem Admirale, den Abend eben dieses Tages: die portugiesische Macht hätte nur etwan zween Tage nöthig, vor **Malaca** anzulangen. Diese Nachricht endigte alle Ungewißheit. Sie erforderte andere Absichten, und andere Sorgen. Aber bey den ersten Bewegungen, die eine so unerwartete Zeitung erregte, war Uebereilung eben so gefährlich, als Zaudern.

Zurüstungen der Holländer sie zu empfangen.

Matelief ließ das Geschütz, das sich zu **Compochin** befand, sogleich auf seine Flotte schaffen: er verlohr aber die Belagerten, die ihm während der Arbeit beschwerlich fallen konnten, nicht aus dem Gesichte, und theilte die Mannschaft dieser Batterie auf andere Posten ein, wo sie die Ausfälle verhindern konnten. Mit dem 15ten ward alle Bagage eingeschifft, und das Geschütz, mit welchem sich solches selbigen Tag nicht thun ließ, blieb auf dem Ufer, daß es von den Canonen der Stadt konnte erreicht werden, man bedeckte es aber mit Aesten und Blättern. Den 16ten sah man von der Flotte die ersten Schiffe der Seemacht. Der allgemeine Rath verlangte, man sollte alles zu Lande verlassen, und der Admiral sich eiligst an seinen Bord begeben. Fünf oder sechs Tage zuvor hatte er seine Leute gemustert, und noch zwölf hundert Mann befunden, aber zwey und dreyßig Verwundete, und hundert und zwey und sechzig Kranke mitgezählt. Zu eben der Zeit hatte er am Ufer des Meeres eine Brücke, so weit es hatte angehen wollen, ins Wasser hinein bauen lassen, welches viel dazu beytrug, daß das Einschiffen geschwind von statten gieng *s*).

Angriff des ersten Tages.

Alle Augenblicke waren ungemein kostbar; denn kaum befanden sich die Leute an Bord, so rückten die Feinde zum Angriffe an, in Hoffnung sie noch unordentlich anzutreffen. Sie wurden auf eine Art empfangen, deren sie sich nicht versehen hatten. Um den Admiral herum

q) A. d. 248, 249 S.

r) A. d. 250 S.

s) A. d. 251 S.

t) Eben das. Man findet in einer andern Nachricht von diesem Gefechte, daß die Portugiesen achtzehen Gallionen von neun bis sechs hundert Tonnen gehabt haben, daß ihr Admiral Don Martin

herum wurden sechs bis sieben Mann getödtet, und man versicherte, er habe zwey und funfzig auf seinem Schiffe verlohren. Dieses Unglück verursachte, daß er das weitere Gefecht bis Morgen verschob. Die Seemacht bestund aus sechzehn großen Gallionen, vier Galeeren, einer Caravelle und dreyzehn bis vierzehn Fusten. Sie segelte bey frühem Morgen ab, näherte sich der holländischen Flotte gegen Mittag, und gegen Abend fing man an, einander mit Canonen zu beschießen *t*). Matelief. 1606.

Den folgenden Tag legte sich ein Portugiese an Bord des **Nassau**, ehe dieser seine Anker völlig gelichtet hatte. **Oranien** und **Middelburg** rückten heran, es loszumachen, und hingen sich selbst an. Der portugiesische Viceadmiral bemerkte dieses, und rückte an, um sich an **Middelburg** zu hängen. Des **Don Enrique de Norinha** Gallion hing sich an die Seite des **Orange**, und des **Don Duarte de Guerra** seine, welche mehr Leute hatten, vorn an, der **Moriz** aber an diesen letztern. Man kann sich vorstellen, daß in dieser Lage das Gefecht lang und hartnäckig war. Das vornehmste, was die Portugiesen thaten, war Feuertöpfe zu werfen, und die Holländer gegentheils feuerten beständig. Endlich brachte der **Moriz** des **Guerra** Gallion in Brand, wodurch er sich los zu machen Mittel erhielt: das Schiff **Middelburg** blieb unglücklicher Weise an jenem und an dem Viceadmirale, der **Alvaro de Carvalho** hieß, hängen, und alle drey wurden verbrannt, doch rettete sich der größte Theil des Volkes, von **Middelburg**. Der Viceadmiral **Carvalho** warf sich mit vierzig bis funfzig Leuten in dieses holländischen Schiffs Schaluppe, und ward mit allen seinen Leuten durch Schüsse aus dem Orange getödtet, ohne daß **Matelief** solches verhindern konnte *u*). Das Treffen geht den andern Tag wieder an. Entsetzliches Gefechte.

Don Enrique de Norinha, welcher an der Seite des **Oranien** geblieben war, verlohr zwo Flaggen, die man ihm wegnahm. Der holländische Admiral befahl ihm, die Segel zu streichen, und sich zu ergeben; er ertheilete eine Antwort, die man vor dem Getöse nicht verstehen konnte. Als aber der Admiral geankert hatte, und sich seiner Priese so versichert hielt, daß er nur darauf dachte, sie hinter seinen Besanmast führen zu lassen, um sie nachzuschleppen: so wußte sie so glücklich auszuweichen, daß sie, der Ladungen des **Moriz** ungeachtet, sich von den Holländern losmachte. Die Fluth gieng so strenge, daß der Admiral unmöglich Anker lichten konnte, sie zu verfolgen. Also hatte **Norinha**, so übel er auch zugerichtet war, das Glück, wieder zu der ganzen Seemacht zu kommen *x*).

Es scheint nicht, als sey ein neues Treffen vorgefallen, weil der Verfasser des Tageregisters den Verlust der Holländer nur auf zwey verbrannte Schiffe und vier und zwanzig Todte nebst einer großen Anzahl Verwundete setzte, von Seiten des Feindes aber auch zwey verbrannte Schiffe, und vier bis fünf hundert Getödtete oder Ertrunkene, darunter aber viel hohe Officirer und Adeliche zählet *y*). Er füget hinzu, die Portugiesen hätten von ihren Galeeren und Fusten einen großen Vortheil gehabt, weil solche bey der Windstille zu allem wären zu gebrauchen gewesen, und andere Schiffe loszumachen hätten dienen können. Bey der letztern Musterung, saget er, hätte ihr Admiral drey tausend sieben hundert und vier und funfzig Weiße, und noch einmal so viel indianische Matrosen gefunden. Seine Beyderseitiger Verlust.

Martin Alfonse de Castro, des Don Antonio de Carcais, jüngster Sohn gewesen ist, und daß sie Befehl gehabt haben, zwey von ihren Schiffen allemal zu verbrennen, wenn sie die Holländer um eins bringen könnten.

u) A. d. 252 S. *x*) A. d. 253 S. *y*) A. d. 253 und 254 S.

Matelief. 1606. Seine Absicht war, sich Achin zu bemächtigen, die Länder Malaca, Johor, Pahan, Patana, Bantam und Amboine einzunehmen. Er würde wenig Hindernisse gefunden haben, wenn die Nothwendigkeit, vor der holländischen Flotte auf seiner Hut zu seyn, nicht anfänglich seine Eroberungen aufgehalten hätte, und wenn ihn nicht der vielfältige Verlust, den ihm Matelief nachgehends zufügte, ihn so geschwächt hätte, daß er wieder in seine Hafen einlaufen mußte.

Folgen des Gefechtes. Die Holländer waren Willens, den Tag nach diesem ersten Gefechte wieder zu schlagen, und alles zu wagen, damit der Krieg bald auswürde. Aber, der Wind war ihnen viele Tage lang so zuwider, daß sich ihre Schiffe von einander zerstreueten; und weil sie sich vor den Feinden unter dem Winde nicht wieder versammeln konnten, den Weg nach Johor nahmen. Die Seemacht gieng nach Malaca, welche Stadt allein, durch die Befreyung von einer so langen Belagerung, von dem Gefechte Vortheil hatte.

Der IV Abschnitt.

Beschreib. von Malaca. 1606.

Beschreibung von Malaca.

Lage, Größe und Stärke der Stadt. Jesuitercollegium. Barfüßerkloster. Zwo Inseln bey der Stadt. Zahl der Kirchspiele. Mateliefs Urtheil über die Luft zu Malaca. Benachbartes Land. Warum Malaca nicht größer geworden ist. Andere Ursachen, welche Malaca das Verderben droheten.

Ihre Lage, Größe und Stärke. Diese Stadt Malaca liegt auf einer Küste, welche eben den Namen führet, in der Meerenge, die vom Eylande Sumatra mit selbiger gemacht wird, in anderthalb Grad nordlicher Breite auf einem ebenen Felde, wo nur eine einzige Höhe mitten in der Stadt ist, auf deren abhängigen Seiten die Stadt selbst sich befindet; denn es ist nur ein kleiner Platz gegen Nordost eben z). Ein Fluß läuft nordwestlich unten an ihren Mauern hin. Seine Breite ist etwan hundert Fuß. Bey der Ebbe ist sein Wasser süßer, aber die Ebbe und Fluth sind da sehr heftig. Es geht eine hölzerne Brücke darüber. Auf der andern Seite ist das Erdreich ziemlich hoch, und auf der südlichen Seite so morastig, daß man bey dem ersten Stoße mit dem Grabescheite Wasser antrifft. Einige Plätze sind so gar mit Wasser bedeckt, zumal bey Regenwetter, wo dieses alles fast überschwemmet ist, das Ufer ausgenommen, das ein Knie hoch über Wasser bleibt. Außer der Stadt sieht man eine Art von See, wo man das Wasser vom Felde hineinlaufen läßt, und über den eine steinerne Brücke geht. Der Umkreis von Malaca beträgt etwa ein tausend acht hundert Schritte. Gegen das Meer ist sie mit einer starken Mauer umgeben, die etwan sechs hundert Fuß lang ist. Von der Seite des Flusses ist sie ungefähr eben so lang, aber auf der Morgenseite ein wenig länger, längst dem Lande hin. Die Mauer am Flusse ist sehr stark. Nordostlich befindet sich ein steinernes Bollwerk, St. Domingo genannt. Von dar bis ans Meer geht die Mauer von Taypa bis an eine Art von rundem Bollwerke, das sich südostlich gleich am Ufer des Meeres befindet, und St. Jago heißt. Zwischen dem Bollwerke St. Domingo und diesem sind noch zwey, eines von Taypa, Namens St. Antonio oder Madre de Dios, auf dem halben Wege, das andere viereckicht, und seit zwey bis drey Jahren von Kalk und Sande aufgeführet, die eilf tausend Jungfrauen genannt, zwischen Madre

z) A. d. 256 Seite.

a) Diese Beschreibung befindet sich auf der 285 Seite eben des Tageregisters.

b) A. d. 287 S.

N°8.



GRUNDRISS
VON DER STADT UND FESTE
MALACA
Zur Allgemeinen Historie der Reisen
1750.
Der Fluss
DIE STADT
Hutten der Malayer
Garten des Statthalters
Schleuse
Thurm
DIE FESTUNG
Gebirge Becachin
Vorstadt
Feld-Thor
Anker grund fur die Barken
Einfahrt des Hafens
Schiffer-zeichen
Anweisung
A. St Paulskirche. wo die Hollænder ihren Gottesdienst halten.
B. Magazin, sonst die Barmherzigkeits kirche.
C. Wohnung des Statthalters.
D. Handels plats.
E. Wohnung des Chinesischen Generals.
F. Handels platz der Chinesen.
G. Moschee der Moren.
H. Pagode des Chinesen.
J. Stadt Thor an der Hospital seite.
Maaß-stab von 200 Toisen.
50
100
200
Insel. worauf die Hollænder eine Batterie machten.
Ilha das Naos nach den Portugiesen itzo I. Java

T. 8. C.

Madre de Dios und St. Jago. In eben dem Zwischenraume befindet sich eine Stackete von Pfählen, achtzehn Fuß hoch, zwölf Fuß haußen vor dem Walle, und von Madre de Dios an ist ein schmaler Graben. Beschreib. von Malaca. 1606.

Oben in der Stadt, d. i. fast in ihrem Mittel entdecket man das Jesuitercollegium St. Paul, von da man die ganze Stadt rings herum übersehen, und das Feld überall bestreichen kann. Der nächste Berg ist mit einem Barfüßerkloster besetzt, **Madre de Dios** genannt, wohin kleine Canonen kaum reichen. Die andern Berge sind sehr weit von der Stadt. Auf der Meerseite ist das Land eben, und die Fluth läßt das Ufer, ungefähr zween Musketenschüsse weit trocken. Der Boden ist weicher Moder, da man auch bey stehender Fluth nicht ankern kann *a)*. Jesuitercollegium. Barfüßerkloster.

Ziemlich nahe bey der Stadt zeigen sich zwo Inseln, eine nach Südost, **Ilha das Naos**, einen Canonenschuß weit von der Stadt, die andere Südwest, **Ilha de Pedra**, wohin die Canonen nicht reichen. Aus dieser bekömmt man Steine zu den Gebäuden der Stadt. Zwischen diesen beyden Eylanden ankern die Caracken, Gallionen und alle große Schiffe, in vier bis fünf Faden Wasser, außer dem Canonenschusse der Stadt, aber innerhalb des Canonenschusses von **Ilha de Naos**. Die kleinsten Fahrzeuge ankern in der Rivier, und die, welche etwas größer sind, zwischen **Ilha de Naos** und der Küste von Malaca, oder nahe am Ufer, weil der Boden so weich ist, daß er sie nicht beschädigen kann. Zwo Inseln bey der Stadt.

Weil **Matelief** vor der Stadt lag, zählete man etwa zwölf tausend Menschen darinnen, davon drey tausend, Waffen zu tragen, vermögend waren, außer den Fremden, die da beständig anlangen. Ein Mönch, den die Holländer gefangen bekamen, versicherte sie solches, weil er die Kirchenbücher gesehen hatte. Er setzte hinzu, man zählete fünf Kirchspiele in der Stadt, und den Vorstädten. Das erste St. Thomas zu Campochin Nordwest der Stadt enthielte zwey tausend Seelen, das längst dem Flusse hin läge, ein tausend acht hundert, das von St. Lorenz südwärts zwey tausend; das von **Nossa Senhora de Pindade**, Südost, auf dem Ufer zwey hundert, das von **Senhora de Guadalupe**, fünf Meilen den Fluß hinauf sechs hundert, und das innerhalb der Mauern etwan drey tausend. Aber in dieser ganzen Zahl befanden sich kaum drey tausend Weiße, das übrige waren Mestizen, Einwohner des Landes, und Schwarze sowohl freye als Sclaven *b)*. Zahl der Kirchspiele.

Man hatte dem Admirale beygebracht, die Luft sey zu Malaca sehr ungesund. Aber seine Erfahrung, und genau eingezogene Nachrichten widerlegen dieses. Man begreift auch nicht wohl, woher die übele Beschaffenheit der Luft rühren sollte. Die Stadt liegt an der Küste, und auf einer Spitze, die ins Meer geht. Sie ist fast ganz auf einem kleinen Berge gebauet: der Fluß an ihrer Mauer führet sehr helles Wasser; dasjenige, das man trinkt, ist eben so rein, und in einem Brunnen, der sich unten an dem Kloster Madre de Dios befindet, ist das beste Wasser von der Welt *c)*. Das Feld hat von allen Seiten her freye Luft, und wäre vermögend, alles hervor zu bringen, wenn es wohl gebauet würde. Nur seit drey bis vier Jahren hatte man angefangen, Reiß daselbst zu säen, der in Menge da wächst. Hätten die Portugiesen nur wenig Lust zur Arbeit, so würden sie ein vortreffliches Land daraus machen, weil man auch den Fluß leicht um die Stadt herum leiten könnte *d)*. Mateliefs Urtheil, über die Luft zu Malaca.

b) Eben das.
c) A. d. 289 S.
d) Man sehe Pyrards Erzählung. Er steckte in dem gemeinen Vorurtheile von der übeln Luft, die er für vermögend hielt, Fremden einen Abscheu vor der Stadt beyzubringen.

Beschreib. von Malaca. 1606.

Der entfernteste Ort, wo sich die Portugiesen gesetzet haben, heißt **Nossa Senhora de Guadalupe** fünf Meilen von der Stadt. Nachgehends findet man Völker, **Barancambos** genannt, die unter dem Könige von **Johor** stehen, aber doch mit **Malaca** in Friede lebten, wohin sie Betel, Arak und Früchte zu verkaufen brachten. Die Belagerung unterbrach diesen Handel. Sechs Meilen von der Stadt, südostlich, ist ein anderer Fluß **Muar**, dessen Einwohner ebenfalls unter dem Könige von **Johor** stehen; **Matelief** erfuhr keine Nachricht, daß die Portugiesen sich irgendswo südwestlich von **Malaca** gesetzet hätten.

Benachbartes Land.

Warum Malaca nicht größer geworden ist.

Ueberhaupt liegt dieser Platz sehr wohl für den Handel von **China**, die Molucken und allen andern benachbarten Ländern. Wäre er frey, so würde er an Größe und Macht zunehmen: aber die Tyranney der Befehlshaber, die alle drey Jahre abgewechselt wurden, und diese Zeit über auf nichts dachten, als zwey hundert tausend Thaler zusammen zu bringen, war ein beständiges Hinderniß seines Wachsthums *e*).

Andere Ursachen, welche Malaca das Verderben droheten.

Ein anderer Grund, warum Malaca nicht mehr zunahm, war die Verschwendung der Einwohner, bey ihrer Lebensart und Unterhaltung der Ihrigen. Diese beruhete nur auf dem Vortheile, den sie von Tag zu Tage zogen, und der ihnen also eben so leicht entgieng, als sie ihn erhielten. Ehe die Holländer sich in den mittägigen Gegenden Indiens gezeigt hatten, konnte man auf sie, als auf eine gewisse Einkunft rechnen. Aber seit dieser fremden Ankunft, hatte sich der Portugiesen Glück so vermindert, daß **Malaca** mit seinem Falle, vermöge des natürlichen Laufes der Begebenheiten, bedrohet wurde, wenn auch gleich durch die Belagerung sein Verderben nicht wäre verursachet worden. Selbst die Einwohner der Stadt rechneten nicht darauf, sie lange zu behalten, wenn die Abnahme der Handlung immer fortdauerte. Denn die Lebensmittel wurden von Tage zu Tage theuerer, daß sie voraus sahen, sie würden unmöglich da bleiben können.

Nach den Kirchenbüchern hatte **Mateliefs** Belagerung der Stadt etwan sechs tausend Menschen gekostet, und die Bäume, welche sowohl den Leuten zum Unterhalte, als dem Lande zur Zierde dienten, als Palmbäume, Cocosbäume, ꝛc. waren durch den Krieg so verwüstet worden, daß sie sich unter sechzehn Jahren nicht wieder erholen konnten *f*).

Der V Abschnitt.

Mateliefs Verrichtungen zu Johor.

Matelief hat Mangel an Pulver. Bekümmerniß wegen seiner Umstände. Festungswerke, die er an dem Flusse Johor anfangen läßt. Er bekömmt einen vornehmen Besuch. Forderungen der Holländer; des Königes von Johor. Mateliefs Antwort. Man schließt einen neuen Vertrag.

Indessen war die holländische Flotte den 13ten des Herbstmonats in die Rivier von Johor eingelaufen, und der König war aus Erkenntlichkeit für des Admirals Dienste, diesem bis aus Meer entgegen gekommen. Der widrige Wind hatte nicht so viel zum Rückzuge der Holländer beygetragen, als der Pulvermangel. Alle Macht des Königs konnte ihnen nicht mehr als für zehn Taels verschaffen, und noch war solches nur Mehlpulver, von mittelmäßiger Güte. Es wäre indessen sehr leicht gewesen, nur eine Pulvermühle anzulegen, weil das Land Holz im Ueberflusse hat, weil man Ströme und Wasserfälle daselbst antrifft, und

Matelief hat Mangel am Pulver.

e) A. d. 290 S.

f) Eben daselbst.

und es an Salpeter und Schwefel auch nicht mangelte. Der Admiral untersuchte die Stadt **Batusawar**, und urtheilete, sie könnte leicht befestigt werden. Aber, was für Hoffnung hatte man, die Malayen zur Arbeit zu bringen.

Matelief. 1606.

Bekümmerniß wegen seiner Umstände.

Er machte ihnen dem ungeachtet einen Entwurf von Festungswerken, den sie auszuführen versprachen, auch solches wirklich in seiner Gegenwart anfingen. Als er nachgehends an Bord gegangen war, konnte er seine Umstände nicht ohne Unruhe überdenken. Begab er sich nach **Bantam** oder Amboina: so hatte man zu befürchten, die Portugiesen würden **Batusawar** belagern, und einnehmen. Mit so wenig Pulver, als er hatte, gegen die Seemacht zurück zu kehren, wäre unvorsichtig gewesen. Konnte er sie aber auch bey ihrer völligen Stärke lassen? Hieß dieses nicht, die benachbarten Könige wüthenden Siegern überlassen, die alle Gewaltthätigkeiten gegen sie ausüben würden? Setzete man dadurch nicht die Holländer der unvermeidlichen Gefahr aus, von dieser Küste vertrieben zu werden, wo sie sich doch wegen ihrer Absichten auf die Handlung nach China nothwendig setzen mußten? Nach langen Ueberlegungen beschloß er, die Rivier von **Johor** nicht zu verlassen, bis er an den Festungswerken hätte arbeiten lassen, von denen er den Entwurf gemacht hatte *g*).

Festungswerke, die er an dem Flusse Johor anfangen läßt.

Die Stadt **Batusawar** oder **Batusabar**, liegt an diesem Flusse fünf bis sechs Seemeilen vom Meere. Das Land ist niedrig, und nur an dem Ufer bevölkert. Es ward von zwo Festungen bedecket, eine heißt wie die Stadt, die andere **Cotta Zabrang**, und lag über dem Flusse. Die erste hatte etwan ein tausend drey hundert Schritte im Umkreise. Sie war mit Palissaden von vierzig Fuß hoch ungefähr umgeben, wo alle Pfähle einander berühreten. Man hatte aus dem schönen und tiefen Flusse leicht einen zulänglichen Graben zu ihrer Vertheidigung machen können, weil die nächsten Berge eine vierthel Seemeile davon sind. Zu **Batusawar** zählete man nicht unter drey bis vier tausend Einwohner, welche die Waffen zu führen, vermögend waren; und diese Anzahl ist in einem Lande sehr ansehnlich, wo der größte Theil des Volkes mit seinem Viehe, und seinen Leibeigenen außerhalb der Stadt wohnet *h*).

Die Festung, **Cotta Zabrang**, hatte nur etwan fünf hundert Schritte im Umfange. Sie war nicht so volkreich, als die andere, aber ebenfalls mit Palissaden umgeben. Weil das Land da so niedrig war, daß es bey großem Wasser überschwemmet wird: so rieth der Admiral, daselbst drey Bollwerke aufzuführen, welches sich die Einwohner gefallen ließen. Der Fürst dieses Ortes, **Raja Zabrang**, seine rechtmäßige Gemahlinn, welche seines Bruders des Königs Tochter war, und einige seiner Beyschläferinnen, nebst seinem Sohne, besuchten den Admiral in seinem Schiffe, welche Ehre die Portugiesen nie gehabt hatten. Der König gab sie auch, für das größte Merkmaal der Erkenntlichkeit und Freundschaft aus, das er den Holländern erweisen könnte *i*). Weil der vor Malaca geschlossene Vergleich, in einigen seiner vornehmsten Stücke, nunmehro nicht zu bewerkstelligen war, da man den Ort nicht eingenommen hatte: so verlangte **Matelief**, die andern Puncte sollten bey ihrer völligen Gültigkeit bleiben, bis man die Stadt erobert hätte, und indessen sollte man ihm Land einräumen, Häuser, Magazine, Schanzen, Werkstätte zu arbeiten ꝛc. darauf zu bauen; sowohl am Ufer des Flusses, als auf dem Eylande **Linga** oder **Bantam** oder **Caryman**. Er versprach, man würde aus Holland Arbeiter, und ganze Familien

Der Admiral Matelief bekömmt einen vornehmen Besuch.

Forderungen der Holländer.

g) A. d. 257, 258 Seite.
h) A. d. 258, 259 S.
i) A. d. 260 Seite.

Matelief. 1606.

milien kommen lassen, welche im Lande Handlung und Manufacturen anlegen, und dadurch dem Könige und dem Lande nutzen würden, indem sie ihnen zu tausenderley Sachen, die ihnen bisher gemangelt hatten, überflüßig verhülfen *k*).

Forderungen des Königs von Johor.

Die Beamten des Königes von **Johor** haben ebenfalls ihre Forderungen. Man erzählet sie nur, um einen Begriff von der indianischen Staatsklugheit zu geben, und zu zeigen, nach was für Grundsätzen die Holländer ihre Bündnisse schlossen. Der König von **Johor** verlangte: 1) sie sollten sich verbinden, ihm, wenn er es benöthigt wäre, bis auf tausend Realen von Achten zu leihen, die ihnen in Waaren wieder sollten erstattet werden, wie solche der Factor verlangte, auch, sollte der König vor Bezahlung des ersten Darlehens nicht von neuem borgen. 2) Sollten ihm die Generalstaaten mit aller ihrer Macht, und bey allen seinen Kriegen im Angriffe, und in der Vertheidigung wider alle seine Feinde, ohne Ausnahme beystehen. 3) Sollten sie ihm auf sein Verlangen mit ihren Seeleuten, Geschütze, Kriegsnothwendigkeiten und allen Bedürfnissen aushelfen: die Schiffe, die sich in den Seen von Johor befänden, sollten allezeit seine Befehle annehmen, und der Admiral sollte mit seiner Flotte in der Rivier bleiben, bis ihn eine andere holländische Flotte ablösete. Auf diese beyden Bedingungen versprach ihm der König hundert und achtzig Fuß Erdreich, ein Haus und Magazin darauf zu bauen. **Raja Zabrang** setzete gleichsam in geheim hinzu, wenn die Flotte nicht zur Beschützung des Landes da bliebe, so schienen die Einwohner entschlossen zu seyn, die Stadt zu verlassen, und sich den Fluß höher hinauf zu begeben *l*).

Mateliefs Antwort.

Matelief antwortete, man pflegte den Herren Generalstaaten keine dergleichen Vorschläge zu thun, und sie würden nicht für gut befinden, daß man sie in einen Vergleich zöge, der tausend Realen beträfe; wenn die Handlung in **Johor** zu Stande käme, wie man hoffete, so würde oft ein einziger Tag dem Könige mehr als tausend Realen Vortheil bringen; also verdienten solche Clauseln nicht in einem Vergleiche statt zu finden: er selbst, der er nur ein schlechter Unterthan der Generalstaaten wäre, erböthe sich, dem Könige tausend Realen aus seinem eigenen Vermögen zu schenken, und sie in den vereinigten Provinzen an Flinten, Säbel, oder andere Waaren anzulegen. Mit einem Worte, wenn sich der König keinen andern Vortheil dabey vorstellte, so wäre das nicht der Mühe werth, sich mit ihnen wider die Portugiesen zu vereinigen. Diese Antwort machte die Indianer bestürzt, und verursachte, daß sie ihren ersten Artikel fahren ließen.

Wegen des zweyten erklärete sich der Admiral, die Absicht seiner Herren wäre nicht, ungerechte Kriege zu führen, noch das Leben ihrer Unterthanen zur Unzeit zu wagen. Sie würden sich willig in ein Schutzbündniß einlassen, aber sie würden sich niemanden anzugreifen verbinden, als die Portugiesen, die sich schon für ihre Feinde erklärt hätten. Wegen des dritten, sey keine weitläuftige Erklärung nöthig; denn die Holländer könnten sich in keinem Lande fest setzen, daß ihr eigener Vortheil sie nicht verbinden sollte, sich im Vertheidigungsstande zu halten, welches die Malayen nicht weniger, als sie selbst angienge. Aber, wegen der hundert und achtzig Fuß Landes, die man ihm anboth, bezeugte er so viel Verwunderung, als dieser Vorschlag ihm zu verdienen schien. Die Holländer hatten sechsmal so viel Platz nöthig, nur ihre Waaren auszubreiten. Was hieß dieses, wenn eine Festung und Verrathshäuser sollten gebauet werden? Er verlangte also nicht ein gewisses

Maaß

k) A. d. 261 und folg. Seite.

l) A. d. 262 und folg. Seite.

m) Man sagte in Indien: die Portugiesen verlangen nur Platz, ein Haus zu bauen; nachgehends

Maaß von Erdreiche, sondern so viel man nöthig hätte, ohne Einschränkung; denn jemehr man einnähme, desto mehr müßte sich die Handlung ausgebreitet haben, und desto vortheilhafter wäre es also für das Land. Sollte man, sagte er, in einem Reiche, wo das Land so wüste liegt, und so wenig geachtet ist, das Erdreich in Betrachtung ziehen? Mateliеf. 1606.

Weil es sehr wahrscheinlich war, daß diese Vorsichtigkeit von dem Gedanken herrührte, den man der Portugiesen wegen in Indien hegte *m*): so nahm der Admiral diesen Argwohn übel auf, und sagte zum **Raja Zabrang**: als der König Gesandte nach Holland geschickt hätte, so hätte er solchen Befehl ertheilen sollen, von der Regierung derer vereinigten Provinzen Nachricht einzuziehen; sie würden daselbst erfahren haben, daß die Gesinnung der Generalstaaten nicht sey, sich anderer Reiche zu bemächtigen, sondern Handlung daselbst anzulegen. Er versicherte auch, wenn der König Herr über das Eyland Amboina seyn wollte, das die Holländer den Portugiesen weggenommen hätten, so wären die Staaten bereit, ihm solches abzutreten, wenn er ihnen nur zeigte, daß er im Stande wäre, sich solches zu erhalten, und dabey verspräche, niemanden, als ihrer Nation, die Handlung darauf zu verstatten, weil sie nur auf den Vortheil der Handlung sähen, und das Eigenthum von Grund und Boden nichts achteten *n*).

Endlich das Ansuchen wegen der holländischen Flotte betreffend: so sey es unmöglich, daß sich solche bis zu Ankunft einer andern in der Gegend **Johor** aufhalte, weil er einige seiner Schiffe im Christmonate nach Holland schicken müßte, aber er verspräche, sich bis auf den Christmonat so wenig, als möglich, von Malaca zu entfernen, und stellte dabey dem Könige vor, so lange holländische Schiffe in dieser See wären, so wäre nicht zu vermuthen, daß die Portugiesen etwas unternehmen würden. Nach allen diesen Erläuterungen schloß man einen neuen Vergleich *o*). Neuer Vergleich.

Der VI Abschnitt.

Matelіefs Unternehmung wider die Portugiesen.

Matelief verläßt Johor, die Portugiesen anzugreifen. Er trifft wieder einen Theil der Seemacht von Malaca an. Die Holländer greifen an. Gesinnung des holländischen Admirals. Entsetzliches Gefecht. Noch eine andere Gallion wird genommen. Unglück der Holländer. Sie verbrennen noch drey andere portugiesische Schiffe. Verlust der Seemacht. Besondere Schwierigkeit wegen Auslösung der Gefangenen. Zweyhundert Portugiesen wird gedrohet, sie ins Meer zu werfen. Vorschlag, alle Portugiesen zu Queda niederzumachen. Matelief suchet die übrige Seemacht auf. Er entdecket sie. Brander ohne Wirkung. Portugiesischer Trotz. Wie sich die Portugiesen in ihren Schiffen verschanzet hatten. List der Holländer. Die Flotten beschießen einander. Rückzug der Hollander, und Matelіefs neue Absichten.

Der Admiral hatte damit fast einen Monat zugebracht, als er erfuhr, daß drey portugiesische Schiffe, zwo Galeeren und einige Fusten unweit **Pulocariman** kreuzten, eine große Menge Junken zu bedecken, die man von **Macassar** und **Java** mit Lebensmitteln für **Malaca** erwartete. Zugleich erfuhr er, daß sieben andere Schiffe eben dieser Nation ihren Weg nach Norden genommen hätten, entweder nach **Achin** zurück zu gehen, oder ein ander Schiff, das sie von **St. Thomé** erwarteten, zu bedecken. So vortheilhafte Vorstellungen veranlaßten ihn, bald wieder abzusegeln. Er befand sich den 18ten des Weinmonats auf der Höhe von **Malaca**. Matelief verläßt Johor, die Portugiesen anzugreifen.

Den

hends bemächtigen sie sich des Landes, und machen die Einwohner zu Knechten.

n) A. d. 265 S.

o) A. d. 267 S.

Matelief. 1606.

Den 20sten näherte er sich der Rhede, und wunderte sich, als er daselbst noch sieben Schiffe von der Seemacht antraf, unter denen sich des Unterköniges seines, die **Empfängniß**, befand. Die zweyte Gallion war der **Nicolaus**, mit neunzehn gegossenen Stücken, von **Don Fernand de Mascarenhas**. Die dritte der **H. Simon**, von **Don Francisco de Sotomajor**. Die vierte **alle Heiligen**, von **Don Francisco de Norinhar** geführt. Der Unteradmiral, **Sebastian Soarez**, befand sich auf dem fünften, das **heil. Kreuz** genannt; **Don Paulo de Portugal** auf dem sechsten, und Hauptmann **Antonio de Souza Falcaon** auf dem siebenten, der **H. Antonius** *p*).

Er trifft wieder einen Theil der Seemacht von Malaca an.

Die Holländer greifen an.

Der Eifer nach Ruhm und Beute verstattete den Holländern nicht, die Schwierigkeit des Angriffs lange zu überlegen. Man beschloß, drey Schiffe von der Flotte, **Oranien**, **die große Sonne**, und **die vereinigten Provinzen**, sollten zuerst die Haken auf eine von den feindlichen Gallionen werfen, und die sechs andern indessen sich mit der übrigen Seemacht einlassen. Indessen wurde man vom Winde bis auf den Abend des 21sten aufgehalten, da der Admiral die Hauptleute seiner beyden Schiffe an seinen Bord kommen ließ, und ihnen befahl, gegen das Ende der Fluth auf den Viceadmiral zu fallen, der am meisten nach Süden zu war: aber auch dieser Entschluß ward verändert, weil man nicht See genug hatte, und Gefahr lief, unter dem Winde zu weit auszuweichen. Also ließ der Admiral erstlich den 22sten Morgens *q*) nach dem feyerlichen Gebethe die Anker lichten, und richtete den Lauf auf die Insel **das Naos**, in Willens, sich an das **heilige Kreuz** zu legen, das damals allen andern unter dem Winde war. Aber wie er die Bank sah, die sich von dieser Insel ins Meer strecket: so hielt er sich für gezwungen, umzukehren, und hoffete, nur noch den **St. Nicolaus** zu entern, der nordlich stund. So bald er die Seite diesem dargestellet hatte, so ward die Barre unter den Wind getrieben, und die Haken wurden in die Löcher, wo man die Seile durchzieht, geworfen: allein, dieses geschah erst, nachdem er alle seine Vorder-Canonen, die vier und zwanzig Pfünder waren, alle Canonen, die sich zwischen dem großen und vordern Mast befanden, welches achtzehn Pfünder waren, und die sich im Vorder-Casteel befanden, von dem alle Schüsse trafen, losgebrannt hatte.

So bald er sich an den Feind gehängt hatte, ließ er durch vierzig Mann ohne Unterlaß Musketenschüsse thun, und aus dem großen Mastkorbe Granaten und anderes Feuerwerk werfen. Die **große Sonne** und die **vereinigten Provinzen** legten sich auch jedes von seiner Seite an, da denn **Matelief** die Anker der Gallion kappen ließ. Diese drey Holländer trieben mit Hülfe eines Landwindes in die See, und schleppeten das feindliche Schiff mit sich. Der Pulvermangel hatte sie zu dem Entschlusse gebracht, sogleich zu entern. Weil der Admiral vom Geschütze nicht viel Vortheil hoffen konnte: so wollte er lieber sein und derer Seinigen Leben wagen, als diese Gelegenheit, die portugiesische Macht zu zerstreuen und zu zerstören, vorbey lassen. Indessen spareten die andern Schiffe nichts, dem Feinde mit ihrem Geschütze beschwerlich zu fallen. Er hatte den Canonirern befohlen, wagrecht, und eher ein wenig zu hoch, als zu tief zu feuern, weil es schwer war, so starke Schiffe, wie die Gallionen sind, in Grund zu bohren, daß man also ihre Leute vielmehr tödten mußte. Dieses gelung. Er war auf diese Gedanken aus der Erfahrung bey dem vorigen Gefechte gekommen, da des **Norinha** Gallion so viel Schüsse in seine Seiten bekommen, und sich doch so glücklich losgemachet hatte *r*).

Gesinnung des holländischen Admirals.

Als

p) A. d. 271 S. *q*) Eben daselbst. *r*) Eben daselbst.

Als sich die drey holländischen Schiffe mit dem **St. Nicolaus** in der See befanden, und des Admirals Leute sahen, daß die Granaten und Musketen den Portugiesen nicht mehr verstatteten, sich auf dem Verdecke zu zeigen: so wollten sie hinüber springen. Der Admiral suchte, sie abzuhalten, er fand aber kein Gehör. Man gieng mit einer Art von Wuth hinüber. Die Leute von den **vereinigten Provinzen** warfen sich vermittelst des Boegspriet hinein; die von **Oranien** und der **großen Sonne** stürzten von allen Seiten hinein. Es entstund ein blutiges Gefecht. Viele Holländer wurden verwundet, aber sie hatten nicht einen einzigen Todten, und richteten unter den Feinden ein entsetzliches Blutbad an. Nur eine kleine Anzahl von diesen kam davon, die der Admiral an seinen Bord nahm. Endlich blieben von zwey hundert und fünf und sechzig Mann, die die Gallion geführet hatte, nur sieben am Leben, welche sich unten im Schiffsboden unter dem Balaste verborgen hatten *s*).

Matelief. 1606.

Entsetzliches Gefecht.

Auf der andern Seite legte sich der **H. Simon** an den holländischen Viceadmiral, und ein anderes Schiff fast zu eben der Zeit, daß derselbe auf jeder Seite ein Schiff hatte. Aber der **schwarze Löwe** rückte heran, und fiel auf den zweyten Portugiesen; und weil sich der **Moriz** zugleich an selbigen gehängt hatte, so zündeten sie ihn an, und verbrannten ihn mit allem seinen Volke. Der **Erasmus** hing sich an das **heil. Kreuz**: sie beschossen einander mit grobem Geschütze: aber wie sie sich sogleich von einander getrennet hatten, so rief der Admiral dem **Erasinus** geschwind zu, er sollte sich von neuem an der rechten Seite anhängen, weil er solches auf der linken thun wollte; doch der Portugiese machte sich das zweyte mal mit hundert Mann Verlust los. Darauf legte sich der **Moriz** noch einmal an ihn; und weil der Admiral sich fertig machete, auch wieder anzufangen, so entschloß sich der Hauptmann, welcher gefährlich verwundet war, sich zu ergeben. Der Unterkönig wich bey der Windstille aus, und entfernte sich darauf, durch Hülfe eines Seewindes, weit von den Holländern. Weil die Nacht darzwischen kam, so sahen sie ihn erst den folgenden Morgen wieder, ohne ihn erreichen zu können.

Sie bemerkten aber eine andere große Gallione unter dem Winde, die **Matelief** anfallen wollte, als die Portugiesen sich erbothen, sich zu ergeben. Es war der **Simon**, der schon fünf und vierzig Mann verlohren hatte. Man fand auf ihm drey tausend Pfund Pulver. Solchergestalt wurden vier Gallionen von den Holländern genommen oder zerstöret, ohne daß sie fast einigen Verlust gelitten. Indessen störete das Unglück, das fünf und siebenzig ihrer Leute geschah, ihre Freude. Der Viceadmiral hatte solche in vier Schaluppen ausgeschickt, die Portugiesen, die vom **heil. Kreuze** entflohen, zu plündern. Die Gallion stund im Brande. Sie wurden mit ihr in die Luft gesprengt, und kamen alle elendiglich um *t*).

Noch eine andere Gallion wird genommen.

Unglück der Holländer.

Es waren noch auf der Rhede zu **Malaca** drey Schiffe übrig, die man aufs Trockene gezogen hatte, und die der Admiral auch zerstören wollte. Aus Furcht, daß Feuerwerke darinnen möchten verborgen seyn, befahl er, sich solchen vorsichtig zu nähern, und man verschob das Unternehmen, bis auf den folgenden Morgen. Aber gegen das Ende des Tages entzündeten sich die Feuerwerke, die wirklich darinnen waren, wie man solches am wenigsten hoffete, und erspareten den Holländern die Mühe. Ein so außerordentlicher Zufall zeigte, wie großes Schrecken sich unter die Portugiesen ausgebreitet hatte. Einige Briefe,

Sie verbrennen noch drey andere portugies. Schiffe.

s) Eben das. *t*) A. d. 278 S.

Matelief. 1606.

Verlust der Seemacht.

Besondere Schwierigkeiten wegen Auslösung der Gefangenen.

Briefe, die man vor **Queda** auffing, belehreten den **Matelief**, daß sie in dem Treffen sechs der vornehmsten Befehlshaber bey der Seemacht, und fünf hundert und ein und zwanzig Soldaten *u*) verlohren hätten. Er ließ von den Gallionen, die dem Feuer entgangen waren, alles Geschütz, und alle Lebens- und Kriegesnothwendigkeiten wegnehmen, worauf man diese unnützen Lasten verbrannte, und nur suchete, sich von den Gefangenen los zu machen. Der Admiral ließ dem Unterkönige anbiethen, er wollte ihm alle gefangene Portugiesen, Gesunde und Verwundete, wiedergeben, wenn man ihm die Holländer wieder auslieferte, die sich auf der Seemacht, zu **Malaca**, oder anderswo in **Indien** befänden; aber für die Officirer und Reichen forderte er ein Lösegeld. Der Unterkönig antwortete, er wollte die Holländer ausliefern, aber er wunderte sich, daß man von einem Lösegelde redete, welches in Indien nicht gebräuchlich wäre: er verlangete also auch die Hauptleute und Kaufleute wieder zurück.

Zweyhundert Portugiesen wird gedrohet, sie ins Meer zu werfen.

Matelief schrieb ihm, dieser Vorschlag sey gar zu ungleich. Es sey eine Art von Spotte, daß man ihm ungefähr zwey hundert Mann gegen vier bis fünf Holländer, die sich in der Portugiesen Gewalt befänden, abforderte; und ihnen zu weisen, daß er mit sich nicht ungestraft so leichtsinnig umgehen ließe, erklärete er sich, wenn ihm die folgende Nacht nach dem 28sten des Weinmonats nicht alle seine Leute zurück geschickt würden, so würde er den Tag darauf alle seine Gefangenen ins Meer werfen lassen *x*). In Erwartung der Antwort des Unterköniges beschloß man im Rathe, daß **Andreas Pesoa**, **Sebastian Soarez**, und **Johann Brazvo**, Hauptleute von zwo Gallionen, zweene junge Vettern des **Soarez**, ein reicher Kaufmann, **Fernando del Mercado**, und ein Priester, jeder sechs tausend malayische Ducaten zahlen sollte, die unter die Matrosen ausgetheilet wurden. Ob dieser Entschluß gleich nothwendig schien: so überlegte doch der Admiral mit Verdrusse, daß man ihn für den ersten ansehen würde, welcher das Lösegeld für die Gefangenen in Indien einführete *y*). Man bezahlte die Summe, und ein jeder von den Seeleuten bekam fünf Realen von Achten auf seinen Theil.

Die Nacht des 28sten war ohne Antwort des Unterköniges verstrichen, und der Admiral entschloß sich wider seine Neigung, alle die andern portugiesischen Gefangenen ins Meer werfen zu lassen. Der Rath war schon zu Unterzeichnung dieses Schlusses versammlet, als man zwo Piroguen ankommen sah, die drey Holländer brachten, und versicherten, es wären ihrer nicht mehr zu **Malaca**; aber es befänden sich ihrer noch vier bis fünf auf der Seemacht, unweit der Insel **Nicobar**. Matelief lieferte gegen diese drey Leute einige Portugiesen aus, und gab ihnen eine Schrift mit, in welcher er seine Leute sehr nachdrücklich wieder forderte. Nachgehends ließ er auf ein Schiff, das die Holländer bey seiner Rückkehr von **Negapatan** genommen hatten, Pulver und vier und zwanzig Mann für das Fort zu **Amboina** schaffen, wohin er sich selbst im Christmonate begeben wollte.

In dieser Zwischenzeit war er nur bedacht, das übrige der Seemacht aufzusuchen. Indessen wurde er auf der Küste von **Queda** durch eine Unterhandlung mit dem Könige des

u) A. d. 277 S.
x) A. d. 292 S.
y) A. d. 293 S.
z) A. d. 298 S.
a) A. d. 301 und folg. S.
b) A. d. 304 S.

c) Pulo Boton enthält verschiedene Inseln, besonders zwo große, wovon sich der Canal S. und N. strecket. Die östliche Insel an diesem Canale hat eine San bay, die eine große Vertiefung machet, welche aber doch auf der nordlichen Seite der Bay größer ist, als auf der südlichen. Ein hohes Vor-

Matelief. 1606.

des Landes aufgehalten, der ihm ein beständiges Bündniß antrug, mit dem Bedinge, daß man ihm vor allem, was er von der Portugiesen Rache zu befürchten hätte, Sicherheit verschaffete, und sich so gar erboth z), alle Kaufleute dieser Nation, die sich in seinen Staaten befänden, niedermachen zu lassen. Es scheint nicht, daß dieser barbarische Antrag, des Mateliefs Beyfall erhalten habe: aber er bediente sich der Gelegenheit, die ihm der König darboth, verschiedene portugiesische Schiffe im Hafen zu **Queda** zu verbrennen, worauf ihn die Ungeduld, mit der er die übrige Seemacht anzugreifen wünschte, zu einer baldigen Abreise antrieb.

Vorschlag, alle Portugiesen zu Queda niederzumachen.

Den 1sten des Christmonats befand er sich auf den Küsten von **Pulo-boton**, wo er sie nordwärts zwischen zwo Inseln entdeckte, ohne zählen zu können, aus wie viel Schiffen sie bestund. Dem ungeachtet beschloß er, sie anzugreifen. Den 7ten segelte er die Eylande **Boton** vorbey, und zählete sieben portugiesische Schiffe und drey Galiotten, die in einer geraden Linie geankert hatten; sie hatten Wind und Fluth vor sich, und befanden sich unter einem Vorgebirge, dem man sich schwerlich nähern konnte. Sie lagen jedes gleich an des andern Hintertheile, mit zweenen Ankern, einen vornen, den andern hinten, und alles Geschütz auf der linken Seite fertig. Ein so furchtbarer Anblick verursachete, daß die Holländer inne hielten, ohne noch zu erschrecken. Sie beschlossen, aus einer Galiotte, die sie zu **Queda** genommen hatten, einen Brander zu machen, und sechs Freywillige darauf zu setzen, deren jedem man fünf und zwanzig Realen von Achten versprach, wenn sie den Brander an das Vordertheil der portugiesischen Schiffe brächten. Die Unternehmung wurde die folgende Nacht bewerkstelliget, aber mit schlechter Wirkung, weil die Feinde glücklich Stierstangen braucheten, den Brander abzutreiben. Das Feuer nahm auch auf selbigem zu bald überhand, daß ihn seine Führer zu geschwind verlassen mußten. Sie bekamen doch die versprochene Belohnung völlig a): denn bey dem Triebe, von welchem Matelief eingenommen war, alles bis aufs letzte Schiff der Seemacht zu zerstören, hatte er keine andern Absichten, als den Muth und die Hoffnung seiner Leute zu erhalten.

Matelief suchet die übrige Seemacht auf.

Er entdecket sie.

Brander ohne Wirkung.

Den 9ten schickte er **Abraham van der Beets** mit einem Beglaubigungsschreiben in einer Pirogue an die Feinde, ihnen die gefangenen Holländer, die man ihm vor **Malaca** versprochen hatte, abzufordern. Der vornehmste Zweck dieser Gesandtschaft war, der Portugiesen Verfassung zu erkundigen, und aus ihren Reden zu schließen. Wie sich **van der Beets** näherte, ließ er eine weiße Flagge aufstecken. Die Feinde schickten ihm eine ihrer Piroguen entgegen, welche das Beglaubigungsschreiben ohne Einwilligung ihres Generals nicht annehmen wollte. Sie kehrete zur Seemacht zurück, und kam bald mit der trotzigen Antwort wieder: der Capitain major wollte kein Schreiben von den Holländern annehmen, verlangte ihr Admiral etwas von ihnen, so müßte er solches mit den Waffen in der Hand erhalten b).

Portugiesischer Trotz.

Matelief glaubte, er müsse sich mit dem Angriffe in einem Posten, wo er für den Feind so viel Vortheil sah, nicht übereilen c). Die Portugiesen hatten lange einen so vortheil-

Vorgebirge, das von Klippen gemachet wird, bedecket sie vor Nord- und Nordostwinden, die hier stets wehen, und vor den Strömen, welche zwischen diesen Inseln außerordentlich und sehr veränderlich sind. Es ist auch in dieser Bay nur eine Art von streichender Fluth; und wenn man mit einem starken Winde oder vermöge der Gewalt des Nordwindes, von dem Orte herkömmt, wo die Holländer ankerten, so wird man von einer Windstille befallen, indem man sich dem Klippenvorgebirge nähert, welches von einer Höhe verursacht wird, und man wird wider seinen Willen nach der Seite

Matelief. 1607.

theilhaften Ort gesucht; und als sie sich bey Annäherung der Holländer dahin begeben hatten, sich in den Stand gesetzt, daß sie derselben Angriff nicht fürchten durften. Außer der erwähnten Stellung hatten sie noch in ihren Schiffen Verschanzungen von Bäumen machen, und Pipen voll Sand hinein setzen lassen, welche Canonenschüsse aushielten. Matelief erfuhr von einem flämingischen Ueberläufer, der sich auf der holländischen Flotte einfand, daß sie auch Feuerwerke zugerichtet hätten, vermittelst deren sie ihre Feinde beym Entern zu sprengen verhofften, ob sie gleich der Gefahr, mit ihnen aufzufliegen, ausgesetzt wären, und daß alle ihre Hauptleute im äußersten Nothfalle Befehl hätten, ihre Schiffe in Brand zu stecken, und zwey aufzuopfern, wenn sie ein holländisches mit zerstören könnten. Sie sahen die Schiffe der holländischen Gesellschaft als Kauffartheyschiffe an, deren Verderb zugleich ihre Handlung zerstören würde, da gegentheils ihre Seemacht aus königlichen Schiffen bestund, deren Verlust sie nicht achteten, wenn sie nur ihre Absicht erhielten *d*).

Wie sich die Portugiesen in ihren Schiffen verschanzt hatten.

Da nun alle diese Schwierigkeiten unüberwindlich schienen: so beschloß man, zu versuchen, ob man den Feind mit List aus seinem Portheile ziehen könnte. Die Flotte gieng gegen Abend in die See, und stellte sich, als nähme sie den Weg nach **Achin**. Nachgehends wandte sie sich bey Mondenscheine, und näherte sich dem Eylande **Lanchevy**. Die Portugiesen änderten ihre Stellung nicht, aber man war ihnen so nahe, daß man wenigstens Gelegenheit suchte, ihnen Schaden zu thun. Die Jacht des Unteradmirals ward als ein Brander ausgerüstet. Man gab Befehl, mit dem groben Geschütze zu feuern, und es war verschiedene mal an dem, daß der Angriff geschehen sollte. Indessen verzögerten die Lagen der Oerter, die Winde und die Ströme die Ausführung, bis auf den 13ten, da man bey ziemlich vortheilhaftem Winde die Anker lichtete, und gerade auf den Feind los gieng. Der **weiße Löwe** und die **kleine Sonne** ankerten sehr nahe bey ihm, aber die Portugiesen hatten den Vortheil, daß sie ihre Seiten nach der völligen Länge darstellten, und ganze Ladungen geben konnten. Ueberdieß verhinderte der Schatten des Landes hinter ihnen, ihre Schiffe so gut zu sehen, als sie die holländischen sahen. Der Brander konnte aus Mangel des Windes nicht angebracht werden. Innerhalb vier bis fünf Stunden geschahen mehr als sieben hundert und funfzig Canonenschüsse, und darunter mehr als zwey hundert nur von fünf holländischen Schiffen. Sie litten aber auch viel vom Feuer; und weil sie keine Frucht weiter von ihren Bemühungen hoffeten, zogen sie sich mit Verlust einiger Leute zurück.

List der Holländer.

Die Flotten beschießen einander.

Der

Seite abgeführet, wohin man von der streichenden Fluth getrieben wird, ohne daß man steuern könnte. Geht man aber weiter in die Vertiefung der Bay, so kömmt man in einen Landwind, der aus einem Thale herstreicht, so, daß diejenigen, welche sich vortheilhaft gegen das Land gesetzt haben, allezeit unter dem Winde sind und die, welche sich an

Matelief. 1607.

Der VII Abschnitt.

Matelieffs fernere Verrichtungen.

Er geht nach Bantam. Bekümmerniß, die ihm die Liebe zum Trunke bey seinen Leuten verursachet. Verstellung des Hofes zu Bantam. Matelief geht nach Jacatra, und verbessert eine Nachläßigkeit der Gesellschaft. Er läuft bey dem Eylande Celebes ein. Ankunft zu Amboina. Er verbindet sich, Ternate beyzustehen. Ausschweifungen der Holländer zu Amboina. Anmerkung des Verfassers über den Sitz der Holländer daselbst. Matelief suchet sich bey den Einwohnern beliebt zu machen. Warum er junge Leute vom Eylande auf sein Schiff nimmt. Mit was für Macht und Absicht er nach Ternate geht. Erbauung eines holländischen Fort zu Ternate. Dessen Lage. Schreiben des Admirals an die Gesellschaft.

Rückzug der Holländer, und Matelieffs neue Absichten.

Die Jahreszeit zu Erfüllung anderer Absichten rückte nun heran. **Matelief** setzte sich vor, dreyen seiner größten Schiffe ihre Ladung an Pfeffer zu verschaffen, damit sie nach Holland zurück kehren sollten, und sich mit der übrigen Flotte nach den Molucken zu begeben *e*). Bey dieser Trennung, welche die Portugiesen veranlassen konnte, ihm nachzufolgen, beschloß er, sie zu verführen, und sie wegen dessen, was er that, ungewiß zu machen. Er langte den ersten Jenner auf der Küste von **Pulo Pinaon** an, wo alles zu der Reise, die er vorhatte, eingerichtet ward. Er musterte daselbst seine neun Schiffe, deren Volk sich noch auf acht hundert und sieben und funfzig Mann belief. Von dieser Zahl that er fünf hundert und neun und achtzig auf die sechs Schiffe, die er behalten wollte, und die übrigen blieben auf denen, welche nach Europa gehen sollten. Er gab vor, seine ganze Flotte gienge wieder vor **Malaca**, er segelte aber die Nacht ab, ohne seine wahren Absichten zu entdecken, begab sich selbst währender Finsterniß an Bord der drey Schiffe, die er nach Europa bestimmete, und befahl ihnen, den Weg nach **Achin** zu nehmen. Den Morgen waren sie den andern aus dem Gesichte. Er rückte nach **Malaca** zu, bis ans Vorgebirge **Rachado**; von dar gieng er nach **Bantam**, wo er einige Erfrischungen einnehmen wollte, ehe er nach den **Molucken** segelte *f*).

Er geht nach Bantam.

Er erfuhr daselbst, daß das holländische Schiff, **Delft**, von **Masulipatan** angelanget, und seit drey Tagen nach **Amboina** abgegangen wäre. Es hatte Abgesandte des Königes von **Ternate** geführet, die nach **Bantam** gekommen waren, um Hülfe wider die Spanier anzusuchen, welche sich einbildeten, die **Molucken** sehr leicht wieder wegzunehmen. Auf diese Nachricht arbeitete er eifrigst, sich mit Lebensmitteln und Kriegsnothwendigkeiten zu versorgen. Es macheten ihm aber auch die Ausschweifungen seiner Leute dieselbige noch empfindlicher, als solche ihm sonst gewesen wären; diese waren dem Trunke ergeben, und so unbändig, daß sie weder seine Befehle, noch die Gesetze der Insel achteten, und ihn nöthigten, selbst aus einem Weinhause ins andere zu gehen, um sie, mehr durch Beschämung, als durch Furcht zu bändigen: denn da er sie so nöthig brauchte, unterstund er sich nicht, sich gewaltsamer Mittel zu bedienen, damit sie nicht ihren alten Vorwand, daß sie sich zu keinen Diensten auf dem Lande verbindlich gemacht hätten, hervor sucheten, sich von Kriegesdiensten zu Lande zu befreyen. Die Directoren der Gesellschaft erkannten diesen

Bekümmerniß, die ihm die Liebe zum Trunke bey seinen Leuten verursachet.

an sie anlegen wollten, großer Gefahr ausgesetzt wären.

d) A. d. 307 S.

e) Die Flotte blieb doch bis den 30sten des Christmonats auf der Küste von Lanchevy, die portugiesische Seemacht immer noch drohend zu beobachten.

f) A. d. 311 S.

Mateljef. 1607.

diesen Fehler zu spät. Als der Admiral auf der andern Seite den portugiesischen Gefangenen verstattet hatte, ans Land zu gehen, das Geld zu ihrer Erledigung aufzubringen: so mußte er darzu seiner Leute Einwilligung haben, denen solches Geld, seinem Versprechen nach, gehörete. Niemand widersetzte sich ihm schlechterdings: aber indem man ihm seinen Vortrag zugestund, verlangte man von ihm, er sollte solches Geld vorschießen. Diese Schwierigkeit verursachte ihm eben so viel Bekümmerniß, als die andere; er durfte sich nicht mit Gewalt Gehorsam verschaffen, und mußte die Augen zu unerträglichen Ausschweifungen zuthun. Wegen des Lösegeldes antwortete er, es sey noch nicht Zeit, davon zu reden; bey dem kurzen Aufenthalte zu **Bantam** könnte niemand Geld brauchen; und wenn man in den **Molucken** angelanget wäre, so würde er der erste seyn, der eine so gerechte Verbindlichkeit erwähnte. Sie begnügten sich mit dieser Antwort, gleichsam als ob sie nur bey ihrer Forderung die Absicht gehabt hätten, sich durch die Bekümmerniß, die sie ihm verursachen sollten, mehr Nachsicht bey ihm zu verschaffen. Er glaubte indessen, viel gewonnen zu haben, indem er diese Sache bis zur Ankunft auf die Molucken verzögerte. Er hoffete, sie würde ihm alsdenn noch weiter dienen, sie im Zaume zu halten, so wohl, indem er ihnen neue Versprechungen thäte, wenn sie ihre Pflicht beobachteten, als indem er ihnen die Bezahlung verweigert, wenn sie sich gegen den Dienst auf dem Lande gar zu widerspänstig erzeigten *ff*).

Verstellung des Hofes zu Bantam.

Gleich die ersten Tage seines Aufenthalts zu **Bantam** hatte er dem Könige aufgewartet, der nur zwölf Jahre alt war. Dieser junge Herr nahm seine Geschenke und Anerbiethungen mit Bezeugung vieler Hochachtung und Erkenntlichkeit an. Der Statthalter, der **Tomongon** und der **Sabandar** *g*), welche noch mehr gewohnt waren, sich zu verstellen, rühmten dabey seine Siege, und wünschten ihm zu allen seinen Unternehmungen Glück: sie setzten hinzu, die Absicht ihres Hofes sey, mit dem Könige von Holland eine beständige Freundschaft zu unterhalten, und sich nie wieder mit den Portugiesen einzulassen. Gleichwohl war dem **Matelief** nicht unbekannt, daß sie vor Ankunft der holländischen Flotte, und auf das bloße Gerücht von der Seemacht Zurüstungen, eine Flotte der Gesellschaft weggenommen hatten. Es war an dem, daß sie solche bey den ersten Nachrichten von dem Treffen bey **Rachado** eiligst freygelassen hatten: aber der Director des Comptors zu **Bantam** versicherte den Admiral, wenn die Seemacht nicht wäre geschlagen worden, so hätten sie sich fast alle wider die Holländer erkläret; und weil sie dieselben nicht für stark genug gehalten hätten, der portugiesischen Macht zu widerstehen: so hätten sie schon angefangen, ihnen sehr kaltsinnig zu begegnen. Der Erfolg schien ihre Gesinnung geändert zu haben, aber der Verfasser des Tageregisters nennet sie doch noch Verräther, die man durch stärkere Bande, als durch ordentliche Vergleiche, halten müßte.

Matelief geht nach Jacatra, und verbessert eine Nachläßigkeit der Gesellschaft.

Der Admiral reisete den 7ten des Hornungs ab; und da er zu **Bantam** den ihm nöthigen Vorrath von Arack nicht hatte finden können: so ankerte er den 11ten zu **Jacatra**, dergleichen daselbst im Hafen zu kaufen. Der König, dem er aufzuwarten die Ehre genoß, schien voll Verwunderung, daß er keine Antwort von dem Prinzen **Moriz** erhielt, dem er durch den Admiral **Wolphart Harmansen** geschrieben, und Geschenke geschickt hatte. **Matelief** war versichert, daß er sich nicht so sehr um die Antwort, als um die erwarteten

ff) Auf der 313 S. des Staats von Bantam, in Houtmanns Nachricht.

g) Man sehe die Erklärung dieser Namen und

Matelief. 1607.

warteten Geschenke bekümmerten, und gab ihm zwey gegossene Stücke von der Beute, die man den Portugiesen abgenommen hatte, sechs Ballen Datteln, und einige Stücken Cattun. Solchergestalt hatten die Fehler, die aus Nachläßigkeit oder Vergessenheit begangen wurden, niemals übele Folgen, weil sie bey Fürsten, die mehr auf ihren Vortheil, als auf ihre Ehre sahen, leicht zu verbessern waren. Sonst schien dieser Monarch ein Herr voll Muth und Einsicht zu seyn. Er bekümmerte sich sorgfältig um alles, was Holland angieng, und um der Holländer Absichten, als hätte er zum voraus gesehen, daß das Land, das itzo ihm gehörte, dereinst unter die Holländer kommen sollte. Die Stadt **Jacatra**, die seit dem den Namen **Batavia** erhalten hat, war damals wie die andern Städte des Eylandes gebauet, die Häuser waren von Stroh, mit einer hölzernen Wand eingeschlossen, daß man sie nur für einen Flecken angesehen hätte. Der König war Willens, sie mit Mauern zu umgeben *i*): aber die neuen Herren derselben ersparten seinem Volke diese Unkosten.

Er läuft bey dem Eylande Celebes ein. Ankunft zu Amboina.

Die Flotte segelte den 13ten wieder ab, und ankerte den 2ten des Märzmonats vor dem Flecken **Raheka**, in den Eylanden **Celebes**, wo die Aussicht des Landes **Macassar** dem Admirale ungemein gefiel, weil es das angenehmste und volkreichste war, das er noch auf seiner Reise gesehen hatte *k*). Wie er aber daselbst keine Erläuterung von der Seemacht erhielt: so nahm er wieder den Weg nach **Amboina**, wo er den 28sten anlangte. Der Befehlshaber im Fort, **Friedrich Houtmann**, besuchte ihn sogleich, und meldete ihm, daß, seit dem sich die Holländer hier gesetzt hätten, alles in der Insel ruhig gewesen sey. Es befand sich damals ein Schiff von **Verhagens** Flotte daselbst, Namens **Enkhuysen**, das etwan zwey hundert Barren Würznelken geladen hatte, und zur Abreise nach **Bantam** fertig war. Das Schiff **Delft** war den vorigen Tag nach **Banda** gesegelt, weil es schon so weit in die Jahreszeit hinein war, daß man die Hoffnung verlohren hatte, den Admiral zu sehen.

Er verbindet sich, Ternate beyzustehen.

Das wichtigste für ihn aber war, daß er im Hafen von **Amboina**, die Gesandten von **Ternate** fand, die zu **Bantam** gewesen waren, Hülfe wider die Spanier zu verlangen. Sie meldeten ihm, ihre Insel sey schon unterdrückt. Die Spanier hatten sich an der Zahl drey hundert Mann, wieder in ihr altes Fort gesetzt, und arbeiteten eifrig, solches zu befestigen. Der König ersuchte den Admiral, ihn nicht zu verlassen, und versprach, die Freundschaft der Holländer durch unveränderliche Ergebenheit zu vergelten. **Matelief** versammlete den Rath. Man beschloß, dem Könige von **Ternate**, alle mögliche Beyhülfe zu ertheilen, so viel die Umstände zuließen, doch mit dem Bedinge, daß er wirklich zwey tausend Mann stellete, und wenn ein einziger fehlete, wollte man ihn seinem widrigen Schicksale überlassen. Diese Drohung war nöthig, weil man so oft bey den besten Absichten gefunden hatte, daß dieses Fürsten Versprechungen und Thaten schlecht mit einander übereinstimmten. Die Gesandten unterwarfen sich in seinem Namen allem, was man von ihnen verlangete, und man verschob das übrige, es mit ihren Herren selbst aus zu machen. Houtmann drang sehr darauf, **Ternate** zu beschützen. So bald die Unternehmung ausgemacht war, machte der Admiral einige Veränderungen, wegen der Schiffe, und richtete alle seine Gedanken auf dieses neue Vorhaben *l*).

Indessen

h) A. d. 312, 313 Seite.
i) A. d. 314 Seite.
k) A. d. 315 Seite. Die Holländer hatten schon ein **Comptoir** zu **Tello**, im Innern der Insel.
l) A. d. 317 S.

Matelief. 1607.

Ausschweifungen der Holländer zu Amboina.

Indessen mußte er doch auch einige Aufmerksamkeit auf die Unordnung wenden, welche unter der holländischen Besatzung zu **Amboina** herrschete. Die Soldaten waren dem Trunke, und allen Ausschweifungen ergeben. Jeder hatte seine Beyschläferinn, und diese Aufführung war den Eyländern so zuwider, daß sie gegen die Nation viel kaltsinniger wurden. „Sie hätten, sagten sie, gesehen, daß die Portugiesen ein ordentliches Leben „geführet, sich verheirathet, und Weiber aus ihnen genommen hätten; dieses diente, beyde „Völker zu verbinden: da aber die Holländer nicht heiratheten, so hätte man kein Mittel, „sich mit ihnen zu vereinigen. Man hätte nicht Zeit, sich mit Leuten in eine Freundschaft „einzulassen, die mit den ersten Schiffen, welche anlangten, von der Insel abgiengen, noch „mit den neu Ankommenden, die nur den ersten nachfolgeten, sich sobald wieder fort zu machen, „chen, als man anfinge, sie etwas kennen zu lernen.„ Diese Klagen, und die Absicht der holländischen Gesellschaft, Familien aus Holland dahin zu schicken, veranlaßten den Admiral und den Rath, daß sie den Soldaten verstatteten, sich daselbst zu verheirathen. „Man sah wohl, wie der Verfasser des Tageregisters bemerket, daß es gut gewesen wäre, „ehe man solches verstattet hätte, sich des Besitzes von Amboina völlig zu versichern: aber „man mußte der Noth weichen, und außerdem war es nicht gut, diese Rechte als zweifel„haft anzusehen, sonst wäre es besser gewesen, sie gar fahren zu lassen *n*). Ein Jahr oder „zwey, setzet der Verfasser hinzu, reichten nunmehro zu, das Fort in Stand zu setzen, „eine Belagerung auszuhalten. Die Klugheit erforderte, Weiße dahin zu schicken, da„mit sie mit den Schwarzen immer mehr und mehr vertraueter würden, und den Handel „der Gesellschaft in die benachbarten Inseln ausbreiten könnten. Ob er sich gleich nicht „außerordentlich weit erstrecket, so ist er doch vortheilhaft, und man gewinnt da hundert „auf hundert *o*).„

Anmerkung des Verfassers über den Sitz der Holländer in Amboina.

Matelief sucht sich bey den Einwohnern beliebt zu machen.

Ehe der Admiral abreisete, ließ er die vornehmsten des Eylandes zusammen kommen. Er wünschete ihnen alle Arten von Glücke unter der Generalstaaten Regierung, dankte ihnen für ihren Eifer, der so weit gieng, daß sie freywillig an den Festungswerken arbeiteten, und machte ihnen Hoffnung zu glücklichen Folgen davon für das Wohl und die Ruhe der Insel. Die Erlaubniß, sich zu verheirathen, welche er der Besatzung ertheilte, verursachte ihnen viel Freude, und ward ein starkes Band ihrer Vereinigung mit den Holländern. Sie erkannten, daß die Regierung einer Gesellschaft viel erträglicher, als die portugiesische sey: aber sie beklagten sich, daß man sie, wie die wilden Thiere in ihren Wäldern, ohne Zucht und Unterricht ließe. **Matelief** ward durch so vernünftige Gesinnungen bey ihnen gerühret, und versprach, die nöthigen Befehle zu ihrem Unterrichte zu ertheilen, worauf er dem Prediger des Forts auftrug, zweymal des Tages Schule zu halten, bis die Gesellschaft auf andere Art dafür sorgte. In eben der Absicht nahm er drey junge Knaben aus den vornehmsten Geschlechtern auf sein Schiff. Einer war der Sohn des Hauptmanns **Hitto**, der sich allezeit den Holländern gewogen bezeugt hatte, die beyden andern gegentheils waren Söhne von ihren Todfeinden; einer hieß **Marcos**, Haupt des Stammes der **Alteyves**, und der andere **Antonio**, Haupt der **Taviren**. Diese beyden Geschlechter, welche christlich waren, hatten allezeit der Portugiesen Partey gehalten, und sich nie mit den Mohren eingelassen *p*). Indessen fing dieser alte Widerwillen, durch Vermittelung der Hol-

Warum er junge Leute vom Eylande auf sein Schiff nimmt.

m) A. d. 318 Seite.
n) Eben das.
o) A. d. 319 S.
p) Man sehe oben die Beschreibung von Amboina.
q) A. d. 325 Seite.

Holländer an, abzunehmen. Des Admirals Absicht mit dem ersten dieser drey jungen Leute war, ihm Holland zu zeigen, und ihn zu den Landessitten zu gewöhnen, in Hoffnung, sein Beyspiel könnte künftig, wenn er zu den vornehmsten Aemtern des Eylandes gelangete, dienen, die christliche Religion auszubreiten. Die beyden andern nahm er als Unterpfänder von ihrer Eltern Treue mit sich, um ihnen zugleich zu erweisen, Holland sey kein solches barbarisches Land, wie die Portugiesen ihnen eingebildet hatten. **Don Marcos**, des einen Vater, war zu **Goa** gewesen, wo ihm der Unteradmiral ungemein viel Ehre erwiesen, und ihn so gar an seiner Seite hatte gehen lassen. Der Verfasser bemerket, daß dieses bey den Portugiesen sehr gebräuchlich ist, die Häupter einer Nation zu gewinnen, und rieth den Holländern, solches ebenfalls zu beobachten *q)*.

Matelief. 1607.

Matelief gieng den 3ten des Maymonats von **Amboina** ab, sich nach **Ternate** zu begeben. Seine Macht bestund aus acht Schiffen: **Oranien**, das er selbst führete, der **Moriz**, der **Erasmus**, **Enkhuysen**, das er zu **Amboina** gefunden hatte, **Delft**, das er von **Banda** hatte kommen lassen, die **kleine Sonne**, die **Taube** und die **Jacht**. Das Volk belief sich auf fünf hundert und ein und dreyßig Mann, darunter nur funfzig Indianer waren *r)*. Er war Willens, der Insel **Ternate** zu Hülfe zu kommen, und sich des Forts auf der Insel **Tidor** zu bemächtigen, das die Portugiesen wieder eingenommen hatten.

Mit was für Macht und Absichten er nach Ternate abgeht.

Aber diesem Unternehmen war nicht mehr Glück zugedacht, als der Belagerung von **Malaca**. Die Spanier hatten so viel Zeit gehabt, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, der König von **Ternate** hatte so gezaudert, seine Macht zusammen zu ziehen, und die holländischen Soldaten waren so widerspenstig, und zugleich wegen ihrer geringen Anzahl nicht zugleich die Flotte zu bewahren, und zu Lande zu dienen, zulänglich, daß der Admiral nur einige schwache Versuche mit schlechtem Vortheile machen konnte. Er hatte sogar den Verdruß, daß er zu **Tidor** nicht landen konnte; und wie er zu **Ternate** gelandet war, und das spanische Fort daselbst beobachtet hatte, so verlohr er die Hoffnung, solches mit Gewalt zu erobern. Die Feinde waren in beyden Inseln drey hundert stark, zwey hundert Spanier zu **Ternate**, und hundert zu **Tidor**, nebst zwanzig Portugiesen, funfzig Chinesen, und einigen Sclaven *s)*.

Er beschloß, wenigstens ein Fort zu **Ternate** zu bauen, wo die holländischen Factore vor aller Beleidigung sicher wären, indem sie den König und ihre Wälle beschützten. Nachdem er einen Ort, Namens **Mankonora**, besehen hatte, der mit wenig Mühe zu befestigen, und so gar unüberwindlich zu machen war, ob er sich wohl nur eine halbe Meile von der spanischen Festung befand: so ließ er gleichwohl seine Absicht auf denselben fahren, weil es schwer war, solchen mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Stadt **Malaya** *t)*, die sich gegen Nordost der Insel in einer Ebene, welche von keiner Höhe bestrichen wird, befindet, schien ihnen dienlicher zu seiner Absicht. Sie war mit einer trocknen Mauer, von etwan zwo Toisen hoch, und acht bis zehn Fuß breit umgeben, die in weniger Zeit auszubessern war, und mit Beyhülfe einiger andern Werke sich gut vertheidigen konnte. Eine lange und enge Bank, die sie auf der Meerseite bedeckte, dienete zugleich den Piroguen zur Sicherheit,

Erbauung eines holländischen Forts zu Ternate.

r) Matelief ließ einige Holländer im Fort zu Amboina.

s) A. d. 345 S.

t) Man sehe unten die Beschreibung der Molucken.

Matelief. 1607.

cherheit, ohne das Ankern außen unsicher zu machen, wenn man einen Canonenschuß von der Küste ist. Das Werk ward sogleich angefangen, und innerhalb fünf Wochen geendigt: so viel Verhinderung auch dem Matelief die übele Neigung seiner Soldaten, und die Faulheit der Eyländer verursachten. Er legte eine starke Besatzung hinein, über die er den Ger-

Schreiben des Admirals an die Gesellschaft.

u) Diese Nachricht ist in der That desto wichtiger, weil man in selbiger alle die Absichten findet, welche die Holländer nach der Zeit ausgeführt haben. Warwycks Aufsatz betraf nur den Grund, und die Ordnung des Handels: dieser hier handelt den politischen Theil ab, und scheint der holländischen Gesellschaft in allen Unternehmungen, die darauf erfolget sind, zur Vorschrift gedienet zu haben. Dieses wird machen, daß man ihn mit Vortheile lesen wird.

„Wenn ich den Zustand unsers Vaterlandes, und „die Kriege, mit denen es von einem so mächtigen „Feinde, als Albrecht von Oesterreich ist, beunruhigt wird, betrachte, den die Macht Spaniens und seines eigenen Hauses unterstützet: so „scheint es mir, die Sachen in Indien können nicht „glücklich gehen, so lange sie nur in den Händen „der Directoren allein bleiben; denn ich sehe nicht, „wie ihr Ansehen allein in Indien groß und wichtig genug seyn kann, viel Wirkung daselbst zu „thun. Man hat daselbst die Spanier und Portugiesen wider sich, welche sich da länger als ein „Jahrhundert gesetzt haben, in viele Länder gedrungen sind, daselbst Festungen, und eine ordentliche Regierung angelegt haben. Sie können „ihre Sachen, durch viel bequemere Wege, als wir, „verrichten, da wir Leute, die von der Reise abgemattet sind, allezeit aus Holland herbey führen müssen. Haben die Portugiesen nicht allezeit „viel Volk daselbst: so ist es ihnen doch leichter, „welches dahin zu schaffen, als uns. Die Schiffe, „welche aus Portugall kommen, haben nicht nöthig, weiter zu gehen, als nach Goa. Daselbst „lassen sie ihre Leute ans Land gehen, und sich erfrischen, und bringen sie nachgehends auf ihre „Schiffe sowohl, als der Spanier, die von den Manillen kommen.

„Wollen wir uns so vortheilhaft und sicher, als „sie in Indien setzen: so müssen wir uns eines „Ortes versichern, wo wir bey der Ankunft aus „Holland frey aufgenommen werden. Da würden wir nicht nur Erfrischungen für die Leute, und „Schiffe bereit finden, sondern auch unser Ansehen „bey den indianischen Fürsten vergrößern, die uns „bisher nicht vollkommen haben trauen wollen. „Sie gestehen ziemlich zu, daß die Holländer gute Leute, und von besserm Umgange und Gemüthe, als die Portugiesen, sind. Aber, sagen sie, „was hilft uns dieses, da sie nur im Vorbeygehen hierher kommen, und sobald ihre Schiffe geladen sind, zurück kehren. Alsdenn werden wir „den Spaniern und Portugiesen überlassen, die „uns anfallen, weil wir mit ihren Feinden gehandelt haben. Bleiben wir gegentheils den Spaniern ergeben: so schützen sie uns wenigstens im „Nothfalle. Wenn aber gegentheils die Holländer „zulängliche Macht hätten, uns zu schützen: so haben „wir nichts von ihnen zu befürchten. Sie begegnen „uns nicht als Feinden, weil wir mit den Portugiesen gehandelt haben; wir müssen daher nur diejenigen schonen, die unsere Ruhe stöhren. Das Beste also, was wir thun können, ist, es mit den „Portugiesen zu halten, damit sie uns nicht ausrotten.

„So denken alle Indianer. Dabey suchen die „Portugiesen, sie zu bereden, wir wären unmächtig; und stellen uns nur als eine Hand voll, zusammengerafftes Volk vor, die kaum in unserm Lande „ordentliche Wohnungen hätten, geschweige, daß „wir uns in Indien setzen könnten. Wir müssen „also die Indianer zu gewinnen, und ihnen zu zeigen suchen, daß wir vermögend sind, uns unter „ihnen zu setzen, und unsern Feinden zu widerstehen.

„Die indianische Handlung besteht vornehmlich „1) in Pfeffer, der zu Bantam, Johor, Patana, „Queda und Achin geladen wird. 2) In Würznelken, die man zu Amboina und in den Molucken einschiffet. 3) In Muskatennüssen und „Blumen oder Macis zu Banda. 4) Im Handel von Cambaja. 5) Im Handel der Küste „von Coromandel. 6) Im Handel von China und Japan.

„Bleibt nicht eine jede von dieser Handlung allein in einer Hand, in den Portugiesen ihrer, oder „in der unserigen: so wird ein Theil den andern „unstreitig verderben; man wird den Preis der „Waare in Indien steigern, und sie werden in Europa wohlfeil werden. Wegen des Pfeffers ist es „nicht möglich, allen Handel an uns allein zu ziehen; denn außer den Portugiesen haben auch die „Engländer die Fahrt nach Bantam unternommen,

Gerritz zum Befehlshaber setzete, mit der Verordnung, sich nach denen Vorschriften, die er ihm ließe, zu richten. Alle übrige Zeit wandte er an, seine Schriften an die Gesellschaft fertig zu machen. Er lag ihr inständig an, starke Beyhülfe nach Ternate zu senden, und legte einen wichtigen Aufsatz von dem Zustande und der Handlung in Indien bey *u*). Matelief. 1607.

„men, und daselbst ihre Comptoirs und Häuser. „Sie handeln friedlich daselbst, da wir mit den „Portugiesen kriegen. Wir beschützen zugleich „Bantam, und sie ziehen ohne Kosten, Blut und „Unruhe Vortheil. Man darf sich nicht verspre- „chen, daß man den König von Bantam, der noch „ein Kind ist, dahin bringen wollte, nur mit uns „zu handeln. Man müßte ihm auch alsdenn „große Geldsummen geben, die man vielleicht oh- „ne allen Vortheil verliehren würden; denn es „scheint mir gewiß, wenn er, oder andere india- „nische Fürsten mit uns die genauesten Bündnisse „geschlossen, und aufs heiligste beschworen hätten, „so würden sie doch bey dem ersten Scheine einer „Gefahr, oder eines größern Vortheils treulos „werden. Außerdem leben wir mit den Englän- „dern in Friede und guten Verständnissen, und „es wäre nicht ehrlich gehandelt, sie von einer „Handlung aus zu schließen zu suchen, welche sie „schon angefangen haben. Aber man kann sich „wohl vorsehen, daß sie nicht auch an der Hand- „lung mit den andern Specereywaaren Theil neh- „men. Den Pfeffer muß man zum Balaste „brauchen; dadurch würde man im Stande seyn, „ihn in so gutem Preise zu geben, daß andere Na- „tionen diesen Handel, weil er ihnen zu wenig „Vortheil brächte, freywillig abtreten würden, und „wir müssen nur den Vortheil rechnen, den wir „von den andern Waaren hätten.

„Den ganzen Handel mit Muskatennüssen und „Bluhmen können wir leicht an uns ziehen. An statt „nur Banda zu bemächtigen, und eine Festung da „zu bauen, welches viel kosten, und unserm guten „Rufe bey den indianischen Fürsten schaden würde, „schlage ich folgendes vor: der König von Macas- „sar ist ein mächtiger Herr über ein sehr volkrei- „ches Land, das viel Reiß und Lebensmittel hat, „und damit Malaca und Banda versorget. Mit „diesem müßte man einen Vergleich schließen, und „ihm drey Schiffe mit zwey hundert Mann ans „Land zu gehen, schicken. Diese Zahl würde „nebst den Einwohnern von Macassar zureichen, „Banda anzugreifen, welches man dem Könige zu „überliefern versprechen müßte, mit dieser einzigen „Bedingung, daß keine Nation, als die unserige, „Waaren daselbst laden dürfte, und daß wir jähr- „lich die Nüsse und Bluhmen um einen bestimm- „ten Preis nähmen. Daß der König dieses einge- „hen würde, zweifele ich nicht; und man könnte „hinzusetzen, er sollte nur zu Banda ein so großes „und starkes Haus, als wir verlangten, an einem si- „chern und bequemern Orte zu Aufhebung unserer „Waaren bauen lassen. Weil sich der König nicht „in der Insel aufhalten, sondern sie durch einen „Orankay regieren lassen würde: so würden wir „ohne Zweifel Herren seyn, wenn wir nur dem Be- „fehlshaber Geschenke gäben. Dadurch erweckten „wir den Portugiesen einen gefährlichen Feind, und „machten uns einen mächtigen Freund.

„Uns des Würznelkenhandels allein zu bemäch- „tigen, ist viel schwerer. Was Amboina, Luho „und Cambelo hervor bringen, das haben wir, aber „uns fehlet, was auf den Molucken wächst. Die- „ses können wir nur erhalten, wenn wir die Spa- „nier von Ternate jagen: allein diese Unterneh- „mung ist schwer, doch will ich darüber meine Ge- „danken entdecken. Sie ist nicht unmöglich, wenn „man einen guten Grund darzu legen, d. i. die Sa- „che zu Malaca wieder vornehmen will. Hät- „ten die Portugiesen diese Stadt verlohren: so wä- „re es ihnen nicht so leicht, den Molucken von „Goa aus zu Hülfe zu kommen, und ich glaube, „man würde die Ueberfahrt der Lebensmittel aus „den Manillen nach Ternate ohne Mühe verhin- „dern. Erstlich müßte man dem Könige von „Mindanao zwey bis drey Schiffe zuführen. „Sein Land ist volkreich, und er soll funfzig Ca- „racores in See schicken können. Diese ganze „Macht gienge nach Panana oder Panati, wel- „ches nahe bey den Manillen ist, und wo sich ein „Ort Ottingen befindet, den nur achtzehn spani- „sche Soldaten, und etwan eben so viel Einwohner „bewahren. Diesen Platz verwüstete man, oder „ließe ihn dem Könige von Mindanao, wenn ihn „selbiger verlangte, und bewahren wollte; denn das „Land hat an Reiß, und verschiedenen andern Le- „bensmitteln Ueberfluß, die man nach Ternate „schaffet. Folgendes schickte man ein Schiff nach „Mindanao zurück, mit des Königes Caracoren „in der Enge von Tagima zu kreuzen, und die Schif- „fe wegzunehmen, die noch nach Ternate wollten, „weil es keinen andern Weg giebt. Hätte man

Matelief. 1607.

Der VIII Abschnitt.
Matelief's Reise nach China.

Matelief reiset nach China. Seine Bewegungsgründe. Er läuft zu Mindanao ein. Lächerliche Empfehlung. Die Flotte langet eine Meile von China an. Chinesische Beamte kommen an Bord. Ihr Geiz nach den Geschenken. Weitschweifige Antworten des Mandarins. Matelief geht in der Insel Lamao ans Land. Was er da sieht. Lustige Neugier der Holländer in einem Tempel. Sie befragen ein Götzenbild. Sie bemühen sich vergebens, der Chinesen Vertraulichkeit zu erwerben. Die Flotte geht nach Kanton. Sie erhält Nachricht von Macao. Die Portugiesen rüsten sich daselbst ingeheim. Matelief's Schreiben an den Mandarin von Kanton. Chinesische Höflichkeit, von der sich das Gegentheil zeiget. Verweis, der dem Admirale gegeben wird. Er gewinnt die Chinesen mit Gelde. Er schicket seinen Secretär an den Mandarin von Lamthau. Unterredung des Secretärs und Mandarins. Sechs portugiesische Schiffe bedrohen die holländische Flotte. Matelief machet sich fertig, zu schlagen. Dessen Rede an seine Leute. Man hält das Treffen für unvermeidlich. Matelief verläßt seine Jacht. Die Holländer entfernen sich. Schlechter Zustand der Portugiesen zu Macao. Matelief's Verdruß. Ueberlegungen, die ihn trösten. Sein Schreiben an den großen Mandarin zu Kanton.

Dieser kluge und tapfere Admiral war nunmehro bis auf den letzten Theil dessen, was man ihm aufgetragen hatte, gekommen, welches in den Gedanken der holländischen Gesellschaft, und seinen eigenen Absichten nicht der geringste war. Es fragte sich, wie man sich den Handel nach China zu eröffnen hätte. Eine so große Unternehmung, die man verschiedenemal ohne glücklichen Erfolg versucht hatte, erforderte nicht sowohl Muth und Stärke,

„eins oder zwey genommen: so würden sich keine „mehr wagen, und die Leute auf der Insel müß„ten verhungern. Mit Gewalt kann man sich „ihrer itzo nicht bemächtigen, die Spanier wür„den sich daselbst so verschanzen, und so viel Leute „dahin schicken, daß man starke Kriegesheere brau„chen würde, sie zu vertreiben. Könnte man auch „eine Galeere unter unser Fort zu Ternate brin„gen: so würde ihnen solche viel Beschwerung ver„ursachen.

„Der chinesische Handel kömmt ebenfalls auf „Malaca an. Hätte man die Portugiesen von „diesem Orte verjagt: so müßten sie denselben fah„ren lassen.

„Der Handel mit Cattunen zu Coromandel „ist von großer Wichtigkeit, weil alle indianische „Völker dergleichen zur Kleidung brauchen. Für „diese verschiedenen Nationen giebt es verschie„dene Arten nach einer jeden Geschmack, und „sie werden an verschiedenen Orten gemacht. „Die von Negapatan sind denen zu Masulipa„tan in nichts ähnlich. Hätte man den Portu„giesen Malaca weggenommen: so würde es ih„nen an einer vortheilhaften Gelegenheit zum Han„del mit den Zeugen fehlen, gesetzt auch, daß sie „Negapatan erhalten könnten. Behalten sie aber „Malaca, so können sie sich ihrer Fusten bedienen, „unsern Handel auf Coromandel zu stören. Diese „Küste ist niedrig und ohne Tiefe: sie können sich „also zwischen das Ufer und unsere Schiffe setzen. „Wollen sie ein wenig eilen, so können sie ihre „Nachrichten nach Goa schicken, woher man alle„zeit leichte Seemachten absenden kann.

„Es ist gewiß, wenn man die Portugiesen von „Malaca vertreiben könnte, so müßten sie sich des „Handels auf der Küste von Coromandel verzei„hen, weil sie keinen sichern Weg haben, und die „Vortheile die Kosten nicht erreichen würden. Al„so beruhet aller ostindischer Handel der Portugie„sen auf Malaca; und man muß dahin zielen, „wenn man solchen zu Grunde richten will. Es „ist nicht zu zweifeln, daß die Einwohner zu Ban„dam sich geben würden, wenn sie sähen, daß „wir ordentliche Wohnplätze da hätten, und erfüh„ren, daß der Engländer Handel nur den Pfeffer „betrifft, und solche also dahin keine öftern Fahrten „thun, noch viel Kosten aufwenden werden. Der „Pfeffer von Jambeo, Adrogyri, und andern „Oertern, der nach Bantam geschafft wird, könn„te nach Malaca gebracht werden, wo man Zeu„ge dagegen, wie zu Bantam finden würde.

„Ich habe niemals gehört, daß die Portugiesen „in

ke, als Geschicklichkeit und Klugheit. Matelief nahm also nicht mehr, als vier Schiffe, mit sich, Oranien, den Moriz, Erasmus und die Jacht, mit etwan drey hundert Mann und fünf und zwanzig Chinesen, die er in einer Junke weggenommen hatte, und als Führer und Mittler, die freye Handlung in ihrem Lande zu erhalten, zu brauchen hoffte x). Er lichtete den 22sten des Brachmonats den Anker, und lief den 29sten in die Enge von Tagima. Gegen den Mittag eben des Tages befand er sich vor dem Vorgebirge Mindanao. Drey bis vier Tage wurden zugebracht, einen von den Meerbusen dieses Eylandes zu suchen; und als man ihn gefunden hatte, so mußte man noch zehn bis zwölf Seemeilen weiter gehen, weil er in den Karten nicht bemerkt war. Es ist der dritte, von der Stadt Mindanao an, zu zählen, und die Karten bemerken nur zweene y). Einige Fischer, die an Bord kamen, brachten ihm Fische, wilden Canel oder Zimmet. Man erfuhr von ihnen, daß ihr König, der, wie alle seine Unterthanen, der muhammedanischen Religion zugethan ist, unabläßig mit den Spaniern Krieg führte, und seine Seeräuberey bis an die Manillen triebe.

Matelief. 1607.

Matelief reiset nach China.

Seine Bewegungsgründe.

Er läuft zu Mindanao ein.

Einer von diesen Eyländern wies dem Matelief einen Zettel von des Don Petro de Acunha Hand, und den 6ten Hornung 1606 unterschrieben, vermöge dessen dieser portugiesische General allen, die seinen Namen kennten, empfohl, dem Besitzer und allen, was ihm angehörte, kein Leid zuzufügen, weil er des Königes von Spanien Unterthan aufgenommen, und ihm wohl begegnet hätte. Diese Empfehlung brachte die Holländer zum Lachen, und würde dem Indianer nicht viel Gewogenheit zugezogen haben, wenn ihre leutselige Gesinnung nicht solches gethan hätte.

Lächerliche Empfehlung.

 Den

„in Bengalen mächtig wären. Die, welche von „diesem Lande reden, sagen, man könnte eine gu„te Handlung da anlegen. Es sind da zweene „Hafen, Porto Piqueno und Porto Grande; „der letztere liegt am weitesten nach Westen, und „steht unter dem Könige von Cambaya. Man „findet daselbst nichts als Reiß, aber häufig, und „vornehmlich wird er nach Cochin geführt. Der „Zeughandel ist zu Porto Piqueno im Flore. Es „wäre gut, zwey Schiffe zu Unterhaltung des Han„dels, nach Arrakan zu senden, zumal, da uns „der König inständigst darum ersucht. Ein Por„tugiese Philipp de Britto besitzt daselbst ein Fort, „funfzig Meilen im Lande mit einer Besatzung, „welche die ganze Gegend im Zaume hält. Ob „der König gleich mächtig ist, so hat er doch diese „Portugiesen bisher nicht verjagen können, dessen „Ruhm auch im Königreiche Pegu Aufsehen machet. „Man hält ihn für unsäglich reich, zumal an Edel„gesteinen.

„Zu Cambaya hat man nichts zu hoffen, so „lange die Portugiesen einige Festungswerke auf „der Küste von Malabar haben, und der König „für uns nicht besser gesinnt ist. Wir müssen „warten, bis er uns besser kennt, und von seinen „irrigen Gedanken der Spanier wegen befreyt ist. „Außerdem können keine großen Schiffe in seine „Häfen einlaufen, und sein Land ist so nahe bey „Goa, daß die Portugiesen von unserer Ankunft „Nachricht erhalten, und uns überfallen würden.

„Alle diese Anmerkungen zeigen, wie wichtig „Malaca ist, wenn sich die Gesellschaft in Indien „setzen will. Man kann nicht so viel Aufmerk„samkeit darauf wenden; denn endlich ist es ein„mal Zeit, nur eine beständige und sichere Zuflucht „zu verschaffen. Dieser Ort mag seyn wo er will, „so wird es unsägliches Geld kosten, ehe man ihn „in den Zustand setzet, in welchen Malaca sich „schon befindet, ohne zu erwähnen, daß es schwe„rer fallen wird, eine so vortheilhafte Lage anzu„treffen.

x) A. d. 560, 370 Seite.

y) A. d. 371 Seite. Das Vorgebirge Mindanao liegt in sechs und drey viertel Grad nordl. Breite, hundert und vier und neunzig Grad, Länge. Die Enge strecket sich nach Westen ein viertel Nordwest. Die Holländer hatten sich dieser Insel genähert, zweene Gesandten, die der König von Ternate an den König von Mindanao schickte, daselbst auszusetzen, vermuthlich in denen Absichten, die durch den Aufsatz des Admirals erläutert werden.

Matelief. 1607.

Den 1sten des Heumonats liefen sie in die Enge von **Tagima** ein, giengen zwischen den Inseln durch, deren sie in einem einzigen Tage fünf und vierzig zählten, und befanden sich den 22sten ziemlich nahe bey dem Lande. Von sechzehn oder siebzehn Junken, die sie entdeckten, kam eine an Bord des Admirals, und der Patron sagte, sie brauchten noch zweene Tage, mit der Flotte nach **Macao** zu kommen. Man versprach ihm eine starke Belohnung, wenn er den Holländern als Lootsmann nach **Macao** dienen wollte. Er nahm solches an, ließ sich seine Sachen von der Junke bringen, und jene ihren Weg fortsetzen.

Die Flotte langet eine Meile von China an.

Den 23sten Abends befand man sich nahe vor **Lamao** z), einer Insel von drey bis vier Seemeilen in der Länge, die nur eine halbe Seemeile von der Küste ist. Östlich und westlich entdeckte man verschiedene andere Inseln, darunter sie die größte ist. Ihrer westlichen Küste gegen über öffnet sich das feste Land durch einen großen Meerbusen, über welchen man anfangs gleich zweene Hügel, und nachgehends einen dritten antrifft. Eine Seemeile weiter den Fluß hinauf, kömmt man an die Stadt **Fien cheu**, wo die meisten chinesischen Armoisinen gemacht werden; sie ist zwo Tagereisen von **Chincheu**.

Chinesische Beamte kommen an Bord.

Sobald die holländischen Schiffe geankert hatten, kamen sechs Beamte der Insel an Bord, weil der Mandarin selbst mit einer Flotte von etwan zwanzig Junken an das feste Land gegangen war. Sie fragten, woher man käme, was man für Absichten hätte, und ob man Friedens oder Krieges wegen käme. Sie trugen eine lange Kleidung von schwarzer Leinewand, dadurch ihr schon natürlich ernsthaftes Ansehen noch vergrößert wurde. Der Admiral antwortete: in der Unwissenheit, wo sich der Mandarin befände, hätte er jemanden ans Land geschickt, zu erklären, wo die Schiffe her wären; er wäre aber willig, denen, die an des Mandarins Stelle kämen, eben solche Erläuterung zu geben. Er und seine Leute wären Holländer, ihr König hätte sie abgesandt, nach **China** zu handeln; sie wären mit Waaren und Gelde versehen, und wollten niemanden bekriegen *a*).

Derselben Begierde nach Geschenke.

Sie kehreten ans Ufer zurück, verlangten aber vor ihrem Abschiede einige Geschenke. **Matelief** fragte den Dollmetscher um Rath, der ihm rieth, jedem eine halbe Reale von Achten zu geben. Er hielt dieses für zu wenig, und ließ jedem eine ganze geben. Aber dabey mußten verschiedene Ceremonien seyn, die Realen wurden in ein Papier eingewickelt, und auf einer Schüssel dargereicht; und als die Chinesen sie annahmen, meldete einer von ihnen, es wären noch drey Gesellen von ihnen in der Barke, für deren jeden man auch eine Reale schickte. Endlich ward auch eine für die Soldaten, die sie begleiteten, hinzugethan.

Weitschweifige Antworten des Mandarins.

Ein Chinese von der holländischen Flotte, den der Admiral ans Land geschickt hatte, kam den 26sten zurück. Er hatte Befehl, zu verlangen, daß ein Holländer an das Land kommen dürfte, sich mit dem Mandarin zu unterreden. Man hatte ihm geantwortet, der Mandarin würde es überlegen; der Erfrischungen wegen müßten die Schiffe um das Vorgebirge herumfahren, da man ihnen denn welche bringen würde. Aber dieser Mandarin war einer von den untern und stund, unter dem von **Chin cheu**. Wie er ernennet war, sein Amt in **Kanton** zu verwalten, und dahin gieng, solches in Besitz zu nehmen: so hatte er versprochen, der Holländer Vortheil daselbst zu beobachten. Er ließ ihnen auch noch vor Abende melden, der Wind sey günstig, nach **Kanton** zu gehen. Diese Zeit über sah man mehr als siebenzig Junken zwischen der Insel und dem Lande durchfahren. Man hatte den Tag zuvor sechzig angetroffen. Dieses zeigte, daß diese Gegenden sehr beschifft wurden *b*).

Weil

z) Ohne Zweifel das Eyland **Emoy**, denn die Insel **Lamao** ist nicht bekannt.

a) A. d. 374 und vorhergehenden Seite.

Weil indessen der Admiral keine Antwort weiter auf sein Ansuchen erhielt: so beschloß er, sich nach Bantam zu begeben. Aber er brauchte Wasser, und der Mandarin hatte ihm nicht melden lassen, ob er ihm erlauben würde, welches einzunehmen. Auf der andern Seite erfuhr er, daß man in der Insel mistrauisch gegen ihn wäre, und die Einwohner einer kleinen benachbarten Stadt schon alle ihre Waaren fortgeschafft hätten. So sehr er auch entschlossen war, keine Gelegenheit zum Argwohne zu geben: so ließ er doch seine Flotte nach dem westlichen Ende der Insel rücken, weil sein chinesischer Lootsmann ihm gemeldet hatte, daß Wasser daselbst wäre; nur brauchte er die Vorsicht, die Anker mit der Abenddemmerung lichten zu lassen. Ein wohlbewaffnetes Boot, das er an das Ufer schickte, meldete ihm, es sey leicht, daselbst bey einem Tempel, um den einige Hütten stünden, Wasser zu bekommen. Er gieng selbst an das Land. Zwanzig sehr arme Insulaner, welche sich nahe bey dem Tempel aufhielten, flehen bey dem Anblicke der Holländer: allein die **Chinesen**, welche man von Ternate hergebracht hatte, sprachen ihnen Muth zu.

Matelief. 1607.

Der Admiral gieng in den Tempel *c*), wo er drey Götzenbilder mit einer Tafel vor dem vornehmsten sah, auf welcher sich einige porzellane Schälchen voll Wasser und Reiß befanden. Es befand sich auch eine Lampe und ein kleiner Rauchaltar daselbst. Noch zeigte die Tafel zwey Stückchen Holz, die man für zwo Hälften einer mitten von einander geschnittenen Kugel hätte ansehen können: sie waren innewendig hohl, und jedes einer Faust groß. Man fragte die Eyländer, was sie damit machten? Sie sagten, sie bedienten sich derselben bey Ankunft Fremder, um zu ersehen, ob es Leute wären, die wohl mit sich umgehen ließen. Der Admiral wollte wissen, was diese Wahrsagerhölzer für ein Urtheil von ihm gefällt hätten. Ihm ward gemeldet, sie hielten ihn für einen ehrlichen Mann. Seine Neugier gieng weiter. Er fragte, ob sie wissen könnten, wie es seiner Flotte gehen, und ob man sie zu Kanton gut aufnehmen würde. Darauf nahm einer von ihnen die beyden Stückchen Holz in seine Hand, und warf sie auf die Erde, da denn die hohlen Theile in beyden Stücken oben fielen. Das zweytemal geschah eben dieses, aber das drittemal fielen die hohlen Theile der beyden Stücken unten. So oft der Eyländer sie warf, richtete er einige Worte an seinen Götzen. Nachgehends sah er eine Schrift an, die im Tempel an die Mauer angehängt war, und versicherte den Admiral, seine Flotte würde zu **Kanton** wohl aufgenommen werden. Man that noch andere Fragen an ihn, die er mit eben den Umständen beantwortete. **Matelief** ließ ihnen sagen, alles dieses Verfahren wäre nur elender Aberglaube, die Holländer glaubten an den einigen Gott, der Himmel und Erde beherrschte, und die Laster bestrafte, die Tugenden belohnte; leblose und unempfindliche Götzenbilder taugten zu nichts. Sie antworteten, was er ihnen sagte, schien ihnen sehr vernünftig, aber sie müßten den Gewohnheiten ihres Landes folgen *d*).

Matelief geht in der Insel Lamao an das Land; was er da sieht.

Lustige Neugier der Holländer in einem Tempel. Sie befragen ein Götzenbild.

Einige Tage über, welche die Holländer zu **Lamao** zubrachten, erhielten sie sehr wenig Beystand aus dieser Insel, wo die Einwohner selbst über Mangel an Lebensmitteln, wegen Abnahme des Handels klagten. Aber einige Fischer vom festen Lande brachten Fische und andere Erfrischungen auf die Flotte. **Matelief** hielt seine Leute in strenger Zucht. Ein **Chinese** auf seinem Schiffe hatte in der Nacht hundert und funfzig Realen verlohren, die er in seinen Kopfküssen hatte versteckt gehabt. Man durchsuchte alle Bagage, und es fand sich, daß ein anderer Chinese der Dieb war. Der Admiral ließ ihn in die Eisen schlagen,

Sie bemühen sich vergebens, der Chinesen Vertraulichkeit zu erwerben.

b) A. d. 375 Seite.
c) A. d. 377 Seeite.
d) A. d. 378 Seite.

Matelief. 1607. gen, und schrieb noch selbigen Tag dem Mandarin: wenn der Verbrecher ein Holländer gewesen wäre, so würde er ihn sogleich haben aufhenken lassen, er wollte aber aus Hochachtung für die chinesische Gerichtsbarkeit in einer Enge, die unter ihnen stünde, ihm die Untersuchung und Beurtheilung dieser Sache überlassen. Der Mandarin antwortete: die Holländer könnten den Schuldigen verurtheilen, weil er sich in ihren Diensten befände. Indessen bestund **Matelief** darauf, ihn seinem natürlichen Richter wieder auszuliefern. Er ließ ihn in die Stadt führen, und meldete dem Mandarin durch ein zweytes Schreiben, weil er ihm den Gefangenen überließe, so entschlösse er sich, solchen ihm zu übersenden, und bäthe ihn nur um schriftliches Bekenntniß, daß er ihn empfangen hätte *e*). Dieses beständige Bestreben der Holländer, sich bey den Chinesen beliebt zu machen, verursachete, daß diese sagten, es schienen sehr ehrliche Leute zu seyn: aber deswegen erhielt der Admiral nicht mehr Zutritt auf der Küste, oder mehr Gefälligkeit, der Erfrischungen und des Handels wegen.

Die Flotte geht nach Canton. Den 12ten August hörte man Schüsse auf den Junken und in der Stadt. Ein Chinese von der Flotte hielt dafür, sie geschähen dem **Mandarin** zu Ehren, der sich nach **Canton** begeben sollte, und vielleicht itzo abgienge. **Matelief**, der von Abmattung und Schwierigkeiten verdrießlich war, glaubte, sich mit größrer Wahrscheinlichkeit einzubilden, sie geschähen, ihm zu zeigen, daß die Küste mit Mannschaft und Gewehr versehen sey. Es mochte nun wahr seyn, welches wollte, so sah er nichts anders für sich zu thun, als die Anker zu lichten, und nach **Canton** zu segeln. Ein **Champan** *f*), den er antraf, erboth sich, ihn für zehn Realen dahin zu führen. Er nahm den Patron an seinen Bord; und wie er sich vermöge dieser Vorsichtigkeit von der andern Treue versichert hielt, so ließ er einen holländischen Corporal, **Roelofzs**, in den **Champan** treten, das Eyland **Macao** *g*) zu besichtigen.

Die Flotte lief den 28sten in den Fluß von **Canton** ein, und ankerte sehr nahe am Lande, an einem Orte, von dem sie das Eyland **Macao** westlich der Gegend sehen konnte.

Sie erhält Nachricht von Macao: die Portugiesen macheten da insgeheim Kriegeszurüstungen. Den 1sten des Herbstmonats rückte sie nach einer Landspitze zu, wo sie vor den Südost- auch Ost- und Nordostwinden sicher war, und traf daselbst einige Piroguen an, von denen eine mit mehrerer Kühnheit, als bey den **Chinesen** gewöhnlich ist, an Bord kam. Der Patron war ein alter Mann, von dem man erfuhr, daß sich sechs portugiesische Schiffe zu **Macao** befänden, die seit zehn Tagen von **Malaca** angelanget wären: der Anblick der holländischen Schiffe hätte diese Insel in Unruhe gesetzt; man ließe alle Leute, die Kriegesdienste thun könnten, auf diese sechs Schiffe gehen, und behielte so gar alle chinesische Piroguen zurück, damit die Nachricht von diesen Zurüstungen nicht zur Flotte gelangte *h*). Er rieth dem holländischen Generale, bey der Insel **Lentengwan** einzulaufen, die man vom Schiffe sah, und von dar einen oder zweene Mann an den Mandarin von **Canton** zu senden, um solchen von seiner Ankunft zu benachrichtigen, und zu befragen, wo er ankern sollte. Der Patron war von **Lamthan** und ein Nachbar des chinesischen Fischers, welchen der Admiral am Bord hatte, aber er hatte zu **Macao** von den dahin geschickten **Champan** nicht reden hören.

Diese

e) A. d. 382 und 383 S.

f) Eine Fischerbarke.

g) Er hatte sich schon erkundiget, ob die Portugiesen Schiffe da hätten, ohne etwas erfahren zu können.

h) A. d. 387 S.

Diese Nachricht kam dem Admirale so seltsam vor, daß er zweifelte, ob der Ueberbringer nicht mit Fleiß abgeschickt wäre. Er richtete indessen, diesem Rathe gemäß, den Lauf nach den Eylanden Lentengwan. Kaum hatte er geankert, so sah er den Champan mit Roelofzs und den Fischern zurück kommen. Sie hatten sich in dem Hafen zu Macao vier und zwanzig Stunden aufgehalten: ein Ungewitter hatte sie genöthiget, auf dem Anker liegen zu bleiben, und nahe bey ihnen hatte sich eine portugiesische Piregue befunden, deren Leute sich aber in der Kammer des Hintertheils verborgen gehalten hatten. Roelofzs meldete: es befänden sich vier große Caracken und zwey andere Schiffe von geringerer Größe daselbst, mehr hätte er nicht entdecken können. Matelief gewann nunmehr ein Vertrauen zu des chinesischen Patrons Rathe, und schrieb folgendes an den Mandarin zu Canton.

Matelief. 1607.

Mateliefs Schreiben an den Mandarin von Canton.

„Unser Herr hat uns aus Holland geschickt, hier zu handeln. Wir haben Geld und „Waaren mit uns gebracht, in der Absicht, das, was wir kaufen werden, und die landes„herrlichen Abgaben, redlich zu bezahlen. Also ersuchen wir, uns jemanden zu schicken, „dem wir ausführlichere Nachrichten ertheilen wollen, und uns zugleich zu verstatten, daß „wir jemand anders von den Unsrigen dargegen schicken dürfen. Wir wünschten bis nach „Canton zu gehen: man hat uns aber gerathen, ohne Dero Einwilligung nicht weiter zu „fahren; und daher halten wir uns bis itzo bey der Insel Lentengwan auf. Wir bitten, „uns einen Ort anzuweisen, wo wir bedeckt sind. Der Ueberbringer dieses Schreibens „heißt Lipku; er ist von Chincheu. Wir haben ihn auf den Molucken bekommen *i*).

Chinesische Höflichkeit, von der sich das Gegentheil zeiget.

Die natürliche Schreibart dieses Briefes misfiel den Chinesen so wenig, daß man vier Kriegesjunken anlangen sah, welche den Admiral ersuchten, sich bis nach Lamthau zu begeben. Man verstattete ihm nicht, in den Hafen einzulaufen, aber er durfte in der Bay ankern, bis man von dem großen Mandarin zu Canton Befehle erhalten hätte. Indessen fehlete es der Flotte an Erfrischungen nicht. Aber den 6ten wurde der Holländer Freude etwas durch ein Schreiben des Mandarins von Lamthau vermindert, welches ihnen zween Beamten auf ein Brett geleimt überbrachten. Die Schriftzüge waren fast einer Hand lang, und das Brett hatte einen Stiel oder Griff, damit es die Beamten als eine Fahne trugen *k*).

Verweis, der dem Admirale gegeben wird.

Der Mandarin bezeugte sich ungemein zornig, daß man die Kühnheit gehabt hätte, ohne seine Erlaubniß so weit zu gehen. Man hätte zu Macao bleiben sollen, welches der Ort wäre, wo sich fremde Schiffe in Sicherheit begeben dürften. Matelief antwortete den Beamten, als man ihm diesen Verweis erkläret hatte, Macao sey in der Portugiesen Händen, welche seiner Nation Feinde wären, und daselbst seit etlichen Jahren verschiedene Holländer hätten henken lassen. Er glaubte, mit der Einladung der vier Kriegesjunken dürfte er sich nicht entschuldigen, aber er erinnerte zugleich, die Witterung sey sehr schlimm, und er könnte sich, vermöge der Pflichten der Menschenliebe versprechen, daß man seinen Schiffen eine Zuflucht verstatten würde.

Er gewinnt die Chinesen mit Gelde

Der Ton, aus welchem die Chineser sprachen, schien so merklich sich zu ändern, daß Matelief bald begriff, man wolle nur Geld von ihm ziehen. Endlich ließen sie sich deutlicher heraus, und bothen die Gewogenheit ihres Herrn und alle seine Bemühungen, den freyen

i) A. d. 389 S.

k) Man sehe die chinesischen Gebräuche im VIIten Bande dieser Sammlung.

Matelief. 1607.

freyen Handel für die Holländer zu erhalten, an, wenn sie für jedes Schiff zwey hundert Realen von Achten geben, und ihm diese Summe nach **Lamthau** wollten bringen lassen. Der Admiral entschloß sich, einer so wichtigen Hoffnung etwas aufzuopfern; er versprach nicht nur, den andern Morgen seinen Secretar nach **Lamthau** zu senden, sondern er ließ auch sogleich jeden derer Abgesandten des Mandarins drey Realen, und ihrer Begleitung auch drey geben *l*).

Er schicket seinen Secretar an den Mandarin nach Lamthau.

Indessen überlegte er die Nacht über, daß es genug wäre, die Hälfte dieser Summe zu wagen, und daß man die Auszahlung des übrigen versparen könnte, bis die versprochenen Dienste geleistet wären. Er schickte den folgenden Tag seinen Secretar **van der Broek** nach **Lamthau**, mit dem Befehle, seine Absichten zu erklären, und dem Mandarin viel ansehnlichere Geschenke anzubiethen, die nämlich seinen Dienstleistungen gemäß wären. **Van der Broek** ward anfänglich dem Untermandarin vorgestellet, der ihn hart anließ, und befragte, warum er sich unterstanden hätte, so weit ins Land zu gehen, aber doch seine Entschuldigungen anhörete, und ihn zur Audienz bey dem Obermandarin führete. Die Sachen wurden daselbst nach des Tageregisters Ausdrucke mit vielem Großthun und Stolze abgehandelt *m*). Man nöthigte den holländischen Secretar niederzuknien, indem er mit diesem Beamten redete. Der Mandarin sagte ihm: das ganze Land wäre in Unruhe, und das Gerüchte gienge, auf jedem Schiffe befänden sich vier hundert Europäer und zwey hundert Japoneser, welches Volk der Chinesen Feind ist. Als ihm **van der Broek** diese Einbildung benommen hatte: so antwortete er etwas gelinder, er für sich wäre geneigt, zu glauben, daß die Holländer **gute Leute** wären: aber da er auf das öffentliche Gerücht einige Acht haben müßte, so würde er morgen jemanden auf die Flotte senden, mit Befehl, selbige zu besichtigen, damit man dem großen Mandarin zu **Canton** sichere Nachricht davon ertheilen könnte, nachgehends würde er den Einwohnern willig verstatten, Erfrischungen auf die Schiffe zu bringen, ihnen die Erlaubniß ertheilen, Wasser einzunehmen, und höher den Fluß hinauf, eine Tagereise von **Canton**, einen Platz anweisen, wo die Schiffe ruhig ankern könnten. Bey einer Audienz, wo sich sehr viele Zuschauer befanden, hatte **van der Broek** keine Gelegenheit, ihm die Summe, die er bey sich hatte, zu überliefern: aber da er ihn nicht verließ, ohne ihm des Admirals Gesinnung bekannt gemacht zu haben, so kehrte er den andern Tag wieder ans Land zurück, das, was ihm aufgetragen war, völlig auszurichten, da indessen ein chinesischer Beamter die Schiffe besichtigte, und nichts misfälliges zu finden schien *n*).

Unterredung des Secretar und Mandarin.

Nach so feyerlichen Versprechungen, die noch insgeheim durch Annehmung einer Geldsumme bestätiget wurden, glaubte **Matelief**, nun sollte alles überflüßig auf seine Flotte gebracht werden, und er sollte von den Einwohnern lauter Zeichen des Vertrauens und der Freundschaft erhalten. Indessen untersagte man seinen Schaluppen, ans Land zu gehen, unter dem Vorwande, die Antwort von **Canton** wäre noch nicht angelanget; und die **Chinesen** selbst hatten nicht mehr die Freyheit, Erfrischungen an Bord zu bringen. Man drang in den Mandarin, sich dieser Aufführung wegen zu erklären, und er antwortete, seine Versprechungen setzten seiner Obern Einwilligung zum voraus, und er erwarte die Nachrichten von **Canton** mit eben so viel Ungeduld, als die Holländer *o*). Er billigte nicht einmal,

l) A. d. 392 S.
m) Auf der 394 Seite.
n) A. d. 395 S.
o) A. d. 396 und 397 S.
p) A. d. 397 S.
q) A. d. 400 S.

einmal, daß sie die Junken, die ihnen im Gesichte vorbey fuhren, durch Zeichen riefen, und sich mit den Fischern oder Bootsleuten unterredeten. Weil dieser Zwang den Matelief in beständiger Unruhe hielt: so entdeckte man sechs portugiesische Schiffe, welche vermittelst eines frischen Windes, den sie hinter sich hatten, gerade auf die holländische Flotte zuliefen. Der Wind gieng gerade in die Bay, und die Ebbe, die gleich anfing, ließ der Flotte so wenig Wasser, daß sie in großer Verwirrung gewesen wäre, wenn die Feinde sie angefallen hätten, weil sie nicht unter Segel gehen konnte *p*). Der Admiral ließ ihre Annäherung dem Mandarin melden, und ließ ihm sagen, dieser Trotz der grausamsten Feinde seiner Nation wäre den Versprechungen der Chinesen zuwider; geschähe es mit ihrer Einwilligung, so dürften sie es nicht übel aufnehmen, wenn er nichts zu seiner Vertheidigung schonete; hätten sie aber keinen Theil daran, so sollten sie den Portugiesen verbiethen, näher anzurücken, und die Holländer wollten dieses hoffen, und vor Anker liegen bleiben. Der Mandarin antwortete, der Admiral hätte nichts zu fürchten; die Portugiesen würden nicht so kühn seyn, ohne Erlaubniß der Regierung in den Fluß einzulaufen. Den andern Morgen sah **Matelief**, daß sie sich noch immer unter Segel hielten; daher er sich nicht länger bedachte, abzusegeln, und sich dem Eylande **Lentengwan** näherte, wo er ankerte. In dem Entschlusse, den er hatte, alles für die Ehre seiner Nation zu wagen, beschloß er, die Jacht, welche so unrein war, daß sie immer zurück blieb, und ihm nur Unordnung und Beschwerlichkeit verursachen konnte, zerstücken zu lassen *q*). Nachgehends richtete er alle seine Sorgfalt darauf, seinen Leuten Muth zu machen, und trug im Rathe vor, man sollte sich erklären, daß diejenigen, welche ihre Pflicht nicht thun würden, als **Verräther** und **Mörder** angesehen, auf diese Art von den Staaten gestraft, und ihre Güter zum Vortheile derer, die getreu verblieben, eingezogen werden sollten. Dieser Verordnung unterwarfen sich alle Officirer eidlich *r*). Darauf gieng er vor ihnen voran aus seinem Zimmer heraus, ließ das Volk zusammen kommen, und hielt eine Rede an sie, die man destoweniger für erdichtet halten darf, weil sie von ihm zuvor war abgefasset worden *s*). Sie verdienet, aufbehalten zu werden, indem sie den beyderseitigen unversöhnlichen Haß der Nationen zeiget.

Matelief. 1607.

Sechs portugiesisch. Schiffe bedrohen die holländische Flotte.

Matelief machet sich fertig zu schlagen.

„Werthe und edelmüthige Cameraden! Hätte ich nicht bis hieher so viele Beweise „eurer Großmuth und eurer Herzhaftigkeit gehabt: so könnte mich die Gefahr, die uns „umringet, schrecken. Doch zwey Dinge erwecken meine Hoffnung, erstlich, daß ich euch, „und hernach, daß ich unsere Feinde kenne, deren Macht wir schon zweymal ausgehalten „haben. Noch eine dritte Ursache machet uns Zuversicht, daß nämlich unsere Wohlfarth „nur auf unsere eigenen Hände ankömmt, und daß wir unumgänglich uns helfen, oder um„kommen müssen. Denn so leutselig wir auch diesem boshaften Volke begegnet haben, „wenn einige von ihnen in unsere Gewalt gefallen sind: so ist es doch gegen uns so aufge„bracht, so grausam und so unmenschlich, daß niemand von uns die Erhaltung seines Le„bens hoffen darf, wenn wir besiegt werden. Weil diese niederträchtigen Feinde Weiße „zu bestreiten und zu besiegen ungewohnt sind: so haben wir von ihnen keinen gemäßigten „Gebrauch ihres Sieges zu hoffen. Gründet also euer Wohl auf Gottes Beyhülfe und „Gnade, der euch auf einer so langen Reise so sichtbarlich beschützet hat, und auf eure Be„mühungen,

Mateliefs Rede an seine Leute.

r) Eben daselbst.

s) Sie hat auch noch den Vorzug, daß sie von den Zuhörern leicht ist verstanden worden, welches man von den Reden, die die Geschichtschreiber den Heerführern in den Mund legen, nicht sagen kann.

Matelief. 1607. „mühungen, die euch allein noch den Rückweg in euer Vaterland öffnen können. Uebri„gens habet ihr nicht mit Leuten zu fechten, die im Kriege sehr geübt wären. Sie haben „einen Theil ihres zurückgebrachten Volkes krank zu Lande lassen müssen, und statt ihrer ei„nige Bürger von **Macao** und Chinesen eingenommen, denen sie drey **Taels** auf die Hand „gegeben haben. So sind die meisten eurer Feinde beschaffen. Sie verlassen sich nur auf „ihre sechs großen Schiffe, und auf die mehr hinderliche als nützliche Menge ihres Volkes. „Ich kann solches aus meiner Erfahrung versichern. Ich weis gewiß, daß Unordnung „und Verwirrung unter ihnen herrschen.

„Wäre die Macht gleich, oder würden unsere Schiffe nicht durch ihre Ladung gehin„dert: so glaubet ihr wohl, daß ich den Angriff keinen Augenblick verschieben würde. Aber „unser sind nur drey gegen sechs, und wir sind nicht frey. So viel ich kann, will ich mich „dem Treffen entziehen, um unser Leben und unserer Obern Güter nicht ohne Ursache in Ge„fahr zu setzen. Muß es aber darzu kommen, so zeiget, wertheste Cameraden, zeiget die„sen Nichtswürdigen, daß sie mit Holländern zu thun haben *t*).„

Die holländischen Matrosen höreten diese Rede mit tiefem Stillschweigen an, und riefen darauf alle einstimmig: Ja, tapferer Admiral, wir wollen mit euch fechten, leben und sterben.

Man hält das Treffen für unvermeidlich. Weil er redete, sah man die Feinde sich ostwärts der Insel mit der Fluth nähern, und das Treffen schien unvermeidlich. Weil sie aber vielleicht befürchteten, der strenge Strom möchte machen, daß sie unter die Holländer auswichen: so zogen sie ihre Segel ein, und warfen Anker aus. Die Jacht, zu deren Zerstückung man noch nicht Zeit gehabt hatte, war weit zurück geblieben. Drey Fusten senderten sich von der portugiesischen Flette ab, und giengen gerade auf sie los. Aber der **Erasmus** war zu allem Glücke unter Segel, und eilete hinzu, sie zu befreyen. Die Fusten unterstunden sich nicht, ihn zu er- Matelief verläßt seine Jacht. warten, worauf **Matelief** befahl, das Geschütz und Geld aus der Jacht zu nehmen, Oeffnungen in sie zu machen, und sie zu versenken. Man machte eine Oeffnung darinnen, und überließ sie in solchem Zustande dem Meere und Winde, die sie mit Segeln und Masten nach **Kanton** zu trieben *u*).

Indessen war das Gefecht nicht länger aufzuschieben, da sich der Feind, welcher sich stets dem Lande nahe halten konnte, auf Untiefen befand, wo er die Schiffe nicht wohl regieren zu können schien. **Matelief**, der so wenig verwegen als furchtsam war, bediente sich dieser Zeit, nach Westen des Flusses zu rücken; und wie die Nacht seinem Rückzuge bald beförderlich war, so ankerte er gegen den letzten Inseln an der Mündung zu. Den andern Tag versammlete er seinen Rath, und trug vor, ob man mit dem Vortheile des Windes, den man nun über die Portugiesen gewonnen hätte, sie nicht angreifen könnte. Aber er fand hier Widerspruch. Die Ungleichheit der Zahl, die Schwierigkeit in einem Lande, wo man nicht nur noch keine sichere Zuflucht hatte, sondern wo auch noch die Aufführung der Mandarinen verdächtig seyn mußte, den geringsten Verlust zu ersetzen, die Furcht, die Ehre der Nation im Angesichte eines großen Reichs, vor welchem man sie erhalten sollte, in Gefahr zu bringen, veranlaßten den Entschluß, die Rache und den Handel auf gelegenere Zeit zu verschieben.

t) A. d. 401 S.
u) A. d. 403 S.
x) A. d. 405 S.
y) Eben das. und folg. S.

Als man sich von den Inseln entfernte: so sah man die Feinde mit dem Winde hinter sich erscheinen, und einige glaubten, sie wären bereit, auf die Flotte zu fallen. Mateliefs 1607.

Der Admiral aber zweifelte nicht, sie würden nach **Macao** zurück kehren, und zufrieden seyn, daß sie sich rühmen könnten, die Holländer mit Drohungen verjagt zu haben. Der Verfasser bemerket, sie müßten nicht eifrig auf ein Treffen gewesen seyn, weil sie solches sonst mit vielem Vortheile hätten anfangen können *x*). Er setzet hinzu, wenn man sich auf die Nachricht eines Mandarins verlassen dürfte, so hätte der Kaiser von **China** noch nicht gewußt, daß sie sich zu **Macao** gesetzt hätten: sie wären seit vielen Jahren da vertrieben gewesen, und unter dem Namen der **Castillaner** wieder gekommen; in zwey Jahren hätte man nun schon zu **Macao** kein Schiff von ihrer Nation gesehen, durch welches Außenbleiben das Elend der Einwohner auf das äußerste gekommen wäre; sie hätten sich ohne Geld und ohne Hülfe befunden, und Hungers sterben müssen, wenn ihre letzten Schiffe nicht angelangt wären *y*).

Die Holländer entfernen sich.

Schlechter Zustand der Portugiesen zu Macao.

Der Admiral lief bey der Insel **Sanchoam** *z*) ein, daselbst Holz und Wasser einzunehmen. Es war ihm so empfindlich, daß er die Gelegenheit, den Handel nach **China**, der holländischen Gesellschaft zu eröffnen verfehlt hatte, daß er wenigstens bey der Ueberzeugung, wie nothwendig es sey, sich weg zu begeben, verlangte, daß man in das Register der Flotte seinen Entschluß zu schlagen, einzeichnete. Aber wie die Traurigkeit nach und nach der Ueberlegung wich, so sah er ein, daß er, um seine Absicht zu erhalten, lange Zeit hätte auf Erlaubniß des Hofes warten müssen; daß die Portugiesen solche zu hintertreiben, weder Anhalten noch Geschenke würden gesparet haben; daß die Antwort von **Canton**, wenn sie günstig gewesen wäre, hätte betrüglich, und selbst mit der Holländer Feinden abgeleget seyn können, um sich der Holländer Schiffe zu bemächtigen, und den Raub mit jenem zu theilen; daß der Mandarin, so aufrichtig er auch gewesen wäre, doch ihre Schiffe vor der Portugiesen Anfällen nicht geschützet hätte, die außerdem eine starke Macht besäßen, und desto mehr Ursache hätten, sich solcher zu bedienen, weil sie außer dem Hasse, auch leicht einsehen könnte, daß es um ihren chinesischen Handel gethan wäre, wenn die Holländer einmal frey dahin dürften. Sie würden sich also ohne Zweifel mit aller Macht, und selbst wider der Chinesen Willen dagegen setzen, und diese mit Geschenken, ja wo es seyn müßte, mit dem Verluste aller ihrer Güter befriedigen, weil die größten Opfer ihnen nicht so empfindlich seyn würden, als der Verlust ihrer Handlung. Aus allen diesen Gründen schloß er, daß er sich nichts vorzuwerfen, sondern sich nur über das Glück zu beklagen hätte, das ihn zu einer Zeit nach **Kanton** geführet hatte, da die Portugiesen im Stande wären, ihn zu vertreiben, und daß wegen **China** nichts mehr zu thun wäre, als das vorgegangene den Directoren der Gesellschaft zu melden, damit sie künftig stärkere Macht dahin sendeten *z*). Nachdem er sich in diesem Entschlusse befestiget hatte: so beschenkte er verschiedene **Chinesen**, die sich noch auf der Flotte befanden, schickte sie frey zurück, und gab ihnen ein Schreiben folgendes Inhalts an den Mandarin zu **Canton** mit *a*).

Mateliefs Verdruß.

Ueberlegungen, die ihn trösten.

„Ich bin von **Lamthau** in der Riviere von **Kanton**, auf Befehl des Königs von „**Holland** gekommen, zu handeln, und habe in dieser Absicht viel Geld und Waaren mit„gebracht. Die Portugiesen haben sich meiner Absicht widersetzet, und mir den Zutritt „an das Land verwehrt. Ich weis nicht, ob es auf Dero Befehl geschehen ist: dem sey wie

Sein Schreiben an den großen Mandarin zu Canton.

z) Dem Ansehen nach diejenige, die wir Sancian nennen, wo der berühmte Heil. Franz Xavier gestorben ist.

a) A. d. 467, 468 u. f. S.

b) A. d. 468 S.

Mateliefs. 1607.

„wie ihm wolle, so habe ich nicht für gut befunden, mich mit diesen Feinden zu schlagen, „welche sechs freye Schiffe hatten, da ich nur drey mit Waaren und Gelde beladen habe. „Ich habe den Entschluß gefaßt, zu weichen. Verlanget man, daß die Holländer nach „Canton zu handeln, kommen sollen: so wird man sichs gefallen lassen, ein Schreiben „nach Patana, Johor, oder Bantam zu senden, und wir werden mit einer Macht „wieder kommen, welche den Portugiesen die Lust uns anzugreifen verwehren soll. Ich „sende zehn Chinesen zurück, die ich aus den Ketten der Japaner befreyet habe. Dieß „ist der einzige Dienst, den ich Ihnen leisten kann. Glauben Sie indessen fest, daß die „Holländer gute Freunde der Chinesen seyn werden.

Der IX Abschnitt.

Mateliefs Rückreise.

Er reiset ab, und wendet Sorgfalt auf die Handlung. Seltsame Erklärung, die er zu Bantam thut. Sie thut vortreffliche Wirkung. Flotte der zweyten Reise des van Caerden. Dieser Admiral ist nicht allzu einig mit Mateliefen. Er bedienet sich endlich seines Rathes. Mateliefs Rückkehr nach Holland. Wie fett die europäischen Thiere in Africa werden. Treulosigkeit eines siamischen Gesandten. Tod des Zapoti, und elender Zustand auf Mateliefs Schiffe. Ankunft in Seeland. Geschenke der Abgesandten von Siam. Geheime Ursachen dieser Gesandtschaft. Matelief wird gerühmet.

Er reiset ab, und wendet Sorgfalt auf die Handlung.

Die Flotte segelte den 15ten des Herbstmonats ab, und ankerte nach einander zu Champa, Paham, und in einigen andern Rheden, wo Matelief Factore ließ. So verstrichen zween Monate, die Handlungssachen in Ordnung zu bringen, bis auf den 27sten des Christmonats, da er im Hafen zu Bantam ankerte. Von dar erstreckte sich seine Sorgfalt auf alle Oerter, wo die Holländer Comptore hatten, vornehmlich auf Amboina und Ternate. Er ließ Schiffe nach Europa abgehen. Er erhielt von der Gesellschaft geheime Vorschriften, die Kriegessachen betreffend, die ihnen besonders, und sogar vorzüglich vor der Handlung empfohlen wurden *c*). Er legte verschiedene wichtige Schwierigkeiten bey, die sich wegen der Abgaben zwischen dem Sabandar von Bantam, und dem holländischen Comptor erhoben hatten. Die umständliche Erzählung aller dieser großen Beschäfftigungen würde hier keine besondere Zierde ausmachen, aber eine besondere Erklärung können wir nicht vorbey gehen, die er zu Bantam gethan, wie der Verfasser des Tageregisters uns berichtet, ohne zu melden, was der Grund war gewesen, und ob diese List seiner Staatsklugheit zuzuschreiben sey.

Seltsame Erklärung, die er zu Bantam thut.

Den 30sten des Christmonats, saget er, ließ Matelief den Tomangan und Sabandar zu sich kommen, und entdeckte ihnen, der König von Holland hätte ein Schiff ausdrücklich abgeschickt, allen indianischen Königen kund zu thun, daß die Portugiesen mit holländischen Flaggen, und auf holländische Art gebaueten Schiffen, in ihre Hafen kommen würden, sowohl die Holländer, als die Indianer zu betrügen. Man könnte nicht zu sehr auf seiner Hut seyn; diese gemeinschaftlichen Feinde würden noch eine starke Seemacht zusammen bringen, in der Absicht, die Könige selbst nicht zu schonen. Ihre Hauptabsicht sey, die Könige zu Johor und Bantam auszurotten; man müßte dem Könige von Johor eiligst

c) A. d. 492 S.

d) A. d. 493 Seite.

e) A. d. 494 Seite.

f) Eben daselbst u. 495 S. Wenn man sich bemüht

eiligst davon benachrichtigen, und ihn durch die Hoffnung einer baldigen Hülfe unterstützen, wenn er solche noch nicht empfangen hätte, weil die Gesellschaft unter dem Admirale van Caerden acht Schiffe hätte abgehen lassen, die vielleicht schon im indischen Meere wären, oder doch bald dahin kommen würden; das folgende Jahr würde man noch eine große Flotte aus Holland anlangen sehen, und Mannschaft zu **Johor** lassen, stets da zu bleiben *d*).

Mateliefs. 1607.

Sie thut vortreffliche Wirkung.

Diese vertrauliche Erzählung, sie sey nun wahr oder erdichtet gewesen, that eine Wirkung, welche **Mateliefs** Hoffnung übertraf. Die Beamten von **Bantam** verlangten Zeit, dem Könige deswegen Bericht zu erstatten, oder vielmehr unter sich darüber zu berathschlagen, und kamen mit den größten Dankbezeugungen zurück. Sie versicherten im Namen des Königes, daß sie hofften, für alles zu sorgen, daß sie in ihren Hafen kein Schiff leiden wollten, es möchte beschaffen seyn wie es wolle, ohne dem Director des holländischen Comptors, Nachricht zu ertheilen, so daß diejenigen, die verdächtig schienen, die Freyheit zu handeln, nicht erhalten sollten, und daß man sie als Feinde ansehen würde, wenn sie auch aus holländischen Hafen abgegangen wären, im Falle sie der Director nicht erkennte *e*).

1608.

Flotte der zweyten Reise des van Caerden.

Pauls van Caerden Ankunft, der mit sieben Schiffen den 5ten Jenner 1608 in die Rhede von **Bantam** einlief, bestätigte diese Gesinnungen. Dieser Admiral hatte bey **Mozambick** eines seiner Schiffe durch Schiffbruch verlohren, aber die Ladung davon gerettet. **Matelief** erzählete ihm einen Theil seiner Verrichtungen, und rieth ihm zu eilen, wenn er die portugiesischen Schiffe, die von China zurück kommen, antreffen wollte.

Dieser Admiral ist nicht allzueinig mit dem Matelief.

Wegen der indianischen Umstände both er ihm den Unterricht an, den er ihm, seine Unternehmungen zu erleichtern, für nöthig hielt, aber er ersuchte ihn, seinen Rath herbey kommen zu lassen, mit dem man Ueberlegungen von Wichtigkeit anstellen müßte. **Caerden** antwortete, man würde am Borde Berathschlagungen anstellen, und seine Schiffe dürften nicht von ihren vornehmsten Beamten entblößt werden. **Matelief** merkte seine Gesinnungen, und sagte ihm, er möchte thun, was er wollte *f*). Wenn die Frage von Kleinigkeiten oder gleichgültigen Sachen war, so ward **Caerden** es nicht überdrüßig: aber wenn von Geschäfften gesprochen ward, so stellete er sich, als hörte er nicht, fragte nach nichts, und brachte das Gespräch auf was anders, wenn man davon anfing. Diese Aufführung kam **Mateliefen** seltsam vor. Er hätte ihnen gern seinen Lootsen mitgegeben, den man überall, wo er schon gewesen wäre, gekannt hätte: aber **Caerden** schien solches nicht zu verlangen. Der Verfasser des Tageregisters gesteht zu, daß er Muth besessen habe, aber seine Nachläßigkeit, saget er, konnte schädlich werden, und **Matelief** hatte keine gute Meynung davon *g*).

Er bedienet sich endlich seines Raths.

Endlich bemerkete er zuletzt, wie nöthig er **Mateliefs** Rath hätte, und ersuchte ihn darum, bey einigen Zufällen, die anders giengen, als er vermuthet hatte. **Matelief**, ohne sich ein gar zu großes Ansehen anzumaßen, erboth sich, solchen schriftlich zu ertheilen, weil die Worte manchmal Zweydeutigkeiten unterworfen wären. Er that nicht nur, was **Caerden** verlangt hatte, sondern machte ihm auch eine Vorschrift für die Unternehmungen seiner Flotte, nach der sich aber **van Caerden** nicht allezeit richtete. Die Vorschrift kam

auf

müht jede Reisebeschreibung an ihren Ort zu setzen, so hat man davon den Vortheil, daß eine immer der andern Licht giebt.

g) A. d. 495 S. Was van Caerden gegentheils von Matelief gedacht, solches wird die Erzählung von dieser zweyten Reise zeigen.

Matelief. 1608.

auf die Grundsätze an, die man in Matteliefs Aufsatze gelesen hat, und der Erfolg wird zumal in folgender Erzählung weisen, auf welcher Seite Einsicht und wahrer Eifer gewesen sind.

Matteliefs Rückkehr nach Holland.

Matelief dachte nun an nichts weiter, als nach Europa zurück zu kehren, und segelte den 28sten Jenner ab *h*). Er hatte die Gesandten an Bord, welche der König von Siam an den Prinzen **Moriz** sendete, unter eben des **Cornelius Spex** Anführung, der, wie man gesehen hat, von dem Admirale **Warwyk** bestimmet ward, mit andern Abgesandten eben dieses Monarchen die Reise nach **China** zu thun. Seine Fahrt war ganz ruhig bis den 12ten April, da er in der **Tafelbay** ankerte, und die Neugier hatte, die Insel, welche sich an der Einfahrt dieser Bay befindet, und etwan anderthalb Meile im Umkreise hat, zu besichtigen. Man hält sich bey diesem geringen Zufalle aus keiner andern Absicht auf, als den Einfluß des Clima in die Schafe, die man aus Europa nach Africa bringt, zu zeigen.

Wie fett die europäischen Thiere in Africa werden.

Die Engländer hatten deren acht in dieser Insel gelassen, davon sieben dem Admirale Spilberg die Stelle der Erfrischungen hatten vertreten müssen, da er dergleichen von den Wilden nicht hatte erhalten können. Noch eins war übrig, das **Matelief** antraf, und tödten ließ. Es war so erstaunlich fett geworden, daß sein Schwanz fünf und zwanzig Zoll dick war, und neunzehn Pfund wog. Das Fett aus den Därmen und Nieren wog vier und dreyßig Pfund, und man mußte zehn bis zwölf Pfund über dem Fleische wegnehmen, solches zu essen. **Matelief** glaubte, es würde für seine Nation vortheilhaft seyn, dergleichen gute Hülfsmittel bisweilen an einem Orte anzutreffen, wo andere Lebensmittel nicht allzu häufig sind. Er ließ siebenzehn Schafe nebst drey Widdern und vier Ziegen dahin setzen, und auf einer zinnernen Platte die Zahl der Thiere, die Zeit und die Absicht bemerken *i*).

Treulosigkeit eines siamischen Abgesandten.

Er setzte seinen Weg eben so glücklich bis den 7ten des Heumonats fort, da der Scharbock gegen sieben und zwanzig und einen halben Grad nordlicher Breite zu wüten anfing. **Cornel. Spex** war eins seiner ersten Schlachtopfer. Weil er Gelegenheit gehabt hatte, sehr viele Edelgesteine zusammen zu bringen: so wunderte man sich, daß man keinen einzigen unter seinen Sachen fand. Ein anderer Mitreisender meldete dem Admirale, Spex hätte ihm bey seinem Tode aufgetragen, gewisse Edelgesteine, die er dem Abgesandten von **Siam** aufzuheben gegeben hätte, wieder zu fordern, und seiner Familie auszuliefern: aber diese treulosen Indianer leugneten nach seinem Tode, daß sie dergleichen empfangen hätten, weil nur ein einziger Zeuge wider sie wäre *k*). **Matelief** ließ den ersten Abgesandten, **Conchi**, zu sich kommen, und befragte ihn, warum er Schwierigkeiten machte, wiederzugeben, was ihm wäre anvertrauet worden? Dieser leugnete alles. Der Admiral wurde hierdurch aufgebracht, und sagte: er frage ihn nicht, ob ihm Steine wären aufzuheben gegeben worden, weil er solches gewiß wisse, sondern er befehle ihm, solche auszuliefern; es sey eine schändliche Handlung für den Abgesandten eines so großen Königes, etwas,

h) Auf der 503 und folg. S.

i) A. d. 512 und 513 S.

k) A. d. 516 S. Der Verfasser des Tageregisters hält diese umständliche Erzählung für nothwendig, zu wissen, wie vorsichtig man sich bey dem geringsten Geschäffte mit den Indianern aufführen muß.

l) A. d. 517 S.

m) A. d. 518 S.

n) A. d. 519 S.

o) Eben daselbst.

p) Verschiedene Briefe am Ende des Tageregisters bestätigen diese Erzählung, und man trifft in selbigen noch allerley den Krieg und die Handlung ange-

etwas, das ihm anvertrauet worden, zu leugnen, und auf einer solchen Lügen zu beharren. Da dieser Verweis den **Conchi** noch nicht bewegte, so nennete ihn Matelief **einen niederträchtigen Schelm, einen treulosen Schwarzen,** und drohete, **er wollte ihm die Ohren abschneiden lassen.** Darauf schickte der Gesandte sogleich ein Säckchen von grauem aschfarbenen Damaste zurück, welcher die Edelgesteine in Papierchen eingewickelt enthielt. Matelief. 1608.

Unter diejenigen, welche den Scharbock hatten, zählete man den **Sapoti**, des Fernando, der **Rassaniven** von **Amboina** ihres Oberhaupts, Bruder *l*), der nach Holland reisete, die Sprache daselbst zu lernen. Der Admiral selbst ward von dem gemeinschaftlichen Uebel angefallen, und hatte sein Leben nur der Stärke seiner Natur zu danken. Unter allem Volke blieb kaum einer völlig gesund, und von mehr als zweyhundert blieben nur vierzig befreyet, daß sie das Bette nicht hüten durften. Den 26sten August langte man zu **Portland** an, und man mußte vierzig Matrosen miethen, die Schiffe nach Seeland zu bringen, wo **Matelief** vor **Rammekens** den 2ten des Herbstmonats ankerte, nachdem er drey Jahre, drey Monate und ein und zwanzig Tage ausgewesen war *m*).

Tod des Sapoti, und elender Zustand auf Mateliefs Schiffe.

Ankunft in Seeland.

Er fand sich den 11ten mit den Abgesandten von **Siam** zu Haag ein, und stellete selbige dem Prinzen Moriz vor. Ihre Geschenke bestunden in einer mit Bilderwerke gezierten goldenen Büchse, welche ihre Beglaubigungsschreiben enthielt, zweyen andern goldenen Büchschen, in deren einem sich ein Diamant, und in dem andern ein Rubin befand; zwo Flinten mit erhabener Arbeit, zwo halbe Piken mit Golde geziert, und zwo andere, davon eine auch mit Golde geziert, aber nicht so saubere Arbeit war. Der Bewegungsgrund zu dieser Gesandtschaft war dem Ansehen nach, nur die vereinigten Provinzen zu besuchen, und dem Prinzen für die Gesandten, welche an den König von Siam waren geschickt worden, gegenseitige Höflichkeit zu erzeigen. Aber **Spex** hatte dem Admirale noch bessere Nachricht ertheilet. Der Monarch war durch die erstaunlichen Beschuldigungen, welche die Portugiesen der holländischen Nation aufbürdeten, gerührt worden. Sie redeten von ihr mit der größten Verachtung, und als von den Verächtlichsten unter den Menschen *n*). Wie ihm indessen nicht unbekannt geblieben war, was sich zwischen der holländischen Flotte und der Seemacht zugetragen hatte: so fiel es ihm schwer, zu begreifen, daß eine Nation, welche so viel Schiffe nach Indien schickte, und daselbst sich durch so große Thaten zeigte, in der That so verächtlich wäre *o*). Dieses wichtige Geheimniß zu untersuchen, hatte er seine Abgeordneten eine so lange Reise unternehmen lassen.

Geschenke der Abgesandten von Siam.

Geheime Ursachen dieser Gesandschaft.

Bey der Audienz, welche **Matelief** von den holländischen Staaten erhielt, dankte ihm der Großpensionarius mit außerordentlichen Lobeserhebungen seines Muthes und seiner Klugheit. Die Generalstaaten dankten ihm eben so, und Prinz **Moriz** fügte besondere Zeugnisse seiner ausnehmenden Hochachtung hinzu *p*).

Matelief wird gerühmt.

Das

angehendes an. Jacob le Hermite der jüngere (*) hat sie an seinen Vater geschrieben. Er glaubte, wie **Matelief**, es sey zur holländischen Handlung nothwendig, daß **Malaca** zerstöret würde, weil ihnen dieser Platz allezeit bey der Schiffahrt nach China und den **Molucken**, welche ihr vornehmster Gegenstand war, hinderlich seyn würde. Er war nicht der Meynung, daß man den Handel nach China mit Gelindigkeit erhalten könnte, und rieth, andere Mittel zu gebrauchen. Seine Nachricht wegen

(*) Er ward auf **Mateliefs** Flotte gebraucht, und in der Folge wird man sehen, daß er als Admiral einer Flotte von eilf Schiffen eine Fahrt durch die magellanische Meerenge nach Ostindien thut.

Beschreibung der Molucken.

Das X Capitel.
Beschreibung der moluckischen Inseln.

Der I Abschnitt.
Die eigentlichen Molucken, Ternate, Tidor, Motier, Machien und Bachian.

Allgemeiner Begriff von ihnen. Ursprung des Namens. Eigenschaften der fünf Inseln. Nahrungsmittel, welche die Natur den Einwohnern verschaffet. Alte Herren und Religion der Molucken. Schlechte Landesgesetze, Kleidung und Kennzeichen der Einwohner. Gestalt der Männer und Weiber. Drey Könige der moluckischen Inseln. Insel Ternate und ihr König. Feuerspeyender Berg in Ternate. Beschreibung desselben aus dem Anton Galva. Zeugniß der holländischen Nachrichten; eines neuern Reisebeschreibers. Zustand von Ternate im Jahre 1686. Fort Oranien. Negerey. Stadt Gammalamma. Hafen, der von den Spaniern gegraben worden. Insel Tidor. Insel Bachian. Machian. Motier.

Allgemeiner Begriff von den moluckischen Inseln.

Der ostliche Archipelagus begreift eine so große Menge von Inseln, daß man sich vergeblich bemühen würde, wenn man sie zählen wollte. Die neuern Erdbeschreiber machen aber fünf Abtheilungen davon, und geben den moluckischen Inseln darunter die erste Stelle. Dieser Name, der in der Landessprache **Molok** ausgesprochen wird, bedeutet ein **Haupt**, oder **Oberhaupt** (*). Andere leiten ihn aber von dem arabischen Worte **Maluco** (**) her, welches ein **Königreich** bedeutet. In beyderley Verstande scheint es aber, daß der Name der moluckischen Inseln eine Vortrefflichkeit und einen Vorzug anzeiget.

Ursprung des Namens.

Man rechnet fünf Hauptinseln darunter. Diese nehmen nur einen Raum von fünf und zwanzig Seemeilen ein, und liegen alle gegen einander über. Ihre Lage ist fast gerade unter der Linie: denn die nordlichste liegt nur einen halben Grad gegen Norden, und die südlichste nur einen Grad gegen Süden. Gegen Abend liegen sie nahe an der Insel **Gilolo**, welche die Portugiesen **Batochina de Moro** nennen. Viele andere Inseln, die nicht weit davon liegen, werden ebenfalls mit unter dem Namen der Molucken begriffen. Diejenigen aber, welche wegen der Spezereyen, die sie hervorbringen, und nach den Erzählungen

(*) Häupter, Fürsten. (**) Måláke oder måláketon.

wegen des Schiffbaues ist werth, daß man diesen Artikel mit ihr beschließe.

„Die Directoren, saget er, haben dießmal ihre „Schiffe ohne Vorcastel und ohne halbes Verdeck „hinter dem Maste bauen lassen, aber wir haben „erfahren, daß diese Bauart bey einem Gefechte „sehr nachtheilig ist. Hätte das Schiff **Middelburg** ein Vorcastel gehabt, so wäre es vermuthlich nicht verbrannt worden; denn man hätte sich leichter vom Borde losmachen können, an „statt, daß damals niemand sich auf dem Borde zu „zeigen wagte, der nicht gleich umkam. Die Macht „solcher Schiffe kömmt hauptsächlich darauf an, „daß sie sich vor dem Entern wohl zu vertheidigen „im Stande sind, daher sie gute Vorder- und Hintercastele, oder ein hohes Verdeck von vornen „bis hinten haben müssen, das stark und mit Ge„schütze versehen sey. Denn dieses thut beym En„tern


BESONDERE KARTE von den MOLUCKISCHEN EYLANDEN.
Maaß-stab von See-meilen 20 auf einen Grad.
1 2 3 4 5
Herij
Tacomma od. Fort Willemstal
Talucc
I. TERNATE
S. Pedro
Malayo od. F. Orange
Gammalamo
Miterra
Tacula
I. TIDOR
Mariece
Klein Mariece
POTTEBACKERS
Fort Nassau
I. TIMOR od. MOTHIR
Fort Moritz
Taffaso
I. MACHIAN
Nahaca
Tabillola
VON DEM EYLANDE GILOLO
STÜCK
Aequator oder die Linie
50 m.
145 Gr.
10 m.
20 m.
Lenge von dem Eylande Ferro.
Manen
I. BACHIAN
Gammedoure
Labora
Fort Barnevelt
Aus dem Hollændischen

lungen der Reisebeschreiber, für die berühmtesten gehalten werden, sind **Ternate**, **Tidor**, **Motier**, **Machien** oder **Maquien**, und **Bachian**. Vor Alters führeten sie die Namen, **Cape**, **Duco**, **Montil**, **Mara**, und **Seque** *q*).

Beschreibung der Molucken.

Eigenschaften der fünf Inseln.

Die Gestalt dieser fünf Inseln ist rund, und bey allen fast einerley. Der größesten leget man nicht über acht Seemeilen im Umfange bey. Sie werden durch Seeärme und durch einige viel kleinere und größtentheils wüste Inseln von einander geschieden. Der Zugang zu ihnen ist gefährlich, wegen der vielen Sandbänke und Klippen, womit sie umgeben sind. Doch trifft man auch einige Rheden an, wo die Schiffe ankern können. Ueberhaupt ist das Erdreich trocken, und so schwammicht, daß, ungeachtet des häufigen Regens, die Bäche und Ströme, die von den Bergen herabfallen, nicht das Meer erreichen können. Einige befinden die Aussicht derselben nicht anmuthig *r*), weil sie mit Grase und Gesträuchen allzusehr bedecket sind, welche daselbst beständig grün bleiben. Andern hingegen gefällt diese Aussicht; und sie beschweren sich bloß darüber, daß die Luft hier nicht gesund ist, sonderlich für Fremde. Man machet eine traurige Beschreibung von dem **Berber**, einer in den fünf Inseln sehr gemeinen Krankheit. Der ganze Leib schwillet davon auf. Die Glieder werden dadurch geschwächet, und fast unbrauchbar gemachet. Indessen haben doch die Einwohner ein Mittel darwider ausgefunden, dessen gute Wirkung für gewiß gehalten wird, wenn man es nicht zu spät brauchet. Dieses ist Wein aus den philippinischen Inseln, dessen man sich mit Würznelken und Ingwer bedienet. Die Holländer schreiben eben diese Wirkung dem Limoniensafte zu.

Nahrungsmittel, welche die Natur den Einwohnern verschaffet.

Die Molucken bringen eine erstaunenswürdige Mannichfaltigkeit von Spezereyen und gewürzartigen Pflanzen hervor; sonderlich sehr viel Würznelken, Zimmet, Muscatennüsse und Bluhmen, Sandel, Aloe, Pomeranzen, Limonien und Cocosnüsse. Sie tragen weder Korn noch Reiß: Natur und Fleiß ersetzen aber diesen Mangel. Die Einwohner stampfen das Holz von einem Baume, der dem wilden Palmbaume sehr ähnlich ist, und ein sehr weißes Mehl giebt. Daraus backen sie kleine Brodtchen, wie die spanischen Seifenkugeln. Dieser Baum, oder diese Pflanze, welche sie **Sagu** nennen, wächst funfzehn bis zwanzig Schuhe hoch, und treibt Aeste, welche den Palmenzweigen gleichkommen. Die Frucht, welche rund, und der Frucht der Cypressenbäume gleich ist, enthält eine Art von kleinen und zarten Fäden oder Zasern. Wenn diese die Haut eines Menschen berühren, so verursachen sie Entzündung. Wenn man die zarten Zweige der Pflanze abschneidet: so läuft ein Saft heraus, den die Indianer zum Trinken brauchen. Wenn sie ihn auffangen wollen: so stecken sie das eine Ende des Zweiges, welches noch an dem Baume ist, in die

„tern die meiste Wirkung, die auf dem niedern „Verdecke sind, gehen zu hoch, Oeffnungen unter dem „Wasser zu machen und in Grund zu bohren, und „zu tief, die Leute auf dem feindlichen Verdecke zu „treffen. Die Schiffe, welche man nach Indien „schicket, können diese Last wohl tragen, weil die „Stücke auf dem obern Verdecke von keinem großen „Caliber seyn dürfen. Aus der Erfahrung lernet man den Nutzen und die Mängel jeder Sache. Endlich rieth Hermite, baldigst zu Johor oder zu Achin Pulvermühlen anzulegen, so wohl weil es der indischen Gesellschaft vortheilhaft seyn würde, allezeit welches daselbst zu finden, als auch, weil man es mit Gewinnste wieder an die Indianer würde verkaufen können (**).

q) Argensola, im I B. a. d. 16 u. 17 S.

r) Man führet den berühmten Barros an, der vielleicht der einzige ist, welcher diese Meynung heget, a. d. 19 S.

(**) Abschrift verschiedener Schreiben, am Ende von Mateliefs Tageregister, a. d. 371 und folgenden Seite.

Beschreibung der Molucken.

Oeffnung eines Gefäßes. In einer Nacht wird dasselbe voll. Dieser Trank, den sie **Tual** nennen, ist so weiß, wie Milch. Er ist süß, wenn er frisch ist. Läßt man ihn kochen: so gähret er fast wie das Malz, woraus man Bier brauet. Man kann ihm einen Wein- oder Eßiggeschmack geben, wie es verlangt wird.

Der **Nipa** und der Cocusbaum sind zween andere Bäume, von welchen die Einwohner ebenfalls großen Nutzen haben; sonderlich von dem Cocusbaume. Dieser verschaffet ihnen zugleich Wein, Oel, Stricke und Balken zu ihren Gebäuden. Einen noch süssern Trank finden sie auch in der Art von Rohre, welche sie **Bambus** nennen. In einigen holländischen Erzählungen steht, daß sie weder Fleisch noch Fische haben. Dieses darf man aber nur von einer solchen Menge verstehen, die erfordert wird, wenn auch Schiffe damit versorgt werden sollen: denn daß sie selbst zu ihrer Bedürfniß genug davon haben, wird von allen übrigen Reisebeschreibern versichert. Der Himmel hat ihnen, es mag nun aus Zorn oder aus Güte geschehen seyn, keine Gold- oder Silberbergwerke gegeben; auch nicht einmal Bergwerke von geringern Metallen. Indessen liegen sie nicht weit von der Insel **Lambaco**, die an Eisen und Stahl einen Ueberfluß hat. Daher bekommen sie den Stoff zu ihren Säbeln, welche sie **Campillanen** nennen, und zu ihren Dolchen, welche von ihnen **Kriese** genennet werden, wie in verschiedenen andern indianischen Ländern. Die Portugiesen und die Holländer haben sie auch außerdem mit Flinten, Canonen, und allen denen Waffen versehen, die in Europa *s*) bekannt sind.

Alte Herren, und Religion der moluckischen Inseln.

Man giebt vor, die Chinesen hätten ehemals die moluckischen Inseln inne gehabt, da sie sich den größten Theil der Morgenländer unterwürfig gemacht hätten. Nach ihnen wären sie nach und nach von den Javanern, Malayen, Persern und Arabern besessen worden *t*). Den Arabern schreibt man die Einführung der muhammedanischen Lehren zu, deren Aberglaube sich daselbst mit dem Götzendienste vermischet hat. Es finden sich hier alte Geschlechter, die sich eine Ehre daraus machen, daß sie ihren Ursprung von den ersten Gottheiten des Landes herleiten können; und dennoch nehmen sie die Lehrsätze des Korans völlig an.

Schlechte Gesetze des Landes.

Die Gesetze daselbst sind grob und barbarisch. Sie lassen die Vielweiberey zu, ohne eine gewisse Anzahl der Weiber zu bestimmen, und ohne einige Regeln wegen der guten Ordnung bey Ehebündnissen zu geben; doch wird die erste Gemahlinn des Königes durch den Namen **Putriz** von den übrigen unterschieden; und die Kinder derselben werden für edler gehalten, als die Kinder der übrigen Gemahlinnen. Ihr Recht zur Erbfolge wird ihnen von den Kindern einer andern Mutter niemals streitig gemacht. Räubereyen werden nach den Gesetzen schwerlich verziehen: Ehebruch aber wird, nach eben diesen Gesetzen, nicht bestraft. Nach der Meynung dieser Insulaner muß die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes der vornehmste Gegenstand der Staatskunst seyn. Sie haben öffentliche Bediente, welche gehalten sind, gleich mit Anbruche des Tages auf den Gassen der Städte und Flecken herum zu gehen, und die Trummel zu rühren, um die verehlichten Personen zu Erfüllung der ehelichen Pflicht zu ermuntern *u*).

Die

s) Argensola, im I B. a. d. 19 S.

t) Man redet verschiedene Sprachen in diesen Inseln; und daraus muß man urtheilen, daß sie von verschiedenen Völkern bewohnt gemacht worden sind. Die malayische Sprache ist die gemeinste. Einige schreiben, die Einwohner in den moluckischen Inseln stammeten von den Javanern her, welche durch den Geruch der Würznelken und der übrigen

Die Männer tragen Turbane von verschiedenen Farben, welche mit Federn und zuweilen mit Edelgesteinen geschmückt sind. Der Turban des Königes ist von den übrigen unterschieden. Er hat die Gestalt von einem Bischofshute, und dienet ihm an statt der Krone. Die gemeine Kleidung besteht in einem Brustlatze, oder in einer Weste, welche sie **Chenines** nennen, und in Beinkleidern von blauem, rothem, grünem, oder violettenem Damaste. Sie tragen auch kurze Mäntel von eben diesem Zeuge, die bald kürzer, bald länger sind, und über den Schultern zusammen geheftet werden. Die Weiber lassen ihr Haupthaar sorgfältig wachsen, und dasselbe entweder ganz lang hinunter hängen, oder sie binden es in Knoten, und vermischen es mit Bluhmen, Federn, oder Zitternadeln *x*). Ihre Röcke sind auf türkische oder persische Art verfertiget. Sie tragen Armbänder, Ohrengehenke, Halsbänder von Diamanten und Rubinen, und große Reihen Perlen. Dieser Schmuck ist allen Ständen gemein. Seidene Zeuge, und ein gewisser Zeug von Baumrinde, sind ebenfalls in Gewohnheit, ohne daß man hierinnen einen Unterschied unter beyden Geschlechtern wahrnimmt. Sie erhalten sie aus allen Theilen Indiens; und man drängt sich damit recht herzu, um sie für Würznelken und Pfeffer zu vertauschen. Man muß urtheilen, daß sie nicht deswegen so viel Sorge für ihre Kleidung tragen, um sich wider die Kälte zu schützen. Diesen Geschmack an sauberer Kleidung haben sie ohne Zweifel zugleich mit den Lehrsätzen des muhammedanischen Glaubens angenommen. Die Mannspersonen treiben dieses so weit, daß sie so gar ihre Kleider durchräuchern *y*).

Beschreibung der Molucken.

Kleidung und Kennzeichen der Einwohner.

Das Frauenzimmer ist überhaupt von einer mittlern Leibesgröße, weiß, ziemlich artig und aufgeweckt. Ob man sie schon mit noch so vieler Sorgfalt hütet: so kann man doch nicht verhüten, daß sie nicht ihre Männer hintergehen sollten. Ihre ordentliche Beschäfftigung ist Baumwolle spinnen, die auf allen ihren Inseln sehr häufig wächst. Die Armen verkaufen auf dem Markte, frische oder getrocknete Fische, Hühner, Bananas, Zuckerrohr, grünen Ingwer, und andere Eßwaaren. Die Reichsten aber haben doch kein Geld. Der vornehmste Reichthum dieser Insulaner besteht in Würznelken. Es ist auch wahr, daß sie sich mit dieser kostbaren Waare alles verschaffen können *z*). Die Mannspersonen sind etwas schwarzbraun, oder vielmehr von einer gelblichten Farbe, die noch dunkler ist, als die Farbe der Quitten. Sie haben platte Köpfe; und viele bestreichen sich dieselben mit wohlriechendem Oele. Die meisten haben große Augen, und sehr lange Augenbraunen. Sie färben sowohl diese, als auch die Augenlieder, mit einer Art von Mahlerfarbe. Sie sind stark, unermüdet im Kriege, und zur See: aber träge zu allen andern Arbeiten. Sie werden sehr alt, ob sie schon zeitig grau werden. Gegen die Fremden sind sie sanftmüthig und dienstfertig, und machen sich bald mit ihnen bekannt. Hingegen fallen sie ihnen auch durch ihre beständigen Betteleyen unerträglich. In der Handlung sind sie eigennützig; und über dieses sind sie, damit wir viele Laster in eines zusammen bringen, undankbar *a*).

Gestalt der Männer und der Weiber.

Von den Inseln Ternate, Tidor und Bachian, hat jegliche ihren besondern König. Der mächtigste unter diesen drey Fürsten aber ist der König in Ternate. Dieser zählet die meisten

Drey Könige der Molucken.

übrigen Gewürze auf diese Inseln gelockt worden wären.

u) Eben das. a. d. 23 S. und zweyte Reise der Holländer, a. d. 519 S.

x) Argensola, eben das. a. d. 24 S. Nach der Beschreibung der Holländer hingegen tragen sie darinnen gar keinen Schmuck, a. d. 522 S.

y) Zweyte Reise der Holländer, a. d. 521 S.

z) A. d. 522 S. und Argensola im II B. 23 S.

a) Argensola im I B. a. d. 22 S.

Beschreibung der Molucken.

meisten benachbarten Inseln unter seine Staaten. Es ist schon angemerket worden, daß die Insel Ternate nur acht Seemeilen im Umfange hat. Sie liegt hoch, und das Brunnenwasser daselbst ist sehr süße. Sie hat zween Hafen gegen Osten. Der eine hat den Namen **Telingamma**; und der andere, eine Seemeile davon, wird **Toloco** genennet *b*). Ihre Dämme sind mit Steinen ausgefüttert, und bequem für die Schiffe. Der König hält Hof zu **Gammalamma**, einer Stadt am Ufer, wo aber keine Rhede ist, weil die See daselbst nicht tief genug, und der Grund steinigt, ist. Die Einwohner haben daselbst einen Damm von Steinen aufgeführet, um sich vor einem Ueberfalle zu sichern. Die fremden Schiffe pflegen daher ordentlich vor Telingamma zu ankern, wo die Rhede zwischen diesem Platze, und der Insel Tidor, sehr gut ist. Eine halbe Seemeile von Telingamma, im Lande drinnen, liegt eine kleine Stadt, mit Namen **Malesa**, die mit einer Mauer von bloßen Steinen umgeben ist *c*). Gammalamma, welches man für die Hauptstadt in Ternate halten kann, ob schon andere dieses Vorrecht der Stadt **Malesa** zuschreiben, hat nur eine einzige Straße, die so lang ist, als das alte Amsterdam, aber nicht gepflastert. Die meisten Häuser sind von Schilfrohre gebauet, die übrigen aber von Holze. Die beyden Reihen, welche die Straße bilden, gehen längst an dem Ufer hin *d*). Mitten auf der Insel findet man einen Berg, der gewiß zwo Seemeilen hoch, und mit Palmbäumen, und andern Bäumen, bedecket ist. Auf dem Gipfel desselben sieht man eine tiefe Höhle, welche bis auf den Grund des Berges zu gehen scheint. Die Oeffnung derselben ist so groß, daß man auf der einen Seite kaum jemanden auf der gegenüber befindlichen erkennen kann *e*).

Insel Ternate, und ihr König.

Feuerspeyender Berg in Ternate.

Der Raum, den diese Höhle begreift, hat die Gestalt einer großen Dreschtenne, und besteht aus Steinen, und lockerer Erde. Es ist dieses zugleich ein feuerspeyender Berg von einer außerordentlichen Beschaffenheit. Man sieht daraus eine Quelle entspringen; man weis aber nicht, ob das Wasser derselben süße, sauer, oder bitter, ist; denn niemand hat das Herz gehabt, es zu kosten. Ein Spanier, mit Namen **Gabriel Robelo**, hat sich die Mühe gegeben, die Tiefe dieser Höhle mit einer Schnur zu messen, und sie fünf hundert Klaftern tief befunden. Aber **Anton Galva**, der im Jahre 1538, Befehlshaber über die Portugiesen in diesen Inseln war, hat davon folgende Beschreibung gegeben.

Beschreibung desselben aus dem Anton Galva.

Er stellete seine Wahrnehmungen bey stillem Wetter an. Die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich ist, der April, und der Herbstmonat, würden hierzu nicht bequem gewesen seyn: denn die Winde, die alsdenn wehen, entzünden die verbrennlichen Sachen, und verursachen, daß der Schlund starke Flammen auswirft. Dieser feuerspeyende Berg riechet sehr stark nach Schwefel, und wirft auch eine große Menge davon aus, die mit Erde, und rothen Steinen, vermischet ist, welche mit Ungestüme, wie aus einer Canone, heraus springen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß unten im Berge viele Höhlen sind, wo, durch die Verdünnung der Luft, welche das Feuer verursachet, Erdbeben, und ein erschreckliches Getöse, erreget werden. Die Flammen, und die verbrannten Steine, welche in die Luft steigen, fliegen bis an die Stadt **Gammalamma**, und manchmal bis in die Inseln **Meao** und **Cafure**, welche von Ternate zwanzig Seemeilen weit abliegen. Der Rauch hat verschiedene Farben, nach Beschaffenheit der Feuchtigkeit, oder des Erdreiches, woraus viele verschiedene Ausdünstungen entstehen. Die Luft, die damit angefüllet ist, kann,

b) Eben das. a. d. 113 S.

c) Zweyte Reise der Holländer, a. d. 513, 514 S.

kann ebenfalls zu dieser Verschiedenheit etwas beytragen. Sie wird dadurch so ansteckend, daß sie das Wasser verderbet, und es auch wohl gefährlich machet. Dem ungeachtet ist der Berg fruchtbar, und grün, bis auf zwo Drittheile seiner Höhe. Von hier, bis auf den Gipfel ist es sehr kalt; und man findet daselbst nicht einen einigen Vogel, hingegen viele Mücken. Wenn man auf die Spitze des Berges kömmt: so entdecket man ein weites Meer, und unzählige Inseln, weil die Luft daselbst beständig rein ist, und von keinen Dünsten angefüllet wird, welche die Aussicht verhindern könnten. An dem Orte der Höhe, wo es nicht mehr grün ist, findet man einen Quell von süßem Wasser, welches aber über die maßen kalt ist. Auf der Spitze, an einem Orte, der von der Oeffnung, woraus die Flammen steigen, entfernet ist, sonderte sich, zu gleicher Zeit, ein großes Stück Erdreich ab, und man sah, zween Tage lang, häufiges Wasser hervor fließen. Hernach rolleten große Stücken Felsen herunter, zogen Bäume, und Erde, mit sich fort, bis an das Ufer des Meeres, und bildeten unten am Berge verschiedene Höhlen, wie Gewölber. Anton Galva erzählet auch, daß man auf dem Berge einen großen Teich mit süßem Wasser findet, der mit Bäumen umgeben ist. In demselben findet man himmelblaue und goldfarbige Crocodile, die über eine Klafter lang sind, und sogleich unter das Wasser fahren, wenn sie Menschen sehen, oder hören *f*).

Beschreibung der Molucken.

Die holländischen Erzählungen melden bloß, daß man bey der Stadt, wo der König Hof hält, einen feuerspeyenden Berg findet, der erschrecklich anzusehen ist, sonderlich zu der Zeit, wenn Tag und Nacht gleich ist: denn zu dieser Zeit wehen beständig gewisse Winde, deren schweflichter Dampf den Stof entzündet, welcher dieses Feuer nähret. Sie setzen hinzu, auf der Höhe des Berges sey es beständig kalt; er werfe keine Asche aus: sondern nur eine leichte Materie, welche dem Bimsensteine gleiche; er gehe in der Gestalt einer Spitzsäule in die Höhe; von unten an sey er mit Gesträuchen und Gestrippen bedecket, welche beständig grün bleiben, ohne daß das Feuer, welches in dem Berge brennet, jemals einige Veränderung bey ihnen zu verursachen scheine; es schiene vielmehr, daß es, durch die Bäche, die aus den ausgedufteten Dünsten entstehen, zu ihrer Befeuchtung und Erfrischung etwas beytrage.

Zeugniß der holländischen Nachrichten.

Ein Holländer, der sich im Gefolge des Statthalters **Timb** befand, welcher im Jahre 1626, nach den moluckischen Inseln abgieng, um die Regierung in den Niederlassungen der holländischen Gesellschaft zu übernehmen, meldet, in seiner Reisebeschreibung, ungeachtet viele Personen versicherten, daß sie den Gipfel des Berges in Ternate besuchet hätten: so könne er sich doch nicht einbilden, daß dieses Unternehmen jemals in der That bewerkstelligt worden sey. Er spricht: „Nicht allein das spitzige Rohr, womit der ganze „untere Theil dieses Berges umgeben ist, und welches man **Cannacannas** nennet; nicht „nur die Menge der steilen Klippen, können einen neugierigen zurück halten, sondern er findet „hier auch ein unüberwindliches Hinderniß in der Asche, und den verbrannten Steinen, „die man zwischen dem Rohre antrifft, und welche alle Orte anfüllen, wodurch man sich „einen Weg zu bahnen hoffen könnte. Alle Zwischenräume, die man zwischen dem Rohre, „und dem Gestrippe, zu bemerken scheint, sind mit solcher Asche erfüllet, welche in höhern Haufen dort liegt, als die Spitzen der Sträucher selbst hoch sind. Diese Haufen „stellen gleichsam kleine Berge vor, die gerade in die Höhe gehen: denn die Höhe des feu„erspeyen-

Zeugniß eines neuern Reisebeschreibers.

d) Eben das. a. d. 512 S.
e) Argensola, I B. a. d. 113 S.

f) Geschichte der Eroberung der Molucken, I B. a. d. 114 und folg. S.

Beschreibung der Molucken.

„erspeyenden Berges ist nicht so außerordentlich groß. Diejenigen, die ihn am sorgfältigsten gemessen haben, machen ihn nicht höher, als drey hundert und sieben und sechzig Klaftern, und zwo Schuhe *g*).

Zustand der Insel Ternate, im Jahre 1686.

Fort Oranien.

Um eben diese Zeit war die Insel Ternate sehr gut bevölkert. Die Stadt **Maleya** war mit einem guten Pfahlwerke umgeben. Sie wurde von freyen Bürgern, und von Mardikern, bewohnet. Auf der nordlichen Seite hatten die Holländer daselbst eine Festung angeleget, unter dem Namen **Oranien**, mit vier Basteyen, welche mit Steinen gefüttert waren. Die Mauer der Cortinen war dicke, und der Graben tief. Man fand daselbst bequeme Zimmer für die Befehlshaber und Unterbefehlshaber, große Vorrathshäuser, ein Hospital, eine große Werkstatt für die Handwerksleute, und viel Geschütz. Wenn man aus der Stadt heraus kam: so sah man den großen Garten der Gesellschaft, und eine neue **Negerey**, nebst einer kleinen Redoute von Steinen, an der Wasserseite.

Negerey.

Die Negerey, oder die kleine Stadt, die an der mitternächtlichen Seite der Festung lag, bestund in einer großen und breiten Straße, die über tausend Schritte lang war. Man sah daselbst eine königliche Moschee, und das königliche Begräbniß. Der Bruder des Königes hatte daselbst seinen Aufenthalt, nebst seiner Schwester, welche man die Prinzeßinn von **Gammalamma** nennete. Am Ende der Straße lagen die königlichen Palläste und Gärten. Die Gebäude waren nach dem Geschmacke des Landes, das ist, sehr schlecht aufgeführet; und noch darzu waren sie durch die letztern Kriege zerstöhret worden. Ein wenig weiter gegen Mitternacht, wenn man am Ufer hin gieng, fand man einen Flecken, der unter einem Herrn im Lande, mit Namen **Magade** stund, welcher königlicher Cabinetssecretarius gewesen war, und damals die Stelle eines Staatsraths bekleidete. Sein Haus war ziemlich schön; und dieser Flecken hatte eine Moschee, welche die andere Zierde desselben ausmachte. Weiter darüber hinaus, am Ufer des Meeres, sieht man eine Höhe, worauf die Holländer ein Fort, mit Namen **Terbecke**, hatten.

Stadt Gammalamma.

Wenn man von dem Forte Oranien drey oder viertehalbe Meile gegen Osten fortgeht: so kömmt man in die Stadt **Gammalamma**, wovon die Spanier so lange Meister gewesen sind, und wo sie sich gut befestiget hatten. Aus den verfallenen Gemäuern, und dem Grunde des Schlosses, sieht man noch jetzo, daß es ein vortrefflicher Platz gewesen ist. Man findet aber daselbst jetzo nur einen wüsten Platz, der mit Gesträuchen bewachsen ist.

Hafen, der von den Spaniern gegraben worden ist.

Zwischen Gammalamma, und dem Fort Oranien, findet man, in einem Thale, ein Wasser, mit Namen **Sasse**, im Lande. Dieses hat fast eine Seemeile im Umfange, und ist von der See nur durch einen ganz schmalen Damm getrennet. Die Tiefe beträgt sechzig bis siebenzig Schuhe. Man giebt vor, die Spanier hätten sich die Mühe genommen, diesen großen Platz auszugraben, um einen kleinen Hafen daraus zu machen, wodurch den Unbequemlichkeiten des Ufers abgeholfen werden könnte: ihre Arbeit wäre aber vergebens gewesen, weil man gefunden hätte, daß der Grund Felsen wäre *g*).

Insel Tidor.

Die Insel **Tidor** ist größer, als Ternate, und liegt derselben gegen Süden *h*). Ihr Name bedeutet in der alten Sprache des Landes, Fruchtbarkeit und Schönheit. Es scheint aber

g) Geschichte von der Eroberung der Molucken, T. 3 p. 378, 379 Graaf, p. 225.

h) Relation d'un voyage aux Moluques en 1686. Man muß hierbey mit merken, daß die Portugiesen, und die Spanier, die Molucken nach einander, und hernach, da sie unter einen König kamen, zusammen besessen haben.

i) Die Breite ist dreyßig Minuten, und die Länge hundert und vier und vierzig Grade.

k) Histoire de la conquête des Moluques.

aber, daß man **Tidora** geschrieben habe, wenigstens in arabischen und persischen Schriften *k*). Sie ist nicht weniger fruchtbar, und eben so anmuthig, als Ternate, und hat auch ihren besondern König. Die ostliche Küste ist mit Bäumen bedeckt. Von Norden gegen Süden hat das Ufer eine Verschanzung von Kieselsteinen, zwey bis drey Musketenschüsse lang. Am südlichen Ende ist ein runder und ziemlich hoher Berg, und am Fuße desselben liegt die Hauptstadt, welche ebenfalls den Namen Tidor führet. Das Fort der Portugiesen lag einen Canonenschuß weit von diesem Berge. Es war dermaßen mit Gesträuchen verdecket, daß man die Schiffe nicht sehen konnte; und außerdem hatte es, auf der Seite, zur Bedeckung, eine gerade Reihe Felsen, die nur einen Steinwurf weit vom Ufer abliegen. Wenn Ebbe ist: so kann man sie sehen. Bey hoher Fluth aber stehen sie drey Schuhe tief unter Wasser, und an einigen Orten mehr, oder weniger. Zwischen den Feldern, und dieser Reihe Felsen, die von dem Berge, bis über das Fort hinaus, südwärts geht, ist nur vier bis fünf Schuhe tief Wasser. Der übrige Theil der Insel ist, wie Ternate, mit Flecken und Dörfern angefüllet, und nicht weniger fruchtbar. Beschreibung der Molucken.

Bachian ist ebenfalls ein besonderes Königreich: durch die Weichlichkeit der Einwohner aber in Verfall gerathen. Der Geschichtschreiber der Molucken beschreibt diese Insel als ein großes wüstes Land, das aber doch einen Ueberfluß an **Sagu**, Früchten, Fischen, und verschiedenen Arten von Lebensmitteln hat. Von ihrer Größe aber giebt er uns weiter kein Licht. Er setzet nur hinzu, daß man daselbst wenig Würznelken einsammele, und daß dieselben nach und nach vertilget worden wären, ob sie schon hier besser fort kämen, als an irgend einem andern Orte *l*). Die Portugiesen hatten daselbst ein Fort, mit Namen **Labocca**. Die Holländer haben ein anderes daselbst erbauet, welches den Namen **Gammacanor**, oder Gammadur führet, und durch die Einwohner einer benachbarten Stadt, mit Namen **Sabongo**, bevölkert worden ist. Insel Bachian.

Machian steht unter der Bothmäßigkeit des Königes in Ternate. Der Umfang dieser Insel beträgt etwan sieben Meilen. Unter den moluckischen Inseln ist es, nach Bachian, die fruchtbarste an Sagu. Sie versorget nicht nur ihre Einwohner damit: sondern bringt auch genug hervor, daß die benachbarten Inseln damit versehen werden können *m*). Machian.

Motir oder **Motier**, ist eine große Insel, die ebenfalls unter Ternate steht. Sie liegt zwischen Tidor und Machian. Man findet aber keine Beschreibung von ihr, woraus man etwas mehr von ihren Eigenschaften, und von ihrer Größe, lernen könnte *n*). Motir.

Der

l) Ibid. liv. XI. p. 25.

m) Die Länge ist hundert und vier und vierzig Grad, funfzig Min. die Breite zehn Minuten. Die Holländer haben daselbst drey Forts, Taffaso, **Noffagina**, und **Tabillola**. Im Jahre 1609 hatte sie neun tausend Einwohner.

n) Die Länge beträgt hundert und vier und vierzig Grad, vierzig Min. die Breite zwanzig Minuten.

Beschreibung der Molucken.

Der II Abschnitt.

Von Amboina und andern zu den Molucken gehörigen Eylanden.

Die Insel Amboina wird mit unter die Molucken gerechnet. Beschreibung derselben. Zwo Parteyen, Olisivas und Olilimas. Inseln Uliasser, die unter Amboina gehören. Zeugniß der alten Reisebeschreibungen. Letzte Nachrichten von der Insel Amboina. Rossaniva und Hito. Holländische Forts. Stadt Amboina. Andere Forts auf den benachbarten Inseln. Zeugniß Aegidius Seists von der Insel Amboina. Holländische Unterthanen auf der Insel Ceram. Macht des Königes in Ternate auf dieser Insel. Beyderseitiges Misvergnügen zwischen den Einwohnern und Holländern. Seists Anschläge, den Holländern die Insel Amboina zu versichern. Drey Rathsversammlungen in Amboina. Aufwand der Gesellschaft deswegen. Zustand des Christenthums auf der Insel. Oeffentliche Schulen. Seist besuchet die Insel Ternate. Forts auf dieser Insel. Fort in Bachian; in Machian. Wie diese Insel bevölkert ist. Spanische Forts auf den Molucken. Anmerkungen über das Glück der holländischen Gesellschaft. Dan. Braems Zeugniß von dem gegenwärtigen Zustande der Insel Amboina.

Man würde sich keinen hohen Begriff von der Macht der moluckischen Inseln machen können, wenn man glauben wollte, daß sie bloß auf die fünf Inseln eingeschränkt wäre. Sie haben aber noch so viele andere unter sich, daß der König in Ternate deren allein auf zwey und siebenzig besitzt. Die vornehmsten, welche von einigen auch mit unter die moluckischen Inseln gerechnet werden, sind **Meao**, **Macigoran**, **Cinome**, **Cabel**, **Amboina**, und **Gilolo**. Andere rechnen dazu auch noch die Insel Celebes. Um Amboina herum liegen die Inseln **Omo**, **Anemo**, **Masselan**, **Buro**, **Manipe**, **Soule Bessic**, **Amblau**, **Kielang**, **Bono**, und viel andere mehr.

Die Insel Amboina wird mit unter die Molucken gerechnet. Beschreibung derselben.

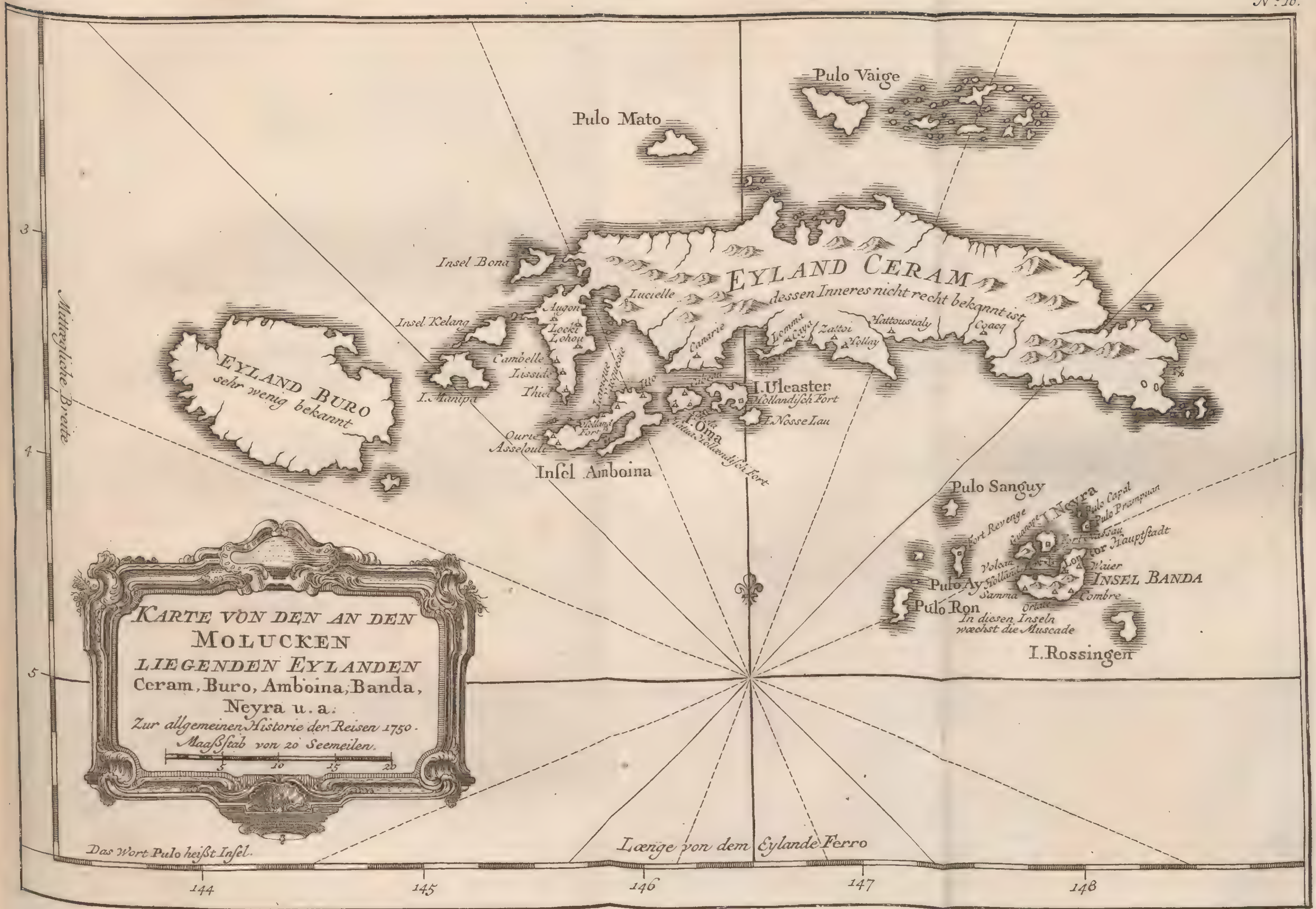
Amboina wurde von den Portugiesen, im Jahre 1515, und also auch zu gleicher Zeit mit Ternate, entdecket. Die Holländer nahmen ihnen dieselbe den 23sten des Hornungs im Jahre 1603. Sie liegt im vierten Grade der südlichen Breite. Seit dem Jahre 1607 hatte die holländische Gesellschaft daselbst einen Statthalter, mit Namen **Friedrich Houtmann**. Der Admiral **Matelief**, der zu gleicher Zeit dahin kam, machet folgende Beschreibung von ihr: diese Insel ist, durch zween Meerbusen, die in das Land hinein gehen, in zween Theile, und fast in zwo besondere Inseln, getheilet. Man rechnete daselbst auf zwanzig bewohnte Plätze; und die Einwohner, die von den Portugiesen alle zum christlichen Glauben bekehret sind, könnten zwo tausend Mann in das Feld stellen. Der größere Theil der Insel, mit Namen **Hito**, hatte vier Städte, oder Hauptwohnplätze, wovon jeglicher noch sieben andere unter sich hatte. Sie konnten ein tausend fünf hundert Mann ins Feld stellen. Die meisten waren Mohren, das ist, Muhammedaner, die zu dem Forte gehöreten, und folglich unter der Bothmäßigkeit der Holländer stunden.

Dieses Fort hielt nicht nur die ganze Insel im Zaume, sondern auch die benachbarten Inseln, bis an die Insel Banda. Eigentlich aber hatte es vier andere Inseln unter sich, welche mit einem allgemeinen Namen, die Inseln **Uliasser** genennet wurden, und sehr viel **Sagu** hervorbrachten. Ihre Einwohner nenneten sich Christen: der holländische Schriftsteller merket aber an, daß man sie hätte wilde Christen nennen können, weil sie noch das Fleisch ihrer Feinde verzehrten, wenn sie dieselben gefangen bekommen konnten.

Zwo Parteyen, Olisivas, und Olilimas.

Die Einwohner in Amboina waren in zwo Parteyen getheilet, welche die Namen **Olisivas** und **Olilimas**, führten. Die meisten Mohren gehöreten zur andern.

*) Erste Reise Mateliefs, in der Sammlung der holländischen Gesellschaft.


KARTE VON DEN AN DEN MOLUCKEN LIEGENDEN EYLANDEN
Ceram, Buro, Amboina, Banda, Neyra u. a.
Zur allgemeinen Historie der Reisen 1750.
Maaßstab von 20 Seemeilen.
5 10 15 20
EYLAND CERAM
dessen Inneres nicht recht bekannt ist
EYLAND BURO
sehr wenig bekannt
Pulo Vaige
Pulo Mato
Insel Bona
Insel Kelang
I. Manipa
Insel Amboina
I. Uleaster
Hollandisch Fort
I. Nosse Lau
I. Oma
Pulo Sanguy
I. Neyra
INSEL BANDA
Pulo Ay
Pulo Ron
I. Rossingen
In diesen Inseln wæchst die Muscade
Mittægliche Breite
3
4
5
Længe von dem Eylande Ferro
144
145
146
147
148
Das Wort Pulo heißt Insel.

B
bung
Mo

A
w
te
ck
B
de

te
ve
m

das bedeutete, in ihrer Sprache, neun Länder, und **Olilimas** sieben Länder. Diese beyden Geschlechter, die sich schon seit langen Zeiten auf der Insel niedergelassen hatten, waren aus verschiedenen Ländern dahin gekommen; und ein jegliches hatte seine eigene Sprache behalten, welche das andere nicht verstund. Fast alle **Olisivas** waren Muhammedaner, und die übrigen waren eine Vermischung von Christen, Muhammedanern, und Götzendienern. Eben solche Parteyen fand man auch auf den benachbarten Inseln.

Beschreibung der Molucken.

Auf dem kleinern Theile der Insel Amboina rechnete man zwölf Geschlechter der Olisivas. Sie waren alle Christen, und konnten ein tausend zwey hundert und fünf und dreyssig Mann aufbringen, die in dem Alter waren, daß sie Kriegesdienste thun konnten. Hernach waren daselbst eilf Geschlechter der Olilimas; und diese konnten tausend ein hundert Mann ins Feld stellen. In **Hito**, oder dem größern Theile der Insel, waren sieben Geschlechter der **Olisivas**; drey christliche, zwey muhammedanische, und zwey heidnische. Sie konnten tausend Mann in das Feld stellen. Die **Olilimas**, von denen man hier dreyßig Geschlechter antraf, welche aus lauter Muhammedanern bestunden, konnten zwey tausend fünf hundert Mann aufbringen, die zu Kriegesdiensten tüchtig waren.

Inseln Uliasser, die zu Amboina gehören.

Die eigenen Namen der vier Inseln **Uliasser** sind: **Hatuaha**, **Tuaha**, **Ihemaho**, und **Neuselaho**. Auf der ersten zählete man vier Geschlechter von **Olilimas**, welche neun hundert und funfzig Mann ins Feld stellen konnten, und alle Muhammedaner waren, und vier Geschlechter von Olisivas, zwey christliche, und zwey heidnische, welche zusammen fünf hundert Mann aufbringen konnten. Auf der zweyten Insel waren zwey heidnische Geschlechter von **Olisivas**, welche zwey hundert und zwanzig Soldaten hatten. Auf der dritten befanden sich vier muhammedanische Geschlechter von **Olilimas**, ein tausend vier hundert Mann stark, und drey heidnische Geschlechter von **Olisivas**, welche zwey hundert und achtzig Soldaten hatten. In **Neuselaho** befanden sich vier heidnische Geschlechter von Olisivas, welche sechs hundert Mann in das Feld stellen konnten. Auf der Insel Amboina, und auf den Inseln **Uliasser**, konnte man also damals auf neun tausend neun hundert und funfzig Mann aufbringen, die alle die Waffen führen konnten, und Unterthanen der Holländer waren.

Die Insel **Ciram**, welche nur zwo Seemeilen von Amboina gegen Norden liegt, stund damals unter der Bothmäßigkeit des Königes in Ternate. Man wußte daselbst, auf der Seite von Amboina, von vierzig muhammedanischen und heidnischen Geschlechtern, von **Olilimas**, die im Stande waren, ein tausend zwey hundert Soldaten zu liefern, und von sechs Geschlechtern von **Olisivas**, welche zwey hundert und sechzig Mann in das Feld stellen konnten. Im innern Theile des Landes, und auf den übrigen Küsten der Insel, waren noch andere Geschlechter, von denen man aber nichts gewisses zu sagen wußte *o)*.

Zeugniß der alten Reisebeschreibungen.

Alle holländische Nachrichten von dieser Zeit legen der Insel Amboina zwey bis vier und zwanzig Seemeilen im Umfange bey, und erklären sich auf gleiche Weise in Ansehung der beyden Theile, woraus sie besteht *p)*. Auf der westlichen Küste findet man, nach der ersten Reisebeschreibung, einen großen Hafen, der sich sechs Seemeilen weit in das Land hinein erstrecket, und eine unzählige Menge Schiffe fassen kann. Man findet in demselben fast überall keinen Grund, außer gegen das Fort zu, wo man guten Ankergrund findet. Die Breite, die Anfangs zwo Seemeilen beträgt, zieht sich hernach bis auf die Hälfte zusammen. An der ostlichen Küste ist ein großer Meerbusen, diesem Hafen gleich gegen über.

p) Erste Reise der Holländer nach Ostindien.

Beschreibung der Molucken.

über. Das Erdreich, wodurch sie von einander getrennet werden, beträgt nur etwan achtzig Ruthen. Es ist so niedrig, daß man beyde Meerbusen leicht mit einander vereinigen könnte, wenn man nur einen Graben machen wollte, der so tief wäre, als ein Mensch lang ist. Die Piroguen und Caracoren, die aus dem estlichen in den westlichen Meerbusen wollten, ließen sich auch lieber über diesen schmalen Strich Landes ziehen, als daß sie die Insel hätten umfahren sollen; und diese Arbeit erforderte nicht mehr, als zwo Stunden.

Die Luft des Landes ist gesund; ob schon die Hitze daselbst übermäßig groß ist. Das Wasser ist vortrefflich. Reiß, Sagu und Früchte, findet man hier im Ueberflusse. Es fehlet daselbst nicht an Bauholze, und aus den Schaalen der Cocosnüsse verfertiget man Taue. Der größte Theil der Insel war damals unangebauet, weil die Einwohner so sorglos waren, und sich nicht die Mühe gaben, Würznelken zu pflanzen. Die Natur versah sie aber damit so reichlich, daß sie einen beständigen Handel damit treiben konnten. Ihre Sitten, Gewohnheiten, und Waffen, waren fast eben so beschaffen, wie in Ternate q).

Letzte Nachrichten von der Insel Amboina.

Eine Erzählung vom Jahre 1606 setzet die Insel Amboina in den vierten Grad der südlichen Breite, und in den hundert und siebenzigsten Grad der Länge: giebt ihr aber nur einen Umfang von funfzehn oder sechzehn Seemeilen. Es ist natürlich, daß wir uns an die neuern Nachrichten halten müssen; sonderlich, wenn man erwägt, daß ein langer Besitz der moluckischen Inseln den Holländern vieles Licht gegeben haben müsse. Der Verfasser machet eine merkwürdige Abschilderung von dem gegenwärtigen Zustande der Insel Amboina. Die Erdzunge, welche die beyden Meerbusen von einander scheidet, machet er eine viertel Meile breit. Man nennet sie, wie er spricht, **le pas de Baguewal**. Wäre sie von dem Wasser weggerissen, oder durch den Fleiß der Menschen ausgegraben worden: so würden zwo Inseln aus einer einigen entstanden seyn. Einer von den beyden Theilen heißt

Rossaniva und Hito.

Rossaniva, und der andere **Hito**. Der Befehlshaber in **Rossaniva**, hieß, im Jahre 1606, **Fernando**. Er erlaubte seinem Bruder, mit Namen **Sapoti**, eine Reise nach Holland zu thun, und daselbst die Sprache, und die Sitten des Landes zu lernen. Sapoti war eine sehr wohlgebildete Person: sie starb aber auf der Schiffahrt, im Augustmonate 1608.

Holländische Forts.

Die Hälfte, welche den Namen **Rossaniva** führet, begreift die Stadt Amboina, und ein holländisches Fort, welches der **Sieg** genennet wird. **Hito** wird ebenfalls durch ein Fort im Zaume gehalten, welches aber, in Ansehung der Größe und der Stärke, mit dem erstern nicht zu vergleichen ist. Der **Sieg** würde für einen guten Platz auch in Europa gehalten werden können. Die Gestalt desselben ist rautenförmig. Dieses Fort ist mit einer hohen und dicken Mauer, und mit einem tiefen Graben umgeben. Auf den Seiten hat es vier große Basteyen, die mit Steinen gefüttert sind. Es ist mit Geschütze gut versehen, und hat eine starke Besatzung. Man findet daselbst große Gebäude, Vorrathshäuser, Werkstätte, und bequeme Zimmer. Gleichwohl wollen der holländische Statthalter, und die vornehmsten Befehlshaber nicht hier wohnen, weil die Insel häufigen Erdbeben unterworfen ist, welche die großen Gebäude erschüttern, und manchmal so gar Felsen spalten.

q) Zweyte Reisebeschreibung der Holländer nach Ostindien, im zweyten Bande der Sammlung der Gesellschaft.

r) Graaf erzählet die Statthalter nach einander, bis auf das Jahr 1676. Nach Houtmannen folgen Caspar Janß, Johann Hadrian Broekem, Hadrian

stalten. Sie wohnen haußen vor dem Fort in Häusern von Holze und Bambusrohre. Im Jahre 1672 bekamen durch ein so erschreckliches Erdbeben verschiedene Berge Risse. Ganze Dörfer wurden von der Erde verschlungen; und an denen Orten, wo sie gestanden haben, sieht man noch jetzo zwanzig bis dreyßig Klaftern tiefe Löcher. Alle große Gebäude empfanden diese gewaltige Erschütterung ebenfalls, und die meisten fielen davon gänzlich über einen Haufen.

Beschreibung der Molucken.

Die Stadt **Amboina** liegt hinter dem Forte, **der Sieg.** Die Straßen derselben sind schön und regelmäßig. Dadurch gehen einige Canäle, worüber man Brücken gebauet hat. Man zählet daselbst zwo Kirchen und verschiedene Kranken- Waisen- und Zuchthäuser. Der Gottesdienst wird daselbst in holländischer und malayischer Sprache verrichtet. In der einen von den beyden Kirchen sieht man die Wapen aller holländischen Statthalter von **Friedrich Houtmanen** an, welcher der erste gewesen ist *r*). Der letzte portugiesische Statthalter war **Anton de Mello.**

Stadt Amboina.

Robert Patbrug, der im Jahre 1686 die Regierungsgeschäffte daselbst verwaltete, als **Johann Timb,** als sein Nachfolger, aus Batavia dahin abgeschickt wurde, hatte vieles daselbst bauen lassen, als Häuser, Dämme, Canäle und Pfalwerke. Er hatte einen Fluß, welchen man den Elephanten nennete, abgraben lassen, bloß in der Absicht, den Platz noch mehr zu befestigen. Man arbeitete noch daran, als der Verfasser anlangte. Die meisten zweifelten aber an dem glücklichen Erfolge dieser Unternehmung. Sie hatten sie zu verschiedenen malen angefangen: aber allemal vergebens. Der starke Regen vernichtete alles, weil das Erdreich im Grunde keine Festigkeit hat. In der Regenzeit sieht man ganze Ströme Wasser fortlaufen. Die Flüsse schwellen auf, und treten aus ihren Ufern. Das Wasser dringt durch den Sand, und hinunter, bis an den Grund der Gebäude. Das Erdreich wird weggeschwemmet. Die untern Spitzen der Pfäle werden entblößet, und alles wird in gleiche Verwüstung mit fortgerissen. An andern Orten entstehen große Sandhaufen, deren Höhe die Befestigungswerke noch übertrifft. Die Erfahrung lehret die Klügsten, die Forts nur von mittelmäßiger Größe zu bauen, damit man sie beständig in baulichem Wesen erhalten könne; denn sonst können sie nicht lange dauern.

Das Fort in **Hito** hat vier Basteyen. In den übrigen Theilen der Insel sieht man einige Redouten, als **Norigke Noorstel, Lima Negerys Hieta, Lamme,** und die Redoute auf dem **Pas de Bagvewal.** Die Bezirke **Ouri** und **Wai** haben Wohnungen, die ein wenig befestiget sind.

Die Holländer haben auch kleine Forts auf den meisten Inseln, die um Amboina herum liegen. Die Insel **Omo**, welche dem **Pas de Bagvewal** gegen über liegt, hat zwo Redouten, mit Namen **Arouke** und **Hoorta.** Von den Inseln **Anemo** und **Nasselau** hat die eine ein kleines Fort mit einer Redoute, und die andere nur eine Redoute. Diese beyden Inseln und die Insel **Omo** liegen zwischen Amboina und **Ceram,** welche letzte Insel ungefähr sechs und funfzig Meilen lang, und funfzehn bis sechzehn Meilen breit ist. Ueberall findet man holländische Besatzung. **Bouro** hat ihre Redoute, mit Namen **Oostbrug.** **Manipe** hat ebenfalls eine, welche den Namen **Wantra** führet. Die Redoute

Andere Forts auf den benachbarten Inseln von Amboina.

Hadrian Blok Martens, Herman Spelt, Philip Lucas, Aartsen Gysel, Joachim Roelof Duetecom, Johann Ottens, Anton Kaan, Gerhard Gemmer, Arnold van Vlaming von Outshoorn, Wilhelm Verbeck, Jacob Huisert, Simon Kos, Johann van Dam, Philip Marvelte, Jacob Kobs, Anton Hurt, Robert van Vicq, und Robert Patbrug.

Beschreibung der Molucken.

auf **Soule Baßie** wird **Klaverblad** genennet. **Amblau** hat bloß ein hölzernes Haus, weil man daselbst nur Zimmer- und Brennholz findet. **Kielang** und **Bona** gehören zwar unter Amboina: es hält sich aber kein Holländer daselbst auf. Unter einer so großen Menge von Inseln aber, die Amboina umgeben, und unter so vielen kleinern, die keine Namen haben, bringen nur Amboina selbst, **Omo**, **Anemo** und **Nasselau** Würznelken hervor. Aus allen übrigen zieht die Gesellschaft fast gar keinen Vortheil s).

Zeugniß Aegidius Seists von der Insel Amboina.

Im Jahre 1677 fand der Commissarius, **Aegidius Seist**, der mit den Schiffen, **Oranien** und **Brille**, aus Batavia abgeschickt wurde, die Niederlassung in Amboina in einem viel blühendern Zustande. Die Waaren befanden sich in den Vorrathshäusern in gutem Zustande; die Lebensmittel waren im Ueberflusse vorhanden; und das große Fort war mit allen Nothwendigkeiten wohl versehen. Dieses Fort liegt, wie er in seiner Erzählung t) spricht, am Ufer. Die Schiffe können einen halben Flintenschuß davon auf einem guten Ankergrunde Anker werfen. In dem innern Raume des Meerbusens sind sie vor den meisten Winden gesichert. **Seist** brachte hundert und sechzig Soldaten mit, um die Besatzung im Forte zu verstärken, die noch aus vier hundert und funfzig Mann bestund, wovon aber ein Theil, zur Sicherheit der Insel, in andere Verschanzungen vertheilet war. Er bewunderte in dem Forte ein großes Gebäude, welches zur Wohnung für den Statthalter und die Befehlshaber aufgeführet ist. Unter den Zimmern sind Vorrathsplätze für Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten. Darüber ist ein zweytes Stockwerk, worinnen die Tücher verwahret werden. Das Zeughaus ist ein anderes Gebäude, welches nicht weniger schön, und mit Ziegeln gedeckt ist. Die Tücher und die leinenen Zeuge werden in einem großen Gewölbe des Forts verkaufet, an der Seite des Thores, welches auf das Feld hinaus geht, und wo so wohl die Fremden, als die Einwohner, die Freyheit haben, auszusuchen, was ihnen gefällt.

Die Anzahl der schwarzen Unterthanen, die nahe bey dem Forte wohneten, belief sich auf sechzehn hundert und zwanzig. Mehr als zwey Drittheile davon waren fähig, die Waffen zu führen. Auf der Insel rechnete man ihrer auf drey tausend und sechzig, welche die Gesellschaft als Soldaten brauchen konnte. Vier muhammedanische Wohnplätze, die ihr unterworfen waren, eine an der südöstlichen, und eine andere an der südwestlichen Spitze der Insel, mit Namen **Larique** und **Wacquesie**, und zwo andere am westlichen Ende, mit Namen **Ourie** und **Asselouti**, waren im Gehorsame nicht weniger getreu, als die christlichen Einwohner. **Hatua**, **Caglola** und **Cabeau**, drey Wohnplätze auf der Insel **Omo**, hatten eine Gelegenheit zum Misvergnügen ergriffen, und das Joch abzuschütteln gesucht: allein drey andere, mit Namen **Oma**, **Abora** und **Cricu**, verharreten in ihrer Unterthänigkeit, und hielten die Aufrührer in ihren Schranken. Die Insel **Uliasser** hatte neun Flecken, wovon sieben, welche funfzehn hundert Einwohner hatten, die Gesellschaft für ihre rechtmäßige Obrigkeit erkannten. Die beyden übrigen waren ihr nicht so ergeben. Sie bestunden aber nur etwan aus sechs hundert Menschen. Die Insel **Nasselau** hatte in ihren drey Flecken funfzehn hundert Menschen, die ebenfalls unter das Fort Amboina gehöreten. Ueberhaupt belief sich die Anzahl der Einwohner, die unter die Gesellschaft gehöreten, so wohl in Amboina, als in den benachbarten Inseln, auf sieben tausend vier hundert und sechzig Menschen.

Die

s) Erzählung von 1686.

N.° 11.


EIN EINWOHNER AUS DER INSEL AMBOINA,
zum Kriege gerüstet.
Marstaller sculp.

Beschreibung der Molucken.

Holländische Unterthanen auf der Insel Ceram.

Die Gesellschaft hatte viele Unterthanen auf der Insel **Ceram**; ob schon die Größe dieser Insel, die funfzig Meilen lang, und sechzehn breit ist, ihren Fortgang daselbst schwerer machte. Doch rechnete man unter ihre Freunde oder Unterthanen, die Wohnplätze Canaria, der Insel Omo gegen Norden; **Louma Caja**, vier Meilen gegen Osten von Canaria; **Lattoi** und **Hollai**, = = Meilen gegen Osten von Louma Caja; **Quelqueponti**, oder **Hatousieli**, zwo Meilen weiter hin, und **Coacq**, vier Meilen davon, wo die Holländer ein Fort, mit Namen **Hardewyk**, haben. In allen diesen Wohnplätzen, welche Gesetze von dem Forte Amboina annahmen, rechnete man auf sechs hundert Mann, welche tüchtig waren, die Waffen zu führen. Weiter hin aber, in dem Innern der Insel, waren sechs heidnische Wohnplätze, welche der Gesellschaft Gehorsam leisteten, und drey tausend Mann stellen konnten. Dieses waren tapfere und fleißige Leute; und der Statthalter in Amboina bestrebete sich, dieselben auf seiner Seite zu erhalten. Wenn er ihrer Hülfe nöthig hatte: so ließ er sie in Caracoren abholen. Denn weil sie in bergichten Gegenden wohnen: so haben sie keine Barken, und verstehen nichts von der Schiffahrt. Gegen Morgen von **Coacq** zeigen sich auf der Küste drey andere Wohnplätze. Darinnen sind sechs tausend und sechs hundert Mann, welche zu Kriegesdiensten tüchtig sind, und dem Forte Amboina den Eid der Treue geleistet hatten: doch nicht so wohl aus Zuneigung, als aus Furcht. Der holländische Statthalter setzte daher auch wenig Vertrauen in sie. Weiter in dem Lande drinnen sind vier andere Wohnplätze, die seinen Befehlen schlecht gehorcheten, ob sie sich schon auch für Unterthanen des Forts erkannten.

Macht des Königes in Ternate auf dieser Insel.

Die Schwierigkeit, die ganze Insel unter den Gehorsam zu bringen, oder diejenigen Wohnplätze, die sich unterworfen hatten, in genauere Gesetze einzuschränken, rührte von dem Könige in Ternate her, welcher damals in einem Misverständnisse mit den Holländern lebte; der die Insel **Ceram** beständig unter seine Staaten gerechnet hatte, und auch noch jetzo einen ansehnlichen Theil darinnen besaß. Er hatte daselbst Statthalter und Soldaten. **Lucielle**, der vornehmste Posten der Ternater, liegt auf einem Berge. Auf denselben kann man nur durch einen krummen Weg kommen, wo sechs Mann neben einander hinauf steigen können. Dieser Weg war aber den Holländern nicht genugsam bekannt. Dieser Platz hatte zu seiner Vertheidigung zwo oder drey Canonen, und eine Besatzung von neunzig Mann. Unter **Lucielle** gehörten die Flecken **Ausen** und **Lock**. Man erndtete daselbst so viele Würznelken, daß man in der letzten Erndte vier hundert Barren davon bekam. Es wächst daselbst auch genug **Sagu** zum Unterhalte der Einwohner. **Cambelle** und **Lißidi**, nicht weit davon, liefern, wenn ein gutes Jahr ist, drey bis vier hundert Barren Nägelein. Wenn man durch Cambelle gegen Norden zu sieht: so findet man eine Insel, mit Namen **Kelang**, welche unter die Wohnplätze **Cambelle** und **Lißidi** gehöret. Sie bringt keine Würznelken hervor: die Einwohner aber, welche vier hundert Mann bewaffnen können, leben von Land- und Seeräubereyen.

Beyderseitiges Misvergnügen zwischen den Einwohnern und Holländern.

Von diesen sechs Wohnplätzen hatten die Holländer vornehmlich Hindernisse zu befürchten. Sie hatten sich ingeheim mit dem Befehlshaber in **Hito** verbunden, dessen Gerichtsbarkeit sich auf der Insel Amboina, von dem Wohnplatze gegen Westen, welcher den Namen der **drey Brüder** führet, bis an den Wohnplatz gegen Osten, **Thiel**, und folglich über einen großen Theil der Insel erstreckte. Dieser Befehlshaber oder Hauptmann, der drey tausend Soldaten zu seinem Gebothe hatte, geschickter war, und sich besser verstellen konnte,

[f]) Vierter Band der Sammlung der Gesellschaft, a. d. 212 und folg. S.

Beschreibung der Molucken.

konnte, als irgend einer von seinen Vorfahren, lebte immerfort in gutem Verständnisse mit den Holländern. Ob er aber schon, wie alle übrige Einwohner auf der Insel, ihr Unterthan war: so nennte er sich doch nur ihren Bundesgenossen. Die Holländer erfuhren auch, daß er schon seit zwey Jahren auf Hülfe wartete, wozu ihm der König in Ternate Hoffnung gemachet hatte, und daß er sich alsdenn wider sie erklären wollte.

Seist verheelet die Gründe nicht, welche diesen Fürsten aufgebracht hatten. 1. Johann u) Speult, Statthalter in Amboina vor Gorcum, der es damals war, hatte alle seine Macht angewendet, um die Würznelken an allen denen Orten zu verderben, die unter Ternate gehöreten. 2. Die Holländer wollten ihre Münze einführen, und damit die Würznelken bezahlen. 3. Sie handelten wider die Vorrechte seiner Rheden, und nahmen daselbst Junken von Macassar weg. 4. Sie bestrebten sich, die Ketten der Einwohner recht schwer zu machen, damit sie dieselben an allen Orten, wo die Gesellschaft Eroberungen gemacht hatte, um so viel leichter im Zaume halten könnten. Dieses wollte der König in Ternate, in Ansehung der Einwohner auf der Küste von Ceram, nicht leiden, indem er dieselben beständig als seine Unterthanen betrachtete. Auf einer andern Seite hatte sich der Statthalter in Amboina mit den Einwohnern verglichen, daß er ihnen ordentlich die portugiesische Barre Würznelken mit sechzig Stück von Achten bezahlen wollte, und widersetzte sich daher der fremden Handlung; ob sie schon oftmals Gelegenheit gehabt hatten, hundert, bis hundert und zwanzig Stück von Achten für die Barre zu bekommen. Diese verschiedenen Ursachen zu Beschwerden hatten zu allerhand Misvergnügen Anlaß gegeben, welches auch bereits ausgebrochen war, und wovon man ins künftige nur Gewaltthätigkeiten und offenbare Feindseligkeiten zu gewarten hatte.

Seists Anschläge, den Holländern die Insel Amboina zu versichern.

Seist hielt es für dienlich, um so vieles Uebel abzustellen, neue Festungen an allen denen Orten anzulegen, wo das Ansehen des Statthalters diese Unterstützung nöthig hätte; sonderlich zu Larique und Ourie, und erforderliche Besatzungen hinein zu legen. Er rieth, man sollte nicht nur alle fremde, malayische, javanische und macassarische Kaufleute verjagen; sondern ihnen auch ihre Junken wegnehmen, oder dieselben in den Häfen verbrennen. Sein Grundsatz war, die Gesellschaft würde sich auf der Insel Amboina niemals recht fest setzen können, so lange nicht alle Einwohner zu einer vollkommenen Unterthänigkeit gebracht worden wären. Er schlug daher vor, alle muhammedanische Geschlechter zu vertilgen, oder zu verjagen, und an ihre Stelle Christen einzuführen; dieses würde zugleich das einzige Mittel seyn, die Muhammedaner in Ceram im Zaume zu halten. Tausend Holländer, nebst denen Insulanern, welche der Gesellschaft ergeben wären, schienen ihm zureichend zu seyn, den Hauptmann in Hitto und seinen ganzen Anhang in fünf oder sechs Monaten zu verjagen. Er sah voraus, daß man nach Ausführung dieses Unternehmens fünf bis sechs Jahre nöthig haben würde, um die Insel wiederum zu bevölkern. Ehe man aber den Anfang zu Ausführung dieses Unternehmens machete, wollte er, man sollte sich der nöthigen Anzahl der Christen versichern, und sie darzu, worzu man sie zu gebrauchen gedächte, in Bereitschaft halten. Er verlangete auch, man sollte auf die Beobachtung einer sehr nützlichen Verordnung des Statthalters Gorcum sehen, vermöge welcher ein jeglicher Unterthan der Gesellschaft gehalten wäre, jährlich zehn Würznelkensträucher

u) Graaf nennet ihn Herman Spelt.

x) Sammlung der Gesellschaft, im IV B. auf der 288 Seite.

sträucher zu pflanzen und zu bauen. Ohne Zweifel sind alle seine Vorschläge mit der Zeit erfüllet worden: denn die Holländer haben ihre Macht auf der Insel sehr gut befestigt, und haben solches unfehlbar nur durch diejenigen Wege bewerkstelliget, worzu Seists Staatskunst den Entwurf gemachet hatte. Indessen erhellet aus dem Vertrage, der im Jahre 1638 zwischen dem Könige in Ternate und der Gesellschaft errichtet worden ist, daß die muhammedanischen Geschlechter in Hito damals noch vorhanden gewesen sind. Durch diesen berühmten Vertrag machete sich der König in Ternate, in seinem Namen und im Namen seiner Nachfolger, für eine jährliche Summe von vier tausend Stück von Achten anheischig, den Holländern allein alle Würznelken in seinen Staaten zu liefern x).

Beschreibung der Molucken.

In Amboina befinden sich drey Rathsversammlungen: der Staatsrath, der Justizrath, und der tägliche Rath. Der erste besteht aus funfzehn Personen, und entscheidet alle bürgerliche und peinliche Sachen mit völliger Gewalt. Der Justizrath besteht aus sechs Personen. Der dritte, der aus eben so vielen Personen besteht, fället das erste Urtheil über gemeine Sachen, und bringt sie hernach vor den Justizrath y).

Drey Rathsversammlungen in Amboina.

In dem Jahre, da Seist nach Amboina geschickt wurde, beliefen sich die Kosten, die auf die Besatzungen daselbst und auf die darzu gehörigen Rechenkammern verwendet werden mußten, auf vier hundert und acht und dreyßig tausend, drey hundert und vier und neunzig Pfund. Man zählete daselbst über sechs hundert Personen, welche von der Gesellschaft besoldet wurden. Ueberhaupt betreffen die vornehmsten Unkosten die Unterhaltung der Besatzungen, die Geschenke, die Schulen und Lernenden, die Hospitäler, die Befestigungswerke, die Kirche, und die Unterhaltung eines Schiffes, zwoer Jachten und einer Fregatte. Hierunter ist noch nicht dasjenige begriffen, was auf die beyden Schiffe verwendet wird, die jährlich aus Batavia dahin abgeschickt, mit Lebensmitteln und Kriegesnothwendigkeiten versehen werden, und die hier gesammelten Würznelken in diese Hauptstadt bringen. Die Abgaben vom Weine, für das Ein- und Ausführen der Waaren, von den Thieren, die Kopfsteuer, welche die Chinesen entrichten müssen, die Abgaben von den Wirthshäusern, Arrackbrennern, Häusern, die verkauft werden, Cocusnüssen u. s. w. beliefen sich in eben diesem Jahre auf dreyzehn tausend, neun hundert und sieben und vierzig Pfund z).

Aufwand der Gesellschaft deswegen.

„Die christliche Lehre hat, nach dem Berichte des Verfassers, nicht einen so guten „Fortgang auf der Insel Amboina, als wie es aus den eifrigen Bemühungen der Gesellschaft, „und aus den Unkosten, die darauf verwendet werden, zu hoffen gewesen wäre. Die „Geistlichen und die Schulmeister kosten der Gesellschaft alle Jahre über fünf hundert „Pfund. Der Gottesdienst wird Sonntags verrichtet: es scheint aber nicht, daß man „sich sehr darzu dringe, demselben beyzuwohnen. Die Predigt und der übrige Gottes„dienst, der in holländischer Sprache verrichtet wird, geht um acht Uhr an, und dauert „bis um zehn Uhr. Es finden sich darbey etwan drey hundert Insulaner ein: von den „Holländern aber sieht man sehr wenige. An eben diesem Tage hält der Prediger mit „fünf oder sechs Kindern ein Catechismusexamen: der übrige Theil der Woche wird ohne „allen öffentlichen Gottesdienst zugebracht.„ Seist setzet hinzu, er könnte nicht begreifen, weswegen man nicht mehr Sorgfalt auf die Bekehrung der Mohren wende. „Sie wür„de

Zustand des Christenthums auf der Insel.

y) Bericht Seists. z) Eben daselbst.

Beschreibung der Molucken.

„de nicht gänzlich umsonst seyn. Man würde der Pflicht seines Gewissens Genüge leisten, „und dabey gewiß auch zeitliche Vortheile finden. Ich habe selbst sagen hören, daß sich „viele finden, die gute Gesinnungen hegen, und sich gern unterrichten lassen würden. Das „Consistorium hatte einmal den Entschluß gefasset, ihnen einen Geistlichen zuzuschicken, „der bey ihnen bleiben, und sie beständig ermahnen sollte: er ist aber nicht zur Erfüllung „gekommen.

Oeffentliche Schulen.

Die Schulen sind ziemlich gut bestellt. In Amboina und auf den darzu gehörigen Inseln rechnet man ihrer sechzehn. Es fehlet aber daselbst an Papier und an Federn; und daher können die Kinder hier nur lesen lernen. Ueber dieses werden die Schulmeister ihrer Arbeit überdrüßig, wenn sie dieselbe eine Zeitlang getrieben haben. Ihre Nachfolger müssen ganze Jahre mit Erlernung der Sprache zubringen: und folglich wird der gute Fortgang unglücklicher Weise verzögert. Der Verfasser bemerket aber, so unvollkommen auch diese neuen Christen wären; und ob man schon bey den meisten weiter nichts anträfe, als daß sie sich äußerlich zur christlichen Lehre bekenneten: so dienten doch auch schon diese schwachen Stralen wenigstens, ihnen einige Begriffe von der Tugend beyzubringen. Sie sind sanftmüthiger im Umgange, und redlicher, als die Mohren, und der holländische Statthalter läßt sich mit mehrerer Zuversicht mit ihnen ein.

Seist besuchet die Insel Ternate.

Die Ursachen zu Beschwerden, welche den König in Ternate abwendig gemachet, und ihn so gar bewogen hatten, mit den Spaniern Friede zu machen, hielten **Seisten** gleichwohl nicht ab, in der ihm aufgetragenen Verrichtung fortzufahren. Er ankerte mit seinen beyden Schiffen auf der Rhede von Ternate, und ließ sichs gar nicht merken, daß er auf den Zorn dieses Fürsten achtete. Die Gegenwart seiner Flotte, und die Verstärkung an Mannschaft, die er für die Plätze der Gesellschaft mitbrachte, waren für die Ternater eine neue Kränkung. Er beschreibt die Forts. Das Fort **Oranien**, oder **Maleja**, hatte vier gute Basteyen, die von Kalch und Sande aufgeführt waren, und drey und dreyßig Canonen hatten, vier große gegossene, sechs kleinere, und drey und zwanzig eiserne. Die Besatzung bestund aus zwey hundert und funfzig Mann.

Forts auf dieser Insel.

Gegen Norden von **Maleja**, auf einem Berge, lag ein anderes kleines Fort, mit Namen **Tolucco**, worinnen sich ein Corporal mit zwey und zwanzig Soldaten, sechs Canonen und einige Mörser befanden. Weil aber die holländische Niederlassung eigentlich auf dem Fort **Oranien** beruhete: so wendete auch die Gesellschaft vornehmlich darauf ihre Sorgfalt und ihre Kosten. Auf der Seeseite an der großen Bastey steht ein großes Gebäude, wo der Statthalter und die übrigen Befehlshaber ihren Aufenthalt haben. An den beyden Enden dieses Gebäudes stehen die Vorrathshäuser. Innerhalb der Ringmauer des Platzes zählete man damals funfzig Hausväter mit ihrem Hausgesinde, sechs und zwanzig verehlichte Holländer, fünf Japaneser, vier Pampangren, sechs freye Bürger, und einige übergelaufene Negern und Spanier. Alle christliche Mardiker, die unter dem Gehorsame der Gesellschaft stehen, wohneten an der südlichen Küste des Forts, in einem Platze, der mit einem Pfalwerke umzeben, und in zwo schöne Gassen getheilet war. Von hundert und zwanzig Familien, woraus dieser Wohnplatz bestund, stunden neunzig im Solde der Gesellschaft, und die übrigen erhielten sich von ihrer Arbeit. Eine jegliche Familie, die im Solde stund, erhielt monatlich fünf Stück von Achten. Und weil sie vermöge dieser Besoldung gehalten waren, sich auch den geringsten Befehlen des Statthalters zu unterwerfen:

sen: so erhielt die Gesellschaft von ihnen so große Dienste, daß sie sich, nach dem Berichte Seists, ohne sie schwerlich würde haben erhalten können. Sie arbeiteten an den Festungswerken. Sie fälleten Holz zum Brennen und zu allerhand Bauarbeiten. Bey solchen Gelegenheiten gab man ihnen eine Bedeckung von vierzig bis funfzig Soldaten, ohne welche sie den Anfällen der Feinde, die sehr nahe waren, würden ausgesetzt gewesen seyn. Denn der König in Ternate, und der größte Theil seiner Unterthanen, hatten ihren Aufenthalt zwischen **Maleja** und **Tolucco**, längst an der Küste hin, gegen der Reihe Felsen über, welche der Küste zur Bedeckung dienet.

Beschreibung der Molucken.

Die Kosten zu Unterhaltung der Plätze **Maleja** und **Tolucco** beliefen sich in diesem Jahre auf sechs und neunzig tausend, einhundert und siebenzehn Pfund *a*).

Der König in **Bachian** lebte in sehr gutem Verständnisse mit der Gesellschaft: er lieferte ihr aber wenig Würznelken, weil seine Unterthanen allzu nachläßig sind, dieselben zu bauen. Seist besah daselbst das Fort **Barnevelt**, welches der Unteradmiral **Hoen** vor einigen Jahren erbauet hatte. Er fand die Befestigungswerke in gutem Zustande. Die Besatzung bestund aus sechs und vierzig Mann, außer einigen verehlichten Leibeigenen, einigen freyen Mardikern, und fünf und zwanzig armen Chinesen, die sich von der Fischerey und von der Arbeit ihrer Hände erhielten.

Fort in Bachian.

Auf der Insel **Machian**, welche dem Könige in Ternate zugehöret, wo aber der Admiral, **Paul von Caerden**, Holländer hingesetzt hatte, fand **Seist** drey Forts, eins gegen Norden, das andere gegen Westen, und das dritte gegen Osten. Ihre Namen sind in dieser Ordnung, **Gnossiquia**, **Taffaso**, und **Tabillola**.

Forts in Machian.

Das erste liegt auf einer Höhe von drey hundert Schritten, weit von dem Ufer. Es ist ihm schwer, beyzukommen. Es hat keinen großen Umfang: ist aber mit einer Mauer von Kalch und Sande umgeben. Die Besatzung ist fünf und funfzig Mann stark. Darunter gehöret ein mohrischer Wohnplatz, der einen Canonenschuß weit davon abliegt. Weil man die Waaren nicht leicht dahin schaffen kann: so hat man am Ufer ein festes Haus gebauet, welches mit vier Canonen versehen ist, und worinnen der Befehlshaber der drey Forts, nebst den Factoren, seine Wohnung hat. Es ist mit einem Pfalwerke und Wohnungen für zwanzig Soldaten versehen, welche daselbst Wache stehen. Hierzu kommen noch drey und dreyßig Familien von Mardikern, welche man, wie die Mardiker zu Maleja, zu allerhand Arbeiten brauchet. Zu **Gnossiquia** findet man beständig Lebensmittel auf ein Jahr und drüber, und Reiß auf drey Jahre. Auch die beyden übrigen Forts bekommen von hier ihren Unterhalt. Dieser Platz ist im Stande, allen Anfällen, die nicht lange dauern, zu widerstehen: eine Belagerung von einiger Dauer aber würde er nicht aushalten können, weil man ihm das Wasser abschneiden kann, welches man hier einen Flintenschuß weit, gegen das Haus zu, welches am Ufer steht, holen muß. Seist that den Vorschlag, man sollte eine Cisterne graben, die auf zween bis drey Monate Wasser in sich fassen könnte; und dieses würde den Ort auch vor aller Furcht gesichert haben.

Das Fort **Taffaso** ist größer, als das Fort **Gnossiquia**. Es liegt oben auf einem kleinen Berge, hundert und sechzig Schritte weit vom Ufer. Es leidet ebenfalls Mangel am Wasser. Man hat aber an der abhängigen Seite eine Verschanzung aufgeführet, wodurch der Weg zum Brunnen gesichert wird. Taffaso ist mit vier Canonen versehen, und die Besatzung besteht aus sechzig Mann, vierzehn Mardikern, und drey Leibeigenen. Die

 Felder

a) Bericht Seists, wie oben, a. d. 237 und folg. S.

Beschreibung der Molucken.

Felder hier herum werden von einer großen Menge von zerstreueten Einwohnern bewohnet, welche sich in keine ordentlichen Dörfer zusammen begeben.

Tabillola liegt ebenfalls auf einer Höhe, einen großen Flintenschuß weit vom Ufer. Es fehlet ihm nicht nur am Wasser: sondern wenn man von hier zu dem Brunnen gehen will, so muß man durch Gesträuche; und dieses verursachet, daß die Einwohner von den Zugängen Meister sind. Die Besatzung besteht aus neunzehn Soldaten, die unter einem Serschanten stehen *b*).

Wie diese Insel bevölkert ist.

Seist wurde durch eine genaue Nachforschung versichert, daß die Insel Machian sehr volkreich sey; ob sie schon nur sieben Meilen im Umfange hat. Damals hatte sie ungefähr zwey tausend und zwey hundert Mann, welche tüchtig waren, die Waffen zu führen. Diese Menge von Einwohnern rührete von ihrer Vereinigung mit den Einwohnern in **Cajo** her, die im Jahre 1609 durch den Hauptmann **Schot** dahin gebracht wurden, worzu hernach noch einige Einwohner aus **Motir** kamen, welche sich freywillig dahin begaben. Nach Bachian ist dieses die fruchtbarste unter allen moluckischen Inseln. Unter dem Fort **Gnoffiquia** liegt eine kleine Stadt gleiches Namens, die fünf Flecken unter sich hat, in welchen man ungefähr sechs hundert Soldaten zählet. Zwischen diesem Fort und dem Fort **Taffaso** findet man fünf andere Flecken, wo man ihrer ungefähr vier hundert und achtzig rechnet. Zwischen **Taffaso** und **Tabillola** rechnet man ihrer sechs hundert in sieben Flecken, und drey hundert in vier Flecken zwischen **Tabillola** und **Gnoffiquia** *c*).

Spanische Forts auf den moluckischen Inseln.

Endlich liefert uns **Seist** am Ende seiner Erzählung die Namen dererjenigen Forts, welche die Spanier noch auf den moluckischen Inseln haben; welches man bisher noch in keiner Reisebeschreibung gefunden hat. Er spricht: „Sie haben *d*) drey Forts in Ternate, mit Namen **Gammalamma**, **Dongiel**, und **Callematte**, und zwey in Tidor, „mit Namen **Taboula** und **Romi**. Zur Bedeckung dieser Forts unterhalten sie zwey „Galeeren, wovon jegliche mit sieben Canonen und drey und zwanzig Mann besetzet ist. „Sie befestigen sich auf allen Seiten; verstärken ihre Besatzungen, und machen große Anstalten, uns zu verjagen. Wir müssen daher auf unserer Hut seyn, und auch unsere Besatzungen verstärken.

Anmerkungen über das Glück der holländischen Gesellschaft.

Dieser Rath eines geschickten Beobachters ist nicht ohne Wirkung geblieben. Die Macht der holländischen Gesellschaft vermehrte sich immer durch das beständige Glück in ihrer Handlung, sonderlich, nachdem sie die Spanier aus den Molucken vertrieben, und sich in ihrer berühmten Niederlassung, Batavia, fest gesetzet hatte, woraus sie gleichsam ein Zeughaus machte, aus welchem sie alle ihre übrigen Plätze versorgen konnte. Man findet hernach in den Berichten ihrer Agenten von Jahre zu Jahre eine Folge von glücklichen Begebenheiten, welche Verwunderung erreget, wenn man sie mit ihrem Ursprunge vergleicht. Man sieht hier gleichsam aus einem Nichts eine unzählige Menge von Forts und zahlreichen Besatzungen hervorkommen. Man sieht hier Provinzen ordentlich entstehen, die ein getreues und wohleingerichtetes Verhältniß gegen ihren Mittelpunct haben, woher sie ihre Befehlshaber und ihre Kriegesnothwendigkeiten erhalten. Man sieht, wie die

b) Bericht Seists, eben das. a. d. 255 und folg. Seite.

c) Eben das. a. d. 259 S.

d) Eben das. a. d. 269 S.

die Könige in Ternate sich vereinigen, alle Würznelken auf ihrer Insel zu verbrennen, damit die Handlung der Holländer damit auf der Insel Amboina um so viel vortheilhafter seyn möge. Endlich sieht man hier ihre Macht auf einen so festen Grund gegründet, daß sie von den Einwohnern des Landes, nach ihrem eigenen Geständnisse, nicht erschüttert werden kann, und daß sie auch von Europa aus keine Gefahr besorgen darf. Die Geschichte ihrer glücklichen Begebenheiten gehöret nur in so fern mit in dieses Werk, als sie mit den Erzählungen der Reisebeschreiber vermischet ist. Dasjenige wird man aber gern lesen, was **Daniel Braems**, in dem Berichte saget, den er den Generalstaaten von den Niederlassungen der Gesellschaft, im Jahre 1697, das ist, ungefähr hundert Jahre nach ihrer Errichtung, von Amboina und Ternate abgestattet hat *e*). Beschreibung der Molucken.

„Wir besitzen Amboina als ein Eigenthum *e*). Daher hat die Gesellschaft die Würz„nelken, die jährlich auf dieser Insel gesammelt werden, allein in ihrer Gewalt. Die „Einwohner liefern uns dieselben für einen gewissen bestimmten Preis. Die Gesellschaft „ist aber gehalten, die ganze Erndte für eben den Preis zu nehmen, so groß sie auch im„mer seyn mag. Daher kömmt es, daß man ostmals mehr davon erhält, als man ver„treiben kann. Folglich bringt diese Insel mehr Würznelken hervor, als in allen übri„gen Theilen der Welt verkauft und verthan werden können. Daher ist es nicht mehr nö„thig, wie sonsten, daß man die Einwohner in Amboina nöthige, jährlich eine gewisse „Anzahl junge Bäume zu pflanzen. Seit einigen Jahren hat man dieses auch nicht mehr „beobachtet. Zeugniß Daniel Braems von dem gegenwärtigen Zustande der Insel Amboina.

„Diese Insel, und ihre Festung, sind den Unternehmungen der Fremden weit mehr „ausgesetzet, als Banda, nicht nur wegen der Größe der Insel, sondern auch weil sie „über sechzig tausend Einwohner hat, ohne noch die Seeräubereyen der benachbarten Insu„laner zu rechnen. Man kann hierinnen nicht zu viel Behutsamkeit brauchen: denn dieses „ist einer von den wichtigsten Plätzen, den die Gesellschaft in Indien besitzt. Batavia „versieht diese Insel, wie auch Banda, mit allem, was zu ihrer Erhaltung nöthig ist: „denn die Einwohner sind so träge, daß es fast nicht möglich ist, sie dahin zu bringen, „daß sie das Land baueten. Und da die Handlung, die daselbst mit Tüchern und Kleidun„gen getrieben wird, nicht eben ansehnlich ist: so würden die Unkosten der Gesellschaft den „Vortheil noch übersteigen, wenn ihnen solches durch die starke Vertreibung der Würznel„ken reichlich ersetzet würde. Dieser Vortheil übertrifft wenigstens sechsmal den Aufwand, „zu welchem dieses Land Gelegenheit giebt.„

e) Bericht, den Daniel Braems, Oberbuchhalter in Batavia, und Befehlshaber auf der letzthin angelangten Flotte, den Generalstaaten abgestattet hat, in der Sammlung der Gesellschaft, I B. a. d. 132 Seite.

Beschreibung der Molucken.

Der III Abschnitt.

Naturgeschichte der moluckischen Inseln.

Alte Nachrichten von den Würznelken. Gestalt der Pflanze. Wie man die Frucht einsammelt. Fernere Anmerkungen davon. Sonderbare Eigenschaft des Würznelkenbaumes. Was ihre Vervielfältigung befördert. Wie die Indianer dieselben brauchen. Sagu, das Brodt auf den Molucken. Mandelbäume. Außerordentliche Schlangen. Crocodile, die von den übrigen unterschieden sind. Cuzos. Papageye. Paradiesvögel. Schwarze Gänse. Federvieh. Zweyerley Arten von Krebsen. Holz, welches brennet, ohne verzehrt zu werden. Catopa, eine Pflanze, die Schmetterlinge hervorbringt.

Alte Nachrichten von den Würznelken.

Es ist noch übrig, etwas von den Eigenschaften der moluckischen Inseln zu melden, welche die Naturgeschichte betreffen. Man hat schon angemerkt, daß die Würznelken, worinnen ihr größter Reichthum besteht, an keinem Orte in der Welt wachsen, ausgenommen auf drey oder vier benachbarten Inseln *f*), welche, wegen dieser Eigenschaft, die sie mit einander gemein haben, zuweilen mit einem einigen Namen benennet werden. **Argensola** geht bis auf die ältesten Spuren von den Würznelken zurück, und giebt vor, daß die Chinesen die ersten gewesen wären, welche den Werth derselben eingesehen hätten. Diese Leute sind, wie er spricht, durch den vortrefflichen Geruch der Würznelken angelocket worden; haben ihre Junken damit beladen, und sie in den persischen und arabischen Meerbusen verführet *g*). Er setzet aber nichts hinzu, wodurch die Zeit dieser Entdeckung fest gesetzet werden könnte. Plinius hat die Würznelken gekannt; er beschreibt sie als eine Art von langem Pfeffer, und nennet sie **Cariophyllum**. Die Perser haben sie **Calafu** genennet. Wir lassen uns hier nicht in die Untersuchung ein, welcher von beyden Namen dem andern seinen Ursprung zu danken habe. Die Spanier nenneten sie anfangs **Girofle**, nachgehends haben sie dieselben **Clavo**, Nägel, oder Nägelein, wegen ihrer Gestalt, genennet. Die Einwohner in den moluckischen Inseln nennen den Baum **Siger**, die Blätter **Varaqua**, und die Frucht **Chimque**, oder **Chamque**.

Gestalt der Pflanze.

Der Würznelkenbaum hat, in Ansehung der Größe, und der Gestalt der Blätter, eine große Aehnlichkeit mit dem Lorbeerbaume. Der Geschmack der Würznelken findet sich auch in den Blättern, und sogar im Holze. Die Aeste, die in großer Anzahl vorhanden sind, treiben eine erstaunenswürdige Menge Blühten hervor, wovon jegliche ihr Nägelein hervorbringt. Die Blühten sind anfangs weiß, hernach werden sie grün, alsdenn roth, und ziemlich hart. Alsdenn sind sie eigentlich Würznelken. Indem sie trocken werden, so bekommen sie eine andere Farbe, und werden braungelb. Wenn sie abgenommen sind: so werden sie schwarz, wie geräuchert. Man bricht sie niemals mit der Hand ab, wie andere Früchte.

Wie man die Frucht einsammelt.

Man bindet ein Seil an den Ast, und schüttelt ihn stark. Die Bäume leiden zwar dadurch: sie werden aber im folgenden Jahre um so viel fruchtbarer. Doch schlagen sie auch einige mit Ruthen ab, wie man die Nüsse abzuschlagen pfleget: zuvor aber wird der Platz unter dem Baume sorgfältig gesäubert.

Fernere Anmerkungen davon.

Die Nägelein hängen an kleinen Stielen am Baume; und diese haben sie auch größtentheils noch, wenn sie herunter gefallen sind. Man verkaufet sie auch mit diesen Stielen:

f) Die Insel Meao, die eilf Seemeilen von Ternate liegt; die Insel Amboina, und die Inseln Gilolo, Cinomo, Cabel, und Marigoran.

len: denn die Einwohner, welche sie sammeln, nehmen sich nicht die Mühe, daß sie dieselben abbrächen. Diejenigen aber, welche sie kaufen, säubern sie, ehe sie dieselben nach Europa verführen. Diejenigen Würznelken, die am Baume hängen bleiben, werden Mütter genennet; bleiben daran bis folgendes Jahr, und werden für die besten gehalten, weil sie stärker und besser gewachsen sind. Die Javaner ziehen sie wenigstens den übrigen vor: die Holländer aber gehen, in ihrer Wahl, nach den kleinsten. Die Würznelkenbäume werden nicht gepflanzet. Aus den Nägelein, die herunter fallen, und sich an verschiedene Orte zerstreuen, wachsen ihrer genug auf; und der häufige Regen beschleunigt ihr Wachsthum dermaßen, daß sie im achten Jahre schon anfangen, Früchte zu tragen. Sie dauern hundert Jahr lang. Einige haben vorgegeben, sie wüchsen nicht so gut, wenn sie allzunahe an das Meer gepflanzet würden, oder wenn sie weiter, als ein Stück reichet, davon entfernet wären. Die Holländer bezeugen aber, daß sich dergleichen sehr weit von dem Meere befinden, und daß sie in allen Inseln, sowohl auf den Bergen, als in den Thälern, auf gleiche Art fortkommen. Von dem Ende des Augustmonats an bis zu Anfange des Jenners sind sie erstorben.

Beschreibung der Molucken.

Um die Würznelkenbäume herum wächst kein Gras, noch sonsten etwas grünes: denn sie ziehen allen Nahrungssaft aus der Erde an sich. Die Würznelken sind von einer außerordentlich hitzigen Beschaffenheit. Wenn man einen Sack voll Würznelken auf ein Gefäße voll Wasser leget: so wird man in kurzer Zeit finden, daß sich das Wasser sehr merklich vermindert hat, ohne daß der Güte der Würznelken dadurch etwas abgehe. Setzet man einen Krug voll Wasser in den Platz, wo ein Kaufmann Würznelken säubert; so wird er, ob er schon noch so weit von den Würznelken steht, wegen der außerordentlichen Hitze, die sie um sich herum ausbreiten, in zween Tagen leer seyn. Die Holländer, welche diese Erfahrung angestellet haben, setzen hinzu, die rohe chinesische Seide habe eben diese Eigenschaft. Wenn man sie an einen Ort, einen oder zween Schuh hoch über die Erde leget, und den Boden mit Wasser begießt: so wird man am folgenden Morgen den Boden trocken, und die Seide ganz naß, finden. Die Indianer bedienen sich dieser List, damit die Seide schwerer wiege, wenn sie dieselbe, bey dem Verkaufe, aufziehen h).

Sonderbare Eigenschaft des Würznelkenbaumes.

Der Geschichtschreiber der Molucken erzählet, aus den Berichten der Portugiesen, daß die Holztauben, die sich in großer Menge auf der Insel **Gilolo** befänden, die übrigen Nägelein, die an den Bäumen alt würden, fräßen; wenn sie nun, mit ihrem Kothe, wieder von ihnen giengen, so wüchsen andere Würznelkenbäume daraus. Dieses ist, wie er spricht, die Ursache, weswegen sie i) sich überall so stark vermehren, und weswegen man sie niemals völlig wird vertilgen können. Er erzählet auch, nach der Eroberung der Portugiesen hätten die moluckischen Könige, die durch den Stolz und die Grausamkeit ihrer Ueberwinder aufgebracht worden wären, kein anderes Mittel gefunden, sich ihrer zu entledigen, als daß sie die schädlichen Reichthümer vernichteten, wodurch sie dieser Tyranney ausgesetzet würden. Die Verzweifelung gab ihnen Feuer in die Hand, wodurch sie die Würznelkenbäume verbrennen wollten. Allein durch diese Feuersbrunst wurde ihre Absicht so wenig erreicht, daß die Fruchtbarkeit dieser Bäume nur noch vermehret wurde, an statt daß eine ewige Unfruchtbarkeit auf ihren Inseln hätte ausgebreitet werden sollen. In der That

Was ihre Vervielfältigung befördert.

g) Geschichte der Molucken, erster Band, a. d. 107 u. f. S.

h) Zweyte Reise der Holländer, a. d. 507 S.

i) Argensola I B. a. d. 112 S.

Beschreibung der Molucken.

That hat die Erfahrung, wie der Verfasser anmerket, gelehret, daß die Asche dieser Bäume das Erdreich geil und fruchtbar machet, wenn sie mit derselben vermischet wird. An verschiedenen Orten in Europa verbrennet man die Stoppeln auf unfruchtbaren Feldern, und zündet große Gegenden an, um sie fruchtbarer zu machen k).

Wie die Indianer dieselben brauchen.

In Indien machet man die Würznelken mit Zucker ein, oder thut sie in Salz und Essig. Viele indianische Weiber haben die Gewohnheit, daß sie Würznelken kauen, um einen wohlriechenden Athem zu bekommen. Die vortrefflichen Eigenschaften der Würznelken sind aber schon sonst bekannt genug.

Sagu, das Brodt auf den Molucken.

Der **Sagu** ersetzet, auf den moluckischen Inseln, den Mangel des Reißes, und des übrigen Getraides, welches ihnen die Natur versaget hat. Es ist ein Baum von mittelmäßiger Größe. Man spaltet den Stamm desselben, nimmt das Mark heraus, und machet es, mit einem hölzernen Schlägel, klar. Aus diesem klar gestoßenen Baummarke, welches beynahe wie Sägespäne aussieht, verfertigt man eine Art von Brodte, und dieses nennen die Indianer ebenfalls **Sagu**. Dieses Brodt ist sehr weiß. Man machet diese Brodte in der Größe einer flachen Hand. Alles, was die Einwohner unter einander kaufen, oder verkaufen, wird mit Sagu bezahlet. Aus den Aesten eben dieses Baumes läuft, wenn man sie geschickt abschneidet, ein Saft heraus, mit Namen Tuacan, welches das ordentliche Getränke der Molucken ist. Es ist dieses ein angenehmer und gesunder Trank. Die Einwohner verkaufen den Palmwein nur heimlich, weil ihnen ihr Gesetz alle Arten von Weine untersaget l).

Mandelbäume.

Sie haben sehr viele Mandelbäume, deren Frucht größer ist, als in Europa. Die Schaale derselben ist so hart, daß man sie kaum mit einem Hammer entzwey schlagen kann. Man kann sie aber vortrefflich in Schmieden brauchen, weil sie ein sehr heftiges und gewaltsames Feuer geben. In jeder Schaale sind zwey bis drey länglichte Mandeln verschlossen. Taback wächst in den Molucken sehr häufig: er kömmt aber dem Ostindischen an Güte nicht gleich, ob schon die Früchte, die beyde Länder mit einander gemein haben, sonst von gleicher Beschaffenheit, und von nicht geringerer Güte, sind.

Außerordentliche Schlangen.

Man findet daselbst Schlangen, die über dreyßig Schuh lang sind, und eine dieser Länge gemäße Dicke haben. Sie kriechen schwerfällig fort. Man hat niemals gemerket, daß sie giftig sind. Diejenigen, welche sie gesehen haben, versichern, daß sie, wenn sie sonsten keine Nahrung haben, ein gewisses Kraut kauen, dessen Kenntniß bey ihnen einem natürlichen Triebe zuzuschreiben ist. Nach diesem kriechen sie auf die Bäume am Seeufer, und speyen dasjenige wieder aus, was sie gekauet haben. Dieses verschlucken sogleich verschiedene Fische. Dieselben verfallen dadurch in eine gewisse Unempfindlichkeit, bleiben ohne Bewegung, auf der Oberfläche des Wassers liegen, und werden also ein Raub der Schlangen m).

Crocodile, die von den übrigen unterschieden sind.

Man bemerket, daß die Crocodile, in Ansehung der Gefräßigkeit, von den Crocodilen an andern Orten sehr unterschieden, und nur auf dem Lande gefährlich sind. Im Wasser hingegen sind sie so laß, und so dumm, daß sie sich ganz leicht fangen lassen n). Einmals wurde einer gefangen, der vier Augen, und ein sehr kleines Herz, hatte.

Die

k) Eben daselbst a. d. 106 S.
l) Zweyte Reise, a. d. 508 S.
m) Geschichte der Molucken, 2 B. a. d. 116 S.
n) Eben daselbst.

N° 12.



Chedel del. J. Punt Sc.

1. Pfeffer. 2. Durion. 3. Sagu. 4. Honts-Tongue oder Hundszunge. 5. Blimbing.

Beschreibung der Molucken.

Cuzos.

Die Cuzos, eine Art von kleinen Thieren, welche man auf dieser Insel findet, sind eine Gattung von Caninichen. Sie halten sich auf den Bäumen auf, und nähren sich von ihren Früchten. Sie haben ein dichtes, krauses und rauhes Haar. Die Farbe desselben hält das Mittel zwischen grau und roth. Die Augen sind rund, und lebhaft; die Füße sind klein; der Schwanz ist lang und schön, und dienet ihnen dazu, daß sie sich mit demselben an die Aeste hängen, und also die Früchte besser erreichen können. Sie riechen übel, und stinken fast wie die Füchse o).

Papageye.

Alle Reisebeschreiber reden mit Verwunderung von den moluckischen Papageyen, wie leicht dieselben alles nachsprechen, was ihnen vorgesagt wird. Ihre Farbe ist bunt, und angenehm vermischt. Sie schreyen immer, und sehr laut. Man versichert, zu der Zeit, da man das Bündniß schloß, vermöge dessen die Portugiesen verjagt wurden, sey ein Papagey in der Luft geflogen, und habe, mit einer sehr starken Stimme, gerufen: **Ich sterbe, ich sterbe!** zu gleicher Zeit habe er die Flügel zusammen geschlagen, und sey todt nieder gefallen p). Die Holländer auf der zweyten Reise hatten einen, der sogleich das Geschrey aller andern Thiere nachmachte, die er hörte. Sie sind ein wenig kleiner, als die westindischen q).

Paradiesvögel.

Die Insel Ternate hat sehr viele Paradiesvögel. Die Portugiesen nennen sie **Paxaros del Sol**, oder Sonnenvögel. Die Einwohner geben ihnen den Namen **Manucodiata**, welches Göttervögel bedeutet. Die Holländer kauften manchmal einige todte für einen sehr geringen Preis. Weil sie dieselben aber von den Einwohnern bekommen hatten: so findet man in ihren Erzählungen nicht, daß sie jemals Gelegenheit gehabt haben, zu sehen, ob es wahr sey, daß diese Vögel von der Luft leben; daß sie niemals die Erde berühren; daß sie keine Füße haben; und daß sie todt herunter fallen, wenn sie über diese Inseln fliegen. Eine solche Vorstellung machen von ihnen viele Schriftsteller von der Naturkunde. Einige Reisebeschreiber versichern aber, mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, und gründen sich auf das Zeugniß der Einwohner, daß sie zween Füße haben, wie andere Vögel, und daß die gegenseitige Meynung von der Gewohnheit herrühre, welche diejenigen, die sie fangen, unter einander eingeführet haben, daß sie ihnen die Füße abschneiden, und ihnen nur den Kopf, den Leib, und den Schwanz lassen, der aus bewundernswürdigen Federn besteht. Sie lassen sie hernach an der Sonne trocknen; und davon vergehen alle Spuren der Füße r).

Schwarze Gänse.

Auf den moluckischen Inseln sieht man große Heerden von schwarzen Gänsen, deren Füße den Papageyfüßen gleichen. Enten und Krammetsvögel finden sich daselbst im Ueberflusse.

Federvieh.

Den Hühnern aber, und allem demjenigen, was ordentlich unter dem Namen des Hausgeflügels, oder Federviehes, verstanden wird, ist entweder die Himmelsgegend, oder das Futter, nicht dienlich.

Zweyerley Arten von Krebsen.

Eben so wenig sind diese Inseln in Ansehung der Fischerey bekannt; ob schon die See hier verschiedene Gattungen von Fischen darbiethet. Man findet hier eine Art von Seekrebsen. Wenn man nur etwas weniges davon ißt: so muß man innerhalb vier und zwanzig Stunden sterben. Auf den Küsten findet man eine andere Art davon, unter gewissen Bäumen, deren Schatten kein Kraut, oder Gras, leidet. Diejenigen, die daselbst einschlafen,

o) Eben das. und 117 S.
p) Eben das.
q) Eben das. und zweyte Reise der Holländer, a. d. 509 S.
r) Eben daselbst.

Beschreibung der Molucken.

schlafen, werden sogar davon krank. Diese Landkrebse gleichen den Heuschrecken. Sie haben kurze Beine, und weiße und feste Zähne, womit sie die Schaalen zerbeißen, um die darinnen enthaltene Frucht zu genießen. Sie werden zwischen den Felsen gezeugt; und man fängt sie daselbst bey dem Scheine eines Feuers oder Lichtes. Der Leib, die Beine und das Fleisch, sind eben so beschaffen, wie bey den Heuschrecken. An dem Schwanze haben sie eine Art von einem Säckchen, oder Beutelchen, welches mit einem gewissen Teige angefüllet ist, der einen sehr angenehmen Geschmack hat s).

Holz, welches brennet, ohne verzehret zu werden.

Auf allen moluckischen Inseln wächst eine Art von einem röthlichen Holze, welches brennet, und Kohlen giebt: aber nicht verzehret wird. Es scheint etwas von den Eigenschaften der Steine an sich zu haben. Man kann es leicht mit den Fingern in Stücken brechen, und mit den Zähnen zermalmen t).

Catopa, eine Pflanze, welche Schmetterlinge hervorbringt.

Ganz nahe an dem portugiesischen Forte in Ternate findet man eine Pflanze, mit Namen **Catopa**. Von derselben fallen kleine Blätter ab, die kleiner sind, als ihre ordentlichen Blätter. So bald sie herunter gefallen sind, sieht man, wie sich aus dem Stiele des Blattes der Kopf eines Wurmes, oder Schmetterlings, bildet. Die Adern, oder Zasern des Blattes machen die Füße des Wurmes aus; und die kleinesten davon verwandeln sich in Flügel. Solchergestalt erscheint es, fast zu gleicher Zeit, als ein Blatt, und als ein Schmetterling. Dieser Strauch erneuert sich alle Jahre, und treibt Schößlinge hervor, wie ein Castanienbaum. Daraus entstehen nun diese Würmer, und kriechen hierauf an den Fasern der großen Blätter hin, als ob sie daran angeheftet wären u).

Caerdens zweyte Reise. 1607.

Das XI Capitel.

Zweyte Reise Pauls van Caerden nach Ostindien.

Einleitung. Abfahrt aus dem Texel. Kriegerische Zeitung. Fahrt bis nach Mozambick. Caerden hat Befehl, die dasige portugiesische Festung anzugreifen. Verhaltungsbefehle, die er seinen Leuten ertheilet. Er bemächtiget sich dreyer portugiesischen Fahrzeuge. Die Holländer landen. Vierwöchentliche Belagerung. Die Holländer finden sich genöthiget, abzuziehen. Verwüstungen, die sie anrichten. Sie verliehren ein Schiff. Sie nehmen eine Caracke weg, und verbrennen sie. Inseln Zuemadas. Die Holländer setzen ein Mistrauen in den Samorin. Caerdens Unschlüßigkeit, und was Matelief von ihm urtheilet. Er trifft zwey holländische Schiffe an. Die Flotte langet vor Amboina an. Sie geht nach Ternate. Unkräftige Versuche zu Tidor und zu Ternate. Machian wird von den Holländern angegriffen. Festigkeit des Forts. Es wird angegriffen. Es wird mit Sturme eingenommen. Schicksal der Besatzung. Sturm, worinnen zwey Schiffe verlohren gehen. Der Sabandar wird zu Bantam nieder gemacht. Rückkehr von fünf holländischen Schiffen.

Einleitung.

Wir wollen die holländischen Helden in dem Laufe ihrer vornehmsten Thaten nicht verlassen; wenigstens bis auf den Zeitpunct, den sich die Gesellschaft, auf Anrathen Warwicks, und Mateliefs, zur Feststellung ihrer Macht, und zum beständigen Fortgange ihrer Handlung, vorgesetzt hatte. Man ist verbunden, ihnen, in diesem

s) Geschichte der Molucken, wie oben.
t) Eben daselbst.
u) Eben daselbst.
x) Zweyte Reisebeschreibung Pauls van Caerden, wie oben, II B. a. d. 574 S.
y) Eben das. a. d. 575 S.

diesem Werke, diese Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, nachdem man ein gleiches auch gegen ihre Feinde beobachtet hat. Paul van Caerden, der schon im Jahre 1599 eine Reise nach Indien gethan hatte, wurde im Jahre 1606 erwählet, neue Unternehmungen daselbst auszuführen. Er behielt seine alte Admiralswürde; und dieses war ein günstiges Vorurtheil für seine Verdienste, welches aber doch durch andere Gründe geschwächet zu werden scheinen könnte *x*).

Caerdens zweyte Reise. 1607.

Den 20sten April 1606, fuhr er aus dem Texel mit acht Schiffen ab. Die meisten waren ungefähr von siebenhundert Tonnen: und ihre Ausrüstung kostete ein tausend mal tausend, acht hundert und fünf und zwanzig tausend Pfund. Die Mannschaft belief sich auf tausend und sechzig Mann. Alle Nachrichten, die er, bis den 29sten des Brachmonats, von verschiedenen englischen, oder holländischen Schiffen, die ihm begegneten, einzog, machten ihm eine Vorstellung von einem blutigen Kriege. Von Lissabon waren ungefähr acht und zwanzig Schiffe ausgefahren, um auf die Fahrzeuge dieser beyden Völker zu kreuzen. Vier Gallionen, und sieben holländische Schiffe, hatten einander bereits eine grausame Schlacht geliefert. Nach derselben trenneten sich zwey holländische Schiffe von den übrigen, und stießen zu Caerdens Flotte. Die Spanier hatten zwey englische Schiffe weggenommen, die aus Ostindien kamen, und einen holländischen Caper, von welchem man erzählete, daß sie das ganze Schiffsvolk auf demselben hätten aufhenken lassen. Einige sagten aber doch, sie hätten ihnen nur die Nasen und Ohren abschneiden lassen *y*).

Abfahrt aus dem Texel.

Kriegerische Zeitung.

Caerden, der nunmehr durch die beyden Schiffe, die zu ihm gestoßen waren, verstärkt worden war, fürchtete sich so wenig vor dem Feinde, daß er vielmehr einige Zeit anwendete, die Gallionen aufzusuchen. Hernach ließ er aber dieses Unternehmen fahren, und setzte seine Fahrt fort. Den übrigen Theil des Jahres, und die beyden ersten Monate des folgenden, brachte er damit zu, daß er die Hindernisse zu überwinden suchte, welche die Winde, und die Seestillen, wechselsweise, seiner Schiffahrt entgegen setzeten. Den 13ten des Herbstmonats kam er an das Vorgebirge Lopez, auf der Küste von Gvinea *z*), und den 6ten des Wintermonats auf die Rhede von Annobon, wo er von den Einwohnern wohl aufgenommen wurde. Den 1sten Jenner gelangete er auf die Höhe bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und den 12ten März sah er die Ilhas primeras liegen, wo aber die Ströme das Landen gefährlich machen.

Fahrt bis nach Mozambick.

Er hatte nicht ohne Ursache sein Unternehmen sobald aufgegeben, um die Portugiesen an ihren eigenen Küsten aufzusuchen. In seinen Verhaltungsbefehlen war ihm anbefohlen, sie in Mozambick zu beunruhigen, und auch einen Angriff auf das Fort zu wagen. Dieser Platz war einer von den besten, welche die Portugiesen in Indien hatten; er hatte eine starke Besatzung, und war mit Lebensmitteln vollkommen wohl versehen. Die Insel, worauf er sich befindet, ist klein, und liegt eine starke halbe Seemeile von dem festen Lande ab, in einem Meerbusen, wo das feste Land weiter in die See hinein geht, als die Insel selbst. Vor dieser Insel aber liegen zwo andere, mit Namen St. Jacob, und St. Georg. Diese liegen in einer geraden Linie, mit dem in die See hervorragenden festen Lande, und machen die Straße denenjenigen verdächtig, welche sie nicht kennen *a*).

Caerden hat Befehl, die dasige portugiesische Festung anzugreifen.

 Die

z) Wir müssen einige nützliche Anmerkungen nicht vorbeygehen. Dieses Vorgebirge, welches in einem starken Grade der Breite liegt, ist nicht ohne Gefahr. Auf der innern Seite findet man guten

Caerdens zweyte Reise. 1607.

Verhaltungsbefehle, die er seinen Leuten ertheilet.

Die holländische Flotte hatte Lootsmänner, die in diesen Gewässern erfahren waren. Ehe sie aber Caerden zu seinen Absichten brauchte, las er dem Schiffsvolke den Punct in seinen Verhaltungsbefehlen vor, der die Aufführung, die sie zu Lande beobachten, und die Waffen, die sie daselbst führen sollten, anbetraf. In einem andern Puncte ward ihnen, bey Leibesstrafe, verbothen, den Indianern auf der Insel Mozambick einiges Leid zuzufügen, den Weibern ungebührlich zu begegnen, die Häuser und das Getraide anzuzünden, und etwas gekochtes auf dem Lande zu essen, aus Furcht vor Gifte, weil die Portugiesen den Ruhm hatten, daß sie sich oftmals dieses Mittels bedienten, um sich ihrer Feinde zu entledigen *b)*. Nach dieser Erklärung rückte die Flotte gegen das Fort an, und den 29sten März befand sich Caerdens Schiff im Angesichte desselben. So bald die Besatzung es entdecket hatte, schoß sie auf dasselbe, erreichte es aber niemals. In der Rhede lagen zwo Caracken, und ein anderes kleines Schiff. Der übrige Theil der Flotte folgte dem Befehlshaber, und warf, gegen Abend, mit ihm Anker, wo ihn die Canonen nicht erreichen konnten.

Er bemächtiget sich drey portugiesischer Fahrzeuge.

Den folgenden Tag, mit Anbruche desselben, brachte man auf den Boegspriet die Hacken zum entern; man spannete das Schanzkleid auf, und setzete alles in Bereitschaft, um die Caracken anzugreifen. Als man sich aber, ungeachtet des beständigen Feuers aus dem Forte, denselben näherte: so sah man, daß in den drey Fahrzeugen gar niemand war. Sie wurden durch die Kähne und Schaluppen fortgezogen; und indessen machte die Besatzung ein Feuer aus den Flinten, weil man so nahe war, daß die Canonen nicht schaden konnten. Der Hauptmann eines holländischen Schiffes, mit Namen Ceylan, wurde durch einen Schuß getödtet. Das ganze grobe Geschütz auf der Flotte aber spielete lange Zeit sehr heftig.

In der Nacht bekam man Zeit, den Schiffsrath zu versammeln. Man beschloß, morgen zu landen. Zugleich näherten sich dem Forte zwey Schiffe, sowohl, um es, ohne Unterlaß, zu beschießen, als auch, um die Einwohner zu verhindern, daß sie sich nicht in die schönen Häuser begeben könnten, die um dasselbe herum stunden, einen großen Raum einnahmen, und auf die Vermuthung brachten, daß die Insel stark bevölkert seyn müßte. Der Tag wurde aber nur mit den Zurüstungen zugebracht. Da die Besatzung sah, daß niemand ausgestiegen war: so zog sie, gegen Abend, mit fliegenden Fahnen aus, weil sie befürchtete, die Landung möchte auf die nächstfolgende Nacht verschoben worden seyn, und blieb, bis es Tag wurde, in dem Dorfe, wo sie sich tapfer wehren wollte *c)*.

Caerden

guten Grund: aber nicht gegen über. Diejenigen, die an der ostlichen Küste, von dem Vorgebirge abgekommen sind, müssen wiederum die Küste besegeln, und vor demselben vorbey fahren: denn die Ströme laufen ordentlich gegen Norden; und man hat viel Mühe, sie zu überwinden. Längst an dem Vorgebirge hin, gegen Süden von dem Rio de Gaban, liegt zwo Seemeilen weit vom Lande, eine Sandbank, die sehr eben ist, und welcher man mit großer Vorsichtigkeit ausweichen muß. Wenn man vor der Pferdeinsel vorbeysegelt: so läuft man wider die französische Bank; und dieser muß man ebenfalls ausweichen: denn bey hoher Fluth findet man hier, an gewissen Orten, nur drey Faden tief Wasser. Noch eine dritte Bank fängt sich nahe am Lande an, und erstrecket sich in die See hinaus. Diese muß man nicht weniger sorgfältig vermeiden. Man kann solches auch leicht thun, weil man den weißen Sand entdecken kann. Wenn man in der rechten Rhede ankern will: so muß dieses nahe bey dem verdorreten Baume geschehen, wo zehn bis zwölf Faden tief Wasser, und ein guter Ankergrund ist. Will man aber an der Spitze des Vorgebirgs Anker werfen: so muß es in einem Grunde von dreyßig Faden geschehen, und da ist man ganz nahe am Lande. Nahe bey dem krummlaufenden

Caerden hatte angeordnet, daß die Landung den 1sten des Aprilmonats früh geschehen sollte. Die meisten von seinen Leuten wurden unter tausend Flintenschüssen an das Land gesetzet; wobey aber doch keiner um das Leben kam. Am Ufer fanden sie so wenig Widerstand, daß sie vielmehr von einigen Schwarzen wohl empfangen wurden. Diese legten ihre Waffen zu den Füßen des Admirals, bathen ihn um Gnade, und nenneten sich elende Leibeigene. Caerden gab ihnen Befehl, in ihre Wohnungen zurück zu kehren, und ließ seine Leute in Schlachtordnung durch das Dorf ziehen. Er fand dasselbe gut gebauet, und in Gassen eingetheilet, die ihm das Ansehen einer Stadt gaben. Hernach lagerte er sich vor dem Kloster des heiligen Dominicus, welches unter den Canonen der Festung liegt. Man hörte auf, auf sie zu schießen. Indessen schlossen sie, ohne nachzuforschen, woher diese Veränderung kommen möchte, den Platz so enge ein, daß niemand hinein oder heraus kommen konnte. An eben diesem Tage schickte man einen Haufen ab, welcher die Negern im Dorfe entwaffnen, und ihre Waffen zerbrechen sollte, welche nur in Assagayen, Pfeilen, und anderm Gewehre, bestunden. Alle Einwohner, die man daselbst antraf, wurden in die Kirche gesperret, welche sonsten zu einer Festung gedienet hätte, und man stellete eine gute Wache vor dieselbe *d*).

Caerdens zweyte Reise. 1607.

Die Holländer landen.

Nunmehr bekam die Belagerung ein ordentliches Ansehen, und wurde vier Wochen lang fortgesetzt. So wohl bey dem Angriffe, als bey der Vertheidigung, wurde gleicher Muth gezeiget. Weil aber die Krankheiten so häufig einzureißen anfingen, daß man in dem holländischen Lager täglich dreyßig bis vierzig Kranke an Bord schicken mußte: so fand sich der Admiral dadurch genöthigt, auf seine eigene Erhaltung bedacht zu seyn. Zu Anfange des Maymonats ließ er sein Geschütz wiederum einschiffen, und schrieb an den Befehlshaber im Forte, ob er die portugiesischen Häuser im Lande durch ein Lösegeld retten wollte? Die Antwort darauf war so unhöflich, daß die Holländer noch an eben diesem Tage die drey Schiffe, die sie weggenommen hatten, und alle Barken, welche sie antreffen konnten, verbrannten. Alle Cocusbäume wurden umgehauen; und in den folgenden Tagen verbrannten sie die Häuser, ohne die Kirchen zum heiligen Gabriel und zum heiligen Dominicus davon auszunehmen *e*). Verursachten sie aber schon ihren Feinden alles Uebel, welches sie sich nur einbilden konnten: so mußten sie auch dafür von den Canonen der Festung leiden, unter welche sie kommen mußten, wenn sie aus der Rhede heraus wollten *f*). Der Zirickſee, eines von ihren Schiffen, stieß an, und blieb unter der Ebbe unbeweglich sitzen. Man that auf ihn über siebenzig Schüsse; und diese richteten ihn so übel zu, daß sich

Vierwöchentliche Belagerung.

Die Holländer finden sich genöthigt, abzuziehen.

laufenden Flusse, und über den verdorreten Baum hinaus, findet man schön süßes Wasser. A. d. 577 Seite.

a) Zwischen diesen beyden letzten Inseln, welche wüste liegen, und dem festen Lande, muß man hindurch fahren. Die Inseln muß man zur rechten, gegen Süden, und das feste Land zur linken, gegen Norden, liegen lassen. Man kann bis an das Fort fahren, ohne einen Lootsmann nöthig zu haben, weil hier eine zulängliche Tiefe ist, und man die Bänke und Untiefen gegen dem festen Lande zu deutlich sehen kann. Der Ankerplatz ist zwischen dem Forte, und dem festen Lande, einen Steinwurf weit von dem festen Lande; und die Schiffe liegen daselbst vor allen Winden gesichert, wie in einem Hafen. A. d. 589 S.

b) A. d. 578 Seite.

c) A. d. 580 u. f. Seite.

d) Wir lassen hier eine Erzählung aus, worinnen wir nichts nützliches antreffen.

e) A. d. 588 und vorhergeh. S.

f) Wenn man aus der Rhede in die offene See will, vor dem Forte vorbey, unter welches man kommen muß: so besegelt man das Vorgebirge gegen Südosten, jedoch etwas mehr gegen Osten: denn nicht weit davon ist eine Klippe, der man auswei-

Caerdens zweyte Reise. 1607.

sich der Admiral gezwungen sah, ihn auszuladen und zu verbrennen. Die meisten übrigen Schiffe waren ebenfalls von so vielen Schüssen durchlöchert, daß sie gezwungen wurden, an einem Orte zu ankern, wo sie von den Canonen nicht erreichet werden konnten, und sich in den Stand zu setzen, daß sie auf den comorrischen Inseln Erfrischungen einnehmen könnten *g*).

Verwüstungen, die sie anrichten. Sie verliehren ein Schiff.

Die Holländer hielten sich sechs Wochen lang auf der Insel **Mayotta** auf. Mit ihren Kräften erneuerte sich auch ihr Haß. Gegen das Ende des Heumonats kehreten sie an die Küste von Mozambik zurück. Sie hoffeten, Caracken anzutreffen, welche man um diese Jahreszeit daselbst erwartete. Als sie sich dem Forte näherten, sahen sie auch in der That drey solche Fahrzeuge vor Anker liegen. Es war ihnen aber, ob sie sich schon heftig bemüheten, unmöglich, genug Vortheil über sie zu erhalten, daß sie dieselben hätten angreifen können. Viele, welche sie in Nachen gefangen bekamen, meldeten ihnen, die Portugiesen erwarteten noch drey andere, die in der Gegend des Vorgebirges der guten Hoffnung von den übrigen abgekommen wären. **Caerden** hoffete, daß ihm wenigstens eine davon in die Hände fallen würde, und kreuzete über drey Wochen lang zwischen dem festen Lande und den Inseln herum. Endlich aber waren ihm die Winde und die Ströme so zuwider, daß man im Schiffsrathe den Entschluß fassete, die Reise fortzusetzen.

Sie nehmen an der indianischen Küste eine Caracke weg, und verbrennen sie.

Gegen das Ende des Herbstmonats entdeckte man die indianische Küste. Den 2ten des Weinmonats steuerten sie gegen das Land zu, und liefen in den Fluß **Sifarnon** ein, vier Seemeilen gegen Süden von **Danda**, und sieben bis acht Seemeilen gegen Norden von **Dabul** *h*). Nachdem sie daselbst Erfrischungen eingenommen hatten: so giengen sie den 6ten des Weinmonats wiederum unter Segel, in keiner andern Absicht, als sich den Handlungsplätzen zu nähern. Den 10ten aber entdeckten sie ein Segel, welches an der Küste hinfuhr, und nach Goa zu wollte, wovon es nur noch zwo Seemeilen entfernet war. In kurzem sah man, daß es eine Caracke war. Sie wurde so hart verfolgt, daß sie an dem Lande scheiterte, wohin sie zu weichen gezwungen worden. Es war der Admiral von den drey Fahrzeugen, welche bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung von der Flotte abgekommen waren. Diese Caracke war mit drey hundert Mann besetzt gewesen, die aber jetzo bis auf hundert geschmolzen waren, wovon die meisten sich auch noch krank befanden: denn sie war schon acht Monate lang auf der See gewesen, und hatte diese Zeit über nicht die geringsten Erfrischungen erlangen können. Ihre Last war sieben hundert Tonnen, und ihre Ladung bestund in Oele, Wein und Silber. Das Schiffsvolk wurde heraus genommen, und ans Land gesetzet, ausgenommen der Admiral, den man gefangen zurück behielt. Man

ausweichen muß. Eben so wenig darf man sich den Bänken nähern, die sich auf der Seite des festen Landes befinden; wenigstens nicht unter vier oder fünf Faden Wasser. Man muß aber, so viel möglich ist, acht bis neun Faden zu erreichen suchen, bis man vor dem Forte vorbey ist. Alsdenn kann man ganz wohl unter den kleinen Inseln in einer Tiefe von acht bis neun Faden ankern, und vor allen Winden sicher seyn.

g) A. d. 596 S.

h) A. d. 601 S.

i) A. d. 602 S.

k) A. d. 603 S.

l) Will man **Bardes** finden, wenn man die Zuemadas gegen Süden hat: so muß man sich am Lande halten, und südhalbsüdostlich oder südsüdostlich längst an der Küste hin fahren, nachdem man dem Lande mehr oder weniger nahe ist. Wenn man sie aus dem Gesichte verlohren hat: so entdecket man gegen Osten eine hohe Landspitze, worauf ein weißer Thurm steht; und gegen Süden ein hohes Vorgebirge, worauf man ein Kloster gebauet

Man gab einem jeglichen zwey Stück von Achten, damit er bis nach Goa kommen könnte. Die Güter wurden auf die Flotte gebracht: alles übrige aber den Flammen aufgeopfert *i*).

Caerdens zweyte Reise. 1607.

Also hatten die Holländer einem glücklichen Zufalle eine reiche Beute zu danken, die sie unter tausenderley Gefahrlichkeiten vergeblich gesuchet hatten. Den 17ten ankerten sie in der Mündung des Flusses Goa, und fanden daselbst die drey Caracken, deren Admiral sie letzthin verbrannt hatten. Ihre Begierde zu diesem neuen Raube erkaltete aber, da sie sahen, wie schwer es war, sich denselben zu nähern. Sie lagen nebst andern Fahrzeugen unter dem Forte: und außerdem wußte Caerden auch schon, daß sie bereits ausgeladen waren *k*). Den 20sten des Weinmonats ankerte die Flotte unter den kleinen Inseln **Zuemadas**, welche zwo Seemeilen vom festen Lande durch acht oder neun Felsen gebildet werden *l*). Die Holländer hätten keine bequemere Stellung erwählen können, um alle portugiesische Fahrzeuge zu überfallen, welche nach Goa wollten. Nachdem sie sich aber zehn Tage lang daselbst vergeblich aufgehalten hatten: so erwog der Schiffsrath, daß die Zeit, in welcher die übrigen Caracken anlangen sollten, verflossen wäre; man ließ daher den Anker lichten, und kreuzete in diesen Gewässern herum, bis an **Pinanni**, wo man den 15ten des Wintermonats sechs bis sieben Seemeilen von Calecut ankerte. Dieses ist eine Festung des Samorin, und von Kieselsteinen aufgeführet.

Inseln Zuemadas.

Dieser Fürst befand sich zwar damals an der Spitze seiner Völker, und Caerden war berichtet worden, daß er mit den Portugiesen Krieg führete: die Holländer urtheileten aber dennoch, daß sie sich wenig auf seine Freundschaft verlassen dürften, weil er Schwierigkeit machte, der Flotte Wasser und Lebensmittel zu bewilligen; weil sie einige portugiesische Fusten ungehindert an die Küste anlaufen sahen, und aus andern Gründen mehr. Indessen ließen sie ihren Argwohn nicht merken. Sie schiffeten an der malabarischen Küste hin, fuhren vor Cochin, und segelten von hier, bis an das Vorgebirge Comorin. Hier geriethen sie in Gefahr, an einem Felsen zu scheitern, der gleiche Höhe mit dem Wasser hat, und dem Rücken eines Wallfisches gleicht *m*). Die Insel Ceylan, welche sie hierauf besuchten, gab ihnen keine Gelegenheit, den Portugiesen zu schaden. Weil auch jetzo der Monson bald zu Ende gieng: so wurden sie dadurch verhindert, Malaca zu beunruhigen, und entschlossen sich, gegen Bantam zu zu steuern.

Die Holländer setzen ein Mistrauen in den Samorin.

Dieser ungewisse Lauf, nach welchem man sie eher für Seeräuber und Freybeuter, als für Kaufleute, hätte halten sollen, scheint sich auf gewisse Verhaltungsbefehle der Gesellschaft zu gründen, worinnen einen von ihren Admirälen anbefohlen wurde, mehr auf den Krieg, als auf die Handlung bedacht zu seyn *n*). Rechtfertigen sie aber nicht auch das

Unschlüßigkeit Caerdens, und Urtheil, welches Matelief von ihm fället.

bauet hat. Dieses ist ebenfalls weiß; und zwischen den beyden Vorgebirgen ist der Fluß. Wenn man nahe dabey ist: so sieht man dicht an der Küste zwo bis drey kleine Inseln, drey Seemeilen weit von dem Vorgebirge Bardes, worauf der weiße Thurm steht. Dieses wird das Vorgebirge Bardes genennet, und ist die nordliche Spitze, wenn man in den Hafen einläuft. A. d. 634 S.

m) Das wahre Vorgebirge Comorin ist eine kleine Landspitze, die anfangs nur ein wenig erhaben, weiter hin aber sehr bergicht ist. Am Ende desselben sind drey oder vier Höhen, die von einander getrennet zu seyn scheinen, wenn man von Norden kömmt, und welche man für eben so viele Inseln hält, weil man das niedrige Land unten nicht sehen kann. Der Felsen, wo die Holländer beynahe umgekommen wären, liegt eine kleine Seemeile vom Lande. Ein anderer liegt einen kleinen Canonenschuß weit vom Lande, und raget beständig über dem Wasser hervor. Die Schiffahrt ist also hier bey Tage nicht ohne Gefahr; und in der Nacht muß man sich zwo bis drey Seemeilen weit von der Küste entfernet halten. A. d. 651 S.

n) Man sehe oben das Tagebuch Mateliefs.

Caerdens zweyte Reise. 1608.

das Urtheil, welches Matelief in der vorhergehenden Erzählung von Caerden fället, und die nicht allzu vortheilhafte Meynung, die er von seiner Klugheit hegte? Es scheint bisher nicht, daß er sich im geringsten um die neuen Niederlassungen der Holländer bekümmert, oder es für seine Pflicht gehalten habe, ihnen beyzustehen. Diesen Vorwurf machete ihm Matelief zu Bantam. Man hat in dem Tagebuche dieses großen Mannes gesehen, daß er nichts gesparet hat, um Caerden zu einer Fahrt nach den moluckischen Inseln zu bewegen; und daß er sich bestrebet hat, ihm zu zeigen, wie der vornehmste Nutzen der Gesellschaft damals erforderte, Amboina und die Molucken zu erhalten.

Ungeachtet der Kaltsinnigkeit, womit er einen so klugen Rath angenommen hatte, verhielt er sich doch demselben gemäß. Den 10ten Jenner 1608 verließ er Bantam, und warf an der Küste **Pulo Panian** Anker. Von hier gelangete er den 29sten des Hornungs an die südliche Spitze von Celebes, die von einem hohen Berge gebildet wird, der eine niedrige Landspitze gegen Westen machet. Den 3ten März fuhr er vor der Insel **Cabone** vorbey, welches ein bergichtes Land acht bis neun Seemeilen gegen Nordnordosten von Botton ist, und traf hierauf zwey holländische Schiffe an; eines von seiner eigenen Flotte, mit Namen **Patane**, welches er nach Celebes geschickt hatte, um daselbst Reiß zu laden; das andere, mit Namen **Erasmus**, von der Flotte Mateliefs, welches eine spanische Fregatte mit sich führete, die mit Lebensmitteln nach Ternate hatte gehen wollen, und welche es an der Küste von Celebes weggenommen hatte. Die Spanier, welche zu Ternate von den Holländern gedrückt wurden, hatten diese Fregatte nach Malaca geschickt, um daselbst Hülfe zu suchen *o*).

Er trifft zwey holländische Schiffe an.

Die Flotte langet vor Amboina an.

Nachdem sie vor der Insel Botton, und Abends vor einer von den kleinen Inseln **Cabincos**, zwischen welchen die Flotte in der Nacht hindurch fuhr *p*), vorbey gesegelt waren: so entdeckten sie den 8ten das östliche Ende der Insel **Burro**; und den 10ten warfen sie vor dem Forte in Amboina Anker. Ob schon die Ruhe der Holländer auf dieser Insel nicht gestöret worden war: so brachte doch Caerden mit den Einrichtungen wegen der Handlung und wegen der neuen Niederlassung zween Monate zu.

Sie geht nach Ternate.

Er erhielt daselbst einen Gesandten aus Ternate von dem jungen Könige, dessen Vater von den Spaniern entführet, und nach Manilla gebracht worden war. Drey Galeeren und einige spanische Junken, die er hier vor Anker liegen sah, als er den 18ten daselbst anlangete, hielten ihn nicht ab, vor dem holländischen Forte **Malega** zu ankern. Er fand hier die Schiffe, **Geldern**, **die kleine Sonne** und **die junge Taube**, von der Flotte Mateliefs, nebst der spanischen Fregatte, die von dem **Erasmus** weggenommen worden war *q*).

Unkräftige Versuche zu Tidor und zu Ternate.

Bey dem Anschlage, den Caerden auf die feindlichen Forts in Ternate und in Tidor machete, hoffete er, seine Macht verbergen zu können, wenn er sich unschlüßig und langsam stellete; solchergestalt aber gedachte er die Spanier zugleich zu Lande zu überfallen, und auch zur See anzugreifen. Er wurde aber von einigen indianischen Ueberläufern verrathen,

o) Das Volk auf dem **Patane** hatte in Celebes einen Mann aus den Niederlanden gesehen, der sich schon zehn Jahre lang auf dieser Insel aufgehalten, und seine Muttersprache dergestalt vergessen hatte, daß er sie kaum noch verstehen, und auf die an ihn gethanen Fragen antworten konnte. Er stund sehr wohl bey dem Könige; und dieser wollte ihn auch nicht weglassen.

p) Sie liegen sechs Seemeilen von einander. Wenn man sich ihnen nähert: so kann man die großen und hohen Inseln sehen, die gegen Norden von Botton liegen: denn die nordlichste liegt gegen Nord

Caerdens zweyte Reise. 1607.

chen, die seine Zurüstungen ausplauderten. Der Feind machte eine so tiefe Verschanzung, daß die Holländer ihren Weg längst an dem Ufer hin abgeschnitten fanden. Im Lande wurden sie nicht weniger durch ein dickes und undurchdringliches Gehölze aufgehalten. Die spanischen Galeeren zogen sich unter die Canonen ihrer Festung in Tidor. Endlich machte die Beschaffenheit der Orte alle Unternehmungen zu nichte. Die Spanier bestrebten sich nicht, ungeachtet ihrer Großsprechereyen r), ihren Feinden entgegen zu gehen. Aus allen Bewegungen der Rache und des Hasses entstunden bloß einige kleine Gefechte zwischen den Schaluppen und Caracoren.

Machian wird von den Holländern angegriffen.

Der Admiral wurde durch allerhand Hindernisse abgeschrecket, und fassete den Entschluß, ein besseres Glück vor **Machian** zu suchen. Diese Insel liegt acht bis neun Seemeilen von Ternate; und weiter ist sie auch nicht von Tidor entfernet. Sie bringt unter allen moluckischen Inseln die meisten Würznelken hervor. Die Spanier hatten daselbst auch ein Fort; und Caerden hatte von Mateliefen gehöret, daß die Einwohner daselbst den Holländern sehr geneigt wären. Fünf Fahrzeuge und ein großer Theil Volk aus allen Schiffen wurden zu dieser Unternehmung ausgeschickt. Der übrige Theil der Flotte, der in fünf großen Schiffen bestund, blieb vor Tidor liegen s).

Festigkeit des Forts.

Den 20sten ankerten diese abgeschickten Fahrzeuge an der Küste von **Machian**. Die Landung geschah den folgenden Tag mit vieler Gefahr, weil das Ufer sehr ungleich ist. Das Fort, mit Namen **Taffaso**, lag auf einem Felsen. Man konnte nur auf drey steilen Wegen hinauf kommen; und die Zugänge waren mit Canonen und Steinstücken wohl verwahret. In allen übrigen Orten hatte man Fußangeln gelegt, und diese machten den Zugang unmöglich t).

Es wird angegriffen.

Den Holländern war nicht unbekannt, mit was für Vorsicht man sie erwartete. Sie theileten sich in drey Haufen, und rückten auf allen drey Wegen zugleich an. Der Statthalter in Maleya fing den Angriff auf dem ersten an, welcher der ebenste war. Ein Hauptmann von der Flotte übernahm den zweyten; und der Admiral, der ebenfalls ans Land gestiegen war, gesellete sich zu ihm. Ein anderer Hauptmann nahm den dritten auf sich. Die Belagerten schienen ihre vornehmste Macht am ersten Wege versammelt zu haben. Neun Holländer wurden hier verwundet. Ein anderer wurde eben daselbst durch eine Canonenkugel getödtet; und die übrigen wurden durch einen muthigen Ausfall zurück getrieben. Indem aber die Spanier auf dieser Seite beschäfftigt waren, rückte Caerden mit seinem Haufen auf einem andern Wege an, wo er, ungeachtet der wiederholten Schüsse aus einer Canone, die ihn dreymal zum Weichen brachte, bis an das Thor rückte, und sich durch den Tod von zwanzig oder dreyßig Mann, die es vertheidigen sollten, davon Meister machte.

Es wird mit Sturme eingenommen. Schicksal der Besatzung.

Der Statthalter in Maleya, der sich in guter Ordnung zurück gezogen hatte, nachdem er abgetrieben worden war, folgte dem Admirale auf dem Wege, den er sich geöffnet hatte, und unterstützte ihn so nachdrücklich, daß sie endlich den Platz mit Sturme einnahmen. Da diejenigen, welche auf dem ersten Wege einen Ausfall gethan hatten, die Holländer

Nord halb nordwesten, siebenzehn bis achtzehn Seemeilen von dem nordlichen Ende von Botton, und gegen West halb nordwesten von den nordlichsten Inseln Cabincos, in einer Entfernung von sechzehn Seemeilen.

q) Auf der 656 Seite.

r) A. d. 658 S.

s) Eben daselbst.

t) A. d. 659 und vorhergeh. S.

Caerdens zweyte Reise. 1607.

länder in dem Platze fanden, als sie in denselben zurück kehren wollten: so waren sie weiter auf nichts bedacht, als in das Gehölze zu fliehen. Sie liefen aber selbst in die Fußangeln, die sie gelegt hatten; und die Negern, welche sich mit den Holländern verbunden hatten, schlugen alles todt, was das Unglück hatte, in ihre Hände zu gerathen, ausgenommen die jungen Weibsbilder, welche sie zu Leibeigenen macheten. Das Fort wurde geplündert. Doch lösete der Admiral die Würznelken und die Canonen für tausend Stück von Achten ein, die er dem Schiffsvolke versprach. Man zählete in dem Platze acht hundert Innwohner aus Tidor, zween Spanier, und zween Mestizen. Die Holländer verlohren nur einen Mann: bekamen aber viel Verwundete; und fünfe oder sechse von ihnen geriethen unglücklicher Weise in die Fußangeln *u*).

Caerden fand das Fort in ziemlich gutem Stande. Das Geschütz bestund aus vierzig Steinstücken, zween großen Canonen, und drey Falconetten. Eine große Anzahl Einwohner erhielt Gnade, indem sie dem Könige von Ternate den Eid der Treue leistete, und die Ruhe wurde wieder hergestellet, um wenigstens so lange zu dauern, als die holländische Flotte bey diesen Inseln blieb. Die Fahrzeuge, welche vor Tidor geblieben waren, legten sich nebst den andern im Angesichte des Forts vor Anker. Sie hatten weiter keine Absicht, als alle die Würznelken einzunehmen, welche sich auf der Insel befanden.

Sturm, worinnen zwey Schiffe verlohren gehen.

Wenig Tage nach diesem Unternehmen aber, da man eine außerordentliche Windstille hatte, fing das Meer auf einmal an, sich zu bewegen, und schlug bald mit solcher Heftigkeit, daß alle Schiffe von der Flotte gegen das Ufer getrieben wurden, ohne daß es möglich war, unter Segel zu gehen. Der Sturm hielt mit solcher Wuth an, daß zwey Schiffe dadurch untergiengen, wovon man nichts weiter retten konnte, als einen Theil von der Ladung. Darauf brach der feuerspeyende Berg auf der Insel Tidor mit einem entsetzlichen Knalle auf, und man sah Flammen heraus fahren, worauf ein sehr dicker Rauch folgte *x*).

Dieser seltene Zufall wurde von den Spaniern und Indianern auf verschiedene Art ausgelegt. Die Holländer, welche eben nicht viel Wunderwerke glauben, sahen dabey nichts, als ein bloßes Spiel der Natur, welches sie nicht verhinderte, die zu ihren Sachen nöthigen und gehörigen Verfügungen zu treffen, und einen Monat darauf *y*) nach Bantam abzureisen, wo sie den 3ten des Weinmonats ankamen. Sie brauchten daselbst sechs Wochen, ihre Ladung vollends einzunehmen, und wurden durch nichts anders, als einen unversehenen Lärm gestöret, welcher ihnen durch das Unglück eines andern verursachet wurde. Da sich einer von den vornehmsten Herren des Hofes den 22sten vermählet hatte: so brachten die Einwohner in einem Auflaufe, wovon uns der Verfasser die Ursache nicht anzeiget, ihren Sabandar um, und gaben den andern Tag seine Bedienung demjenigen, dessen Verheirathung der Anlaß zu dieser Unordnung gewesen war. Die Holländer, welche diesem Feste mit beygewohnet, begaben sich in ihre Factorey, wo sie den ganzen Tag in Waffen blieben.

Der Sabandar wird zu Bantam niedergemacht.

Drey

u) Eben das. und folg. S.

x) Man sehe die besondere Beschreibung von der Insel Ternate. Obgleich dieser feuerspeyende Berg beständig brennet: so stößt er doch selten Flammen und noch weniger Rauch aus.

y) Den 3ten August 1608.

z) Auf der 663 und folg. S. Man bemerke, daß Caerden mit diesem Theile seiner Flotte nicht wieder zurück kam. Das Tagebuch saget nichts davon:

Drey Wochen nachher, nämlich den 15ten des Wintermonats, giengen die Holländer mit fünf reich beladenen Schiffen unter Segel. Sie legten im Jenner bey der Insel Moriz an; den 15ten März erreichten sie das Vorgebirge der guten Hoffnung, und den 3ten April kamen sie auf die Rhede von St. Helena. Weil sie nun von dar lauter guten Wind hatten: so langten sie den 7ten des Augusts in dem Hafen von Fleßingen an z). Rückkehr von fünf holländischen Schiffen.

Verhoeven. 1607.

Das XII Capitel.

Peter Willems Verhoevens Reise nach Ostindien.

Der I Abschnitt.

Verhoevens Verrichtungen und Fahrt bis nach Johor.

Ansehnliche Schiffsrüstung. Wo es für die Flotte am besten zu landen sey. Verhoevens Verhaltungsbefehl. Wasserschlangen. Berathschlagung über die Verhaltungsbefehle. Verhoeven belagert Mozambick; fordert das Schloß auf. Antwort, die er bekömmt. Die Holländer sind des Belagerns müde. Unmenschliche That. Kriegesgallion wird erobert. Standhaftigkeit des portugiesischen Statthalters. Eine Caracke wird bey Goa erobert. Verhoeven geht nach Calecut. Wie er empfangen wird. Geschenk für den Samorin; dessen Kleidung. Verhoeven erhält Gehör. Unterredung der Indianer und Holländer. Anerbiethen des Samorins. Antwort des Admirals. Seine Nachläßigkeit; wird entschuldiget. Beschwornes Bündniß zwischen dem Samorin und den Holländern. Die Holländer kommen in Indien empor. Verhoeven erhält Nachricht von dem Zustande in Malaca; läßt die Belagerung fahren.

Die holländische Handlungsgesellschaft entwarf alle Jahre eine neue Unternehmung. So oft eine Flotte wieder nach Hause kam, so vermehreten sich ihre Kräfte und ihre Einsicht; demnach schien es, sie könnte alles unternehmen, was sie nur selbst wollte, und ihre Feinde wären nicht mehr im Stande, ihre Aufnahme zu hindern a).

Diese Schiffsrüstung kostete zwo Millionen, sieben hundert und sechs und neunzig tausend Livres, und bestund aus dreyzehn Schiffen, darunter einige von tausend Tonnen waren. Die Mannschaft belief sich meistens auf neunzehn hundert Köpfe, und das Geschütz auf drey hundert und sieben und siebenzig Stücke. Lebensmittel waren auf drey Jahre vorräthig. Die Anführung dieser ansehnlichen Macht wurde **Peter Willems Verhoeven** b), aus Amsterdam gebürtig, anvertrauet. Er bestieg das erste Schiff von der holländischen Kammer, als Admiral, und **Franz Wittert** das erste von der seeländischen Kammer, als Viceadmiral. Die Abreise geschah den 12ten des Christmonats 1607. Den 2ten des Hornungs gelangeten sie auf die Höhe der Inseln vom grünen Vorgebirge, und bekamen mit guten Worten Lebensmittel aus der Insel **Majo**. Ansehnliche Schiffsrüstung. 1608.

Unterdessen beschlossen sie, der Gesellschaft zu rathen, sie möchte, um besserer Sicherheit willen, lieber befehlen, daß ihre Schiffe die nöthigen Erfrischungen aus einem Hafen des Wo es für die Flotten am besten zu landen sey.

von: man wird aber die Erklärungen darüber in der folgenden Nachricht finden.

a) Diese Reisebeschreibung hat **Hanns von Moller**, Oberkaufmann auf dem Admiralsschiffe, und Jacob le Fevre, Fiscal der Flotte zu Verfassern. S. Verhoevens Reisebeschr. a. d. 5 S.

b) Man spricht Verhuven aus.

Verhoeven. 1608. des festen Landes in der Gegend vom grünen Vorgebirge holen sollten, weil der Ankergrund daselbst gut, und die Menge von Limonien und Pomeranzen groß sey. Denn, wofern man die Insel Majo zum beständigen Sammelplatze der Schiffe machen wollte: so möchte der König von Spanien seine Gallionen etwan dahin schicken, und diese könnten die holländischen Schiffe desto leichter zu Grunde richten, weil sie nicht anders, als einzeln, einlaufen könnten; dahingegen, wenn man ihnen bald diesen, bald jenen Hafen auf dem festen Lande anwiese, so würde allem Ueberfalle vorgebeuget, und sie kämen deswegen doch nicht von ihrer Straße über die Linie ab, weil die jährlichen Nordostwinde daselbst ebenfalls blasen c).

Verhoevens Verhaltungsbefehl. Der Befehl lautete, man sollte, so bald möglich, über die Linie gehen, und die Schiffe sollten sich, auf den Fall, wenn sie zerstreuet würden, in der Bucht **Verhagen** oder **Augustin** wieder versammeln. Der Verfasser giebt diesen Befehl zwar für einen geheimen aus cc), vermuthlich aber mußte er nicht so geheim gewesen seyn, als ein gewisser anderer Befehl, die portugiesische Flotte anzugreifen, und einen abermaligen Versuch auf das Schloß zu Mozambick zu wagen.

Wasserschlangen. Eine dieser Reisebeschreibung eigene Anmerkung ist, daß die Holländer, nebst andern Fischen, auch eine große Menge **Wasserschlangen** von vier bis fünf Schuhen in die Länge unter der Linie fingen. **Verhoeven** verboth dem Volke deswegen, sich zu baden, weil man von diesen Thieren öfters überraschet wird, und selbige so viel Stärke im Gebisse haben, daß sie einen Menschen unfehlbar unter das Wasser ziehen, wenn sie ihn am Arme oder Beine packen. Sie haben einen weiten Rachen und spitzige Zähne. Man fängt sie mit einem Angel eines Daumens dick, woran ein Stück Fleisch hängt. Doch richtet man sich des Köders wegen nicht so wohl nach dem Geschmacke der Schlange, als vielmehr eines gewissen kleinen Fisches, der allezeit voraus schwimmt, und zuerst an dem Köder saugt. Wiederfährt nun selbigem nichts Leides, so machet sich die Schlange weiter kein Bedenken, sondern verschlucket den Köder benebst dem Angel auf einen Bissen. Viele Matrosen aßen sie nicht; andere hingegen befanden das Fleisch einer Wasserschlange sehr wohlgeschmackt. Man hieb ihr den Bauch auf, nahm das Eingeweide heraus, und warf es in die See. Sogleich waren andere Wasserschlangen darüber her, und verschlungen es d).

Wegen der vielen Kranken mußte der Admiral an der Insel **Helena** stille liegen, und kam also das Vorgebirge der guten Hoffnung erst den 27sten des Brachmenats vorbey. Man rathschlaget über die Verhaltungsbefehle. Einige Tage hernach entstund ein gewaltiger Sturm. Den 23sten August versammelte er den Schiffsrath, um über die geheimen Befehle zu berathschlagen, nach welchen man die portugiesische Flotte aufsuchen sollte. Es kam vorjetzo nur darauf an, ob man ihr auf der Höhe von siebenzehn Grad und vierzehn Minuten, wo man damals war, auflauern, oder ob man die comorrischen Inseln zu dieser Absicht wählen wolite? Einer von den Artikeln verboth der Flotte, sich auf der Höhe von Mozambick sehen zu lassen, damit der Anschlag nicht verrathen würde: doch die Herren Bewindhebber hatten hierbey einen Umstand außer Acht gelassen. Man mußte nämlich zuvor wissen, ob die Caracken nicht bereits in dem Hafen zu Mozambick lägen? Denn gesetzt, sie befänden sich da: so war es der Flotte wegen

c) A. d. 6 Seite.

cc) Vermuthlich wollte er sagen, dieser Punct sey zwar in den geheimen Verhaltungsbefehlen gestanden, aber weiter kein sonderliches Geheimniß gewesen.

d) A. d. 10 und 11 S. Vielleicht waren es Hayen.

gen der Größe ihrer Schiffe, und wegen der widerwärtigen Winde und Ströme bey dieser Jahreszeit, unmöglich, wider derselbigen Willen in den Hafen zu kommen. Wären sie nicht da: so konnte man nicht besser thun, als daß man daselbst auf sie wartete, und unterdessen das Schloß angriffe. Dieser Schluß wurde einmüthig beliebet, und alle Anstalt zur Landung gemachet.

Verhoeven. 1608.

Den 28sten erreichete man die Höhe des Schlosses. Auf der Rhede lag nur eine einzige Caracke, nebst zwey kleinen Fahrzeugen, die man noch selbigen Tag wegnahm. Die Caracke hatte daselbst überwintert, und war seit kurzem nach Goa ausgerüstet worden. Ihr Geschütz bestund in fünf und dreyßig eisernen Stücken. Sie war mit spanischem Tuche, Rasch, Sarsche, Elephanten- und Seepferdzähnen, Ebenholze, Weine, Oele und einiger andern Waare beladen. Die Gefangenen wurden auf die Flotte vertheilet. Die beyden andern Fahrzeuge waren leer, und einige andere von gleicher Größe an einem Orte, wozu man nicht kommen konnte, ans Land gezogen *e*).

Verhoeven rüstet sich zur Belagerung Mozambick.

Nach dieser Verrichtung ließ der Admiral die rothe Flagge wehen, und das Ausschiffen geschah noch an diesem Tage ohne die geringste Hinderniß. Das holländische Kriegsvolk zog durch den Wald und Flecken *f*) nach dem Schlosse, und lagerte sich im Garten des Dominicanerklosters, rings um die Kirche. Des andern Tages eröffnete man die Laufgräben, und kam damit bis an das Schloß. Es gieng dabey so ruhig zu, daß sich der Admiral darüber wunderte. Doch die Belagerten ließen nunmehr ihr großes und kleines Geschütz hören; zugleich thaten sie einen heftigen Ausfall, trieben die Holländer zurück, und tödteten einige. Dem Ansehen nach trotzeten sie auf die Stärke ihrer Mauern *g*), und machten sich nicht viel aus dem Angriffe, weil sie vorher sahen, er werde nicht lange währen. Hierauf ließ **Verhoeven** zwo ordentliche Batterien aufwerfen, und legte vier Schaluppen vor das Schloß, um den Zugang auf der Wasserseite zu sperren.

Den 4ten August schickte er einen Trompeter mit einem Aufforderungsschreiben an den Statthalter, Don **Estevan d'Atayda**. Die Antwort lautete, der Statthalter hätte keine Lust darzu, den Platz so geschwind zu übergeben, der ihm von dem Könige anvertrauet sey. Wollten sie ihn einnehmen, so müßten sie es anders angreifen; denn **zu diesem Tanze gehörte mehr, als ein neu Paar Schuhe.** Die Antwort war nur von einem Hauptmanne unterschrieben, weil sich der Statthalter zu gut darzu dünkete *h*). Obgleich wenig Lebensmittel in dem Schlosse waren: so hatte man doch dem Trompeter eine große Menge Zwieback und Pomeranzen vorgesetzt, damit die Holländer den Mangel nicht merken sollten. Gleichfalls trieb man Ziegen und Schweine in seiner Gegenwart auf den Wall, als ob sie die große Menge im Stalle nicht bergen könnten. Endlich fielen sie aus, jagten die Belagerer aus den Laufgräben, eroberten zwo Trummeln, einige Musketen, und zogen sodann in schönster Ordnung wieder nach Hause. **Verhoeven** ließ im Grimme über diesen Verlust noch eine Batterie aufrichten, und Minen anlegen: allein die Portugiesen machten dieser Arbeit mit einigen Feuertöpfen bald ein Ende *i*).

Fordert das Schloß auf. Antwort, die er bekömmt.

Obgleich des Verfassers Erzählung nicht allemal ordentlich und deutlich ist: so ist sie doch sehr aufrichtig. Er gesteht, daß die Holländer die Belagerung nach vierzehen Tagen

Die Holländer sind des Belagerns müde.

e) A. d. 21 und vorherg. Seite.

f) In der zweyten Reise des Caerden wird er ein Dorf, oben aber eine Stadt genennet.

g) Das Schloß hatte vier Bollwerke, und drey Wälle.

h) A. d. 24 Seite.

i) Eben daselbst.

Verhoeven. 1608.

gen aufgaben, und ihr Geschütz wieder einschiffeten. Mit gleicher Offenherzigkeit berichtet er auch eine Begebenheit, die ihrer Leutseligkeit wenig Ehre bringt. Ein Soldat gieng den 15ten August zu den Portugiesen über. Der Admiral ließ seine Auslieferung durch einen Trompeter verlangen. Der Statthalter gab zur Antwort: der Mensch wäre freywillig gekommen, er hätte ihm Schutz versprochen, und wollte sein Wort halten. Hierauf schlossen die Holländer ihre Gefangene in die Eisen, führeten sie in die Laufgräben, und riefen den Belagerern zu: wo sie den Ueberläufer nicht augenblicklich herausgäben, so wollten sie alle Gefangenen vor ihren Augen erwürgen. Die Antwort war, sie könnten thun, was sie wollten: wie die Holländer mit Kriegesgefangenen umgiengen, so würde der Statthalter ebenfalls damit umgehen; hätten sie an statt vier und dreyßig Portugiesen, hundert gefangen, so würde sie der Statthalter lieber alle aufopfern lassen, als einen Menschen verlassen, dem er seinen Schutz versprochen hätte. Hierauf wurden die Gefangenen alle todt geschossen k). Die Wuth der Holländer gieng so weit, daß sie die Stadt abbrannten, und auf der Westseite der Insel sehr grimmig hauseten. Endlich stiegen sie wieder in ihre Schaluppen, ohne daß sich ein Portugiese ihrentwegen aus dem Schlosse bemühet hätte. **Verhoeven** hatte während der Belagerung dreyßig Todte, und achtzig Verwundete bekommen. Es waren ein tausend zwey hundert und funfzig Stückschüsse, von drey Batterien, auf das Schloß geschehen l).

Unmenschliche That.

Wegen dieses Schimpfes, wurden die Holländer durch die Eroberung einer Kriegsgallion von vier hundert und funfzig Tonnen, der **liebe Heiland** genannt, wieder getröstet. Sie war dreyen von ihren Schiffen bey der Einfahrt in die Rhede, in die Hände gefallen. Man fand zehn metallene Stücke, zwanzig Fässer mit Pulver, hundert Musketen, viel halbe Picken nebst anderm Gewehre darauf, imgleichen hundert und achtzig Mann, meistens **Gallegas**, welches arme Stümper sind. Der Hauptmann, Namens **Sodropereera**, hatte sich nicht sonderlich gewehret. Bey der dritten Lage verlohr einer von seinen Leuten den Arm. Darüber erschracken die andern, und bathen um Gnade m). Das Volk wurde auf der Flotte vertheilet, das Schiff aber, mit sechzig Holländern besetzt. Verhoeven vernahm von den Gefangenen, die portugiesische Flotte habe bey ihrer Abfahrt von Lissabon aus acht großen Caracken und sechs Gallionen bestanden, und einen Unterkönig nach Goa führen sollen. Die Schiffe wären aber bey den canarischen Inseln durch Sturm zerstreuet worden.

Kriegsgallione wird erobert.

Ehe die Holländer unter Segel giengen, setzten sie die meisten Gefangenen in der kleinen Insel **St. Jacob**, nebst Vorrathe auf zween Tage ans Land. Den Hauptmann, den Hoch- und Unterbootsmann, den Steuermann, den Schiffsschreiber, einen Brüßler, Namens **Paul Graf**, nebst zween Priestern, behielten sie, und nöthigten sie, an den Statthalter von Mozambick zu schreiben, wenn er die holländischen Ueberläufer nicht herausgäbe, so müßten sie sterben n). Der Statthalter gab kaltsinnig zur Antwort: er hätte die Ueberläufer nach Goa geschickt, und die Holländer könnten mit ihren Gefangenen thun, was sie wollten o). Der Verfasser saget nicht, ob sie wirklich sterben mußten.

Standhaftigkeit des portugiesischen Statthalters.

Nunmehro konnte **Verhoeven** nichts anders hoffen, als die Schiffe auf ihrem Wege nach Goa einzeln anzutreffen. Er gieng den 23sten unter Segel; den 13ten des folgenden

Eine Caracke wird bey Goa erobert.

k) A. d. 25 Seite.
l) A. d. 26 Seite.
m) A. d. 41 Seite.
n) Nach dem ersten, waren noch einige weggelaufen.
o) A. d. 42 Seite.

den Monats, kam er auf die Höhe besagter Stadt, und erfuhr, es läge eine Caracke fünf bis sechs Seemeilen nordlich, bey einem Orte, Namens Carli, vor Anker. Er schickte sogleich drey leichte Fahrzeuge dahin: allein bey ihrer Ankunft liefen die Portugiesen mit der Caracke auf den Strand, und brandten sie bis aufs Wasser ab *p*).

Verhoeven. 1608.

Nachdem sich die ganze Flotte unter der Admirals Flagge versammelt hatte, so mußten vier Schiffe an der Küste kreuzen, die übrigen blieben vor Goa liegen. Auf diese Weise laurten sie vierzehn Tage vergeblich auf einen Fang. **Verhoeven** beschloß also, mit acht Schiffen nach **Montedelli**, und von da nach **Calecut** zu schiffen. Zwey andere Fahrzeuge schickte er voraus, um dem Samorin seine Ankunft zu melden. Den 5ten des Weinmonats warf er bey **Montedelli** Anker, und mußte die Erlaubniß, Wasser einzunehmen, mit Gelde kaufen. Die Kaufleute in dasiger Gegend, brachten **Amfion**, und einige mittelmäßige Edelgesteine an Bord, wofür sie Gold, Silber, Corallen und Scharlach verlangten. Allein dergleichen Dinge waren auf der holländischen Flotte etwas seltenes. Das Land ist fruchtbar. Es trägt vortrefflichen Pfeffer, aber wenig. Die Einwohner sind vernünftige Leute, halten viel auf schönes Gewehr, und wissen wohl damit umzugehen. Sie sind ziemlich ausgelassen, dennoch aber ihrer Obrigkeit sehr gehorsam *q*).

Verhoeven geht nach Calecut.

Als die Flotte den 8ten vor Calecut Anker warf: so beichtete **van Driel**, Befehlshaber der beyden vorausgeschickten Schiffe, dem Admirale, man habe ihn wohl empfangen, und der Samorin scheine den Holländern sehr gewogen zu seyn *r*). Bald hernach kamen zween Araber und ein Hofjunker desselbigen, in seinem Namen an Bord. Der Hofjunker hatte sonst nichts auf dem Leibe, als ein weißes und sehr feines Stück Cattun, das er sich einigemal um den Leib gewunden hatte, und das ihm bis an die Knie reichte. Seine Haare waren lang, in die Höhe gestrichen, und auf dem Kopfe zusammen gebunden. Sein übriger Zierrath waren Ohrgehänge von Juwelen, die ihm bis an die Schultern reichten, und ein goldener Reifen eines Daumens dick über dem Ellenbogen. Hier und dort am Leibe sah man allerley Schrammen von Schüssen und Hieben, woraus man seine Tapferkeit ermessen konnte.

Wie er empfangen wird.

Er grüßete den Admiral, und bath ihn, in des Samorins Namen mit so viel Mannschaft, als er wollte, an das Land zu treten. Die mitgebrachten Dollmetscher erkläreten Verhoeven, wie er sich bey dem Gehöre und bey Hofe verhalten, und was für Ceremonien er beobachten müßte. Man zeigte ihnen die Geschenke, nämlich ein Stück Scharlach, einige Bündchen feiner Corallen, ein halb Dutzend große Spiegel, zween metallene Stückchen, zwo schöne Musketen, einen Säbel mit einem silbernen Gefäße, und zwey hundert auf sonderbare Weise geflochtene Matten. Sie verlangten, so bald der Admiral in die Schaluppe träte, müßte die ganze Flotte dem Samorin zu Ehren eine allgemeine Salve geben; und der Hofjunker versprach, er solle am Ufer von Edelleuten empfangen werden.

Geschenke für den Samorin.

Des andern Tages kamen einige calecutische geheime Räthe bis an das Ufer. Hingegen stieg Verhoeven mit acht Schiffsofficiern, hundert und funfzig Musketierern und funfzig Pikenierern, unter Trompeten und Paukenschalle und dem Donner des groben Geschützes, ans Land. Tausend Mann stunden im Gewehre; über dieses kamen ihm noch andere Abgeordnete in einiger Entfernung vom Ufer mit ihren Sonnenschirmen entgegen, ließen ihn

p) A. d. 43 S.

q) A. d. 45 S.

r) Aus der vorigen Reisebeschreibung ist zu sehen, daß er ihnen nicht zum besten gewogen war: allein die Flotte war zu stark.

Verhoeven. 1608.

Kleidung des Samorins.

ihn mit darunter treten, und führeten ihn nach Hofe. Der Samorin saß in seiner größten Herrlichkeit da. Um den Leib hatte er nur ein sehr feines Stück Cattun: aber das Halsgehänge war mit unvergleichlich schönen Diamanten besetzt. Der rechte Arm, den er auf einen seiner Großen lehnete, imgleichen die Ohren und Finger, waren mit goldenen und reich besetzten Ringen gezieret. An der Stirne, an der Achsel und Brust, war er mit Sandelholze gelb gemalet; die Haare hatte er über dem Kopfe zusammen gebunden. In dem Munde hatte er Betel, und käuete daran. Zur Seite stund der Erbprinz, mit Schilde, Säbel und seinem übrigen Gewehre in der Hand. Rings herum stunden einige Große, und hielten einige Gefäße voll Betel *t*).

Verhoeven erhält Gehör.

Der Admiral trat hinzu, und grüßte den Kaiser auf holländische Art. Hierüber sah dieser Herr ganz freundlich, und reichte ihm die Hand zum Kusse. Hernach faltete er die Finger von seiner und Verhoevens Hand zusammen, und sagte *t*): gleichwie unsere Hände vereiniget sind, also sollen es die Völker von Calecut und Holland gleichfalls seyn. Nach einigen Gesprächen führte er den Admiral in die Zimmer des Pallastes, und setzte ihm Zuckerwerk und Früchte vor, ja er überreichete ihm ein und anderes eigenhändig. Man trank aus Gefäßen von Silber und Cocusnüssen. Sodann wurden die Geschenke der Holländer übergeben. Die beyden Stücke hatte man auf einem Elephanten herbey gebracht. Verhoeven war mit einer goldenen Kette geschmücket, woran ein großes Goldstück mit des Prinzen Moriz Brustbilde hing. Weil sie der Samorin öfters betrachtete und betastete: so both sie der Admiral Sr. Majestät an. Sie wurde auch angenommen, und mit einem sehr schönen Diamantringe auf der Stelle bezahlet. Hernach ließ er dem Admirale seine Gemahlinn und seine Kebsweiber sehen. Dieses hieß so viel, als er sollte ihnen etwas schenken. Doch, der Admiral begriff es vielleicht nicht, weil des andern Tages ein Dollmetscher an Bord kam, und ihn seiner Schuldigkeit gegen die Kaiserinn, den Erbprinzen und die andern kaiserlichen Kinder erinnerte *u*). Die Holländer ließen es sich nicht zweymal sagen; sie legten sogleich einige Stücke Scharlach, imgleichen Matten, und allerley Geschmeide zurechte, um gegen jedermann die Gebühr zu beobachten, wiewohl sie den Indianern keine Gierigkeit beymessen konnten. Der Samorin war dem Admirale mit Verspielen der Freygebigkeit vorgegangen, und hatte auch die geringsten Schiffsofficier mit Juwelen und Kostbarkeiten beschenket.

Unterredung der Indianer und Holländer.

Auf die Höflichkeiten folgeten ernstliche Geschäffte. Verhoeven wurde den 12ten in den Staatsrath geführet, wo er sechs Räthe im Kreise, und auf die Weise, wie unsere Schneider pflegen, sitzend antraf. Er ließ sich eben also nieder, nebst einigen seiner Officier, deren Anzahl ihm vorgeschrieben war. Der Dollmetscher trat zu ihnen, und redete sehr sachte, als ob ihn jemand behorchen wollte. Er sagte *x*), der König von Cochin, ein Bundesgenosse der Portugiesen, hätte zwar zum öftern verlanget, der Samorin möchte ebenfalls in dieses Bündniß treten: doch Se. Majestät wüßte, daß es lauter verstelletes Wesen und Betrug bey ihnen wäre: er hätte also ihr Anerbiethen verworfen, und dagegen vor vier Jahren ein Bündniß mit den Holländern und ihrem Admirale **van Hagen** geschlossen. Nichts destoweniger hätte man ihm, des Versprechens vom Admirale unerachtet, weder Schiffe noch Volk gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Hülfe gesendet; hierüber

Anerbiethen des Samorins.

s) A. d. 46 und 47 S.

t) Dieses waren, wie der Verfasser saget, dessen eigene Worte.

u) A. d. 48 S.

x) Diese Umstände werden deswegen angeführet

über müßte er sich sehr wundern; er hoffte unterdessen, es würde wenigstens die vorjetzo in seinem Hafen liegende Flotte ihm an die Hand gehen; er verlangte, es sollten zwey Schiffe vor Goa kreuzen, um den Hafen zu sperren; er wollte seine Fregatten darzu stoßen lassen, um den Portugiesen die Lust zu vertreiben, sich an ihm zu reiben, und um sie von seinen Küsten abzuhalten: wollte der Admiral Cochin mit zwey Schiffen einschließen: so wollte er zu Lande mit einer so großen Macht davor rücken, daß die Stadt in kurzem fallen müßte; sodann wollte er mit Beystande seines Bundesgenossen, des **Hidalcans**, Goa ebenfalls zu bemeistern trachten *y)*. Verhoeven. 1608.

Der Admiral antwortete, seine Herrschaft hätte ihm die Angelegenheiten des Samorins fest eingebunden, und ihm mit aller Macht gegen die Portugiesen beyzustehen befohlen, gleichwie denn alle Holländer aus Hochachtung gegen seine Tugenden, und aus Erkenntlichkeit gegen seine Freundschaft, geneigt wären, solches zu thun. Allein, dem Kaiser wäre der Zustand der moluckischen Inseln nicht unbekannt, und er wüßte selbst wohl, wie nöthig es wäre, den Anfang bey selbigen zu machen; versäumte man, der Sache daselbst eine andere Gestalt zu geben, so würde alles vergeblich seyn, was man ihm zu gute unternähme, weil man die Portugiesen unmöglich bezwingen könnte, so lange sie Meister von dem Südmeere blieben; er bäthe demnach den Samorin, noch dieses mal die Entschuldigung seiner Herrschaft für genehm zu halten, und zu erlauben, daß er seine Flotte nach den moluckischen Inseln führen dürfte, um so viel mehr, da dieser Zug den gemeinschaftlichen Feind ungemein schwächen, und andere beliebige Unternehmungen erleichtern würde. Unterdessen wollte man gern zwey Schiffe von Bantam nach Calecut abschicken, um ihre Ladung an Pfeffer und Indigo vollends einzunehmen, und indem man solche zusammen brächte, würden die Holländer von beyden Schiffen bereit seyn, dem Kaiser alle mögliche Dienste zu leisten; nur würde auch erlaubet seyn, ein oder mehrere Factore nach Calecut zu schicken, um die Waaren aufzukaufen, und ein Haus zu Verwahrung derselbigen inne zu haben. Antwort des Admirals.

Man bemerket hierbey, daß der Admiral bey dieser Gelegenheit die Freyheit von allen Zöllen und Abgaben hätte begehren können. Allein, er wollte es nicht thun, weil er nicht im Stande war, dem Samorin zu helfen, und weil man andere Umstände abwarten wollte, da man dergleichen Gefälligkeit als eine Belohnung fordern könnte. Nebst dem mußten die Holländer gestehen, die Klagen des Samorins wären nicht ungegründet. Man hatte heilig zugesaget, ihm Beystand zu leisten, hernach aber nicht mehr daran gedacht *z)*. Verhoeven wird einer Nachläßigkeit beschuldiget. Wird davon frey gesprochen.

Die Räthe antworteten, es würden die Holländer wenig Vortheil in Calecut finden, so lange die Küsten nicht von den Portugiesen gesäubert würden. Denn weil sich die Mohren aus dem rothen Meere, Persien und Cambaya, nicht dahin wagen durften: so müßten sie ihre Waaren zu Cochin und Goa verkaufen. Daher müßte man wenigstens den Hafen von Cochin sperren, wofern die Handlung wieder aufkommen sollte. Unterdessen verlangeten sie die Bestätigung des mit dem Admirale **van Hagen** getroffenen Einverständnisses, und die Erneuerung eines förmlichen Bündnisses, worinnen die Portugiesen nebst dem Könige von Cochin für gemeinschaftliche Feinde beyder Nationen erkläret, und dem Samorin aller Beystand von den Holländern versprochen würde.

Als

ret, damit man wisse, worinnen der Vergleich der Holländer mit dem Samorin bestünde.

y) A. d. 49 und 50 S.

z) A. d. 51 S.

Verhoeven. 1608.

Beschwohrnes Bündniß zwischen dem Samorin und den Holländern.

Als der Admiral darein willigte: so streckte der Präsident des Rathes die rechte Hand aus, und winkte dem Admirale, die seinige darauf zu legen. Die andern Räthe thaten mit den holländischen Officierern ein gleiches. Auf diese Weise wird bey ihnen ein förmlicher Eid abgeleget. Hierauf wurden die Bedingungen in beyden Sprachen schriftlich aufgesetzet, und die Räthe giengen weg, um dem Samorin alles zu berichten. Unterdessen, da sie weg waren, hielten die Holländer Mittagsmahlzeit. Einige Speisen ließen sie von der Flotte *a*) kommen, und der Hof schickte ihnen einige gekochte Früchte.

Wenige Tage hernach wurde der Tractat nebst allen von dem Admirale beliebten Bedingungen unterzeichnet. Er war auf Cocusblätter geschrieben, und der Samorin ließ eine Anweisung beyfügen, um seine Unterschrift zu erkennen. Er nahm den Admiral beyseite, that sehr offenherzig, und gab ihm einige Lehren, wie er sich in Indien aufführen sollte. Sie liefen dahinaus, „er möchte sich gegen Betrügereyen in Acht nehmen, so selten, als „möglich, ans Land kommen, und den freundlichen Gesichtern *b*) nicht zu viel trauen.„

Die Holländer kommen in Indien empor.

Der Admiral schien mit allem sehr vergnügt zu seyn, machte aber vielleicht von des Samorins letzter Lehre eine Anwendung gegen ihn selbst. Den 16ten des Weinmonats gieng er nach Cochin unter Segel, wo er den Viceadmiral mit seinen vier Schiffen antraf. Daselbst wurde in einem allgemeinen Kriegesrathe eine Entschließung gefasset, woraus man sehen konnte, daß die Holländer anfingen, den Meister in Indien zu spielen. **Verhoeven** sendete Abgeordnete nach Achin, nach Bantam, nach Joror, und an alle Orte, wo man Achtung für das Bündniß mit den Holländern hatte. Er berichtete der Handlungsgesellschaft, den Bewindhebbern und allen Freunden der Nation, das mit dem Samorin getroffene Bündniß. Er both dem Könige von Johor die Vollziehung des Bündnisses an, welches **Matelief** mit diesem Fürsten geschlossen hatte, nämlich, Malaca von der Seeseite zu belagern, indem jener zu Lande davor rückte. Ferner, da seine Schiffe nach und nach viele portugiesische weggenommen hatten, und ihm die Menge der Gefangenen zur Last fiele, indem er sie weder todtschlagen wollte, noch beständig mit sich herum schleppen konnte: so tauschte er sie gegen drey oder vier Holländer aus, die zu Malaca gefangen saßen. Er ließ sie an der Westseite der Stadt ans Land steigen. Die gefangenen Holländer wurden gleichfalls dahin gebracht, und es gieng bey diesem Austausche ganz aufrichtig zu *c*).

Wie Verhoeven Nachricht vom Zustande in Malaca bekam.

Läßt den Vorsatz der Belagerung fahren.

Er hatte den Vortheil davon, daß er von dem Zustande und von der Stärke von Malaca genaue Nachricht bekam. Zu Folge derselbigen hielt er für besser, an die Belagerung nicht weiter zu gedenken. Es lagen fünf hundert Mann geübter Soldaten in der Stadt, ohne die Einwohner, Bedienten, Maleyer und andere Ausländer, die im Stande waren, sich zu wehren. Es fehlete weder an grobem Geschütze, noch an Mund- und Kriegesvorrathe. Im Gegentheile konnte die Flotte nicht mehr als neun hundert Mann ans Land setzen, und der Admiral sah mit eigenen Augen, daß man wenigstens noch einmal so viel haben müßte, wenn man die Stadt einschließen wollte. Er vernahm auch, der König von **Johor** hätte weder so vieles, noch so geübtes Volk, daß man sich auf seinen Beystand zu Lande große Rechnung machen dürfte. Mit einem Worte, er getrauete sich, keine größern Dinge zu thun, als **Matelief**, und gieng also nach der Straße bey **Sincapur** unter Segel *d*).

Der

a) Hieraus wird bestätiget, was man in dem de la Hajischen Tagebuche von der Herrlichkeit lesen wird, welche die Holländer diesen indianischen Höfen mit Unwahrheit zuschreiben.

b) A. d. 53 S.

c) A. d. 66 S.

d) A. d. 67 S.

Verhoeven. 1608.

Der II Abschnitt.

Verhoevens weitere Verrichtungen und Ermordung.

Er geht nach Johor; wohnet einem Umgange bey. Der König bauet eine neue Stadt. Verhoeven will eine Schanze bauen. Antwort des Königes. Die Indianer sind listiger, als die Holländer. Vorschlag des Königes. Verhoeven williget darein, und warum; geht nach Bantam; erfährt den Stillestand mit den Spaniern. Neue Verhaltungsbefehle. Uneinigkeit zu Bantam. Erster Einfall der Holländer, Batavia zu bauen. Sie trauen den Engländern nicht. Paternoster-Inseln. Verhoeven geht nach Banda. Mistrauen der Insulaner. Ihre Gedanken von der Holländer Absicht; sie verschanzen sich und betrügen die Holländer. Wie Verhoeven eine Schanze bauen will. Treulosigkeit der Insulaner. Verhoeven wird nebst seinem Gefolge ermordet. Neue Beamten werden gemacht. Gemüthseigenschaft der Holländer. Friedensbedingungen. Bericht von Bachian und Labora. Der König von Ternate ersticht seine Gemahlinn; wird abgesetzt. Macht der Holländer und Spanier auf den moluckischen Inseln. Neuer Krieg auf Banda. Erste holländische Weibespersonen in Indien. Caerden wird zum zweytenmale gefangen. Die Holländer werden geschlagen. Rückreise des Verfassers.

Den 5ten kam Verhoeven an die Mündung der Straße, die so enge ist, daß die Schiffe hintereinander einfahren mußten. Zwo Seemeilen weiter, findet man den Fluß **Johor**, an dessen Mündung zwo kleine Inseln in Gestalt eines Zuckerhutes liegen, davon eine noch einmal so groß ist, als die andere. Der Admiral begab sich nebst einigen Officieren in Schaluppen, um den König zu **Batusabar** *e)* zu besuchen. Dieser schickte ihm seine Elephanten bis ans Ufer entgegen. — *Geht nach Johor.*

Erstlich ruhete er einige Tage aus. Da er aber den 9ten zu einem gewissen jährlichen Feste eingeladen wurde, dem der König selbst in völligem Staate beywohnen mußte: so begab er sich nebst seinem Gefolge ohne Bedenken dahin. Der König saß auf einem Elephanten, und seine beyden Brüder neben ihm *f)*. Alle drey waren prächtig gekleidet. Der Zug geschah aus dem Pallaste nach dem Tempel, wo der König mit großem Freudengeschreye empfangen wurde, und eine Zeitlang verblieb. Man hatte vor der Thüre ein Gerüste aufgerichtet, das ihm zum Auf- und Absteigen von dem Elephanten dienete. Im Rückwege, zog der Admiral vor ihm her, hatte seine Officiere um sich, und die Trompeter giengen voran. — *Wohnet einem Umgange bey.*

Nachmittag erschien er mit seinen Geschenken im Pallaste. **Raja Zabrang** nahm ihn bey der Hand, und ließ ihn mit sich an einen Tisch setzen, der auf holländisch besetzet wurde. Währender Mahlzeit kamen zwey junge Mägdchen, und tanzten nach einer Art von Castagnetten und nach andern Instrumenten. Dieser Tanz gefiel dem Admirale wohl *g)*. Zween Tage hernach hohlte ihn der König nebst dem **Raja Zabrang** im holländischen Waarenhause ab, und sie fuhren in einer Fregatte mit ihm den Strom hinauf, bis an die neue Stadt, die der König bauen ließ. Als er nach der Zurückkunft des Abends mit beyden Fürsten speisete: so wurden sie von lauter Frauenzimmer bedienet. — *Der König bauet eine neue Stadt.*

Die Holländer hatten bey ihrer Ankunft eine ganz andere Absicht, als nur den König zu besuchen. Als der Admiral Erlaubniß bekommen hatte, dem Staatsrathe von Johor beyzu- — *Verhoeven will eine Schanze bauen.*

e) In einer andern Nachricht wird diese Stadt Batusover genannt.

f) In Mateliefs Reisebeschreib. findet man ihre Namen und Eigenschaften. Der Raja Zabrang war ein braver Herr, und den Holländern sehr günstig. Der König hieß Hanns van Patan. Siehe Mateliefs Reisebeschr.

g) A. d. 68 S.

Verhoeven. 1608.

beyzuwohnen, so bath er im Namen der Generalstaaten, des Prinzen Moriz, und der Handlungsgesellschaft, um Verwilligung, eine Schanze im Lande zu bauen, welche die Landeseinwohner sowohl als die Holländer, gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Portugiesen schützen sollte. Doch dieser Vorschlag hatte den verhofften Erfolg nicht. Der König antwortete: er könnte bey jetzigem Zustande seiner Geschäffte noch nicht darein willigen; er wäre bereit, den Krieg fortzusetzen, und verlangte hierzu den versprochenen Beystand an Kriegesbedürfnissen und Gelde; auf diese Weise würde die Freundschaft zwischen den Holländern und seinen Unterthanen immer fester und größer werden; man würde einander beyderseits recht kennen lernen, und sodann das Mistrauen nicht den geringsten Platz mehr finden *h)*.

Antwort des Königs.

Die Indianer sind listiger, als die Holländer.

Dieser Staatsstreich brachte den Admiral in Verwirrung. Er begab sich auf seine Flotte, und beschloß auf Zureden des Schiffsrathes, dem Könige die Vortheile deutlicher vorzustellen, welche die Erbauung einer Schanze dem Lande bringen würde. Er that es auch mit aller ihm möglichen Geschicklichkeit. Allein der König wußte sich nicht weniger gut zu vertheidigen. Er gab zur Antwort: ob er gleich wüßte, daß man zu Goa eine neue Flotte ausrüstete, so fragte er doch weit weniger darnach, als man meynen sollte. Denn wenn die Portugiesen kämen, so dürfte er sich mit seinem Volke nur den Fluß hinaufwärts begeben: hätten sich aber die Holländer in seinem Lande einmal niedergelassen, so dürfte er dieses nicht mehr thun; denn seine Ehre verbände ihn darzu, bey ihnen zu bleiben, und ihnen gegen die Feinde Hülfe zu leisten: hierunter aber würde sein Volk gewaltig leiden. Endlich lenkete er die Rede geschicklich auf andere Bewegungsgründe, und stellete dem Admirale glimpflich vor, die Holländer wären eben sowohl Menschen, als die Portugiesen; es könnte folglich wohl geschehen, daß sie nach Erlangung eines Wohnsitzes sich mit den Frauen im Lande bekannt machten; die Portugiesen hätten dieses ebenfalls gethan, und sich dadurch eben so verhaßt gemacht, als durch ihren Stolz und durch ihre Untreue. Daher würde dasjenige, was er ihnen übrigens gern zu Gefallen thun wollte, mit der Zeit nur Ursache zu einem Kriege geben, und eine Todtfeindschaft zwischen zweyen Völkern stiften, die einander jetzo von Herzen gut wären.

Vorschlag des Königs.

Indem aber der König auf diese Weise die Erlaubniß zum Schanzenbaue abschlug: so that er dem Admirale einen andern Vorschlag, der ihm vermuthlich gefallen konnte. Er erzählte ihm, sein Bruder, der König von Patan, wäre wegen begangenen Ehebruches von seiner Gemahlinn des Thrones und des Lebens beraubet worden; unterdessen gehörte das Königreich Patan dem königlichen Hause Johor von Rechtswegen zu; und weil die Holländer nicht stark genug wären, ihm sein Königreich Malaca wieder zu schaffen, so möchten sie doch wenigstens die Königinn von Patan verjagen; er wollte das Land gern mit ihnen theilen *i)*.

Verhoeven williget darein: warum?

Weil Verhoeven aus diesen Ausflüchten urtheilete, es würde vergeblich seyn, weiter in ihn zu dringen: so entschloß er sich im Gegentheile; dem Könige zu willfahren. Denn da er den Holländern zum Vortheile, mit den Portugiesen Krieg führete, so war zu besorgen, er möchte sich, wenn die Flotte weg wäre, aus Verdrusse mit ihnen vergleichen. Man

h) A. d. 69 S.

i) A. d. 71 S. Wofern man sich noch erinnert, was in Mateliefs Reisebeschreibung von den Eigenschaften dieses Königes erzählet worden: so wird man sich vielleicht wundern, wo er auf einmal so viele Scharfsinnigkeit hergenommen habe? Allein,

Man beschloß daher in einem allgemeinen Schiffsrathe, erstlich, dem Könige mit einer Summe von drey tausend Stück von Achten beyzustehen, die man von den Waaren der beyden bey dem Vorgebirge **Rachado** eroberten Schiffe nehmen wollte. Zweytens ihm zwanzig Fässer Pulver zu geben, nebst einer gewissen Menge **Tintinago**, daraus er Kugeln gießen könnte; drittens ihm zwey Schiffe zu lassen, die vor dem Flusse **Johor** kreuzen, und sein Land beschützen sollten, mit dem Bedinge, daß ihnen alle Häfen offen stehen, und sie die Freyheit haben sollten, den Verhaltungsbefehlen des Admirals nachzuleben *k*).

Verhoeven. 1609.

Nachdem er diese drey Puncte ins Werk gestellet, dadurch den König bey guter Neigung erhalten, und Factore zu Johor gelassen hatte: so gieng er den 8ten des Hornungs 1609 nach Bantam unter Segel. Allein, unterwegens erfuhr er etwas, das niemand vorhersehen konnte, und wodurch das indianische Wesen eine ganz andere Gestalt bekommen mußte. Eine aus Holland abgeschickte Jacht, welche die Flotte antraf, berichtete **Verhoeven**, die vereinigten Provinzen hätten mit Spanien einen Stillestand auf zwölf Jahre geschlossen; zugleich brachte sie ihm auch neue Verhaltungsbefehle sowohl wegen des Krieges, als wegen der Handlung mit *l*). Man warf zwar am 15ten dennoch Anker vor **Bantam**: allein die allgemeine Veränderung der Geschäffte, nebst der an dem dasigen Hofe herrschenden Unruhe, verursachete, daß der Admiral seine Gedanken auf weiter entfernete Gegenden richtete. Die aus Holland empfangenen Befehle beriefen ihn nach den moluckischen Inseln, um die Erhaltung derselbigen zu besorgen; nach Macassar, um mit dem Könige ein Bündniß zu schließen; nach Banda, um die Verwilligung eines Schanzenbaues daselbst auszuwirken; nach Patan, um wo möglich ein Verständniß mit der Königinn aufzurichten; nach **Lequevo Pequeno**, um daselbst zu kreuzen, und von da nach **Japon** zu gehen, weil die Gesellschaft Willens war, einen Handlungstractat mit dem Kaiser aufzurichten *m*).

Geht nach Bantam. Erhält daselbst Nachricht von dem Stillestande mit Spanien. Neue Verhaltungsbefehle.

Unterdessen mußte er doch auf dasjenige Achtung geben, was vor seinen Augen vorgieng. Die **Ponganas** von Bantam, das ist die vornehmsten Kronbedienten, hatten sich gegen den Statthalter des Königs gesetzet, und den allgemeinen Vorwand aller Misvergnügten, bey einer Minderjährigkeit, nämlich, den Nutzen des Reiches, vorgeschützet; eigentlich aber war ihre Absicht, die Verwaltung der Geschäffte, und die Einkünfte in ihre Hände zu bekommen. Die Uneinigkeit gieng so weit, daß jede Partey sich in der Stadt verschanzete, befestigte, und alle im offenbaren Kriege gewöhnliche Feindseligkeiten gegen die andere ausübte. Der Admiral blieb neutral, überreichte dem Könige Geschenke, und bath um Erneuerung des Bündnisses mit der Handlungsgesellschaft. Allein es mochte den König vielleicht verdrießen, daß er nicht mehr Eifer zu seinem Vortheile bezeugte, und verschob es also, bis die öffentliche Ruhe wieder hergestellet seyn würde.

Uneinigkeit zu Bantam.

Damals befand sich der König von **Jacatra** zu Bantam, welcher auf die portugiesische Seite zu hinken schien: daher hielt **Verhoeven** für gut, ihm dasjenige anzutragen, was der andere so gut als abschlug, um so vielmehr, da er nach reifer Ueberlegung die Stadt **Jacatra** für weit vortheilhafter für den holländischen Handel hielt, als Bantam. Dieses ist die erste Spur, die man in den holländischen Reisebeschreibungen von diesem Gedan-

Erster Einfall der Holländer Batavia zu bauen.

lein, man muß sich auch erinnern, daß Raja Zabrang alle Geschäffte verwaltete, und vermuthlich muß man von dem Staatsrathe verstehen, was dem Könige hier zugeschrieben wird.

k) A. d. 71 S.

l) A. d. 73 Seite.

m) A. d. 74 S.

Verhoeven. 1609.

Gedanken findet, und er verdienet wohl, daß man ihn an diesem Orte bemerke, indem er sich bald darauf durch die Erbauung von Batavia äußerte. Unterdessen wollte der König von Jacatra die bantamische Regierung nicht sogleich vor den Kopf stoßen, verschob also die Antwort bis auf seine Rückkunft nach Hause, wornach er die Vorschläge der Holländer anzuhören versprach *n*).

Die Holländer trauen den Engländern nicht.

Diese Hoffnung bestärkte den Admiral in seinem Entschlusse, die Javaner ihre Händel unter einander selbst ausmachen zu lassen. Er schickte einige Schiffe nach denen Orten ab, wo seine Verordnungen zu Vollziehung der aus Holland empfangenen Befehle nöthig waren, und er eilete insonderheit nach Banda. Aus einigen dunkeln Stellen des Tagebuches scheint so viel zu erhellen, die Holländer hätten nach geschlossenem Stillstande mit Spanien und Portugall den Engländern nicht viel Gutes zugetrauet. Es waren nicht nur alte Ursachen zum Mistrauen da *o*); sondern es hatte auch der Admiral einer englischen Flotte den Vorsatz, seine Handlung in den moluckischen Inseln auszubreiten, als es ihm nicht gelungen war, sich den Eintritt in Cambaya durch einen Tractat zu eröffnen. Wenigstens befürchtete doch Verhoeven, er möchte vor ihm dahin kommen, und die Nägelein, Muskatennüsse und Bluhmen alle wegkaufen *p*). Dieser Bewegungsgrund war dermaßen triftig, daß er alles übrige hindan setzte, und seinen Officirern die Sorge wegen der Bündnisse mit Patan, Macassar und den borneischen Prinzen überließ.

Paternosterinseln.

Den 22sten fuhr er durch die ein und zwanzig sogenannten **Paternosterinseln**, welche jenseits Madura liegen *q*). Als er unterwegens vernahm, man habe zu Banda ein englisches Schiff von fünf hundert Tonnen gesehen: so glaubte er, es wäre der Verläufer der Flotte, vor welcher ihm bange war; und aus diesem Argwohne fuhr er gerade auf diese Insel zu.

Verhoeven geht nach Banda, und findet die Engländer daselbst.

Den 8ten April kam er in den Hafen zu **Nera**, wo er drey Schiffe von **Caerdens** Flotte fand, den **Banda**, **Patan** und die **Eintracht**. Das englische Schiff war gleichfalls da, und berühmete sich eines großen Vorraths an Gelde, Tüchern, Gewehre u. s. w. Es eilete gewaltig mit seiner Ladung, und trieb dadurch den Preis der Muskatennüsse um ein merkliches höher. **Verhoeven** war über den Schaden, den die holländischen Schiffe dadurch litten, verdrüßlich, und beschloß, den Engländer zu überbiethen, um ihn abzuschrecken. Allein, wie es schien, so führete selbiger ganz andere Anschläge im Schilde, als die Handlung. Wenn er seine Tücher deswegen geladen hatte, daß er sie in den moluckischen Inseln verkaufen wollte: so war ihm eine solche Menge Gewehr sonst zu nichts nütze, als es den Spaniern auf Ternate zu bringen, welche Mangel daran hatten *r*). Allein, der Hauptmann dieses Schiffes kam wieder zum Admirale, und ersuchte ihn, frey heraus zu sagen, ob er etwan eine Absicht auf die Insel **Nera** hätte. Er erkundige sich nur deswegen

n) Eben das.

o) Man weis schon aus dem vorigen, daß die Holländer den Engländern Schuld gaben: sie hätten den Portugiesen in den moluckischen Inseln Kriegesbedürfnisse zugeführet. Es ist nicht undienlich, die engländischen Berichte von dieser Zeit nachzuschlagen; sie stehen im ersten Theile.

p) Man muß nebst dem Tagebuche bemerken, daß zwischen Java und Madura gegen Westen nur funfzehn bis sechzehn Fuß Wasser ist. Gleich daran liegen die zur Durchfahrt höchst gefährlichen Paternosterinseln. Die Durchfahrt zwischen Java und Bali ist gleichfalls sehr schmahl, und der geringste Sturm setzet ein Schiff in Gefahr, gleichwie es Verhoeven wohl erfuhr, also, daß große Schiffe lieber die Durchfahrt des Bouchero nehmen. Wer zu Ende des Westmonsons, das ist, zu Ende des Märzen, oder Anfange des Aprils auf der See ist, der thut wohl, wenn er an der Küste von Java hinfährt, bis ihm die bandaischen oder amboi-

N.º 13.


DIE EYLANDE BANDA.
Labetak
Wayer
Gunnanapi
Pulorin
Puloway
Nera
ombeer
Orlattan
Lanto

Verhoeven. 1609.

Die Holländer trauen den Engländern nicht.

Paternosterinseln.

Verhoeven geht nach Banda, und findet die Engländer daselbst.

nachzuschlagen; sie stehen im ersten Theile.

p) Man muß nebst dem Tagebuche bemerken, daß zwischen Java und Madura gegen Westen nur funfzehn bis sechzehn Fuß Wasser ist. Gleich darnehmen. Wer zu Ende des Westmonsons, das ist zu Ende des Märzen, oder Anfange des Aprils auf der See ist, der thut wohl, wenn er an der Küste von Java hinfährt, bis ihm die bandaischen oder amboi-

gen darnach, weil er seine Leute an Bord rufen wollte, und den Bandaern nichts gutes zutrauete; deswegen bőthe er sich auch seinen Beystand hiermit aus, wofern sie etwan den Engländern einiges Leid zufügen wollten. Verhoeven. 1609.

Die Insulaner hatten wirklich ihr Vermögen und ihre Weiber in das Gebirge geflüchtet, waren bey zwey tausend stark versammelt, und hielten alle Nacht Wache, um das holländische Waarenhaus. Zwar versicherten sie den Admiral, ihre Absicht wäre keinesweges, ihn zu beleidigen, sondern nur nach Landesgebrauche zu rathschlagen. Allein, sie hatten die Einwohner der benachbarten Inseln um Hülfe ersuchet, imgleichen die Javaner, deren etwan funfzehn hundert auf einigen Junken nach der Insel gekommen waren. Die von **Lantor** und ihre Bundesgenossen gaben zur Antwort, eine so starke Flotte müßte aus einer von beyden Ursachen angekommen seyn, entweder um eine Schanze bey **Nera** zu bauen, oder um den Tod der Holländer zu rächen, die von den Einwohnern besagter Stadt ermordet worden waren *s*). Beydes gienge sie nichts an; sie glaubten, es hätte die Insel Banda sich entweder von den Spaniern oder von den Holländern eines Schanzenbaues zu befürchten; die Einwohner möchten also selbst zusehen, welches von beyden Völkern sie am liebsten um sich haben wollten *t*).

Mistrauen der Insulaner.

Ihre Gedanken von der Holländer Absicht.

Als diese Antwort das Mistrauen der Bandaer noch größer gemachet hatte: so verschanzeten sie sich heimlich an der Südwestspitze der Insel, gerade gegen der Insel **Gumeap** über, wo die Portugiesen vor Zeiten eine Schanze gehabt hatten. Zu gleicher Zeit schickten sie an den Admiral, und ersuchten ihn, er möchte es nicht übel nehmen, daß ihre Berathschlagung so lange währete, sie würden aber nun bald damit zu Stande seyn. Dieses war eine List, um Zeit zu gewinnen, und sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Einer von ihren Heiligen, Namens **Daro**, hatte prophezeihet, es würden nach kurzer Zeit weiße Leute mit vielen Schiffen ankommen, und sich Meister von dem Lande machen: sie glaubten also, diese Prophezeihung würde nunmehr erfüllet werden *u*).

Verschanzen sich, und betriegen die Holländer.

Die Holländer dachten so wenig daran, daß etwas Gefährliches angezettelt würde, daß Verhoeven die **Orankajen** zu einer Unterredung einladen ließ, und sich nebst dem Schiffsrathe nach dem hierzu bestimmten Orte begab. Doch nahm er zwey hundert und funfzig Soldaten mit. Die **Orankajen** stelleten sich ohne Weigerung ein. Hierauf eröffnete er ihnen, daß zu **Nera** eine Schanze gebauet werden müßte. Er zeigte ihnen die Befehle des Prinzen Moriz und der Bewindhebber der Gesellschaft in portugiesischer Sprache, und ließ sie eine malayische Uebersetzung davon lesen. Ueber diesen Vorschlag schienen sie bestürzt zu seyn, und verlangeten einige Tage Bedenkzeit. Doch, als sie nachdachten, wie gefährlich eine abschlägige Antwort für sie seyn würde: so stelleten sie sich, als ob sie darein

Wie Verhoeven eine Schanze bauen will.

amboinischen Inseln, wofern er dahin will, nordnordöstlich liegen; denn sodann hat er die Ströme der Küste zur Hülfe. Der Westmonsen fängt hier gemeiniglich gleich mit dem Wintermonate an, und endiget sich mit dem Märzen. Allein, den ganzen April über sind Windstillen, und hernach veränderliche Winde, bis auf den Ostmonson, da die Süd- oder Südostostwinde blasen. Zur Zeit der Windstillen thut man ebenfalls wohl, wenn man sich an die Küste hält, weil man die Ströme von dem vorigen Monson noch daselbst antrifft. Auf der 77 und 78 S.

q) Das Tagebuch des Caerdens hatte nicht gemeldet, was der Admiral gethan habe. S. die Anmerkung zu Ende.

r) A. d. 78 S.

s) Man sehe oben **van Hagens** Reisebeschreib.

t) A. d. 79 S.

u) Eben das.

Verhoeven. 1609.

darein willigten. Sogleich untersuchte der Admiral die Landspitze bey **Nera**, und hielt sie zu Erbauung einer Schanze für bequem. Den andern Tag schickte er sieben hundert Mann an das Land, um die Arbeit anzufangen; er wunderte sich aber, da er keine Seele mehr in der Stadt antraf: denn die Einwohner hatten sich alle mit einander an das andere Ende der Insel geflüchtet. Doch er dachte, sie würden wohl wiederkommen, wenn der erste Schrecken vorbey wäre: und die Arbeiter hatten desto räumlichere Quartiere. Diese wies er ihnen an, und verboth zugleich ernstlich, die Einwohner auf keine Weise an ihrer Person oder an ihrem Vermögen zu beleidigen. Man fällete das nöthige Holz, und machte sich an die Arbeit: allein man befand, daß es wegen des unbequemen Bodens langweilig damit zugehen würde; daher beschloß man, die alte portugiesische Schanze wieder herzustellen, davon die Mauer noch stund. Man gab ihr eine viereckigte Gestalt, mit vier Winkeln, die einander gut bestrichen; zween auf der Landseite, und zween auf der Wasserseite *x*). Die Arbeit gieng so hurtig von statten, daß die Schanze den 15ten May im Vertheidigungsstande war.

Treulosigkeit der Insulaner.

In dieser Zwischenzeit hatte man nicht die mindeste außerordentliche Bewegung unter den Einwohnern wahrgenommen. Den 22sten erschienen einige Abgeordnete, und bathen, der Admiral möchte einen Ort zur Unterredung bestimmen, damit man sich wegen des beyderseitigen Vortheils, und wegen des Preises der Würznelken und Muskaten, mit einander vergleichen könnte. Zugleich gaben sie vor, die Insulaner wollten zwar ihr Gewürz künftig keiner andern Nation, als der holländischen, verkaufen, sie wären aber voll Furcht, und verlangeten also Geisel. Man schickte ihnen zween Schiffsofficiere, **Moller** und **Vischer**, welche wegen ihres ehemaligen Aufenthaltes zu Nera die Landessprache einigermaßen verstunden. Der Unterredungsplatz wurde unter einem großen Baume, einen Büchsenschuß weit vom Quartiere, beliebet.

Verhoeven wird nebst seinem Gefolge ermordet.

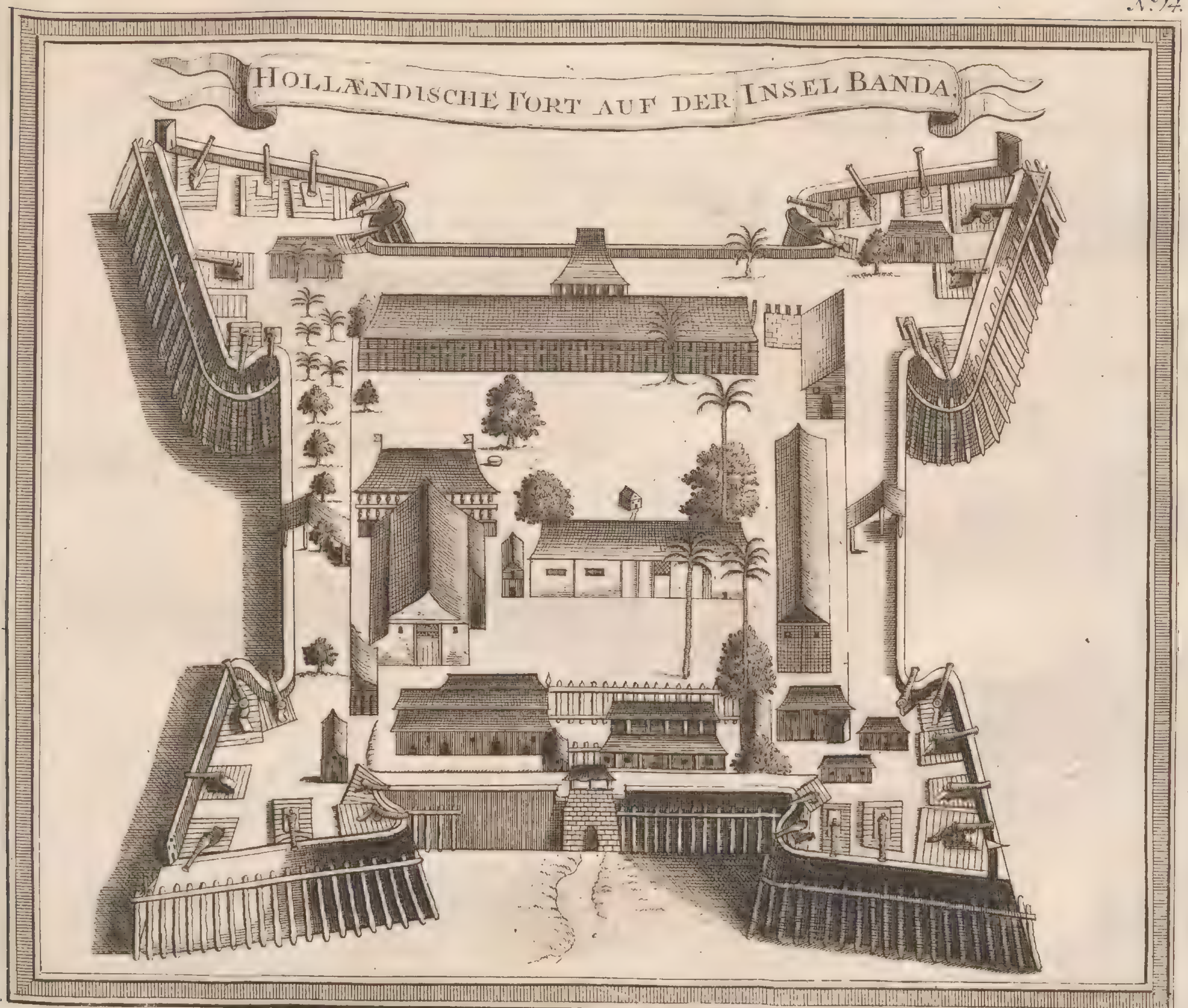
Nachmittage begab sich der Admiral nebst seinen Räthen, in Begleitung einer Compagnie Musketirer, zur abgeredeten Zeit dahin, fand aber niemand. Sie setzten sich also unter den Baum, und warteten. Endlich schickten sie doch **Adrian Ilsevier**, der etwas Malayisch verstund, in das nächste Dorf, und ließen sagen, sie wären da, und warteten schon seit langer Zeit. Diesem Abgeordneten kamen sie in großer Anzahl entgegen, und die Vornehmsten sagten, sie fürchteten sich vor den Soldaten: der Admiral möchte sie also auf die Seite schicken, und sich näher an den Wald begeben. **Verhoeven** war so gutwillig, und that es, wurde aber den Augenblick auf allen Seiten umringt. Einer von den Räthen schrie: **wir sind verrathen!** Der Admiral rief nach seinem Gewehre. In diesem Augenblicke empfing er einige tödtliche Wunden, und die meisten Räthe wurden zugleich ermordet *y*). Die Soldaten konnten zwar nichts davon sehen: sie höreten aber doch den Lärmen, liefen nach dem Walde zu, und schossen einige Insulaner todt: doch die übrigen Mörder entkamen durch das Gebüsche ins Dorf. Man fand den Admiral mit zwanzig Wunden entleibet und ohne Kopf. **Bruyn**, **Ilsevier**, **Groenewegen**, nebst etwan dreyßig der vornehmsten Schiffsofficier, waren ungefähr in gleichem Zustande. Des andern Tages fand man **Mollern**, **Vischern**, nebst noch einigen andern, nicht weit von der Stadt todt liegen, und ihre Wunden noch bluten. Man

Es werden noch mehr Holländer ermordet.

x) A. d. 81 S. Man sehe das Kupfer.
y) A. d. 82 und 83 Seite.
z) Eben das.

a) Eben das.
b) Wie zu sehen an demjenigen, was zu Bantam, Achin, in China, und anderswo vorgieng: insonder-

N.° 14.



Verhoeven. 1609.

Treulosigkeit der Insulaner.

Verhoeven wird nebst seinem Gefolge ermordet.

Es werden noch mehr Holländer ermordet.

y) A. d. 82 und 83 Seit.
z) Eben das.

tam, Achin, in China, und anderswo vorgien[illegible]
insonder[illegible]

Verhoeven. 1609.

Man konnte die Körper nicht einmal weghohlen, weil die Einwohner mit Assagayen allzuheftig von der Mauer warfen, und noch einen Soldaten tödteten z).

Neue Officiere werden gemacht.

Dieses große Unglück gab zu vielen Beförderungen auf der Flotte Anlaß, um die Stelle der getödteten Officier zu ersetzen. **Janns Hoon** vertrat des Admirals Stelle, so lange bis der Viceadmiral **Wittert** anlangen würde, als welchem sie von Rechtswegen gebührete. Der unglückliche Verhoeven wurde nebst den Gefährten seines Schicksals mit großer Traurigkeit und vielen Umständen in der Schanze beerdiget a).

Anmerkung über der Holländer Gemüthseigenschaft.

Hätte jedwede andere Nation eine so starke Flotte, und drey hundert und sieben und dreyßig Stücke gehabt: so würde sie vermuthlich in der ersten Hitze an nichts, als an Rache, gedacht, und sich keinen Augenblick bedacht haben, ob die allgemeinen Begriffe von der Ehre mehr Achtung verdieneten, als die Nägelein und Muscaten. Doch man muß es den Holländern zum Ruhme nachsagen, daß sie bey ihrer Einrichtung in Indien die eitle Ehre selten zu ihrem Abgotte machten b). Diesesmal hieß es, ihr Admiral sey muthwillig in sein Unglück gerennet; er habe bedenken sollen, daß man den Indianern selten trauen dürfe. Der Samorin hatte ihn erst vor kurzer Zeit gewarnet, und er hätte es billig nicht vergessen sollen. Mit einem Worte, er war todt; hingegen die Begierde, eine Insel zu besitzen, die mit den herrlichsten Gaben der Natur beseliget war, lebte noch. Diese mußte jeder ehrlicher Holländer fest in seinem Herzen ernähren, und seinen Nachkommen überliefern. Verhoevens Nachfolger hielten so fest an diesem Grundsatze, daß sie gleich die ersten sechs Wochen Friede machten. Zwar droheten sie den Insulanern anfänglich, wie sie mit ihnen umgehen wollten: allein diese kehrten sich so wenig an Drohworte, daß sie noch einige Officier und einige Soldaten ermordeten. Der geschlossene Friede war den Holländern sehr vortheilhaft; denn die Bandaneser versprachen, keiner andern Seele als den Holländern ihre Muscaten und Würznelken zu verkaufen; nebst dem sollten alle ausländische Junken vor der holländischen Schanze Anker werfen, und ohne Erlaubniß des Statthalters niemand in **Nera** ansäßig werden c).

Bedingungen des Friedens.

Daher vergaßen sie vor Freude über die Erhaltung dieser längst gewünschten Vortheile, allen erlittenen Schimpf und Schaden sehr geschwind. Man stellte beyderseits Freudenbezeugungen an; und die Flotte gieng als siegreich unter Segel, nachdem sie hinlängliche Besatzung in der Schanze gelassen hatte. Den 16ten des Herbstmonats, warf sie in der Rhede von **Machian** bey **Noffeckia** Anker, wo die Holländer Ursache zu neuer Freude bekamen, da sie erfuhren, der Admiral **Wittert** habe auf der Insel **Motier** eine Schanze erbauet, selbige mit sechzig Soldaten und aller nöthigen Bedürfniß wohl versehen, und sey nach den manillischen Inseln gegangen, um die Portugiesen anzugreifen. Zwar versuchten sie vergeblich, die Spanier aus **Tidor** und **Ternate** zu vertreiben; es fielen unterschiedliche scharfe Scharmützel vor, und jeder befestigte sich in seinem Besitze, doch gelung es den Holländern, die Insulaner auf ihre Seite zu bringen, sogar, daß sie sich verbanden, nicht den geringsten Umgang mit der Holländer Feinden zu pflegen.

Holländer bauen verschiedene Forts auf den Molucken.

Bey dieser günstigen Gelegenheit baueten sie noch mehr Schanzen; eine auf **Ternate**, unter dem Namen **Willemstadt**; eine auf **Machian**, und eine auf **Labova**, welche Insel

insonderheit aber in Ceylan, wo sie sich unmittelbar nach der höchst abscheulichen Ermordung ihres Admirals und einer großen Anzahl Leute um die Freundschaft des Königes bewarben.

c) A. d. 87 und vorherg. S.

Verhoeven. 1610.

Insel unter Bachian gehöret. Auf diese Weise setzeten sie sich unbeweglich fest. Zu Anfange des folgenden Jahres kam **Paul van Caerden** *d*) dahin; die Spanier hatten ihn gefangen genommen, und nach den manillischen Inseln geführet, nunmehro aber war er ausgewechselt worden. Er ließ sich in der Schanze **Barnefeld** auf der Insel **Labova** nieder, welche die Holländer allmählig als einen ihrer besten Plätze ansahen. Der Verfasser des Tagebuches war zu Bachian und Labova gewesen.

Bericht des Verfassers von Bachian und Labova.

„Den 2ten des Maymonats, saget er, fuhren wir den Fluß **Ombachian** hinauf, „und kamen in einem Boote bis an ein altes verfallenes Schloß, worinnen sich der König „von Bachian vor einigen Jahren aufhielt, um Büffel und wilde Schweine zu jagen, davon es eine erstaunliche Menge giebt. Sie sind aber so scheu, daß man ihnen schwer „beykommen kann. Doch die Einwohner der Insel Bachian, wissen ihre Schlupfwinkel: „sie schleichen also hin, und überraschen sie bey der Nacht. **Ombachian** ist ein angenehmer Ort: es ist eine fruchtbare Ebene, welche eine große Menge **Sagu**, Würznelken, „Limonien und andere Früchte hervorbringt. Die Insel ist hoch, sehr fischreich, und „wird mit Rechte für die fruchtbareste unter allen moluckischen gehalten. Der König mußte „sich wegmachen, weil die Tidorer beständige Einfälle verübten; er gieng also nach **Labova**, „welche Insel groß ist, und nur einen Stückschuß weit von Bachian liegt. Der König „von Labova war nebst seinem ganzen Volke getauft, und stund unter portugiesischer Oberherrschaft. Der König von Bachian folgte seinem Beyspiele; und weil sie alle beyde nicht „sonderlich mächtig waren, so verbanden sie sich gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde die „Tidorer mit einander. Die Insel Labova, wo die Holländer so froh waren, eine Schanze zu haben, trägt viele Nägelein, die aber nicht eingesammelt werden, weil die Insel „sehr groß ist, und wenige Einwohner hat. Man findet auch viele Limonien, **Cokasi**, „Fische, Hühner, wilde Schweine, Sagu, und allerley Lebensmittel auf ihr. Sie hat „viele Aehnlichkeit mit Amboina. Das Holz, das daselbst wächst, ist gut zum Ausdielen „der Schiffe *e*).„

Der König von Ternate ersticht seine Gemahlinn.

In dieser Insel erfuhr der Verfasser eine grausame That des ternatischen Königes. Er hatte die Enkelinn des **Sugago** von **Sabgos** geheirathet, eines gewissen Fürsten, von dessen Tapferkeit man viel Wesens machte. Einstens ermordete er sie des Nachts, ohne zu sagen, warum? und ließ sie in die See werfen *f*). Der **Sugag** empfand diese unmenschliche That so hoch, daß er aller Verbindung mit **Ternate** absagte, und durchaus verlangte, der König sollte entweder getödtet, oder vom Throne gestoßen werden, wo nicht, so würde er sich mit den Holländern vereinigen, und alle Ternater vertilgen. Alle

Wird abgesetzet.

Sugage und andere Beherrscher der Inseln, suchten die Sache zu vermitteln, weil sie eine üble Folge davon besorgeten. Endlich wurde in einer allgemeinen Versammlung beschlossen, der König solle seine Krone und alle seine Güter verliehren, und sein Oheim der **Gongu**, unterdessen als Statthalter regieren, bis er seinen Fehler erkennen, und seine Reue durch eine seinem Stande gemäßere Aufführung an den Tag legen würde. Dieses Urtheil wurde vollzogen, und jedermann begegnete ihm als einem Nichtswürdigen *g*).

Macht der Holländer und Spanier auf den moluckischen Inseln.

Es scheint nicht, daß die Holländer an diesem Handel Theil genommen, oder sich in die moluckischen Regierungsgeschäffte im geringsten gemischet hätten. Sie blieben in ihren Schan-

d) In seinem Tagebuche, welches bereits da gewesen, wird von den Umständen seines Unglückes nicht das geringste erwähnet, und hier findet man eben so wenig davon.

e) A. d. 98 und 99 S.

f) A. d. 100 und 101 S.

Schanzen, und dachten nur an die Handlung, und auf Anschläge, die Spanier gänzlich zu verjagen. Der Verfasser des Tagebuches bemerket, daß sie im Jahre 1610, sieben Plätze besaßen, die er sämmtlich hernennet: auf Ternate, die Schanze **Malay**, mit achtzig Mann Besatzung, und ungefähr drey tausend Unterthanen, imgleichen **Willemstadt** oder **Takomma** mit sechs und neunzig Soldaten, und mehr als tausend Einwohnern *h*); auf Machian, die Schanze **Taffaso**, **Moriz** oder **Noffekia** und **Tabillola**. In diesen dreyen lagen hundert und acht und zwanzig Soldaten, und es gehörten mehr als acht tausend Einwohner darzu. Auf Motir hatten sie die Schanze **Nassau**, mit achtzig Mann, und mehr als zwey tausend Einwohnern; auf Bachian, oder vielmehr auf **Labova**, welches unter Bachian gehöret, die Schanze **Barnefeld** nebst einer Besatzung von acht und vierzig Soldaten. Folglich hatte die Handlungsgesellschaft damals nicht mehr als vier hundert Soldaten auf den moluckischen Inseln. Dieses war nach des Verfassers Meynung viel zu wenig, so viele feste Plätze zu vertheidigen, und noch darzu öffentlich mit dem Anschlage umzugehen, die Spanier zu vertreiben, die auf Tider und Manilla feste Plätze, acht hundert gebohrne Spanier, und beynahe eben so viele Insulaner, zu Soldaten hatten *i*).

Verhoeven. 1610.

Die holländische Flotte mußte einen Theil ihrer Macht zu Banda lassen. Den 20sten des Heumonats erfuhr der Verfasser, der Krieg mit den Insulanern wäre von neuem angegangen, und er schreibt ihn dem Anstiften der Engländer zu *k*). Man konnte keine Hülfe dahin schicken, weil viele Schiffe ihre Ladung bereits hatten, und nach Europa gehen mußten. Der Admiral **Wittert** war mit seinem Geschwader noch in den manillischen Inseln. Daher hatte man nur noch das Schiff: **die vereinigten Provinzen** übrig, worauf sich der Verfasser befand; und welches, da die aus Holland erwartete neue Flotte nicht ankommen wollte, gleichfalls unter Segel gieng, um zu **Oressick** auf Madura, seine Ladung einzunehmen.

Der Krieg entzündet sich von neuem auf Banda.

Dem Verfasser begegneten unterwegens einige Schiffe von der neuen Flotte, die unter dem Admirale **Both** im Jenner 1610 aus Holland abgesegelt war. Sie brachte etwas nach Indien mit, das man daselbst noch niemals gesehen hatte. Die Gesellschaft hatte sechs und dreyßig holländische Weibespersonen aufgepacket, um von ihrem eigenen Volke Nachkömmlinge in Indien zu ziehen. Zwar waren einige davon unterwegens gestorben, doch dieser Abgang befand sich auch bereits wieder ersetzet, indem andere von ihnen Kinder zur Welt gebracht hatten *l*).

Erste holländische Weibespersonen in Indien.

Der Verfasser erhielt den 18ten des Wintermonates sehr betrübte Nachrichten aus den moluckischen Inseln: nämlich, wenig Tage nach seiner Abreise von Ternate, wäre der Statthalter **van Caerden** von einer spanischen Galeere weggecapert worden, als er von Malaya nach Bachia gehen wollen, und er säße in der Schanze **Gammalamma** gefangen. Doch das war war noch nicht alles; die Spanier hatten den Admiral **Wittert** bey den manillischen Inseln überfallen, und im Gefechte erleget: er wurde von zwölf Schiffen auf einmal angegriffen. Dem ungeachtet wehrete er sich trefflich. Da er aber nebst vielen seiner Leute das Leben verlohren hatte: so eroberten die Feinde sein Schiff. Zwey andern Fahrzeugen von seinem Geschwader gieng es eben so. Die Jacht, **der Adler**, sprang in die

Caerden wird zum zweytenmale von den Spaniern gefangen.

Die Holländer werden geschlagen.

g) A. d. 101 S.
h) A. d. 102 S.
i) A. d. 103 und folg. S.
k) A. d. 105 S.
l) A. d. 106 S.

Verhoeven. 1610.

die Luft; der **Pfau** und die Schaluppe **Delft** kamen noch davon, man wußte aber noch nicht, wo sie wären *m*). Also hatte die Gesellschaft auf dieser Reise beynahe die Hälfte von der stärksten Flotte, die sie vielleicht jemals nach Indien geschickt hatte, verlohren, und überdieses noch zween erfahrne Seeofficier, **Verhoeven** und **Wittert**, eingebüßet. Doch die Vortheile, welche Boths Flotte erhielt, brachten diesen Verlust bald wieder in Vergessenheit.

Rückreise des Verfassers.

Der Verfasser des Tagebuches kam glücklich nach Hause, in Gesellschaft dreyer andern Schiffe, die das seinige unterwegens antrafen, und sämmtlich reich beladen waren *n*).

Der III Abschnitt.

Reise nach Japon. 1611.

Zweyer von Verhoevens Flotte abgeschickten Schiffe, Reise nach Japon.

Einleitung. Erster Versuch der Holländer nach Japon zu handeln. Zwey Schiffe sollen der Japaner Gesinnung ausforschen. Erfolg ihrer Reise. Die Gesellschaft schicket mehr Schiffe nach Firando. Eine Jacht kömmt zum ersten dahin. Hoffnung mit Furcht vermischet. Holländer halten sich tapfer. Hindernisse ihres Vorhabens. Geschenke sind nöthig. Die Holländer schreiben an Willhelm Adams. Rath, den man ihnen giebt.

Einleitung. Erster Versuch der Holländer nach Japon zu handeln.

Unter denen Schiffen, welche der unglückliche **Verhoeven** bey dem Flusse **Johor** von seinem Geschwader anders wohin verschicket hatte, waren dem erhaltenen Befehle zu Folge zwey bestimmet, eine gewisse Unternehmung zu wagen, damit die Gesellschaft schon lange schwanger gieng, die aber bisher durch andere Anschläge verhindert worden war. Einige Holländer waren mehr aus Zufalle, als mit Vorsatze, in die japanischen Inseln gekommen. Der Reichthum des Landes leuchtete ihnen stark in die Augen; und weil die Portugiesen gewohnt waren, Schiffe von Malaca aus dahin zu schicken, so war dieses schon Ursache genug, ein gleiches zu thun. Nur mußten sie besorgen, man würde sie durch allerley Verleumdungen in diesem Lande eben so schwarz gemachet haben, als in dem übrigen Indien. Wenigstens glaubten sie doch, ehe sie eine glückliche Handlung an einem unbekannten Orte hoffen dürften, müßten sie zuvor ausforschen, wie man sie empfangen würde, und sich den Eingang, wo möglich, durch einen vortheilhaften Vergleich öffnen. So war Verhoevens Absicht beschaffen *o*).

Zwey Schiffe sollen der Japaner Gesinnung ausforschen.

Die beyden hierzu ausersehenen Schiffe führeten den Namen, **der Löwe**, und **die sieben Pfeile**. Sie giengen den 17ten März 1609 von Johor unter Segel; und weil sie ihre Schiffahrt, so viel möglich, beschleunigten: so gelangten sie den 1sten des Heumonats auf eine Höhe, die sie für die Höhe von Firando ansahen. Sie warfen Anker auf funfzig Faden tief. Einige leichte Fahrzeuge kamen zu ihnen, und berichteten, sie wären vor **Nangasacki**, und **Firando** läge weiter gegen Westen. Sie nahmen also zween japanische Piloten an Bord, und ließen sich durch die Straße bey Firando bis auf die dasige Rhede führen. Diese Neuigkeit locket eine große Menge Zuschauer von allerley Stande an das Ufer. Die Zahl belief sich über zwey hundert, und die Holländer waren deswegen auf ihrer Hut.

Unter-

m) A. d. 107 S.

n) A. d. 108 S.

o) Sie hatten sich bisher wegen China, wiewohl vergeblich, bemühet, und darüber Japan vergessen. Doch

Unterdessen, da sich jedermann sehr höflich bezeugte, schickten sie zween Officier nebst einem Dollmetscher nach Hofe, um den Antrag wegen eines Handlungsvergleiches zu thun. Sie wurden geneigt empfangen. Der Statthalter von Firando ließ sich belieben, die Jacht zu besehen. Der von Nangasacki erzeigte beyden Schiffen gleiche Ehre. Mit einem Worte, die Abgeordneten erhielten alles, was sie im Namen des Prinzen Moriz und der Gesellschaft verlanget hatten. Sie blieben also zu Firando. Hingegen giengen beyde Schiffe ungesäumt unter Segel, um diese angenehme Zeitung nach Holland zu bringen. Den 31sten des Weinmonats reiseten sie ab; zu Bantam ruheten sie fünf Wochen aus, und kamen dem unerachtet den 20sten des folgenden Heumonats nach dem Texel.

Reise nach Japon. 1611.

Erfolg ihrer Reise.

Die Bewindhebber versäumeten in einer so wichtigen Sache keinen Augenblick. Sie ließen sogleich einige Schiffe unter Segel gehen, und gaben ihnen die vorsichtigsten Verhaltungsbefehle mit, welche auf die Dauerhaftigkeit der künftigen Handlung nach Japon abzieleten. Eine Jacht, der **Bracke** genannt, war entweder am geschwindesten, oder am glücklichsten auf ihrer Fahrt. Denn sie kam den 1sten des Heumonats 1611 bey Firando vor Anker, nicht weit von der Wohnung, die man den Holländern angewiesen hatte. Was man jetzo lesen wird, das ist das Tagebuch dieses Schiffes; und es wird hoffentlich denenjenigen nicht unangenehm fallen, welche die im ersten Theile gegenwärtiger Sammlung erzählten Begebenheiten des **Adams**, eines in Japon naturalisirten Holländers, mit einiger Belustigung gelesen haben.

Die Holländer schicken mehr Schiffe nach Firando.

Eine Jacht kömmt zum ersten dahin.

Der alte und neue Statthalter der Insel begaben sich an Bord, und bezeugten große Freude über die baldige Wiederkunft der Holländer. Man beschenkte sie mit zwey kleinen steinernen Gefäßen, die ihnen sehr wohl gefielen, und mit einem halben Käse, von dem sie viel Wesens machten. Dieses uneigennützige und freundschaftliche Verfahren war ein gutes Anzeigen. Allein, die zurückgelassenen Factore verwunderten sich über die geringe Ladung der Jacht, unerachtet sie nach Patan geschrieben hatten, man möchte kostbare Waaren schicken, insonderheit rohe Seide, die in Japon sehr im Werthe war. Sie konnten nicht begreifen, warum man so viele Kosten auf die Reise wendete, und doch das Nöthige zu Patan ließe. Dieser Misverstand verminderte ihre Hoffnung, und nöthigte sie, auf Ausflüchte zu sinnen, um sich bey Hofe zu entschuldigen *p*). Sie schützten die schweren Auflagen vor, welche die Gesellschaft verhindert hätten, eine reichere Ladung zu schicken, ehe man wegen der Handlungsbedingungen einig wäre.

Furcht und Hoffnung der Holländer.

Den 2ten des Heumonats berichtete ein japonischer Hauptmann, Namens **Loisan**, den Holländern, er habe den **Pfau**, ein Schiff von **Witterts** *q*) Flotte, bey den manillischen Inseln angetroffen, und ihm Nachricht gegeben, wie geneigt man seine Landesleute zu Firando aufgenommen habe. Er wußte von dem unglücklichen Seegefechte zu erzählen, und schrieb den schlechten Ausgang der Unvorsichtigkeit des Witterts zu, welcher den Feind allzu gering geschätzet hätte; dennoch hätte er sich ritterlich gewehret, und den Portugiesen ihren Sieg dergestalt versalzen, daß sie ihre Feinde selbst loben müßten, und die Gefangenen deswegen besser, als gewöhnlich, hielten *r*). Ein solches Zeugniß war den Holländern in Japan sehr vortheilhaft, weil diese Nation von Natur viele Tapferkeit besitzt, und sie an andern gleichfalls hochschätzet.

Ihre Tapferkeit wird bezeugt.

Doch hatten sie gesucht, den Japonern eine gute Meynung von sich beyzubringen.

q) S. Verhoevens Reisebeschr.

p) Fortsetzung von Verhoevens Tagebuch, wie oben, a. d. 110 S.

r) Es waren ihrer hundert und acht u. zwanzig.

Reise nach Japan. 1611.

Hindernisse ihres Vorhabens.

Eben diesen Tag verlangete ein Agent des Statthalters, die holländischen Factore möchten ihm das Verzeichniß der mitgebrachten Güter geben, damit er es nach Hofe senden könnte. Sie weigerten sich aber äußerlich, und zwar unter dem Vorwande, sie hätten mit dem Kaiser noch keinen Vergleich wegen der Handlung errichtet, und sie wären nicht an eine Gewohnheit gebunden, davon sie nichts gewußt hätten; im Grunde aber schämeten sie sich, die Geringfügigkeit ihrer Ladung zu offenbaren; nebst dem wollten sie auch nicht geringer seyn, als die Portugiesen, welche dieser Last überhoben waren. Sie wußten auch wohl, man verlangte das Verzeichniß nur deswegen, damit man ihren Waaren einen gewissen Preis setzen könnte; welches Beginnen in der Holländer Augen ein tyrannisches und in allen Rechten verbothenes Anmaßen war, davor man sich auf alle Weise hüten mußte, zumal im Anfange, und ehe eine Gewohnheit daraus wurde. Doch sagten sie überhaupt, sie hätten Tücher, Pfeffer, Elephantenzähne, einige Seidenzeuge, und Bley. Anbey hängeten sie mit an, sie wären zum ersten male, nicht so wohl Handelns wegen, gekommen, als vielmehr dem Kaiser für die ertheilte Erlaubniß zu danken, und zu melden, daß die Handlungsgesellschaft in Zukunft allemal zu gewisser Zeit Schiffe abschicken würde.

Geschenke sind in Japon nothig.

Ob man ihnen nun gleich das Waarenverzeichniß zum öftern abforderte: so blieben sie doch immer bey der alten Antwort, redeten nur von ihrer Reise nach Hofe, und bereiteten die Geschenke. Doch hier war guter Rath abermal theuer; wie konnten sie von einer geringen Ladung kostbare Geschenke machen? Nichts destoweniger mußte es seyn, wollten sie anders völlige Freyheit zu handeln erhalten, ohne Aufseher und Wache um sich zu haben. Die Japoner messen ihre Hochachtung gegen Fremde nach dem Werthe der Geschenke ab, die sie dem Kaiser und den Prinzen machen. Daher saget der Verfasser, man sollte billig keine andere, als reichbeladene Schiffe nach Japon schicken, damit sie große Kosten aufwenden könnten. Zwar, fährt er fort, würden die Kosten nicht übermäßig seyn, wenn man allezeit mit etwas seltenen versehen wäre, indem der Kaiser nicht so wohl auf den Werth, als auf die Artigkeit der überreichten Geschenke sieht. Doch alles dieses erfuhren die Factore der Jacht erst nach ihrer Ankunft s).

Holländer schreiben an Adams.

Rath den man ihnen giebt.

Sie schrieben also an **Willhelm Adams**, ersuchten ihn um seinen Rath und Beystand. Dieser **Adams** war Steuermann auf einem holländischen Schiffe gewesen, das durch allerley Zufälle nach Japon kam. Daselbst verschaffte er sich einen Zutritt bey Hofe, und stund wegen seiner Einsicht, Erfahrung und Redlichkeit, in großer Gnade. Unterdessen, bis seine Antwort anlangte, suchten die Holländer die Gewogenheit des Statthalters zu Firando, und seines Bruders, vollends zu gewinnen, weil es schien, als ob diese Herren ihnen nicht abgeneigt wären. Auf derselbigen Einrathen beschlossen sie, bey ihrer Reise nach Hofe dem Erbprinzen, der zu **Jedo** sich aufhält, ebenfalls aufzuwarten, um so viel mehr, weil man sagte, der alte siebenzigjährige Kaiser wollte ihm den Thron überlassen. Er hatte ihm bereits das Land **Quando** nebst dem königlichen Titel gegeben. Ferner rieth man ihnen, des vorigen Kaisers Sohn, **Federisamma**, zu besuchen, der wegen allerley Zufälle um die Thronfolge gekommen war, und auf dem Schlosse **Osaka** lebte. Man vermuthete, er möchte nach des Kaisers Tode vielleicht Gelegenheit finden, sich wieder auf den Thron zu schwingen. Die Spanier hatten niemals vergessen, ihn zu besuchen t).

Der

s) A. d. 112 und folg. S.

t) A. d. 115 S.

Der IV Abschnitt.

Reise nach Japon. 1611.

Fernere Reise der Holländer zu dem Kaiser in Japon.

Was für einen Weg sie nehmen; sie verwechseln das Fahrzeug. Osacko, große Stadt. Fussigny und Meacko. Sonderbares Vorrecht von Meacko. Portugiesische Gesandtschaft. Japonische Herren ohne Eigennutz. Die Holländer begegnen dem Adams, kommen nach Serimgo. Portugiesische Gesandten werden schlecht empfangen. Stolz der Spanier. Was sie verlangen. Antwort des Kaisers. Warum die Holländer einen gefährlichen Anschlag argwohnen. Adams entschuldiget sie. Was sie sich ausbitten wollen. Uneigennützigkeit eines Kronbedienten. Was er ihnen zu Liebe thut. Geschenke für den Kaiser. Er befraget sie allerley. Was er von ihnen hält. Sie reisen nach Jedo. Wie sie der Sadadom empfängt. Sie beschenken ihn; auch den Fürsten; werden nicht sonderlich beschenket; gehen nach Hofe zurück. Was sie von den Spaniern erfahren. Warum sie ihnen nicht trauen. Beyderseitiger Stolz. Der Kaiser begnadiget die Holländer mit der Handlungserlaubniß. Was ihnen noch fehlet. Vorstellungen. Antwort. Sie fahren fort zu bitten; erhalten alles.

Reisen nach Hofe. Was für einen Weg sie nehmen.

Die Factore reiseten den 17ten des Heumonats von **Firando** ab u), nebst einem Dollmetscher, und einem japonischen Edelmanne, den ihnen der Statthalter zum Wegweiser mitgab. Sie begaben sich in die Barke des Lagerhauses, die mit sechzehn Mann besetzt war, und wurden von einer andern Barke begleitet, die der Statthalter nach dem Hafen zu **Nangoja** schickte. Des folgenden Abends lagen sie an der Insel **Aynoßima**, ein und zwanzig Meilen von Nangoja, stille. Der Wind war ihnen zuwider gewesen, und blieb es den 19ten noch immer. Unterdessen kamen sie des Morgens doch nach **Aßiu**, welche Stadt zwölf Meilen von Aynoßima an einer Bank von weißem Sande, in einer bergigten Gegend liegt. Zu Mittage waren sie bey der Stadt **Coockors**, die von zwey Schlössern bestrichen wird. Des Abends kamen sie vor **Ximontchogui**, eine mittelmäßige Stadt, mit einer kleinen Festung, und einem Schlosse auf einem Berge. Den 20sten liefen sie im Hafen **Isacki** ein, worbey zwey Dörfer von dreyßig bis vierzig Häusern liegen. Den 26sten des Abends lagen sie bey **Mianos** stille. Den 27sten fuhren sie bey **Cadmenexegui** vorbey, da sie auf jeder Seite ein Dorf sahen; und des Nachts blieben sie zu **Tsuua**. Den 30sten kamen sie **Vesimado** vorbey, welches sechzig Meilen von **Tsuua** liegt. Den 31sten kamen sie wegen stürmischen Wetters mit großer Mühe in den Hafen zu **Muro**.

Verwechseln ihre Barke.

Den 3ten August segelten sie **Firmensi** vorbey, das fünf Seemeilen von **Muro** liegt. Diese Stadt ist schön, und hat ein festes Schloß. Die Nacht blieben sie zu **Tackeßima**, vier Seemeilen von **Firmensi**, und den 5ten des Abends zu **Fiongo**. Den 6ten kamen sie in den Fluß **Osacka**, und legten sich an der Vorstadt **Außima** vor Anker, wo sie eine kleine Barke, um nach **Fußigny** zu fahren, miethеten, weil die großen so weit nicht kommen können. Sie fuhren durch **Osacka** den Fluß hinauf: sie hatten aber oft so wenig Wasser, daß die Ruderer aussteigen, und die Barke fortschieben mußten.

Osacko, eine große Stadt und Sitz des Federisamma.

Osacka ist eine von den wichtigsten Städten in Japon. Sie hat ein schönes Schloß zur Beschützung, worinnen **Federisamma** seinen Sitz hatte. Dieser Prinz war damals achtzehn Jahr alt, und nicht öfter als einmal aus seiner Einsamkeit gekommen. Ob er gleich von der Regierung ausgeschlossen war: so hatte er doch schöne Einkünfte, und besaß große

u) A. d. 124 und folg. S. Der Weg, den sie nahmen, verdienet um schon öfters gemeldeter Ursache willen angeführet zu werden.

Reise nach Japon. 1611.

große Schätze. Er hatte noch viele Anhänger, welche ihm die Hoffnung einflößeten, er würde einstens den Thron besteigen; den ihm auch die ganze Nation in der That gönnete x).

Fussigny und Meacko.

Den 7ten kamen die Holländer vor dem Dorfe **Sergate** vorbey, und Nachmittage landeten sie zu **Fußigny**. Von da kömmt man zu Wasser nach **Soringau**. Weil sie aber nach **Meacko** wollten, das vier Meilen davon liegt: so nahmen sie Pferde. Diese Stadt ist ungemein groß. Die Handlung blühet sehr daselbst, und wird durch allerley schöne Arbeit, die man da verfertiget, unterstützet. Indem sich Meacko sehr weit gegen Fußigny, und dieses wiederum gegen jene Stadt erstrecket: so fehlet es wenig, daß sie nicht zusammen stoßen.

Sonderbares Vorrecht von Meacko.

Der Krieg mag noch so hitzig geführet werden: so schonet man doch Meacko. Sie bleibt aus aller Verwirrung, und zwar in Ansehung ihres Handels, welcher beynahe eben also getrieben wird, wie in den europäischen Städten y).

Als die holländischen Factore bey ihrer Ankunft in dieser Stadt erfuhren, **Adams** habe ihre Briefe nicht erhalten: so schickten sie einen eigenen Bothen an ihn ab, aus Besorge, er möchte etwan abwesend seyn, wenn sie nach Hofe kämen. Sie erfuhren gleichfalls, es sey vor vier Tagen eine portugiesische Gesandtschaft durch Meacko gegangen, und in einem kleinen Fahrzeuge zu **Satsuma** ans Land getreten.

Ankunft und Pracht einer portugiesischen Gesandtschaft.

Sie habe kostbare Waaren und herrliche Geschenke mitgebracht, in der Meynung, die Bezahlung für eine Caracke zu bekommen, die man ihnen zu **Nankasacki** verbrannt hatte; sie habe viele Trompeter, Pauker und andere Musikanten bey sich, und ziehe unter dem Klange der Instrumente mit großer Herrlichkeit einher. Ihr Aufzug sey dermaßen prächtig, daß alle Bedienten, auch so gar die Schwarzen, in Sammet und überein gekleidet giengen. **Itakaria Froimandonne**, Statthalter zu Meacko, habe sie mit acht und vierzig Pferden versehen, sie aber auf ihre eigenen Kosten das Zeug darzu angeschaffet z).

Japanische Herren sind sehr uneigennützig.

Der Statthalter begegnete den Holländern mit nicht geringerer Gütigkeit a). Er versah sie nicht nur mit Pferden, mit einem Reisepasse unter dem kaiserlichen Siegel, und mit einem Empfehlungsschreiben an den Präsidenten vom Staatsrathe: sondern er nahm auch nicht das geringste Geschenk von ihnen, weil er, seinem Vorgeben nach, nicht gewohnt sey, von Fremden das geringste anzunehmen: und als sie mit Bitten sehr anhielten, sagte er, dieses mal wollte er nichts annehmen, hätten sie aber bey der Rückreise noch etwas übrig, so könnten sie immerhin an ihn gedenken. Hierauf reiseten sie voll Verwunderung über diese Uneigennützigkeit nach **Causate**, sieben Meilen von **Meacko**. Des andern Tages speiseten sie zu **Sutsisamma**, und schliefen zu **Sequinoso**. Den 12ten nahmen sie das Mittagsessen zu **Jakaz** ein, und ließen sich hernach in einer Barke über eine kleine Bucht setzen. Des Abends kamen sie nach **Narmi**, welches neunzehn Seemeilen von **Sequinoso** liegt.

Den 13ten stiegen sie wieder zu Pferde, speiseten zu **Okosaki**, und schliefen zu **Jußinday**, vierzehen Seemeilen von **Narmi**. Die Hitze war so groß, daß einer von ihrem Gefolge plötzlich starb. Sie speiseten zu **Ankray**, setzten über eine kleine Bucht, und schliefen zu **Fuqueres**, dreyzehn und eine halbe Meile von **Jußinday**. Den 16ten speiseten sie zu **Futsigeda**; und als sie von da nach **Merico** kamen, fanden sie den **Willhelm Adams** da, welcher ihnen entgegen kam. Des Abends begaben sie sich zusammen nach So-

x) A. d. 125 S.

y) Eben das. und folg. S.

z) A. d. 127 S.

a) Die Factore hießen **Jacob Specks**, und **Peter Regerts**.

b) Sitz des kaiserlichen Hofes.

Soringo *b*), woselbst **Adams** den **Cosequidonn**, das ist, den Rathspräsidenten, und den **Ikoto-sionsabrondonn** besuchte, um ihnen Nachricht von der Ankunft seiner Landesleute zu geben, und ihre Hülfe zu Erlangung eines baldigen Gehöres auszubitten. Sie versprachen, alles mögliche auf ihrer Seite zu thun; dieses Versprechen wurde durch einen Edelmann wiederholet, den sie an die Factore abschickten, und ihnen einen sehr höflichen Gruß vermelden ließen.

Reise nach Japon. 1611.

Die Holländer begegnen dem Adams, und kommen nach Soringau.

Unterdessen meldeten sie sich verschiedene mal an dem Pallaste, ohne daß sie vorgelassen wurden. Der Kaiser ließ die Rechnungen seines Oberschatzmeisters untersuchen, und mußte nothwendiger Weise gegenwärtig dabey seyn. In dieser Zeit erfuhren sie, daß es dem portugiesischen Gesandten nicht nach Wunsche gelinge. Sein Geschenk für den Kaiser bestund in zehn Stücken Drap d'or, hundert Catis von der schönsten Seide, einem künstlich ausgearbeiteten goldenen Becher, einer goldenen Uhr, und andern Kostbarkeiten. Man hatte zwar alles angenommen, aber nicht sonderlich viel Wesens davon gemachet, obgleich der Gesandte sein möglichstes that, den Japonern die Hoheit seines Herrn auf das deutlichste vor die Augen zu legen. Er war mit einem großen Gefolge von Portugiesen bey Hofe erschienen, alle mit goldenen Ketten am Halse, und alle seine Schwarzen waren kostbar gekleidet. Allein der Kaiser hatte seiner Entschuldigung schlechtes Gehör verliehen *c*).

Die portugiesisch-spanische Gesandtschaft wird schlecht empfangen.

Um eben diese Zeit war auch ein Gesandter von dem spanischen Unterkönige zu Mexico angelanget: er hatte aber ein eben so schlechtes Vergnügen von seiner Abfertigung. Er dankte dem Kaiser für den Beystand, den er dem **Don Rodrigo von Buera**, gewesenen Statthalter in den philippinischen Inseln, hatte angedeihen lassen, als er auf der Reise nach Neuspanien an der japonischen Küste gestrandet war. Die Geschenke dieses Gesandten waren kostbar: allein er misfiel dem Hofe wegen seiner stolzen Aufführung und willkührlichen Unternehmungen *d*). Er hatte den Prinzen zu Jedo eher besucht, als den Kaiser. Nachgehends zog er mit vierzig Musketirern und fliegenden Fahnen in **Soringau** ein, ließ seine Trompeter in allen Gassen, wo er durchzog, blasen, und damit dieses eitle Gepränge vollkommen wäre, etliche mal dazu Salve geben. Als er Gehör beym Kaiser hatte, so begehrete er viererley: 1. Daß die Spanier in den japonischen Inseln so viel Schiffe bauen dürften, als sie wollten. 2. Daß sie alle Küsten und Häfen des Reiches durch abgeschickte Steuerleute untersuchen dürften. 3. Der Kaiser möchte den Holländern die Handlung in seinem Lande verbiethen, und erlauben, daß der König von Spanien Kriegesschiffe nach Japon schicke, um die holländischen Schiffe zu verbrennen und zu vernichten. 4. Die spanischen Schiffe sollten weder besichtiget, noch im Verkaufe ihrer Waaren eingeschränket werden. Diesen Antrag gab er vorher schriftlich von sich.

Stolz der Spanier.

Ihr Begehren.

Man sagte ihm vorläufig, der Landesgebrauch erlaubte nicht, gewaffnet vor dem Kaiser zu erscheinen. Dem ungeachtet kam er mit der spanischen Fahne und mit den vierzig Soldaten vor den Pallast angezogen; es durfte aber niemand hinein, als seine Person. Die Geschenke des mexicanischen Unterköniges waren ein Sattel mit Golde gestickt, ein schöner Küraß, einige Arzeneyen und andere Seltenheiten. Man gab ihm zur Antwort, er könne Schiffe bauen, und einen Ort zum Werfte aussuchen, wo er wollte; er könnte auch die japonische Küste immerhin untersuchen, ja man wollte ihm Barken darzu geben, wenn er

Antwort des Kaisers.

c) A. d. 129 und folg. Seite. *d*) A. d. 132 und folg. S.

Reise nach Japon. 1611.

er keine hätte; Sr. Majestät Lande stünden für alle Fremde offen; und da Sie keine Ursache dazu fänden, die Holländer auszuschließen, so müßten sie der allgemeinen Erlaubniß eben so wohl, als andere, genießen; die Kriege der europäischen Fürsten giengen den Kaiser nichts an; mit einem Worte, alle Kaufleute, welche der Handlung wegen nach Japon kämen, hätten keinen andern Richterstuhl zu befürchten, als worauf die Vernunft und Billigkeit säße *e*).

Warum die Holländer einen gefährlichen Anschlag argwohnen.

Adams stund nahe bey dem Kaiser, so lange das Gehör währete. Der Gesandte erzählete den unglücklichen Tod des Königes Heinrichs. Er gedachte auch des zwischen Spanien und den Generalstaaten getroffenen Stillstandes; sagte aber dabey, er wäre in Spanien noch nicht kund gemachet worden, und er für seine Person zweifelte, ob Indien, und was von dem Vorgebirge der guten Hoffnung östlich liegt, mit darinnen begriffen wäre. Adams argwohnete, der Gesandte hätte nicht vergeblich auf diese Weise hiervon gesprochen, und es müßte ein heimlicher Anschlag gegen die Holländer im Werke seyn. Es schien ihm unmöglich, daß der Gesandte etwas, das in ganz Europa längst bekannt war, nicht wissen sollte, und also behauptete er, der Stillstand wäre nicht nur in Spanien kund gemacht, sondern auch der Gesandte davon unterrichtet. Der Beweis war leicht; denn die Portugiesen entschuldigten ihre letztern Feindseligkeiten damit *f*), daß der Stillstand nur in Europa bekannt gemacht wäre, Indien aber nichts angienge.

Adams entschuldiget sie.

Der **Sionsabrondonne**, oder Großschatzmeister, verschwieg den Holländern nicht, was ihre Feinde ihnen für gefährliche Neigungen und Anschläge Schuld gäben. Er sagte, man stünde in der Meynung, sie wären nur deswegen nach Japon gekommen, um spanische oder portugiesische Schiffe wegzucapern; es wäre dieses wirklich um desto wahrscheinlicher, weil sie so wenig Kaufmannsgüter bey sich hätten, und vermuthlich handelten sie nur mit geraubtem Gute. Adams vertheidigte sie mit großem Eifer. Er berief sich darauf, daß man in Japon die Redlichkeit der Holländer gar bald besser kennen würde, und daß sie dieses Lob überall, wo sie ihrer Handlung wegen hinkämen, verdienet hätten. Spanische oder portugiesische Schiffe könnten sie nicht wegnehmen, weil ein Stillstand auf zwölf Jahre geschlossen wäre, der ihnen alle Feindseligkeiten untersagte; die Jacht hätte freylich nur wenige Waaren geladen; denn sie wäre in aller Geschwindigkeit abgeschicket worden, um die Gütigkeit des Kaisers zu genießen, und den versprochenen Handlungsvergleich errichtet zu sehen. Sie wäre nur als ein Vorläufer zu betrachten, welcher die Ankunft vieler andern Schiffe mit allerley anständiger Waare melden sollte. Indem nun diese Erläuterung von einem so angesehenen Manne, als Adams war, gegeben wurde: so that sie vortreffliche Wirkung *g*).

Der **Cosequidonn** empfing die Holländer sehr höflich, als sie ihm aufwarteten. Sie verehreten ihm acht Ellen carmosinrothes Tuch; ein Stück Satin mit kleinen Rosen beblühmet; ein Stück Dammast, ein Stück Goldlacken, drey nürnbergische Teppiche, ein gezogen Rohr, und hundert Stäbe Stahl. Als er dieses Geschenk übersehen hatte: so ließ er es gleich beyseite bringen, und sagte: Ihr habet diese Sachen mit großer Mühe hieher gebracht: allein, bey mir sind sie übel angewendet *h*). Hernach versicherte er sie, ihre Ankunft wäre dem Kaiser sehr angenehm; er fragte auch, was sie vom Hofe verlanget hätten? Ein Factor sagte hierauf ohne Umschweife heraus, sie wollten um einen Freyheitsbrief bey

Was sich die Holländer bey Hofe ausbitten wollen.

Sr.

e) A. d. 132 und 133 S.
f) A. d. 134 S.
g) A. d. 136 und vorherg. Seite.
h) A. d. 137 S.

Sr. Majestät bitten, daß die Schiffe ihrer Nation frey in Japon handeln, ihre Waaren abladen, sie in einem Lagerhause verwahren, jedermann zeigen und verkaufen dürften, ohne von Aufsehern und Wachen gehindert zu werden, doch mit Zurückbehaltung der seltensten Sachen, so lange, bis Se. Majestät nach Dero Gefallen davon ausgesuchet hätten *i*). Der **Cosequidonn** ließ sich alles gefallen. Er versprach, ihr Bestes zu befördern, und ihre Abfertigung auf ihre Zurückkunft von **Jedo** fertig zu halten, wo sie den Kronprinzen mit Sr. Majestät Erlaubniß besuchen könnten, gleichwie **Adams** gegen Selbige erwähnet habe. Er wolle zu ihrer Reise mit Pferden, Barken und Wegweisern behülflich seyn. Darauf sprach er eine Zeitlang mit ihnen von dem Zustande der vereinigten Provinzen, und versprach, sie noch heute dem Kaiser vorzustellen.

Reise nach Japon. 1611.

Als sie weggiengen, so begleitete er sie bis vor die Thüre. **Adams** ließ er nicht mitgehen, sondern hieß ihm, die Geschenke wieder zurück schicken. „Ihr hättet es nicht leiden sollen, sagte er zu ihm, daß sie mir Geschenke brächten; ihr wisset, daß ich nichts annehme, ich will ihnen deswegen dennoch so viel zu Gefallen thun, als ich kann, ob ich gleich nicht auf diese Weise darum gebethen seyn will.„ Adams stellete vor, es wären ja bloße Kleinigkeiten, die den Namen eines Geschenkes nicht einmal verdieneten. Er möchte sie Adams Landesleuten zu Ehren behalten, damit sie wenigstens sähen, er nähme es nicht ungütig, daß sie ihm dergleichen geringe Sachen anböthen. Der **Cosequidonn** besann sich einen Augenblick; hernach sagte er, um den Holländern ein wahres Zeichen seiner Freundschaft zu geben, wollte er diesesmal wider seine Gewohnheit handeln: damit rief er sie zurück, und wiederholete eben diese Worte gegen sie *k*). Wir führen diese Umstände nur deswegen an, weil sie der Verfasser des Tagebuches für eine außerordentliche Gewogenheit gegen seine Landesleute ausgiebt. Die Japoner verwunderten sich eben so sehr darüber, als es die Spanier und Portugiesen verdroß, von welchen der **Cosequidonn** niemals das allergeringste annahm, ob sie ihm gleich alle Jahre die kostbaresten Geschenke anbothen; und die Factore schöpften eine glückliche Vorbedeutung für ihre Handlung daraus *l*).

Kronbedienter ohne Eigennutz.

Was er den Holländern zu Liebe thut.

Gegen Mittag wurden sie zum kaiserlichen Gehöre berufen, und sie nahmen ihre Geschenke mit. Jedwede Gattung wurde nach dem Gebrauche dieses Hofes auf eine besondere Tafel gelegt. Sie bestunden aus einem halben Stücke carmosinrothen Tuche, einem halben Stücke Scharlach, einem Stücke carmosinfarbenen Kirsay, drey Stücken schwarzem Sammet, drey Stücken gewässertem Camelot, zwey Stücken mit Golde geblühmten Satin, dreyen von Dammast, fünf nürnberger Teppichen, zehn gläsernen Flaschen, zwey hundert Catis Bley, zwo Flinten acht Schuh lang, zwey gezogenen Röhren, fünf Elephantenzähnen, und zwey hundert Stäben Stahl *m*).

Geschenke für den Kaiser.

Als sie ihre Ehrerbiethung bezeuget hatten: so fragte sie der Kaiser, wie viele Mannschaft sie auf den moluckischen Inseln hätten; ob sie nach Borneo handelten; ob es wahr wäre, daß es daselbst den besten Campher gäbe, und wie er wüchse; wo das beste **Adler**- und **Calambaholz** wüchse; was sie für wohlriechend Holz in ihrem eigenen Lande hätten; und von welchem sie das meiste Wesen machten? Sie beantworteten alles durch den Dollmetscher. Da sie Abschied genommen hatten, wurden sie von dem **Cosequidonn** und **Sionsabrondonn** bis vor den Saal hinaus begleitet, und ihnen wegen des gnädigen Gehöres Glück gewünschet. Diese Herren sagten, sie müßten sich selbst darüber verwundern: Seine

Er befraget sie allerley.

i) Eben das. und a. d. 138 S.
k) A. d. 139 Seite.
l) Eben daselbst.
m) Eben daselbst.

Reise nach Japon. 1611.

Seine Majestät machten sich nicht leicht so gemein, ja nicht einmal mit den vornehmsten Herren im Reiche, welche Geschenke von zehn- zwanzig- bis dreyßig tausend Ducaten werth brächten, und Sie hätten zu den spanischen und portugiesischen Gesandten kein einziges Wort gesprochen *n*).

Adams, der in das kaiserliche Gemach zurück berufen wurde, erzählte, der Kaiser hätte die Tücher, Camelote, Flinten und den Sammet, eines nach dem andern, genau besichtiget, und gesagt: „Wenn holländische Schiffe ankommen, werden sie wohl schöne „Waaren und viele Seltenheiten mitbringen?„ Adams versicherte Se. Majestät, daß viele schöne Sachen für Dieselbe mitkämen. „Ja, ja, sagte der Monarch, ich sehe schon, „die Holländer sind Meister in Verfertigung schöner Arbeit, gleichwie im Kriege *o*).„

Was er von ihnen hält.

Reisen nach Jedo ab.

Die Factore ließen ihr Begehren in japonischer Sprache aufsetzen, und überreichten es dem **Cosequidonn**, welcher die Aussertigung auf ihre Rückkunft bereit zu halten versprach. Den 18ten brachte man ihnen einen Reisepaß auf zehn Pferde, nebst Empfehlungsschreiben an den Kronprinzen, dem sie ihre Aufwartung machen wollten. Des andern Tages reiseten sie von **Soringau** ab, und kamen des Abends nach **Tesseri**. Den 20sten nach **Mißima**, zwölf Meilen von **Tisseri**. Den 21sten speiseten sie zu **Woudebro**, giengen über den Berg **Facutamme**, über dessen Auf- und Absteigen man vier Stunden in sehr engen und beschwerlichen Wegen zubringt: und blieben des Nachts zu **Futsisawa**, sechzehn Meilen von **Mißima**. Den 22sten frühstückten sie zu **Toska**, zwo Seemeilen von **Futsisawa**, und gelangten des Abends nach **Jedo**, das zehn Meilen von **Toska** liegt *p*).

Wie sie der Sadadonn empfängt.

Adams, der an diesem Hofe eben so gut angeschrieben war, als zu **Soringau**, räumete ihnen ein Haus ein, das ihm zugehörete, und meldete ihre Ankunft dem **Sadadonn**, Rathspräsidenten des Prinzen, und Vater des **Cosequidonns**. Dieser Herr versprach ihm zum Voraus eine geneigte Aufnahme seiner Landesleute bey Hofe. Denn seitdem der Prinz vor nunmehro zwey Jahren erfahren hatte, man hätte einige holländische Schiffe in dem japonischen Gewässer wahrgenommen: so wünschte er beständig, dergleichen Leute zu sehen. Ein japonischer Bedienter des Präsidenten mußte den Adams zurück begleiten, um die Factore in seines Herrn Namen zu grüßen *q*).

Beschenken ihn.

Des andern Tages dankten sie ihm für die Gnade, und verehrten ihm fünf Ellen carmesinrothes Tuch, zwey Stück gestreiften schwarzen Camelot, und ein Stück glatten. Ein Stück schwarzen Damast, fünf Stück weißen Armoisin, drey gläserne Flaschen, und eine Kugelbüchse. Ihr Geschenk wurde zwar angenommen, doch sagte der **Sadadonn**: er handelte jetzo wider seine Gewohnheit, damit sie ein Vertrauen auf ihn setzen möchten; ob er zwar nicht zum besten auf sey, so wolle er doch gleich nach Hofe gehen, damit sie abgefertiget würden; er habe dem Prinzen bereits gestern Abend Nachricht von ihnen gegeben, und selbiger erwarte sie ganz gewiß mit Schmerzen. Unterdessen besprach er sich eine halbe Stunde lang mit ihnen, vom Zustande in Europa und von ihrem Vaterlande. Er fragte nach der Ursache des langwierigen Krieges zwischen Spanien und Holland, und nach den Unterhandlungen, welche den Stillstand zuwege brachten. Als die Holländer aus der wenigen Größe ihres Landes kein Geheimniß machten: so bezeugete er eine große Verwunderung

n) A. d. 140 S.
o) Eben das. und a. d. 141 S.
p) A. d. 141 und 142 S.
q) A. d. 142 S.
r) A. d. 143 Seite.
s) Eben daselbst.

Reise nach Japon. 1611.

rung darüber, daß ein so schwaches Volk einem so mächtigen Könige dermaßen standhaftig widerstanden habe r). Endlich ließ er ihnen Obst vorsetzen, und begleitete sie beym Weggehen, seines hohen Alters und seiner Leibesschwachheit ungeachtet, bis in den Hof, wobey er versprach, sie Nachmittage rufen zu lassen.

Um zwey Uhr wurden sie zum Prinzen gerufen. Sie verehreten ihm ein halbes Stück carmesin rothes Tuch, ein Stück Kirsay von gleicher Farbe, funfzehn Ellen grünen Sammet mit schwarzen Bluhmen; zehntehalb Ellen rothen, mit schwarzen Bluhmen; ein Stück Damast; ein Stück Goldlacken; fünf nürnbergische Teppiche; ein Stück gestreiften Camelot, drey Elephantenzähne, hundert Stäbe Stahl, eine Kugelbüchse mit deutschem Schlosse, zwey gezogene Röhre, und fünf hundert Catis Bley s). Der Prinz empfing sie gnädig und dankete ihnen, daß sie sich seinetwegen so weit bemühet hätten: allein er redete übrigens weniger, als ihnen der **Sadadonn** Hoffnung gemacht hatte. Als sie sich seinen Schutz ausbathen, und vorgaben, ihre Herren hätten ihnen dieses ausdrücklich befohlen: so antwortete er nur mit einem Kopfnicken, und ließ sie damit von sich. Allein der Bediente des **Sadadonn** führete sie im ganzen Pallaste herum, und der Prinz ließ sie mit Pferden und Barken zu ihrer Rückreise nach **Soringau** t) versehen. Adams stattete die Danksagung in ihrem Namen ab.

Werden nicht sonderlich beschenket.

Diese Gnade war weiter nichts außerordentliches. Doch der Verfasser des Tagebuches, welcher auf alle Vorzüge und Ehrenerweisungen genau Achtung giebt, erzählet sorgfältig, der spanische Gesandte hätte drey Tage warten müssen, ehe er vorgelassen worden, ungeachtet er prächtig aufgezogen wäre, und reiche Geschenke mitgebracht hätte. Die Holländer machten auch einige an die Großen des Hofes, aber allezeit nur an Tuche und gläsernen Flaschen. Der Prinz schickte ihnen Gegengeschenke, von eben so schlechter Herrlichkeit. Doch setzet der Verfasser, zu seinem eigenen Troste darzu, es hätte sie ein vornehmer Herr überbracht, und die Factore ersuchet, sie möchten nicht sowohl auf den Werth des Geschenkes, als auf den freundlichen Willen, sehen. Uebrigens hatten sie die Ehre bey dem Bruder des jungen Statthalters zu Firando zu speisen, an welchen sie ihr Tuch und ihre Flaschen abermals verschwendeten u).

Gehen nach Hofe zurück über Wormgau.

Ihre Absicht war, nach dem Hafen **Wormgau**, achtzehen Seemeilen von Jedo, und von da nach Hofe zu reisen. Man bewilligte ihnen eine Galeere zu dieser Reise. Den 1sten des Augustmonats giengen sie ab, und kamen noch diesen Abend nach **Wormgau**, wo **Adams** ein Haus besaß, gleichwie zu Jedo. In diesem Hafen lag das Schiff aus Neuspanien, nebst dem spanischen Gesandten, der sie mit vieler Höflichkeit grüßen ließ, worauf sie mit gleicher Münze antworteten. Zween Niederländer von seinem Gefolge, berichteten ihnen die Ursache und den Erfolg seiner Reise. Die wahre Absicht der Spanier war, erstlich, einige Japoner nach Hause zu bringen, welche das vorige Jahr in Gesellschaft des **Don Rodrigo von Bucra**, nach Neuspanien gereiset waren. Man hatte sie daselbst mit solcher Pracht empfangen, daß es den König von Spanien, die Reisekosten ungerechnet, über funfzig tausend Stück von Achten kostete. Es war dem Gesandten keinesweges anbefohlen, der Holländer auf diese Weise bey Hofe zu erwähnen, wie er gethan hätte x), ja seine Officier hatten es ihm vorgeworfen, er wäre über die Schranken geschritten,

Was sie von den Spaniern erfahren.

t) A. d. 144 S.
u) A. d. 145 Seite.

x) Diese Stelle gereichet der Aufrichtigkeit des Verfassers zum Lobe.

Reise nach Japon. 1611.

schritten, und sie hatten gedrohet, eine förmliche Protestation dagegen einzugeben; doch dieses hatte er verhindert, indem er das Unheil, welches hieraus entstehen könnte, allein zu verantworten versprach. Ihm war weiter nichts befohlen, als die Japoner in ihr Vaterland zu bringen, und eine gedoppelte Erlaubniß bey Hofe auszuwirken; erstlich, alle japonische Häfen zu untersuchen, weil die Spanier wegen ihrer schlechten Kenntniß davon, viele reichbeladene Schiffe verlohren hatten; zweytens, Schiffe in Japon zu bauen, weil man sie in Neuspanien und auf den manillischen Inseln, aller Mühe und Kosten ungeachtet, dennoch nicht so gut bauen konnte, als auf den japonischen Schiffswerften, indem an diesem Orte das Holz besser, der übrige Bauzeug wohlfeiler, und die Handwerksleute häufiger sind *y*). Die Antwort des Hofes auf diesen gedoppelten Antrag, haben wir bereits beygebracht.

Warum sie den Spaniern nicht trauen.

Die Holländer erfuhren von beyden Niederländern noch ferner, man hätte Neuguinea, und die Küste von Neuspanien entdecket. Doch bestätigten sie des Gesandten Vorgeben, man hätte bey ihrer Abreise aus den spanischen Häfen noch nichts von dem geschlossenen Stillestande gewußt, oder man halte doch wenigstens die Nachricht davon geheim. Ja sie wunderten sich darüber, daß es die Holländer wußten, weil mit eben dem spanischen Schiffe, das itzo in Japon war, einige Personen übergekommen waren, welche den Tod des Königes Heinrichs, durch französische nach **St. Lucar** und **Sevilien** geschriebene Briefe erfahren hatten. Unterdessen war der König noch vor Schließung des Stillestandes ums Leben gekommen, und die Holländer schlossen hieraus, es müßte unter dem Stillschweigen der Spanier ein geheimer Anschlag verborgen seyn, vermuthlich hätten sie auf denen Schiffen, die gewöhnlicher Weise aus Neuspanien nach Manilla gehen, Volk dahin geschicket, um solches nachgehends in die moluckischen Inseln überzusetzen, und wo möglich die Holländer herauszujagen, ehe der Stillstand in Indien kund werde *z*). Die Wichtigkeit dieses Unternehmens, machte den Holländern ihre Vermuthung desto wahrscheinlicher; daher trieben sie desto mehr auf einen endlichen Schluß ihrer Angelegenheiten, damit sie desto geschwinder abreisen könnten. Der spanische Gesandte ließ sie etlichemal zu Gaste bitten, und sie bathen sich diese Ehre von ihm gleichfalls aus: allein es wurde nichts daraus, weil keiner den Anfang machen wollte.

Beyderseitiger Stolz

Den 27sten reiseten sie nach **Wormgau** ab, speiseten zu **Capacura**, und schliefen zu **Orso**. Den 28sten legten sie siebenzehn Seemeilen zurück, und kamen des Abends nach **Insuwarra**. Den 29sten stiegen sie vor Tages zu Pferde, und zogen um Mittage zu **Soringau** ein.

Der Kaiser begnadiget die Holländer mit der Handlungsfreyheit.

Zween Tage nach ihrer Ankunft, überbrachte ihnen Adams den kaiserlichen Freyheitsbrief, nach welchem sie ihren Handel einrichten sollten. Er wurde ohne Verzug übersetzt. Allein sie fanden dasjenige nicht darinnen, woran ihnen das meiste gelegen war, nämlich daß sie weder Aufseher noch Wache haben sollten. Unterdessen war dieses die Hauptabsicht ihrer Reise, und der einzige Zweck, nach welchem sie strebten. Sie zogen sich die Sache um so vielmehr zu Gemüthe, weil sie die Ursache nicht begreifen konnten, warum es ihnen nicht verwilliget werde, und weil sie übrigens ihre Abreise auf alle Weise beschleunigen mußten, folglich nicht sahen, wie sie neue Vorstellungen machen könnten. Bey dem allen beschlossen sie nach reifer Ueberlegung, nicht abzureisen, ohne wenigstens einen Versuch

Was ihnen noch fehlet.

y) A. d. 147 S.
z) A. d. 149 S.
a) A. d. 152 S.
b) A. d. 153 S.

such zu thun, ob sie diese Sache, die ihrer Klugheit überlassen war, und die ihnen eine so beschwerliche Reise verursachet hatte, zum glücklichen Schlusse bringen könnten *a*). Reise nach Japon. 1611.

Der kaiserliche Befehl war folgenderweise abgefaßt *b*). „Wir wollen, und befehlen „hiermit allen und jeden unsern Unterthanen kraft dieses ernstlich, die holländischen Schif„fe, welche in unser Reich Japon kommen, auf keine Weise zu beunruhigen, noch ihr „Hindernisse zu verursachen, sie mögen sich befinden, an welchem Orte, und in welchem „Hafen sie wollen, sondern sich freundschaftlich gegen sie zu bezeugen, und ihnen allen möglichen „Vorschub zu thun, den sie begehren. Wir verbiethen allen unsern Unterthanen, mit ihnen „anders als mit Freunden umzugehen: dieses haben wir Ihnen durch unser kaiserliches „Wort zugesagt. Gegeben (nach japonischer Weise) im 1611 Jahre, den fünf und zwan„zigsten Tag des siebenten Monats, das ist nach unserer Rechnung, den 30sten August.„

Vorstellungen, die sie dem Cosequidonn machen.

Die Factore besuchten hierauf den **Cosequidonn**, dankten ihm für seine Bemühung, die Ausfertigung zu beschleunigen, klagten aber sehr wehmüthig, daß noch etwas an selbiger fehlete. Er antwortete, sie dürften sich deswegen keine Sorge machen, es würde ihnen kein Mensch etwas zuwider thun. Allein, da er zugleich ungemeine Gütigkeit gegen sie blicken ließ: so wagten sie es, ihm vorzutragen, ob er meynte, es würde allzuschwer fallen, den Kaiser um einen Begnadigungsbrief unter seiner Hand zu bitten, wornach sie vergnügt abreisen wollten. Er versicherte sie, es wäre nicht nöthig; und wofern ja einige Hindernisse sich eräugen sollten, so dürften sie nur dem Adams Nachricht davon geben. Die Factore waren hierüber äußerst beängstiget; denn auf einer Seite befürchteten sie, den Präsidenten durch ungestümes Ansuchen vor den Kopf zu stoßen, auf der andern Seite stund ihre Ehre, und der Vortheil der Handlungsgesellschaft darauf. Sie erschöpften also ihre ganze Redekunst in Danksagungen. Sie versicherten den **Cosequidonn**, daß sie nicht das geringste Mistrauen in sein Wort setzeten: allein sie müßten auf diese Weise unsäglichen Verlust leiden, weil ihre Schiffe gehindert würden, zu rechter Zeit abzufahren. Denn die Abreise müßte zwischen dem achten und neunten Monate geschehen; wo nicht, so müßten sie ein halbes Jahr zu Patan liegen bleiben. Der Präsident war so gütig, daß er alles geduldig anhörete. Hernach sagte er, weil ihnen so viel daran gelegen wäre, gleichwohl aber die Sache nicht so geschwind ausgemacht werden könnte, so dürften sie nur nach **Firando** abreisen, und den Adams dafür sorgen lassen. Seines Ortes versprach er, alles mögliche beyzutragen, ließ sie in Gnaden von sich, und sagte noch, er hoffte, mit der Zeit würde es sich schon geben *c*).

Antwort.

Sie fahren fort, zu bitten.

Allein die Sehnsucht der Holländer machte ihnen die Geduld zu der allerschweresten Tugend. Sie verfasseten noch an selbigem Tage eine Bittschrift, und trugen ihr Verlangen nebst den Ursachen desselbigen, auf das beste vor. Nachdem es in das Japonische übersetzet worden: so unterschrieben sie sich, und bathen des andern Nachmittags den Adams, er möchte es dem **Cosequidonn** überreichen. Dieser las es zwar, sagte aber, es gäbe itzo wichtige Geschäffte bey Hofe, folglich möchte es etwan zur Unzeit überreicht werden, und damit gab er es dem Adams zurück. Unterdessen behielt sein gutes Gemüth dennoch die Oberhand. Nach einiger Ueberlegung, sagte er: Adams möchte derowegen selbst nach Hofe kommen, und eine günstige Gelegenheit absehen. „Ich werde mich, fuhr er fort, ganz „nahe bey Sr. Maj. befinden, und der **Sionsabrondonn** soll sich gleichfalls einstellen. „Wird

c) Eben das. und a. d. 154 S. Das Tagebuch gedenket bey diesem kützlichem Geschäffte nur des Specks allein.

Reise nach Japon. 1611.

„Wird die Bittschrift sodann überreicht, so wollen wir unser bestes dabey thun, und ver„muthlich läuft es glücklich ab.„

Adams versäumete keinesweges, diesem Rathe zu folgen. Zum Glücke war der Kaiser bey so guter Laune, daß er nicht nur alles bewilligte, sondern überdieses befahl, die Ausfertigung sollte den Augenblick geschehen, wornach er sie unterschrieb, und wie gewöhnlich besiegeln ließ. Zugleich befahl er dem Adams, er sollte den Holländern sagen, sie würden nirgends einige Verhinderung in ihren Geschäfften finden; sie könnten nach Belieben abreisen; ihre Schiffe würden allezeit willkommen seyn, und Adams könnte sie bis nach Firando begleiten. Die Japoner verwunderten sich selbst darüber, daß die Holländer etwas erhielten, das man den Spaniern und Portugiesen abgeschlagen hatte *d*). Der Verfasser gesteht, sie hätten dem **Cosequidonn** und **Sionsabrondonn** vieles zu danken *e*).

Der V Abschnitt.

Rückreise der Holländer vom Hofe und aus Japon.

Sie gehen nach Firando zurück. Einige reisen durch Meacko; erhandeln lackirte Arbeit; kommen nach Firando; errichten ein Waarenlager; wollen gern dankbar seyn. Unkosten des Statthalters zu ihrem Besten. Sie müssen sich entschuldigen. Ihre Abschiedsgeschenke. Abreise.

Rückreise nach Firando, und Weg, den sie gehen.

Den 3ten des Herbstmonats reiseten die Holländer von **Soringau** ab, voll Vergnügen, daß sie alles erhalten hatten, was ihre Obern wünscheten. Sie speiseten des andern Tages zu **Haquinguawa**, schiffeten vierzehn Seemeilen weit auf dem Flusse **Seneguwo**, und schliefen zu **Arrai**. Den 5ten brachen sie um Mitternacht auf, speiseten zu **Futsiwa**, einer großen Stadt, die in der Mitte ein großes Schloß hat. Die Nacht blieben sie zu **Naoting**. Diesen Tag legten sie achtzehn und eine halbe Meile zurück, in einem wohl angebaueten Lande voll schöner Bäume. Den 6ten frühstückten sie zwo Meilen von Naoting, in der Stadt **Astanamin**, die nur mittelmäßig groß ist, aber einen starken Holzhandel treibt. Die Kaufleute haben Höfe, Waarenlager, und Vordächer bey ihren Häusern, wie in Holland. Von hier ließ sie Adams über eine Bucht von ungefähr sieben Seemeilen in die Breite setzen, worauf sie nach **Kuwano**, einer großen Stadt mit einem schönen Schlosse kamen, ferner durch **Domuda** zogen, und nach einer Tagereise von siebenzehn Seemeilen, zu **Kamitamma** schliefen. Den 7ten speiseten sie zu **Stutsisamma** und schliefen zu **Thibes**, zwölf Meilen von **Kamitamma**.

Einige reisen nach Meacko.

Des andern Tages verabredeten sie, **Specks**, **Adams**, und der Edelmann, den ihnen der firandoische Statthalter zum Wegweiser mitgegeben hatte, sollten nach Meacko gehen, und dem **Itakura Froimendonn** das Empfehlungsschreiben vom **Cosequidonn** übergeben, ihm auch die Danksagung für sein nach Hofe mitgegebenes Empfehlungsschreiben abstatten. Ueberdieses wollten sie ihm auch das Geschenk noch einmal anbiethen, welches er das vorige mal nicht annehmen wollte. Daher trenneten sie sich nach der Mittagsmahlzeit zu **Woots** von einander. **Segerts** und **Johann Cousins** giengen mit dem Geräthe

d) A. d. 155 Seite.

e) Eben daselbst.

f) Aus dieser Stelle scheint es, Jacob Specks sey der Verfasser des Tagebuches; denn nach dieser Trennung redet er allezeit in seinem eigenen Namen.

g) A. d. 158 S.

h) Eben das. und folg.

Geräthe nach **Futsimi**, die andern kamen des Abends nach **Meacko** *f*). **Specks** und **Adams** ließen sich gleich bey dem **Froimendonn** melden. Weil er aber diesen Abend Gäste hatte: so begaben sie sich des andern Tages erst in sein Schloß. Die Geschenke wurden auf vieles Bitten des Adams angenommen. **Froimendonn** vernahm mit Erstaunen, wie außerordentlich gnädig man sie bey Hofe empfangen hatte, und both ihnen allen Vorschub zu Fortsetzung ihrer Reise an. Zu **Meacko** kauften sie einige lackirte Arbeit, die sie bey ihrem vorigen Durchzuge bestellet hatten *g*).

Reise nach Japon. 1611.

Kaufen lackirte Arbeit.

Den 10ten machten sie sich wieder auf den Weg, speiseten zu **Tuffoni**, setzten sich zu Schiffe, und fuhren den Nachmittag und die ganze Nacht auf dem Flusse nach **Osacka**. Des Morgens kamen sie in die Vorstadt **Kußima**. Von da führete sie die Neubegierde nach **Sackar**, einer Handelsstadt, drey Meilen von **Osacka**, um den Preis der Waaren zu erfahren, und was für welche am meisten im Schwange giengen. Daselbst fanden sie einen Holländer, Namens **Melchior van Santwart**, der mit Adams nach Japon gekommen war. Hernach kehreten sie in die Vorstadt **Kußima** zurück, und fuhren nach **Demba** auf dem Flusse hinab. Den 14ten Abends kamen sie nach **Simmosesecki**. Den 17ten schiffeten sie die Stadt **Frugi** vorbey, und blieben im Hafen zu **Feßima**. Den 18ten kamen sie nach **Nanjoga**, den 19ten nach **Firando** *h*).

Ankunft zu Firando.

Das einzige, womit sie noch einige Tage lang beschäfftiget waren, betraf die Wahl der Factore, die sie daselbst lassen wollten, imgleichen die Anstalten zu Erbauung eines Lagerhauses. Sie bedauerten nur, daß sie dem alten Statthalter zu Firando seine viele Gütigkeit nicht genugsam vergelten könnten. Dieser Herr hatte sich, den Holländern zum Besten, große Unkosten gemachet. Schon vor acht Jahren hatte er auf seine Kosten eine Junke ausgerüstet, und zween von des **Adams** Gefährten, **Quackernaeck** *i*) und **van Santwart**, dahin bringen lassen, indem der Kaiser ihnen erlaubet hatte, die Holländer in dieser Gegend aufzusuchen, und ihnen die Nachricht zu überbringen, daß sie nach Japon handeln könnten. Diese Ausrüstung hatte ihm funfzehn hundert Catis Silber, das ist, achtzehn hundert und fünf und siebenzig Stücke von Achten gekostet, ohne daß er den geringsten Vortheil davon gehabt hätte. Als hierauf im Jahre 1609 die beyden Schiffe, der **Löwe** und **die sieben Pfeile**, nach Firando kamen, und Abgeordnete nach Hofe schickten, um die Handlungsfreyheit auszuwirken: so versah er sie auf eigene Kosten mit einer Galeere von sechs und funfzig Ruderknechten, die sie zween Monate lang gebraucheten, und bey ihrer Abreise befand sich das Fahrzeug in so schlechtem Zustande, daß man es aus einander nehmen mußte. Er hatte den Officieren beyder Schiffe die Gefälligkeit erzeiget, und Pfeffer und Seide für sie eingekaufet, bloß in der Absicht, damit andere Beamte sie nicht wegkaufen konnten; und man wußte, daß er an der Seide merklich eingebüßet hatte. Jetzo hatte er noch die Kosten für die Barke bezahlet, darinnen die Factore nach Soringau fuhren. Mit einem Worte, da er für so viele den Holländern geleistete Dienste nicht das mindeste empfangen hatte: so war es offenbar, daß ihn bloß seine Neigung gegen die Holländer dazu antrieb; um so viel mehr, weil es unstreitig war, daß den Holländern nicht die geringste Gnade wiederfahren wäre, wofern er in dem Staatsrathe nur das allergeringste Misvergnügen über ihre Aufführung bezeuget hätte *k*).

Errichten ein Waarenlager.

Wollten gern dankbar seyn.

Unkosten des Statthalters zu ihrem Besten.

Unter-

i) Dieses war der Hauptmann des Schiffes, darauf Adams nach Japon kam.

k) Auf der 160 Seite.

Reise nach Japon. 1611.

Unterdessen nöthigte sie ihre geringe Ladung, und die Menge der bey Hofe ausgetheilten Geschenke, ihre Dankbarkeit bis auf eine andere Gelegenheit auszusetzen. Diese Entschuldigung mußten sie vorschützen, und dabey versichern, die nächsten Schiffe würden ihre Schuld doppelt abführen. Er nennete sich **Foje Samma**. Doch ersuchete man ihn, das Wenige, was in ihrem Vermögen stünde, anzunehmen. Dieses war ein halbes Stück carmosinrothes Tuch, ein Stück rother Kirsay, zwey Stücke mit Rosen beblühmter Satin, ein Stück Dammast, fünf Stücke weißer Armoisin von roher Seide, fünf hundert Catis Bley, funfzig Stäbe Stahl, ein Elephantenzahn, drey gläserne Flaschen, und eine Kugelbüchse. Von der noch übrigen Ladung des Schiffes mußte man dem neuen Statthalter ebenfalls noch einige Geschenke machen. Diese bestunden in vierzehn Ellen carmosinrothem Tuche, einem Stücke rothen Kirsay, einem Stücke Satin mit kleinen Rosen beblühmt, drey Stücken weißen Dammast, drey Stücken weißen Armoisin von roher Seide, zwey hundert Catis Bley, einem Elephantenzahne, funfzig Stäben Stahl, und drey gläsernen Flaschen. Es mußte auch der **Novo Sausamma**, des alten Statthalters Bruder, etwas haben, nämlich ein Stück rothen Kirsay, zwey Stücke schwarzen Armoisin, ein Stück geblühmten Satin, ein Stück Dammast, ein Rest Goldlacken, und hundert Catis Bley. Hernach mußte man die Agenten und die Wache bedenken, die aber nicht allzu viel bekommen konnten, weil ihrer allzu viele waren *l*).

Müssen sich entschuldigen.

Ihre Abschiedsgeschenke.

Abreise aus Japon.

Den 28sten des Herbstmonats giengen sie unter Segel; ihre Fahrt gieng erwünscht von statten, und sie brachten ihren Obern die glückliche Nachricht von einem geschlossenen Vergleiche, der alle Reichthümer von Japon in ihre Hände liefern mußte.

Bontekoe. 1618.

Das XIII Capitel.

Wilhelm Jsbrands Bontekoes Reise nach Ostindien.

Der I Abschnitt.

Einleitung. Abreise und erstes Unglück des Verfassers. Er begegnet zweyen holländischen Schiffen. Erste Hinderniß auf der Reise. Krankheiten unter dem Volke. Man landet auf der noch unbewohnten Jnsel Maskarenhas. Ihr Zustand. Menge von Lebensmitteln; ihre übrige Vortrefflichkeit. Man ankert bey der Marieninsel. Wildheit der Einwohner. Sie gehen wieder unter Segel.

Einleitung.

Unter so mancherley Nachrichten, welche die gegenwärtige Sammlung in sich enthält, werden ohne Zweifel diejenigen dem Leser am besten gefallen, welche ganz außerordentliche, und solche Begebenheiten erzählen, die man ohne Bewegung nicht lesen kann. Von dergleichen Beschaffenheit ist die Reisebeschreibung des **Bontekoe**, zumal, da sie alle Kennzeichen der Wahrheit an sich hat, und aus eben dieser Ursache von **Thevenoten** seiner Sammlung einverleibet worden. Wilhelm Jsbrands Bontekoe führete das Schiff **Neu**

l) A. d. 25 S. Man führet diese Geschenke umständlich an, weil sie gleichsam der Preis sind, dafür die Holländer ihren Endzweck erhielten.

m) Bontekoes Reisebeschreibung, a. d. 1 S. Das Buch ist holländisch geschrieben, aber auch zweymal

Neuhoorn genannt, das aus bloßen Handlungsabsichten im Jahre 1626 nach Ostindien abgeschickt wurde *m*).

Bontekoe. 1618.

Abreise, und erstes Unglück des Verfassers.

Den 28sten des Christmonats lief er aus dem Texel, und schon den 3ten Jenner, als er die Spitze von England vorbey lief, bekam das Schiff drey heftige Windstöße, welche die Hälfte des Ueberlaufes mit Wasser anfülleten. Das Volk erschrack dermaßen darüber, daß jedermann schrie: wir müssen sinken. Der Sturm war so heftig, die Blitzen so unaufhörlich, und der Regen so stark, daß es schien, das Meer habe sich bis über die Luft erhoben, und es seyn alle Elemente, Luft, Feuer und Wasser, durcheinander gemischet worden. Der Schiffer befahl, man sollte das Wasser mit ledernen Eimern ausschöpfen: allein das gewaltsame Schwanken des Schiffes warf die Kisten dergestalt durcheinander, daß man keinen Platz zur Arbeit hatte. Man mußte also diejenigen zerschlagen, die am meisten hinderlich fielen. Endlich gieng die größte Gefahr vorüber: doch das stürmische Wetter dauerte bis auf den 19ten; und den 20sten nahm man das stille Wetter zu Hülfe, und setzete sich in den Stand, die Reise weiter fortzusetzen.

Er begegnet zweyen holländischen Schiffen.

Man begegnete zweyen holländischen Schiffen, einem nach dem andern, das erste hieß **Neuseeland**, unter **Peter Thyß** von Amsterdam, das zweyte **Enkhuysen**, unter Jan Jansen. Beyde leisteten dem **Neuhoorn** Beystand. Sie wurden aber bald getrennet; und als **Bontekoe** sie bey den Inseln des grünen Vorgebirges wieder antraf, so erfuhr er, statt der verhofften Erfrischungen auf der Insel **Majo**, hätten die Spanier ihnen drey Mann getödtet. Sie setzten alle Segel bey, um über die Linie zu kommen; doch es befiel sie eine Windstille, die drey Wochen anhielt, und sie nöthigte, mit einem darauf entstandenen Südostwinde die **Abrolhos** vorbey zu segeln. Als sie nahe dabey waren, kam die Windstille wieder, und erweckete die Furcht bey ihnen, das Schiffsvolk würde erkranken, und sie genöthiget seyn, wieder umzukehren. Endlich kamen sie vorbey, und suchten die Inseln **Fistan** und **Conde**, auf deren Höhe sie wirklich waren, ohne sie wahrzunehmen. Als hierauf der Wind in Norden umsetzte: so steuerten sie nach Osten, um auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einzulaufen. Der Wind gieng aber so stark aus Westen, daß sie die Segel einnehmen mußten, und sich nicht an das Land getraueten. Man beschloß im Schiffsrathe, das Vorgebirge vorbey zu gehen, weil das Volk auf allen dreyen Schiffen gesund, und kein Mangel an Wasser sey. Dieser Schluß wurde glücklich ins Werk gesetzet, und man lief die Küste **Natal** bey schönem Wetter vorbey. Der May war meistens zu Ende, und nunmehro schon der fünfte Monat seit ihrer Abreise verstrichen *n*).

Erste Hinderniß auf der Reise.

Krankheiten des Schiffsvolkes

Der **Enkhuysen** trennete sich hier von den übrigen, weil er nach der Küste **Coromandel** bestimmt war, und setzete seinen Weg zwischen der Küste von Africa und Madagascar fort. Bald darauf verließ **Bontekoe** wegen eines gehabten Verdrusses den **Neuseeland** ebenfalls. Sie kamen einander auf drey und zwanzig Grad Süderbreite aus dem Gesichte, und von dieser Zeit an, lief der **Neuhoorn** seinem Untergange entgegen.

Es ließen sich Krankheiten auf dem Schiffe spüren, und nahmen so sehr überhand, daß vierzig Mann außer Stande waren, Dienste zu thun. Weil die übrigen gleichfalls schwach wurden: so beschloß man, nach der **Ludwigsbay** auf Madagascar zu gehen.

 Doch

mal französisch heraus gekommen. Einmal von Thevenot, und sodann in der Sammlung der holländischen Handlungsgesellschaft.

n) Eben das. auf der 3 S.

Bontekoe. 1618.

Doch man konnte keinen bequemen Ankerplatz daselbst finden, wo das Schiff in genugsamer Sicherheit gewesen wäre. Man setzete also die Schaluppe aus, und Bontekoe begab sich selbst hinein, da unterdessen das Schiff hin und wieder fuhr, um sich nicht zu entfernen. Doch die Brandung war so stark, daß man nicht an das Land kommen konnte. Unterdessen ließen sich doch einige Leute sehen, und ein Matrose schwamm zu ihnen hinüber. Sie gaben einige Zeichen mit der Hand, als ob sie einen zum Anlanden bequemen Ort zeigen wollten. Da man aber nicht wußte, ob dieses ihre eigentliche Meynung sey, und sie über dieses keine Lebensmittel anbothen: so hatte man sich vergeblich bemühet. Bontekoe kam also wieder an Bord, und die Kranken erschracken sehr, da er nichts mitbrachte.

Man landet auf der noch unbewohnten Insel Mascarenhas.

Man lief hierauf südwärts bis auf die Höhe von neun und zwanzig Grad, wendete sich hernach, und beschloß, entweder an der Insel **Moriz** oder **Mascarenhas**, die nicht weit von einander liegen, Anker zu werfen. Dieses geschah auch wirklich bey dem Vorgebirge der letztern, da man nicht weit vom Strande vierzig Faden Tiefe fand *o*), ungeachtet man dem Lande allzunahe, folglich nicht allzusicher lag. Die Kranken sehneten sich zwar ungemein nach dem Lande: allein wegen der starken Brandung, war es zu gefährlich, sie dahin zu bringen. Man schickete die Schaluppe ab, um die Insel zu erkundigen. Sie fand eine Menge Schildkröten. Dieser Anblick vermehrete die Sehnsucht der Kranken, und sie bildeten sich ein, sie würden schon halb gesund, wenn sie nur einen Fuß auf die Insel setzen sollten.

Der Kaufmann auf dem Schiffe, Namens **Hein Roll** *p*), wollte sie durchaus nicht ans Land lassen, weil die Ströme das Schiff wegführen, und folglich sie verlohren gehen könnten. Nichts destoweniger bathen sie inständigst, und mit gefaltenen Händen. **Bontekoen** gieng dieses zu Herzen. Als er **Rollen** nicht überreden konnte: so nahm er alle Gefahr auf sich, und rief auf dem Ueberlaufe, er wolle jedermann an das Land setzen. Hierüber entstund unsägliche Freude. Die Gesunden halfen den Kranken in die Schaluppe steigen. Bontekoe gab ihnen ein Segel zu einem Zelte mit, nebst allerley Vorrathe, Geschirr, und einem Koche. Er gieng auch selbst an das Land, um sie anzuweisen. Sie geriethen über den Anblick des grünen Grases in Entzückung, und wälzeten sich vor lauter Vergnügen darauf herum, wobey sie versicherten, sie befänden sich nunmehr schon um ein ziemliches gesunder.

Zustand dieser Insel Menge von Lebensmitteln.

Es gab da eine Menge Holztauben, die man mit Händen fangen, oder mit Stöcken todtschlagen konnte, ohne daß sie aufzufliegen begehreten *q*). Man fing gleich den ersten Tag mehr, als zwey hundert. Eben so wenig Mühe verursachten auch die Schildkröten. Bontekoe freuete sich, daß seine Kranken sowohl versorgt waren, ließ sie, an der Zahl vierzig, auf der Insel, und begab sich wieder an Bord.

Der Ankergrund schien ihm an diesem Orte so schlecht zu seyn, daß er des andern Tages die Schaluppe nahm, und eine bessere Rhede aufsuchete. Des Morgens fand er fünf Meilen weit von dem Orte, wo das Schiff lag, eine gute Bucht, mit einem Sandgrunde. Nicht weit vom Strande war ein Teich voll süßes Wasser. Bontekoe sah hier viele Gänse, Tauben, graue Papazeyen, und andere Vögel. Er fand unter einem einzigen Baume fünf und zwanzig Schildkröten im Schatten liegen. Die Gänse flogen nicht weg, sondern ließen sich todschlagen, ohne sich zu rühren. Sie konnten vor Fett kaum gehen. Fing

o) A. d. 4 Seite.

p) Kaufmann ist eben das, was die Spanier und

Fing man einen Papagey oder andern Vogel, und plagte ihn so lange bis er schrie: so kamen die übrigen von seiner Art in Menge herbey, als wenn sie ihm helfen wollten, und ließen sich fangen.

Bontekoe. 1618.

Bontekoe ließ den Kranken Nachricht von dieser Beschaffenheit der Bay geben; sie stiegen auch willig in die Schaluppe, weil sie einen bessern Aufenthalt zu finden verhofften. Das Schiff legte sich ebenfalls auf fünf und dreyßig Faden tief daselbst vor Anker. Das Schiffsvolk durfte wechselsweise an das Land gehen, und Wildpret aus dem Walde hohlen. Acht Mann mußten mit einem Netze in dem Teiche fischen. Diese fingen allerley gute Fische, als Karpen, Fornen, und eine Gattung fette und wohlgeschmackte Salmen. Ferner gab es die von den Holländern also genannte Dod-aerse, welches Vögel mit sehr kleinen Flügeln sind, die vor Fett kaum gehen können. Endlich fand man auch süßes Wasser, in einem von Bäumen beschatteten Flüßchen, das vom Gebirge herab kam. Als sie dergestalt auf der Insel herum streifeten, sahen sie ein Brett am Strande liegen, worauf eingeschnitten war, Adrian Martens Block, Admiral einer Flotte von dreyzehn Schiffen, habe an diesem Orte einige Matrosen und Schaluppen verlohren, die am Ufer gescheitert wären. Unterdessen befand Bontekoe die Brandung gar nicht gefährlich.

Weil die Insel nicht bewohnet war: so durchstrichen sie die Matrosen allenthalben, und ergötzeten sich mit Fischen und Vogelfangen nach Herzenslust. Sie brieten die Vögel an hölzernen Spießen, und beträufelten sie mit Schildkrötenfette, damit schmeckten sie eben so gut, als gespickt. Noch ein anderer Bach hatte treffliches Wasser, und viele große Aale. Sie zogen ihre Hemden aus, und queer durch den Bach, auf welche Weise sie sehr viele fingen. Böcke gab es ebenfalls, aber sie waren so schen und so schnell, daß man nur einen einigen fing, dem die Hörner vor Alter halb abgefaulet waren, und den niemand haben mochte r).

Ihre übrige Vortrefflichkeit.

Dieser Ueberfluß an Lebensmitteln verhalf den Kranken bald wieder zu ihrer Gesundheit; sie mußten also wieder an Bord, nur sieben ausgenommen, die wegen Schwachheit so lange auf der Insel blieben, bis das Schiff unter Segel gieng. Man nahm viele gekreuzete Vögel und Fische mit. Der Verfasser bemerket, das beständige Jagen habe innerhalb zwanzig Tagen die Vögel zuletzt scheu gemacht, daß sie allezeit aufflogen, wenn man auf sie zugieng s). Der Obersteuermann wollte einige schießen: es zersprang aber die Flinte, und schlug ihm ein Auge aus dem Kopfe.

Man lichtete die Anker, und wollte auf der Insel Moriz landen: allein das Schiff war zu weit davon abgekommen, und man sah sie nur von weitem, unter dem Winde. Einige Kranke waren noch nicht wieder gesund, andere hatten das Lager zu frühzeitig verlassen. Man bedauerte, daß man nicht länger auf Mascarenhas geblieben war. Es war zu befürchten, man würde lange südlich von der Linie bleiben müssen, ehe man die ordentlichen Winde anträfe, die nach Bantam oder Batavia führen, und man könnte von den starken Strömen fortgerissen werden, welches neue Krankheiten verursachen würde. Daher beschloß man, gerade nach der Marieninsel zu fahren, die nicht weit von Madagascar, und der Bay Antongil gerade gegen über liegt.

 Man

und Engländer Supercargo, nennen, das ist, dem die Ladung anbefohlen wird.

q) A. d. 4 S. r) A. d. 5 Seite.

s) Auf der 6 und folg. S.

Bontekoe. 1618.

Man ankert bey der Marieninsel. Wildheit der Einwohner.

Man fand an der Westseite der Insel acht Faden tief helles Wasser, dadurch man den Grund sehen konnte, und ankerte in einer Vertiefung der Küste, auf dreyzehn Faden Grund. Obgleich die Einwohner nicht so sehr, als die von Madagascar, gewohnet waren, Europäer zu sehen: so brachten sie doch Hühner, Limonien, und etwas Reiß an Bord, gaben auch durch Zeichen zu verstehen, sie hätten Rinder, Schafe und andern Vorrath. Man gab ihnen Wein in einer großen silbernen Schale. Diesen soffen sie begierig hinein, und steckten dabey das ganze Gesicht in die Schale, wie die Pferde. Wenn sie damit fertig waren, so lärmeten sie als wenn sie toll wären. Sie giengen nackend, nur hatten sie ein kleines Tuch von Zeuge vorgebunden. Ihre Leibesfarbe war schwarzbraun *t*).

Man stieg alle Tage an das Land, und handelte mit ihnen. Gegen Schellen, blecherne Löffel, Messer mit messingenen Heften, und gläserne Corallen, tauschete man Kälber, Schafe, Schweine, Reiß, Milch und Wassermelonen. Die Milch brachten sie in grossen in einandergeflochtenen Blättern. Doch da sie wenig Citronen und Pomeranzen hatten: so beschloß Bontekoe, mit der bewaffneten Schaluppe nach Madagascar zu gehen, und dergleichen Früchte einzutauschen. Er lief in einen Fluß ein, und eine Seemeile hinauf, wornach er nicht weiter konnte. Die Bäume an beyden Ufern stießen nicht nur mit den Aesten zusammen, sondern ließen sie gar in das Wasser herab hängen. Es war auch kein Anzeigen vorhanden, daß Leute oder Pomeranzen da anzutreffen wären. Hingegen war er ein andermal auf eben der Insel, wo sein Schiff lag, desto glücklicher. Er fand an einem andern Orte der Küste, Limonien, Pomeranzen, Milch, Reiß, und Bananen.

Innerhalb neun Tagen, da seine Leute auf der Rhede lagen, bekamen sie ihre völligen Kräfte wieder, die sie bey der Abreise aus Holland gehabt hatten. Zuweilen nahmen sie einen Musicanten mit, wenn sie an das Land stiegen, der eins auf der Geige spielen mußte, worüber die Einwohner ganz außer sich geriethen. Einige setzten sich um ihn herum, und schnalzeten mit den Fingern; andere tanzten, sprungen und jauchzeten dazu, als ob sie vor Freuden halb toll wären. Bontekoe merkete keinen andern Gottesdienst, als eine grobe Abgötterey, bey ihnen. Hier und dort steckten Ochsenköpfe auf langen Stangen vor den Häusern; vor selbige knieten sie hin, als ob sie betheten *u*).

Sie gehen unter Segel.

Das Schiff war unterdessen bis auf den Kiel gereiniget, und dermaßen sorgfältig ausgebessert worden, daß man sich kecklich darauf verlassen konnte. Sie giengen also wieder gegen Süden unter Segel, bis auf die Höhe von drey und dreyßig Grad, wornach sie östlich nach der Straße von Sunda fuhren.

Der

t) Eben daselbst a. d. 7 Seite.

u) A. d. 8 Seite.

Bontekoe. 1619.

Der II Abschnitt.

Erstaunliche Begebenheiten. Es kömmt Feuer aus in dem Schiffe. Seine Wuth. Ein Theil vom Volke wirft sich in die Boote. Bontekoe ist unwillig darüber. Das Feuer ist nicht zu löschen. Gefährlicher Zustand. Das Schiff fliegt in die Luft. Wie es dem Verfasser ergangen. Wie er nebst einem Manne davon kömmt. Die Schaluppe kehret zurück. Wie er hineinkömmt. Sie wissen nicht, was sie anfangen sollen; folgen dem Verfasser. Ihre Lebensmittel. Erfindung, Segel zu machen. Sie fahren auf der offenbaren See dahin; suchen sich zu helfen; werden durch Regen erquicket. Die im Kahne wollen in die Schaluppe; werden über Bontekoe verdrüßlich; steigen alle in die Schaluppe. Elender Zustand. Man will die Jungen essen. Sie verschieben es auf drey Tage; können sich nicht mehr rühren. Erquickender Regen. Man entdecket Land.

Den 19ten des Wintermonats 1619, waren sie auf der Höhe von sechstehalb Grad, welches die Höhe der Straße ist, als Bontekoe, der auf dem Ueberlaufe war, auf einmal rufen hörete: **Feuer! Feuer!** Er eilete geschwind nach dem Raume, sah aber nicht das geringste. Als er fragte, wo es dann wäre? sagten sie: hier in der Tonne. Er griff mit der Hand hinein, spürete aber keinen Brand *x*).

Er forschete nach der Ursache des Lärmens, und erfuhr, des Botteliers Maat *y*) sey nach Gewohnheit, des Nachmittags in den Raum gekommen, um den Brandtewein zu hohlen, welcher des andern Tages ausgetheilet werden sollte. Den blechernen Leuchter hatte er an die Tauben eines Fasses gehangen, das eine Reihe höher stund, als das, welches er anzapfen wollte. Zum Unglücke fiel etwas vom brennenden Dochte zum Spundloche hinein, worüber der Brandtewein auf einmal in Flamme gerieth, beyde Böden des Fasses wegsprengete, und also brennend bis an die Steinkohlen lief.

Erstaunliche Begebenheiten.

Es kömmt Feuer aus im Schiffe.

Man hatte einige Krüge Wasser darauf gegossen, und der Brand schien gelöschet zu seyn. Bontekoe ließ noch einige Eimer voll darauf gießen; und weil er nicht das geringste Feuer verspürete, so stieg er unbesorgt wieder auf den Ueberlauf. Doch dieser Zufall zog erschreckliche Folgen nach sich; und weil alle Umstände davon höchst merkwürdig sind, so können wir dem Leser keine größere Gefälligkeit erzeigen, als wenn wir die Sache mit des Verfassers eigenen Worten erzählen.

Nach einer halben Stunde hörete ich abermals Feuer rufen, schreibt Bontekoe. Ich erschrack; und als ich hinab kam, sah ich die Flamme unten heraus schlagen, wo der Raum am hohlesten war. Es waren die Kohlen, die der ausgeronnene Brandtewein angezündet hatte, und die Gefahr war desto größer, weil vier bis fünf Reihen Tonnen über einander stunden. Wir gossen das Wasser Eimer voll in erstaunlicher Menge darauf. Allein, es eräugete sich ein neuer Zufall, der uns in Verwirrung brachte. Das auf die Kohlen gegossene Wasser verursachete einen so dicken, schwefelichten und stinkenden Dampf, daß man ohnmächtig hätte werden mögen, und fast keine Möglichkeit war, im Raume zu bleiben. Doch blieb ich da, machte Anstalt, so viel ich konnte, und ließ die Leute einander ablösen, damit sie frische Luft schöpfen konnten. Ich dachte wirklich, es würden einige ersticken, ehe sie die Lücken oder Treppenlöcher erreichen könnten. Mir wurde selbst so schlimm, daß ich nicht mehr wußte, wie mir war, und den Kopf zuweilen auf eine Tonne legte, wobey ich das Gesicht gegen die Lücken kehrete, damit ich wieder zu Athem kommen möchte.

Seine Wuth.

Als

x) Auf der 9 Seite.

y) Er hieß Willemin, aus Horn gebürtig.

Bontekoe. 1619.

Als ich es nicht länger ausstehen konnte: so sagte ich zu **Rollen**: wir müssen das Pulver über Bord werfen! Er wollte aber nicht darein willigen. Er sagte: „werfen wir das „Pulver über Bord, so sind wird vermuthlich sicher, daß wir nicht im Feuer umkommen: „aber mit was sollen wir uns wehren, wenn wie angefallen werden z)?„

Ein Theil vom Volke wirft sich in die Böte.

Unterdessen brannte das Feuer immer fort, und es konnte niemand vor Gestanke und Rauche im Raume bleiben. Man hieb also mit einer Art große Löcher hinten in das untere Verdeck, und goß durch selbige und durch die Lücken eine erstaunliche Menge Wasser herab. Man hatte die große Schaluppe schon seit drey Wochen in die See gelassen. Nunmehro ließ man auch den Kahn vom Ueberlaufe ins Wasser, weil er denjenigen, die Wasser schöpften, hinderlich war. Unsere Bestürzung kann man sich leicht vorstellen. Man sah nichts, als Feuer und Wasser vor sich, und keine Hoffnung, zu entfliehen; denn wir waren allein, und zu weit vom Lande. Das Schiffsvolk fing an, sich auf die Seite zu machen, ließ sich aus dem Schiffe herab, und schwamm nach der Schaluppe oder dem Kahne. Daselbst verbargen sie sich unter den Bänken oder Decken, bis mehrere nachkämen, daß sie sich davon machen könnten.

Als **Roll** ungefähr in die Gallerie kam: so verwunderte er sich, daß so viele Leute in der Schaluppe und im Kahne waren. Sie riefen ihm zu, er möchte einsteigen, sie wollten in die See stechen. Weil sie ihn heftig bathen, und er sich noch heftiger fürchtete: so that ers. Da er in die Schaluppe kam, sagte er: Lieben Leute, ihr müsset auf den Hauptmann warten! Allein, hier half weder Bitten noch Befehlen; so bald er darinnen war, kappten sie das Seil ab, und fuhren davon.

Bontekoe ist unwillig darüber.

Ich war eben beschäfftiget, Anstalt zu machen, und die Leute zur Arbeit anzutreiben, als einige von den Zurückgebliebenen gelaufen kamen, und ängstlich riefen: Ach! Hauptmann, was sollen wir nun anfangen? die Schaluppe und der Kahn fahren davon. Ich sagte: wenn sie uns verlassen, so wollen sie nicht wieder kommen. Damit lief ich auf den Ueberlauf, und sah mit Augen, wie sie wegfuhren. Die Segel des Schiffes waren am Maste, und das große Segel an den Gytauen oder Aufziehetauen. Ich rief: „die Segel gehisset, und los gebunden; wir müssen sie einholen; wollen sie uns nicht in die Schaluppe nehmen, so wollen wir ihnen über den Leib wegsegeln, damit sie lernen, was sich „gebühret!„

Das Feuer ist nicht zu löschen.

Wir kamen ihnen bis auf drey Schiffslängen nahe. Allein sie gewannen den Wind, und dreheten sich aus. Hierauf sagte ich zu den andern: „Kinder! jetzo müssen wir uns „auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, und sehen, was wir thun können.„ Wir müssen versuchen, ob wir noch löschen können. Laufet nach der Pulverkammer, und werfet die Pulverfässer über Bord, ehe das Feuer darzu kömmt. Hierauf nahm ich die Zimmerleute zu mir, und befahl, sie sollten geschwind Löcher bohren, und das Schiff anderthalb Klafter hoch mit Wasser anlaufen lassen. Allein, sie konnten nirgend mit den Bohrern durchkommen, weil die Wände mit Eisen beschlagen waren.

Gefährlicher Zustand.

Als diese Hülfe auch mislung, so gerieth alles in eine solche Bestürzung, die nicht auszusprechen ist. Alles schrie und wehklagte. Man goß frisch darauf los, und die Gluth schien abzunehmen. Aber gleich darauf gerieth das Oel in Flamme. Damit war alle Hülfe verlohren, je mehr man löschete, desto heftiger schlug die Lohe empor: das brennende Oel

z) Eben das. a. d. 10 und folg. S. In der ganzen Erzählung sind nur einige grobe Redensarten geändert worden.

Oel lief in alle Winkel, und steckte alles an. Bey diesem verzweifelten Zustande wurde das Heulen und Wehklagen so groß, daß mir die Haare auf dem Kopfe empor stunden, und ein kalter Schweiß über den ganzen Leib lief.

Bontekoe. 1619.

Unterdessen arbeitete alles aus Leibeskräften. Man goß Wasser ins Schiff, und warf das Pulver aus. Sechzig halbe Fässer waren bereits über Bord, aber drey hundert waren noch da. Auf einmal fingen sie Feuer, und zerschmetterten das ganze Schiff in hundert tausend Stücke. Es waren noch hundert und neunzehn Personen darauf gewesen. Ich war zu selbiger Zeit auf dem Ueberlaufe, nicht weit vom Tauwerke des großen Segels, und drey und sechzig Mann schöpften in meiner Gegenwart Wasser. In einem Augenblicke waren sie alle weg, ohne daß man sehen konnte, wo sie hinkämen. Den übrigen gieng es nicht besser.

Das Schiff fliegt in die Luft.

Was mich, **Wilhelm Isbrands Bontekoe**, betrifft, so ergab ich mich darein, eben so, wie meine Gefährten, umzukommen. Ich reckte die Hände gen Himmel, und rief: **Herr, sey mir gnädig und barmherzig!** Ich spürete wohl, daß ich in der Luft flog; ich dachte auch, es sey aus mit mir: doch hatte ich meinen völligen Verstand, und ließ die Hoffnung noch nicht gänzlich sinken. Endlich fiel ich aus der Luft, mitten unter die Trümmern vom Schiffe, ins Wasser. Als ich nur erst hier war, so wuchs mir der Muth dergestalt, als wenn ich ein anderer Mensch geworden wäre. Da ich mich umsah, schwamm der große Mast auf einer Seite, und der Bezaanmast auf der andern. Ich schwang mich auf jenen, und sah den elenden Anblick rings um mich herum. Ich sagte mit Seufzen: Allmächtiger Gott! dieß schöne Schiff ist also wie Sodoma und Gomorra zu Grunde gegangen!

Wie es dem Verfasser ergangen.

Eine Zeitlang wurde ich keines Menschen gewahr. Endlich, da ich in tiefen Gedanken war, sah ich einen unter dem Wasser herauf kommen, der mit Händen und Füßen arbeitete. Er kriegte ein Stück vom Boegspriet zu packen, schwang sich darauf, und sagte dabey: **Nun bin ich wieder in der Welt!** Ich hörete ihn reden, und sagte: Mein Gott! ist hier noch ein anderer Mensch am Leben, als ich? Der junge Mensch hieß **Herrmann van Kniphnisen**, gebürtig aus **Cyder**. Ich sah einen kleinen Mast neben ihm treiben. Weil sich nun der große, darauf ich saß, alle Augenblicke rundum wälzte, und mir große Beschwerlichkeit verursachete, so rief ich ihm zu: Herrmann! stoß mir diese Stenge zu, ich will mich darauf setzen, und zu dir schwimmen, damit wir alle beyde beysammen sind. Er that, was ich verlangte; denn sonst hätte ich unmöglich zu ihm kommen können, weil mich das Auffliegen und der Fall ganz zerschellert hatten. Ich war am Rücken ganz wund, und hatte zwey Löcher im Kopfe. Bisher hatte ich nichts davon gespüret, aber nun wurden die Schmerzen auf einmal so stark, daß mir beynahe Hören und Sehen vergieng.

Wie er nebst einem Manne davon kömmt.

Wir waren ganz nahe beysammen, und jeder hatte ein Stück vom untern Theile des Boegspriets im Arme. Wir sahen auf alle Seiten herum, ob wir die Schaluppe oder den Kahn erblicken könnten. Endlich sahen wir sie, aber weit von uns. Die Sonne wollte eben untergehen. Ich sagte zu meinem Unglücksgefährten: „Mein Sohn, hier ist alle Hoffnung aus. Es wird Nacht, die Schaluppe und der Kahn sind zu weit von uns, wir „können es unmöglich die ganze Nacht aushalten. Wir müssen Gott anrufen, und uns „in

Die Schaluppe kehret zurück.

Bontekoe. 1619.

„in seinen Willen ergeben.„ Wir fingen an zu bethen, und unser armes Gebeth wurde erhöret: denn kaum waren wir damit fertig, so war die Schaluppe und der Kahn nahe bey uns. Vor Freuden waren wir halb entzücket. Ich rief, helfet, helfet dem Hauptmanne! Einige Matrosen höreten mich, und riefen ebenfalls: der Hauptmann lebet noch! Sie näherten sich den Trümmern, konnten aber nicht an mich kommen, aus Beysorge, die großen Stücke möchten das Fahrzeug umstoßen.

Herrmann, dem der Luftsprung nicht viel geschadet hatte, schwamm nach der Schaluppe. Ich meines Orts rief, wenn ihr mich retten wollet, so müsset ihr herkommen; denn ich bin so zerfallen, daß ich nicht schwimmen kann. Hierauf sprang der Trompeter ins Wasser, mit der Linie vom Senkbleye, die er in der Schaluppe fand, und gab mir das Ende davon in die Hände. Ich wickelte sie um den Leib, und kam auf diese Weise glücklich in die Schaluppe; daselbst fand ich Rollen, Wilhelm van Galen, und den Untersteuermann, Namens Meynders Kryns, aus Hoorn gebürtig. Jedermann sah mich mit Erstaunen an.

Wie er hinein kömmt.

Wissen nicht, was sie anfangen sollen.

Ich hatte hinten in der Schaluppe einen kleinen Verschlag machen lassen, worinnen zween Menschen Platz hatten. Dahinein begab ich mich, um etwas auszuruhen; denn ich befand mich so schwach, daß ich dachte, es würde nicht lange mehr mit mir währen. Der Rücken war ganz zerschlagen, und die Löcher im Kopfe schmerzeten mich unaussprechlich; doch sagte ich zu Rollen: „Ich hielte für das beste, wir blieben diese Nacht nahe am „Wrack. Morgen bey Tage können wir einige Lebensmittel auffischen, und vielleicht finden wir einen Schiffscompaß, damit wir Land suchen können.„ Denn die Flucht war so eilig geschehen, daß man beynahe gar keinen Vorrath mitgenommen hatte. Was die Compasse betrifft, so argwohnte der Obersteuermann, der meiste Theil vom Volke wollte entfliehen, und deswegen that er sie beyseite; aber nichts destoweniger nahmen sie Reißaus, und er mußte in die Luft fliegen.

Folgen dem Verfasser.

Roll verachtete meinen Rath, und ließ darauf los rudern, als wenn es Tag wäre, in Meynung, Land zu entdecken. Als aber die Sonne aufgieng, sah er weder Land noch Wrack. Man sah nach mir, ob ich lebendig oder todt wäre? Hauptmann, sagten sie, was sollen wir anfangen? Wir sehen kein Land, und haben weder Brodt, noch Karte, noch Compaß. Kinder! antwortete ich, ihr solltet mir gestern Abend gefolgt haben, da ich so treulich rieth, beym Wrack zu bleiben. Ich erinnere mich noch wohl, wie ich auf dem Maste saß, daß Speck, Käse, und anderer Vorrath um mich herum schwamm. Lieber Hauptmann! sagten sie ganz freundlich zu mir, kommet heraus, und führet uns. Ich kann nicht, erwiederte ich, denn ich bin so lahm, daß ich mich nicht von der Stelle rühren kann. Doch mit ihrer Beyhülfe setzte ich mich auf dem Ueberlaufe nieder, und sah, wie sie noch immer fortruderten. Ich fragte: wie groß der Vorrath sey? Sie zeigten mir sieben oder acht Pfund Zwieback. Höret auf zu rudern, sprach ich sodann, ihr ermattet euch für die lange Weile, und könnet euch am Essen nicht wieder erholen. Sie fragten: was sie denn thun sollten? Ich hieß ihnen, die Hemden ausziehen, und Segel daraus machen. Nur fehlete es an Faden. Damit ließ ich ein Seil nehmen, das zum Ausbessern in der Schaluppe lag, aufdrehen, und Faden daraus machen. Das übrige brauchte man sonst, zum binden und so gut man konnte. Die im Kahne folgeten diesem Beyspiele. Man flickte also die Hemden an einander, und machete kleine Segel daraus.

Ihre Lebensmittel.

Erfindung, Segel zu machen.

Hierauf zähleten wir unsere Mannschaft. In der Schaluppe waren sechs und vierzig, und im Kahne sechs und zwanzig. Es fand sich ein blauer Matrosenkittel und ein Küssen in der Schaluppe, die wurden mir in Betrachtung meines schlechten Zustandes gegeben. Wir hatten den Schiffsbarbier bey uns, aber keine Arzeney. Doch kauete er Zwieback, und legte es mir auf die Wunden, davon wurde ich mit Gottes Hülfe heil. Ich wollte mein Hemde ebenfalls zu den Segeln hergeben; es war aber jedermann darwider, und man sorgte für mich, so viel es möglich war.

Bontekoe. 1619.

Den ersten Tag ließen wir uns die See dahin treiben, weil wir die Segel macheten. Des Abends wurden sie fertig. Man spannete sie auf, und fuhr bey dem Winde. Dieses war der 20ste des Wintermonates. Wir richteten uns nach dem Laufe der Sterne, weil wir wohl wußten, wenn sie auf und unter giengen. Bey der Nacht erstarreten wir vor Kälte, und bey Tage war die Hitze fast unleidentlich, weil uns die Sonne gerade über dem Haupte stund. Den 21sten und beyde folgende Tage machten wir einen Gradbogen, die Höhe zu nehmen. Man zeichnete auch einen Quadranten auf den Schiffsboden, und schnitzete einen Stab mit den Kreuzen. **Theunis Thybrands**, der Schiffstischler, hatte einen Zirkel, und wußte einiger maßen, wie man auf dem Meßstabe die Polhöhe bemerken müßte. Endlich brachten wir einen Gradbogen zusammen, den man gebrauchen konnte. Ich schnitt eine Seekarte in den Boden, und verzeichnete die Inseln Java, Sumatra, und die zwischen ihnen befindliche sundische Meerenge. Als wir an dem unglücklichen Tage zu Mittage die Sonnenhöhe nahmen, hatten wir uns auf fünf und einen halben Grad Süderbreite befunden, und zu Folge der Karte zwanzig Meilen vom Lande. Ich zeichnete auch eine Seerose, und machte täglich den Ueberschlag. Wir steuerten sieben Meilen gegen Süden, oder über die Mündung der Straße, in der Absicht, unsern Weg desto leichter zu finden, wenn wir Land entdecken würden.

Fahren auf der offenbaren See dahin.

Suchen sich zu helfen.

Von den wenigen Pfunden Zwieback verordnete ich einem jeden täglich seinen Theil, und theilete aus, so lange etwas vorhanden war. Allein, es währete nicht lange, obgleich keiner mehr bekam, als ein Stückchen eines Daumens dick. Zu trinken hatten wir gar nichts. Wenn es regnete, so zog man die Segel ein, und breitete sie in der Schaluppe aus, das Wasser rung man hernach in zwo kleine Tonnen aus; denn mehr hatte man nicht mitgenommen. Dieses war unser Vorrath für die Tage, daran es nicht regnete. Ich schnitt die Spitze von einem Schuhe ab, damit schöpfeten wir. Ungeachtet dieses großen Mangels hieß man mir doch nehmen, so viel ich immer bedürfte, weil jedermann meiner nöthig habe, und bey der großen Menge keiner spüren könne, was ich zum voraus genöße. Diese gute Zuneigung war mir herzlich angenehm, dennoch nahm ich nicht mehr, als ein anderer.

Werden durch Regen erquicket.

Der Kahn that sein bestes, uns zu folgen. Doch, weil wir besser besegelt waren, und niemand von ihnen die Schiffahrt verstund: so bathen sie uns allemal inständig, so oft sie vor uns vorbey fuhren, oder einer von ihnen bey uns an Bord kommen konnte, wir möchten sie sämmtlich einnehmen, weil sie befürchteten, bey entstehendem Sturme von uns verschlagen zu werden. Allein, unsere Leute wollten es durchaus nicht zugeben, und stelleten vor, wir könnten darüber alle zu Grunde gehen.

Die im Kahne wollen in die Schaluppe steigen.

Endlich stieg unser Elend auf den höchsten Gipfel. Der Zwieback war verzehret, und wir sahen noch nichts vom Lande. Ich wendete alle Mühe an, die Ungeduldigsten zu bereden, wir könnten nicht weit mehr davon seyn; doch es half nicht lange. Sie fingen an, über

Werden über Bontekoe verdrüßlich.

Bontekoe. 1619.

über mich verdrüßlich zu werden, und sagten, ich betröge mich im Ueberschlage, und führe in die offenbare See hinein, an statt gegen das Land zu fahren. Der Hunger war ungemein groß, als es Gott schickte, daß ein Haufen Mewen so langsam über der Schaluppe wegzog, als wenn sie gefangen seyn wollten. Sie flogen so niedrig, daß wir sie mit der Hand erreichen konnten, und jeder fing ohne Mühe einige. Man rupfte sie, und aß sie roh. Sie schmeckten uns vortrefflich, und ich muß gestehen, daß mir in meinem ganzen Leben der Honig nicht so süß geschmeckt hat, als diese Mewen. Doch es war eine einzige Mahlzeit, die uns kaum das Leben fristete. Dieser Tag gieng abermals vorbey, ohne Land zu sehen. Unsere Leute ließen hierüber allen Muth sinken, und als der Kahn bey uns kam, und das Volk inständig bath, wir möchten sie einnehmen: so wurde einmüthig beschlossen, weil es doch gestorben seyn müßte, so wollten sie in Gesellschaft mit einander sterben. Man nahm sie also ein, nebst den Segeln und Rudern vom Kahne.

Steigen alle in die Schaluppe.

Hierauf hatten wir dreyßig Ruder in der Schaluppe, die wir über die Bänke legten, daß sie ein Verdeck vorstelleten. Wir hatten auch ein großes, ein Bezaan- ein Focke- und ein Topsegel. Die Schaluppe war so tief, daß man unter den Rudern sitzen konnte. Ich theilete das Volk in zween Theile, davon einer nach dem andern unter dieses Verdeck kriechen durfte. Es waren unser zwey und siebenzig. Einer sah den andern halb verzweifelt an, wie man sich von Leuten vorstellen kann, welche vor Hunger und Durst verschmachten, und weder Mewen noch Regen mehr kommen sehen.

Elender Zustand.

Als die Verzweiflung anfing, überhand zu nehmen, so kam auf einmal eine ziemliche Menge fliegende Fische aus der See, so groß, wie die besten Stockfische, und stürzten sich sogar in die Schaluppe. Man fiel sogleich darüber her. Sie wurden ausgetheilet, und roh aufgefressen. Dieses wollte wenig erklecken. Dennoch wurde niemand krank. Es war solches um so viel mehr zu verwundern, weil einige, wider meinen Rath, Seewasser getrunken hatten. Ich sagte: Kinder! trinket ja kein Seewasser, es wird euch den Durst im geringsten nicht löschen, hingegen aber einen Durchfall verursachen, der euch den Garaus machet. Einige leckten an den Kugeln für die Steinstücke, oder nahmen Flintenkugeln in den Mund; andere tranken ihren eigenen Urin. Ich trank den meinigen auch; er gieng aber bald wieder weg, und war so verdorben, daß ich dieses elende Hülfsmittel nicht weiter gebrauchen konnte.

Das Elend steigt aufs höchste. Man will die Jungen fressen.

Indem nun das Elend alle Stunden zunahm: so stellete sich endlich die gänzliche Verzweiflung ein. Einer warf verstörte Blicke auf den andern, nicht anders, als wenn er ihn anfallen und zerfleischen wollte. Ja, einige sagten, es sey nichts anders zu thun, und man müßte bey den Schiffsjungen anfangen. Hierüber entsetzte ich mich, daß mir alle Kraft entgieng. Doch rief ich Gott an, er möchte etwas so entsetzliches nicht zugeben, und er wolle uns nicht versuchen über unser Vermögen, dessen Maaß ihm bekannt sey. Mit einem Worte, ich kann nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war, als ich sah, daß einige Matrosen wirklich Hand an die Jungen legen wollten. Ich redete ihnen so beweglich zu, als ich nur konnte. Kinder, sagte ich, was wollet ihr machen? bedenket doch, was das für eine Gottlosigkeit sey. Rufet unsern Herrn Gott an, der wird sich über uns erbärmen. Wir können auf keine Weise mehr weit vom Lande seyn. Hierauf zeigte ich ihnen den täglich zurückgelegten Weg, und was für eine Sonnenhöhe jedesmal gewesen war.

Sie

Bontekoe. 1619.

Sie antworteten: ich machte ihnen dieses schon seit langer Zeit weis, es wollte aber niemals eintreffen, und sie wüßten nur gar zu gewiß, daß ich entweder sie, oder mich selbst betröge. Doch stunden sie mir drey Tage Frist zu, nach deren Verlaufe sie nichts in der Welt abhalten sollte, zu thun, was sie wollten, im Falle sie kein Land sähen. Diese unmenschliche Entschließung gieng mir durch Mark und Bein. Ich bethete sehr andächtig, Gott möchte doch gnädiglich verhüten, daß wir unsere Hände nicht mit einer so abscheulichen That besudelten. Unterdessen lief die Zeit vorbey, und die Noth wurde so groß, daß ich alle Mühe hatte, mich selbst der Verzweiflung zu erwehren, davon ich andere abrieth. Einige sagten: „wären wir doch nur am Lande, so könnten wir doch wenigstens Gras fressen, wie das Vieh.„ Ich ermahnete beständig. Allein des andern Tages waren die Kräfte eben sowohl weg, als der Muth. Die wenigsten waren mehr im Stande, aufzustehen, oder sich aufgerichtet zu halten. **Roll** war so schwach, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Ich war einer von den stärksten, unerachtet meine Verwundungen mich hätten schwächen sollen. Denn ich hatte noch so viel Vermögen, daß ich von einem Ende der Schaluppe bis an das andere gehen konnte.

Verschieben es auf drey Tage.

Können sich nicht mehr rühren.

Wir hatten itzo den 2ten des Christmonats, welches der dreyzehnte Tag nach unserm Unglücke war: als sich der Himmel überzog, und ein Regen fiel, der uns einigermaßen stärkte. Es folgte sogar eine Windstille darauf, daß wir die Segel abnehmen, und über die Schaluppe decken konnten. Jedermann trank nach Belieben, und die beyden Fäßchen blieben gefüllet. Ich stund damals am Steuer, und urtheilete nach dem gemachten Ueberschlage, wir müßten nahe am Lande seyn. Ich hoffte, das Wetter sollte sich aufklären, so lange ich noch am Ruder wäre, und wollte durchaus nicht davon weggehen. Allein der dicke Nebel, und der noch immer anhaltende Regen, erstarreten mich so sehr, daß ich es nicht mehr aushalten konnte, sondern einen Quartiermeister rufen mußte, mich abzulösen. Er kam, und ich setzte mich unter die andern hinein, wodurch ich wieder etwas warm wurde.

Erquickender Regen.

Kaum war der Quartiermeister eine Stunde am Steuer gewesen: so verzog sich der Nebel, und er sah Land. Aus Freuden schrie er mit vollem Halse: **Land! Land!** Dieses Zurufen gab einem jeden die Kräfte, daß er aufzustehen vermochte, und durch seine Augen von diesem fröhlichen Anblicke versichert seyn wollte. Es war auch in der That Land. Sogleich setzte man alle Segel bey, und lief gerade darauf zu. Allein da man sich dem Ufer näherte, war die Brandung so stark, daß man sich nicht in die Wellen wagen durfte. Die Insel, denn es war eine, hatte eine kleine Bucht, dahinein kamen wir glücklich. Wir warfen unsern Hacken aus; denn wir hatten einen kleinen, den schlugen wir in den Strand ein, und jedermann eilete, an das Ufer zu springen.

Man entdecket Land.

Bontekoe. 1619.

Der III Abschnitt.

Sie kommen in eine wüste Insel. Was sie da finden. Sie sind nahe bey Sumatra; müssen neue Gefahr ausstehen, auf die Insel zu kommen; finden noch größere daselbst; helfen sich durch. Unterredung mit den Einwohnern. Sie essen sich satt; schöpfen wieder Muth. Sonderbare Beschreibung der Furcht und ihre Wirkung. Bontekoe singt aus Todesangst. List der Eyländer. Sie suchen Ursachen zur Zänkerey; wollen die Holländer umbringen. Diese entrinnen noch. Ihr schlechter Zustand. Einer stirbt eines seltsamen Todes. Sie müssen wieder an das Land gehen; finden Lebensmittel; kommen in eine wüste Insel. Bontekoe entdecket seine Fahrt auf der Spitze eines Berges; geht voller Hoffnung wieder unter Segel; sieht eine große Flotte; und kömmt zu seinen Landesleuten.

Sie kommen in eine wüste Insel.

Nachdem diese Unglückseligen sich nunmehr am Lande sahen, und von ihrem Elende befreyet hielten: so suchten sie mit ungemeiner Begierde, ob man im Holze oder anderswo etwas zu essen finden möchte. Ich meines Ortes, saget Bontekoe, fiel bey dem ersten Tritte auf das Land, nieder auf meine Knie, küßte die Erde vor großer Freude, und dankete dem Allmächtigen für seine Gnade. Dieser Tag war der letzte von den dreyen, nach deren Verlaufe man die Schiffsjungen fressen wollte.

Was sie da finden.

Auf der Insel fand man Cocosnüsse, aber kein süßes Wasser. Es war aber Glück genug für uns, daß wir den Saft der frischen Nüsse aussaugen konnten. Die ältesten Nüsse, die den härtesten Kern hatten, aß man. Dieser Saft bedünkte uns ein herrliches Getränke zu seyn: er wäre uns auch wohl bekommen, wofern wir nur nicht zuviel gethan hätten. Allein, weil sich kein Mensch zu mäßigen wußte, so empfanden wir noch selbigen Tag ein unerträgliches Schneiden; also, daß wir uns einer nach dem andern in den Sand graben mußten. Endlich erfolgte eine starke Ausleerung, wornach wir des andern Tages wieder gesund wurden. Man durchgieng die ganze Insel, und fand zwar wohl einige Fußtapfen, woraus zu schließen war, es müßten Leute dahin gekommen seyn, aber nicht die geringste Spur von einer Wohnung. Es wächst nichts darauf, als Cocosnüsse. Einige Matrosen sahen eine Schlange, die sie für einen Faden dicke ausgaben.

Sind nahe bey Sumatra.

Wir fülleten unsere Schaluppe mit frischen und alten Cocosnüssen, giengen des Abends unter Segel, und gerade auf Sumatra los, erblickten es auch, gleich des andern Tages. Die vorige war etwan funfzehn Seemeilen davon. Wir fuhren so lange östlich an der Küste hin, als wir noch Vorrath hatten. Weil uns die Noth hierauf zum Aussteigen zwang: so hielten wir dichte an den Strand, konnten aber nicht durch die Brandung kommen. Bey dieser anscheinenden Noth, wurde beschlossen, vier bis fünf der besten Schwimmer, sollten versuchen an das Land zu kommen, und einen Ort zu finden, wo man bequem anfahren könnte. Sie kamen glücklich durch, und giengen an der Küste hin, wir aber sahen ihnen nach. Endlich fanden sie einen Fluß, und gaben uns ein Zeichen mit ihren Hosen, welchem wir folgeten.

Müssen neue Gefahr ausstehen, auf die Insel zu kommen.

Als wir nahe hinzu kamen, so sahen wir vor der Mündung eine Sandbank, woran sich die Wellen auf eine ungestüme Weise brachen. Ich wollte es nicht wagen, durchzusetzen, wenigstens nicht ohne allgemeine Bewilligung. Sie mußten sich alle in Ordnung stellen, und jeder seine Meynung sagen. Diese gieng einmüthig dahin, man müßte es wagen. Hierauf befahl ich, es sollten an jeder Seite des Hintertheiles zween Mann, ein durchbohretes Ruder halten. Ich aber nahm das Steuer, und hielt gerade auf die Welle los. Die erste füllete die Schaluppe bis zur Hälfte mit Wasser. Man schöpfete in aller Eile mit

Hüten,

Hüten, Schuhen, und was man hatte. Aber die zweyte Welle setzete uns so gänzlich außer Stand zu steuern und uns zu halten, daß ich dachte, wir wären schon verlohren. Ich rief: Kinder! haltet die Schaluppe im Gleichgewichte, und schöpfet mit aller Macht, oder wir sind hin. Das Ausschöpfen wurde mit erstaunlichem Eifer getrieben. Indem kam die dritte Welle. Doch, sie war schon zu kurz, als daß sie uns viel Wasser hätte eingießen können; sonst wäre es in der That aus gewesen. Gleich darauf ebbete es, und also kamen wir endlich durch diese tobende Brandung durch. Wir versuchten das Wasser, und befanden es süß: über diesem Glücke vergaßen wir alle Angst.

Bontekoe. 1619.

Wir landeten am rechten Ufer des Flusses, wo der Boden mit schönen Kräutern bewachsen war, unter andern auch mit einer Gattung kleiner Bohnen, gleich den holländischen. Das erste, was wir thaten, war, daß wir uns satt daran aßen. Einige giengen bis über eine vor uns liegende Erdspitze, woselbst sie Toback und Feuer fanden. Wie groß war nicht die Freude! doch konnten wir auch so viel daraus schließen, wir müßten nicht weit von denen seyn, welche beydes zurück gelassen hatten. In der Schaluppe lagen zwo Aexte, damit hieben wir einige Bäume um, und machten mit den Aesten hier und dort große Feuer. Unsere Leute setzten sich im Kreise herum, und rauchten den gefundenen Toback.

Finden noch größere daselbst.

Gegen Abend schüreten wir stärker zu, und ich stellete aus Furcht vor einem Ueberfalle, drey Schildwachen um unser Lager. Der Mond war damals im Abnehmen. Anfänglich wiederfuhr uns kein Uebel, als daß wir heftiges Bauchgrimmen empfanden, das von der Uebermaße im Bohnenessen herkam. Im größten Schmerzen, rief die Schildwache, es käme eine große Menge Einwohner angezogen. Nun konnten sie bey Nachtzeit keine andere Absicht haben, als uns zu überfallen; aber zum Unglücke hatten wir kein ander Gewehr, als einen alten rostigen Degen, und die beyden Aexte; nebst dem vermochten wir uns kaum zu rühren. Nichts destoweniger fuhren wir alle auf, und keiner wollte ungerochen sterben. Wir nahmen Feuerbrände in die Hand, und eileten dem Feinde entgegen. Die Funken flogen weit und breit dick in der Luft herum, und wir machten einen fürchterlichen Anblick; nebst dem konnten auch die Insulaner nicht wissen, daß wir kein Gewehr hatten. Daher liefen sie davon, und versteckten sich im Walde. Unsere Leute zogen sich an ihr Feuer zurück, und brachten die ganze Nacht in beständiger Unruhe zu. **Roll** und ich, hielten es für nöthig, in der Schaluppe zu bleiben, damit uns diese Zuflucht nicht etwan abgeschnitten werden möchte.

Helfen sich durch.

Des andern Tages kamen drey Insulaner mit Aufgange der Sonne aus dem Holze, und giengen nach dem Strande zu. Wir schickten ihnen drey Mann entgegen, die schon ehemals in Indien gewesen waren, und etwas von der Sprache und Lebensart des Landes wußten. Diese fragten sie, wer wir wären? Sie antworteten, verunglückte Handelsleute, die ihr Schiff durch Feuer verlohren hätten, und fragten dagegen, ob wir einige Lebensmittel bekommen könnten? Währenden Gespräches, machten sich die Insulaner beständig näher an die Schaluppe, und wollten so gar sehen, ob wir Gewehr hätten. Ich hatte aber zur Vorsorge die Segel darüber decken lassen, weil ich ihnen nicht trauete. Wir antworteten, es fehle uns an Flinten, Pulver und Bley im geringsten nicht. Hierauf giengen sie weg, und versprachen, Hühner und Reiß zu bringen. Wir legten etwan achtzig Realen von dem Gelde zusammen, das wir bey uns hatten, und gaben es den drey Insulanern, für einige gekochte Hühner und Reiß. Sie schienen mit der Bezahlung sehr vergnügt

Unterredung mit den Einwohnern.

Bontekoe. 1619.

gnügt zu seyn. Ich ermahnete alle unsere Leute, sie möchten sich recht herzhaftig anstellen. Wir setzeten uns also ganz getrost nieder, aßen uns satt, und berathschlagten, was zu thun wäre. Die Insulaner stunden dabey, und hatten Ursache, unsere Gabe im Essen zu bewundern.

Essen sich satt.

Schöpfen Muth.

Wir fragten nach dem Namen des Landes, konnten aber aus ihrer Antwort nicht klug werden, ob es Sumatra sey, oder nicht? Doch hielten wir es dafür, als sie mit der Hand zeigeten, Java liege unterhalb desselbigen; wir begriffen auch, daß sie den holländischen General **Jan Coen**, welcher damals auf Java Befehlshaber war, nennen wollten. Wir glaubten also gewiß, wir wären über dem Winde von Java, und freueten uns destomehr darüber, weil wir aus Mangel eines Schiffcompasses, bisher immer ungewiß gewesen waren, ob wir auch recht führen. Nunmehro fehlete uns zu gänzlicher Zufriedenheit nichts mehr, als Lebensmittel. Ich entschloß mich also, nebst vier andern in eine kleine am Ufer stehende Pirogue zu treten, und damit den Fluß hinauf bis in das Dorf zu fahren, das wir in der Ferne liegen sahen, um für unser noch übriges Geld so viel Vorrath einzukaufen, als ich könnte. Ich that es unverzüglich, bekam Reiß und Hühner, und schickte dieses ohne Säumniß an **Rollen**, wobey ich ihm die Gleichheit bey der Austheilung anbefahl, damit sich niemand beschweren könnte. Meines Ortes, nahm ich nebst meinen Gefährten eine gute Mahlzeit im Dorfe ein, ließ mir auch das Landesgetränke schmecken. Es besteht selbiges aus einer Gattung Wein, der aus den Bäumen gezapfet wird, und berauschen kann. Indem wir aßen, saßen die Einwohner um uns herum, und zähleten uns alle Bissen in den Mund. Nach der Mahlzeit kaufte ich einen Büffel für sechstehalb Realen. Er war aber so scheu, daß wir ihn weder haschen noch wegführen konnten, und viel Zeit damit verdarben. Unterdessen wurde es spät. Meine Meynung war, wieder nach der Schaluppe zu gehen, und den andern Tag wieder zu kommen, die Leute bathen mich aber, ich möchte sie diese Nacht in dem Dorfe lassen, weil sie den Büffel im Finstern leichter fangen könnten. Ich suchte ihnen dieses auszureden. Endlich bewilligte ich es, und überließ sie ihrem eigenen Willen.

Sonderbare Beschreibung der Furcht und ihrer Wirkung.

Ich kehrete folglich nach der Pirogue an das Ufer zurück, wo ich viele Einwohner fand, die mit einander über etwas Worte zu wechseln schienen. Mir kam es vor, als wenn einige wollten, man sollte mich abziehen lassen, die andern aber sich solchem widersetzeten. Ich kriegte zween bey dem Arme, und stieß sie gegen die Pirogue, als wenn ich ihr Herr wäre. Sie machten zwar ein finsteres Gesichte, giengen aber doch, und setzten sich nebst mir hinein, einer vorn, der andere hinten. Endlich fingen sie an zu rudern. Jeder hatte einen Kries oder Dolch an der Seite; folglich stund mein Leben in ihrer Hand. Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, so kam der hintensitzende zu mir, weil ich mitten in der Pirogue stund, und verlangte durch Zeichen, Geld. Ich zog ein Stück kleine Münze aus dem Schubsacke, und gab es ihm. Er nahm es, betrachtete es ein Weilchen mit einiger Unschlüßigkeit, endlich wickelte er es in einen Lappen, den er am Gürtel hängen hatte. Hierauf kam der vorn sitzende gleichfalls, und machte eben dergleichen Zeichen. Er empfing ein Stück wie der andere, betrachtete es auf beyden Seiten, schien aber noch unschlüßiger zu seyn, als der vorige, ob er es nehmen oder mich anpacken sollte, wie er leicht hätte thun können, weil ich unbewaffnet war. Ich merkte die große Gefahr wohl, darinnen ich steckte, und das Herz pochte mir gewaltig.

Unter-

Unterdessen fuhren wir mit großer Geschwindigkeit den Fluß hinab, weil es dazumal ebbete. Auf halbem Wege geriethen sie in heftigen Wortwechsel mit einander, und aus ihren Geberden konnte ich schließen, sie wollten über mich herfallen. Hierüber erschrack ich, daß ich zitterte. In der Angst, hub ich die Augen gen Himmel, und rief den Allmächtigen um Hülfe in dieser Noth an. Damit war es, als ob mir einer sagte, ich sollte singen. Ein wunderliches Mittel, die Furcht zu vertreiben! Ich sang also aus vollem Halse, daß es auf beyden Seiten im Walde wiederschallete. Die beyden Insulaner sperreten vor heftigem Lachen das Maul so weit auf, daß ich ihnen bis in den Schlund sehen konnte; und aus ihren Blicken schloß ich, daß sie mir weder Furcht noch Argwohn zutraueten. Dergestalt erfuhr ich an mir selbst, was ich öfters gehöret, aber nie geglaubet hatte, nämlich, daß die größte Furcht einen Menschen zum Singen bringen könne. Indem ich nun immerfort sang: so gieng die Barke so schnell, daß ich unsere Schaluppe erblickete. Ich winkete unsern Leuten; sie kamen auch sogleich an das Ufer gelaufen. Sodann wendete ich mich zu meinen beyden Ruderern, und gab ihnen zu verstehen, sie müßten bey dem Anlanden alle beyde an das Vordertheil der Pirogue treten; denn damit war ich sicher, daß mir keiner einen Fang von hinten zu geben konnte. Sie thaten es willig, und ich stieg ungehindert aus. Bontekoe. 1619. Bontekoe singet aus Todesangst.

Als sie mich unter den Meinigen in Sicherheit sahen: so fragten sie: wo doch so viele Leute des Nachts über sich bergen könnten? Wir sagten, hier, unter den Hütten; denn wir hatten in der That einige von Aesten und Zweigen verfertiget. Sie fragten ferner: wo denn **Roll** und ich schliefen? weil sie uns für die vornehmsten ansahen. Man sagte, in der Schaluppe unter den Segeln. Damit stiegen sie wieder in ihr Boot, und fuhren davon. List der Insulaner.

Ich erzählete Rollen und den andern, wie es mir ergangen wäre, und daß morgen die übrigen viere einen Büffel mitbringen würden. Die Nacht über war alles ruhig. Als aber die Sonne aufgieng: so wunderten wir uns, warum unsere Leute nicht kämen, und argwohneten, es müßte nicht richtig mit ihnen stehen. Bald darauf kamen zween Insulaner, und trieben etwas vor sich her. Es war ein Büffel: allein ich sah bey dem ersten Anblicke, daß es derjenige nicht war, den ich gekauft hatte. Einer von uns, der die Landessprache halb und halb verstund, und redete, fragte die beyden Schwarzen: warum sie den Büffel nicht brächten, den ich gekauft hatte, und wo unsere vier Gefährten blieben? Sie gaben zur Antwort, man hätte ihn nicht fortbringen können; unsere Leute kämen nach, und brächten einen andern. Diese Antwort stillete unsern Argwohn einiger maßen; ich sah, daß der Büffel gewaltig tobte, und eben so wild war, als der erste; daher ließ ich ihm die Füße mit der Axt lähmen. So bald er fiel, fingen sie an zu heulen und auf eine fürchterliche Weise zu schreyen. Suchen Ursache zum Zanke.

Auf diesen Lärm, stürmeten einige Insulaner aus dem Walde heraus, und gerade auf die Schaluppe zu, vermuthlich in der Absicht, uns alle Ausflucht abzuschneiden, und hernach alle zu erwürgen. Drey von unsern Leuten, die in einiger Entfernung von den Hütten bey einem kleinen Feuer saßen, merkten ihr Vorhaben, und riefen uns zu. Ich machte mich aus dem Walde heraus, und sah von einer andern Seite vierzig bis funfzig Feinde aus dem Walde auf uns los kommen. „Haltet euch wohl, sagte ich zu unsern „Leuten, dieses Gesindel soll uns noch nichts thun.„ Doch es kam noch ein ganzer Schwarm, meistens mit Schilden, und einer Art von Schwerdtern bewaffnet, zum Vorscheine. Damit änderte ich meine Gedanken, und rief: „Kinder! laufet nach der Schaluppe, Wollen die Holländer nieder machen.

Bontekoe. 1619.

„sonst sind wir alle verlohren.„ Wir renneten also darauf zu; und wer nicht zeitig genug hineinspringen konnte, der sprang in das Wasser, und schwamm nach.

Diese entrinnen noch mit Noth.

Unsere Feinde verfolgten uns bis an das Ufer. Zum Unglücke konnten wir nicht so geschwind abstoßen, als es die Noth erforderte. Die Segel waren über die ganze Schaluppe, in Gestalt eines Zeltes ausgespannet; und ehe wir alle hinein kommen konnten, waren uns die Insulaner auf dem Halse, und renneten vielen von unsern Leuten, die Assagayen in den Leib, so daß ihnen die Gedärme heraus fielen. Doch fochten wir mit den beyden Aexten und mit dem rostigen Degen erstaunlich um uns herum. Der Schiffsbecker, ein langer starker Mann schwadronirte gewaltig damit. Wir lagen an zweenen Haken, einen vorn, den andern hinten; ich stellete mich an den Mast, und rief dem Becker zu, hau das Seil entzwey! es gieng aber nicht an. Damit lief ich nach dem Hintertheile, und legte das Seil auf den Bord der Schaluppe, wornach er es ohne Mühe entzwey hieb. Unsere Leute, die forne waren, nahmen es, und zogen die Schaluppe gegen die See. Die Insulaner wateten zwar in das Wasser, verlohren aber den Grund gar bald, und mußten also ablassen.

Ihr schlechter Zustand.

Nunmehro fischeten wir unsere Leute auf, die im Flusse schwammen. Diejenigen, die nicht tödtlich verwundet waren, kamen an Bord, und in dem Augenblicke, schickte Gott einen Landwind; denn bisher war er von der See gekommen. Dieses war ein augenscheinliches Zeichen seiner Barmherzigkeit, und wir erkannten es alle. Wir setzten alle Segel bey, und kamen mit erstaunlichem Glücke, in einem einigen Rucke, durch die Brandung, und über die Sandbank weg, die uns bey dem Einfahren in den Fluß, so große Noth gemachet hatte. Unsere Feinde glaubten, hier würden wir scheitern; deswegen laureten sie auf der äußersten Landspitze auf uns: allein der Wind war uns günstig, und mit dessen Beyhülfe, schnitt das Vordertheil der Schaluppe, welches sehr hoch war, glücklich durch die Wellen.

Einer stirbt eines seltsamen Todes.

Kaum waren wir in Sicherheit, so merkten wir, daß der brave Becker, der so ritterlich gefochten hatte, mit einem vergifteten Gewehre über dem Nabel verwundet war. Das Fleisch war rings herum schon ganz schwarz. Ich schnitt es weg, damit das Gift nicht weiter um sich fressen könnte. Doch ich quälete ihn vergeblich; er fiel im Augenblicke todt zur Erde, und wir warfen ihn in das Wasser. Als wir unsere Leute zähleten; so fehleten uns sechzehn, darunter eilfe am Ufer umgekommen waren. Wir beklagten die vier im Dorfe gebliebenen schmerzlich. Es gieng uns nahe, daß wir sie verlassen mußten. Aber allem Ansehen nach, konnte ihnen damals kein Leid mehr geschehen.

Müssen an das Land zurück kehren.

Wir hatten den Wind hinter uns, und hielten uns an der Küste. Unser Vorrath bestund in einigen Hühnern, und etwas Reiße. Dieses wurde unter uns funfzig ausgetheilet. Doch der Hunger blieb nicht lange außen, und wir mußten wieder an das Land; wir liefen also in die erste Bay, die uns in den Weg kam. Es stunden viele Leute an dem Ufer, sie liefen aber alle davon, als wir ausstiegen: die traurige Erfahrung hatte uns gelehret, daß wir von diesen Unmenschen keine Lebensmittel hoffen dürften. Doch fanden wir frisches Wasser, und auf den nächsten Klippen eine Menge Austern und Seeschnecken.

Finden Lebensmittel.

Zum Glücke hatten wir einen Hut voll Pfeffer mit davon gebracht, den ich in dem Dorfe kaufte, wo die viere zurück blieben; daher schmeckten sie uns desto besser. Als wir satt waren, so steckte jeder seine Taschen voll, und wir machten uns mit zwey Fäßchen süßen Wassers wieder in unsere Schaluppe. Ich schlug bey dem Wegfahren vor, wir wollten etwas

weiter in die See stechen, damit wir desto geschwinder fortkämen. Diesem Rathe wurde gefolget. Allein der Wind wurde allgemach stark, und wir mußten diese Nacht einen heftigen Sturm ausstehen. Unterdessen bewahrete uns die Vorsehung dadurch vor einem großen Unglücke. Wären wir an der Küste fortgefahren: so hätten wir bey dem nächsten Flusse beygelegt, aber daselbst unmenschliche Feinde gefunden, die keines Holländers verschonen, und schon manchen niedergemachet haben. Bontekoe. 1619.

Mit anbrechendem Tage, sahen wir drey Inseln vor uns. Wir beschlossen, auszusteigen, ob wir sie gleich für unbewohnet hielten. Denn wir hoffeten, dem ungeachtet einige Lebensmittel darauf zu finden. Auf derjenigen, wo wir ausstiegen, fanden wir eine Gattung Rohr, in der Dicke eines Beines, **Bambo** genannt: davon nahmen wir nach Belieben, höhleten sie mit einem Stocke aus, bis auf den untersten Knoten, fülleten sie mit Wasser, und verstopften sie oben mit einem Pfropfe. Auf diese Weise versorgten wir uns reichlich mit Wasser. Es gab auch Palmbäume da; ihr Gipfel ist zart, und wir konnten ihn essen. Sonst fanden wir nichts auf der ganzen Insel. Eines Tages, da ich unten an einem ziemlich hohen Felsen stund, kam mir eine außerordentliche Lust an, hinauf zu steigen, in Hoffnung etwan ein und anders zu entdecken, das uns nützlich seyn könnte, ob ich gleich nicht voraus sah, was? Wir wären gern an einem von Holländern bewohnten Orte gewesen. Diese Sorge beruhete hauptsächlich auf mir; denn unsere Leute verließen sich gänzlich auf mich. Allein, nebst dem, daß es mir nicht besser gieng, als ihnen, war ich niemals in Ostindien gewesen, hatte auch weder Schiffcompaß noch anderes Schiffergeräthe; daher konnte ich wenig zu unserer Erhaltung thun. Kommen in eine wüste Insel.

Als ich oben auf der Spitze war: so verlohr sich mein Gesicht in dem unermeßlichen Raume des Himmels und der See. Ich fiel voll Jammers auf meine Knie, und bethete mit Seufzen und Thränen so heftig, daß ich es nicht ausdrücken kann. Als ich herab wollte: so warf ich die Augen noch einmal rund herum. Da dünkte es mich, zur rechten Hand, verzögen sich die Wolken, und der Gesichtskreis würde heller. Sogleich erblickete ich zween hohe, und dem Ansehen zu Folge, blaue Berge. Dabey fiel mir ein, daß ich zu Hoorn von **Willhelm Schouten**, der zweymal in Ostindien gewesen war, gehöret hatte: auf dem javanischen Vorgebirge stünden zween hohe Berge, die schienen blau. Nun hatten wir bisher die Küste von Sumatra auf der linken Hand gehabt, und diese Berge stunden auf der rechten. Zwischen ihnen sah ich eine Oeffnung, oder einen leeren Raum, durch welchen ich kein Land erblicken konnte. Ich wußte auch wohl, daß die sundische Straße zwischen Sumatra und Java war. Aus diesem allen schloß ich, daß wir auf dem rechten Wege wären. Daher stieg ich voll Freuden hinab, und erzählete Rollen ohne Verzug, ich hätte die beyden Berge gesehen. Als ich noch davon redete, waren sie nicht mehr zu sehen, weil das Gewölke nicht mehr zertheilet war. Ich sagte ihm aber, was ich zu Hoorn von **Schouten** gehöret hatte, und fügte noch andere Dinge hinzu, die meine Meynung bestätigten. Roll fand alles sehr wahrscheinlich zu seyn. Wir wollen das Volk zusammen rufen, sagte er, und immer nach dieser Seite los segeln. Bontekoe entdecket seine Fahrt auf der Spitze eines Berges.

Hierauf trug jedermann mit großem Eifer Wasser, Rohre und Palmgipfel in die Schaluppe. Mit eben so heftiger Begierde machte man die Segel zu rechte. Der Wind war uns günstig. Wir steuerten gerade auf die Oeffnung, und bey der Nacht richteten wir uns nach dem Laufe der Sterne. Um Mitternacht sahen wir Feuer. Erstlich dachten wir, es wäre Schiffsfeuer, und es müßte eine Caracke in der Nähe seyn. Aber da Sie gehen voll Hoffnung unter Segel.

Bontekoe. 1620.

wir näher kamen, erkannten wir es für eine kleine Insel im Sunde. Als wir um die Ecke hinum waren, sahen wir auf der andern Seite wieder Feuer, und schlossen aus einigen Zeichen, es müßten Fischer seyn.

Mit anbrechendem Tage, bekamen wir Windstille. Wir befanden uns ohne unser Wissen an der innern Küste von Java. Ein Matrose stieg auf den Mast, und rief sogleich, er sähe eine Menge Schiffe, und könnte drey und zwanzig zählen. Vor lauter Freude hüpften und schrien wir wie die Kinder. Man band das Steuer fest, wegen der Windstille, und wir trieben gerade auf die Flotte zu. Dieses war ein neuer Beweis der göttlichen Vorsehung; dann wir wären sonst gerade nach Bantam gesegelt, woselbst man uns schlechte Ehre erzeiget hätte, weil der König mit unserer Nation Krieg führete: allein auf diese Weise wurden wir gleichsam bey der Hand zu unsern Landesleuten und Freunden geführet.

Sehen eine Flotte.

Kommen zu ihren Landesleuten.

Diese drey und zwanzig Schiffe waren eine holländische Flotte unter **Friedrich Houtmann von Alcmaar.** Er befand sich damals in seiner Gallerie, und betrachtete uns durch sein Fernglas mit großer Verwunderung, weil er nicht wußte, was er aus der seltsamen Gestalt unserer Segel machen sollte. Er schickte uns seine Schaluppe entgegen, um zu sehen, wer wir wären. Die Leute darauf kannten uns. Wir waren mit einander aus dem Texel gefahren, und hatten uns in der spanischen See geschieden. Sie nahmen Rollen und mich in die Schaluppe, und führeten uns an Bord des Admirals, dessen Schiff, die dordrechtsche Jungfer hieß. Wir wurden ihm sogleich vorgestellet. Er hieß uns willkommen; und weil er schon von selbsten ermaß, was das nöthigste seyn würde, so ließ er ungesaumet den Tisch decken, und setzte sich mit uns nieder. Als ich Brodt und andere Speisen sah: so wurde mir mein Herz so beklemmet, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und ich nicht essen konnte. Unsere übrigen Leute kamen unterdessen gleichfalls an, und wurden auf die andern Schiffe vertheilet a).

Der IV Abschnitt.

Sie werden nach Batavia gebracht. Bontekoe und Roll bekommen Dienste. Bontekoe wird Schiffshauptmann; soll Proviant in die holländischen Schanzen bringen; bekömmt ein besseres Schiff; wird nach China geschickt. Die Holländer belagern Macao; müssen abziehen; wollen sich auf den Fischerinseln fest setzen. Vergebliche Unterredung mit einem chinesischen Gesandten. Feindseligkeit gegen die Chinesen. Friedenshandlungen. Darzu wird ein Einsiedler gebraucht. Die Holländer werden schrecklich betrogen. List der Chinesen.

Nunmehro muß ich wieder zu meiner vorgeschriebenen Ordnung kehren, wiewohl ich nicht befürchte, es werde dem Leser bey Bontekoes eigener Erzählung die Zeit lang geworden seyn. Ich bin vielmehr versichert, man werde auch seine übrigen Begebenheiten nicht ohne Bewegung lesen, ob sie gleich von den bey der Schiffahrt und Handlung gewöhnlichen Zufällen, nicht so weit entfernet sind, als die vorigen.

Sie werden nach Batavia gebracht.

Nachdem der Admiral die Begebenheiten der funfzig Holländer vernommen hatte: so ließ er sie in einer Jacht nach Batavia bringen b). Des andern Morgens waren sie da. Ihre Bekannten auf der Flotte, hatten sie mit indianischer Kleidung versorget; sie machten also einen ganz guten Aufzug bey ihrem Eintritte in die Stadt. Sie giengen zu dem General,

a) Bontekoe Reisebeschreibung a. d. 20 S.

b) Eben daselbst.

Bontekoe. 1619.

nerale, **Jan Pieters Coen**, der von ihrer Ankunft noch nichts wußte, dennoch aber, da sie sich zu erkennen gaben, sie ganz gütig empfing. Sie mußten ihm alles nach der Länge erzählen. Bontekoe sagte: „Herr General, den und den Tag liefen wir aus dem Texel, mit dem Schiffe **Neuhoorn**. Nach solcher und solcher Zeit waren wir bis auf eine gewisse Höhe bey der Straße. Hier kam Feuer im Schiffe aus; hier flogen wir in die Luft.„ Hernach erzählte er alles umständlich, wie es zugegangen war, wie viele Leute er verlohren habe, wie er aus dem Schiffe geflogen sey, und wie er nebst einem andern, durch Gottes Hülfe, lebendig davon gekommen.

Der General Coen giebt Bontekoe und Rollen Dienste.

Der General hörete aufmerksam zu; und als Bontekoe mit seiner Erzählung zu Ende war, so sagte er ganz trocken weg: „Wer kann helfen? Es ist ein großes Unglück c)!„ Doch wurde er etwas treuherziger, als der spanische Wein ankam, den er bringen ließ. Er nahm einen goldenen Becher, und trank Bontekoes und Rollens Gesundheit, jede besonders. Hernach ließ er sie acht Tage an seiner Tafel speisen. Endlich, als eine Gelegenheit für sie beyde offen wurde, machte er Bontekoe zum Hauptmanne des Schiffes, der **Bergerboot**; und zween Tage hernach, Rollen zum Kaufmanne auf eben dem Schiffe. Sie waren recht froh, daß sie auf ein Schiff zusammen kamen, und zwar in eben der Bedienung, als auf dem **Neuhoorn**.

1620.

Der Verfasser wird Schiffshauptmann.

Dieses Schiff war kurz. Es führete nur zwey und dreyßig Stücke: man hätte aber gedacht, es hätte mehr, weil sie beynahe doppelt über einander stunden. Es war mit Fleische, Specke, Reiße, und Kriegesbedürfnissen beladen, um die holländischen Schanzen mit Vorrathe zu versehen. Zwey andere Schiffe, der **Neptunus** und der **Morgenstern**, hatten eben diesen Befehl. Sie segelten mit Anfange des Jahres 1620 in Gesellschaft ab. Im Vorbeyfahren landeten sie zu **Gresse**, oder **Gressick**, wo der Oberfactor des holländischen Comtors, Namens **Walter Hudden**, aus Riga in Liefland gebürtig, ihren Vorrath mit vielen Kühen, Hühnern, Gänsen, mit einer Menge Arrack und braunem Zucker vermehrete. Zum Futter für das Vieh gab er ihnen Reiß in Hülsen mit, den man **Padie** nennet.

Soll Proviant in die holländischen Schanzen bringen.

Sie giengen wieder unter Segel, und hielten sich an der Küste, bis sie durch die Straße **Baley** oder **Baly** waren, um die Höhe von **Solor** zu gewinnen. Denn weil die Monsons schon vorbey waren: so hoffeten sie auf diese Weise nach **Amboina** zu gelangen. Als sie vor dem Hafen zu **Solor** waren: so kam ihnen der Factor aus der holländischen Schanze, **Ramburg von Enkhuysen**, entgegen, und klagte, die Einwohner im nächsten Dorfe, **Larinka** genannt, thäten der Handlung so viel Schaden; daher möchten die drey Schiffe sie zu paaren treiben. Bontekoe und die beyden Hauptleute willigten darein. Sie näherten sich dem Dorfe, in Gesellschaft einiger Fahrzeuge der Inseleinwohner, die aber nicht so wohl zu helfen, als zuzusehen begehreten. Das Dorf wurde beschossen. Allein, die darinnen waren, schossen eben so stark wieder heraus. Doch stiegen die Holländer ans Land. Aber die übrige Rechnung schlug fehl. Denn die Einwohner fielen heraus, schlugen etliche zwanzig Holländer todt, und verwundeten eine große Anzahl. Eine so muthige Gegenwehr nöthigte die Schiffe, ihrer Wege zu fahren, und **Ramburgen** bestürzt zu hinterlassen d).

Sie steuerten Nordost, um die Insel **Batambur** unter dem Winde zu lassen. Sie brachten sie bald ins Gesicht, ließen sie zur Linken liegen, und steuerten nordnordost gegen die

c) Eben daselbst.

d) A. d. 21 S.

Bontekoe. 1620.

die Inseln **Burreh** und **Blau**, die gleichfalls zur Linken liegen blieben; und von da nach Amboina, wo sie die Gewalt der Ströme nöthigte, zwischen zwo kleinen Inseln, nach der Bay **Hiero**, gegen **Combello** über, durchzufahren *e*). Von **Hiero**, das an der Bucht und in einer Gegend voll Würznelkenbäume liegt, kann man in weniger Zeit nach Amboina reuten. Roll wurde Befehlshaber in der Schanze **Batsian**: Bontekoe aber besuchte unterdessen die übrigen moluckischen Inseln, und versah sie mit Lebensmitteln.

Scheidet auf Lebenslang von Rollen.

Aus Begierde, Rollen zum letzten male zu sehen, und von ihm völlig Abschied zu nehmen, kam er wieder nach **Batsian**. Er empfing ungefähr hundert Tonnen Nägelein von ihm. Hierauf nahmen sie Abschied von einander, ohne sonderliche Hoffnung, sich jemals wieder zu sehen. Sie umarmeten sich, und vergossen Thränen, als sie an ihr ausgestandenes Elend gedachten. Bontekoe erfuhr hernach, daß Roll zu Malena gestorben war. Er gieng durch die Straße bey **Botton** und **Greßick** nach Batavia zurück, legte dem Generale **Coen** von seiner Verrichtung Rechenschaft ab, und wurde noch zweymal verschicket; erstlich Pfeffer auf Jambay zu laden; hernach bey den Inseln zwischen Bantam und Batavia Steine aus der See zu holen. Zu diesem letztern Unternehmen bekam er vierzig Laskariner mit, sämmtlich vortreffliche Taucher, welche unter dem Wasser ein Seil an die Steine banden, und sie damit in die Schaluppe zogen. Die Steine wurden hernach

e) Eben daselbst.

f) Eben das. a. d. 22 S.

g) Eben daselbst.

h) A. d. 23 S. Den Schiffahrern wird es nicht zuwider seyn, die Sache mit allen Umständen zu wissen. Wir nahmen unsern Lauf gegen die Straße **Belimbuam**, oder **Balimbuam**, um durch selbige zu fahren. Den 11ten erblickten wir Sumatra: wir wurden aber durch die Ströme weiter südlich geführet, als uns lieb war; daher dachten wir, die Ströme kämen aus der sundischen Straße. Den 13ten, 14ten, 15ten hatten wir veränderlichen Wind, und kamen die Insel Lusipara vorbey. Den 16ten und 17ten liefen wir an der Insel **Banca** hin. Den 18ten, 19ten und 20sten kamen wir nicht sonderlich weit, weil uns Wind und Fluth zu oft entgegen waren. Den 29sten zu Mittage befanden wir uns an der Nordspitze von der Straße bey **Balimbuam**, und hatten Banca eine Seemeile gegen Südost. Wir liefen nordlich, gegen die Insel **Pulopon**, und den 30sten legten wir an ihrer südöstlichen Spitze in zwey und zwanzig Faden Sandgrund vor Anker. Das Land ist sehr hoch. Den 1sten May warfen wir an der Westseite eben dieser Insel Anker, in neunzehn Faden festem Grunde, mitten in der nordlichen Sandbay, weil es daselbst in einem Walde, der im Thale liegt, gutes Wasser giebt. Von der nordlichen Spitze auf **Banca**, bis an die Insel **Pulopon**, sind achtzehn Meilen (*) nordwärts. Eben diesen Tag giengen wir unter Segel, und steuerten Nordost, und Nordnordost, um östlich vor der Insel **Linga** vorbey zu kommen. Den 2ten liefen wir zwo Seemeilen nordost gen Osten. Um den Mittag blieb uns die Nordspitze der Insel **Linga** auf vier Seemeilen gegen Südwest gen Westen. Das Land ist auf der Nordseite sehr hoch. Vom westlichen Ufer der Insel **Pulopon**, bis an das östliche Ufer oder das Vorgebirge **Linga**, hält man gegen Nordost, oder etwas weiter gegen Norden, und die Weite ist neun Seemeilen. Der Grund von achtzehn, neunzehn, und zwanzig Faden. Den 3ten lag uns die Insel **Puloponiang** gegen Westen und Südwesten. Den 4ten nahmen wir die Höhe, und fanden einen Grad, acht und vierzig Minuten Norderbreite. Nachmittage sahen wir die Insel **Lam** eine Meile weit gegen Nordwest. Das Land von dieser Insel ist hoch, und stellet einen Berg vor. Der Grund ist von fünf und dreyßig Faden. Den 6ten lag uns die Insel **Pulo-timon** sechs Seemeilen gegen Westen. Wir hielten nordnordost gegen **Pulocandor**. Den 9ten bekamen drey Schiffe, Gröningen, der engländische Bär, und der H. Nicolaus, Befehl, bis nach **Pulo-ceccer** zu gehen. Den 18ten frühMorgens sahen wir **Pulocandor** gegen Nordnordost, in einer Entfernung von etwan neun Meilen.

(*) In der Sammlung der Gesellschaft stehen ein und neunzig Meilen, es ist aber ein Druckfehler.

hernach zu Batavia gehauen, und der Brunnen an der Festung größtentheils damit ausgemauert. Sie sind groß, und ungemein weiß. Bontekoe. 1620.

Nach seiner Rückkunft wurde Bontekoe zum Hauptmanne des Schiffes **Gröningen** ernennet, welches erst kürzlich aus Holland gekommen, und weit besser, als das seinige, versehen war. Er bekam auch neue Verhaltungsbefehle, die aber nur bloße Handlungssachen betrafen, damit er zwey Jahre beschäfftiget war *f)*. Bekömmt ein besser Schiff.

Im Jahre 1622 wurde er nebst sieben andern Schiffen nach China geschicket, unter der allgemeinen Anführung **Cornelis Reyerts von Dergron**, Mackao oder doch wenigstens die Fischerinseln wegzunehmen, und eine dauerhaftige Handlung für die Holländer anzurichten *g)*. Nebst den Verhaltungsbefehlen, die der Admiral mitbekam, hatte **Coen** auch an unterschiedliche Orte Befehl geschickt, daß noch mehr Schiffe zu dieser Flotte stoßen sollten. Insonderheit hatte er an **Wilhelm Jansen** geschrieben, welcher einer andern Unternehmung wegen mit einigen Engländern nach den manillischen Inseln gegangen war; dieser sollte auf einer gewissen Höhe ebenfalls einige Schiffe zu **Reyerts** stoßen lassen. 1622. Wird nach China geschicket.

Wir stachen in die See, saget unser Verfasser, den 10ten April. Es fiel auf dieser Reise nichts merkwürdiges vor, als die Geschicklichkeit unserer Steuerleute *h)*, bis wir den 22sten des Brachmonats vor Mackao Anker warfen. Die Flotte war unterwegens bis auf

len. Es ist ein sehr hohes Land, mit kleinen Inseln, die meistens auf der Südostseite der großen liegen. Das Wasser holet man auf der Südwestseite. Von Pulotimon bis Pulocandor hält man nordnordost; der Grund ist schlammicht, und zu Folge der Karten fünf und dreyßig, vierzig, funfzig und sechzig Faden tief; aber nahe bey Pulocandor nur dreyßig, fünf und zwanzig und zwanzig Faden, fester Sand. Auf den Abend liefen wir östlich, und segelten sehr nahe am Walle um die Insel herum, in einer Entfernung von etwan einer halben Meile von der östlichsten unter den kleinen Inseln. Der Grund ist achtzehn bis zwanzig Faden. Hernach liefen wir nordöstlich, gegen die Küste von Cambaya. Des andern Tages Abends konnte man Pulocandor noch von dem großen Maste sehen. Den 22sten entdeckten wir Pulocambay, welches von ferne wie ein Haufen kleiner Inseln auf sieben bis acht Seemeilen weit in die See aussieht. Den 24sten waren wir auf der Höhe von zehn Grad, fünf und dreyßig Minuten (**), anderthalb Meilen vom Lande. Dieses Land ist an der See niedrig, und weißer Sand, weiter hinein aber hoch und bergigt. Der Grund an der ganzen Küste, drey Meilen weit in die See, ist Sand, auf siebenzehn, sechzehn, funfzehn, vierzehn und dreyzehn Faden. Des Abends warf man Anker auf funfzehn Faden, einer Spitze gegen über, die auf zehn Grad, drey Minuten liegt, und das Vorgebirge Cecir heißt. Gegen Norden davon ist eine große Bucht, um welche und noch darüber hinaus Sandhügel sind. Die Mitte des Landes ist hoch. Die Küste läuft nordost gen Osten von dem Vorgebirge weg. Den 25sten waren wir bey der kleinen Insel Pulocecir, die beynahe nur aus Felsen besteht; und gegen Norden derselbigen sieht man eine Bucht, die zwischen dem hohen Lande wie ein Fluß anzusehen ist. Hier nehmen die Sandhügel ein Ende. Die Küste ist ungemein hoch, und der Grund dreyßig, vierzig und funfzig Faden. Den 26sten warfen wir Anker bey der Malebay, welche die Einwohner die Bay von Ponderan nennen. Man sieht hier eine Menge Cocosbäume zwischen kleinen Häusern am Ufer. Vier Schiffe, darunter das meinige war, wurden den andern Tag in die sogenannte Camperynbay geschicket, welche sechs Seemeilen weiter liegt. Wir fanden daselbst Holz, süßes Wasser, und allerley Lebensmittel. Man kaufte da siebenzehn Kühe und viele Hühner. Das übrige vom Monate, und den größten Theil des folgenden, brachten wir in der Malebay zu, wo verschiedene Schiffe zur Flotte stoßen sollten. Den 20sten, nachdem wir einige Inseln auf unserm Wege gesehen hatten, kamen einige Schiffe aus den manillischen Inseln zu uns. Den 22sten erschienen wir vor Macao, da wir in vier Faden schlammichten Grunde Anker warfen.

(**) In der Sammlung steht funfzehn Minuten.

Bontekoe. 1622.

auf funfzehn Segel, theils Kriegesschiffe, theils Jachten, angewachsen, und es befanden sich zwey engländische mit darunter. Nach gehaltener allgemeinen Musterung machte man die Kriegesübungen bey dem großen Maste.

Die Holländer belagern Mackao.

Des andern Tages legten sich drey Schiffe, **Galias**, der **engländische Bär**, und **Gröningen**, welches Bontekoe führete, ganz nahe an die Stadt, in drey Faden Grund. Des Abends thaten sie drey Stückschüsse an die Mauer. Als es finster genug wurde: so näherte sich der **Galias** und **Gröningen** bis auf einen Flintenschuß, in drey Faden bey halber Fluth. Bontekoe und sein Kaufmann, **Baschert**, sollten mit einem Theile ihres Volkes aussteigen, und die Stadt zu überfallen suchen: man änderte aber diese Meynung, weil es gefährlich zu seyn schien, die zween vornehmsten Officier vom Schiffe wegzuschicken. Bontekoe mußte also auf seinem Schiffe bleiben, und der Admiral stieg selbst aus.

Den 24sten mit anbrechendem Tage gab man alle Lagen, und **Reyerts** stieg unterdessen mit sechs hundert Mann aus. Zwo Jachten mußten sich dichte ans Ufer legen, um die Unternehmung zu befördern. Die Portugiesen hatten sich an dem Orte verschanzet, wo man aussteigen konnte, liefen aber nach einiger Gegenwehre davon, und auf eine Höhe, worauf ein Kloster stund. Die Holländer fielen muthig an. Die Portugiesen versuchten einige Ausfälle, sie wurden aber allemal zurück gejaget. Doch ein unvermutheter Zufall machte alle Hoffnung der Belagerer zu nichte. Es kam Feuer in die Pulverfässer; und weil die Schiffe weit entfernet waren, so konnte man dem Mangel so geschwind nicht abhelfen. Sie gedachten in guter Ordnung abzuziehen: allein die Portugiesen bekamen durch einige japanische Ueberläufer Nachricht davon, fielen über sie her, und tödteten viele Leute. Die übrigen flohen in großer Unordnung in die Barken, darinnen sie gekommen waren. Die Holländer verlohren hundert und dreyßig Mann, und bekamen eben so viele Verwundete, worunter **Reyerts** selbst war, der bereits beym Aussteigen einen Schuß durch den Leib empfing, doch kam er glücklich davon.

Müssen abziehen.

Man entfernete sich ungefähr eine Viertheilmeile weit von der Küste, und hatte keine Lust, die Belagerung weiter fortzusetzen. Man nahm frisch Wasser ein, in einer Insel, die südwärts von Mackao liegt. Beyde englische Schiffe, und das holländische, die **Treue**, segelten nach Japon. Zween Tage hernach nahm **der Bär**, und das H. Kreuz ihren Lauf nach der Insel **Lamuen**, oder **Lamua** (*), und hielten nahe ans Land, in der Absicht, die chinesische Küste zu untersuchen. Und den 29sten gieng die ganze Flotte nach den Fischerinseln unter Segel, ausgenommen ein großes Schiff und zwo Jachten, welche Befehl erhielten, bis zu Ende des Augusts auf der Höhe von Mackao zu kreuzen, um die von Malaca etwan ankommenden Schiffe aufzufangen.

Wollen sich auf den Fischerinseln fest setzen.

Man bekam die Fischerinseln, oder **Piscadores**, den 4ten des Heumonats zu Gesichte, und den 6ten stieß **der Bär** wieder zur Flotte. Nachdem man die Inseln von außen umsegelt hatte: so legte man hinter einer von den höchsten vor Anker, die an Gestalt einer Tafel gleicht. Einige chinesische Fischer, die man zwischen den Inseln antraf, nahmen bey Erblickung einer fremden Flotte die Flucht. Des andern Tages lief man in eine wohlgeschlossene Bay, auf acht bis neun Faden sehr guten Grund. Das Land ist glatt, steinigt, und von allen Bäumen kahl, aber mit einer Gattung langem Grase bewachsen. Süßes Wasser ist genug da: es schmecket aber in der heißen Zeit etwas salzig. Man gelanget

(*) Ist vermuthlich die Insel Emoy.

i) A. d. 92 S.

langet aus zwo Buchten, wo die Schiffe b...gen, an die Quellen; andere Erfrischungen giebt es nicht. Bontekoe lief, dem Bef...e wegen des Sammelplatzes zu Folge, in den Hafen **Tayuan**, zu äußerst an der Insel **Formosa**, ein, woselbst die Chinesen einige Handlung trieben: er liegt zwölf Meilen von den Fischerinseln. Inwendig ist er so gekrümmet, daß die großen Schiffe nicht einlaufen können, und hat nur eilf Schuh Wasser. Die Flotte ließ allerley Lebensmittel durch Jachten abholen.

Bontekoe. 1622.

Gröningen und **der Bär** untersuchten die chinesische Küste einige Tage lang, und kamen bis an die Mündung des Flusses **Chincheu**, wo Bontekoe die Wahrheit von **Johann Hugo Linschotens** Erzählung mit Augen sah. Nachdem sie in verschiedenen Bayen Anker geworfen, und einige chinesische Seeräuber, die ihre eigene Nation berauben, angetroffen hatten: so kamen sie wieder zur Flotte bey den **Piscadoren**, oder Fischerinseln. Ihre Leute waren mit Errichtung einer Schanze beschäfftiget, und seit des Bontekoe Abwesenheit hatten sich noch mehr holländische Schiffe daselbst eingefunden. Man hatte zwo Jachten an die chinesische Küste abgeschicket, welche um die Handlungsfreyheit Ansuchung thun sollten. Diese kamen mit einer vorläufigen guten Versicherung zurück, und es sollte ein Gesandter zu dem Admirale auf die Fischerinseln kommen, sich weiter davon zu besprechen.

Vergebliche Unterredung mit einem chinesischen Gesandten.

In der That sah man auch den 24sten August zwo Junken ankommen, welche diesen chinesischen Staatsbedienten an Bord hatten. Doch die Unterredung lief fruchtlos ab, weil die Absicht bey dieser Gesandtschaft nur dahin gieng, die Holländer zu entfernen, dieses aber ihrem Endzwecke schnurstracks entgegen lief. Sie fasseten daher den Entschluß, mit der sämmtlichen Flotte in den Fluß **Chincheu** einzulaufen, um zu sehen, ob die Furcht vor Feindseligkeiten die Chinesen nicht auf andere Gedanken bringen könnte. Obgleich drey der größten Schiffe durch die Ströme weggeführet worden: so machte doch dieses keine Hinderniß in dem gefaßten Entschlusse.

Feindseligkeiten gegen die Chinesen.

Sie warfen Anker vor dem Flusse, bey einem großen Flecken. Die Einwohner liefen davon, und ließen drey und vierzig Stücken Vieh, viel Geflügel und andere Lebensmittel im Stiche. Nunmehro wollte man den Ernst zeigen, und verbrannte den ersten Tag funfzig bis sechzig Junken. Die folgenden Tage nahm man Schiffe weg; man stieg ans Land, sengete und brennete *i*). Dieser Krieg wurde mit abwechselndem Glücke ein ganzes Jahr fortgesetzet, eine große Menge Gefangene gemachet, und viele Junken weggenommen, oder verbrannt.

1623.

Friedenshandlungen.

Endlich wurden die Chinesen des Verliehrens müde, und schickten den 1sten des Wintermonats 1623 einen Mandarin, Namens **Cipzuan** *k*), zum Admirale an Bord, mit der Versicherung, wenn die Holländer sonst nichts verlangeten, als den lieben Frieden und die Handlungsfreyheit, so wäre die Sache leicht; denn die Chinesen verlangten ebenfalls nichts anders.

Dazu wird ein Einsiedler gebrauchet.

Um dem Admirale seine Verwunderung zu benehmen, sagte er, es wären mehr als drey hundert Kaufleute darüber eines geworden, und sie verlangeten die Erlaubniß, zu handeln, inständig, weil sie ihnen vortheilhaftiger sey, als ihr Haab und Gut im Kriege zu verliehren. Er sagte ferner, in der Gegend, wo er wohne, sey ein Einsiedler von vornehmem Geschlechte, und der zuvor großen Reichthum besessen habe, nunmehr aber in der Wildniß ein strenges Leben führe; ja, man glaube so gar, er sey ehemals Statthalter

einer

k) A. d. 37 und folg. S.

Bontekoe. 1623.

einer Provinz gewesen. Nach dem Todesfalle seiner Gemahlinn, die er inbrünstig liebte, habe er alles verlassen, und sich in die Einsamkeit begeben, wo er den Armen beyspringe, und ihr Fürsprecher bey den Reichen sey: jedermann halte ihn für einen heiligen Mann, ja gar für einen Propheten. Dieser heilige Mann nun habe zum Besten der ausländischen Flotte ein gutes Wort eingeleget, er treibe auch die Sache mit allem Eifer. Denn er habe den vornehmsten Herren im Lande angekündiget, die Fortsetzung des Krieges würde zu ihrem Unglücke ausschlagen.

Der Admiral versah sich nicht der geringsten Arglist, sondern verlangete, diesen Einsiedler zu sprechen, damit er ihm die aufrichtige Gesinnung der Holländer, und die Umstände ihrer Handlungsabsichten, desto besser einprägen könne. **Cipzuan** willigte gar gern darein, diesen Antrag bey dem Einsiedler zu thun. Er reisete ab, und brachte den 3ten den Einsiedler nebst einem andern Chinesen mit sich. Der Admiral erklärete dem heiligen Manne die Ursachen, warum die Holländer gekommen wären. Nach einer langen Unterredung, die zu beyderseitiger Vergnügung ausschlug, gab man ihm ein Schreiben an die Mandarinen seiner Provinz mit, worinnen alles enthalten war, was man ihm vorgestellet hatte, und er versprach, es in ihre eigenen Hände zu überliefern.

Die Holländer werden schrecklich betrogen.

Einige Tage hernach brachte **Cipzuan** die Antwort. Sie lautete nach Wunsche. Man wurde bald einig, die Holländer sollten einige Schiffe nach der Insel **Emoy** schicken, um die Friedenspuncte ins Reine zu bringen. Weil es die Vorsichtigkeit dem Admirale nicht zuließ, selbst dahin zu gehen: so schickte er **Christian Franz** mit den beyden Jachten, **Muyden** und **Erasmus**, dahin ab, und sie warfen des folgenden Tages bey **Emoy** Anker. Drey Tage waren darüber hingestrichen. Den 18ten beschloß Bontekoe, zu sehen, warum die Sache so langweilig zugienge; er nahm also seine Schaluppe, und fuhr nach **Emoy**. Als er sich den Jachten näherte: so sah er zu seinem größten Erstaunen eine in völligem Feuer stehen; die andere hatte drey Branders an Bord, und segelte mitten unter einer großen Menge chinesischer Fahrzeuge. Die Holländer hatten mehr als funfzig auf den **Erasmus** abgeschickete Brander durch ihre Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit vermieden, auch die drey, die ihn erreichet hatten, wurden noch glücklich abgetrieben. Was den **Muyden** betrifft, so stund sein Segel- und Tauwerk dermaßen in Flammen, daß keine Möglichkeit war, ihn zu retten. Er flog auch bald darauf nebst allem Volke in die Luft l).

Als der **Erasmus** wieder zur Flotte kam: so erfuhr man die Umstände dieses Unglückes. Sobald beyde Jachten Anker warfen, kamen chinesische Abgeordnete an Bord, und verlangten, die vornehmsten Holländer möchten mit ihrem Oberhaupte, oder **Totoc**, in Unterredung treten. Im Gegentheile verlangete der Befehlshaber, der **Totoc** möchte einen Gevollmächtigten abschicken. Mit dieser Antwort kehreten die Chinesen zurück: sie kamen aber bald darauf mit einer Vollmacht vom **Totoc** wieder, worauf die Beredung den Anfang nahm. Man beschloß, die Chinesen sollten nach **Tayuan** kommen, mit den Holländern zu handeln, auch so viel Seide mitbringen, als man bezahlen könnte. Sie sollten nicht mehr nach den manillischen Inseln, nach Cambaya, Siam, Patan, Jamba, noch an andere Orte fahren, ohne holländische Pässe zu nehmen; ferner sollten sie fünf bis sechs Junken an den holländischen General nach Batavia schicken, um wegen Errichtung eines Handelssitzes auf den **Piscadoren**, oder Fischerinseln, Unterredung zu pflegen, von welchen sie, nach ihrem eigenen Geständnisse, die holländische Macht gern entfernet wissen wollten m). Nach

l) A. d. 38 S. m) A. d. 39 S.

Nach diesem Vergleiche kehreten die chinesischen Gevollmächtigten wieder ans Land; kamen aber noch einmal zurück, und verlangten, man möchte einige Officier an den Totoc abordnen, in der einzigen Absicht, wie sie vorgaben, den Vergleich in beyden Sprachen aufzuschreiben, und zu beschwören. Sie hatten acht Mandarinen als Geisel mitgebracht, und überlieferten nach ihrer Gewohnheit auch drey Pfeile, als die größte Versicherung ihrer Redlichkeit. Der holländische Befehlshaber machte nicht die geringste Schwierigkeit, selbst zu kommen, nahm auch noch zween von den vornehmsten Officieren und ein Gefolge von dreyßig Mann mit, welche **Reuß**, der Hauptmann auf dem **Erasmus**, anführete. Man empfing sie auf das beste. Man stellete Tische ans Ufer, für die Matrosen, und besetzte sie mit Speisen; die Officier begaben sich unterdessen zum Totoc.

Bontekoe. 1623.

List der Chinesen.

Die Holländer merketen, daß die Mandarinen, welche mit zu Tische saßen, ihnen Räusche anzuhängen suchten. **Reuß** hatte weiter keinen besondern Argwohn, ließ aber doch seine Leute in die Schaluppe steigen, um allzu großer Trunkenheit vorzubeugen, versprach auch, er wollte auf den Abend zur bestimmten Stunde wiederkommen, und die drey bey dem Totoc befindlichen Officier abholen. Die Schaluppe wurde zur gesetzten Zeit abgeschicket, es kam aber weder Schaluppe noch Officier zurück. Man fragte die Geisel; was dieses Außenbleiben bedeutete? Sie antworteten: ohne Zweifel gienge es bey dem Totoc sehr lustig zu, und deswegen blieben die Gäste lange da. Schöne Lustbarkeit! In eben dieser Nacht, vier Stunden vor Tage, erschienen die Branders, und verübten, was wir bereits erzählet haben. Dem Ansehen nach wußte der Verfasser nicht, wie es den drey Officieren und den acht Geiseln ergangen seyn mochte; denn er segelte bald darauf nach Batavia. Doch sagte er, der Admiral habe nach dieser Probe von der chinesischen Treulosigkeit die Verschanzung auf der Fischerinsel mit allem Ernste getrieben, auch die Feindseligkeiten wieder angefangen *n*).

Der V Abschnitt.

Bontekoe kömmt nach Batavia zurück; wird aufs neue gebrauchet. Reiset nebst Reyerts ab. Unglück auf der Reise. Schrecklicher Sturm. Seltsamer Anblick des Meeres. Was Fleiß und Muth thun können. Das Schiff Guda scheitert. Schlechter Zustand der Schiffe. Sie helfen einander. Widersetzlichkeit des Schiffsvolkes. Bontekoe bringt sie zum Gehorsame.

Als die Zeit des Bontekoe verstrichen war *o*): so konnte ihn **Reyerts** nicht bewegen, von neuem Dienste zu nehmen. Er gab ihm also Erlaubniß, auf dem Schiffe, die gute **Hoffnung**, welches eben segelfertig lag, nach Batavia zu gehen. Seine Fahrt war glücklich, und seine Ankunft nicht weniger, weil er Gelegenheit bekam, Indien zu verlassen. Man rüstete zu Batavia drey Schiffe nach Persien aus, **Holland**, **Guda**, und **Middelburg**. Er bath den General **Carpentier**, der an **Coens** Stelle gekommen war, auf einem von diesen Schiffen zu dienen. Seine Bitte wurde ihm gewähret, und er zum Hauptmanne auf dem **Hollande** gemachet, welches ein sehr schönes Schiff war.

Bontekoe kömmt nach Batavia zurück.

Um eben diese Zeit kam der Admiral Reyerts von der Fischerinsel, in dem Entschlusse, nach Europa zu gehen. Er bekam die Anführung aller drey Schiffe, und bestieg des Bontekoe Bord. Sie giengen den 6ten des Hornungs 1624 unter Segel, waren aber alle beyde zu unglücklichen Begebenheiten bestimmet, welche dem einen das Leben kosteten, und dem andern

Wird auf das neue gebrauchet.

n) Eben daselbst.

o) A. d. 40 S.

Bontekoe. 1624.

dern seine Rückreise aus Indien beynahe eben so sauer machten, als seine Hinreise gewesen war. **Reyerts** war ein geschickter Mann, welcher der Gesellschaft große Dienste geleistet hatte *p*).

Reiset nebst Reyerts ab.

Nachdem man zu Bantam gelandet, und von da bis an die Insel **Sebbezee** in der sundischen Straße laviret hatte, wo sie der reißenden Ströme wegen einige Tage stille liegen mußten: so bekamen sie guten Wind, der sie zur Straße hinausführete. Aber hierauf wurde er frischer, und nachdem sie ihn lange Zeit bestritten hatten, setzte er den 27sten auf siebenzehn Grad Süderbreite, nach ihrem Wunsche, in Süden um. Hierauf hielten sie gegen Westen, auf das Vorgebirge der guten Hoffnung. Den 13ten nahmen sie die Höhe, und fanden zwey und zwanzig Grade. Eben diesen Tag wurde Reyerts krank.

Unglück auf der Reise.

Ich komme hier abermals auf eine Erzählung, welche bloß durch den ausführlichen Bericht aller besondern Umstände merkwürdig wird, und daher dem Verfasser selbst überlassen werden muß, ohne sich an diejenigen zu kehren, welchen die Schiffssprache in den Ohren wehe thut, und welche mehr ein gekünsteltes, als der Natur ähnliches Gemälde, lieben. Es ist also Bontekoe selbst, der uns seine Angst und seinen elenden Zustand beschreibt.

Die drey folgenden Tage wurde der Wind so ungestüm, daß nicht acht Striche waren, worauf man halten konnte. Wir fürchteten sehr, wir möchten bey Nacht von einander kommen. Unser Schiff mußte die Laterne aushängen. Ich gieng in des Admirals Zimmer, und versammelte, unerachtet seiner Schwachheit, den Schiffsrath, worinnen ich die über uns schwebende Gefahr vorstellete, und den Rath gab, man sollte vor Endigung des Tages die Segel einziehen, und im Finstern nur mit bloßem Maste und Wand fahren. Ich hoffete, unsere Gefährten würden ein gleiches thun, und innerhalb einer einzigen Nacht könnten wir einander unmöglich aus dem Gesichte kommen.

Schrecklicher Sturm.

Weil es der Admiral bey meiner Meynung bewenden ließ: so holeten wir die Segel noch bey Tage ein, und banden sie fest. **Guda** und **Middelburg** folgeten unserm Beyspiele. Auf diese Weise trieben wir fort, und hielten gerade auf Süden. Des Nachts nach sechs Sanduhren wurde der Wind so ungestüm, daß sich niemand seine Wuth und Heftigkeit vorstellen kann, wer es nicht erfahren hat. Er durchlief alle Striche auf dem Compasse mit solcher Geschwindigkeit, daß man unmöglich wissen konnte, mit welchem Winde man fuhr. Das Schiff gieng so tief im Wasser, als wenn ein Wirbelwind gerade von oben darauf stieße, und es niederdrückete. Die Anker, die an beyden Seiten des Vordertheils an ihrem Orte hingen, waren alle Augenblicke unter Wasser; und wenn das Schiff nur eine kurze Zeit also verblieben wäre, ohne sich wieder zu heben, so wäre es ganz voll Wasser gelaufen, und wir hätten sinken müssen. Endlich brach unser großer Mast drey Klaftern über dem Ueberlaufe entzwey, und stürzte ins Meer; aber das Schiff, welches vermuthlich tief gieng, hob sich etwas. Wir waren alle ganz nahe beysammen, nichts destoweniger mußte man die Köpfe zusammen stecken, wenn einer den andern verstehen wollte. Man mochte schreyen, wie man wollte, so verstunden es die auf dem Ueberlaufe nicht *q*).

Seltsamer Anblick des Meeres.

Dieser erstaunliche Wind dauerte sechs bis sieben Sanduhren, oder halbe Stunden, und verringerte sich sodann nur etwas weniges. So lange er am heftigsten tobete, war das Meer so glatt, als ein Tisch. Ja es schien, als wollte es sich gern erheben, könnte aber nicht. Allein, je mehr seine Wuth abnahm, desto grimmiger tobete die See; man hätte

p) A. d. 41 und folg. S.

q) Eben daselbst.

hätte glauben sollen, das Schiff würde alle Augenblicke umstürzen. Das Schwanken war so gewaltsam, daß das Schiff mit der Seite zum öftern auf dem Wasser lag. Bey dieser Gelegenheit schöpfte es allemal etwas Wasser, welches in den Raum hinab rann, und schon sieben Schuh hoch darinnen stund, ehe wir es einmal gewahr wurden. Alle Pumpen giengen unaufhörlich. Nichts destoweniger stieg das Wasser beständig. Hier wurde uns schlecht zu Muthe. Dem Uebel war nicht mehr zu helfen, und unser Arbeiten war umsonst. Zum Unglücke stopften sich die Pumpen mit Pfeffer, davon die Rinnen ganz angefüllet waren. Auf dem Pfeffer und Ingwer lagen sechzig metallene und eiserne Stücke unten in dem Raume; diese wurden von dem unerhörten Schwanken losgerissen, und rolleten hin und her. Die Schildzapfen stießen die Tonnen entzwey; damit streuete sich der Pfeffer heraus, und fiel auf die Futterdielen. Weil auch das Wasser die Deckbretter aufhub, so fiel er hinunter auf die Bauchstücke, und kam vor die Pumpenröhren.

Bontekoe. 1624.

Doch weil wir wußten, daß das Schiff etwas ausstehen konnte, so faßten wir wieder Muth, und arbeiteten aus Leibeskräften. Wir zogen die Pumpen heraus, wickelten unten Stücke von unsern Flaggen herum, hernach stelleten wir jeden mit dem untern Ende in einen Korb, setzten sie auf die Deckbretter, und pumpeten wieder frisch drauf los. Dieses Mittel half. Nach einiger Zeit merkten wir, daß das Wasser abnahm. Nur furchten wir, unser großer Mast, der in die See gefallen war, möchte das Schiff läck stoßen; denn er schwamm die ganze Nacht bald neben dem Schiffe, bald unter ihm. Die unten im Raume waren, spüreten die Gefahr noch deutlicher, als wir, und riefen uns zu, wir sollten die Tauen abhauen, daran er noch hing. Wir konnten es aber nicht bewerkstelligen. Wir hieben zwar die großen Tauen am Steuerborde, entzwey: aber wegen des entsetzlichen Schwankens, konnten wir die am Backborde nicht eher, als mit anbrechendem Tage entzwey hauen, worauf ihn die erste Welle davon führete.

Was Fleiß und Muth thun können.

Als wir uns des Morgens umsahen: so war niemand als der **Middelburg** zu erblicken: er hatte aber alle Masten bis auf den Fockemast verlohren. Ja so gar den Boegspriet, und den ganzen Schiffsschnabel. Weil der **Guda** nicht zum Vorscheine kommen wollte, so befürchteten wir, er möchte gesunken seyn: es war auch leider mehr als zu wahr; denn es hat ihn kein Mensch mehr gesehen. Als einige von unsern Leuten Wasser schöpften: so fanden sie Pfeffer darinnen, welches unser Leidwesen vermehrete, weil es ein Zeichen seines Unterganges war.

Das Schiff Guda scheitert.

Unterdessen wurde das Wetter ungemein schön. Der **Middelburg** schleppete immer hinten drein, ohne daß er zu uns kommen konnte; denn er hatte alle Masten verlohren. Endlich setzete er die Schaluppe aus. Der Schiffer, Namens **Jan Dix** aus Vlissingen, kam zu uns an Bord, und stellete vor, sie hätten beynahe alle Masten und Wände verlohren, und wenn wir ihnen nicht zu Hülfe kämen, so wäre es ihnen unmöglich, Land zu erreichen. Unser Boegspriet, Bezaan, Fockemast waren noch ganz, auch unsere große Rhaa, weil wir sie abgenommen, und auf den Ueberlauf gebracht hatten, ehe der Sturm seine größte Wuth erreichte. Hingegen hatten sie auf dem **Middelburg** die Rhaen an ihrem Orte gelassen; daher giengen alle Masten darauf. Es war billig, daß der stärkere dem schwächern hülfe. Wir beschlossen also im Schiffsrathe, wir wollten ihnen unsere große Rhaa, unsere Vorstenge, und noch eine andere Stenge geben, die wir noch hatten. Doch mit dem Bedinge, daß hernach jeder für sich sorgen möchte, wie er an das Land käme, wo

Schlechter Zustand der Schiffe.

Helfen einander.

Bontekoe. 1624.

er könnte, ohne weiter einige Hülfe von dem andern zu begehren. Doch, wofern es mög-lich sey, wollten wir in die **Ludwigsbay** auf der Insel Madagascar einlaufen.

Widersetzlichkeit des Schiffsvolks.

Bontekoe bringt sie zum Gehorsame.

Als dieser Entschluß in dem Rathe gefaßt war: so mußte ich als Hauptmann selbigen dem Volke kund machen. Sie warteten mit Verlangen darauf. Da sie aber höreten, was es war: so setzten sich die meisten dargegen; und sagten, es stünde eben so schlecht um uns, als um den **Middelburg**, und wir hätten selbst nicht Masten genug. Ich erstaunete hierüber, sagte aber mit Güte zu ihnen: „Kinder, gebet Acht, was ihr thut. Helfen wir „dem **Middelburg** nicht, so muß er zu Grunde gehen. Wir sind ja alle Christen; so „müssen wir auch als Christen verfahren. Wir müssen daran gedenken, was uns wohlgefiele, wenn wir in gleichem Zustande wären, und wir müssen thun, was wir sodann von „ihnen verlangen würden.„ Diese kurze Rede machte, daß sie in sich giengen. Sie traten auf die Seite, und beredeten sich zusammen. Ich hörete, daß einige sagten: „Es „ist wahr, wir sind ja Christen, wie der Hauptmann saget. Es würde uns Zeitlebens gereuen, wenn wir den **Middelburg** durch unsere Schuld zu Grunde gehen ließen.„ Sie kamen wieder vor den großen Mast. Hauptmann, sagten sie, wenn wir dem **Middelburg** dieses abgeben, dürfen wir ihn hernach zurück lassen, und allein fahren? Ich gab zur Antwort, der Schiffsrath habe es also beschlossen. Damit riefen sie einhällig, sie wollten alles gern thun, was man beschlossen habe. Jeder half freywillig, das versprochene in die Schaluppe hinab zu lassen. Der Schiffer nahm Abschied, und hoffete, uns in der Ludwigsbay anzutreffen. Sogleich war unser Volk wieder da, und fragte: ob es itzo nicht erlaubt wäre, vom **Middelburg** zu scheiden? Ich antwortete, hieran sey kein Zweifel. In dem Augenblicke griff jedweder mit unbeschreiblichem Eifer zur Arbeit, und der Fall des Fockesegels wurde bis an den Top aufgezogen, obgleich vorher jedermann behauptete, es sey unmöglich, ihn aufzuziehen, wenn man die Vorstenge weggegeben hätte.

Wo ist der Maler, der in dieser kurzen Beschreibung nicht Materie genug zu einem schönen Gemälde fände? und wo ist der Weltweise, der in dieser Mannichfaltigkeit von Handlungen und Gemüthsbewegungen, die Spuren der Natur nicht erkennen sollte?

Der

r) „Man steckete diejenigen Güter, die auf „dem Vordertheile waren, in Säcke, und trug „sie in die Constabelkammer. Man legte sie auch „auf den Ueberlauf, also, daß das Schiff vorne „bald leer wurde. Man zog einen Verschlag von „Brettern bey dem großen Maste queer über, damit die Waaren und Ballen von dem Hintertheile nicht abrollen, und in der Arbeit hinderlich fallen möchten; hernach hub man die Deckbretter auf. Man reinigte die Rinnen und „Bauchstücke. Man zog Seile durch die Rinnen „von vorne bis an den großen Mast, um sie vollends in guten Stand zu setzen, und sie darinnen zu erhalten, wenn man etwan wieder in gleichen Zufall geriethe. Hernach trug man die „Waaren wieder an ihren Ort, und hingegen die „im Hintertheile befindlichen, in die Constabelkammer, und auf den Ueberlauf. Darauf verfuhr „man mit der Ausbesserung wie zuvor, was die „Deckbretter und Rinnen betraf, durch welche „man von vorne bis hinten ebenfalls Seile zog, „also, daß man im Falle der Noth, die Seile „von jeder Seite hin und her ziehen, spannen und „nachlassen konnte.

Der VI Abschnitt.

Bontekoe. 1624.

Beyde Schiffe scheiden sich; bessern sich in der Ludwigsbay aus. Bontekoe schicket Abgeordnete an den König. Heuschrecken stiften Unheil. Der Admiral Reyerts stirbt. Weiber auf der Insel verführen einige Matrosen. Sie treffen eine portugiesische Caracke an; feuern auf einander. Die Holländer müssen abziehen. Wie viel sie Wasser haben. Schicksal der spanischen Caracke. Bontekoe läuft in dem irrländischen Hafen Kingsale ein. Wie er den Matrosen das Saufen verwehret. Er kömmt nach Hause. Wie es dem Middelburg ergangen. Tod des berühmten Willhelm Schouten.

Beyde Schiffe scheiden sich.

Den 22sten des Märzmonats trennete sich Bontekoe von dem **Middelburg**, und am 30sten bekam er die Insel Madagascar schon zu Gesichte. Weil er gegen Osten von der Bay, die er suchte, einige ihm unbekannte Sandbänke wahrnahm: so stieg er in die Schaluppe, um die Tiefe der kleinen Inseln, des Vorgebirges und der allergeringsten Landspitzen zu erforschen. Endlich lief er in die Ludwigsbay, und ließ sogleich Zelte aufschlagen, nicht nur zur Bequemlichkeit des Volkes, sondern auch um der Ausbesserung willen: doch die Brandung war so stark, daß er sich nicht getrauete, die Waaren an das Land zu bringen. Er beschreibt hier seine Anstalten und sein Verfahren, welches billig verdienet, daß wir es umständlich anführen, indem es ein Beyspiel in ähnlichen Fällen seyn kann. Weil er vermöge seiner langen Erfahrung das Ausschiffen der Güter nicht wagen wollte: so beschloß er, eine solche Einrichtung zu machen, daß man das Schiff dem ungeachtet ausbessern könnte, gleichwie auch wirklich geschah r).

Bessern sich in der Ludwigsbay aus.

Hernach mußte man von den Einwohnern Erlaubniß haben, einen großen Mast im Lande auszusuchen. Sie verwilligten es mit großer Freundlichkeit, und gaben ihre Bereitwilligkeit zu allen möglichen Gefälligkeiten, durch Zeichen zu verstehen. Man nahm also Seile, Maasstab, Sägen und Aexte, und Bontekoe suchte selbst einen Baum aus. Das beschwerlichste war, ihn bis an das Schiff zu bringen s).

An Lebensmitteln fehlete es dem Schiffsvolke nicht, weil man die Einwohner allemal richtig bezahlete. Sie schlugen Zelte am Strande auf, und hielten gleichsam einen Markt von Kühen, Limonien, Pomeranzen, Fischen, Milch, Honig und Wachs. Allein, sie wußten die Milch geschickt zu verfälschen, und halb Wasser darunter zu gießen, damit sie nicht lange gut blieb. Sie gaben Bontekoen zu verstehen, ihr König habe seinen Sitz fünf bis sechs Tagereisen vom Lande; und rede Spanisch. Sogleich wurden zween Holländer, welche diese Sprache verstunden, zu Abgeordneten an ihn ernennet, um zu bitten, man möchte ihnen Reiß zukommen lassen. Er empfing sie sehr wohl. Was aber den Reiß betrifft,

Bontekoe schicket Abgeordnete an den König.

s) Nach dem Behauen, hatte der Mast an dem „dicken Ende achtzehen Spannen im Umkreise, und acht und zwanzig in der Höhe. Man „setzete das dicke Ende auf den Stumpen von dem „abgebrochenen Maste, das noch viertehalb Klafter „über dem Ueberlaufe empor stund; eines wurde „zugespitzet, das andere ausgehöhlet, und also „beyde in einander gefüget. Hernach wurden vier „Klammern eingeschlagen, über selbigen alles wohl „verbunden, und damit war der Mast eben so „stark und fest, als wenn er aus einem einigen „Stücke bestanden hätte. Hernach sägete man „den Besanmast mitten durch, legte die Stücken „davon eins über das andere, so wie es der Mars „oder Mastkorb erforderte, und fütterte die Löcher „mit Dielen aus; also war er gleichfalls im Stande. Wir hatten einige dergleichen Haken, wie „die Seiler gebrauchen; daher spannen wir am „Strande so viel Seile, als wir brauchten. Man „nahm ein großes Tau, hieb es in Stücke, zupfte „es aus, und verfertigte kleinere Seile zum täglichen Gebrauche daraus. Man zerhieb auch ein „Ankertau, und machte Strickwände daraus.

Bontekoe. 1624. trifft, so entschuldigte er sich mit seinem eigenen Mangel, weil die Heuschrecken dieses Jahr alles abgefressen hätten.

Heuschrecken, stiften Unheil

Bontekoe konnte dieses leicht glauben. Denn als er in ein Acker Feld gieng, so flog ein ganzer Schwarm von diesem Ungeziefer auf einmal auf, und fuhr ihm mit solcher Gewalt in das Gesicht und an die Brust, daß er beynahe nicht Athem hohlen konnte. Sie hatten kleine Flügel, damit sie flogen; waren sie aber auf der Erde, so hüpfeten sie wie andere Heuschrecken. Der König sagte zu den Abgeordneten, er müßte die Felder zuweilen von einigen hundert Mann bewachen lassen, dem unerachtet könnte man den Schaden nicht verhüten. Die Einwohner erhohleten sich desselbigen an den Heuschrecken selbst; denn sie rissen ihnen die Flügel aus, brieten sie auf Kohlen, und aßen sie t).

Der Admiral Reyerts stirbt

Seit dem unglücklichen Sturme hatte die Krankheit des Reyerts beständig zugenommen, und eilf Tage nach der Ankunft in die Bay, starb er vor großem Herzeleide. Bontekoe ließ ihn auf einer kleinen mit Bäumen bewachsenen Insel, gleich gegen der Bay über, beerdigen. Er bekam seine Stelle unter einem ungemein schönen grünen Baume, nebst einer Grabschrift von sechs Versen u). Man feuerte ihm zu Ehren aus dem kleinen Geschütze, und aus fünf Stücken. Die Landeseinwohner halfen den Leichenzug mit ihren Barken vergrößern. Die meisten hatten eine schöne schwarze Farbe am Leibe. Einige hatten lange und glatte Haare, andere hingegen kurze und krause, wie Wolle. Die Weibesbilder flochten die ihrigen um den Kopf herum. Sie besalben sie mit Thrane, daher glänzen sie in der Sonne. Die ganze Kleidung von einem wie von dem andern Geschlechte besteht in einem kleinen Pagne, das ihnen sonst nichts als die Mitte des Leibes bedecket. Ja einige giengen ganz nackend, ohne sich deswegen zu schämen.

Weiber auf der Insel verführen einige Matrosen.

Zween Matrosen ließen sich vermuthlich durch die Liebkosungen und Freundlichkeit der dasigen Frauenspersonen verführen, und liefen davon. Man verschob die Abreise ihrentwegen einige Tage, und suchte sie auf, hoffete auch, sie würden sich eines bessern bedenken. Man erblickete sie zwar, nebst den Weibespersonen, die sie verführet hatten: allein sie machten sich auf die Seite, und verbargen sich so sorgfältig, daß man sie ihrem Schicksale überlassen mußte. Man hatte auch einige Kinder wahrgenommen, deren Väter vermuthlich Europäer seyn mußten; denn sie waren beynahe weiß, und hatten weißliche Haare. Bontekoe muthmaßet, es möchten vielleicht noch mehrere Holländer bey ihrer Ankunft in diese Bay die Schwachheit gehabt, und sich auf der Insel niedergelassen haben x).

Nachdem man sich reichlich mit Citronen und Pomeranzen versehen hatte: so gieng man den 25sten des Aprilmonats 1625 bey günstigem Wetter unter Segel, welches bis auf den 10ten May beständig blieb. Sodann aber wurde die See dermaßen ungestüm, daß das Schiff bis auf den 6ten des Brachmonates ein Spiel der Wellen war. Bontekoe verlohr beynahe die Hoffnung, ob er das Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey kommen würde, als ihn die Ströme auf einmal wider den Wind fortrissen, und er zu seiner größten Verwunderung vorbey war, ehe er daran gedachte. Er richtete seinen Lauf gegen die Insel Helena,

t) A. d. 44 S.

u) A. d. 45 S. Die holländischen Verse sind folgenden Inhalts:

Dem Menschen folgt der Tod, wohin er auch nur läuft:
Und keinem ist bekannt, wenn er ihn einst ergreift,
Noch, wo er ihn ereilt, in Westen oder Süden.
Gott weis es nur allein. Der aber stirbt zufrieden,

Der

Helena, und erblickete sie den 14ten. Als er nahe bey dem Kirchengrunde an der Küste hinfuhr: so erblickte er durch das Thal eine spanische Caracke vor Anker. Unerachtet sein Schiff in ziemlicher Unordnung war, so suchte er doch der Caracke beyzukommen, und sie unversehens zu entern, weil er glaubte, wegen der Höhe dieser ungeheuern Maschine müßten die Lagen über ihm weggehen: er könnte also leicht an sie kommen, und sie wegnehmen y). Allein weil die Wellen zwischen den Klippen sehr hohl giengen, so konnte er sein Vorhaben nicht ausführen; und indessen bekamen die Spanier Zeit, nicht nur das Hintertheil der Caracke näher an das Land zu schleppen, sondern auch Stücke an das Land zu bringen, und Batterien am Ufer zu errichten. Als unterdessen eine Welle die Holländer bis auf einen Flintenschuß weit an die Caracke trieb: so bewaffneten sie die Schaluppe, und schicketen sie mit einer Friedensfahne an die Spanier. Diese schicketen die ihrige gleichfalls ab, und sie begegneten einander in der Mitte zwischen beyden Schiffen. Die Spanier fragten, wo die Holländer herkämen? Man antwortete, von Java, und sey von den übrigen Schiffen abgekommen, die man dennoch ungesäumt erwarte. Die Spanier antworteten mit gleicher Höflichkeit, als man eine ähnliche Frage an sie abgehen ließ, sie kämen von Goa. Als aber der holländische Schiffer um Erlaubniß bath, Wasser zu hohlen, weil die Spanier zuerst angekommen waren, und er sie folglich als die Eigenthümer davon ansah: so belegten sie ihn mit allerley Schmähungen z), ob er sich gleich anheischig gemacht hatte, gleich wieder von dem Lande zu weichen, sobald die Tonnen gefüllet seyn würden.

Bontekoe. 1624.

Sie treffen eine portugiesische Caracke an.

Auf diese Nachricht, welche die Schaluppe hiervon überbrachte, versammelte Bontekoe den Schiffsrath. Man beschloß, noch einmal um die Freyheit Wasser zu hohlen, Ansuchung zu thun, und den Spaniern eine Stunde Bedenkzeit zu lassen: blieben sie auf ihrem Kopfe, so wollte man sie angreifen. Die Schaluppe wurde also zum zweytenmale mit der Friedensfahne abgeschicket. Sie kamen ihr auf halbem Wege entgegen, und hatten einen Mönch bey sich, wie aus seiner Kleidung zu sehen war. Als der holländische Schiffer seinen Antrag wiederhohlete; so schimpften sie von neuem. Nach seiner Rückkunft ließ Bontekoe die Glocke läuten, und das Gebeth verrichten a). Man stellete zwo halbe Stunden Uhren auf die große Winde; und sobald sie ausgelaufen waren, machte das holländische Geschütz ein entsetzliches Feuer auf die Caracke. Sie war nahe genug, daß man sie gut treffen konnte. Ihr Vordertheil war eben so hoch, als die Mastkörbe an dem holländischen Fockemaste. Man hörete das Krachen der Dielen, die man entzwey schoß. Hingegen feyerte die spanische Batterie auf dem Strande eben so wenig, und ihre Schüsse trafen ebenfalls. Ja es wurden sogar einige Holländer verwundet.

Feuern aufeinander.

Bontekoe befürchtete, er möchte zu Grunde geschossen werden; daher ließ er sich des Abends hinter einige Felsen schleppen, wo er vor der fürchterlichen Batterie sicher war b). Er ließ nachsehen, wie viel man noch Wasser im Vorrathe habe, und man berechnete, wie viel bey dem Passiren der Linie, und auf dem übrigen Wege ausgetheilet werden könnte; da es sich denn befand, daß der Mann mit vier halben Nößeln des Tages auskommen müßte.

Die Holländer müssen abziehen.

Die

Der mit Gehorsam sich in Gottes Willen schickt,
An was für einem Ort er auch den Tod erblickt.

x) Eben daselbst.

y) A. d. 46 S.

z) Eben daselbst. Sie nenneten ihn einen Hund und eine Canaille. Der Verfasser meldet die eigentlichen Worte: Anda pero, anda canaglia.

a) A. d. 46 S.

b) Eben daselbst.

Bontekoe. 1625.

Wie viel sie Wasser haben.

Die Officier fragten die Matrosen, ob sie damit bis nach Holland vergnügt seyn, oder sich auf Leben und Tod um frisch Wasser herum schlagen wollten. Die Stimmen wurden gezählet. Sie giengen dahin, bey dem jetzigen Zustande des Schiffes, wollte man die Reise fortsetzen. Sogleich ließ Bontekoe die Anker lichten. Als der Tag anbrach, wurden sie von den Spaniern noch mit einigen Grüßen aus dem kleinen Geschütze beehret, welche den Holländern bey ihrer Beschäfftigung sehr verdrüßlich fielen. Doch kamen sie endlich mit Mühe und Gefahr vom Lande ab.

Schicksal der spanischen Caracke.

Der Verfasser gesteht, es würde ihm viele Leute gekostet haben, falls er eine einige Stunde länger verzogen hätte. Unterdessen hielt er sich für genugsam gerächet, als er nachgehends von sechs holländischen Schiffen, die an eben diesem Orte vor Anker legten, die Nachricht erhielt, die Caracke habe bey diesem Gefechte so vieles gelitten, daß sie sinken müssen. Wenigstens hatten besagte sechs Schiffe doch eine untergesunkene Caracke daselbst gesehen, aber nicht den geringsten Vortheil davon gehabt, weil die Spanier alle Waaren ausgeladen, und hinter ihre Batterien an dem Strande in Sicherheit gebracht hatten.

Bontekoe läuft in den irrländischen Hafen Kingsale ein.

Bey der übrigen Fahrt fielen keine andere als gewöhnliche Begebenheiten vor, bis auf den 12ten des Weinmonats, da man auf vierzig Grad fünf und funfzig Minuten Norderbreite, auf funfzig Faden Grund fand, und einige Tage hernach Land erblickte, das man sogleich für Irrland erkannte. Man lief in dem Hafen **Kingsale** ein, wiewohl mit einigem Mistrauen; denn es lag ein großes Kriegesschiff darinnen, und Bontekoe wußte wohl, daß die holländische Compagnie in schlechtem Vernehmen mit den Engländern stund. Allein der Hauptmann desselbigen sagte ihm zu seinem Troste selbst, er habe keinen Befehl, ihn anzugreifen; noch froher wurde er, da zwey Schiffe von seiner Nation ankamen, die man dem **Neuholland** zur Begleitung entgegen geschicket hatte.

Wie er den Matrosen das Saufen verwehret.

Er hatte keinen andern Feind zu bekämpfen, als die Ausschweifungen seiner Leute c). Die meisten waren zu **Kingsale** an das Land gegangen; und er konnte sie alles Befehlens ungeachtet, nicht wieder an Bord bringen. Er mußte demnach den Bürgermeister in der Stadt durch bequeme Mittel dahin bewegen, daß er ausrufen ließ: wer einem holländischen Matrosen etwas borgete, der sollte kein Recht haben, die Zahlung von ihm zu fordern. Diese List that erwünschte Wirkung. Weil die Matrosen keinen Credit mehr fanden: so kamen sie alle auf das Schiff und wollten Geld hohlen. Statt der Antwort ließ Bontekoe die Anker lichten, und segelte davon. Die noch am Lande befindlichen kamen in aller Eile nebst ihren Gläubigern in Barken nachgefahren; man bezahlete auch den letztern ihre alten Forderungen, auf Abrechnung von ihrer Schuldleute Sold; dennoch blieben, wie der Verfasser mit Verwunderung erzählet, drey bis viere am Lande, welche in einer so kurzen Zeit sich Bräute ausgesuchet hatten, auch solche wirklich heiratheten d). So hitzig sind die Seeleute auf das sinnliche Vergnügen, wenn sie nach einer langen Reise einmal wieder an das Land kommen!

Kömmt nach Hause.

Bontekoe lief den 15ten des Herbstmonats glücklich in einen seeländischen Hafen ein. Er beschließt seine Reisebeschreibung mit einer Danksagung gegen den Himmel, welcher ihn auf seiner siebenjährigen Reise, aus so vielfältigen Gefährlichkeiten errettet hatte. Weil er auch glaubet, der Leser werde begierig seyn, zu wissen, wie es dem **Middelburg** ergangen,

c) A. d. 48 Seite.
d) Auf der 49 Seite.
e) Eben daselbst.

gen, den er in einem so schlechten Zustande verlassen hatte: so bringt er einige Nachricht von dem Schicksale dieses unglücklichen Schiffes bey.

Bontekoe. 1625.

Indem sich der **Neuholland** in der Ludwigsbay ausbesserte *e)*: so erfuhren einige Matrosen von den Landeseinwohnern, es läge ein Schiff in der Bay Antongil: allein man konnte mit keiner Gewißheit vermuthen, daß es der **Middelburg** sey. Sie hoffeten ihn an der Heleneninsel zu finden, aber vergeblich. Nachgehends, als der Hauptmann **Bierenbroots**, bey seiner Rückreise aus Indien, an dem Vorgebirge der guten Hoffnung landete: so fand er daselbst Briefe, welche die Officier auf dem Middelburg, der Gewohnheit zu Folge, da gelassen hatten. Es war daraus zu sehen, daß ihre Bemühung, sich mit dem **Neuholland** in der Ludwigsbay zu vereinigen, vergeblich gewesen war, indem sie bis in die **Antongilbay** verschlagen worden, woselbst sie Anker warfen, und sich zur weitern Fahrt ausbesserten. In dieser Bay habe ihnen der Tod den berühmten Seefahrer, **Willhelm Cornelis Schouten** entrissen, worauf sie denselbigen ehrlich begraben, und sein Angedenken durch eine schöne Grabschrift verewiget. In eben diesem Briefe waren auch einige Umstände von ihrem Verweilen auf dem Vorgebirge, und von ihrer Abreise enthalten. Seitdem hat man durch holländische Seefahrer nichts mehr von ihnen erfahren, wohl aber einige Nachricht aus Portugall, welche ihre fernere Begebenheiten zu erläutern schien. Lisbonner Briefe meldeten, als der **Middelburg** in der Helenabay angekommen: so sey er von zwo Caracken angegriffen worden, gegen die er sich ritterlich gewehret, auch eine in Brand geschossen, worüber die Portugiesen so erschracken, daß sie ihn mit Frieden gelassen.

Wie es dem Middelburg ergangen.

Tod des berühmten Willhelm Schouten.

Bontekoe ist der Meynung, weil man weiter nicht wisse, wo der **Middelburg** hingekommen sey, so dürfte man glauben, er sey entweder durch Sturm, oder weil er in besagtem Gefechte viel gelitten, zu Grunde gegangen. Man könnte muthmaßen, das Schiffsvolk habe wegen Mangel an Lebensmitteln, an irgend einem Orte gelandet, und das Schiff verlassen müssen: allein, da sie sich auf dem Vorgebirge mit Vorrathe versorget, so sey es nicht glaublich, daß sie auf diese Weise verlohren gegangen *f)*.

Das XIV Capitel.

Reise Peters van den Broeck nach Ostindien.

Van den Broeck. 1613.

Dieses ist nicht die ganze Aufschrift dieses Tagebuches. Der Verfasser hat vier Reisen nach Africa gethan, und davon liefert er eben so viele Beschreibungen. Sie betreffen das grüne Vorgebirge, das Königreich Angola, den Fluß Congo, das Königreich Lovango, und einige andere Theile dieses weiten Landes, wo er lange Zeit Handlung getrieben hat. Die eigenen Begebenheiten seines Lebens enthalten aber nichts, weswegen man die Unterdrückung derselben bedauern sollte. Seine Anmerkungen würden nur eine frostige und verdrüßliche Wiederhohlung aller dererjenigen umständlichen Beschreibungen seyn, die schon im zweyten und dritten Bande dieser Sammlung beschwerlich genug haben fallen können *g)*.

Einleitung.

f) Eben daselbst.

g) Die englischen Verfasser haben daselbst van den

Van den Broeck. 1613.

Was dieses Tagebuch schätzbar machet.

Seine Reise nach Ostindien verdienet viel Aufmerksamkeit, nicht nur, weil sie eine große Mannichfaltigkeit von Abbildungen auf den verschiedenen Reisen des Verfassers darbiethet, und viel nützliche und merkwürdige Anmerkungen in sich enthält; sondern auch, weil sie unter allen holländischen Reisen die erste ist, worinnen erzählet wird, durch was für einen Zufall aus der Factorey in Jacatra ein Fort, mit Namen **Batavia**, entstanden ist, wovon eine berühmte Stadt ihren Namen hat, den sie noch jetzo führet. Wegen dieser Anmerkung ist sie um so viel schätzbarer, weil der größte Vorzug der neuen Ordnung, die man sich hier vorgesetzet hat, darinnen besteht, daß man, so viel möglich ist, dem Leitfaden der historischen Begebenheiten folget, und den Ursprung und Fortgang der großen Niederlassungen zu zeigen suchet. Man hat gesehen, was die holländische Gesellschaft für Anschläge auf **Malaca** gemacht hat. Sie waren durch gewaltige Hindernisse zweymal rückgängig gemacht worden; und der schlechte Erfolg einer so wichtigen Unternehmung schien den Bewindhebbern bereits die Hoffnung benommen zu haben, daß sie, nach dem Rathe ihrer geschicktesten Admirale *h*), einen Mittelpunct ihrer Macht in Indien würden fest stellen können, aus welchem alle ihre übrigen Niederlassungen Hülfe und Befehle erhalten könnten. Ein glücklicher Zufall machte die Hoffnung dazu auf der Insel Java von neuem rege, und gab in Kurzem einer von den reichsten und schönsten Städten in der Welt ihren Ursprung.

Der I Abschnitt.

Van den Broecks Reisen und Verrichtungen, bis zur Niederlassung der Holländer in Mocka.

Abreise des Verfassers. Sein Urtheil von der Insel St. Anton und Annobon. Er landet auf der Insel Ansuan. Seine Aufnahme und seine Anmerkungen. Er besuchet auch die Insel Gasisa. Er wird in das rothe Meer geschickt. Er langet bey Aden an. Sonderbarer Sturm und Erläuterung darüber. Er ist bey dem Statthalter zu Gaste. Wie dieser sich erkläret. Er geht von Aden nach Chichiri. Außerordentliche Fische, welche man Holländer nennet. Van den Broeck läßt Factore zu Chichiri. Ein verlohrner Geldbeutel wird im Grunde des Meeres wieder gefunden. Beschreibung der Stadt Chichiri. Beschaffenheit der Einwohner. Cursini, ein Hafen im glücklichen Arabien. Der Verfasser begiebt sich nach Java. Joh. Pieters Coen, Befehlshaber zu Bantam. Verheerung von einem Crocodile. Feuerspeyender Berg in Banda. Die Holländer werden auf dieser Insel gemishandelt. Van den Broeck wird als Präsident in das rothe Meer zurück geschickt. Sein Urtheil von der Insel Ceylan. Er langet im Hafen Chichiri an; begiebt sich nach Mocka. Wie er sich daselbst fest setzet. Ankunft einer Caravane.

Abreise des Verfassers.

Den 2ten des Brachmonats, 1613, reisete **van den Broeck** auf dem **Nassau**, einem Schiffe von der Flotte, welche unter dem Admirale **Reynst** stund, als erster Factor, aus dem Texel ab. Den 1sten des Weinmonats ankerte die Flotte in den Bayen von **St. Anton** und **St. Vincent**, die in einer Entfernung von ungefähr drey Seemeilen gegen einander über befindlich sind.

Die

den Broecken keine Stelle eingeräumet, und scheinen, so viel ihnen möglich ist, die Erwähnung der Holländer zu vermeiden. Man sehe die Einleitung zu diesem Bande.

h) Man lese die Nachrichten Warwycks und Matelieffs in ihren Tagebüchern.

i) Tagebuch van den Broecks, wie oben, a. d. 326 und folg. S.

k) Sie liegt in eilf Grad, funfzig Minuten der südlichen Breite. Die Rhede ist ziemlich gut. Am nordlichen Ende der Bay liegen die Schiffe vor dem südl.

Van den Broeck. 1614.

Sein Urtheil von der Insel St. Anton und von Annobon.

Die Einwohner auf der Insel St. Anton sind einige Portugiesen, Mulatten, die von ihnen herstammen, und sehr viele Leibeigene beyderley Geschlechts. Sie erhalten sich von ihrer Handlung mit Oele, Schildkröten, die sie in der Gegend der Insel St. Vincent fischen, und Bockhäuten, welche sie wie spanisches Leder zurichten. Ihre Bay ist ein bequemer Ort für die Schiffe, wenn sie von einer langen Reise ermüdet sind. Die Holländer waren aber mit dem dasigen Wasser schlecht zufrieden. Sie befanden es viel besser auf der Insel Annobon, wo sie sich ebenfalls erfrischeten; ohne zu gedenken, daß sie die Menge und Schönheit der dasigen Früchte nicht ohne Bewunderung betrachteten. Unter den Pomeranzen, die sie von hier mitnahmen, wog eine drey Pfund nach holländischem Gewichte. Der Statthalter, der sich vor ihrer Macht fürchtete, begegnete ihnen dem Scheine nach höflich, und bath sie um Empfehlungsschreiben an die Holländer, die sich auf seiner Rhede zeigen würden. Allein, es war ihnen nicht unbekannt, daß er ein solches Bezeugen nur gegen diejenigen beobachtete, von denen er wußte, daß sie ihm an Macht überlegen waren. Der Verfasser empfiehlt daher allen Reisenden, daß sie wegen der Untreue der Portugiesen auf ihrer Hut seyn sollen *i*).

Er ländet auf der Insel Ansuan.

Seine Aufnahme und seine Anmerkungen.

Die Schiffahrt Reynsts wurde vom 21sten März 1614 an, da er von Annobon abfuhr, nicht eher unterbrochen, als bis er auf die Rhede der Insel Ansuan gelangete, wo er den 3ten des Brachmonats ankerte. Den folgenden Tag schickte er van den Broeken an den König der Insel, und ließ ihn um Erlaubniß bitten, Erfrischungen einzukaufen. Dieser Fürst, der von Geburt ein Araber war, kam dem ersten holländischen Factore mit seiner Musik entgegen, und führete ihn in seinen Pallast. Sie verglichen sich daselbst über den Preis von zwey hundert und drey Ochsen, dreyßig Schöpsen, zehn Böcken, und drey hundert Hühnern. Noch über diesen Vergleich erhielt van den Broeck auch drey Ochsen für eine Stange Eisen, einen andern für eine Schelle, und noch einen für ein Buch Papier. Diese Thiere haben auf der Insel Ansuan große Buckel auf dem Rücken. Nachgehends wurde der erste Factor auf der andern Seite der Insel wiederum ans Land geschickt, und daselbst in der Stadt Demonio von einer Königinn, mit Namen Mollana Plachora, deren Gemahl alle comorrische Inseln beherrschet hatte, prächtig empfangen.

Auf der Insel Ansuan *k*) rechnete man vier große unmauerte Städte, und vier und dreyßig Dörfer. Die Einwohner sind dem muhammedanischen Glauben zugethan. Sie haben viele Moscheen, und arabische Priester zu ihren Lehrern. Nach ihrer Gemüthsbeschaffenheit sind sie sehr leutselig. Ihre Weiber sieht man nicht mit der Freyheit zum Vorscheine kommen, welche die indianischen Weiber zu genießen pflegen. Die Anzahl ihrer Leibeigenen ist sehr groß. Sie bekommen sie um einen wohlfeilen Preis aus den habessinischen Landschaften, Aethiopien und Madagascar, und brauchen sie zu ihrem Feldbaue, und zu ihren häuslichen Verrichtungen. Die Insel wird von vielen Bächen durchflossen, die ein sehr klares Wasser haben, von den Bergen herunter kommen, und die anstoßenden Gegenden fruchtbar machen. Man findet hier verschiedene Arten von guten Früchten, viel

 Vieh

südlichen Monsonen gesichert. Wenn man einlaufen will: so muß man so nahe an der Küste hinfahren, als es möglich ist, bis man die Stadt Samodo gegen Südsüdost liegen hat. Die großen Schiffe ankern daselbst in einer Tiefe von drey und zwanzig bis fünf und zwanzig Faden, wo sandiger mit Felsen vermischter Grund ist. Auf der östlichen Seite liegen die Schiffe in einer schönen Bay vor den nordlichen Monsonen gesichert, und ankern daselbst in einer Tiefe von zwanzig, drey und zwanzig, bis dreyßig Faden, nicht weit von der Stadt Demonio. A. d. 327 S.

Van den Broeck. 1614.

Vieh und Federvieh, eine außerordentliche Menge von Cocos, und Fische im Ueberflusse. Zur Zeit des guten Monsons holen die hiesigen Einwohner aus Madagascar Reiß, Hirse, Ambra, und Leibeigene. Diese führen sie nachgehends durch das rothe Meer, nach Arabien, und nehmen dafür Leinwand, Cattun, und **Amfion**.

Er besuchet auch die Insel Gasisa.

Van den Broeck erhielt Befehl, auch die Insel **Gasisa** zu besuchen, welche zwölf Seemeilen von **Ansuan** abliegt. Er ankerte auf der nordlichen Seite derselben, vor einer Bay, wo man auf dem Grunde weißen Sand findet. Dieses ist die einzige Bay die ganze Insel herum *l*). Der König empfing ihn sehr wohl, und beschenkte ihn mit einigen Ochsen, die aber sehr mager waren. Die Insel hat so wenig süßes Wasser, daß die meisten Einwohner nur Salzwasser trinken müssen. Die Holländer sahen mit Erstaunen, wie das Vieh früh und abends von den Bergen herunter kam, und Seewasser soff. Sie fanden auch Gelegenheit, die Anmerkung zu machen, daß die Einwohner daselbst von sehr böser Gemüthsart, und in ihren Sitten sehr unordentlich sind. Ihre Könige, die nicht allzu mächtig seyn können, weil ihrer an der Zahl zehn sind, führen ohne Aufhören Krieg mit einander; und diese beständigen Zwistigkeiten machen das Land für Fremde sehr gefährlich *m*).

Er wird in das rothe Meer geschickt.

Nachdem sich die holländische Flotte vier Wochen lang bey den comorrischen Inseln aufgehalten hatte: so fuhr sie nach dem rothen Meere zu. Weil die Gesellschaft noch keine Schiffe dahin abgeschickt hatte: so fassete man im Schiffsrathe den Entschluß, **van den Broecken** als Capitainmajor, oder Oberhauptmann, auf dem **Nassau** abzuschicken, damit er von der Beschaffenheit der Handlung, und was man in den dasigen Häfen für Bequemlichkeit hoffen könnte, Nachricht einziehen möchte. Er fuhr an dem Lande **Melinde** hin, bis an das Vorgebirge an der Küste, und legte in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden sechzig Seemeilen zurück. Den 9ten des Heumonats lief er in eine schöne Bay nicht weit von dem Vorgebirge **Dorfu**, ein, und nennete sie **Nassaubay**, weil er sie nicht auf der Karte fand.

Den folgenden Tag lichtete er den Anker, fuhr um das Vorgebirge **Guardafu** *n*) herum, und setzete seine Fahrt gegen den Berg **Felix** zu fort. Hier wollten die Einwohner nicht mit ihm reden; und die Leute in einem kleinen Dorfe, mit Namen **Dordori**, ergriffen mit allen ihren Habseligkeiten die Flucht. Einige arabische Schiffe, die auf der andern Seite des Vorgebirges vor Anker lagen, meldeten **van den Broecken**, daß er sich bey **Illie de Matte** befände, und von hier nach dem glücklichen Arabien hinüber fahren müßte. Er entdeckte dieses den 26sten, und sein Lootsmann war der Meynung, daß man eine halbe Seemeile unter **Aden** ankern sollte *o*).

Er langet bey Aden an.

Der Unterfactor wurde mit einer weißen Fahne ans Land geschickt, um dem Befehlshaber in der Stadt die Ursache zu melden, weswegen die Holländer in dieses Meer gekommen wären. Er wurde höflich empfangen, und mit frischen Fischen und fetten Schöpsen zurück geschickt, um den Holländern zu melden, daß man sich über ihre Ankunft erfreuete. Den folgenden Tag ankerten sie vor dem Forte, in einer Tiefe von sieben Faden, bey einigen kleinen arabischen, persischen, und indianischen Fahrzeugen, die sich unter das Fort gestellet hatten, und in der Nacht ihre Waaren ausladen wollten. Ein Befehlshaber, der sich an Bord begab, und Befehl erhalten hatte, das holländische Schiff zu durchsuchen, lud **van den Broecken** im Namen des Statthalters zum Mittagsessen ein.

Gegen

l) A. d. 329 S.
m) Eben daselbst.
n) In zwölf Grad fünf und vierzig Minuten der südlichen Breite.

Van den Broeck. 1614.

Gegen Mittag wurde es vom Lande her über die maßen trübe, und darauf erfolgte ein sehr starker Regen. Mitten in dieser erschrecklichen Wolke sah man einen sehr hellrothen Platz, den man für einen brennenden Ofen hätte halten sollen. Der Statthalter war so besorgt, daß er an Bord schickte, und melden ließ, daß man zween oder drey Anker auswerfen müßte. Die Wolke wälzete sich immer fort, gegen Aethiopien zu. Da der Regen aufhörete, sahen die Holländer mit Erstaunen, daß ihr Schiff einen Zoll dick mit rothem Sande bedeckt war. Einige verständige Einwohner sagten zu ihnen, diese Stürme entstünden aus dem Meersande; es würden manchmal ganze Caravanen darunter vergraben, wenn er herunter fiel; und dieses wären eben die wahrhaften Mumien, die zuweilen in dieser Gegend gefunden würden p).

Sonderbarer Sturm, und Erläuterung, die man dem Verfasser davon ertheilet.

Van den Broeck, der eine freye Handlung zu suchen gesonnen war, schlug die Einladung des Statthalters in **Aden** gar nicht aus. Er wurde mit vielen feyerlichen Umständen zwischen zwoen Reihen Soldaten in den Pallast geführet. Der Statthalter hieß **Hessa Aga**. Nachdem er einige Geschenke, die ihm **van den Broeck** überbrachte, in Empfang genommen hatte: so fragte er, aus was für einem Lande er wäre? Van den Broeck antwortete: „Ich bin ein Unterthan der Herren Generalstaaten, und des Prinzen von Oranien, welche mit Sr. Hoheit, dem Sultane, im Bündnisse stehen; und ich komme hierher, um hier mit eben der Freyheit zu handeln, welche der Großherr meinen Landesleuten in allen Landen seiner Herrschaft bewilliget q).„ Der Statthalter antwortete: wenn die Holländer als Freunde kämen, so könnten sie versichert seyn, daß man sie mit gleichen Gesinnungen aufnehmen würde; zuvor aber könnte er sich nicht entbrechen, dem Bascha von Yamen, oder dem glücklichen Arabien, hiervon Nachricht zu ertheilen. Indessen trug er Sorge, daß ihnen eine bequeme Wohnung zubereitet würde.

Er ist bey dem Statthalter zu Gaste. Wie dieser sich erkläret.

Nach der Mahlzeit wollte **van der Broeck** sogleich wiederum an Bord gehen, und einige Waaren ausladen lassen. Er hörete aber gar bald von einigen türkischen Befehlshabern, daß ihm der Bascha nicht eher, als nach seiner Zurückkunft, gestatten würde, Waaren in **Aden** zu lassen: denn die fremden Kaufleute schienen zu befürchten, daß die Holländer nur gekommen wären, ihnen ihre Schiffe wegzunehmen. Diese Erklärung sah man als einen Befehl an, daß man den Anker lichten sollte.

Er geht von Aden nach Chichiri.

Man ankerte vor einer arabischen Stadt, mit Namen **Chichiri**. Der König in derselben schickte sogleich allerhand Erfrischungen an Bord. Bey der Ankunft der Holländer eräugete sich eine sehr außerordentliche Begebenheit. Auf eben der Rhede, wo sie vor Anker lagen, sah man auf einmal eine große Menge Fische zum Vorscheine kommen, die in diesen Gewässern unbekannt, aber den holländischen großen Schollfischen, und noch mehr den portugiesischen Sardinen, sehr ähnlich waren. Weil es schien, als ob sie mit dem Schiffe angekommen wären: so wurden sie von den Einwohnern **Holländer** genennet r). Man sah sie noch drey Jahre lang in so großer Menge, daß die Menschen sie überdrüßig wurden, sie trocknen ließen, und ihren Kameelen zu fressen gaben. Hierauf verschwanden sie; und seit dem hat man keine mehr gesehen s).

Außerordentliche Fische, welche man Holländer nennet.

Den 20sten August stieg **van den Broeck** ans Land, und wurde von vielen Soldaten und arabischen Kaufleuten in den königlichen Pallast geführet. Er saget nicht, wie er daselbst aufgenommen worden sey: er setzet aber hinzu, man habe ihn von hier in ein schönes

Van den Broeck läßt Factore zu Chichiri.

o) A. d. 330 und vorhergeh. S. p) A. d. 333 S. q) Eben daselbst.
r) A. d. 332 S. s) Eben daselbst.

Van den Broeck. 1614.

nes und geraumes Haus geführet, und daselbst habe er eine fertige Mahlzeit angetroffen. Es scheint, daß die Furcht anfangs an diesem höflichen Bezeugen mehr Antheil gehabt habe, als die Zuneigung. Man besorgte, er möchte der Freyheit der Rhede zuwider handeln. Als er aber um Erlaubniß bath, daß er zween oder dreye von seinen Leuten bis zu seiner Zurückkunft daselbst lassen dürfte, damit sie die Sprache des Landes erlernen könnten, indem der Monson vorbey wäre, und er sich also genöthiget sähe, nach Bantam zu gehen: so verschwand aller Argwohn. Man bewilligte ihm, was er verlangete, und räumete ihm unverzüglich ein bequemes Haus ein. Er ließ in der Stadt einen Factor zurück, mit Namen **Claaß Vischer**, nebst zween Bedienten. Der König versprach ihm eine unverbrüchliche Sicherheit für diese kleine Factorey.

Ein verlohrner Geldbeutel wird im Grunde des Meeres wieder gefunden.

Weil ihm die Klugheit nicht gestattete, viel Geld daselbst zu lassen: so schickte er den Unterfactor an Bord, daß er nur einen Beutel holen sollte. Die Barke schlug bey ihrer Zurückkunft an den Klippen um. Das Volk wurde insgesammt gerettet: allein der Beutel mit dem Gelde blieb auf dem Grunde des Meeres. Verschiedene Einwohner bemüheten sich vergebens, ihn zur Zeit der Ebbe wieder zu finden. Ein holländischer Quartiermeister aber, der gut schwimmen konnte, ließ sich in das Wasser, und war so glücklich, daß er sogleich mit dem Fuße auf den Beutel trat. Er brachte ihn vor den Augen der Zuschauer in der Hand hervor; und diese hielten einen solchen ungefähren Zufall für eine wahrhafte Zauberey *t*).

Beschreibung der Stadt Chichiri.

Die Stadt **Chichiri**, im glücklichen Arabien, liegt in vierzehn Grad funfzig Minuten der nordlichen Breite, auf dürrem Sande, am Ufer einer großen Bay, wo man einen kleinen Canonenschuß weit von der Stadt, in einer Tiefe von acht Faden und auf gutem Grunde, Anker werfen kann. Sie ist sehr groß, weil die Häuser sehr weit von einander stehen. Die meisten sind von Thone aufgeführet, und mit Kalche übertünchet. Das Schloß, welches ihnen zur Schutzwehre dienet, hat auf den Seiten vier runde Thürme, die es zwar gegen einen Anfall sichern könnten: aber gegen grobes Geschütz nicht stark genug zu seyn scheinen. Innerhalb der Mauer findet man drey oder vier Moscheen. Dieses ist der vornehmste Hafen des Landes. Der König, der damals Sultan **Abdolla** hieß, und, wie alle seine Unterthanen, von den wahrhaften Arabern abstammete, hält ordentlich Hof zu **Hadermuid**, einer Stadt in dem Lande, die eine Tagereise weit von **Chichiri** abliegt. Er bezahlet dem Bascha jährlich einen Tribut von vier tausend Stück von Achten, und zwanzig Pfunden Ambra.

Beschaffenheit der Einwohner.

Seine Unterthanen sind redliche, sanftmüthige, bescheidene, und sonderlich fromme Leute, nach den Grundsätzen des muhammedanischen Glaubens. Man muß sich wundern, daß die Weiber bey solchen Eigenschaften, die der Verfasser beyden Geschlechtern zuzuschreiben scheint, doch der Unkeuschheit ergeben sind. Er spricht: „Die Aeltern halten sich „es für eine Ehre, wenn die Fremden mit ihren Töchtern zu thun haben wollen, und bie„then sie ihnen auch wohl selbst, wenn sie jung sind, an; und zwar für eine sehr geringe „Belohnung *u*).„ Das vornehme Frauenzimmer zeiget sich allezeit nur mit verhülltem Angesichte, und ist sehr wohl gewachsen. Zu **Chichiri** sieht man alle Jahre Schiffe aus Indien, Persien, Aethiopien, den comorrischen Inseln, Madagascar, und Melinde

t) A. d. 333 S.
u) A. d. 334 S.
w) Eben daselbst.

x) In funfzehn Grad zwey und dreyßig Minuten. Man ankert in einer Tiefe von sechzehn Faden.

Melinde, anlangen. Die Holländer verließen dreyzehn bis vierzehn solche Schiffe auf der Rhede w).

Van den Broeck. 1614.

Sie lichteten den Anker, und wendeten sich nach **Cursini**, einem andern Hafen im glücklichen Arabien, an der Einfahrt in das rothe Meer x). Nachdem van den Broeck ans Land gestiegen war: so kam der König, mit Namen **Sayd Ben Sahidi**, mit einem Gefolge von tausend Soldaten, welche bloße Säbel auf den Schultern trugen; nahm ihn auf eine vertraute Art bey der Hand, führete ihn in seinen Pallast, und erzeigte ihm daselbst allerhand Liebkosungen. Als er aber hörete, daß dieser Fürst ein Freund der Portugiesen war, und bey dem Großherrn nicht wohl stund: so hielt er es nicht für dienlich, die ihm angebothene Erlaubniß anzunehmen, und, bis zu seiner Zurückkunft, einige von seinen Leuten in der Stadt zu lassen.

Cursini, ein Hafen im glücklichen Arabien.

Bey dieser Ausschweifung, die nur zum Versuche geschah, vergaß **van den Broeck** nicht, daß er sich noch vor Ende dieses Jahres nach Bantam begeben müßte. Er gieng wieder unter Segel, und fuhr vor der Insel **Inganno** y) vorbey, wo, wie er spricht, Männer, Weiber und Kinder nackend gehen, ohne sich zu schämen. Als er von hier nach Java zu steuerte: so traf er den General **Both** an, der in Sumatra Wasser einnehmen, und mit vier reich beladenen Schiffen nach Holland zurück gehen wollte. Er gab ihm von dem, was er in dem rothen Meere bemerket hatte, Nachricht, und stellete dieses als eine wichtige Entdeckung vor, welche die Bewindhebber nicht verabsäumen dürften.

Der Verfasser begiebt sich nach Java.

Den 30sten des Christmonats ankerte er vor Bantam, wo **Johann Pieters Coen** im Namen der Gesellschaft Befehlshaber war. Dieser Herr trug ihm sogleich auf, Lebensmittel zu Jacatra einzunehmen, und sie nach den moluckischen Inseln zu bringen. Damals gab man zu Bantam sechs hundert Pfund Pfeffer für funfzehn Stück von Achten; und in Holland wurde das Pfund nur für ein und zwanzig Stüber verkauft z). Auf dem Wege stieß **van den Broeck** auf den Admiral **Reynst**, und stattete ihm von seinen Entdeckungen im rothen Meere Bericht ab. **Reynst** gab ihm Befehl, seinen Weg vor der Insel **Botton** vorbey zu nehmen, und einen neuen Factor dahin zu setzen. Er wurde von dem Könige dieser Insel wohl aufgenommen; ob wohl ein jeder daselbst noch wegen der Verwüstungen eines großen Crocodils erschrocken war, der alle Nächte aus dem Flusse kam, und ohne Unterschied Menschen und Vieh fraß.

Johann Pieters Coen, Befehlshaber zu Bantam.

Verheerung, die ein Crocodil anrichtet.

Von **Botton** fuhr er weiter, und ankerte den 6ten April auf der Rhede von Amboina. Von hier gieng er nach zween Tagen wiederum unter Segel, nach den Inseln Banda, um zu dem Generale **Reynst** zu stoßen, der mit eilf Schiffen unter dem Forte **Nassau** vor Anker lag. Noch an eben dem Tage, da diese Flotte von Amboina unter Segel gegangen war, hatte sich der Berg **Gunnepi**, der seit siebenzehn Jahren nicht aufgehöret hatte zu brennen, mit einem erstaunenswürdigen Geräusche geöffnet. Er hatte so viel Flammen, große Steine und Asche ausgeworfen, daß die Canonen im Forte damit bedeckt worden waren, und nicht gebraucht werden konnten. In einem sehr hitzigen Kriege, welcher auf Seiten der Bandaneser nicht das Ansehen hatte, als ob er so bald nachlassen würde, wäre die holländische Besatzung in sehr großer Gefahr gewesen, wenn sie nicht durch die Ankunft der Flotte befreyet worden wäre. Indem sich **van den Broeck** dem Ufer näherte,

Feuerspeyender Berg in Banda.

w) [...] den auf felsichtem Grunde, einen kleinen Canonenschuß weit von der Stadt.

y) Der Verfasser nennet sie unrecht Juganao.

z) A. d. 335 S.

Van den Broeck. 1615.

näherte, bekam er viele große verbrannte Steine zu Gesichte, welche der feuerspeyende Berg in die See ausgeworfen hatte. Einige waren über eine Klafter lang, und erhielten sich noch immer über dem Wasser. Von kleinern Steinen aber befand sich hier herum eine so große Menge, daß die Schaluppen Mühe genug hatten, hindurch zu kommen. Das Wasser kochete recht am Meerufer, und man sah Fische herum schwimmen, welche von der Hitze erstickt waren *a*).

Die Holländer werden auf dieser Insel gemishandelt.

Bey seinem Aufenthalte zu Banda sah **van den Broeck** mit Betrübniß, wie die Holländer von den Einwohnern gemishandelt wurden, und wie der Admiral in seinen Unternehmungen gar nicht glücklich war. Verschiedene Befehle, womit er nach den moluckischen Inseln abgeschickt wurde, erspareten ihm einen Theil dieses verdrüßlichen Schauspiels *b*). Er segelte auf dem **Middelburg** von Java ab, und erhielt nachgehends zu Bantam Befehl, daß er auf den **Nassau** gehen, und als Präsident nach den Häfen des rothen Meeres schiffen sollte, deren Kenntniß die Holländer ihm zu danken hatten. Auf dem Wege hielt er es für dienlich, zu **Tiku** und zu **Priaman**, auf der Insel Sumatra, Erfrischungen einzunehmen. Er kaufte hier auch eine Menge Pfeffer. Er scheint versichert zu seyn, daß der Pfeffer auf dieser Insel der beste in ganz Indien ist; und er spricht, man könnte alle Jahre über drey tausend Tonnen davon laden *c*).

Van den Broeck wird als Präsident in das rothe Meer zurück geschickt.

Seine Verhaltungsbefehle verpflichteten ihn auch, nach der Insel Ceylan zu gehen, wo er mit dem Könige reden sollte. Er ankerte auf der Rhede von **Palagama**. Weil ihm aber die Jahreszeit nicht gestattete, sich lange daselbst aufzuhalten: so wollte er nicht nach **Candy** gehen, wo der König Hof hielt, und wohin ihn derselbe hatte einladen lassen. Die Befehle, die man ihm ertheilet hatte, wurden eben so gut durch einen Brief bewerkstelliget. „Ceylan ist, wie er spricht, nach seinen Gedanken, die anmuthigste und fruchtbarste unter allen Inseln. Er weis so gar kein Land, welches mit ihr verglichen werden „könnte. Man sieht daselbst schöne Ebenen, und Berge, die mit grünen Gewächsen be„deckt sind. Der Zentner Zimmet, welcher hundert und acht Pfund beträgt, kostet da„selbst nicht mehr, als vierzig Stüber. Das Geld, dessen man sich an der Seeküste zum „Kaufen und Verkaufen bedienet, besteht in getrockneten Fischen *d*), die man an den „maldivischen Inseln findet, und **Albacorisen** nennet. Die Elephanten auf dieser Insel „haben so außerordentliche Eigenschaften, daß man ihnen einen Verstand zuschreibt. Man „versichert so gar, daß die Elephanten in andern Ländern ihren Vorzug erkennen, und ih„nen Ehrerbiethung bezeugen. Der Verfasser sah auf der Insel Ceylan einen Mann „und eine Frau mit dicken Beinen, so, wie **Johann Huighens** in seinem Tagebuche die „Abbildung davon gegeben hat. Man meldete ihm, daß sie von dem heiligen Thomas „abstammeten.„

Urtheil des Verfassers von der Insel Ceylan.

Wir wollen aber dem Verfasser in denen Stellen folgen, wo man sich mehr auf seine Einsicht verlassen kann. Er nahm seinen Weg wiederum gegen das rothe Meer zu, und ankerte

a) A. d. 336 und 337 S.

b) In den moluckischen Inseln hatte er noch ein neues. Ein deutscher Kriegesbedienter daselbst spitzete die Ohren, wie ein Hund, und ließ die Holländer nach seinem Gefallen aufhenken, oder brauchte sie, zu was er wollte. Lorenz Rini war damals holländischer Statthalter auf allen moluckischen Inseln.

c) A. d. 339 S.

d) A. d. 334 S. Es sind kleine Muschelfische, mit

ankerte daselbst den 11ten Jenner 1616, im Hafen Chichiri. Hier fand er die Holländer wieder, die er daselbst zurück gelassen hatte. Die Einwohner bezeugten eine große Freude über seine Zurückkunft. Diese gute Aufnahme und das Zeugniß seiner Factore bewogen ihn, diese Factorey daselbst fortdauern zu lassen. An **Vischers** Statt aber, den er zu andern Dingen gebrauchen wollte, bestellete er **Wouter Heuten** zum Oberfactore.

Van den Broeck. 1616.

Er langet im Hafen Chichiri an.

Den 15ten segelte er nach **Mocka**. Seine Ankunft verursachte bey den Einwohnern in dieser Stadt, die noch niemals ein europäisches Schiff gesehen hatten, große Verwunderung *e*). Er ankerte mitten unter dreyßig arabischen, persischen, und indianischen Fahrzeugen von verschiedener Größe. Zween bis drey Türken fragten ihn sogleich im Namen des Statthalters: wer er wäre, und in was für einer Absicht er sich hierher begeben hätte? Die Einwohner müssen aus seiner Antwort wiederum Muth geschöpfet haben: denn da er den 27sten ans Land stieg, so wurde er unter Pfeifen- und Trommelschalle empfangen, und auf gleiche Weise in den Pallast geführet, wo der Statthalter seine vorigen Fragen wiederholete. Dieser ließ ihm hierauf eine Weste von goldenem Stücke reichen, unterhielt sich einige Augenblicke mit ihm, ließ ihm Erfrischungen vorsetzen, und gab Befehl, ihn in ein für ihn zubereitetes schönes Haus zu führen. Für dieses Haus aber sollten die Holländer die Zeit des Monsons über, nämlich ein halbes Jahr lang, hundert und vierzig Stück von Achten bezahlen. Man verglich sich über die Abgaben, die in der Statthalterschaft des glücklichen Arabiens bezahlet werden sollten, und welche drey und ein halbes vom Hundert betrugen. Den folgenden Tag ließ **van den Broeck** Waaren in die Stadt bringen: und diese giengen daselbst sehr gut ab. Man bezahlete den Preis dafür in Realen und Ducaten *f*).

Er begiebt sich nach Mocka.

Wie er sich daselbst fest setzet.

Die Hoffnung der Holländer zur Handlung vermehrete sich sehr stark durch die Ankunft einer Caravane, oder **Caffel**, von Aleppo und Suez, welche den 6ten März in Mocka einzog. Sie bestund ungefähr aus tausend Kameelen, welche zweymal hundert tausend Stück von Achten und hundert tausend Ducaten mitbrachten, so wohl aus Hungarn und Venedig, als auch aus verschiedenen Ländern der Mohren. Die Kaufmannsgüter bestunden in Sammet, Atlasse, Dammaste, Armoisin, türkischen goldenen Stoffen, Kamelotten, Tüchern, Safran, Quecksilber, Zinnober, und nürnbergischen Waaren. Die Caravanen brauchen ordentlich acht Wochen zu dieser Reise. Ihre Waaren, die aus den arabischen, indianischen und persischen Manufacturen kommen, werden zu Mocka für groben und feinen Cattun, Indigo, Pfeffer, Würznelken, Muscatennüsse, Muscatenblumen und chinesische Waaren umgesetzet *g*).

Ankunft einer Caravane.

mit Namen Koris. Man sehe die Beschreibung der malediwischen Inseln, und der Insel Ceylan. Solche Anmerkungen werden nur beygebracht, um den Werth dererjenigen zu erhöhen, die bey ihrem Aufenthalte in einem Lande gemacht worden sind.

e) Dieses ist eine große Unwahrheit. Man lese die englischen Nachrichten im ersten Bande dieser Sammlung.

f) A. d. 342 S.

g) Eben daselbst.

Van den Broeck. 1616.

Der II Abschnitt.

Reise des Verfassers in dem Lande Mocka.

Vergünstigung, das Land zu besuchen. Mussa. Fort Acuma. Fort Asavinde. Offuse. Sarvi-mota. Tajesse. Akar. Majios. Ype. Machadder. Nacasmare. Jerrime. Dammer. Serasia. Chenna, Aufenthalt des Bascha. Ehre, die van den Broecken wiederfährt. Gehör bey dem Bascha. Gastmahl, das man für van den Broecken in einem Garten anstellet. Er besieht das Schloß. Alterthümer, die er daselbst findet. Der Bascha verweigert den Holländern die Erlaubniß, sich zu Mocka niederzulassen. Er tröstet sie mit einem großen Mahle. Beschreibung von Chenna. Van der Broeck kehret nach Mocka zurück. Beschreibung dieser Stadt.

Vergünstigung das Land zu besuchen.

Van den Broeck, dessen Absichten nicht in die Mauer von Mocka eingeschränkt waren, erhielt von dem Statthalter einen Paß, den die Türken **Firman** nennen, daß er das Land besuchen dürfte, welches unter seinem Schutze stünde. In diesem Vergünstigungsbriefe wurde allen Herren und Statthaltern anbefohlen, ihn frey zu halten, und ihm mit Hochachtung zu begegnen. Den 22sten des Aprilmonats setzete er sich zu Pferde, und hatte zu seiner Begleitung einen Factor, mit Namen **Johann Arents**, und einen Trompeter *h)*.

Mussa.

Den ersten Tag seiner Reise traf er nur ein einziges Dorf an; und Abends gelangete er in eine kleine Stadt, mit Namen **Mussa**, acht Seemeilen von Mocka. Den folgenden Tag gieng er durch das kleine Fort **Acuma**, welches sieben Seemeilen von **Mussa** liegt; und drey Seemeilen weiter hin fand er das Fort **Asavinde**, wo er über Nacht blieb.

Fort Acuma. Fort Asavinde.

Offuse.

Den 24sten gieng er durch die kleine Stadt **Offuse**, drey Seemeilen von **Asavinde**. Dieser Platz hat eine unersteigliche Lage. Er liegt an der Seite eines steilen Berges, wo schwerlich zwo Personen neben einander hinauf steigen können. Der Statthalter, der ein Araber war, lud **van den Broecken** zum Mittagsessen ein, und beschenkte ihn mit einer Tuchweste, weil es anfing, kalt zu werden. Von hier giengen die beyden Holländer nach **Sarvi-mota**, welches zwo Seemeilen von **Offuse** liegt, und blieben daselbst über Nacht.

Sarvi-mota.

Tajesse.

Den folgenden Tag begaben sie sich nach **Tajesse**, einer großen ummauerten Stadt, vier Seemeilen von **Sarvi-mota**. Sie bekamen daselbst ihre Wohnung bey dem Statthalter. Dieser machte ihnen viel Liebkosungen, und verschaffete ihnen frische Pferde, Kameele und Esel. Sie sahen sich in der Stadt um, und bewunderten in derselben sechs hohe Thürme, viel Moscheen, und das prächtige Grab eines Bascha, welches über tausend Stück von Achten gekostet hatte. Diese Stadt ist wegen ihrer Handlung ansehnlich.

Akar. Majios.

Den 26sten giengen sie durch den Flecken **Akar**, sechstehalb Seemeile von **Tajesse**, und durch einen andern Flecken, mit Namen **Majios**, der an der Seite eines Berges liegt. Van den Broeck sah hier mit Erstaunen, daß man auf der Ebene zugleich pflügete, säete, und erndete. Dieses dauert, wie er hinzu setzet, das ganze Jahr hindurch *i)*.

Ype.

Abends gelangete er nach **Ype**, einer Stadt, die drittehalb Seemeilen von **Majios** abliegt. Hier gieng er, nach der Gewohnheit der Türken, in das Bad. Den folgenden Tag gieng er

h) Diese Reise ist ein merkwürdiges Stück der Erdbeschreibung.

i) A. d. 344 S.

k) Eben das.

er durch **Machadder**, eine Stadt, die sechstehalb Seemeilen von **Rpe** liegt: hierauf durch **Nacasmare**, eine andere Stadt, und durch **Jerrime**: noch eine andere Stadt, sechs Seemeilen von **Machadder**.

Van den Broeck. 1616.

Den 27sten speisete er zu Mittage viertehalb Seemeilen von **Jerrime** in einer Stadt mit Namen **Dammer**. Der Statthalter daselbst, der ein Hungar war, ließ ihn durch einen Haufen von hundert Soldaten einhohlen, und nöthigte ihn höflich zum Mittagsessen. Ganz in der Mitte der Stadt **Dammer** steht ein Schloß von gehauenen blaulichten Steinen: es ist aber schlecht mit Geschütze versehen. Von hier hatte van den Broeck noch fünf Seemeilen bis nach **Serasia**. Der Secretär des Bascha nöthigte ihn, hier zu übernachten. Die Abendmahlzeit war prächtig. Man trug Hirschwildpret, Hasen, Birkhühner, Wachteln, gebratene und gefüllete Tauben, und vortrefflichen Landwein, auf. Zum Nachessen hatte man allerhand Obst, Torten und anderes Gebacknes.

Machadder. Nacasmare. Jerrime. Dammer. Serasia.

Den 28sten, vor Anbruche des Tages, stiegen die beyden Holländer wiederum zu Pferde, und ritten nach **Chenna**, welches der ordentliche Aufenthalt des Bascha ist, drey Seemeilen von **Serasia**. **Van den Broeck** wurde auf eine angenehme Art in Verwunderung gesetzet, da man ihm ein schönes Pferd, mit goldenem und silbernem Zeuge, an den Berg zuführete *k*), worauf er seinen Einzug in die Stadt halten sollte. Als er sich derselben näherte, fand er den Feldmarschall zu Pferde, mit einem Haufen von drey hundert türkischen und arabischen Soldaten unter fünf Fahnen. Diese begrüßeten ihn mit dreymaliger Losbrennung ihrer Feuerröhre, und zogen alsdenn vor ihm her. Vor der Stadt erschien der Bascha selbst mit mehr als zwey hundert Herren von seinem Hofe. Sie waren alle zu Pferde, und mit goldenem und silbernen Stücke bekleidet. Der Glanz davon wurde durch die Stralen der aufgehenden Sonne noch vergrößert. Der Bascha erzeigte van den Broecken die Ehre, und schickte an ihn zween wohlgebildete Knaben, in Frauenzimmerkleidern *l*), die ihn bitten mußten, daß er ihm allmählig nach seinem Pallaste folgen möchte, wo er ihn erwarten wollte. Hierauf kehrete er sich nach der Stadt, und setzete seinen Zug fort. Die Menge der Zuschauer auf den Gassen war so groß, daß sich der Secretar, und die beyden Bedienten zu Pferde, genöthigt sahen, alle ihre Kräfte anzuwenden, um van den **Broecken** Platz zu machen. Da er in den Pallast kam: so nahmen zween Reutknechte sein Pferd bey dem Zügel, und führeten es bis an die Saalthüre; hier stieg er auf großen Teppichten ab, die man daselbst ausgebreitet hatte *m*).

Chenna, Aufenthalt des Bascha. Ehre, die van den Broecken erwiesen wird.

Er gieng zu dem Bascha durch zwo Reihen von Edelleuten, oder Hofbedienten, woraus seine Hofstatt bestund. Dieser Herr saß auf einem erhabenen Platze; und nach der Ehrerbiethung, die ihm erzeugt wurde, hätte man ihn für einen König, oder gar für einen Gott halten sollen *n*).

Gehör bey dem Bascha.

Nachdem ihm **van den Broeck** seine Ehrerbiethung bezeugt hatte: so ließ ihn der Bascha niedersitzen; und zwar vermuthlich in einer etwas demüthigen Stellung: denn der Dollmetscher stellete vor, daß ein holländischer Hauptmann einen bessern Sitz haben müßte. Hierauf brachte man ihm einen schönen Stuhl *o*).

Nachgehends fragte ihn der Bascha, mit einer ernsthaften Geberdung, was für ein Bewegungsgrund ihn hierher gebracht hätte? **Van den Broeck** gab ihm eine Antwort, womit

l) A. d. 345 S.

m) Eben das. Der Verfasser saget nicht, weswegen man ihm alle diese Ehre erzeigt habe.

n) Dieses war vermuthlich ein erhöheter bedeckter Platz, den die Türken Sopha nennen.

o) A. d. 345 S.

Van den Broeck. 1616.

womit er vergnügt zu seyn schien. Er legte ihm die Hand auf den Kopf, und erklärete sich, daß er ihm willkommen wäre. Weil er aber urtheilete, daß er von der Reise müde seyn müßte: so brach er das Gehör ab, und sagte: daß er sich zur Ruhe begeben sollte. Er setzte hinzu: „wir werden schon noch Zeit haben, uns mit einander zu unterreden.„ Indem er ihn beurlaubte, ließ er ihm, durch seinen Secretar, eine Weste von goldenem Stücke reichen, als ein Zeichen der Zufriedenheit, die er über seine Ankunft empfände. Van den Broeck stieg wiederum zu Pferde, und wurde in das Haus des Oberhofmeisters (**Majordome**) geführet, wo er zu Mittage speisen sollte. Hierauf führete man ihn in das zu seiner Wohnung zubereitete Haus, wo er Lebensmittel im Ueberflusse, und allerhand Bequemlichkeiten, antraf *p)*. Er hatte, seit seiner Abreise von Mocka, fünf und funfzig Seemeilen zurück gelegt.

Gastmahl, das man für Van den Broecken in einem Garten anstellet.

Den folgenden Tag wurde er, nachdem er dem Bascha, und seinen vornehmsten Hofbedienten, seine Geschenke überreichet hatte, zu einem sehr herrlichen Gastmahle in den Garten des Geheimschreibers eingeladen. Die Gesellschaft war zahlreich, und die Mahlzeit sehr prächtig. In dem Garten sah man allerley schöne Bäume, als Mandelbäume, Weinstöcke, Pfirsichenbäume, Pomeranzenbäume, Citronenbäume, und verschiedene Arten von Rosenstöcken. Man sah ferner sehr wohl ausgeputzte Sommerlauben, Wasserkünste, und alles, was man in den schönsten Landhäusern von Annehmlichkeit finden kann. Indem man zu Tische saß, kam ein Leopard von ungeheuerer Größe zum Vorscheine, der aber so zahm, als ein Hund war, und fraß, was man ihm hinwarf: ohne jemanden einiges Leid zuzufügen *q)*.

Er besieht das Schloß. Alterthümer, die er daselbst findet.

Nachmittage wurde **van den Broecken** erlaubt, das Schloß zu besehen, welches dem Bascha zum Pallaste dienet. Er sah daselbst über tausend Personen, die sich als Geisel hier befanden, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren alle Söhne, oder Schwestern der vornehmsten Einwohner in gewissen Provinzen, welche man durch diesen Zwang in der Unterthänigkeit zu erhalten suchet. Unter verschiedenen Alterthümern zeigte man ihm ein großes Gebäude, welches Noah gebauet haben soll. Hierinnen wird das Frauenzimmer des Bascha von Verschnittenen bewachet. Vor der Moschee, die sehr schön ist, findet man ein großes Stück Holz, welches mit einem eisernen Gegitter umgeben ist. Dieses giebt man für ein Stück von dem Kasten Noä aus, und die Einwohner verehren es als ein Heiligthum.

Van den Broeck stieg auf die Mauer des Schlosses, und ließ daselbst seinen Trompeter das Trompetenstück: **Willhelm von Nassau** blasen. Ein türkischer Befehlshaber kam sogleich herzu, klopfte ihm auf die Schulter, und sagte zu ihm: „Recht schön, „Hauptmann. Glaubest du schon, daß das Schloß deine ist?„ Er entschuldigte sich: und dieses wurde ganz wohl aufgenommen. Der Befehlshaber änderte seine Sprache, und sein Bezeugen; machte ihm allerhand Liebkosungen, und meldete ihm, er wäre sehr wohl von den Holländern gehalten worden, da ihn dieselben bey Dünkerken, auf den Galeeren des Spinola, gefangen bekommen hätten. Er zeigte ihm noch andere Merkwürdigkeiten in dem Schlosse, als einen großen Löwen, der auf der Spitze des Thurms in einem eisernen Kefichte eingeschlossen war, und einen Brunnen, den man als ein Werk des Patriarchen Jacob ansah. Seine Tiefe beträgt ungefähr hundert Faden. Man schöpfet daraus mit

p) A. d. 346 S. Die Türken gaben ihm täglich Wein zu trinken.

q) Eben das.

mit eisernen Eimern, und das Wasser desselben ist so kalt, daß man es nicht im Munde leiden kann. **Van den Broeck** sah auch eine Moschee, die von der vorigen unterschieden war. Sie war mit einem platten Dache bedeckt, und wurde von mehr als hundert und funfzig Seulen unterstützet, wovon jegliche aus einem einzigen Steine gehauen war. Hierzu kamen noch verschiedene Alterthümer aus den Zeiten vor der Geburt des Heilandes r).

Van den Broeck. 1616.

Bey dem zweyten Gehöre, welches er bey dem Bascha hatte, erklärete sich dieser Herr gegen ihn, daß er ihm die Erlaubniß nicht ertheilen könnte, Factore zu Mocka zu lassen, und daß die Gewährung dieser Gnade bloß auf dem Großherrn beruhete. Die Muhammedaner besorgten, man möchte sich nach und nach bis nach Mecca ausbreiten wollen, welchen Ort sie als den Mittelpunct ihres Glaubens betrachten. Sie führeten die Aufführung an, welche die Holländer bereits von sich hätten blicken lassen. Sie sagten zu ihnen: „Ihr seyd erstlich nach Aden gekommen, von Aden nach Chichiri, und von dar „nach Mocka. Euer Schiff liegt itzo vor **Hiddeda**, und machet sich fertig, weiter in „das rothe Meer hinein zu gehen, ob schon diese Freyheit keinem christlichen Volke gestat„tet wird s).„

Der Bascha verweigert den Holländern die Erlaubniß, sich zu Mocka nieder zu lassen.

Also war die Unvorsichtigkeit dererjenigen daran Schuld, die auf dem **Nassau** zurück geblieben waren, und ohne Befehl gehandelt hatten, daß die Holländer nichts weiter, als die Bestätigung des Vergleichs, erhalten konnten, welcher das Recht der Ein- und Ausfahrt betraf. Allein eben diese Gunstbezeugung erregte die Eifersucht der persischen und indianischen Kaufleute, welche funfzehn bis sechzehn für hundert bezahlen t). Den folgenden Tag wurde **van den Broeck** von funfzig bis sechzig Herren eine kleine Seemeile weit von der Stadt in einen Garten, mit Namen **Rosse**, begleitet, wo der Bascha ein großes Mahl, und verschiedene Lustbarkeiten angestellet hatte. Der Ort selbst verschaffete Annehmlichkeiten genug durch seine schönen Lauben, Wasserkünste, vortrefflichen Früchte, und fischreichen Weiher.

Er tröstet sie mit einem großen Gastmahle.

Chenna liegt an dem Flusse **Yamen**, oder des glücklichen Arabiens, fünf und funfzig Meilen von Mocka. Im Umfange hat die Stadt ungefähr zwo Seemeilen. Sie hat eine Mauer von sehr harten grauen Steinen. Man zählet hier nur drey Thore, die aber sehr schön, und von blaulichten gehauenen Steinen gebauet sind. In gewissen Entfernungen von einander sieht man, um die Mauer herum, kleine runde Thürme, mit Gegittern. Die Stadt hat vier Moscheen und viel schöne Gebäude, nebst einer großen Anzahl Lusthäusern und öffentlichen Bädern, wo sich die Männer Vormittages und die Weiber Nachmittages einzufinden pflegen. Unter den Einwohnern findet man viel Christenkinder, welche die Türken, wenn sie noch klein sind, aus der Levante hohlen, und in diese Gegenden bringen, um sie volkreicher zu machen. Der Bascha, welcher **Jaffer** hieß, war selbst ein gebohrner Hungar. Er führete den Namen eines Unterkönigs des Großherrn. Diese Würde dauert aber nur drey Jahr lang. Gleichwohl hatte **Jaffer** dieselbe nunmehr neun Jahr bekleidet; und man gab vor, daß er die beyden andern Bascha, die ihn zur ordentlichen Zeit ablösen sollten, auf dem Wege mit Gifte hätte hinrichten lassen. Er führete beständig Krieg mit den Arabern. Dem ungeachtet zog die Handlung eine große Menge von Indianern, Persern, und Jüden auf diese Küste u).

Beschreibung von Chenna.

Den

r) A. d. 347 Seite. Die Gestalt dieses Tempels war viereckicht.

s) A. d. 347 S.

t) A. d. 348 S.

u) A. d. 349 S.

Van den Broeck. 1616.

Van den Broeck kehret nach Mocka zurück. Er beschreibt diese Stadt.

Den 16ten des Maymonats reisete **van den Broeck** von **Chenna** ab, und den 24sten langete er zu **Mocka** an. Von dieser Stadt giebt er gleichfalls eine kurze Beschreibung. Sie liegt, wie er spricht, am Ufer des rothen Meeres, an der Küste des glücklichen Arabiens, in dreyzehn Grad achtzehn Minuten der nordlichen Breite. Man ankert daselbst auf einer ziemlich guten Rhede, in einer Tiefe von vier, fünf bis sieben Faden, auf sandigem Grunde. Die Stadt ist groß: aber ohne Ringmauer. Die Häuser sind sehr schön, wenigstens diejenigen, welche von blaulichten gehauenen Steinen, oder Ziegeln, aufgeführet sind: denn andere bestehen nur aus Thone und Schilfe. Das nordliche Ende der Stadt wird durch eine kleine mit Steinen gefütterte Schanze bedeckt. Dieses war ein Werk der Engländer, da **Heinrich Middleton**, mit seiner Flotte, in dem Lande die Oberhand hatte *x)*.

Vor funfzig oder sechzig Jahren war Mocka nur noch ein Fischerflecken. Als ihn aber die Türken in ihre Gewalt bekamen: so machten sie ihn geschickt, das große Schiff aufzunehmen, welches jährlich, mit einer Ladung von reichen Kaufmannsgütern, von Suez hierher kömmt: denn bey **Babelmandel** lief es zu viel Gefahr, wenn es hierdurch nach Aden gehen wollte, welches zuvor der vornehmste Handelsplatz des Landes war. Dieser Veränderung hat Mocka seinen Reichthum zu danken *y)*. Die Einwohner bestehen aus einer Vermischung von verschiedenen Völkern. Die Anzahl der Banianen beläuft sich allein auf mehr als drey tausend. Die meisten davon sind Kaufleute, Goldschmiede, Geldwechsler, oder Künstler. Man findet hier auch eine große Menge von Indianern, Persern, Armeniern, und Jüden. Der größte Theil der Einwohner aber besteht aus Arabern. Die Schiffe, die aus verschiedenen Ländern hier anlangen, bringen eine große Menge Pilgrimme mit, die aus Andacht eine Reise nach Mecca thun wollen. Sie kommen ordentlich von der Mitte des Märzmonats an, bis zu Ende des Aprils, und gehen zur Zeit des zweyten Monsons wiederum ab, welcher sich im Augustmonate anfängt. Die Holländer sahen hier zum erstenmale Caffe *z)*, eine Art von schwarzen Bohnen, wie der Verfasser spricht, welche die Türken in kochendes Wasser thun, wovon dieses ebenfalls schwarz wird, und ihnen zu einem vortrefflichen Getränke dienet.

Der

x) A. d. 350 S. Der Verfasser scheint hier vergessen zu haben, was er einige Seiten weiter oben geglaubt hat, daß sein Schiff das erste gewesen sey, welches man zu Mocka gesehen habe.

y) A. d. 350 S.

z) Der Verfasser nennet ihn Kahawa, nach der Aussprache der Einwohner.

Der III Abschnitt.

Van den Broecks fernere Reisen und Verrichtungen.

Van den Broeck. 1616.

Die Holländer verlassen das rothe Meer. Wie sie sich in Surata niederlassen. Van den Broeck leidet Schiffbruch. Seine gefährliche und mühsame Reise zu Lande. Er kömmt bey den Indianern in Gefahr; wird angegriffen und tödtet den Statthalter in einer indianischen Festung. Verlust der Feinde der Holländer. Van den Broeck unterwirft sich. Festungen Aneque und Teneque. Lage von Doltabar, der Hauptstadt in Decan. Melicambaars Begebenheiten. Seine Gestalt und Gemüthseigenschaften. Gehör, welches er van den Broecken ertheilet. Fortsetzung der Reise. Königliche Stadt Caulas. Stadt Golconda. Den Holländern wird zu Bagganaga übel begegnet. Beschreibung dieser Stadt. Staatseinrichtung. Diamantengrube. Unruhe der Holländer auf ihrer Reise. Anderes Unglück der Holländer. Dienste, die ihnen ein Perser leistet. Er begiebt sich nach Paliacate; nach Tirepopeliere; sieht ein indianisch Weib verbrennen. Ein Schwanzstern und Folgen desselben. Der König zu Achin läßt die Pfefferbäume umhauen.

Da nun **van den Broeck** alle Hoffnung verlohren hatte, daß er eine Factorey zu **Mocka** würde anlegen können: so entschloß er sich, die zu **Chichiri** errichtete Factorey aufzuheben, und seine Güter und Factore daraus wegzunehmen; ob schon der König, und die Einwohner in der Stadt, dieses sehr ungern sahen. Er nahm seinen Weg durch Surate wiederum nach Indien zu, und suchte zu Surate gleichfalls eine Niederlassung zu bewerkstelligen. Er fand aber daselbst zwey Hindernisse. Erstlich war er gedrungen, eine lange Reise zu thun, um die Erlaubniß hierzu von dem großen Mogol zu erhalten. Hernach widerstunden ihm die Engländer, und spareten weder Geschenke, noch Versprechungen, um ihn hinweg zu bringen *a)*. Da ihn aber der Verdruß, den er darüber empfand, bewog, plötzlich hinweg zu gehen: so ersuchten die indianischen Kaufleute den Statthalter, daß er ihn zurück berufen möchte, weil sie wegen einiger von ihren Schiffen in Sorgen stunden, die in dem Hafen lagen. Man gestattete ihm, wie den Engländern, die Freyheit, ein Haus in der Stadt zu miethen, und, bis zu seiner Zurückkunft, einige von seinen Leuten daselbst zu lassen, unter der Bedingung, daß er sich indessen um die Genehmhaltung des Kaisers bemühen sollte *aa)*. Diese Veränderung setzte, wie er spricht, sowohl die Engländer, als die Einwohner, in Erstaunen.

Die Holländer verlassen das rothe Meer. Wie sie sich zu Surata niederlassen.

Sein Herumkreuzen, und die verschiedenen Befehle, die ihm der General **Coen**, bis auf den Heumonat des folgenden Jahres, gegeben hatte, brachten ihn an die Küste von Africa. Hier stand er einen so grausamen und langwierigen Sturm aus, daß er gegen den Eingang des rothen Meeres zu getrieben wurde, und von hier bis nach **Daman**, einer Stadt der Portugiesen am Ende der Staaten des großen Mogols, wo er das Unglück hatte, Schiffbruch zu leiden. Er begab sich eilig nach Surate, um denen Factoren, die er daselbst gelassen hatte, sein Unglück bekannt zu machen, und wenigstens für die Sicherheit derer Güter zu sorgen, die er geborgen hatte. Sieben englische Schiffe, die in dieser Rhede vor Anker lagen, weigerten sich mit vieler Härte, ihm beyzustehen *b)*. Zu gutem Glücke hatte er, da sein Schiff auf der Küste von **Daman** gescheitert war, die Vorsicht gebraucht, und eine Verschanzung von Pfälen um seine Leute und Güter gemacht, wodurch dieselben vor

Van den Broeck leidet Schiffbruch.

a) A. d. 352 S.
aa) Eben daselbst.

b) A. d. 358 S. Man sieht hier einen Theil der Ursachen, weswegen die englischen Verfasser die holländischen Nachrichten unterdrückt haben.

Van den Broeck. 1617.

vor allen Anfällen gesichert wurden, und er zugleich Zeit erhielt, seine Würznelken und übrigen Spezereyen in die Factorey zu Surate zu bringen. Die übermäßigen Kosten, die er hätte aufwenden müssen, wenn er ein anderes Schiff hätte ausrüsten, oder kaufen wollen, brachten ihn zu dem Entschlusse, eine lange und beschwerliche Reise bis nach **Masulipatan** zu Lande zu unternehmen.

Gefährliche und mühsame Reise, die er zu Lande thut.

Im Herbstmonate reisete er mit hundert und drey Holländern, und neun und zwanzig Indianern, die sich auf seinem Schiffe befunden hatten, ab. Seine Anmerkungen, die er in einem den Europäern so wenig bekannten Lande gemacht hat, verdienen um so vielmehr Aufmerksamkeit, da er Fleiß darauf gewendet zu haben scheint.

Erstlich gieng er durch den Flecken **Laspour**; hernach durch **Noscherin**, eine Stadt, die von vielen Personen bewohnet wird, und wo viel grobe und feine **Baftas** verfertigt werden. Von hier setzete er seinen Weg durch **Gandivi** fort, welches achtzehen **Cos** von Surate abliegt, und übernachtete in dem Dorfe **Dagau**, welches vier **Cos** von **Gandivi** entfernet ist. Den folgenden Tag, vor Anbruche des Tages, reisete er bis an den Flecken **Arnau**, welches der letzte Ort an der Gränze von **Guzarate** ist, und sieben Meilen von **Dagu** abliegt. Den folgenden Tag kam er bis in die Länder des Königes von **Partabassa**, und gieng durch die Dörfer **Cavendi** und **Carondi**.

Er kömmt bey den Indianern in Gefahr.

In dem Dorfe **Onui**, welches fünf **Cos** von **Arnau** abliegt, forderte man von ihm, ungeachtet seines Passes, einen Zoll von fünf **Mamodis** für jeglichen Mann, und für jeglichen beladenen Ochsen, und sieben **Mamodis** für jegliches Pferd. Er verwarf diese Anforderung standhaft, und setzete seinen Weg durch den Flecken **Setion**, bis nach **Camela**, fort, welches fünf Seemeilen von **Onui** abliegt. Seine Verweigerung brachte ihn in die äußerste Gefahr. Den folgenden Tag wurde er von einem großen Haufen gewaffneter Leute umringet, welche Bäume umgehauen hatten, um die Wege zu sperren, und seine Leute mit erschrecklichem Geschreye anfielen. Die Holländer stelleten sich in gute Ordnung, und thaten fünf und zwanzig Musketenschüsse. Dadurch legte sich die Hitze ihrer Feinde ein wenig. **Van den Broeck** schickte zween von seinen Leuten ab, die mit ihnen reden sollten. Die Indianer waren nicht so kühn, daß sie dieselben erwartet hätten. Ein Japoneser von dem holländischen Haufen aber ergriff einen davon auf der Flucht, und hieb ihm den Rücken mitten von einander c). Indessen fuhren sie noch immer fort, Pfeile abzuschießen; und dadurch wurden die Holländer genöthigt, ihnen noch eine Lage mit ihren Musketen zu geben.

Abends gelangeten sie in den Flecken **Gannotra**, sieben **Cos** von **Camela**. Weil die Einwohner aus Furcht, die Flucht ergriffen hatten: so fanden sie daselbst keine Lebensmittel. Ein gerechtes Mistrauen bewog sie, den folgenden Tag, mit fliegenden Fahnen, über einen Berg fortzureisen, wo der Weg sehr rauh war. Sie giengen durch den Flecken **Tawer**, und kamen hierauf an den Flecken **Gandebarri**, wo die Einwohner ebenfalls die Flucht ergriffen hatten. **Gandebarri** liegt acht Cos von **Gannotra**. Gegen Mitternacht setzeten sie ihre Reise über den Berg fort, und giengen durch den Flecken **Malganhan**. Von hier gelangeten sie mit vieler Mühe an den Flecken **Gandeberi**, der nur drey **Cos** von **Gandebarri** abliegt.

Er wird angegriffen.

Sie schmeichelten sich, daß sie hier einige Ruhe würden schöpfen können, weil sie nicht weit mehr von **Decan** entfernet waren. Allein ihre indianischen Knechte gaben ihnen zu verstehen, daß sie nahe bey einer Festung des Königs von **Partabassa** wären, und

c) A. d. 359 und vorherg. Seite.

daher eine Verrätherey besorgen mußten. Kaum waren sie auch in die Ebene hinab gekommen: so sahen sie von allen Seiten eine große Menge Einwohner, mit erschrecklichem Geschreye, herzu laufen, und in ihrer Sprache rufen: **schlaget todt, schlaget diese ungläubigen Hunde todt** cc)! **Van den Broeck** stellete seine Leute in Ordnung, und rückte immer gegen ein kleines Gehölze an. Hier ließ er auf diejenigen schießen, die auf ihn einzudringen anfingen. Das Schrecken zerstreuete sie. Als er aber durch das Gehölze hindurch war: so stieß er auf den Statthalter des Forts, der sich an der Spitze eines Haufens von ungefähr drey hundert Reutern befand. Diese fingen von neuem an zu schreyen, rückten ganz wütend auf die Holländer los, und wollten sie mit ihren Pferden zu Boden rennen. **Van den Broeck** gab seinen Leuten Befehl, sie sollten warten, bis die Feinde noch drey Lanzenlängen von ihnen entfernet wären, und alsdenn sollten sie ihr Gewehr losbrennen. Der Statthalter, und einige von seinen Leuten, wurden erschossen. Die übrigen waren erschrocken, und ergriffen mit vieler Verwirrung die Flucht. Zween andere Haufen, die nach einander anrückten, wurden ebenfalls zum Weichen gebracht. Indessen stelleten sie sich wiederum, da sie nicht mehr von den Musketen erreicht werden konnten; und da die Holländer ihren Zug indessen fortsetzeten: so verfolgeten sie dieselben beständig. Ihr Fußvolk, welches sich in den Gesträuchen verborgen hielt, beunruhigte die Holländer gar sehr mit Pfeilen. Dieser Streit dauerte den übrigen Theil des Tages fort, bis an die Gränze von **Decan**, wo die Einwohner, welche mit **Partabassa** Krieg führeten, den Holländern zu Hülfe kamen.

Van der Broeck. 1617.

und tödtet den Statthalter in einer indianischen Festung.

Der Statthalter des Landes empfing sie leutselig, und ließ sie, durch eine Bedeckung, über eine halbe Seemeile weit unter dem Gebirge **Gatos** hinführen. Sie hatten drey Todte, und acht und zwanzig Verwundete. Den folgenden Tag hatten sie acht bis zehn Reuter zu ihrer Bedeckung bis an den Flecken **Callava**, der auf einem von den höchsten Gipfeln dieses Gebirges liegt. Hier mußten sie, ungeachtet der Päße, die sie bey sich hatten, dreyßig Stück von Achten bezahlen. Doch war dieses nicht zu viel Geld für ihre Rettung. Hier erfuhren sie, wie viel ihre Feinde verlohren hatten. Außer dem Statthalter in der Festung, dessen Tod zugleich den Tod seines Frauenzimmers, seiner Bedienten, und aller seiner Leibeigenen, nach sich zog, welche sich in den Scheiterhaufen stürzeten, worauf sein Körper verbrannt wurde, hatten die Holländer auch neun Reuter, sechs und sechzig Fußgänger, und sieben Pferde getödtet. Das Volk in **Partabassa**, welches auch den Namen **Raspuren** und **Phatannen** führet, machet die besten Soldaten des großen Mogols aus d).

Verlust der Feinde der Holländer.

Den folgenden Tag ließ sich **van den Broeck**, weil er sich mit seinen Kranken, so nahe an den Gränzen nicht sicher genug zu seyn glaubte, an eine Festung, mit Namen **Vandanderin**, führen. Der Befehlshaber in derselben ließ ihm zu wissen thun, daß er sich vor einem Haufen von zwey hundert Reutern hüten sollte, die unter dem **Malder Gacon** stünden, und auf der Straße auf ihn lauerten, weil sich ein Gerüchte ausgebreitet hätte, daß die Holländer Reichthümer mit sich führeten. Weil er sich auf seinen Widerstand nicht sowohl verlassen konnte, als auf ein demüthiges Bezeugen: so überschickte er diesem Befehlshaber ein Geschenk, ließ ihm seinen Paß vorzeigen, und erhielt hierauf die Freyheit, seine Reise fortzusetzen, wenn er einige Tage lang ausgeruhet haben würde.

Van den Broeck unterwirft sich.

 Er

cc) **Mahar cotta, mahar cotta.** A. d. 360 S. d) A. d. 361 und vorherg. S.

Van den Broeck. 1617.

Er gieng erstlich durch Fiesgau, einen ummauerten Flecken, der ein gutes Schloß hatte. Von hier reisete er durch einen andern Flecken, mit Namen Sinduat, und durch die kleine Stadt Berrenere, zehn und einen halben Cos von Vandanderin. Den folgenden Tag, mit Anbruche desselben, gieng er durch die Dörfer Sabergau, Malagam, Sankley, Sontanne, und Milgera, bis an das Städtchen Patoda, welches vierzehn Cos von Berrenere abliegt. Dieses Land, welches sehr fruchtbar ist, liegt zwischen den beyden Gebirgen Gatos, und auf einem jeglichen derselben sieht man eine Festung. Die eine heißt Aneque, und die andere Teneque. Ueber die beyden Gebirge geht nur ein einziger Weg; und diesen lassen die Könige in Decan, Vissapur, und Golconda sorgfältig verwahren. Die Gatos erstrecken sich von Partabassa bis nach Coutsie, und stellen in dieser Weite eine Art von einer Mauer vor *e*).

Festungen, Aneque und Teneque.

Nachdem van den Broeck einige Tage lang zu Patode ausgeruhet hatte: so erwog er, daß die Unkosten seiner Reise überaus hoch hinan liefen, und entschloß sich daher, die Kranken unter der Aufsicht eines Facters in dieser Stadt zurück zu lassen. Er empfahl sie inständig der Leutseligkeit des Statthalters, setzete hierauf seine Reise fort, zog durch sechs Dörfer, und begab sich in den Flecken Dutanna, der zwölf Cos von Patoda abliegt. Den folgenden Tag mußte er durch sieben Dörfer gehen, ehe er nach Lasour kam, welches eine kleine ummauerte Stadt ist, und zehn Cos von Dutanna abliegt. Den folgenden Tag legte er zehn Cos zurück, ehe er zu Mittage nach Nisiampor kam, welches nur einen Cos von Doltabar, der Hauptstadt des Königreiches Decan, abliegt *f*).

Lage von Doltabar, der Hauptstadt in Decan.

Die Begierde, diese Stadt zu sehen, bewog ihn, sich mit einem Theile von seinen Leuten derselben zu nähern. Man erklarete sich aber gegen ihn, daß Fremden nicht gestattet würde, in diese Stadt zu kommen. Sie liegt auf einer sehr gleichen Ebene, gegen den Fuß eines beynahe runden Berges zu, der von seiner halben Höhe an nicht nur steil, sondern auch von der Natur so gebildet ist, daß er, wie eine Mauer, gerade in die Höhe geht. Auf dem Gipfel dieses Berges liegt eine Festung, die für unüberwindlich gehalten werden kann, weil man daselbst keinen Mangel an Lebensmitteln leidet. Man kann nur auf einem schmalen Fußsteige in der Stadt hinauf kommen. Die Stadt ist mit einem doppelten Walle umgeben; hat an den Seiten runde Thürme, und um und um einen Graben, der mit gehauenen Steinen gefüttert ist. Sie ist mit sehr vielen kleinen Canonen versehen, wovon einige vier bis fünf Mündungen haben. Hier haben der König und die großen Herren ihr Frauenzimmer; und deswegen steht der Zugang den Männern um so viel weniger frey. Weil sich aber diese Schwierigkeit nur bey der Stadt und bey der Festung fand: so hatten die Holländer doch wenigstens die Freyheit, die Vorstädte zu besehen. Diese sind sehr groß, und ohne Mauern. Sie bewunderten den Ueberfluß, den sie daselbst herrschen sahen *g*).

Begebenheiten Melic Ambaars.

Abends begaben sie sich in das Lager des Feldherrn des Königreichs, Melic Ambaars. Sie erhielten hier die Freyheit, ihre Gezelte nahe bey dem seinigen aufzuschlagen. Van den Broeck zeigte sich den folgenden Tag diesem Herrn, dessen Begebenheiten ihm schon bekannt waren. Er war in Habeßinien gebohren. In seiner Jugend war er ein Leibeigener eines Herrn in Decan gewesen, der ihn für zwanzig Pagoden, oder für ungefähr achtzig holländische Gulden, gekauft hatte. Nach dem Tode seines Herrn hatte er das

e) A. d. 361 S.
f) A. d. 363 S.
g) A. d. 364 und vorherg. S.

das Glück gehabt, seiner hinterlassenen Witwe zu gefallen; und diese hatte keine Schwierigkeit gemacht, ihn zu heirathen: Weil er aber nicht viel Vermögen mit ihr bekam: so fassete er den Entschluß, sich auf das Gebirge zu begeben; und hier lebte er eine Zeitlang von Räubereyen. Ein Haufen von Straßenräubern, den er bewogen hatte, ihm zu folgen, war bis zu einer Anzahl von fünf tausend Reutern angewachsen, ungeachtet sich der König in Decan, **Nisiamsian**, alle Mühe gegeben hatte, sie zu unterdrücken. Endlich both dieser Fürst, welcher besorgte, daß ihn der Mogol angreifen möchte, dem **Melic** den Frieden an, und alle die Vortheile, die er für fähig hielt, ihn auf seine Seite zu bringen. **Melics** Geschicklichkeit war nicht geringer, als sein Muth. Er schlug das Anerbiethen des Königes aus; und da die Anzahl seiner Völker sich immer vermehrete, so wurde er das Haupt einer so mächtigen Partey, daß sie ihn in den Stand zu setzen schien, alles zu unternehmen. Der Hof both ihm hierauf noch viel beträchtlichere Vortheile an. Er antwortete: wenn sich der König mit seiner Tochter vermählen, und ihr den Namen einer Königinn beylegen wollte, so wollte er versprechen, seine Partey zu ergreifen, und ihn niemals zu verlassen. Der König willigte darein. Er ließ **Melics** Tochter krönen, und dabey alle feyerliche Gebräuche beobachten, welche wegen seiner Redlichkeit die Gewähr leisten konnten. Er ernennete ihn zu seinem Feldherrn, setzete seinem Vertrauen zu ihm keine Schranken, und überhäufte ihn mit Reichthümern und Gunstbezeugungen.

Van den Broeck. 1617.

Auf dieser hohen Stufe des Glücks und des Ansehens blieb **Melic** in demjenigen getreu, worzu er sich verpflichtet hatte, und vergaß niemals dasjenige, was er seinem Herrn schuldig war. Zuweilen misbrauchte er aber auch seine Gewalt, um seiner Empfindlichkeit und seinem Zorne Genüge zu thun. Da die erste Gemahlinn des Königes, eine Tochter des Königes in Persien, derjenigen, von welcher sie unterdrückt worden war, vorrückte, daß sie nur eine elende Beyschläferinn, und die Tochter eines Aufrührers wäre: so ließ ihr **Melic** Gift beybringen. Da man nach dem Tode **Nisiamsians** den Erbprinzen, der nur fünf Jahre alt war, für seinen Nachfolger erkannt hatte: so ließ **Melic**, um sich der Vormundschaft und Regierung zu versichern, auch die Mutter des verstorbenen Königes mit Gifte hinrichten. Er regierete hernach mit einer unumschränkten Gewalt. Bey der Ankunft der Holländer war der junge König nur zwölf Jahre alt. **Melic** both damals der Macht des großen Mogols die Spitze. Der König in **Golconda** schickte ihm sechs tausend Reuter zu Hülfe; der König in **Visapur** zehn tausend, und der König in **Ballegate** zwölf tausend. Also befand sich **Melic** an der Spitze eines Heeres von achtzig tausend Reutern, und einem dieser Anzahl gemäßen Fußvolke. **Van den Broeck** besah dieses furchtbare Lager. Es war fast am Fuße des Gebirges **Gatos**, an dem Orte, wo der Uebergang am leichtesten ist *b*).

Seine Gestalt u. Gemüthsbeschaffenheit.

Melic war schwarz, und lang. Er hatte ein ernsthaftes Ansehen, wußte sich aber eben so beliebt zu machen, als er gefürchtet wurde. Seine Kriegeszucht war strenge, und seine Regierung gerecht. Er war außerordentlich besorgt, die Straßenräuber zur Strafe zu ziehen. Wenn jemand am Leben gestraft werden sollte: so ließ er ihm geschmolzenes Bley in den Leib eingießen. Starke Getränke waren in seinem Lager bey Lebensstrafe verbothen. Sonsten war daselbst alles im Ueberflusse vorhanden, ob es schon ungefähr vier Meilen im Umfange hatte *i*).

b) Eben das. und folg. S. *i*) Auf der 366 Seite.

Van den Broeck. 1617.

Gehör, welches er van den Broecken ertheilet.

Als **van den Broeck** vor ihm erschien: so ließ er ihn mit vieler Höflichkeit niedersitzen. Er beschenkte ihn mit einem japanischen Säbel, einem javanischen Dolche, und einer Weste von goldenem Stücke und Kameelhaaren. Hierauf erkundigte er sich nach dem Zustande der Kranken, die zu **Patoda** geblieben waren, und bewilligte für sie einen neuen Paß. Das Gefechte, welches die Holländer auf ihrem Wege ausgehalten hatten, hatte ihm einen hohen Begriff von ihrer Tapferkeit beygebracht. Er that **van den Broecken** im Ernste den Vorschlag, daß er in seinen Diensten bleiben sollte, und both ihm eine monatliche Besoldung von hundert Pagoden und die Einkünfte aus einem Dorfe an. Unter dem Gehöre wurden einige Abgeordnete aus dem Orte vor ihn gebracht, wo die Holländer angegriffen worden waren. Diese forderten einige Pferde zurück, welche van den Broeck ihnen hätte wegnehmen lassen. Er antwortete ihnen mit Lachen: „Da steht er vor euch. „Nehmet ihn selbst. Warum lasset ihr euch eure Pferde nehmen?„ Nachgehends verließ ihn van den Broeck, und wurde auf seinen Befehl in seine Wohnung und in seinen Stall geführet. Daselbst sah er ein sehr schönes arabisches Pferd, welches drey tausend Pagoden oder zwölf tausend Gulden gekostet hatte *k*).

Fortsetzung der Reise.

Den 23sten des Wintermonats reiseten die Holländer ab. Sie giengen durch verschiedene Dörfer und eine kleine Stadt, und übernachteten nachgehends zu **Jekedonne**, einem Flecken in den Herrschaften des großen Mogols, drey **Gans** oder zwölf **Cos** von dem Hofe des großen Mogols. Den folgenden Tag zogen sie nur durch drey Dörfer, und legten einen Weg von acht Cos zurück, bis an die Stadt **Ambar**. Hier sahen sie sich genöthigt, auf drey Tage lang Lebensmittel mit sich zu nehmen. Den folgenden Tag reiseten sie funfzehn **Cos** weit, bis an den Flecken **Degau**, in welchem sie Abends anlangeten, nachdem sie durch sieben Dörfer gegangen waren. Den folgenden Tag zogen sie zwölf und einen halben **Cos** fort, bis an den Flecken **Hartegunk**; und den Tag hernach zwölf **Cos**, bis an den Flecken **Mangalar**. **Melic** hatte von **Mangalar** und fünf hundert andern Flecken in den Herrschaften des großen Mogols, die in einem sehr fruchtbaren Lande längst an einem Arme des **Ganges** hin liegen, ansehnliche Summen gefordert *l*).

Den folgenden Tag setzete **van den Broeck** über diesen Arm des Flusses zu Pferde, legte zwölf **Cos** zurück, und übernachtete zu **Cafrio**. Hier kam er wiederum in das zu Decan gehörige Gebiethe. Den folgenden Tag reisete er zehn **Cos**, bis nach **Lavorta**. Von hier gieng er über einen Berg und durch die Stadt **Gandaar**, die an den Gränzen des Königreiches Golconda lag, und sechs tausend Reuter unter einem portugiesischen Renegaten, mit Namen **Manssor Gaan**, zur Besatzung hatte. Auf diesem Wege sah er viel Hasen, Hirsche, Birkhühner, Rebhühner und Pfaue. Man sieht mit Verwunderung auf dem Gipfel eines Berges, ganz nahe bey der Stadt, einen großen und sehr fischreichen Teich *m*). In der folgenden Nacht legten die Holländer acht **Cos** zurück, und giengen durch verschiedene Dörfer, bis nach **Carna**, am Ufer eines Flusses. Sie setzeten ihre Reise fort, und sahen ohne Unterlaß viele Dörfer, bis den folgenden Tag, da sie sich in dem Gebiethe von Golconda befanden.

Königliche Stadt, Caulas.

Man erlaubte ihnen, ihre Gezelter in dem Dorfe **Chamentapour** aufzuschlagen, nicht weit von der königlichen Stadt **Caulas**, wo sich das Heer des Königes gelagert hatte. Den folgenden Tag näherten sie sich dieser Stadt: sie durften aber nicht hinein gehen. Sie

k) A. d. 367 S.
l) Eben daselbst.
m) A. d. 368 Seite.
n) Eben daselbst.

Sie liegt an der abhängigen Seite eines Berges, und ist mit einer Mauer von weißen und grauen Steinen umgeben *n*). Das Heer bestund aus sechs tausend Reutern, und zehn tausend Mann Fußvolk.

Van den Broeck. 1617.

Von **Caulas** an fanden die Holländer drey Tage nach einander verschiedene zerstörete Plätze. Den 4ten langeten sie zu **Golconda** an, nachdem sie, von **Chamentapur** aus, sechs und dreyßig **Cos** zurück gelegt hatten. Man wollte sie nicht in die Stadt **Golconda** hinein lassen, weil die Großen im Lande ihr Frauenzimmer daselbst haben. Sie nahmen ihre Herberge eine halbe Meile von einer andern Stadt, mit Namen **Bagganaga**, wo der König in Golconda, Sultan **Muhamed Cotta Baßia**, damals Hof hielt. Da van den Broeck Nachricht bekam, daß sich der Statthalter in Masulipatan, **Mier Caßiem**, jetzo in dieser Stadt befände: so ließ er ihm seine Ankunft zu wissen thun. Den folgenden Tag begab er sich selbst zu diesem Herrn. Derselbe schien auch den Holländern geneigt zu seyn, und machte ihm zu allerhand Gunstbezeugungen Hoffnung. Da er aber in den Flecken **Mellictusiar**, wo er seine Wohnung hatte, zurück gekehret war, und sich nunmehr zur Abreise fertig machte: so sah er mit so viel Erstaunen, als Verdrusse, daß man ihn und seine Leute in Verhaft nahm, und mit einer Art von Gewalt in die Stadt führete. Man wies ihnen zu ihrem Gefängnisse eine alte Scheune an, wo sie verschiedene Tage traurig zubrachten, und nicht eher heraus kamen, als nachdem sie denen Befehlshabern, die ihnen einen Paß geben sollten, verschiedene male ein Geschenk gemacht hatten *o*). Gleichwohl war das Ende ihrer Unruhe noch nicht vorhanden. Da der Statthalter in Masulipatan hörete, daß sie frey wären: so ließ er van den Broecken herbey rufen, und bath ihn, daß er ihm seinen Paß zeigen möchte, unter dem Vorwande, daß er sehen wollte, ob bey der Einrichtung desselben alles erforderliche beobachtet worden wäre. Als er ihn aber einmal in den Händen hatte: so wollte er ihn nicht wiederum heraus geben, weil er es nicht für dienlich hielt, daß ein so zahlreicher Haufen in seine Statthalterschaft einrückte. Er gab den Holländern den Rath, sie sollten nach **Petapoli** gehen; und von hier könnten sie sich nach **Paliacatte** begeben. Van den Broeck begab sich traurig hinweg, nachdem er, wie er spricht, die Gemüthsart der Indianer besser, als jemals, hatte kennen lernen *p*).

Stadt Golconda.

Den Holländern wird zu Bagganaga übel begegnet.

Bagganaga ist, nach seinen Anmerkungen, die er daselbst gemacht hat, eine sehr große Stadt, worinnen man eine große Anzahl von schönen Gebäuden findet. Der König, der nur etwan drey und zwanzig Jahre alt war, stammete von den Cherifen her, und hatte eine Türkinn zu seiner Mutter. Er hatte eine weiße Haut und ein schönes Gesicht. Ob er aber gleich die Jahre der Kindheit schon vor langer Zeit zurück gelegt hatte: so durfte er sich doch noch nicht der Regierung anmaßen; und die Verwaltung derselben stund in den Händen eines sehr bejahrten Herrn, mit Namen **Mier Muhamed Mommin**. Die jährlichen Einkünfte dieses Staates beliefen sich auf mehr als achtzehn mal hundert tausend Pagoden. Der größte Theil davon bestund in den Einkünften von dem Salze, welches auf Ochsen durch ganz Indien verführet wird *q*).

Beschreibung dieser Stadt.

Staatseinrichtung.

Seit eilf Jahren waren aber diese Einkünfte durch die Entdeckung einer Diamantengrube, woraus man täglich neue Reichthümer schöpfete, stark vermehret worden. Der Hof hatte verbothen, Diamanten von einer gewissen Größe zu verkaufen *r*), ohne solches vorher

Diamantengrube.

o) A. d. 369 S.
p) Eben daselbst.

q) A. d. 370 S.
r) Ueber fünf Karate.

Van den Broeck. 1617.

her zu melden. Daher enthielt der königliche Schatz, wie van den Broeck von glaubwürdigen und der Sache kundigen Personen gehöret zu haben versichert, ein mit Diamanten angefülletes Gefäße, die alle über fünf Karat schwer waren *s*).

Nach einer Reise von fünf Tagen, in welcher die Holländer sechs und funfzig Cos zurück legten, und durch siebenzehn Dörfer giengen, kamen sie an den Flecken **Abrahim Patam**, der an einem Flusse liegt, über welchen man setzen muß, wenn man nach **Petapoli** gehen will. Ehe sie an diesen Flecken kamen, giengen sie vor den beyden vornehmsten Festungen des Königreichs, **Condiviri** und **Condepulli** *t*), vorbey. **Hans von Haas**, ein holländischer Befehlshaber, der als Statthalter für die Gesellschaft in dem Lande wohnete, rieth ihnen in einem Briefe, sie sollten den Weg nach **Petapoli** zu nehmen. Die meisten konnten sich aber um so viel schwerer darzu entschließen, weil sie von den Indianern, und selbst von den Holländern in Masulipatan, die von ihrer Reise Nachricht erhalten hatten, einen ganz entgegen gesetzten Rath erhielten. Sie entschlossen sich endlich, dem letztern Rathe zu folgen. Van den Broeck ließ sich auf einem Palankin voraus tragen, reisete durch acht Dörfer, und kam nach Masulipatan einige Tage vor seinem Haufen, welcher erstlich den 24sten des Christmonats daselbst anlangete, nachdem er sieben Wochen und drey Tage lang, von Surata an, unter Wegens gewesen war *u*).

Unruhe der Holländer auf ihrer Reise.

Anderes Unglück der Holländer.

Diese unglücklichen Holländer sahen noch nicht das Ende ihres Elendes. Der Policeyverwalter in der Stadt wollte sich ihrer Waffen bemächtigen, unter dem Vorwande, daß er sie in Verwahrung nehmen wollte. Indem sie ihm dieses Recht noch streitig machen wollten, erfuhr van den Broeck, daß die Kranken, die er auf dem Wege zurück gelassen hatte, in dem Flecken **Normol**, auf Befehl des Königes, in Verhaft genommen worden wären. Er reisete sogleich dahin ab. Weil er aber das Land in Waffen fand, und sah, daß er durch alles Bitten die Freyheit nicht würde erhalten können, seinen Weg fortzusetzen: so urtheilete er, daß kein anderes Mittel übrig wäre, als daß er durch **Badora** seinen Weg nach **Petapoli** zu nähme.

Dienste, die ihnen ein Perser leistet.

Indem also die Holländer den Rückweg nahmen: so fanden sie niemanden, der ihnen Lebensmittel verkaufen wollte. Sie würden in das äußerste Elend verfallen seyn, wenn ihnen nicht ein ehrlicher Perser zu Hülfe gekommen wäre, und es auf sich genommen hätte, sie bis nach **Petapoli** zu bringen. Sein Name war **Mier Camaldin**. Weil man sie aber nicht in die Stadt hinein lassen wollte: so sahen sie sich genöthigt, nach **Montepuli** zurück zu kehren, und indessen tausend neuen Gefährlichkeiten ausgesetzet zu seyn, welche sie niemals überstanden haben würden, wenn nicht eben dieser Perser ihnen ferner, gleichsam als Bürge, gedienet hätte. Der Statthalter **von Haas** hatte ihnen Hoffnung gemacht, daß sie zu **Montepuli** eine Schaluppe antreffen würden. Sie fanden aber keine. Weil sie nun keine Hülfe von den Einwohnern erhalten konnten: so sahen sie sich gedrungen, die Nacht unter freyem Himmel zuzubringen.

Er begiebt sich nach Paliacate.

Von Haas überschickte ihnen den folgenden Tag seine Jacht, aber ohne Kahn. Die Indianer im Lande weigerten sich, ihnen einen Kahn zu vermiethen, und sie an Bord zu bringen. Dieses war eine neue Ursache zur Verzweifelung, wodurch sie genöthigt wurden, zwischen

s) A. d. 370 S.

t) A. d. 371 S. Der Verfasser bemerket die Entfernungen nicht sorgfältig genug.

u) A. d. 371 Seite.

w) A. d. 372 Seite.

x) A. d. 373 S. Der Verfasser meldet uns nicht,

Van den Broeck. 1618.

zwischen den Klippen hin zu schwimmen, die Waffen auf den Rücken zu nehmen, und tausendmal Gefahr zu laufen, von den Wellen verschlungen zu werden. Indessen gelangeten sie doch alle an Bord. Sie lichteten sogleich den Anker, segelten gegen **Paliacate** zu, und ankerten daselbst den folgenden Tag. Van den Broeck begab sich mit drey und sechzig von seinen Leuten in das holländische Fort **Geldern**. Am Ende dieser Reisebeschreibung erklaret er sich aber nicht, was der übrige Theil seiner Leute für ein Schicksal gehabt habe w).

Van den Broeck begiebt sich nach Tirepopeliere.

Nachdem er einige Tage lang ausgeruhet hatte: so ließ er sich bereden, mit **von Haasen** zu Schiffe zu gehen, und auf die Portugiesen zu kreuzen. Ihre Flotte bestund aus dem Schiffe **Dergoes**, drey Fregatten und einer Sangueselle. Sie fuhren erstlich nach **Tirepopeliere**, wo die Gesellschaft eine Wohnung hatte. Von hier führete sie ihre Neugierde zu Lande nach **Polosere**, und nach dem Forte **Bardaava** x). Sie wurden daselbst von den Indianern wohl empfangen, empfanden aber ein großes Misfallen an ihren Gebräuchen, worzu ein barbarisches Schauspiel Gelegenheit gab, welches sie nothwendig mit ansehen mußten. Ein sehr artiges Weibesbild von zwanzig Jahren sollte den folgenden Tag mit dem Körper ihres verstorbenen Mannes verbrannt werden, und schien sich darzu sehr standhaft zuzubereiten. **Van den Broeck** und **von Haas** bestrebeten sich, sie von diesem Vorhaben abzubringen. Sie verschloß aber ihre Ohren vor allen ihren Vorstellungen. Sie sagte, ihre Pflicht verbände sie, ihrem Manne in die andere Welt nachzufolgen; sie wollte sich nicht der Verachtung ihrer Anverwandten und der Verschmähung aller Mannspersonen aussetzen, wovon niemand sie würde heirathen wollen. Indessen bath sie die beyden Holländer, wegen ihrer unglücklichen Kinder nach ihrem Tode eine Fürbitte einzulegen, und es bey dem **Naick** dahin zu bringen zu suchen, daß ihnen ihr Unterhalt verschaffet würde. Da **van den Broeck** sah, daß sie durch das Andenken an ihre Kinder erweichet wurde: so erneuerte er seine Vorstellungen, und versprach ihr, wenn sie ihren Entschluß fahren lassen würde, daß er sie in ein anderes Land bringen wollte, wo man von ihren Begebenheiten nichts wüßte. Sie verwarf dieses Anerbiethen eben so hartnäckig. An dem Tage, da sie verbrannt werden sollte, zog sie ihre besten Kleider an, und schmückete sich mit ihren Juwelen. Sie rieb sich die Augen mit Limoniensafte, sprach zu verschiedenen malen den einzigen Namen **Ram** aus, und stürzete sich unerschrocken in das Feuer. Viele banianische Priester, die um sie herum stunden, erregten so ein großes Getöse mit ihren Trummeln, daß man sehr nahe bey dem Scheiterhaufen stehen mußte, wenn man die letzten Worte der Sterbenden vernehmen wollte. Die Holländer hatten aber die Vorsicht gebraucht, und waren nahe zu dem Scheiterhaufen hingetreten. Sie bemerkten, daß der Scheiterhaufen aus Holz und einigen Becken voll Oele bestund, und daß man in der Mitten einen hohlen Raum gelassen hatte. In denselben sahen sie das Weib springen. Die Umstehenden ergriffen sogleich Kohlen und brennende Stücken Holz, und fülleten damit den hohlen Raum aus: dabey erhuben sie ein so verwirretes Geschrey, daß man es unmöglich hören konnte, ob sie Seufzer oder Klagen ausstieß y).

Er sieht ein indianisches Weib verbrennen.

Ein Schwanzstern.

Den folgenden Tag sah man einen erstaunenswürdigen Schwanzstern scheinen, in Gestalt einer langen Flamme, der sich vom Himmel loszumachen schien, die Luft, wie ein Pfeil, durch=

nicht, was diese Plätze gewesen sind; und dieses ist überhaupt der Fehler in den holländischen Nachrichten, außer dem, daß sie auch die eigenen Namen verstümmeln.

y) A. d. 374 S.

Van den Broeck. 1618.

durchdrang, und sich auf das Land des Naick von Sangier herunter senkete. Die Einwohner betrachteten ihn, als eine Vorbedeutung zu einem blutigen Kriege. Durch einen ungefähren Zufall wurde diese Meynung unterstützet. Nach einer Zeit von vier Wochen geschah es in der That, daß Istopo, der Feldherr des Naicks von Madre, die grausamsten Verheerungen in diesem Lande anrichtete. Die Holländer wurden selbst genöthiget, die Güter der Gesellschaft hinweg zu schaffen, und verließen den 30sten März eine schöne und reiche Wohnung, die ihnen der Naick zugestanden hatte z).

und Folgen desselben.

Nachdem der Verfasser an verschiedenen Orten herum gestreifet war, und dadurch Gelegenheit erhalten hatte, eine vollständige Kenntniß a) von den Sitten und Gewohnheiten der Küste Coromandel zu erlangen, sonderlich in dem Königreiche Cotebipa, wo er sich lange Zeit zu Nysampatuam aufgehalten hatte: so begab er sich nach Achin, und ließ daselbst den Vergleich dieses Hofes mit den Holländern bestätigen. Er sah daselbst den König von Pahan, dessen Land von dem Könige zu Achin erobert worden war, und der sich genöthiget sah, seinem Ueberwinder unter dem Haufen, wie einer von dem gemeinsten Volke zu folgen. Van den Broeck bemerkte, daß der Pfefferhandel in dem Königreiche Achin sehr vermindert worden war, seit dem der König die meisten Pfefferbäume hatte umhauen, und Reiß an ihre Stelle säen lassen.

Der König zu Achin läßt die Pfefferbäume umhauen.

Der IV Abschnitt.

Nachricht von dem Ursprunge der Stadt Batavia.

Gelegenheit zum Kriege mit den Engländern. Man befestiget sich auf beyden Theilen. Erklärung der Holländer. Sie machen den Anfang mit den Feindseligkeiten. Feindliche Befestigungswerke. Neues holländisches Fort. Der Pangoran von Bantam nimmt an dem Kriege Theil. Gefecht der englischen und holländischen Flotte. Die Holländer beschießen Jacatra tapfer. Friedensvorschläge. Furcht der Holländer. Der Friede wird zum Scheine geschlossen. Van den Broeck wird durch Verrätherey gefangen. Man zwingt ihn, an seine Besatzung zu schreiben, daß sie sich ergeben soll. Er wird seinen Leuten mit einem Stricke um den Hals vorgestellet. Ein Brief der Engländer machet einen Eindruck bey ihnen. Gründe, wodurch sie bewogen werden, sich zur Uebergabe zu verstehen. Capitulation. Wunderbare Veränderung, wodurch die Holländer wieder hergestellet werden. Wie sich der König in Jacatra überrumpeln läßt. Das Fort wird Batavia genannt. Rückkunft des Generals Coen. Jacatra wird zerstöret. Umstände, welche Rechteren anführet. Coen zwingt den Statthalter in Bantam, ihm die holländischen Gefangenen heraus zu geben. Indianische Vergleichung. Krieg mit Bantam. Friede zwischen den Engländern und Holländern.

Nachricht von dem Ursprunge der Stadt Batavia.

Van den Broeck segelte nunmehr von Sumatra ab, und ankerte den 7ten des Wintermonats vor Jacatra. Hier hörete er mit vielem Erstaunen, daß der General Coen mit dem Könige in Bantam Krieg führete, und sich sorgfältig verschanzete, damit er seinen Feinden widerstehen könnte. Diese Trennung zog so wichtige Folgen nach sich, indem die Engländer Antheil daran nahmen, und die Holländer dadurch Gelegenheit fanden, sich auf der Insel Java fest zu setzen, daß man die Nachricht des Verfassers, wenigstens in den vornehmsten Umständen, hoch halten muß.

Den

z) A. d. 374 S.

a) Er spricht, er habe, zu verschiedenen Zeiten, zusammen sechs Jahre daselbst zugebracht. Seine Anmerkungen werden in der allgemeinen Beschreibung eine Stelle finden.

Van den Broeck. 1618.

Den 11ten des Christmonats, da sich **van den Broeck** fertig gemacht hatte, nach Surate abzugehen, erfuhr man zu Jacatra, daß sich die Engländer durch Verrätherey eines holländischen Schiffes, mit Namen **der schwarze Löwe**, bemächtiget hätten, welches von Patana kam. Diese Zeitung bewog ihn, die vorgehabte Reise aufzugeben. Er entschloß sich, das holländische Haus in Jacatra zu befestigen, und es in den Stand zu setzen, daß es sich wider die Engländer vertheidigen könnte: denn er urtheilete, daß man von diesen noch andere Anfälle besorgen müßte. Man umgab das Haus sogleich mit einem Pfahlwerke, und mit einem Walle von Erde. Da die Javaner sahen, daß man mit diesen Arbeiten immer fortfuhr: so fingen sie ebenfalls an, sich zu befestigen. Dieses war eben so viel, als ob sie sich für die Feinde der holländischen Gesellschaft erkläret hätten.

Gelegenheit zum Kriege mit den Engländern.

Van den Broeck glaubete nunmehr, daß sein Untergang gewiß wäre, wenn er nicht eine tüchtige Mauer zu seiner Vertheidigung hätte. In einer so gerechten Furcht entschloß er sich, seine Wohnung in ein Fort zu verwandeln, welches alle Arten von Anfällen aushalten könnte. Er ließ mit aller Macht daran arbeiten. „Zu einer solchen Zeit also, da die „Holländer an nichts weniger gedachten, als wie sie sich eines Platzes in Indien bemächti„gen, oder durch ein anderes Mittel einen an sich bringen könnten *b*), wurden sie durch „die Noth gezwungen, einen Platz einzunehmen, und eine Festung dahin zu bauen, wor„aus hernach ihre vornehmste Brustwehr geworden ist. Diese Niederlassung haben sie „der Eifersucht der Engländer zu danken, welche sich nicht einbildeten, daß der Krieg, den „sie unternahmen, ihren Feinden zu so großem Vortheile gereichen würde. So fassen die „Menschen Anschläge, und Gott lenket die Ausführung derselben nach seinem Willen *c*).„

Man befestiget sich auf beyden Theilen.

Der König in Jacatra sah wohl, was die Unternehmung der Holländer für Folgen nach sich ziehen könnte. Er hatte ehemals Geschütz von ihnen erhalten; und jetzo bediente er sich desselben zu ordentlichen Batterien. Man waffnete sich auf beyden Seiten mit Mistrauen; und die Festungswerke wurden mit der größten Eilfertigkeit fortgesetzet. Die Javaner aber, welche den größten Haufen ausmachten, und Baumaterialien im Ueberflusse hatten, kamen mit ihren Arbeiten viel weiter, als die Holländer. In einer einzigen Nacht führeten sie unter der Wohnung der Engländer, gegen einer Katze des Forts über, eine Batterie von Stricken, Holz und Erde auf, welche den Holländern den Fluß hätte sperren können. Van den Broeck versammelte den Schiffsrath, und stellete vor, wenn man dieses Werk nicht schleunig hemmete: so wäre der Verlust der Factorey und der Untergang der Gesellschaft in Indien gewiß. Man fassete den Entschluß, standhaft zu bleiben, mit den Festungswerken fortzufahren, und sich auch nicht einmal so weit einzuschränken, daß man sich bloß vertheidigen wollte *d*).

Erklärung der Holländer.

Den 23sten des Christmonats wurde ein Factor, mit Namen **Lefevre**, in das Haus der Engländer abgeschickt. Dieser sollte sich gegen sie erklären, daß man, wenn sie die neue Batterie nicht freywillig unterdrückten, entschlossen wäre, dieselbe zu zerstören. Sie antworteten, dieses wäre ein Werk des Königes, und seiner Unterthanen; und sie wären weder berechtigt, noch geneigt, sich daran zu vergreifen. Kaum hatte sie Lefevre verlassen, so nahmen sie die Javaner ein, als ob sie ihnen den Eingang nicht hätten verwehren können.

b) Man lese die vorhergehenden Erzählungen, und die Nachricht Mateliefs, wenn man von der Aufrichtigkeit dieser Anmerkung urtheilen will.

c) A. d. 400 S.

d) Eben daselbst.

Van den Broeck. 1618.

Sie machen den Anfang mit den Feindseligkeiten.

Der holländische General, der im Forte angelanget war, ließ seine Soldaten sogleich die Waffen ergreifen, und befahl drey Befehlshabern, daß sie, ein jeglicher mit seinem Haufen, zugleich das javanische Quartier am Laufgraben, das chinesische Quartier, und die englische Wohnung an der neuen Batterie, anzünden sollten. Man lösete einige Canonen auf sie: sie thaten ihnen aber keinen Schaden. Van den Broeck erhielt Befehl, von der Batterie auf der Katze, die nur erstlich halb aufgeführet war, die Stadt zu beschießen, in der Hoffnung, daß man eine Oeffnung in die feindliche Mauer würde machen können. Funfzig Canonenkugeln, die in der Nacht abgeschossen wurden, thaten wenig Wirkung. Man hörete daher auf, um das Pulver zu schonen. Die Einwohner in der Stadt ließen ihr Geschütz ebenfalls spielen, und dadurch bekamen die Holländer funfzehn Todte, und acht bis zehn Verwundete *e*).

Feindliche Befestigungswerke.

Die Stadt **Jacatra** lag zwölf Meilen von Bantam *f*), am Ufer eines Flusses. Der König hatte sie seit kurzem mit einer Mauer von rothen Steinen umgeben, und mit einer großen und sehr hohen Katze versehen lassen, von welcher man die Holländer mit dem Geschütze nicht wenig beunruhigen konnte. Der Eingang in den Fluß hatte ebenfalls ein Bollwerk zu seiner Bedeckung, und der König ließ den Zugang mit einem Stacketwerke sperren, um die Holländer zu verhindern, daß sie nicht heraus kommen könnten.

Neues holländisches Fort.

Die Wohnung der Holländer, welche sie jetzo zu einem Forte gemacht hatten, bestund eigentlich in einem neuen Gebäude, mit Namen **Moriz**, von welchem der Fluß bestrichen werden konnte, und in dem alten, mit Namen **Nassau**, welches gegen Mittag zu gekehret war *g*). Auf der mitternächtlichen Seite war, längst an dem Ufer hin, eine Cortine von Erde, und ein Pfahlwerk, neun Schuh hoch, und sieben Schuh dicke, aber ohne Brustwehr. Die Holländer stunden also hier unbedeckt. Die östliche Seite hatte drey offene Winkel, und eine halb aufgeführete Katze, worauf man aber doch schon zwo gegossene Canonen gepflanzet hatte. Der Winkel am Flusse, auf der Seite des Hauses **Moriz**, war zween Schuhe hoch über den Boden, und im Stande, einen Anfall, aber doch keine Musketen, auszuhalten. Man hatte zwo gegossene Canonen und fünf andere Stücken, große und kleine, darauf gepflanzet. Der Winkel auf der nordöstlichen Seite, der gegen das Meer zu gieng, hatte gleiche Höhe mit der Cortine, und ein Pfahlwerk bis an die Brustwehr, nebst einem hölzernen Dache, worunter man vor dem Regen bedeckt war. Man hatte sieben Canonen darauf gepflanzet. Auf der nordwestlichen Seite hatte man noch keinen Winkel angefangen, ob man schon sah, daß es nöthig war. Es befand sich daselbst nur ein bloßer Zaun von Bambusrohre, vor dem Hause Nassau, und ein bedeckter Gang, woraus man mit Musketen schießen konnte *h*).

Der General **Coen**, dessen Aufmerksamkeit durch andere Sorgen getheilet war, ernennete van den Broecken zum Oberhauptmanne oder Capitainmajor in dem Platze. Man fuhr den ganzen Tag mit dem Schießen fort, und indessen verlohr man nicht einen Augenblick Zeit, um die Katze zu Stande zu bringen. Weil aber die Holländer bey dem Schießen nicht bedeckt waren: so sahen sie sich genöthigt, sich ihrer schönen Tücher und ihrer kostbaren Waaren zu ihrer Bedeckung zu bedienen. Einer von ihren Befehlshabern, der sich von der feindlichen Batterie Meister machen wollte, wurde daselbst mit sieben Mann getödtet;

e) A. d. 401 S.

f) In sechs Grad zehn Minuten.

g) A. d. 402 S.

h) Wir ändern nichts in dieser Beschreibung des Verfassers.

getödtet; und dieser Zufall machte die Javaner wiederum sehr muthig. Sie steckten den Kopf des Lieutenants auf einen Mastbaum, vor ihrer Batterie auf der Katze, und führeten, ungeachtet der Widersetzung des van den Broeck, eine zweyte Batterie in dem chinesischen Quartiere, nämlich bey dem Hause Nassau, auf.

Van den Broeck. 1618.

Indessen kam die Zeitung von diesem Kriege nach Bantam. Der **Pangoran** *i*), oder erste geheimde Rath des jungen Königes, rückte dem Könige in Jacatra vor, er hätte zugelassen, daß die Holländer mit ihren Werken zu Stande gekommen wären, und sich nicht gleich im Anfange darwider gesetzet. Ob er schon seit langer Zeit in übelm Verständnisse mit ihm lebte: so bewog ihn doch die Furcht, daß er ebenfalls angegriffen werden möchte, wenn die Holländer den Sieg davon trügen, sogleich, ihm eine Hülfe von vier hundert Mann zuzuschicken. Außerdem wurde er beständig von den Engländern gereizet; und da sie erfuhren, daß ihre Wohnung zu Jacatra verbrannt worden war: so drungen sie heftig in ihn, daß er auch die Wohnung der holländischen Gesellschaft zu Bantam verbrennen lassen sollte. Er verschloß aber seine Ohren vor ihren Vorstellungen.

Der Pangoran von Bantam nimmt an dem Kriege Theil.

Die Holländer hatten in ihrem Forte zwey hundert und vierzig Mann, welche zu den Waffen tüchtig waren. Allein diese Anzahl reichete zwar zu, den Indianern die Spitze zu biethen: einer englischen Flotte von eilf Schiffen aber, die man täglich erwartete, hätte sie nicht lange widerstehen können, wenn ihnen das Glück in einer so dringenden Noth, nicht sieben Schiffe zugeführet hätte. **Coen** gieng eilig zu Schiffe, und den Feinden entgegen. Den 31sten traf er sie in der Meerenge an; und ihre überlegene Anzahl hinderte ihn nicht, auf sie los zu gehen. Weil er sie aber, wegen des widrigen Windes, nicht erreichen konnte: so beobachteten die beyden Flotten einander einige Zeit lang. Der Verfasser des Tagebuches redet von keinem Treffen, sondern erzählet nur, daß die Engländer ein holländisches Schiff, mit Namen der **schwarze Löwe**, verbrannt haben, welches sie, mit seiner Ladung weggenommen hatten *k*). Dieser Verlust hat vermuthlich keine verdrüßlichen Folgen nach sich gezogen, weil es nicht scheint, daß die englische Flotte deswegen dem Könige in Jacatra nützlicher gewesen ist.

Gefecht der englischen und holländischen Flotte.

Die Holländer ließen im Gegentheile, nachdem sie ihre Werke zu Stande gebracht hatten, neue Fahnen auf die vier Winkel ihres Forts pflanzen, und fingen an, die Stadt so heftig zu beschießen, daß die Javaner darüber in Schrecken geriethen, und einige Neigung zum Frieden von sich blicken ließen. Es wurden im Ernste Friedensunterhandlungen angefangen. Erstlich verlangte der König, daß alle neue Befestigungswerke geschleift werden sollten, und daß man ihm eine Summe von acht tausend Realen für die Kriegesunkosten bezahlen sollte. Die Holländer verwarfen den ersten Theil dieser Anforderung, und antworteten anfangs auf den andern Theil derselben, daß sie den Krieg nicht ohne Ursache angefangen, und nicht weniger gelitten hätten, als der König. Indessen erwog man in ihrem Rathe, daß sie wenig Vorrath von Pulver hätten; daß sie befürchten müßten, man möchte ihnen das Wasser abschneiden, welches ihnen alle Hoffnung geraubet haben würde, sich länger als acht Wochen lang, zu vertheidigen; daß sie schon dadurch einen ansehnlichen Verlust erlitten, weil sie genöthigt wären, ihre schönen Tücher zu ihrer Bedeckung in ihren Schanzen zu brauchen; es wäre zu wünschen, daß sie ihr Haus in Bantam in Sicherheit

Die Holländer beschießen Jacatra tapfer. Friedensvorschläge.

Furcht der Holländer.

i) Dieses war der Oberhofmeister des jungen Königes, und das Haupt seiner Räthe, in seiner Minderjährigkeit. Man lese die ersten holländischen Nachrichten.

k) A. d. 405 S. In der Reise des von Rechteren liest man, daß ein Treffen vorgefallen sey.

Van den Broeck. 1619.

cherheit setzen könnten; indem dieses der einzige Ort wäre, aus welchem sie den holländischen Schiffen, die aus Europa anlangeten, Nachrichten ertheilen könnten; endlich könnten sie von **Coenen**, der nach den moluckischen Inseln abgesegelt wäre, unter vier Monaten noch keine Hülfe erwarten. So starke Bewegungsgründe bewogen den Rath, dem Könige sechs tausend Realen anbiethen zu lassen, unter der Bedingung, daß die alten Verträge wiederum wie zuvor beobachtet werden sollten: das Fort sollte, bis auf die Zurückkunft des Generals **Coen**, oder der ersten Schiffe, die aus den moluckischen Inseln zurück kommen würden, in seinem gegenwärtigen Zustande verbleiben; und um neuen Streitigkeiten vorzubeugen, sollten die Engländer ihre Wohnungen nicht mehr so nahe bey dem Forte haben. In einer andern Berathschlagung setzete man hinzu, daß auch die Javaner, und die Chinesen, nicht näher, als zwanzig Toisen weit, von den holländischen Festungswerken, Gebäude aufführen dürften *l*).

Der Friede wird zum Scheine geschlossen.

Einige Abgeordnete, welche mit diesen Puncten an den König abgeschickt wurden, brachten sie mit seiner Hand unterschrieben wieder zurück. Nunmehr ließ **van den Broeck** auf allen Seiten weiße Fahnen aufstecken; und die Freude schien auf beyden Seiten gemein zu seyn. Die Holländer überlieferten noch an eben dem Tage die Summe, worüber man sich verglichen hatte, und erhielten von dem Könige verschiedene Geschenke. Dieses geschah den 21sten Jenner 1619. Den folgenden Tag ließ der König van den Broecken bitten, daß er ihn besuchen, und sowohl hierinnen dem Beyspiele der alten holländischen Befehlshaber folgen, als auch ihm hierdurch ein Zeichen von seinem Zutrauen, und von seiner Freundschaft, geben möchte. Man erwog diesen Antrag in dem Rathe, und fand keine Gefahr dabey.

Van den Broeck wird durch Verrätherey gefangen.

Den folgenden Tag begab sich **van den Broeck**, mit fünf Soldaten, und einem einzigen Bedienten, nach Hofe. Diese Bedeckung hielt er nicht sowohl zu seiner Sicherheit für nothwendig, als vielmehr darzu, daß er seinen Rang behaupten möchte. Er nahm auch Geschenke mit sich. Er war aber kaum hinein getreten: so sah er sich von einem Haufen Javanern umringt, die ihn gefangen nahmen *m*). War schon diese Verrätherey, wie er spricht, ein Unglück für ihn: so schlug sie doch zum Vortheile der Gesellschaft aus. Denn nach denen Maaßregeln, welche die Engländer und Javaner unter einander genommen hatten, würde es den Holländern nicht möglich gewesen seyn, das Fort, bis zu Ankunft ihres Generals, zu erhalten. Die Engländer hatten schon in geheim sechzehn Canonen auf ihre neue Wohnung gepflanzet; und das Fort würde sich nicht gegen einen unvermutheten Ueberfall haben halten können *n*).

Man zwingt ihn, an seine Besatzung zu schreiben, daß sie sich ergeben solle.

Van den Broeck wurde vor den König, und vor das Haupt der Engländer, geführet. Diese ließen ihm Hände und Füße binden. Es wurde ihm anbefohlen, an seine Leute zu schreiben, daß sie sich ergeben sollten, weil sie doch endlich darzu gezwungen werden, und alsdenn kein Verschonen zu erwarten haben würden. Der Brief wurde in das Fort getragen. Ungeachtet die Holländer darüber in Bestürzung geriethen: so antworteten sie dennoch, daß sie sich nicht so hurtig entschließen könnten, sich den Befehlen eines gefangenen Befehlshabers zu unterwerfen. Den folgenden Tag wurde van den Broeck gezwungen, einen neuen Brief zu schreiben, worinnen er den ersten bekräftigte, und seiner Besatzung in dem Namen des Königes, ein englisches Schiff anboth, worauf sie zurück kehren

l) A. d. 409 und 410 S.

m) A. d. 411 S.

n) Es scheint, daß die Engländer zu Jacatra nur diejenigen gewesen sind, welche zu der Factorey gehöret haben.

kehren könnte. Die Holländer hatten in der Nacht wiederum Muth gefaßt, und versicherten, daß sie entschlossen wären, sich bis auf das äußerste zu vertheidigen. Indessen ließen sie dem Könige, zween Tage hernach, zwey tausend Realen für die Auslösung ihres Befehlshabers anbiethen. An statt aber dieses Erbiethen anzunehmen, ließ der König seinen Gefangenen mit Ketten beschweren, und schickte ihn, durch zween Engländer, an den Ort des Walles von der Stadt, welcher der Katze des Forts gegen über war. Zugleich gab er Befehl, das Fort zur Uebergabe aufzufordern, und die Besatzung mit der äußersten Strenge zu bedrohen. Ungeachtet er voller Zorn und Unruhe war: so sammelte er doch seine Aufmerksamkeit, um den Wall recht in Augenschein zu nehmen. Er sah, daß die Mauer, wenn die Holländer nicht zu schießen aufgehöret hätten, ihren Kugeln nicht lange würde haben widerstehen können *o*).

Van den Broeck. 1619.

Er wird seinen Leuten mit einem Stricke um den Hals vorgestellet.

Er wurde seinen Leuten mit einem Stricke um den Hals vorgestellet. An statt aber, daß er ihnen die Uebergabe hätte anrathen sollen, ermahnete er sie aus aller Macht, sich muthig zu vertheidigen. Dieser großmüthige Betrug reizete seine Führer zum Zorne. Sie schleppeten ihn auf der Erde wiederum in den Pallast zurück *p*); und damit sie die ihnen fehlgeschlagene Hoffnung wiederum ersetzen möchten: so schossen sie noch an eben diesem Tage Pfeile in das Fort, woran Zettelchen gebunden waren, in welchen sie der Besatzung vortheilhafte Bedingungen anbothen, wenn sie sich ergeben wollte, und betheuerten, daß man ihnen alsdenn das Blut, welches vergossen werden würde, nicht zurechnen könnte.

Ein Brief der Engländer machet einen Eindruck bey ihnen.

Den folgenden Tag erhielten die Holländer einen Brief von dem englischen Befehlshaber, **Dael**, worinnen ihnen derselbe den Vorschlag that, daß sie das Fort und das Geschütz, in seine Hände übergeben sollten, damit auf beyden Seiten alles Blutvergießen vermieden werden möchte. Er versprach, der Besatzung und allen Einwohnern, von was für einem Volke sie auch seyn möchten, das Leben zu schenken, und sie vor der Gewaltthätigkeit der Javaner zu schützen. Denenjenigen, die sich in englische Dienste begeben wollten, versprach er eben die Besoldung, die sie bisher von der Gesellschaft erhalten hatten, und zween Monate Besoldung zum Handgelde. Er versicherte, daß der König alle diese Bedingungen genehm gehalten hätte; und wenn man geneigt wäre, dieselben anzunehmen, so könnte man Abgeordnete an ihn schicken. Zur Sicherheit derselben wollte er Geisel stellen *q*).

Gründe, wodurch sie bewogen werden, sich zur Uebergabe zu verstehen.

Dieser Brief machte mehr Eindruck, als die Drohungen. Der Rath in dem Forte konnte nicht zweifeln, daß sich nicht der König und die Engländer, durch einen Vertrag, zu Zerstörung des Platzes vereinigt haben sollten. Er sah, daß ihre Batterien fertig, und ihre Fahnen aufgesteckt waren. Er hatte nur noch auf einen Tag lang Pulver; und allem Ansehen nach konnte der General Coen unter vier Monaten nicht zurück kommen. Endlich war der größte Theil der Besatzung mit Krankheiten, oder Strapazen, beladen; und die neue Wohnung konnte auch nicht sogleich mit Erde befestigt werden, daß sie den Canonen hätte widerstehen können. So wichtige Betrachtungen bewogen die holländischen Befehlshaber, einen Vergleich wegen der Uebergabe einzugehen; und dieses um so vielmehr, da sich der General Coen, vor seiner Abreise erkläret hatte, daß er, wenn man ja den Platz übergeben müßte, lieber sähe, daß er an die Engländer, als an die Javaner, abgetreten

o) A. d. 412 S.
p) Eben daselbst.
q) A. d. 413 Seite.

Van den Broeck. 1619.

treten würde. Den 30sten Jenner 1619, wurde dieser Entschluß von zwanzig Personen unterschrieben, und von allen Einwohnern des Forts angenommen r).

Wer hätte nun nicht den Sieg der Engländer für gewiß halten und glauben sollen, daß die Holländer nunmehr auf ewig aus Jacatra verjagt werden würden? Gleich den folgenden Tag schickte **Dael** einen Abgeordneten in den Platz. Man verglich sich über folgende Puncte: das Fort, die Einwohner, die nicht Soldaten oder Matrosen wären, und der Kriegesvorrath; alles dieses sollte in den Händen der Engländer bleiben; die Engländer sollten den Befehlshabern, und der Besatzung, ein gutes Schiff mit zween Canonen, und funfzig Musketen, zwanzig Piken, einem Fasse Pulver, Segeln, Ankern, Tauwerke, und Lebensmitteln auf ein halbes Jahr verschaffen; der König sollte ihnen zwey tausend Realen an Silber geben; die Holländer sollten nach Coromandel segeln, und auf dem Wege nirgendswo sich aufhalten, oder Erfrischungen einnehmen; alle Christen, die sich in dem Forte befänden, sollten die Freyheit haben, sich mit sechs tausend zweyhundert Realen, und ihrem Geräthe, hinweg zu begeben; diejenigen, welche keine Christen wären, sollten die Engländer für ihre Herren erkennen, ausgenommen die Javaner, keiner von den Gefangenen, und denenjenigen, welche die Waffen führen könnten, sollte, in einer Zeit von neun Monaten, wider die Engländer dienen können; die Gefangenen sollten aber losgelassen werden, und wieder zu ihren Haufen stoßen. Die Engländer machten sich hingegen anheischig, den Holländern zwey Schiffe zu verschaffen, damit sie sich gegen alle Anfälle vertheidigen könnten; indessen wollte man das Schiff zu ihrer Abführung ausrüsten, und ihnen einen Paß geben, der seine völlige Kraft so lange behalten sollte, bis sie wieder zu ihrem Generale gestoßen wären. Den 1sten des Hornungs unterschrieben diesen Vergleich der König in Jacatra, **Wydurck rama**, und die vornehmsten Befehlshaber der beyden Parteyen. Abends, noch an eben diesem Tage, wurde das ganze Silbergeschirr des Generals **Coen** an **Daeln** ausgeliefert. Indessen konnte van den Broeck noch nicht die Erlaubniß erhalten, in das Fort zurück zu kehren s). Den folgenden Tag aber stellete das Glück, welches für die Holländer wachete, ihre Hoffnung durch eine erstaunenswürdige Veränderung wiederum her.

Capitulation.

Wunderbare Veränderung, wodurch die Holländer wieder hergestellet werden.

Der Statthalter in Bantam war eifersüchtig wegen der Beute, die dem Könige in Jacatra in die Hände fallen sollte; und außerdem war er auch durch die Vortheile gerühret, die ihm die Holländer anbothen, um ihn auf ihre Seite zu ziehen. So bald er nun von der Gefangenschaft des van den Broeck Nachricht erhielt: so ließ er zwen tausend Mann, unter der Anführung des **Dommagon** t), aufbrechen, und gab ihnen Befehl, daß sie sich der Zerstöhrung des Forts wiedersetzen sollten. Da dieser Haufen den 2ten zu Jacatra anlangte: so wurde er daselbst als eine neue Hülfe aufgenommen. Der **Dommagon** begab sich zu dem Könige, der kein Mistrauen hegte, und stellete ihm einen Brief zu, der ihm an ihn mitgegeben worden war. Da er sich aber allein bey diesem Fürsten befand: so ergriff er augenblicklich die Gelegenheit, und setzete ihm den Dolch an die Kehle. Indessen bemäch-

Wie sich der König in Jacatra überrumpeln läßt.

r) A. d. 414 und vorherg. S.

s) A. d. 415 S.

t) Dieses ist der Name des obersten Befehlshabers in dem Kriege. Also wurde der Statthalter Pangoram genennet.

u) Dieses war eine Vorbedeutung von seinem künftigen Schicksale. Er wurde endlich, mit seinen Weibern, und mit seinem ältesten Prinzen, aus dem Königreiche verjagt. Anfangs begab er sich in den innern Theil der Insel, wurde aber gezwungen, zurück zu kommen, mit einem Kahne zu

bemächtigten sich seine Leute, auf seinen Befehl, der Zugänge des Pallastes. Sie machten sich in kurzem Meister von der ganzen Stadt. Der König wurde durch die Furcht gezwungen, sich allen Gesetzen zu unterwerfen, die ihm aufgelegt wurden *u*). Van den Broeck wurde aus dem Gefängnisse geholet, und nach Bantam geführet. Die Engländer sahen kein anderes Mittel vor sich, als daß sie sich in ihrer Factorey zurück zogen. Das Fort wurde von lauter bantamischen Soldaten umgeben. Diese brachten allerhand Erfrischungen dahin, damit die Holländer um so vielmehr sehen möchten, was für einen großen Dienst sie ihnen geleistet hätten. Doch war die Bedingung dabey, daß sie aufhören sollten, an den Festungswerken zu arbeiten.

Van den Broeck. 1620.

Man erwies van den Broecken zu Bantam allerhand Liebkosungen: allein er wurde in dem königlichen Pallaste genau bewachet. Der Statthalter hoffte, bey der Ankunft des Generals Coen würden ihm die Holländer, aus Erkenntlichkeit, das Fort übergeben. Indessen fuhren sie daselbst in geheim, in ihrem Festungsbaue, noch immer fort, und nenneten das Fort **Batavia**, wie ihnen van den Broeck gerathen hatte. Diesen Namen setzten sie mit großen Buchstaben über das Thor. Nachdem alles fertig war, was sie unternommen hatten, um das Fort in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen; und nachdem sie es, durch beständige Sorgfalt, mit Lebensmitteln versehen hatten: so wurden sie wiederum dermaßen muthig, daß sie nunmehr darauf bedacht waren, die Javaner von ihren Mauern zu entfernen. Sie thaten Ausfälle, und gelangeten dadurch wiederum zu ihrer völligen Freyheit. Dabey setzeten sie aber van den Broecken zu verschiedenenmalen der Gefahr aus, erstochen zu werden *x*).

Das Fort wird Batavia genennet.

Den 25sten März zeigte sich endlich **Coen**, und ankerte unter dem Forte. Die Flotte, die er von den moluckischen Inseln mitbrachte, bestund aus siebenzehn Segeln. Er fand daher wenig Widerstand zu Jacatra. Zwölf Fahnen Soldaten und Matrosen, die er den folgenden Tag an das Land steigen ließ, bemächtigten sich der Stadt in einer Zeit von drey Tagen. Er ließ die Mauer derselben schleifen, und die Häuser niederreißen. Der Verfasser des Tagebuchs hält sich lange bey dieser Begebenheit auf: man findet aber davon noch einige Umstände in einem andern Reisebeschreiber.

Rückkunft des Generals Coen.

Die Stadt Jacatra wird zerstöhret.

Umstände, welche Rechteren anführet.

„Nach der Erzählung **Rechterens** *y*) ließ der General tausend ein hundert Mann „aussteigen, und über den Fluß setzen, und gab sogleich Befehl, daß man die Stadt be„stürmen sollte. Diese lag nur einen Musketenschuß weit von dem Forte, und wurde mu„thig angegriffen. Der König nahm, mit einem Theile der Einwohner, die Flucht; und „die übrigen, Weiber und Kinder ausgenommen, wurden niedergehauen. Die Mauern „wurden geschleifet, die Stadt wurde in die Asche gelegt, und alles wurde davon vertilget, „bis auf den Namen. Nach diesem Siege nahm man seine Maaßregeln, um denselben sicher „zu machen. Man arbeitete sogleich an den Befestigungswerken von **Batavia**; und die„ser Platz wuchs, mit der Macht der Holländer, gar bald an *z*).„

Den

zu fischen, und sich darvon zu erhalten. Auf der 415 Seite.

x) Eben daselbst.

y) In seiner Reisebeschreibung, a. d. 160 S.

z) Van den Broeck erzählet, Coen sey, bey seiner Ankunft darüber ungehalten gewesen, daß ein anderer, als er, dem Forte einen Namen beygelegt habe; und er habe den Namen **Batavia** über dem Thore auslöschen lassen: derselbe ist aber dennoch geblieben. Man lese unten **Graafs** Beschreibung von **Batavia**.

Van den Broeck. 1620.

Den 8ten des Aprilmonats kam die Flotte auf die Rhede von Bantam. Coen ließ von dem dasigen Befehlshaber sogleich alle Gefangenen abfordern. Außer van den Broecken, und denenjenigen, die von Jacatra mitgenommen worden waren, hatten die Engländer zu Bantam auch noch siebenzig andere Holländer in Verwahrung gethan, welche sie auf dem **schwarzen Löwen** gefangen bekommen hatten. Dem Befehlshaber schien es etwas hartes zu seyn, daß man ihm dieselben, ohne alle Umstände, wegnehmen wollte. Er gerieth über eine so trotzige Anforderung in Zorn, und bedrohete van den Broecken, daß er ihn umbringen lassen wollte. Weil sich aber doch Coen gegen ihn erkläret hatte, wenn die Gefangenen nicht in vier und zwanzig Stunden an dem Borde wären, so müßte er gewärtig seyn, daß man Gewalt brauchte: so entschloß er sich, drey und sechzig Gefangene zurück zu schicken: Van den Broecken aber, nebst sieben oder acht andern, behielt er noch immer zurück.

Coen zwingt den Statthalter in Bantam, ihm die gefangenen Holländer wieder auszuliefern.

Indianische Vergleichung.

„Abends, da er mit van den Broecken allein war, sagte er zu ihm: Er käme ihm „vor, wie ein kleiner Vogel, den ein König in einem goldenen Kesicht hatte, wo er die „besten Bißchen von seiner Tafel bekam, und mit Liebkosungen überhäuft wurde. Einsmals sagte der Vogel zum Könige: es ist wahr, daß ihr mir viel gutes thut: aber wozu dienet mir dieses? Erlaubet mir, daß ich mich nur ein einzigesmal meiner Flügel bediene. Ich verspreche euch, daß ich wiederum in den goldenen Kesicht zurück kommen „will, wo ihr mich sowohl haltet. Der König trauete zu viel auf dieses Versprechen, und „ließ ihn heraus. Der Vogel kam in der That wieder zurück: aber nicht in den Kesicht a).„

Durch dieses Gleichniß wollte der Befehlshaber zu verstehen geben, daß er die Zurückkunft seines Gefangenen befürchtete. Doch entschloß er sich den folgenden Tag, ihn wiederum in Freyheit zu setzen. Nachdem van den Broeck, mit der Flotte zu Batavia angelangt war: so wurde er daselbst so empfangen, als ob man so viele glückliche Begebenheiten nur ihm allein zu danken hatte. Nicht lange hernach schickte ihn Coen, mit einigen Schiffen vor Bantam zurück, um dasjenige aus dieser Stadt abzufordern, was der holländischen Gesellschaft zugehörete. Viele Chinesen, die sich ihm ergaben, wurden nach Batavia abgeführet, um die Anzahl der Einwohner zu verstärken. Indessen erhielt er doch von dem Generale Befehl, solches dem **Pangoran** zu melden. Derselbe antwortete, er bekümmerte sich wenig um diese Flüchtigen, und ließ ihnen die Freyheit, daß sie ihre Zuflucht hin nehmen möchten, wohin sie wollten. Er setzete hinzu, er hätte wohl vorher gesagt, daß der Vogel davon fliegen, und zwar wieder kommen: aber nicht wieder in den Kesicht hinein gehen: sondern auch noch andere Vögel mit sich hinweg locken würde b).

Seine Verweigerung, die Güter heraus zu geben, die der Gesellschaft, und eilf Holländern, die sich noch in der Factorey befanden, zugehöreten, gaben Gelegenheit zu einem Kriege, wodurch die Erfüllung seiner Weißagung vollkommen gemacht wurde. Den 2ten des Augustmonats machte van den Broeck den Anfang mit den Feindseligkeiten. In einer Zeit von einigen Monaten, nahmen die Holländer um Bantam herum, neun Junken von verschiedener Größe, funfzehn **Tinganen**, achtzehn **Uligern**, sieben und vierzig Javaner, und vier und dreyßig Weiber hinweg, ohne noch hundert und zwey und dreyßig Chinesen zu

Krieg mit Bantam.

a) A. d. 417 S. Die Indianer lieben die Fabeln und Gleichnisse.

b) A. d. 418 S.

c) A. d. 419 S.

d) A. d. 421 Seite.

e) Aus seinem Bestallungsbriefe, vom 14ten des

zu rechnen, wovon sich die meisten freywillig ergaben, in der Absicht Bantam zu verlassen, und sich in Batavia c) zu setzen.

Van den Broeck. 1620.

Die Engländer, welche mit Holland Krieg führeten, befanden sich in Indien nicht stark genug, daß sie sich dem Ursprunge und Fortgange dieser Niederlassung hätten widersetzen können. Da sich, zu Anfange des Jahres 1620, einige von ihren Schiffen in dem Sunde zeigten: so erhielt van den Broeck Befehl, daß er mit einer Flotte von sechs großen Schiffen, und einer Jacht, auf sie kreuzen sollte. Er entdeckte ein englisches Schiff, und zwang es, unter der holländischen Flagge zu ankern. Allein an statt der Beute, worzu er seinen Leuten Hoffnung gemacht hatte, konnte er ihnen nur die Zeitung von dem Frieden geben, der zwischen England und Holland geschlossen worden war, und wovon ihm der englische Hauptmann verschiedene Briefe zum Beweise vorlegte. Dieser versicherte ihn zugleich, daß eine Jacht von der Gesellschaft hinter ihm wäre, welche den Frieden in Indien bekannt machen sollte. Den 9ten des Brachmonats 1620, als die Jacht anlangte, wurde der Friede bekannt gemacht. Die Engländer verlangeten, daß man ihnen, in der neuen Stadt Batavia, eben den Platz einräumen möchte, den sie gehabt hätten, damit sie daselbst eine Factorey bauen könnten. Dieser Platz wurde ihnen aber abgeschlagen, weil er dem Forte zu nahe war. Coen wies ihnen einen andern Platz, nahe bey dem Pallaste des Königes an, und achtete wenig auf ihre Klagen d).

Friede zwischen den Engländern und Holländern.

Der V Abschnitt.

Van den Broecks letztere Verrichtungen und Rückkehr.

Er wird in das rothe Meer geschickt. Seine Verrichtungen Er begiebt sich nach Surate; besuchet die Factoreyen in verschiedenen Städten. Was er in einer Zeit von fünf Jahren gethan. Tartarische Amazonen. Van den Broeck verläßt Surata; kehret nach Europa zurück.

Man hielt van den Broecken zu hoch, als daß man ihn lange Zeit ohne Bedienung lassen sollte. In kurzem ernennete man ihn zum **Haupte und Oberaufseher der arabischen, persischen, und indianischen Factoreyen**, und trug ihm auf, **an der Beförderung der Handlung der Gesellschaft in diesen Gegenden zu arbeiten** e). Den 16ten des Brachmonats gieng er, auf dem Schiffe, **das Wapen von Seeland**, auf welchem er auch die Stelle eines Befehlshabers übernahm, unter Segel. Den 22sten August ankerte er auf der Rhede von Aden. Indem er sich dieser Stadt näherte: so bemerkte er, daß die Wellen gleichsam kocheten, und sich so roth wie Blut erhoben. Dieses schien ihm von den schnellen Strömen, und von den gewaltigen Regengüssen, herzurühren, wovon viel Wasser von solcher Farbe in die See gebracht wurde. Er bemerkte auch, wenn man etwas von diesem rothen Wasser herausschöpfete, daß man daselbst einen dicken Bodensatz von Sande fand, der gleichfalls roth war. Daraus schloß er, daß man den Ursprung des Namens nicht weiter herholen dürfte, den man diesem Meere beyzulegen pfleget f).

Van den Broeck wird in das rothe Meer geschickt.

Nach denen Hindernissen, wodurch er in seinen ersten Unternehmungen aufgehalten worden war, muß man schließen, daß seine Herren von dem Sultane die Erlaubniß erhalten

Seine Verrichtungen.

des Brachmonats 1620, den Coen unterschrieben hat, sieht man, daß dieser General noch nicht mit dem Namen Batavia zufrieden war. Er nennet diesen Platz hier das Fort von Jacatra.

f) Man findet noch andere Anmerkungen über diesen Namen in dem ersten Bande dieser Sammlung, in der Erzählung des Castro.

Van den Broeck. 1620.

ten haben, die ihnen der Bascha von Chenna verweigerte. Er wurde nicht nur in allen Häfen des rothen Meeres wohl empfangen; sondern er erhielt auch, nebst der freyen Handlung, die Erlaubniß, ein Haus in Aden zu miethen. Er ließ daselbst einige Factore und Geld. Hierauf nöthigte ihn der Monson, nach Surate unter Segel zu gehen. Den 4ten des Weinmonats langete er hier an. Der Statthalter und die Einwohner, schienen hier nicht weniger über seine Zurückkunft erfreuet zu seyn. Nachdem er daselbst seine Bedienung angetreten hatte: so begab er sich nach **Brochia**, **Camdaja** und **Amadabat**, um daselbst die von ihm ehemals errichteten Factoreyen in Augenschein zu nehmen. Hierauf schickte er **Wouter Heuten**, einen von seinen Factoren, an den Hof zu Agra, damit derselbe als das Haupt der Handlung, seine Wohnung am nächsten bey dem großen Mogol hätte g).

Er begiebt sich nach Surate.

Indem nun alles seine Absichten zu begünstigen schien: so erfuhr man zu Surate, daß ein holländisches Schiff mit Namen der **Samson**, sich verschiedener reich beladenen Fahrzeuge bemächtigt hätte, welche einigen Unterthanen des großen Mogols zugehöreten. Diese Feindseligkeiten, wovon in dem Tagebuche keine Ursache angeführet wird, setzeten die Güter der Gesellschaft in den Staaten des großen Mogols, die sich auf mehr als sechs Tonnen Goldes beliefen, der äußersten Gefahr aus. Die Engländer vergrößerten dieses Uebel, indem sie bey Hofe vorstelleten, daß die Erfahrung nun endlich dasjenige bestätigte, was sie jederzeit gesagt hätten, und daß man nunmehr sehen könnte, ob die Holländer nicht vielmehr Seeräuber, als wahrhafte Kaufleute, wären h). Van den Broecks Eifer und Geschicklichkeit hemmeten aber doch noch die Folgen dieser Wuth.

Er besuchet die Factoreyen in verschiedenen Städten.

Nachdem das gute Vertrauen wiederum hergestellet war: so hielt er sich für verbunden, zu Pferde zu steigen; seinen Leuten in den alten Factoreyen Muth zu machen, und neue Factoreyen zu errichten. Zuerst gieng er nach **Brochia**, einer unmauerten Stadt, wo die Engländer seit langen Zeiten Cattun einzukaufen pflegten. Von hier begab er sich nach **Boodra**, einer Stadt in dem Lande der **Banianen** i); und darauf setzete er seinen Weg fort nach **Mandabar**, einer alten zerstöhreten Stadt, wo die Könige in Guzurate ehemals Hof hielten, und welche der Mogol schleifen ließ, nachdem er dieses Königreich erobert hatte. Von **Mandabar** gieng er nach **Amadabat**, einer großen und schönen unmauerten Stadt, wo sich ein angesehener Befehlshaber aufhielt, der daselbst fünf tausend Reuter unter sich hatte, und in dem Namen des großen Mogols, alle Angelegenheiten des Königreichs besorgte. Von hier gieng er durch **Sirches**, eine kleine Stadt, wo Indigo verfertigt wird, und wo er das bewundernswürdige Grabmaal eines alten Königes in Guzurate sah. Den folgenden Tag begab er sich nach **Cambaja**, einer schönen und großen Stadt, an einem Flusse gleiches Namens, welche wegen der Handlung der Banianen reich ist. Es besuchte ihn daselbst ein alter Kaufmann, welcher vorgab, daß er hundert und achtzig Jahre alt wäre; und sein Sohn, der ihn gleichfalls besuchte, gab sich für einen Greis von hundert und sechzig Jahren aus. So viel aber van den Broeck sehen konnte k): so waren dieses Mondenjahre. Wenn man also, wie er spricht, die hundert und achtzig Jahre nach unserer Art rechnen wollte: so müßte man ungefähr zwölf Jahre davon abziehen.

Was er in einer Zeit von fünf Jahren gethan hat.

Nachdem er auf dieser Reise fünf und zwanzig Tage sehr nützlich angewendet hatte: so empfand er das Vergnügen, die Früchte seiner Arbeiten, ungefähr fünf Jahre lang, zu

g) A. d. 425 und vorherg. S.
h) A. d. 426 S.
i) Eben. das.
k) A. d. 427 Seite.
l) A. d. 428 und 430 S.

Surate einzusammeln. In diesem Zeitraume ließ er nach Holland und nach Batavia eine große Anzahl von reich beladenen Schiffen abgehen. Er bemerket, das erste Schiff, welches von Holland gerade nach Surate abgegangen ist, sey daselbst den ersten des = = 1623 angelanget, und habe den Namen **Schoon Hove** geführet. Dasjenige, welches zuerst von Surate gerades Weges nach Holland absegelte, hieß **Heusden**, und gieng den 19ten des = = in eben diesem Jahre unter Segel *l*). Van den Broeck. 1627.

Unter verschiedenen andern Anmerkungen, die nicht so viel Aufmerksamkeit verdienen, erzählet van den Broeck, daß die Usbeken, eine Nation, welche, wie er spricht, an die Tartarey und an China gränzet, im Jahre 1626 mit einem Heere von dreyßig tausend Männern und zwanzig tausend Weibern zu Pferde in das Feld gezogen wären; sie hätten **Cabul**, eine Stadt an den Gränzen des großen Mogols, nicht weit von **Candabar**, mit Sturme eingenommen, und daselbst unerhörte Grausamkeiten ausgeübet; die Weiber wären die ersten im Gefechte; sie säßen eben so fest zu Pferde, und wären eben so gerüstet, wie die Männer; sie wären groß, beherzt, und von einem fürchterlichen Ansehen. Sie nahmen Lebensmittel auf vierzehn Tage lang mit sich. Die Holländer in Surate kauften eine junge Leibeigene von diesem Volke, und dieselbe bekräftigte ihnen diese Nachricht mit allen Umständen *m*). Tartarische Amazonen.

Van den Broecks Glück dauerte fort, ohne unterbrochen zu werden, bis auf das Jahr 1627, da **Johann van Hassel** anlangete, der sein Nachfolger seyn sollte. Nachdem er seine Bestallung niedergelegt hatte: so nahm er es auf sich, den persischen Abgesandten in Holland, **Mossabeg**, der auf einem Schiffe der Gesellschaft bis nach Masulipatan gebracht worden war, und die Reise von hier bis nach Surate zu Lande gethan hatte, nach Persien zurück zu führen. Diese Reise, auf welcher er der Handlung noch immer Vortheil schaffete, hielt ihn auf, bis den 5ten May 1629. Er kehrete hierauf nach Surate zurück, und gieng sechs Wochen hernach auf einer Flotte, deren Ladung zwölf Tonnen Goldes betrug, nach Batavia. Er fand dieses Fort seit dem 22sten August von einem Heere von achtzig tausend Javanern belagert. Der Tod des Generals Coen, der den 20sten des Herbstmonats erfolgte, machte diesen Angriff noch furchtbarer. Da aber die Javaner sahen, daß mehr als die Hälfte von ihrer Macht durch Krankheiten, und durch die Ausfälle der Holländer, darauf gegangen waren: so huben sie den 2ten des Weinmonats die Belagerung auf. Van den Broeck verläßt Surate. 1629.

Van den Broeck wurde mit der Würde eines Admirals beehret, und bekam die Befehlshaberschaft über eine Flotte von sieben Schiffen, welche nach Holland zurück kehrete. Er brachte sie glücklich an ihren Ort, und verlohr dabey nur ein Fahrzeug, den **Dordrecht**, welches durch einen ungefähren Zufall verbrannte. Die siebenzehn Jahre, die er in den Diensten der Gesellschaft, zu so vielem Vortheile und Ruhme derselben, zugebracht hatte, verschafferen ihm in seinem Vaterlande die angenehmsten und herrlichsten Belohnungen *n*). Er kehret nach Europa zurück.

m) A. d. 435 S.

n) Den 17ten des Christmonats segelte er von Batavia ab, und den 6ten des Heumonats 1630 warf er im Texel Anker.

Beschreib. von Batavia.

Das XV Capitel.
Beschreibung von Batavia.

Der I Abschnitt.
Beschreibung der Stadt an sich und ihrer Gebäude.

Ihre Lage. Ihre Festungswerke und Thore. Anzahl und Gestalt der großen Straßen. Ihre öffentlichen Gebäude. Hauptkirche. Rathhaus. Gemeines Hospital. Spinnhaus. Fleischbänke. Fischhaus. Reißmarkt. Geflügelmarkt. Obstmarkt. Chinesische Halle. Chinesisches Hospital. Waisenhaus. Andere öffentliche Gebäude. Schloß zu Batavia; dessen Gebäude. Vorrathshäuser. Kirche. Canäle. Rollbrücke. Lazareth.

Ihre Lage.

Diese Hauptstadt der holländischen Niederlassungen in Ostindien hat den Namen Batavia von ihrer ersten Gründung an geführet: aber nur bey den Europäern, welche hierzu keinen bessern Grund haben, als das Beyspiel der holländischen Gesellschaft. Unter den Indianern kennet man sie immer noch nur unter dem alten Namen Jacatra. Sie liegt in sechs Grad zehn Minuten der südlichen Breite, auf der nordlichen Seite der Insel Java, auf einer gleichen, aber niedrigen Ebene, welche das Meer gegen Norden: gegen Süden aber große Wälder und hohe Berge hat. Ein Fluß, der auf diesem Gebirge entspringt, theilet die Stadt in zween Theile. Die Ringmauer ist von Steinen.

Ihre Festungswerke und Thore.

Man rechnet hier zwey und zwanzig Bollwerke und vier Thore. Die beyden Hauptthore, nämlich das neue Thor und das diester Thor, sind mit vieler Kunst gebauet. Die beyden übrigen sind das Rotterdamer und das Utrechter Thor. Durch die ganze Stadt sind die beyden Ufer des Flusses mit Steinen gefüttert, bis an den Schlagbaum, der täglich Abends um neun Uhr gesperret, und sorgfältig bewachet wird.

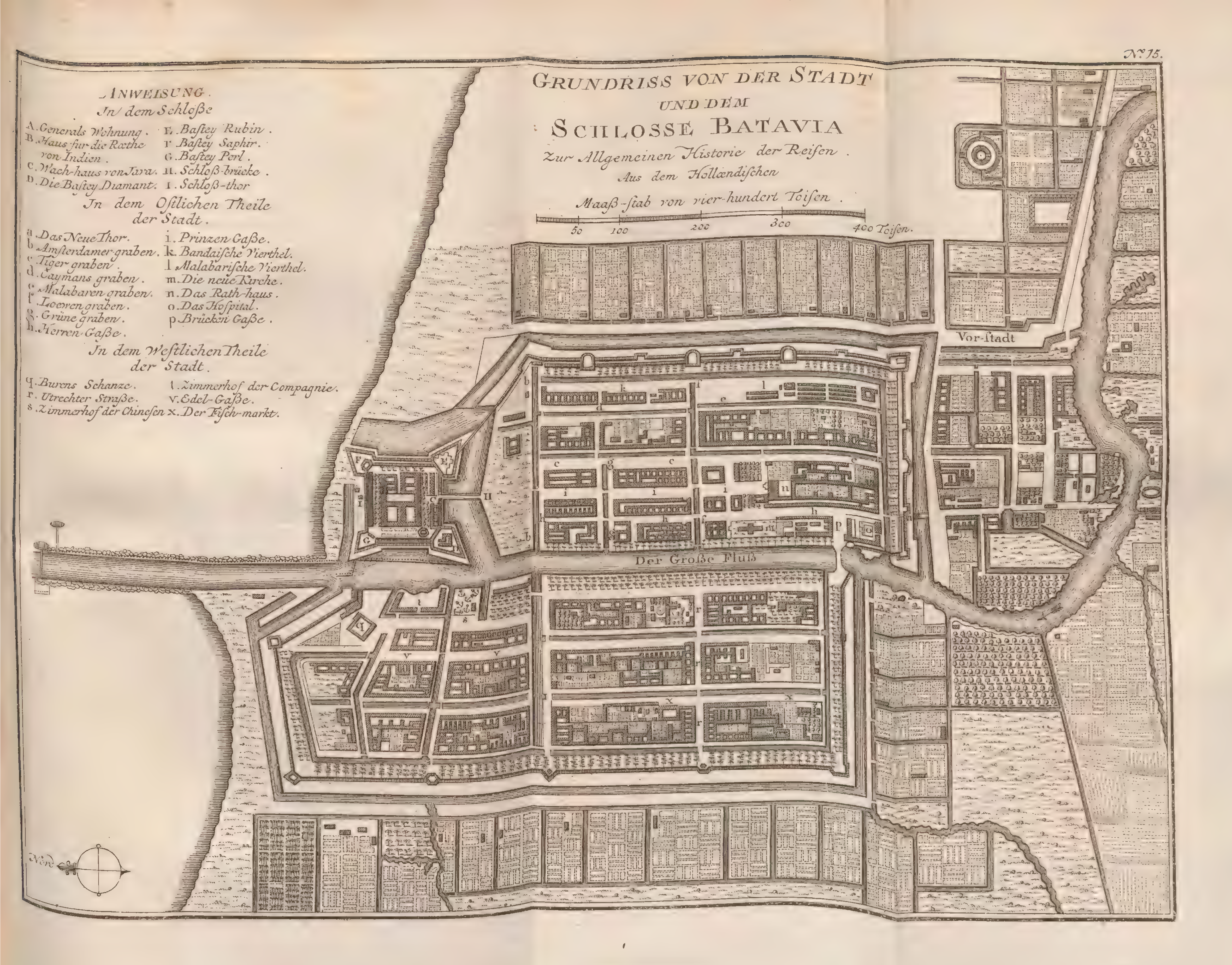
Anzahl und Gestalt der großen Straßen.

Batavia ist mit einem breiten und tiefen Graben umgeben, worinnen beständig viel Wasser ist, sonderlich zur Zeit der Fluth, welche die Straßen ganz nahe an der Stadt überschwemmet. Die Gassen sind beynahe schnurgerade, und dreyßig Schuhe breit. Auf jeglicher Seite haben sie, längst an den Häusern hin, einen mit Ziegelsteinen gepflasterten Weg für diejenigen, welche zu Fuße gehen. Man zählet acht große Straßen, die theils längst durch die Stadt hindurch, theils quer durch dieselbe gehen, schön gebauet sind, und sehr sauber erhalten werden. Durch die Prinzenstraße, die von der Mitte des Schlosses bis an das Rathhaus geht, und die vornehmste ist, gehen an zween Orten Canäle. Alle Plätze oder Hofe hinter den Häusern sind sauber, und schön ausgeputzet. Die meisten Häuser haben nämlich hinten einen Hof, wo man frische Luft schöpfet, und schöne Gärten, worinnen man, nach dem Geschmacke und Vermögen der Einwohner, allerhand Bäume, Bluhmen und Küchenkräuter findet.

Ihre öffentlichen Gebäude. Hauptkirche.

Bey Erzählung der öffentlichen Gebäude machet Graaf o) den Anfang mit der Kreuzkirche. Diese verdienet eben so viel Hochachtung wegen der Schönheit ihres Gebäudes,

o) Reisen Graafs, a. d. 275 und folg. S. Wir halten uns vornehmlich an diesen Reisebeschreiber, weil seine Beschreibung, so viel man weis, die neueste ist, weil er sich die vorhergegangenen Reisebeschrei-



N.o 15.
GRUNDRISS VON DER STADT
UND DEM
SCHLOSSE BATAVIA
Zur Allgemeinen Historie der Reisen.
Aus dem Hollændischen
Maaß-stab von vier-hundert Toisen.
50 100 200 300 400 Toisen.
ANWEISUNG.
In dem Schloße
A. Generals Wohnung.
B. Haus für die Ræthe von Indien.
C. Wach-haus von Java.
D. Die Bastey Diamant.
E. Bastey Rubin.
F. Bastey Saphir.
G. Bastey Perl.
H. Schloß-brücke.
I. Schloß-thor
In dem Ostlichen Theile der Stadt.
a. Das Neue Thor.
b. Amsterdamer-graben.
c. Tiger-graben.
d. Caymans graben.
e. Malabaren graben.
f. Loewen graben.
g. Grüne graben.
h. Herren-Gaße.
i. Prinzen Gaße.
k. Bandaische Viertel.
l. Malabarische Viertel.
m. Die neue Kirche.
n. Das Rath-haus.
o. Das Hospital.
p. Brücken Gaße.
In dem Westlichen Theile der Stadt.
q. Burens Schanze.
r. Utrechter Straße.
s. Zimmerhof der Chinesen
t. Zimmerhof der Compagnie.
v. Edel-Gaße.
x. Der Fisch-markt.
Vor-stadt
Der Große Fluß
Nord

des, als wegen ihres Gebrauchs. Sie ist von Steinen aufgeführet, und aus den Aufschriften sieht man, daß sie im Jahre 1640 gebauet worden ist. Mitten auf dem Dache geht ein kleiner sehr schön gebaueter Thurm in die Höhe, worauf ein eiserner Auffsatz steht, der einen Wetterhahn auf der Spitze hat. In diesem Thurme hängt eine einzige Glocke, welche man niemals zu läuten pfleget, außer wenn geprediget werden soll. Die Kirche ist weit, und sehr helle. Darinnen befinden sich viele kupferne Hangeleuchter, die man aus Holland dahin gebracht hat. Die Kanzel, und die Stühle der vornehmsten Herren in der Stadt, sind mit eingelegter Schreinerarbeit gezieret, und von Ebenholze oder sonst sehr schönem Holze. Beschreib. von Batavia.

Das Rathhaus, welches erstlich im Jahre 1652 gebauet worden ist, steht mitten in der Stadt, auf einem sehr großen und ebenen Platze. Es ist zwey Stockwerke hoch, und hat ein Thor nach der korinthischen Ordnung, über welchem ein schöner steinerner Erker hervorgeht. Es enthält sehr schöne Zimmer für die Rathsherren, für die Schöppen, für die Häupter des Kriegesraths, und für viele andere Beamten. Man sieht daselbst einen Hof, der mit einer sehr hohen steinernen Mauer umgeben ist. Dieser enthält die Gefängnisse und Kerker, nebst den Wohnungen des Kerkermeisters und der Scharfrichter. Rathhaus.

Das Hospital ist ein großes Gebäude, und liegt an dem Flusse, welcher mitten durch die Stadt hindurch geht. Es ist in Säle für die Kranken, wovon es bis auf drey hundert fassen kann, und in bequeme Zimmer für die Vorsteher, den Arzt, den Apotheker, den Wundarzt, den Rentmeister, und den Thürhüter abgetheilet. Die Leibeigenen, welche man zu Wartung der Kranken und zu Erhaltung der Reinlichkeit brauchet, haben ebenfalls hier ihre Wohnung. Es wird alles von der Gesellschaft unterhalten, und bezahlet; und man hat hierzu kein anderes Gesetz, als den Willen der Vorsteher. Diese ernennen drey angesehene Personen, welche die Aufsicht über dieses Haus haben. An demselben ist ein sehr schöner Platz, der mit Bäumen geschmücket ist, und am Ende noch eine Reihe Bäume, welche einen Spaziergang längst an dem Flusse hin bilden. Täglich wird zweymal zum Gebethe geläutet; und alle Sonntage wird eine Predigt gehalten, bey welcher sich alle Kranken einfinden müssen, welche durch ihre Schwachheit nicht im Bette zurück gehalten werden. Man bemerket, daß in den holländischen Niederlassungen der Gottesdienst selten verabsäumet wird. Gemeines Hospital.

Das so genannte **Spinnhaus** ist ein großes Gebäude, worein man Weibespersonen zu bringen pfleget, die ein böses Leben geführet haben. Es hat seinen Namen von der Arbeit, wozu man sie brauchet, und welche darinnen besteht, daß sie spinnen oder etwas anders thun müssen, welches sich für ihr Geschlecht schicket. Das Spinnhaus in Batavia hat keine Fenster nach außen zu, außer auf der Seite gegen Morgen, wo nur ein eisernes Gegitter ist, an welches man zuweilen die Gefangenen zur Schau hinstellet, damit sich das gemeine Volk ein Beyspiel an ihnen nehmen könne. Das Gegitter wird aber durch einen hölzernen Fensterladen verschlossen, und diesen dürfen nur die Vorsteher aufmachen. Die Aufsicht über dieses Haus wird zween Schöppen anvertrauet: die Aufsicht über die büßenden Weibespersonen aber einer Frau, welche sie zur Arbeit anhalten muß. Diejenigen, welche das ihnen vorgeschriebene Tagewerk nicht vollendet haben, werden ohne Barmherzigkeit Spinnhaus.

schreibungen zu Nutze gemacht hat; weil er sich auf verschiedenen Reisen lange zu Batavia aufgehalten hat; weil er ziemlich große Einsicht besitzt; und weil seinen Anmerkungen, die in Holland an das Licht gestellet worden sind, noch niemand widersprochen hat.

Beschreib. von Batavia.

zigkeit gepeitschet. Alle Sonntage wird ihnen eine Predigt gehalten, und dabey müssen sich auch die beyden Aufseher einfinden.

Fleischbänke.

Die Fleischbänke in Batavia befinden sich am Flusse, damit in denselben alles um so viel frischer und reinlicher gehalten werde. Man findet ihrer zwo. Sie bestehen in zwo langen Reihen von Pfeilern, worüber ein Ziegeldach gebauet ist. Es wird hier nicht die geringste Unsauberkeit geduldet. Es wird hier wöchentlich zweymal geschlachtet, und ein jeglicher Fleischer hat seine Bank. Ehe er aber ein Vieh schlachten darf, muß es zuvor von dem Generalpachter geschätzet werden. Dem Staate wird alsdenn der Zehnte davon bezahlet. Wenn aber der Pachter das Vieh, nach dem Urtheile der übrigen Metzger, zu hoch schätzet: so muß er es für eben den Preis annehmen, wie er es geschätzet hat *p*).

Fischhaus.

Das Fischhaus ist in Ansehung der Gestalt von den Fleischbänken nicht unterschieden: in der Mitten aber befindet sich eine Tafel, an welcher der öffentliche Ausrufer den Kaufleuten alle Fische verkauft, welche die Ausrufer des Morgens herbey bringen. Sie werden an die Meistbiethenden verkauft, und der Ausrufer bekömmt von der Reale *q*) zween Stüber. Die meisten Fischer sind Chinesen. Sie bezahlen dem Staate monatlich zween Reichsthaler für ihre Bank. Von zehn Uhr Vormittags, bis vier Uhr Nachmittags trifft man daselbst allerhand Meer- und Flußfische an.

Reißmarkt.

Gegen der Fischerey über ist der Reißmarkt, der fast auf eben die Art gebauet ist, aber ohne Bänke. Der Maaßmeister hat seinen Stand am Ende des Marktes, damit er beständig bey der Hand seyn möge, um die Streitigkeiten zu schlichten, die sich wegen des Maaßes und Gewichtes eräugen können. Beydes untersuchet er alle halbe Jahre im Rathhause, in Gegenwart zweener Schöppen, und seine Besoldung besteht in sechs Stübern für jegliche neue Marke. Zu Batavia nennet man das Maaß, dessen man sich bedienet, den Reiß zu messen, und zu verkaufen, **Ganting**. Es beträgt ungefähr vierzehn Pfund; und so viel wird ordentlich für sechs Stüber verkauft *r*).

Geflügelmarkt.

Der Vogelmarkt ist nicht weit von der neuen Brücke, über welche man nach der Kreuzkirche zu geht. Man findet daselbst Körbe, die mit allerhand Geflügel angefüllet sind. Der ordentliche Preis für eine mittelmäßige Henne ist zwo bis drey Stüber; und in solchem Verhältnisse wird auch das übrige verkauft. Diejenigen, welche Flügelwerk verkaufen, sind gemeiniglich **Mardicker** und **Tupassen**. Auf der andern Seite sieht man viele Hütten von Bambusrohre, wo man beständig getrocknete Fische, Zwiebeln, Töpferwaare, und andere solche Sachen findet.

Obstmarkt.

Der angenehmste Markt in Batavia aber, der auch am meisten besucht wird, ist der Obstmarkt, worauf auch Hülsenfrüchte verkauft werden. Dieser erstrecket sich längst an dem Flusse hin, bis an die neue Brücke. Von vier Uhr Nachmitage bis Abends ist er theils mit Chinesen und Mohren angefüllet, welche daselbst ihre Waaren auslegen; theils auch mit Käufern, oder Neugierigen, welche sich auf diesem schönen Platze nur umsehen wollen.

Chinesische Halle.

Ueber dem Rathhause auf der Abendseite findet man ein weitläuftiges hölzernes Gebäude, welches in fünf Gänge abgetheilet ist. In denselben findet man auf beyden Seiten eine ununterbrochene Reihe von Kaufmannsgewölbern. Dieser Platz gehöret den Chinesen.

p) Graaf, a. d. 279 S.

q) In der spanischen und indianischen Handlung gilt die Reale acht Realen von Silber, das ist, eine Piaster.

r) Eben das. a. d. 280 S.

sen. Sie verkaufen hier Zeuge und ganz fertige Kleider. Dabey haben sie weiter keine Beschwerung, als daß sie dem Pachter des Staats monatlich drey Reichsthaler bezahlen, und in ihrem Bezirke alles reinlich halten müssen. Es ist kein Stoff und keine Art von Kleidung, die man nicht bey ihnen finden sollte. Sie sind aber über die maßen geschickt, zu betrügen. Und dessen schämen sie sich so wenig, daß sie vielmehr sogleich ihre Betrügereyen, als ein Zeichen ihrer Geschicklichkeit, noch rühmen s).

Beschreib. von Batavia.

Chinesisches Hospital.

Eines von den vornehmsten Gebäuden in Batavia ist das chinesische Hospital, welches im Jahre 1646 nicht weit von dem Spinnhause gebauet worden ist. Es ist mit einer schönen steinernen Mauer umgeben. Die Kammern darinnen sind bequem, und für Kranke, Waisen, und alte oder schwache Leute bestimmet, welche nicht mehr im Stande sind, ihren Unterhalt zu verdienen. Die Aufsicht darüber ist zween Holländern und zween Chinesen anvertrauet. Die chinesischen Comödianten und Künstler, und diejenigen Chinesen, welche sich verehlichen, oder ihre Todten begraben lassen, sind gehalten, eine gewisse Summe Geld in dieses Hospital zu geben. Die reichen Chinesen geben, so lange sie leben, ansehnliche Geschenke hinein, und ermangeln auch nicht, ihm bey ihrem Absterben etwas auszusetzen.

Waisenhaus.

Endlich findet man in Batavia auch ein Waisenhaus, worinnen die Waisen von öffentlichem Allmosen ernähret und erzogen werden. Es ist sehr schön gebauet. Der Verfasser scheint aber zu bedauern, daß eine so schöne Sache nur auf willkührlicher Freygebigkeit beruhet. Im Jahre 1686 hatte es noch keine andern Einkünfte t).

Andere öffentliche Gebäude.

Die Stadt hat öffentliche Pferdeställe; Häuser für die Künstler und Handwerker, welche von der Gesellschaft unterhalten werden; Magazine für die Segel und das Tauwerk, Reißböden, und eine Schule zur Erziehung der Jugend. Sie hat aber kein Zuchthaus für Mannspersonen, wie das Raspelhaus zu Amsterdam, wo diejenigen, welche solche Strafe verdienet haben, Brasilienholz raspeln, und sich andern beschwerlichen Verrichtungen unterziehen müssen. Die Holländer in Indien haben einige wüste Inseln, die ihnen an statt des Raspelhauses dienen, und wo sich die boshaften und lüderlichen Leute bekehren können.

Schloß zu Batavia.

Das Schloß zu Batavia erfordert eine etwas weitläuftigere Beschreibung. Es liegt an der Mündung des Flusses, sehr nahe bey der Stadt. Der Verfasser redet von seiner Schönheit nur mit Verwunderung. Die Gestalt desselben ist viereckicht. Es hat zu seiner Vertheidigung vier Bollwerke. Ihre Namen sind, der **Diamant**, der **Rubin**, der **Sapphir**, und die **Perl**. Sie sind alle mit eben so schönen Steinen gefüttert, wie diejenigen sind, wovon das Gebäude selbst aufgeführet ist. Der Graben ist breit und tief; das Geschütz ist groß und zahlreich; und die Besatzung wird gut unterhalten. Das Schloß hat zween Thore, und das Hauptthor geht auf das Feld hinaus. Die Brücke über den Graben wird von vierzehn Schwibbögen unterstützet. Sie ist zwanzig Toisen lang, und zehn Schuhe breit. Sie hat steinerne Geländer, und ein schönes Pflaster von Ziegelsteinen. Dieses Thor wurde im Jahre 1636 gebauet u). Das andere Thor, welches das **Wasserthor** genennet wird, befindet sich auf der Seite gegen Mitternacht. Es dienet denenjenigen, welche die Aufsicht über das Zeughaus haben, und zu beyden Seiten, längst

s) A. d. 281 S. t) A. d. 282 S. u) A. d. 283 S.

Beschreib. von Batavia.

längst an der Cortine hin, wohnen, zugleich zum Wachthause, und zur Rechnungskammer. Aus einer Ueberschrift desselben sieht man, daß es im Jahre 1630 gebauet worden ist. In den Cortinen sind noch zwey andere kleine Thore, wodurch die Canonen, die Kugeln, und die Lebensmittel geführet werden x).

Gebäude.

Der innere Raum des Schlosses besteht aus zweenen großen Plätzen, die mit Gebäuden umgeben sind. Das größte ist der Pallast des Generalstatthalters in Indien, welcher über alle andere Gebäude, und auch über die Bollwerke hervorraget, sonderlich vermittelst eines schönen Thurmes, der gerade auf der Mitte desselben steht, und an statt des Wetterhahnes ein eisernes Schiff hat, welches beweglich genug ist, daß es von dem Winde herum getrieben werden kann. Der Eingang ist gleich vornen in der Mitte, und man steigt hier auf einer breiten steinernen Treppe hinauf. Die Zimmer sind geraum, und gut eingetheilet. Hier versammeln sich die Glieder von dem großen Rathe, der Rechnungskammer, und der Geheimschreiberey. Die Häuser der Räthe von Indien sind ebenfalls sehr schön, und vortrefflich ausgeputzet. Sie stehen an den Seiten des Thores, welches auf das Feld hinaus geht, und auf der Abendseite des Schlosses befindlich ist. Man findet hier auf beyden Seiten Wachthäuser. Hier ist auch das vornehmste Laboratorium der Wundärzte, und hier verfertiget man die Arzeneyen, die in alle holländische Factoreyen in Indien verführet werden. Hier ist das Archiv, wo alle Briefschaften der Gesellschaft verwahret werden, u. s. w.

Vorrathshäuser.

Man hat in allen Theilen des Schlosses eine große Menge von Vorrathshäusern für Lebensmittel angeleget, als für Pökelfleisch, Speck, braunschweigische Mumme, Oel, Essig, Wein u. d. g. Man findet hier auch Gewölber unter der Erde für Pulver, Feuerwerke u. s. f.

Kirche.

Die Kirche ist ein kleines, achteckichtes, und sehr fein angelegtes Gebäude, welches im Jahre 1644 gebauet worden ist. Sie ist sehr helle. Das Dach, welches auf hölzernen Säulen ruhet, ist oben platt. Aus Holland hat man dahin kupferne Hangeleuchter und Orgeln gebracht. Der Boden ist mit weißen und blauen Steinen gepflastert, die geglättet und nach der Kunst eingetheilet sind. Die obern Fenster sind von schönem buntfärbigem Glase, und die untern von Schilfe, welches auf indianische Art gespalten, und sehr artig geordnet ist y). Die Kanzel, und die Bänke des Generals, der Räthe von Indien, und der vornehmen Personen, sind von Kajatte und anderem kostbaren Holze, dessen Schönheit durch die Arbeit daran noch mehr erhöhet wird.

Gegend um Batavia.

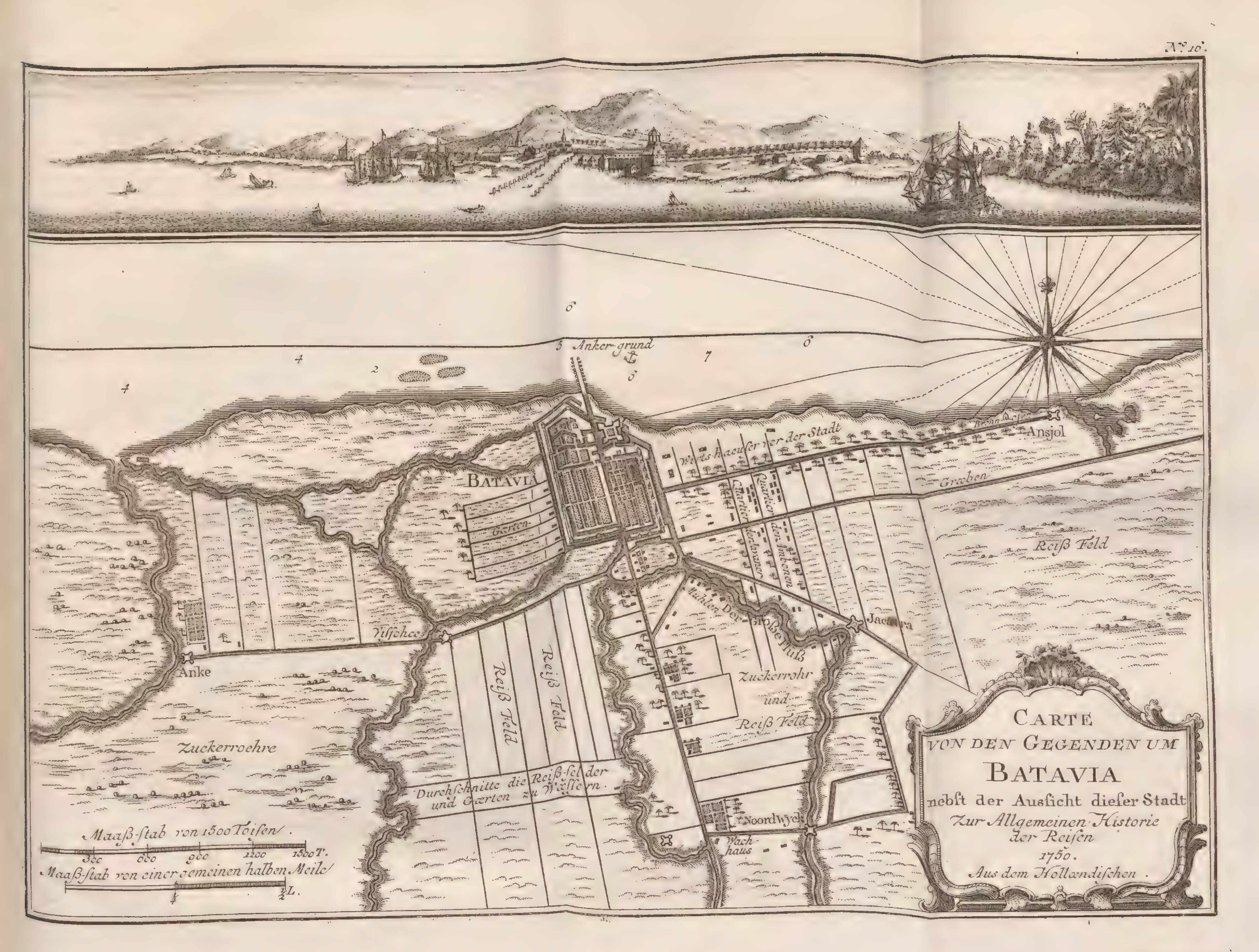
Der Verfasser vergißt in dieser Beschreibung nichts von der wahrhaften Größe der Stadt Batavia und ihres Schlosses. Er geht auch vor die Stadt hinaus, und zeiget das Merkwürdigste daselbst. Auf der Morgenseite, bis an den Fluß **Ansjol**, und gegen Abend, bis an den Fluß **Anke**, längst an dem Meerbusen hin, ist sie mit der Festung umgeben z). Gegen Mittag, nämlich gegen das Feld zu, hat sie das Fort **Noordwick**, das Fort **Ryswick**, welches fünf Bollwerke hat, und die Ueberbleibsel von dem alten Jacatra. Die angebaueten Felder sind also vor allen Einfällen gesichert, und die Sorge für den Ackerbau wird durch keine Furcht gestöret. Auf dieser Seite sieht man auch schöne Spaziergänge zwischen Bäumen, Reiß- und Rohrfeldern, schöne Lusthäuser und Gärten, wo allerhand Arten von Früchten anzutreffen sind.

Damit

x) A. d. 284 S.

y) Eben daselbst.

z) Allem Vermuthen nach muß man das Schloß verstehen.



Anker-grund
BATAVIA
Gærten
Wirts-haeußer vor der Stadt
Ansjol
Græben
Reiß Feld
Der Große Fluß
Jacatra
Vißchee
Anke
Reiß Feld
Reiß Feld
Zuckerrohr
und
Reiß Feld
Zuckerroehre
Durchschnitte die Reiß-felder und Gærten zu Wæssern.
Noordwyck
Wach-haus
Maaß-stab von 1500 Toisen.
300
0C0
900
1200
1500 T.
Maaß-stab von einer gemeinen halben Meile
¼
½ L.
CARTE
VON DEN GEGENDEN UM
BATAVIA
nebst der Aussicht dieser Stadt
Zur Allgemeinen Historie
der Reisen
1750.
Aus dem Hollændischen.

Damit die Obrigkeit zu Batavia die Einwohner zu Anbauung des Landes und zu Pflanzung der Bäume aufmuntern möchte: so ließ sie im Jahre 1659 den Lauf des großen Flusses über Ryswick hemmen, und ihn durch zween breite und tiefe Canäle ableiten, wovon der eine nach Ryswick, und der andere nach Jacatra zu gieng. Der eine von diesen beyden Canälen wird wiederum durch einen dritten Arm getheilet, der gerade nach der Stadt zu geht, und bey der zweyten Brücke des neuen Thores durch einen Damm zurück gehalten wird. Dieses Wasser treibt sieben Mühlen, Korn= Säge= Papier= und Pulvermühlen, aus welchen die Gesellschaft einen ansehnlichen Vortheil zieht. Beschreib. von Batavia. Canäle.

An verschiedenen Orten um die Stadt herum sieht man Ziegelöfen von allerley Arten, und eine große Menge Zuckermühlen, welche den Eigenthümern viel einbringen, und den Einwohnern zu einer großen Bequemlichkeit dienen. Man hat besondere Plätze zu Reinigung des Schwefels, und andere zu Bleichung der Wäsche bestimmet. Und in beständiger Absicht auf das gemeine Beste hat man im Jahre 1658 eine starke steinerne Schleuße bauen lassen, die mit guten Thoren versehen ist, um die Durchführung alles desjenigen, was man in die Stadt bringt, zu erleichtern. Weil aber der Grund davon nicht fest genug war, so, daß sie hernach eingieng, und unbrauchbar wurde: so hat man nachgehends eine Walzen= oder Rollbrücke gebauet, worüber man die Schiffe bringt. Eine ansteckende Krankheit, welche vor einigen Jahren zu Batavia viel Verwüstung anrichtete, gab Gelegenheit zu einem **Lazarethe**, welches nachgehends außen vor dem diester Thore, auf der Ankerstraße, erbauet worden ist *a*). Rollbrücke. Lazareth.

Der II Abschnitt.

Von den Einwohnern in Batavia.

Vielerley Arten derselben. Chinesen. Malayer. Mohren, oder Muhammedaner. Amboiner. Javaner. Staatseinrichtung in Batavia. Sitten der Einwohner. Vier Gattungen der Weiber. Holländerinnen, und holländische Indianerinnen. Mestizen und Kastizen. Mohrinnen. Ueppige Pracht der Weiber. Solche erstrecket sich bis auf die Prediger. Beschaffenheit der meisten Weiber in Batavia. Die Bewindhebber widersetzen sich dem Abzuge der Weiber. Wie sie dieselben hintergehen. Was am Vorgebirge der guten Hoffnung aus ihnen wird.

Die Einwohner in Batavia sind entweder frey, oder in den Diensten der Gesellschaft. Sie sind aus verschiedenen Völkern vermischet. Man sieht daselbst Chinesen, Malayer, Amboinen, Javaner, Macassarer, Mardycker, Holländer, Portugiesen, Franzosen u. s. w. Vielerley Arten derselben.

Die Chinesen treiben daselbst einen ansehnlichen Handel, und tragen vieles zum Aufnehmen der Stadt bey. Sie übertreffen alle übrige indianischen Völker weit in der Seewissenschaft und im Ackerbaue. Durch ihren Fleiß und durch ihre beständige Sorgfalt wird die große Fischerey unterhalten; und durch ihre Bemühungen wird Batavia mit Reiße, Rohre, Getraide, Wurzeln, Küchenkräutern und Obste versehen. Sonsten pachteten sie die großen Zölle und die Einkünfte der Gesellschaft. Man läßt sie in Freyheit leben, nach den Gesetzen ihres Landes, und unter einem Oberhaupte, welches ihre Angelegenheiten besorget. Sie tragen lange Röcke von Cattun oder Seide, mit sehr weiten Aermeln. Das Hauptthaar verschneiden sie nicht nach tartarischer Weise, wie in ihrem Vaterlande. Chinesen.

a) A. d. 286 und vorhergeh. S.

Beschreib. von Batavia. Sie lassen es lang wachsen, und wissen es sehr artig zu flechten. Ihre meisten Häuser sind niedrig und viereckicht. Sie sind in verschiedenen Theilen der Stadt zerstreuet: stehen aber allemal an denjenigen Orten, wo die Handlung am meisten blühet *b*).

Malayer. Die Malayer kommen den Chinesen in Ansehung der Scharfsinnigkeit und des Fleißes nicht gleich. Sie beschäfftigen sich vornehmlich mit der Fischerey; und man bewundert die Reinlichkeit, in welcher sie ihre Fahrzeuge erhalten. Ihre Segel sind von Strohe, nach der Weise der Indianer. Sie haben ein Oberhaupt, dem sie Gehorsam leisten, und dessen Haus, wie ihre meisten Häuser, an der **Rhinoceroskay** steht. Ihre Kleider sind von Cattune oder Seide. Ihre vornehmsten Weiber tragen aber lange fliegende Kleider, von einem schönen geblühmten oder gestreiften seidenen Zeuge. Die Mannspersonen pflegen sich ein Stück Cattun um den Kopf zu binden, um ihr Haar unter einer solchen ungestalten Mütze zusammen zu halten. Ihre Häuser sind nur mit **Ole-** oder **Jagerblättern** bedeckt: sie haben aber doch noch ein ziemliches Ansehen, und sind um und um mit Cocosbäumen umgeben. Sie kauen beständig Betel, oder rauchen ihn in überfirnißten Pfeifen von Rohre *c*).

Mohren, oder Muhammedaner. Die Mohren, oder Muhammedaner, sind von den Malayern wenig unterschieden. Sie wohnen in eben den Theilen der Stadt, und tragen eben solche Kleidung. Sie legen sich aber etwas mehr auf die Handwerke. Die meisten laufen beständig auf den Gassen herum, und tragen verschiedene Krämereyen, als Corallen und Glasperlen, am Halse. Die Angesehensten unter ihnen treiben Handlung, und sonderlich mit Bausteinen, welche sie in ihren Barken aus den Inseln herzu führen.

Amboiner. Die Amboiner haben ihre Wohnung außen vor der Stadt, bey dem chinesischen Kirchhofe, auf der Straße von Jacatra. Sie haben ein Oberhaupt, dem sie gehorchen müssen, und welches sich ein schönes Haus an eben den Ort hat hinbauen lassen. Ihre ordentliche Beschäfftigung besteht in einer Art von Zimmerarbeit. Sie verfertigen nämlich Häuser von Bambusrohre, für diejenigen, welche sich ihrer Dienste bedienen wollen. Diese Arbeit erfordert ziemlich viel Geschicklichkeit. Die Fensterrahmen, wodurch das Licht hinein fällt, machen sie von gespaltenem Bambusrohre in allerley Gestalt, wie Sterne, rautenförmig, und viereckicht. Es ist ein kühnes Volk. Es läßt sich schwer mit diesen Leuten umgehen, und sie sind beständig geneigt, sich zu empören. Die Mannspersonen tragen um den Kopf ein Stück Cattun, wovon sie die beyden Enden herunter hängen lassen. Diese Art von einem türkischen Bunde schmücken sie mit Bluhmen. Die Weiber tragen ein sehr kleines Röckchen mitten um den Leib, und wickeln sich um die Schultern ein Stück Cattun, so, daß die Arme bloß bleiben. Ihre Häuser sind von Brettern, mit Oleblättern gedeckt, und größtentheils zwey bis drey Stockwerke hoch *d*).

Javaner. Die Javaner wohnen an der andern Seite des Kirchhofes, in Häusern von Bambusrohre, nach der Gewohnheit des Landes. Sie sind sehr sauber, und mit eben solchem Rohre gedeckt. Einige beschäfftigen sich mit dem Ackerbaue. Andere bauen Fahrzeuge, welche der Gesellschaft zu Fortführung ihrer Waaren und zum Fischen dienen. Die meisten Mannspersonen gehen nackend, oder haben nur ein kleines Stück Tuch, welches ihnen bis auf die Knie herunter geht. Zuweilen sind sie mit einer Art von einer Feldbinde umgürtet, und darunter tragen sie einen Kries, oder ein anderes Gewehr. Den Kopf haben

b) Eben daselbst.

c) A. d. 287 S.

d) A. d. 288 S.

haben sie mit einer Mütze bedeckt: die Beine und Füße aber sind bey ihnen beständig bloß *l*).

Beschreib. von Batavia.

Staatseinrichtung in Batavia.

Die ganze Regierung der Holländer in Indien ist in sechs Rathsversammlungen eingetheilet. Die erste und höchste besteht aus den Räthen von Indien, wo der General allemal den Vorsitz hat. In dieser Versammlung berathschlaget man sich über allgemeine Sachen, und über die Angelegenheiten des Staates. Man liest hier die Briefe und Verordnungen der Gesellschaft, und führet sie entweder aus, oder antwortet darauf. Diejenigen, welche bey dieser höchsten Versammlung etwas zu bitten, oder vorzutragen haben, können alle Tage Verhör erlangen.

Der zweyte Rath, der noch eigentlicher den Namen eines Raths von Indien führet, besteht aus neun Räthen, und einem Präsidenten. Bey ihm wird das große Siegel verwahret, welches eine Frau in einer Festung vorstellet, die in der einen Hand eine Wage, und in der andern Hand einen Degen hält, mit der Umschrift: **Siegel des Justizraths des Schlosses zu Batavia.** Dieser Rath führet den Namen einer Justizkammer. Vor denselben kommen alle Sachen, welche die Vornehmen von der Gesellschaft, und die Rechnungskammern betreffen. Man kann sich von dem Schöppenstuhle auf ihn berufen, und erleget eine Geldbuße von fünf und zwanzig Realen, wenn das erste Urtheil bestätigt wird.

Der dritte Rath ist der Stadtrath. Dieser besteht aus neun Schöppen, worunter sich allemal zween Chinesen befinden. Hier werden alle Streitsachen entschieden, welche die freyen Bürger entweder unter einander selbst, oder mit den Bedienten der Gesellschaft haben. Doch behält man die Freyheit, sich auf den Justizrath zu berufen.

Der vierte Rath ist die Kammer der Waisenvorsteher. Der vorsitzende Rath ist hier allemal ein Rath von Indien. Diese Versammlung besteht aus neun Räthen, drey Bürgern, und zween Beamten der Gesellschaft. Ihre Pflicht ist, das Vermögen der Waisen zu verwalten, für die Erhaltung ihres Erbtheils zu sorgen, und zu verhüten, daß nicht jemand, der Kinder hat, von ihnen gehe, ohne ihnen so viel zurück zu lassen, daß sie davon in der Zeit seiner Abwesenheit leben können.

Der fünfte Rath ist für **die kleinen Sachen** niedergesetzet, und hat weiter keinen Namen. Hier muß ebenfalls ein Rath von Indien den Vorsitz haben. Sein Amt ist, die Heirathsverträge vor einigen Zeugen unterschreiben zu lassen; die streitigen Parteyen vorzuladen, die vorfallenden Hindernisse zu beurtheilen; und darauf zu sehen, daß sich nicht ein Ungläubiger mit einer Holländerinn, oder ein Holländer mit einer gebohrnen des Landes, die nicht Holländisch reden kann, verheirathe.

Der sechste Rath ist endlich der Kriegesrath, in einem solchen Verstande, der auf die Bürgerschaft eingeschränket ist. Den Vorsitz hat der erste Befehlshaber unter den freyen Bürgern. Weil sie die Stadtwache unter sich haben: so muß der wirkliche Befehlshaber der Wache alle Sachen, die ihn angehen, vor diesen Rath bringen; und die Entscheidung derselben geschieht alsdenn augenblicklich. Dieser Rath versammelt sich in dem Rathhause, und ertheilet wöchentlich zweymal Verhör *f*).

Sitten der Einwohner.

Bey so weisen Einrichtungen wegen Erhaltung der Ordnung und Gerechtigkeit klaget der Verfasser dennoch, daß zu Batavia nichts so schlecht beobachtet werde, als eben diese

 beyden

e) Man lese die allgemeine Beschreibung von den Sitten und Gewohnheiten der Indianer.

f) A. d. 289 S.

Beschreib. von Batavia.

beyden Tugenden; und die Abschilderung, die er von den öffentlichen Lastern machet, rechtfertiget seine Klagen.

Vier Gattungen von Weibern.

Den Anfang machet er mit den Weibern. Er theilet sie in vier Gattungen ein: in die Holländerinnen, die holländischen Indianerinnen, und diejenigen, welche er **Kastizen** und **Mestizen** nennet. Ueberhaupt sind sie, wie er spricht, unerträglich wegen ihres Stolzes, ihrer übermüthigen Pracht, und ihrer heftigen Neigung zu Lustbarkeiten. **Holländerinnen** nennet man diejenigen, welche mit denen Schiffen, die jährlich hier anlangen, angekommen sind. **Holländische Indianerinnen** sind diejenigen, die in Indien, von holländischen Aeltern gebohren worden sind. **Kastizen** sind die Kinder eines Holländers und einer Mestizinn; und **Mestizen** sind diejenigen, die von einem Holländer und einer Indianerinn gezeugt worden sind. Er setzet hinzu, daß man die Kinder der holländischen Indianerinnen **Liblaten** nenne, und daß die Weiber von dieser Classe **das Gehirn ein wenig verrückt haben** *g*).

Alle diese Weiber lassen sich Tag und Nacht von Leibeigenen beyderley Geschlechts aufwarten. Diese müssen beständig die Augen ehrerbiethig auf sie gerichtet haben, und ihr Begehren aus dem geringsten Zeichen errathen können. Das geringste Versehen bringt einem Leibeigenen nicht nur grobe Schimpfreden zuwege *h*), sondern auch grausame Züchtigungen. Man läßt sie, wegen des geringsten Fehlers, an einen Pfahl binden, und mit gespaltenem Rohre so unbarmherzig peitschen, daß ihnen das Blut am Leibe herab rieselt, und sie überall voller Wunden sind. Damit man sie nun nicht, wegen der Fäulung, die sich in ihren Wunden einfinden könnte, gar verliehren möge: so läßt man sie mit einem Wasser, worein Salz und Pfeffer gemischet ist, reiben, und achtet so wenig auf ihren Schmerz, als ob sie aller Vernunft und Empfindung beraubet wären *i*).

Holländerinnen und holländische Indianerinnen.

Eine Holländerinn oder Indianerinn in Batavia hat nicht so viel Kräfte, daß sie allein in ihrem Zimmer herum gehen könnte; sondern ihre Leibeigenen müssen sie unter dem Arme unterstützen. Geht sie aus dem Hause: so wird sie in einem Palankin auf den Schultern der Leibeigenen getragen. Sie haben die in Holland so schön eingeführte Gewohnheit nicht mehr, ihre Kinder selbst zu säugen: sondern übergeben sie einer Mohrinn oder Leibeigenen zu erziehen. Also reden fast alle Kinder gebrochen Malabarisch, Bengalisch, und Portugiesisch, wie die Leibeigenen, denen sie ihre erste Erziehung zu danken haben. So bald sie einige Worte Holländisch wissen, oder diese Sprache reden wollen: so mischen sie allezeit eine Menge **Lipe tyole**, das ist verderbtes Portugiesisch, darunter. Sie hüten sich daher in einer Sprache zu reden, die sie so schlecht verstehen, und schämen sich nicht, zu bekennen, daß sie nicht verstehen, was man zu ihnen redet. Von eben solchen Lehrmeisterinnen saugen sie den Saamen zu allen Lastern, und den Geschmack an ihnen, ein *k*).

Mestizen und Kastizen.

Die Mestizinnen und Kastizinnen sind noch weniger werth, als diejenigen Weiber, welche von holländischen Aeltern gebohren worden sind. Sie wissen von keiner andern Beschäfftigung, als sich prächtig zu kleiden, Betel zu kauen, **Bonken** zu rauchen, Thee zu trinken, und sich auf ihren Matten auszustrecken. Man höret sie von nichts reden, als von ihrem Putze; von den Leibeigenen, die sie gekauft, oder verkauft haben; und von den Wollüsten der Liebe, denen sie sich gänzlich ergeben zu haben scheinen. Alles ist gut für ihre

g) A. d. 290 S.

h) Diese Schimpfwörter, wie sie der Verfasser anführet: Puta rastada, Fillo de puta, Puta de negro u. s. w. geben keinen hohen Begriff von der Höflichkeit in Batavia.

i) A. d. 291 S.

ihre unordentlichen Begierden, es mögen Holländer oder Mohren seyn. Dieser Geschmack folget ihnen auch bey der Mahlzeit. Sie wollen nur mit andern Weibern von ihrer Art zu Tische sitzen. Es geschieht selten, daß sie mit ihren Männern speisen; und diese Unordnung ist gleichsam zur Gewohnheit geworden. Außerdem essen sie sehr unartig, und bedienen sich keiner Löffel, nach dem Beyspiele der Leibeigenen, von denen sie erzogen worden sind. Wenn Reiß angerichtet, und ihnen aufgetragen wird: so rühren sie mit den Fingern darinnen herum, und stopfen sich ganze Hände voll davon in den Mund, ohne sich darum zu bekümmern, daß sie bey den Zuschauern Ekel und Grauen erregen, indem ihnen der Saft oder die Brühe, wie ein kleiner Bach, an dem Kinne herunter läuft *l*). Dieses unartige Verfahren rühret von einem Fehler bey ihrer Erziehung her. Die meisten bessern sich hierinnen nicht, und zeigen ihre Unart vornehmlich bey denen Gastmahlen, worzu sie von den Befehlshabern der Gesellschaft, die aus Holland ankommen, eingeladen werden. Ihre Verwirrung erreget Mitleiden. Sie haben nicht das Herz zu reden, oder zu antworten. Alles, was sie thun können, ist dieses, daß sie an einander anrücken, und sich mit einander selbst unterhalten *m*).

Beschreib. von Batavia.

Mohrinnen.

Indessen ist doch, nach der Meynung des Verfassers, der Mann einer Kastizinn noch glücklich in Vergleichung mit denenjenigen, die sich selbst so feind sind, und sich mit einer Mohrinn verheirathen. Man findet wenig schöne unter ihnen, auch wenn sie in der Blüthe ihrer Jugend sind. Wenn sie aber alt werden: so bekommen sie ein abscheulich häßliches Ansehen; und die meisten ergeben sich, ohne Scheu, der Unzucht dermaßen, daß sie keine Gelegenheit ausschlagen, ihre Begierden zu stillen. Die Schwarzen gefallen ihnen zwar allemal besser, als die Weißen: indessen sehen sie nicht auf die Farbe, wenn sie von ihrer Wollust gereizet werden. Der Verfasser unterfängt sich nicht, die Ursache anzugeben, wodurch so viele Holländer zu so traurigen Heirathen bewogen werden. Er versichert aber, daß die Männer gleich nach der Hochzeit sich ihr Verfahren reuen lassen. Denn außer dem, daß die Liebe erkaltet, wird ein solcher Mann auf einmal von seinem Vaterlande, und von seiner Freundschaft, verbannet *n*), und darf eher keinen Umgang mit seinen Anverwandten hoffen, als nach dem Tode seiner Frau. Hinterläßt sie ihm Kinder, er mag nun Vater darzu seyn, oder nicht: so darf er nicht eher aus dem Lande gehen, als bis er ihnen eine gewisse Summe ausgesetzt hat, die zu ihrer Versorgung und Erziehung zureichend ist *o*).

Ueppige Pracht der Weiber.

Der übrige Theil von dieser Abschilderung ist sehr lebhaft. Damit er aber seine völlige Stärke behalten möge: so müssen wir die Worte des Verfassers selbst hersetzen, weil eine genauere und ernsthaftere Schreibart die Farben schwächen würde. Er spricht also: „Wir wollen wiederum auf unser **holländisches**, **kastizisches** und **mestizisches** Frauenzimmer kommen, und ihre üppige Pracht, und ihr wildes Wesen, betrachten, sonderlich wenn sie in die Kirche gehen, es sey Sonntag oder ein anderer Tag, da geprediget wird. Alsdenn putzen sie sich um die Wette. Die eine trägt ein Kleid von Sammet, die andere von gesticktem goldenen Stücke mit eben solchen Spitzen. Ihr Kopf, und ihr Hals schimmern von goldenen Bändern und Perlen; ihre Ohren prangen mit schönen Diamanten, und ihr Hals mit Kreuzchen von Edelgesteinen. Die demüthigste scheint „viel-

k) A. d. 292 S.
l) A. d. 293 S.
m) Eben das.

n) Wir haben gesehen, daß solche Ehen von dem Staate verbothen worden sind.
o) A. d. 294 S.

Beschreib. von Batavia.

„vielmehr eine große Prinzeßinn, als die Frau, oder Tochter, eines Bürgers zu seyn. „Man sieht nicht eine einzige in die Kirche, oder aus derselben, gehen, die nicht ihre Leibeigenen hinter sich hergehen hat. Diese tragen ihr einen Sonnenschirm über den Kopf, „damit nicht etwan ihre schöne weiße Haut anlaufe, oder ihr Geblüte sich so sehr erhitze. „Einige von diesen Sonnenschirmen sind mit Schnitzwerke gezieret, welches Drachen und „andere Bilder vorstellet, und mit breiten seidenen Spitzen umgeben, die unten in allerhand Bluhmen und Bilder ausgehacket sind. Der Hof vor der Kirche ist mit Leibeigenen „beyderley Geschlechtes, Sonnenschirmen, Führern, Wachen, und einer großen Menge „Kutschen, angefüllet.

Sie erstrecket sich bis auf die Prediger.

„Das erstaunenswürdigste dabey ist, daß diejenigen, die darzu gesetzet sind, daß sie „Laster, Eitelkeit, und übermüthigen Pracht, zu unterdrücken suchen sollen *p*), zulassen, „daß ihre eigenen Weiber und Kinder eben so viel Pracht und Eitelkeit von sich sehen lassen, als die übrigen. Oftmals dienen ihre Leute andern zum Muster, und geben ihnen „Gelegenheit zur Nachfolge. Was man noch hierzu sagen kann, ist dieses, daß Lehre „und Leben bey ihnen nicht übereinstimmen, und daß sie einen Weg zeigen, den sie selbst „nicht zu betreten gesonnen sind *q*).

Beschaffenheit der meisten Weiber in Batavia.

„Dieser äußerliche Pracht, diese Eitelkeit, geht nicht nur zu Batavia in Schwange, „sondern auch in allen indianischen Plätzen, wo die Holländer sich nieder gelassen haben. „Eine jegliche suchet alle Mittel hervor, ihrer Pracht Genüge zu thun, und andern nichts „nachzugeben; und wenn sie es von dem Altare hinweg nehmen sollte. Man findet in Batavia Weiber, welche von der Kirche unterhalten werden, und aus der Allmosencasse „monatlich sechs, acht bis zehn Reichsthaler bekommen. Diese tragen Perlenschnuren, „und goldene Ketten um den Hals, und lassen eine Menge von Leibeigenen hinter sich hergehen.

„Man muß erstaunen, wenn man sieht, wie weit diese Weiber in Indien ihren Hochmuth treiben, und wenn man sich zugleich erinnert, was die meisten von ihnen in Holland „vorstelleten. Denn ich will diejenigen nicht mit darzu rechnen, welche hiervon ausgenommen werden müssen. Einige sind Personen von der untersten Classe in der Tugend, „die durch Armuth, oder durch einige Verbrechen, die sie begangen hatten, gedrungen „worden sind, ihre letzte Zuflucht in Indien zu suchen. Andere, die mit Kindern überhäufet waren, haben eben diesen Weg erwählet, damit sie ihren Unterhalt finden könnten. Noch andere, die ihr Brodt mit Dienen erwerben mußten, und des Arbeitens müde waren, haben in ihren sehr jungen Jahren, eben diesen Weg ergriffen, und sich hernach wohl dabey befunden. Ich muß auch diejenigen nicht vergessen, die zuvor in Holland mit den schlechtesten Krämereyen und Eßwaaren, die sie verkauften, kaum ihren „nothdürftigen Unterhalt zu erwerben vermochten, und nachgehends durch ihr Reisen, es „so weit gebracht haben, daß sie sich mit unter das vornehme indianische Frauenzimmer „rechnen konnten *r*). Ich will aber mit Stillschweigen übergehen, daß sie, ungeachtet „ihrer in Holland gehabten Schicksale und Abendtheuer, in Indien als keusches, reines „und tugendhaftes Frauenzimmer aufgenommen werden, so, daß sie oftmals noch eine gute Heirath thun. Es sind geschehene Sachen. Der Mann weis nichts davon. Und „wenn er es auch wüßte: so bringt es einmal der Gebrauch so mit sich. Sie sind dem un-„geach-

p) Der Prediger. *q*) A. d. 295 S.

ungeachtet gebietende Frauen, und ermangeln nicht, sich für die Anverwandten und Muhmen vornehmer Räthe, Bürgermeister, oder angesehener Kaufleute auszugeben s). Beschreib. von Batavia.

Da die Lebensart der Weiber in Indien, und die Reichthümer, welche sie daselbst zusammen raffen, in Europa in so großem Rufe sind: so ist es ganz natürlich, daß sich sehr viele, durch eine gleiche Hoffnung reizen lassen, alles daran zu wenden, damit sie das Vergnügen haben mögen, die berühmte Stadt Batavia zu sehen. Sie erhalten aber nicht alle ohne Unterschied die Erlaubniß darzu. Denn wenn die Bewindhebber der Gesellschaft allen denenjenigen diese Erlaubniß ertheilen wollten, welche sie verlangen: so würde man auf den Schiffen mehr Weiber sehen, als Männer. Um nun die Verwirrung, die sie auf der Reise verursachen könnten, und die Unruhen, welche sie anrichten möchten, zu vermeiden, dürfen sie nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß der Bewindhebber zu Schiffe gehen.

Die Bewindhebber widersetzen sich dem Abzuge der Weiber.

Diejenigen, welche dennoch ohne Erlaubniß fortgehen wollen, verstecken sich unter die Matrosen, ziehen Matrosen- oder Soldatenkleider an, essen mit den Matrosen, und schlafen mit ihnen auf einer Hangematte, bis sie auf der offenen See sind. Alsdenn werden sie wiederum Weiber, warten, unter dem Namen der Cajütenmägde, den Befehlshabern auf, und waschen, oder nähen ihnen. Bey diesen Verrichtungen lassen sie es nicht allemal bewenden. Doch suchen es die Befehlshaber zu verhindern, daß sie sich nicht zu sehr mit dem Schiffsvolke gemein machen.

Wie sie dieselben hintergehen.

Wenn sie an das Vorgebirge der guten Hoffnung kommen: so machen sie oftmals daselbst Halte, und hängen sich an einen von den sogenannten **ehrlichen Vorgebirgern**, der sie auf guten Glauben annehmen will. Wenn sie kein so vortheilhaftes Unterkommen finden: so ist ihre einzige Zuflucht diese, daß sie sich einem unzüchtigen Menschen überlassen, oder Arrack für die Matrosen schenken. So bald sie nun etwas Geld zusammen gebracht, und sich nach der Landesart gekleidet haben: so stellen sie schon wahrhaftes vornehmes Frauenzimmer vor, so viele Verachtung auch ihr ärgerlicher Lebenswandel zuvor in Holland verdienet haben mag, und ob sie schon aus diesem Lande manchmal nur aus Furcht entlaufen sind, damit sie nicht in ein Spinnhaus eingesperret, oder noch härter gestraft werden möchten.

Was am Vorgebirge der guten Hoffnung aus ihnen wird.

Wenn ihr Putz durch eine annehmliche Gestalt unterstützet wird: so streben sie nach den höchsten Dingen. Sie suchen sich bey den Schiffern, Kaufleuten, Lootsmännern, und andern hervor zu thun; und diese pflegen ihnen ordentlich allerhand Schmeicheleyen, als einen Zoll abzutragen. Die artigsten aber bestreben sich, denenjenigen zu gefallen, welche an der Verwaltung der Güter der Gesellschaft, und ihrer Handlung, Antheil haben. Sind sie so glücklich, daß sie ihren Endzweck erreichen: so darf man sich gar nicht wundern, wenn man sie nachgehends in einem Ueberflusse sieht, der sie zuweilen in das größte Ansehen setzet. Indessen geschieht es doch selten, daß Reichthümer, die durch solche Mittel erlanget worden sind, lange währen.

Der Verfasser setzet hinzu, wenn man nicht wüßte, wie es in Batavia zugienge: so könnte man argwohnen, daß dasjenige, was er von den Weibern saget, falsch, oder doch zu groß gemacht wäre. Er betheuert aber, daß ihm die Wahrheit auch in den geringsten Umständen lieb sey, und daß er sich nur gehütet habe, damit ihm nicht irgend ein Ausdruck entfahren möchte, welcher die Schamhaftigkeit des tugendsamen Frauenzimmers verletzen könnte t). Der

r) A. d. 296 S. s) A. d. 297 u. f. S. t) A. d. 299 S.

Beschreib. von Batavia.

Der III Abschnitt.

Nachricht von der Handlung in Batavia.

Anmerkungen über die Misbräuche der Handlung daselbst. Verpflichtung derer jenigen, welche der Gesellschaft dienen. Wie sie ihren Eid brechen. Erstaunenswürdige Veruntreuungen. Misbräuche bey den Schiffen. Ueberflüßige und gefährliche Beamten. Verordnung, die den Weibern die Handlung verbeut. Treue der Japaneser. Strenge Bestrafung einiger ungetreuen. Bengala, der zweyte Platz der holländischen Handlung. Heimliche Handlung. Große Vortheile derselben. Factoreyen der Gesellschaft in Bengala. Jährliche Abfahrt der Schiffe von Batavia nach Japon. Jahreszeiten und Dauer der holländischen Schiffahrten nach Batavia. Schiffahrten von Batavia nach Holland. Straße der Kaufmannsflotten der holländischen Gesellschaft.

Die Anmerkungen des Verfassers über die holländische Handlung sind ebenfalls merkwürdig, und verdienen hier einen Platz, weil sie insbesondere Batavia betreffen.

Anmerkungen über die Misbräuche der Handlung zu Batavia. Verpflichtung dererjenigen, welche der Gesellschaft dienen.

Die Handlung, überhaupt betrachtet, ist ohne Zweifel, wie er spricht: jedermann erlaubt. Ein jeglicher hat das Recht, sie zu treiben, wenn er im Stande ist, sie zu unternehmen und auszuführen. Davon muß man aber diejenigen ausnehmen, welche sich dieses Rechtes dadurch begeben, daß sie in anderer Dienste gehen, und sich ihnen darzu durch einen Eid verpflichten. Dieses gilt von denenjenigen, welche von der Gesellschaft zu ihren Diensten gebrauchet werden. Sie haben alle geschworen, daß sie ihr zu Wasser und zu Lande ergeben bleiben, und getreulich dienen wollen, ohne sich in irgend eine Sache einzulassen, die ihr schaden könne; sonderlich aber, daß sie sich keiner Handlung auf ihre eigene Rechnung anmaßen wollen. Indessen wird doch nichts weniger beobachtet, als eben dieser Eid. Diejenigen, die auf den Schiffen der Gesellschaft etwas zu befehlen haben, machen sich das Havereyrecht vortrefflich wohl zu Nutze. Sie sagen nämlich allemal, die Reise habe ihnen einigen Verlust verursachet; und daher verlangen sie eine Schadloshaltung wegen eines eingebildeten Unglücks. Sie bilden sich auch ein, daß sie ihren Eid nicht brechen, wenn sie unter einem scheinbaren Vorwande, mit Fleische, Specke, Wasser, Tauwerke, u. d. g. Handlung treiben, ob sie schon solche Sachen, auf andern Fahrzeugen an das Land schicken, und sie den Chinesen, oder andern Indianern verkaufen *u*).

Wie sie ihren Eid brechen.

Zu Malaca hat man vielmals gesehen, daß Schiffer heimlich den Engländern eine Menge Tauwerk in die Hände gespielet, und hernach den **Bossemann**, der das Tauwerk unter sich hat, und den Skiemann, welcher das Vordertheil des Schiffes besorget, zur Strafe gezogen haben, als ob dieselben sich eines Diebstahles, oder einer Nachläßigkeit schuldig gemacht hätten. Andere hat man gesehen, welche große bengalische Taue in die See haben werfen lassen; unter dem Vorwande, daß sie nicht gut gemacht wären; und indessen hatten sie Leute bestellet, welche sie auffischen, und den Chinesen verkaufen mußten *w*).

Erstaunenswürdige Veruntreuungen.

Es ist gar keine Treue mehr auf Erden. Man sieht mit Betrübniß, wie viel Holz, Nägel, und andere Baumaterialien, auf der Insel Orwyt, und zu Batavia wegkommen. Wie viel verfertiget man nicht daselbst, in den Werkstäten der Gesellschaft von Glasrahmen, Pfosten, Thüren und Fenstern, welche zu Privathäusern gebrauchet werden

u) A. d. 300 Seite.

w) Eben daselbst.

den? Wie viel Koffer, Schränke und Behältnisse mit erhabener Arbeit verfertigen nicht daselbst die Handwerker der Gesellschaft? Wenn etwas für das gemeine Beste zu bauen ist; wenn Vorrathshäuser ausgebessert werden sollen: so muß man über die Menge Holz, Steine und Eisen erstaunen, welche man darzu anwendet. Die Verwunderung höret aber auf, wenn man sieht, daß Häuser und Gärten davon gebauet werden. Diejenigen, denen aufgetragen ist, Lebensmittel und Erfrischungen, für die Schiffe nach Batavia, Ceylan, Bengala, und an das Vorgebirge zu liefern, kaufen das schlechteste ein, das sie finden, und bringen es als das beste und theuerste auf die Rechnung der Gesellschaft. Ein Matrose bekömmt nur Knochen, die mit Haute bedeckt sind, an statt des schönsten Schöpsenfleisches, welches ihm doch zu einer so beschwerlichen Reise so nöthig wäre. Daher verursachet auch der Reichthum der Unternehmer, sowohl durch seinen geschwinden Anwachs, als auch durch seine übermäßige Größe, nicht geringe Verwunderung. Die Hospitäler sind von dieser Unordnung ebenfalls nicht befreyet. Es ist zu bejammern, wie sehr sie versäumet werden, und wie viel arme Leute, aus Mangel an Versorgung und Wartung, an solchen Orten umkommen müssen, wohin sie nur in der Hoffnung einer guten Versorgung gebracht worden sind. Solche Räubereyen werden gar nicht mehr mit dem Namen eines Diebstahles beleget. Sie sind zur Gewohnheit geworden; und diejenigen, welche Gelegenheit finden, sie auszuüben, bilden sich ein, daß sie eben deswegen erlaubt sind, weil sie nicht bestraft werden x). — Beschreib. von Batavia.

Die Schiffe, welche zu Batavia nach Japan ausgerüstet werden, sind nicht nur mit den Gütern der Gesellschaft, sondern auch anderer Personen, beladen. Diese letztern sind oftmals so zahlreich, daß die Güter der Gesellschaft zurück stehen müssen. Die Reiß- und Segelkammer, die St. Barbara, das halbe Verdeck, und das Taubenbehältniß, sind ganz voll. Die St. Barbara oder Constabelkammer ist manchmal mit großen auf einander gethürmten Kisten so angefüllet, daß man kaum das Steuerruder lenken kann, und kein Platz für diejenigen übrig bleibt, welche daselbst schlafen sollen. Eben dieser Misbrauch herrschet auch oftmals bey der Zurückreise. Daher rühren die Unglücksfälle, die sich manchmal bey Stürmen, eräugen, wenn man unter dem Winde, nahe bey der Küste ist. — Misbräuche bey den Schiffen.

Was für eine überflüßige Menge von Schreibern, Kaufleuten, Unterkaufleuten, Buchhaltern, und Beyständen, trifft man nicht an, die jährlich nach Japan abgehen! Man zählet ihrer manchmal zwölfe, und noch mehr, auf einem einzigen Schiffe; und sie nennen sich auf eine lächerliche Art, **Statthalter** der Gesellschaft. Diese nagenden Würmer, die auf Unkosten anderer leben, nehmen, bey ihrer Abreise die Angelegenheiten anderer von ihrer Art auf sich, die ihr Vermögen zu Batavia verschwendet haben, und hernach genöthigt werden, sich durch eine verbothene Handlung wiederum aufzuhelfen. Sie erhalten sich ungefähr so lange, bis die Schiffe abgehen; und man sollte glauben, daß sie die japanische und bengalische Schiffahrt gepachtet hätten. Diejenigen, welche nicht witzig und fleißig genug sind, oder keine mächtige Beschützer haben, bleiben verlassen. Denn die eifrige Bestrebung nach solchen Stellen ist so groß, daß allemal zwey Drittheile von denen, die sich darum bewerben, abgewiesen werden müssen. Diese besondere Handlung ist nicht nur unter den Mannspersonen gewöhnlich. Die Weiber mengen sich ebenfalls darein. Doch haben die Bewindhebber, durch eine besondere **Verordnung**, verfüget, daß, wenn — Ueberflüßige und gefährliche Beamten. — Verordnung, wodurch den Weibern die Handlung verbothen wird.

Mmm 2 eine

x) Auf der 302 und folgenden Seite.

Beschreib. von Batavia.

eine Frau hierinnen ertappet würde, die Gesellschaft sich, wegen der Schadloshaltung, an ihren Mann halten sollte *y*).

Treue der Japaneser.

In Japan hat die Gesellschaft zwar keinen Fiscal: indessen wachet man dennoch daselbst sehr sorgfältig über die Güter, welche auf den holländischen Schiffen ankommen. Die Japaneser dienen hierinnen selbst den Europäern zu einem Muster. So bald ein Schiff ankert, so versiegeln sie alle Ballen und Koffer. Sie halten Tag und Nacht Wache, um zu verhindern, daß keine Waaren aus dem Schiffe hinweg geschaffet werden mögen. Allein, alle diese Behutsamkeit ist doch nicht vermögend, diejenigen zurück zu halten, welche eine besondere Handlung treiben. Sie finden immer noch Mittel, dasjenige, was ihnen zugehöret, wegzuschaffen; und dasjenige, was sie mitnehmen wollen, zu sich in das Schiff zu bringen. Die strengste japanische Gerechtigkeit ist für sie ein allzu schwacher Kappzaum.

Strenge Bestrafung einiger Ungetreuen.

Einige von diesen heimlichen Kaufleuten wurden einsmals in der Nacht ertappet, eben da sie ihre Ballen nach **Nangasacki** schaffeten, und von hier, durch eben diesen Weg, andere Waaren zu erhalten hoffeten. Der Hof wurde darüber dermaßen entrüstet, daß der Befehlshaber in dieser Stadt, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, neun und dreyßig Japaneser, welche zu dieser Betrügerey mit Hand angelegt hatten, zur Todesstrafe abführen ließ. Neunzehn Japanesern wurde der Kopf abgeschlagen. Einigen andern wurde, nach dem Landesgebrauche, der Bauch aufgeschnitten. Viere von ihnen wurden gekreuzigt, und die übrigen wurden auf eine andere grausame Art vom Leben zum Tode gebracht. Zween holländische Kaufleute, die bey eben der Gelegenheit in Verhaft genommen worden waren, konnten mit genauer Noth loskommen. Man zog die Waaren der besondern Kaufleute ein, die im vorigen Jahre nicht hatten verkauft werden können, und der Oberaufseher der Gesellschaft, der zu dieser Unordnung stille geschwiegen hatte, wurde bey Strafe des Todes aus allen japanischen Häfen verbannet, und mit Schimpfe nach Batavia zurück geschickt *z*).

Bengala, der zweyte Platz der holländischen Handlung.

Bengala ist, nach den moluckischen Inseln, der zweyte Handelsplatz der Gesellschaft. Von Batavia werden dahin jährlich mehr als funfzehn Schiffe mit voller Ladung abgeschickt, und selten ist ihre Anzahl geringer. So bald sie vor der Wohnung geankert haben: so begiebt sich der Fiscal *a*) nebst einigen Abgeordneten dahin, und stattet seinen Besuch ab. Anfangs begiebt er sich in die Cajüte am Hintertheile des Schiffes, und trinkt daselbst auf glücklichen Fortgang der heimlichen Handlung. Hierauf berathschlaget man sich über die Mittel, wie man die Güter der besondern Personen ans Land schaffen könne. Alsdenn verbiethet man den Befehlshabern und Matrosen, durch einen öffentlichen Ausruf, bey Strafe der Einziehung der Waaren und anderer solcher Züchtigungen, irgend einige Packe oder Kisten ans Land oder an Bord zu schaffen. Kaum ist aber der Fiscal wiederum ans Ufer: so schicken der Schiffer, der Lootsmann, der Schreiber, der erste Kaufmann, und alle die übrigen Beamten, ihre Güter in die Häuser, die sie auf diese Zeit gemiethet haben, und handeln den ganzen Tag mit den Kaufleuten des Landes. Einige Rupien, die unter die Befehlshaber des Hafens ausgetheilet werden, haben die Kraft, ihnen die Augen zu blenden *b*).

Heimliche Handlung.

Von

y) A. d. 304 S.

z) A. d. 305 S.

a) Man muß nothwendig voraus setzen, daß Graaf mit seiner Beschuldigung nur den Fiscal seiner Zeit meynet. Denn man kann sich nicht einbilden, daß hierinnen keine Ausnahme Statt finden sollte. Indessen sind doch seine Worte allgemein,

Von den Vortheilen, welche von dieser heimlichen Handlung gezogen werden, kann man schon aus den Einkünften von dem einzigen Opium urtheilen. Dieses wird zu Bengala nur für siebenzig bis fünf und siebenzig Rupien eingekauft, und gilt hingegen zu Batavia zwey hundert bis zwey hundert und fünf und zwanzig Rupien *c*). Die Factoreyen der holländischen Gesellschaft in der Landschaft Bengala sind zu **Uglia**, **Deka**, **Bellezoor**, **Malda**, **Cassamabassar**, **Ragi mohol**, und **Patna**. Uglia, welches die vornehmste ist, liegt an dem kleinen Ganges, sechs und dreyßig Meilen von der See. Die Ladung der Schiffe besteht in Muscatennüssen, Nägelein, Muscatenbluhmen, Zimmet, Pfeffer u. d. g. Dafür erhandelt man feine Leinwand, Fotassen, Kaffa, Opium, Bisam, Gingang u. d. g. *d*).

Beschreib. von Batavia.

Große Vortheile derselben.

Factoreyen der Gesellschaft in Bengala.

Alle Jahre segeln von Batavia vier, fünf bis sechs Schiffe nach Japan ab, welches sieben hundert und funfzig Seemeilen davon abliegt. Ihre Ladung besteht in Taseln von **Siampanholze**, Schränkchen, **Pansjes**, roher Seide, Spezereyen, europäischen Seltenheiten, und andern Waaren. Die Holländer vertauschen dieselben gegen Gold, Kupfer, lackirte Sachen, Schlafröcke, Porzellan u. d. g. Die Schiffe, welche gerades Weges nach Japan gehen, segeln ordentlich gegen das Ende des Heumonats von Batavia ab. Diejenigen aber, die vor Siam vorbey gehen sollen, wo sie Elends- Hirsch- und andere ungegerbte Häute einnehmen, gehen im May ab, und kommen gegen die Mitte des Jenners zurück *e*). Man wird nachgehends sehen, wie die japanische Handlung ganz allein in den Händen der Holländer geblieben ist, und unter was für Bedingungen sie es dahin gebracht haben. Weil dieser Abschnitt nur für Batavia bestimmet ist: so versparen wir in andere Erzählungen noch viele Erläuterungen wegen der allgemeinen Handlung der Gesellschaft, welche von der Kenntniß derer Länder abhangen, wo sie sich niedergelassen hat.

Jährliche Abfahrt der Schiffe von Batavia nach Japan.

Die kürzesten Schiffahrten aus Holland nach Batavia geschehen ordentlich in sieben, sechs, manchmal auch in fünf oder fünftehalb Monaten. Oftmals brauchet man aber auch acht, neun, zehn, bis funfzehn Monate, wenn die Fahrt unglücklich ist *f*). Die Schiffe, die zur Zeit der amsterdamer Messe, das ist, im Herbstmonate, aus Holland abgehen, langen ordentlich im März oder April zu Batavia an. Dieses ist eine bequeme Zeit, von hier wiederum vortreffliche Reisen nach Siam, China, Japan, Bengala, der Küste Coromandel, Surate und Persien zu unternehmen. Die so genannten **Weihnachtsschiffe**, welche nämlich im Christmonate und Jenner aus Holland abgehen, langen im Heu- und Herbstmonate an. Zu der Zeit hat man wenig Gelegenheit zu andern Reisen von einiger Wichtigkeit. Die **Osterschiffe**, die im April und May aus Holland absegeln, langen im Christmonate an. Zu solcher Zeit sind diese Reisen sehr unbequem längst an der Küste von Java hin, nach Macassar, Amboina, Ternate und Banda. Vom Ende dieses Monats an, bis in den Hornung, gehen ebenfalls Schiffe von Batavia nach der innern und äußern westlichen Küste von Sumatra, nach **Padang**, **Paros**, **Pulosinka**, **Palimban**, **Jamby**, **Malaca**, u. s. w. *g*).

Jahreszeiten, und Dauer der holländischen Schiffahrten nach Batavia.

Die Schiffe, die von Batavia nach Holland zurück kehren, führen den Namen der erstern und andern **Convoy**. Die Schiffe von der erstern, die an der Zahl sechs, acht, und

Schiffahrt von Batavia nach Holland.

mein, und seine Erzählung wird für glaubwürdig gehalten.

b) A. d. 306 S.

c) A. d. 307 S.

d) A. der 348 S.

e) Eben daselbst.

f) A. d. 354 und folg. S.

g) A. d. 355 S.

Beschreib. von Batavia.

und noch mehrere ausmachen, gehen im Christmonate ab. Die Schiffe von der andern gehen vier bis sechs Wochen hernach unter Segel, weil sie auf die Schiffe warten müssen, die von Japan, China, Bengala, und der Küste Coromandel zurück kommen *b*). Die erstere von diesen beyden Flotten wartet auf die andere am Vorgebirge der guten Hoffnung; oder wenigstens geht sie nicht eher wiederum unter Segel, als bis sie die Zeit abgewartet hat, die zu ihrer Vereinigung bestimmet ist.

Straße der Kaufmannsflotten der holländischen Gesellschaft.

Sie lichten ordentlich den Anker zugleich, lassen das Vorgebirge gegen Nordwesten liegen, und fahren auf die Insel **St. Helena** zu. Von hier setzen sie ihren Weg auf eben dem Striche, oder ein wenig weiter westlich, gegen die Insel **Ascension** zu, fort. Wenn sie die Linie zurück gelegt haben: so rücken sie bis auf den dreyzehnten oder vierzehnten Grad der nordlichen Breite, und nehmen ihren Weg gegen die Salzinseln zu. Von hier geht die Straße fast gerade gegen Norden. Etwan unter dem funfzehnten oder sechzehnten Grade befindet man sich im **grünen Meere**. Dieses erstrecket sich bis unter den vier und dreyßigsten Grad. Von hier fährt man auf eben dem Wege fort, und über die Sandbänke von Terre Neuve, zwischen dem zwey und vierzigsten und funfzigsten Grade. Hierauf wendet man sich gegen Osten, nach **Hitland** zu, in der Hoffnung, daselbst verschiedene Schiffe anzutreffen, die vor der Flotte herum kreuzen, ihr zur Bedeckung dienen, und sie mit Erfrischungen versehen. Mit dieser Bedeckung segelt sie gegen **Doggerszand** zu; und hier trennen sich die Schiffe, die nach der Maaß und nach Seeland abgehen sollen *i*).

Rob. Knox.

Das XVI Capitel.

Robert Knoxens Reise nach Ostindien.

Es ist nunmehr Zeit, daß wir mit den holländischen Reisen abbrechen, und auch andere Völker auftreten lassen. Wir wollen aber die bisherigen Gewässer nicht verlassen, indem uns der Ueberfluß an Nachrichten in den Stand setzet, alle indianische Gegenden nach einander durchzugehen. Da wir aber die holländische Gesellschaft gleich zu der Zeit verlassen haben, da sie sich auf der Insel Ceylan auf dem Verfalle der Portugiesen fest setzen sollte: so scheint es nöthig zu seyn, daß wir dieses Buch mit der Reise eines Engländers schließen, dem man die vollkommensten Erläuterungen von dem Innern einer Insel zu danken hat, von welcher die Holländer nur die Ufer besitzen. Man wird um so viel natürlicher wiederum auf die von ihnen eroberten Länder kommen, wenn man durch eine richtige Eintheilung dahin geführet wird; und deswegen müssen hier alle Reisende ihre gebührende Stelle finden.

Einleitung.

Diese Reisebeschreibung ist mit einer bescheidenen und gründlichen Vorrede *k*) versehen, worinnen der Leser benachrichtiget wird, was er sich von der Beschaffenheit des Verfassers und seines Buches zu versehen habe. Dabey befinden sich zwo Genehmhaltungen, eine von den Commissarien der englischen ostindischen Handlungsgesellschaft, und mit ihres Secre-

b) A. d. 356 S.

i) A. d. 358 S.

k) Diese hat der Herausgeber Richard Hooke gemacht.

Secretärs Unterschrift; die andere von **Christoph Wren**, einem in England ungemein angesehenen Manne: beyde machen dem Leser die vortheilhafteste Vorstellung von einem Werke, das in Ceylan selbst, und von einem Manne, welcher die Landessprache und Gewohnheiten vollkommen verstund, aufgesetzet worden. Die Portugiesen und Holländer beschifften diese Insel seit langer Zeit: allein, ihre Nachrichten davon, die man hin und wieder in ihren Reisebeschreibungen findet, waren sehr unvollständig.

Rob. Knox. 1657.

Robert Knox ist nicht nur der erste, sondern auch der einzige, von dem man eine **ceylanische Reisebeschreibung** hat. Nach des Herausgebers Berichte war er ein Sohn eines Schiffshauptmannes der ostindischen Gesellschaft, erhielt nach seiner Zurückkunft aus der Insel eben dergleichen Würde, und that eine Reise nach **Tunkin**. „Aus dem ganzen „Werke leuchtet eine große Liebe zur Wahrheit und ein aufrichtiges Wesen hervor; sind „des Herausgebers eigene Worte. Eben dieses zeigete auch sein Umgang; ich fand an „ihm einen Mann, der von allen Vorurtheilen frey war, und über den weder Eigennutz, „noch Gewogenheit, noch Feindschaft, etwas zum Nachtheile der Wahrheitsliebe ver„mochte *l*).

Tagebuch des Verfassers.

Der I Abschnitt.

Knox wird genöthiget, nach Ceylan zu gehen; wie er empfangen wird. Die Engländer werden hintergangen. Der Hauptmann wird nebst achtzehn seiner Leute gefangen. List, das Schiff zu erobern. Das Schiff läßt die Gefangenen zurück. Sie werden vertheilet. Wie es dem Hauptmanne ergeht; imgleichen dem Verfasser. Sie kommen wegen einer Landseuche in Noth. Bewegliche Umstände von des Hauptmannes Tode. Gott schicket dem Verfasser einen Trost zu.

Im Jahre 1657 den 20sten Jenner lief die Fregatte der ostindischen Gesellschaft, die **londonsche Anne** genannt, aus den Dünen, unter dem Befehle des Hauptmanns, **Robert Knoxens**, und Vaters des Verfassers. Sie war nach dem Fort, der **St. Georg**, auf der Küste Coromandel, befrachtet, und der junge Knox befand sich, seines neunzehnjährigen Alters unerachtet, bey diesem Zuge. Nachdem sie ein Jahr auf der Küste gehandelt hatten: so nahm der Hauptmann seine Ladung nach England auf der Rhede von Masulipatan ein. Eines Tages aber entstund ein so heftiger Sturm, daß viele Schiffe vor seinen Augen untergiengen, und er, das seinige zu retten, den großen Mast platt abkappen mußte. Indem er nun auf diese Weise seine Reise nicht fortsetzen konnte: so lief er in eine bequeme Bay auf Ceylan, Namens **Cotiar**.

Knox wird genöthiget, nach Ceylan zu gehen.

Ob er gleich den Einwohnern anfänglich nichts Gutes zutrauete: so versah er sich doch nach einem zwanzigtägigen Verweilen daselbst nichts Böses mehr, indem seine Leute allezeit frey ans Land gegangen, und wieder an Bord gekommen waren. Man hatte ihnen auch alle nöthige Lebensmittel willig verkaufet. Allein, der König von Ceylan wurde über ihre Ankunft argwöhnisch; weil sie ihm selbige nicht vermeldet ließen. Er schickte einen Befehlshaber mit einiger Mannschaft ans Ufer, der den Hauptmann ersuchen ließ, ans Land zu kommen, weil er ihm Briefe vom Könige zu übergeben hätte. Die Engländer begrüßeten

Wie er empfangen wird.

Die Engländer werden hintergangen.

l) Das Buch hat zwey Theile in einem Duodezbande. Es ist aus dem Englischen übersetzet, und erstlich 1693 zu Amsterdam, hernach in eben diesem Jahre zu Lion gedruckt worden.

Rob. Knox. 1657.

ten den Befehlshaber mit ihrem Geschütze, und schickten den jungen Knox nebst einem Schiffskaufmanne an ihn. Er fragte, wer sie wären, und wie lange sie sich in der Bay aufhalten wollten. Auf ihre Antwort, sie wären Engländer, und wollten ihr Schiff ausbessern, versicherte er sie des Königes Gnade, und daß der Befehl bereits gegeben wäre, ihnen alles Nöthige zu reichen; das Schreiben aber müßte er in des Hauptmanns eigene Hände liefern. Nun stund dieser Befehlshaber, welcher den Titel **Dissauva** führete, zwölf Meilen vom Strande, und also entschuldigte der junge Knox seinen Vater, weil er nicht so weit vom Schiffe weggehen dürfte, er würde aber gar gern ans Ufer kommen, und des Königes Schreiben daselbst abholen. Hiermit schien der **Dissauva** zufrieden zu seyn, und ersuchte die Engländer, über Nacht hier zu bleiben, weil er sich morgen nebst ihnen an das Ufer begeben wollte. Des Abends ließ er ihnen sagen: er wäre im Begriffe, dem Hauptmanne ein Geschenk zu schicken; wofern sie nun etwan Briefe mitgeben wollten, so sollten selbige wohl überliefert werden. Dieses kam ihnen so verdächtig vor, daß sie dem Hauptmanne schrieben, er möchte nicht vom Schiffe weichen: allein er bekam das Schreiben nicht.

Der Hauptmann wird nebst achtzehn seiner Leute gefangen.

Das Geschenk, welches aus Viehe und Obste bestund, wurde ihm zugeschickt. Die Ueberbringer desselbigen sagten, seine beyden Abgeordneten kämen mit dem **Dissauva** zurück, der ihn bäthe, ans Land zu treten, und des Königes Schreiben zu empfangen. Der Hauptmann versah sich nichts Böses, ließ sich in der Schaluppe über einen kleinen Fluß setzen, und stieg aus. Aber kaum hatte er sich unter einen Baum gesetzt: so überfiel ihn einige im Gebüsche versteckt gelegene Mannschaft, und nahm ihn nebst seiner Begleitung gefangen, welches desto leichter war, weil er und noch sieben andere kein Gewehr bey sich hatten. Man that ihnen nichts zu Leide, plünderte sie auch nicht. Der Hauptmann wurde in einem Hangebette nach dem Flecken getragen, wo sein Sohn die Nacht geschlafen hatte: sie durften aber einander noch nicht sprechen. Den andern Tag stiegen neun Personen vom Volke ans Land, weil sie nichts von des Hauptmannes Unglücke wußten, und wollten Bäume fällen: sie wurden aber gefangen, und weil sie sich gewehret hatten, fest gebunden. Man führete sie tiefer ins Land, und band sie los, als man glaubte, sie könnten nun nicht mehr entlaufen.

List, das Schiff zu erobern.

Als der **Dissauva** die achtzehn Engländer und beyde Schaluppen weghatte: so suchte er sich des Schiffes ebenfalls zu bemeistern. Er wollte dem Hauptmanne weiß machen, man habe ihn nur deswegen fest gemachet, damit der König Zeit gewinne, seine Geschenke für die englische Nation zurechte zu machen. Ferner wollte er ihn überreden, er sollte seinem Schiffslieutenante befehlen, noch einige Tage auf der Rhede zu liegen, damit er den holländischen Schiffen nicht in die Hände fallen möchte. Der Hauptmann willigte zum Scheine darein, und schickte zwey seiner Leute nebst einigen Indianern in einem Boote ab. Als die letztern allein wiederkamen, weil er den seinigen befohlen hatte, am Borde zu bleiben: so sagte er zu dem **Dissauva**, seine Leute wollten ihm nicht gehorchen, weil er gefangen wäre. Damit verlangte jener, er sollte seinen Sohn an sie schicken, und solchem befehlen, wieder zu kommen. Der junge Knox versprach es, und hielt es auch. Allein, sein Vater hatte ihm gebothen, die Wache zu verdoppeln, die Stücke zu laden, und bey der Nacht kein Fahrzeug ans Schiff kommen zu lassen. Der junge Knox brachte bey seiner Wieder-

m) Eben das. a. d. 151 S.

Wiederkunft einen Brief mit, den er selbst geschrieben, und das ganze Schiffsvolk unterzeichnet hatte, worinnen sie erkläreten, daß sie währender Gefangenschaft des Hauptmannes keine Befehle von ihm annähmen, sondern sich auf das äußerste wehren würden. Hierüber ließ der **Dissauva** die Hoffnung fahren, das Schiff zu erobern, und erlaubete den Gefangenen, an ihre Bekannten auf der Fregatte zu schreiben, und sich holen zu lassen, was sie wollten. Auf diese Weise wurden sie eine Zeitlang reichlich verpfleget, ohne daß ihrentwegen einiger Befehl vom Könige ankommen wollte. Unterdessen, da die Jahreszeit verstrich, mußte der Hauptmann endlich an den Befehlshaber des Schiffes schreiben, er sollte nach **Porto novo** zurück gehen, und bey dem englischen Agenten anfragen, was weiter zu thun wäre *m*).

Rob. Knox. 1657.

Das englische Schiff läßt die Gefangenen zurück.

Nach dem Absegeln des Schiffes blieben die Gefangenen in der Gewalt eines barbarischen Volkes. Es waren ihrer sechzehn, nämlich der Hauptmann, sein Sohn, die Herren **Loveland**, **Gregory**, **Beard**, **Gold**, **Rutland**, **Mullins**, **Gutch**, **Berry**, **Knight**, **Winn**, **Hobbard**, **Emery**, **Warnham**, und **Smith**. Der Verfasser schreibt ihr Unglück der Ursache zu, weil sie keine Geschenke an den König geschicket hätten. Unterdessen brachte man sie tiefer ins Land, und begegnete ihnen sehr wohl. Ja sie fanden die Einwohner auf gewisse Weise sehr manierlich; es hatten selbige die europäische Lebensart zu der Zeit gelernet, als sie unter den Portugiesen stunden, und sie machten sich ein Vergnügen daraus, den Fremden ihre Geschicklichkeit in diesem Stücke zu zeigen. Ueber dieses hatte der Hauptmann seine Leute um sich, und dieses gereichte ihnen allerseits zu einigem Troste. Doch es währete nicht lange, so kam Befehl, sie zu vertheilen. Gleichwohl erlaubte man dem Verfasser, bey seinem Vater zu bleiben *n*).

Werden vertheilet.

Erstlich führete man sie fünf bis sechs Tage lang durch große Wälder, auf breiten Heerstraßen, worauf ihnen aber keine Seele begegnete. Des Nachts schliefen sie auf der bloßen Erde, und legten sich Zweige unter das Haupt. An Essen fehlete es nicht. Sie bekamen Reiß, getrocknete Fische und geräuchert Fleisch. Zuweilen schoß ihre Wache Gemsen, oder nahm Honig aus den Bäumen, und theilete ihnen davon mit. Wasser fanden sie genug; denn die Wälder waren voll Teiche und Flüsse. Als sie in bewohnte Gegenden kamen: so gab man ihnen das Essen nach Landesart zugerichtet, nebst allerley Küchengewächsen und Obste, auf des Landes Unkosten. Alle Leute liefen herbey, sie zu sehen. Endlich wurde **Loveland**, **Gregory**, der Hauptmann und sein Sohn, nahe bey der Hauptstadt **Candy**, wo der König sein Hoflager hielt, einquartieret, die andern aber weiter verschicket. Denn des Königes Wille war, man sollte sie wohl verpflegen, und ihre Menge konnte einem einzigen Orte zur Last fallen *o*).

1660.

Wie es dem Hauptmanne ergeht.

Vater und Sohn brachten beynahe zwey Jahre in diesem Zustande hin. Den 16ten des Herbstmonats 1660 trennete man sie von **Lovelanden** und **Gregory**, und brachte sie in eine Stadt, **Bonder Consowat** genannt, dreyßig Meilen nordlich von Candy. Die Lage ist angenehm und bequem, aber die Hitze daselbst sehr groß, und die Häuser dunkel und unfläthig. Der Hauptmann durfte sich eines auslesen, welches aus vier Pfeilern und einem Dache bestund, ohne die geringste Mauer. Der Vater bekam ein Hängebette mit einer Matratze, welches bey diesem Volke eine besondere Ehre ist. Der Sohn hatte eine bloße Matratze auf dem ebenen Boden. Lebensmittel reichte man ihnen beständig im Ueberflusse.

Das

n) Eben daselbst, a. d. 153 S. *o*) A. d. 156 und folg. S.

Rob. Knox. 1661.

Kommen wegen einer Seuche in Noth.

Das erste Jahr, als sie in dieser Stadt wohneten, breitete sich eine Seuche darinnen aus, und raffete viele Einwohner weg. Ja, sie wurde so allgemein, daß jedermann nur für sich selbst zu sorgen hatte, und niemand mehr an die beyden Fremden gedachte. Sie mußten also den Reiß und ihre übrigen Speisen selbst kochen. Ihr einziger Trost war, daß sie einige Gebethbücher hatten, worinnen sie Morgens und Abends mit einander lasen. War die Hitze vorbey, so giengen sie außerhalb der Stadt spazieren *p*).

Die folgende Erzählung würde ihre Annehmlichkeit verliehren, wofern man sie mit Weglassung einiger Umstände abkürzen wollte. Eben so wenig werde ich des Verfassers mit eingemischte Gedanken weglassen, weil sie ihres natürlichen Wesens halber selbige nicht wenig zieren.

Bewegliche Umstände von des Hauptmannes Tode.

Nachdem wir einige Zeit also hingebracht hatten, schreibt er *q*): so bekamen wir alle beyde das Fieber, welches im ganzen Lande herum gieng. So oft ich meinen Vater ansah, mußte ich weinen, weil ich ihm nicht das geringste helfen konnte. Seines Ortes war er so betrübt, daß er zum öftern sagte: „Was habe ich gethan, daß ich dich zurück kommen „hieß? Dein Gehorsam bringt dich in dieses elende Leben. Ich bin schon alt, und werde „es nicht lange mehr treiben; aber vielleicht wirst du das Ende von deinem Unglücke noch „erleben. Gott wolle dich in seinen Schutz nehmen, und segnen.

Er hatte das Fieber nicht lange: allein, er verlohr aus eitel Betrübniß alle Kräfte. Er sagte zuweilen in seiner Bekümmerniß: „Ich bin mein Lebtage in so großer Gefahr „gewesen, Gott hat mich allemal daraus errettet. Ich bin niemals in Feindeshände gera„then. Soll ich nun am Ende meines Lebens ein Sklave bey den Ungläubigen seyn, und „außerhalb meinem Vaterlande sterben, woselbst ich mich nach dieser Reise zur Ruhe setzen „wollte?„ Er kam die übrigen drey Monate, die er noch lebte, nicht mehr aus dem Bette. Er hatte nichts, als eine Matte und eine kleine Matratze unter sich; seine Decke war der Teppich, worauf er in der Schaluppe gesessen hatte.

Ich meines Ortes hatte keine andere Decke, als meine Kleider. Wenn mich der Fieberfrost überfiel: so machte ich geschwind Feuer. Das Holz war uns nicht verwehret: allein, ich mußte es meiner Schwachheit ungeachtet selbst holen. Mein Vater hatte einen jungen Neger von Porto novo mitgebracht. Als selbiger sah, daß wir selbst Sklaven waren: so that er das wenigste mal, was wir ihm hießen. Endlich bekam mein Fieber einen ordentlichen Gang, und überfiel mich alle drey Tage. Ich mußte mich sechzehn Monate lang damit schleppen. Wenn mein Vater unser Unglück überlegte: so fing er an zu jammern, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Einmal genoß er ganzer neun Tage lang nichts, als frisch Wasser, seufzete ohne Unterlaß, und wollte nicht das geringste zu essen von mir nehmen.

In diesem Elende lebte er bis den 9ten des Hornungs, 1661. Des Abends vor seinem Tode mußte ich mich neben seinem Bette setzen, wiewohl ich eben den Anfall vom Fieber hatte. Er sagte hierauf: „Sein Stündlein rücke herbey; er wisse gewiß, Gott werde ihn „noch diese Nacht erlösen, und er verlasse dieses zeitliche Leben mit innigster Freude. Wir „sprächen jetzo einander zum letzten male: käme ich wieder nach England, so sollte ich mich „meines Bruders und meiner Schwester annehmen. Er hätte mich in seinem letzten Wil„len insonderheit bedacht.„ Hierauf gab er mir seinen Segen, und verordnete, weil er kein Leichentuch hätte, so sollte ich ihm den Kopf mit seinem Hemde verhüllen, den Leib aber mit

p) A. d. 161 und 162 S. *q*) A. d. 162 und folg. S.

mit seinen Kleidern, und sodann in die Matte einwickeln, worauf er lag. Diesen traurigen Abschied nahmen wir des Abends um neun Uhr von einander, und zwischen zwey bis drey Uhr des Morgens verschied er.

Rob. Knox. 1661.

Ich konnte vor Schwachheit und Betrübniß mich kaum rühren. Doch nahm ich alle Kräfte zusammen, drückte ihm die Augen zu, und wickelte ihn also ein, wie er es befohlen hatte. Ich schickte unsern Neger in der Stadt herum, einigen Beystand zum Begräbnisse zu verlangen: er brachte aber nichts, als ein langes Seil, damit man das Vieh anhängt, nebst dem Bedeuten, wenn ich mehr Hülfe verlangte, so müßte ich dafür zahlen. Dieses gieng mir ungemein zu Gemüthe. Ich hatte kein Werkzeug, ein Grab zu machen, und die Erde war der Hitze wegen ungemein fest. Endlich halfen mir einige Chingulesen gegen eine kleine Verehrung das Grab machen, und meinen unglückseligen Vater darein legen. Es war in einem Walde, darinnen wir oft spazieren giengen, einem Reißfelde gegen Norden, am Wege nach **Handapul**, welches ein unter **Bonder Cousonat** gehöriger Flecken in der Landschaft **Hoteurly** ist.

Also war ich nunmehr allein, krank und gefangen, und hatte keinen andern Trost, als daß ich meine Augen zu Gott aufhub, und ihn um Hülfe anrief. Der Hof erfuhr meines Vaters Tod sogleich, und schickte zween eigene Bothen ab, die mich fragen mußten: ob er mir nichts verlassen hätte? Er hatte mir vor seinem Absterben einen goldenen Ring, eine **Pagode** r) und einige Silbermünze gegeben, auch einige alte Kleidungsstücke, und ich dachte, man werde es mir nehmen. Allein, es wurde nur aufgeschrieben, und der König befahl, die Einwohner sollten besser für mich sorgen, als bisher. Das Fieber blieb allmählig aus, nachdem es mich sechzehn Monate gequälet hatte, und Gott, den ich eifrig anrief, schickte mir einen Trost, der mich von der künftigen Zeit etwas besseres hoffen ließ. Als ich eines Tages in einem kleinen Teiche fischete, so gieng ein alter Mann vorbey, und fragte meinen Schwarzen: ob ich lesen könnte? Als ich mich umsah, fragte er mich, ob ich ein Buch kaufen wollte, das die Portugiesen bey ihrer Flucht aus Columbo zurück gelassen hätten? Ich verlangte es aus einer bloßen Neubegierde zu sehen. Aber wie groß war meine Freude, als ich es für die Bibel erkannte! Ich hätte ihm gern meine Pagode dafür gegeben: allein er war mit einer Mütze zufrieden. Um diesen Preis kaufte ich die Quelle meines Trostes in allem Unglücke.

Gott schicket dem Verfasser einen Trost zu

Der II Abschnitt.

Wie es Knoxens Gefährten ergangen. Sie leben bequem. Knox ist übel daran; er soll auf seine Ehre sehen; verdienet sich etwas; bauet ein Haus und kömmt in Lebensgefahr; trifft noch mehr gefangene Engländer an. Portugiesischer Missionar entscheidet eine Gewissensfrage. Unglück zweener Engländer. Der König läßt die Gefangenen los. Es reuet ihn wieder. Neue Zerstreuung der Gefangenen. Dem Verfasser geht es wohl. Holländische Schanze Arrandery. Der König erobert sie. Knox wird nach Laggendeny gebracht. Seltsamer Befehl des Königes. Knox kaufet ein Landgut; muß nach Hofe kommen.

Nunmehro wollen wir unsere gewöhnliche Erzählungsart wieder vor die Hand nehmen, um dem Leser mit Anführung einiger Umstände von geringer Wichtigkeit nicht zu ermüden. Man hatte Knoxens Gefährten in die Landschaft **Hottera Courly** gegen Westen von

Wie es seinen Gefährten ergangen.

r) Ist eine indianische Goldmünze, als ein Thaler.

Rob. Knox. 1661.

von Candy gebracht. Jeder wohnete besonders, etwan vier bis fünf Meilen von dem andern. Ihre Wache ließ sie bald da bald dort zu Mittage und Abend essen, damit sie niemanden zur Last fielen, und gemeiniglich schliefen sie in dem Hause, wo sie des Abends gespeiset hatten. Ihr Bette bestund in einer elenden Matte, die sie mit sich herum tragen mußten. Sie wußten lange Zeit nicht, daß sie so nahe beysammen wären. Endlich verschaffeten ihnen einige Landeseinwohner Gelegenheit, einander zu sprechen. Doch diese Gunst währete nicht lange, weil Colombo, ein bekannter Seehafen, nur zwo Tagereisen davon lag, und man befurchte, sie möchten entfliehen. Gleichwie man aber mit der Zeit auch so gar wilde Thiere zähmet: so fanden sie ebenfalls Mittel, ihre Wache zu gewinnen. Sie erfuhren, was diejenigen für Gerechtsamen haben, die man als Bedienten des Königes ansieht. Man mußte sie zwar mit Lebensmitteln, aber nicht mit Kleidern versehen, welche allmählig zu Grunde giengen. In dieser Noth nahmen sie Sparsamkeit und Verstand zu Hülfe s).

Wie sie bequemlich leben.

Sie bemerkten, daß es den Leuten sehr beschwerlich fiel, ihren Reiß zuzubereiten und zu kochen; daher erbothen sie sich, dieses selbst zu thun, wenn man ihnen statt eines Maaßes Reiß für jedwede Person, zwey geben wollte: und damit ihre Forderung billig scheinen möchte, so sagten sie, sie hätten so viel nöthig. Den Ueberfluß verkauften sie unter der Hand, etwas wohlfeiler, als der ordentliche Preis war, und schaffeten sich von dem Gelde Kleider. Hernach lerneten sie Mützen stricken, und verkauften eine für drey Groschen, ob gleich das Garn darzu nur einen kostete. Dieser Handel hätte sie reich gemacht: allein ihr Geiz verderbte alles. Sie machten eine so große Menge Mützen, daß sie keine Käufer mehr um den alten Preis fanden, und an ihrer Waare merklich verlohren. So wurden sie auch übermüthig, und wollten über das Volk herrschen; daher verlohr es die Lust, ihnen sonderlich an die Hand zu gehen t).

Knox ist übel daran. Soll auf seine Ehre sehen.

Knox hatte ebenfalls wenig mehr auf dem Leibe, und die Noth zwang ihn also, seine Zuflucht zur Arbeit zu nehmen. Allein, da er Mützen stricken wollte, so redeten ihm einige vornehme Herren zu, es wäre zwischen ihm und den andern Engländern ein großer Unterschied; er wäre eines Hauptmanns Sohn, und dürfte keine verächtliche Handthierung treiben; der König hätte ihn nur eine Zeitlang auf die Probe setzen wollen; er würde ihn aber bald nach Hofe rufen, und mit einem wichtigen Amte bekleiden; mit einem Worte, er müßte sich seiner Ehre halber sein Essen schon zubereitet reichen lassen, und vor allen Dingen den Vorsatz fahren lassen, Mützen zu stricken u).

Verdienet sich etwas.

Er hätte diesem Rathe gern gefolget, wenn er nur gewußt hätte, wie er sich auf andere Weise helfen sollte. Allein da ihn die Noth zu heftig drückte, so gab er zur Antwort: wenn er vornehmer wäre, als andere, so sollte man ihn auch besser halten. Es hungerte ihn sowohl, als seine Gefährten; daher bäthe er um ein doppeltes Maaß Reiß, und um Erlaubniß, etwas zu verdienen, gleichwie seine Unglücksgefährten thäten: doch um seine Ehre in Sicherheit zu setzen, gab er vor, er wollte seinen Schwarzen zur Mützenstrickerey gebrauchen. Auf diese Erklärung bekam er nicht nur die zwey Maaß Reiß für seine Person, und eine für den Schwarzen, sondern auch Citronen, Pfeffer, Salz, Eyer und Geflügel.

Als

s) Eben daselbst a. d. 176 S.
t) A. d. 173 u. f. S.
u) A. d. 182 S.

Als er wegen seines Unterhaltes gesichert war, so dachte er auf ein eigen Haus. In der Nähe war ein Garten, der dem Könige gehörete, und worinnen viele schöne Cocosbäume stunden. Einige Chingulesen, die ihm gut waren, halfen ihm eine bequeme Wohnung bauen. Zum Unglücke mußten sie andern Geschäfften nachgehen, damit war er allein; doch fuhr er nebst seinem Schwarzen mit bauen fort. Allein ob er gleich die Sprache schon gut verstund, so waren ihm doch die Landesgewohnheiten noch nicht alle bekannt. Er brachte Kalch zuwege, und strich sein Haus nach europäischer Art weiß an. Nun ist dieses in Ceylan bey Lebensstrafe verbothen x), und ein Vorrecht der Tempel und der königlichen Palläste. Er hätte also seinen Kopf verlohren gehabt, wenn ihn der König als einen Ausländer nicht begnadiget hätte. Diese außerordentliche Gewogenheit setzte den Leuten die Meynung in den Kopf, der König müßte große Dinge mit ihm vorhaben. Er bekam Erlaubniß, Schweine und Geflügel zu halten; welche sich in kurzer Zeit gewaltig vermehrten. Aus den abgefallenen Cocosnüssen machte er Oel zum Brennen, und zum Essen. So lange dieses Oel frisch ist, giebt es der englischen Butter nichts nach. Er lernete auch Mützen stricken, und verkaufte sie, wie seine Gefährten.

Rob. Knox. 1661.

Bey diesem ruhigen Leben sonnen sie auf Mittel, zu entfliehen, und hoffeten, es würde angehen, wenn sie des Landes besser kundig seyn würden. Verschiedene Europäer hatten dergleichen Anschläge schon vor ihnen gemacht: es waren aber selbige unglücklich abgelaufen. Den Landeseinwohnern sind alle Weißen, die ihnen begegnen, verdächtig; sie setzen dieselbigen zur Rede, und halten sie an, wenn ihre Antwort im allergeringsten verdächtig vorkömmt. Unterdessen ist es doch nicht unmöglich, ihre Wachsamkeit zu hintergehen, und einen Seeplatz zu erreichen: allein es kömmt sodann darauf an, ob man europäische Schiffe antrifft, sonst kann man in den Wäldern Hungers sterben y).

Knox fand noch mehr Landesleute auf der Insel, welche im Jahre 1658 waren gefangen worden. Es waren ihrer dreyzehn, und sie hießen **Vassal**, **Mergiason**, **Mareh**, **Kirby**, **Jelf**, **Cardiner**, **Dag**, **Stapleton**, **Man**, **Smart**, **Hobstain**, **Gony** und **Bingham**. Ihr Schiff unter dem Hauptmann **Johnson** hatte an den maldivischen Inseln Schiffbruch gelitten: sie retteten sich auf den Schaluppen nach Ceylan, und mußten da bleiben. Man hatte ihnen alles genommen, was sie hatten, nur die Kleider ausgenommen. Unterdessen wurden sie in der Stadt Candy gut versorget. Man gab ihnen Reiß, Geflügel und Matten im Ueberflusse. Nur Fleisch fehlete ihnen, und Geld, welches zu kaufen.

Knox trifft noch mehr gefangene Engländer an.

Der Verfasser erzählet, es sey ihnen einst eine Lust angekommen, eine Kuh zu schlachten, und sich dabey lustig zu machen. Weil sie aber nicht wußten, ob sie andern das Ihrige nehmen dürften, so zogen sie einen portugiesischen **Missionarium** zu Rathe z), welcher Erlaubniß hatte, in Candy zu wohnen. Er gab zur Antwort, sie könnten die Güter derjenigen, die sie ungerechter Weise gefangen hielten, mit gutem Gewissen verzehren, und damit sie nicht daran zweifeln möchten, so aß er zum ersten von dem gestohlenen Kuhfleische.

Portugiesisch. Missionarius entscheidet eine Gewissensfrage.

Unter diesen alten engländischen Gefangenen, hatte der König einige Gewogenheit auf **Man** und **Smart** geworfen, welches zwey wohlgestaltete junge Leute waren. Allein da er Nachricht bekam, **Smart** sey heimlich bey einem kurz vorher angekommenen holländischen Bothschafter gewesen: so schickte er ihn in das Gebirge, wo er eine Landeseinwohnerinn heira-

Unglück zweyer Engländer.

x) A. d. 185 Seite.
y) A. d. 189 S.
z) A. d. 193 Seite.

Rob. Knox. 1664.

heirathete, auch einen Sohn von ihr hatte, hernach aber unglücklicher Weise ums Leben kam. Mans Schicksal war noch betrübter. Es befand sich ein geschickter portugiesischer Künstler in Colombo; diesen hätte der König gern in seinen Diensten gehabt. Man mußte ihm den Antrag thun: allein, weil er ihn nicht hatte darzu bewegen können, so unterdrückte er den Brief, welcher dessen abschlagige Antwort enthielt, aus bloßer Furcht, der König möchte sich über seine gar zu offenherzige Erklärung ärgern. Zum Unglücke verrieth der Dollmetscher, was vorgegangen war: damit ließ der König alle drey den Elephanten vorwerfen: Manen, weil er nicht aufrichtig gewesen war; den Portugiesen, weil er den Antrag verschmähet hatte, und den Dollmetscher, weil er es nicht gleich eröffnete a).

Der König läßt die Gefangenen los. Es reuet ihn wieder.

In diesem Zustande blieben die Gefangenen bis 1664, da der Ritter Winter, Befehlshaber der Festung St. Georg, eine Verbitte für sie einlegte. Der zu Candi damals anwesende holländische Bothschafter hatte von dem Statthalter zu Colombo gleichfalls Befehl, wegen ihres Lösegeldes Handlung zu pflegen. Der König gab diesem Anbringen Gehör, und ließ die Gefangenen alle nach Candi bringen. Es waren ihrer neun und zwanzig. Man kündigte ihnen die Freyheit an: zugleich aber auch dieses, der König wollte denjenigen Dörfer, Sclaven und ansehnliche Bedienungen an seinem Hofe geben, die in seine Dienste treten wollten b).

Weil er nun, wie alle Könige, seine Dienste für ein großes Glück schätzte: so verdroß es ihn, daß sie niemand annehmen wollte; er zog sein Wort zurück, und wurde sehr ungnädig auf die Gefangenen. Man sagte ihnen, sie müßten alle Tage vor den Pallast kommen, und seine Befehle erwarten: sie thaten es ziemlich lange. Da ihnen aber niemals das geringste befohlen wurde: so wußten sie nicht, ob diese anscheinende Unschlüssigkeit des Königes aus einer gnädigen Neigung gegen sie, oder aus einer Furcht, die Holländer zu Colombo unwillig zu machen, herkäme. Auf einmal eräugete sich ein plötzlicher Zufall, und machte ihre ganze Hoffnung zu nichte. Des Königes Pallast wurde bey der Nacht von einer Menge Aufrührer angefallen. Zwar dauerte der Aufruhr nur fünf Tage: allein bey der großen Unruhe am Hofe, befahl der König, die Gefangenen wieder an ihre vorigen Wohnplätze zu schicken, und wollte von ihrer Loslassung nichts mehr hören. Man vertheilete sie in unterschiedliche Provinzen. Knox kam in die Landschaft Handapandun, auf der Westseite von Candi c).

Neue Zerstreuung der Gefangenen.

Diese Gegend gefiel ihm desto besser, weil sie nahe an der See liegt. Er hoffte, mit der Zeit seine Freyheit zu erlangen. Allein, weil man Tag und Nacht auf ihn Achtung gab: so bauete er mit Hülfe seiner Nachbarn ein Haus an dem Ufer eines Flusses, zog einen Graben herum, und setzte um den Graben einen Zaun. Hernach fing er wieder an, Mützen zu stricken, und verkaufte sie mit gutem Vortheile. Mit diesem Handel erwarb er viel Geld. Seine Nachbarn riethen ihm, als gute Freunde, zu einer Heirath. Um sich nicht verdächtig zu machen, that er, als ob er Lust hätte, und entschuldigte sich nur, er sey noch nicht im Stande, eine Frau zu ernähren; überdieses wollte er sich auch eine aussuchen, die ihm gefiele.

Dem Verfasser geht es wohl.

In diesem Lande lebte er zwey Jahre, ohne eine Gelegenheit zur Flucht anzutreffen. Man erzählete ihm gar oft einige traurige Beyspiele von Ausländern, die man auf dem Weglaufen erwischet und hingerichtet hatte; er dachte auch von selbsten fleißig daran. Im Jahre

a) A. d. 194 S.
b) A. d. 206 S.
c) A. d. 207 und folg. S.

Jahre 1666 baueten die Holländer eine Schanze zu **Arrandery**, zwischen welcher und ihm nur das Gebirge war. Der König ärgerte sich darüber, überfiel sie unversehens, und ließ die ganze Besatzung gefangen nach Candy führen *d*). Knox war nebst dreyen Engländern in dieser Landschaft. Damit sie aber währender Unruhe nicht wegliefen, so ließ er sie in eine entlegene Stadt, Namens **Laggendeny**, führen. Sie liegt oben auf einem Berge. **Knox** und **Loveland** wurden zusammen dahin gebracht, weil unter allen gefangenen Engländern nur sie allein noch unverheirathet waren. Alle übrigen hatten die Hoffnung, ihr Vaterland wieder zu sehen, aufgegeben, und Weiber genommen.

Rob. Knox. 1666.

Knox wird nach Laggendeny gebracht. Holländische Schanze Arrandery. Der König erobert sie.

Bey ihrer Ankunft in die Stadt erschracken sie ungemein, da sie nichts als die größte Armseligkeit fanden. Der König pfleget öfters die Missethäter, die er zum Tode verdammen will, dahin zu schicken. Knox gedachte nicht anders, als sein Leben stehe in Gefahr, weil er auf ausdrücklichen Befehl vom Hofe dahin gehen mußte. Doch diese Furcht dauerte nicht länger, als einen Tag. Der König vermuthete wohl, er würde sich sehr betrüben, daß er eine angenehme Landschaft mit einem wüsten Gebirge vertauschen müßte; daher schickte er des folgenden Tages einen Hofcavalier an die Einwohner, und ließ ihnen sagen *e*): „Die Engländer wären keine Missethäter, noch stünden sie in Ungnaden; im „Gegentheile beföhle der König, ihnen als Personen, die er zu hohen Stellen befördern „wollte, zu begegnen; sie wären keine Gefangenen, sondern Ausländer, auf die er ein ge„neigtes Augenmerk hätte: wären die Lebensmittel in der Stadt nicht hinlänglich, sie zu „ernähren, so beföhle er hiermit, die Einwohner sollten ihr Vieh, ihre Güter, ja ihre „Weiber verkaufen, damit ihre Gäste keinen Mangel litten, gleichfalls sollten sie denselbigen „ihre eigenen Häuser einräumen.„ Knox erfuhr nachgehends, der König hätte die Engländer nicht deswegen an diesen Ort geschicket, damit es ihnen übel gehen sollte, sondern um die Einwohner zu Grunde zu richten, weil sie es bey dem letzten Aufruhre am allerärgsten gemacht hatten. Er gesteht auch, sie hätten Zeit ihres dreyjährigen Aufenthaltes in der Stadt die in Händen habende Macht nach der Strenge ausgeübt.

Seltsamer Befehl des Königes.

Endlich bekam Knox mit großer Mühe Erlaubniß, wieder nach der Landschaft **Handupondun** zu kehren, woselbst er sich mit seinem Handel so viel gewann, daß er in der Landschaft **Oudaneur**, nahe bey der Stadt **Elledat**, zehn Seemeilen von Candy, ein Gütchen kaufen konnte *f*). Es kostete nicht mehr als fünf und zwanzig **Lareen**, die zwar in Ceylan eine wichtige Summe betragen, eigentlich aber, nur fünf Piaster ausmachen. Sobald er das Gut gekauft hatte, bauete er mit Hülfe einiger annoch unverheiratheten Engländer ein Haus. In ihren Unterredungen überlegten sie, ob es wohl erlaubt wäre, eine heidnische Frau zu heirathen, und ob man nicht besser daran thäte, als in Ausschweifungen zu verfallen, dafür sich die allerehrbaresten unter ihnen kaum hüten konnten. Die meisten hielten es mit dem Heirathen, und bezogen sich auf viele Stellen des alten Testamentes. Dabey beschlossen sie, der Landesgewohnheit unerachtet nicht mehr als eine Frau zu nehmen, und selbige zum Christenthume zu bereden. Knox blieb bey dem ledigen Stande, weil er sich noch immer Hoffnung zur Freyheit machte. Er wollte sich in keine Verbindung einlassen, die ihm an selbiger oder auch an einer vortheilhaften Heirath in England hindern könnte.

Knox kaufet ein Landgut.

Um

d) A. d. 219 und folg. Seite.
e) A. d. 222, 223 S.
f) A. d. 229 Seite.

Rob. Knox. 1666.

Einer von den Gefangenen wird zu großen Bedienungen erhoben.

Um eben diese Zeit wurde einer von seinen Gefährten Namens **Richard Vernham** zur Würde eines Generalfeldzeugmeisters erhoben *g*), und über neun hundert und siebenzig Mann zum Obersten gemachet. Damit er seinem Stande gemäß leben könnte, so gab ihm der König die Statthalterschaft über einige Städte, einen schönen silbernen Degen, und eine Hellebarde, dergleichen Gnade einem armen Fremdlinge noch niemals wiederfahren war. Er zeigte sich auf einmal ungemein großmüthig, und versprach denjenigen große Belohnungen, welche bey seinem Heere, damit er den Holländern **Bibligom** *h*) wegnehmen wollte, freywillig Dienste nähmen. Einige thaten es, bekamen auch das versprochene, obgleich **Bibligom** gutwillig übergeben wurde.

Knox hatte keine andere Einkünfte, als die ihm seine Arbeit und sein Gütchen abwarfen. Er hatte niemanden bey sich, als **Rutland**, welcher gleich ihm entschlossen war, im ledigen Stande zu bleiben. Sie handelten mit allerley, und gewannen ziemlich dabey; also daß ihnen nichts abgieng, als die Freyheit. Eines Tages bekam **Knox** ein eigenhändiges Schreiben von einem vornehmen Herrn am Hofe, dieses Inhalts: „Nach Erhaltung des gegenwärtigen, sollet ihr ohne Verzug bey Hofe erscheinen, und Sr. Maj. Befehle vernehmen.„ Der Bothe hatte noch einen Befehl an alle königliche Bedienten bey sich, ihm mit gewaffneter Hand beyzustehen, wofern Knox in gutem nicht fort wollte.

Knox muß nach Hofe kommen.

Diesen Verdruß hatte ihm ein Chingulese unschuldiger Weise zugezogen, als er seine trefflichen Eigenschaften bey Hofe ungemein herausstrich: allein der vornehme Herr wunderte sich gewaltig, da er von Knoxen folgende Entschließung hörete: „die englische Nation hätte dem Könige niemals etwas zu Leide gethan. Er seines Ortes, wäre als der „Sohn eines englischen Schiffshauptmannes keinesweges in der Absicht in das Land gekommen, Feindseligkeiten auszuüben, noch sein Glück daselbst zu machen, sondern zu handeln; man hätte sie dem Völkerrechte zuwider, ohne Ursache gefangen genommen; seitdem hätte er in dem Elende leben, und seine Kleidung und seinen Unterhalt mit verächtlicher Arbeit verdienen müssen; hierüber hätte er allen Muth und alle Kräfte verlohren, „wäre also nicht im Stande, dem Könige zu dienen; er wünschte sich nichts als den Tod „oder die Freyheit.„

Will keine Dienste annehmen.

Der Herr hörete ihn geduldig an, und fragte ihn hernach, ob er englisch lesen und schreiben könnte? Er gab zur Antwort: „Er sey so jung nach Indien gekommen, und habe so viel Unglück ausgestanden, daß er seine Muttersprache beynahe nicht mehr verstehe; „es wären viele unter seinen Landesleuten, die sich zu Bedienungen weit besser schickten, als „er; seine einzige Bitte wäre diese, der König möchte ihn entweder losgeben oder auf seinem „Gütchen leben lassen.„ Hierauf wurde der vornehme Herr verdrüßlich, nennete seine angeführten Gründe lächerlich, und sagte, er sollte sie dem **Adigar** *i*) vortragen. Zum Glücke war dieser als oberster Staatsrath, mit Geschäfften damals so überhäuft, daß Knox nicht vor ihn kommen konnte.

Unterdessen gieng er nicht aus der Stadt, damit man nicht sagen könnte, er wäre ungehorsam gewesen. Seine Freunde, insonderheit **Richard Vernham**, redeten ihm heftig zu, sein Glück nicht zu versäumen: allein er blieb unbeweglich; und weil ihm der Adigar

g) A. d. 238 S.
h) A. d. 239 S.
i) A. d. 250 S.
k) A. d. 252 S.

Adigar weiter nichts sagen ließ, so gieng er nach Hause. Bald darauf ließ ihn der König von neuem nach Candi rufen *k*): er kam, machte es aber wie vorher, also daß der König seiner Widerspenstigkeit überdrüßig wurde, und ihn laufen ließ. Damit nahm er einen andern Jungen, einen Sohn eines Mitgefangenen in seine Dienste, weil er seinem Schwarzen erlaubet hatte, sich zu verheirathen, und nunmehro hatte er schon sechzehen Jahre auf Ceylan zugebracht *l*). Rob. Knox. 1666.

Der III Abschnitt.

Knox und Rutland sinnen auf ihre Freyheit. Sie versuchen zu entfliehen. Vergebliche Versuche. Kommen davon. Weg, den sie nehmen. Sie finden Hindernisse. Insulaner, die weder dem Könige, noch den Holländern gehorchen. Wie Knox den Statthalter überlistet. Er kömmt nach Anarodgburro; wird wohl empfangen, kann aber nicht weiter kommen. Entschluß, den sie fassen. Anstalten, eine andere Straße zu reisen.

Ungeachtet Knoxen nichts abgieng, so lag ihm doch sein Vaterland beständig im Sinne. Er und Rutland redeten von nichts anderm, als wie sie sich in Freyheit setzen wollten. Zu Anfange des Jahres 1673 beschlossen sie einen Versuch zu thun, und wenn es auch ihr Leben kosten sollte. Weil sie die Landessprache vollkommen verstunden, und ihre Waaren weit und breit zum Verkaufe herum getragen hatten, so waren ihnen die Wege bekannt, sie wußten, wo eine Wache stund, wie weit eine Stadt von der andern lag, und welche Gegenden bewohnet waren oder nicht. Man war schon gewohnet, sie im ganzen Lande herum laufen zu sehen. Alle bisher gesammelte Nachrichten gaben ihnen so viel Licht, daß sie an der Nordseite am bequemesten durchwischen könnten, weil sie am wenigsten bewohnet wäre. Knox und Rutland sinnen auf ihre Freyheit.

Sie packeten also ihre Waaren zusammen, riefen den Himmel um Beystand an, und machten sich nach der Gegend auf den Weg, die sie am wenigsten kannten. Die Wege sind daselbst sehr beschwerlich und mühsam *m*). Es sind nichts als schmale Fußpfade, einige führen von einem Dorfe oder von einer Stadt zur andern; einige gehen in die Felder, einige in die Wälder. Nebst dem ist das Land so buschicht und voll Hecken, daß man kaum auf dreyßig Schritte weit sehen kann. Ja die Fußpfade selbst bleiben nicht beständig. Denn sobald die Feldfrüchte wachsen, so vermachet man einige, und öffnet sie erst nach der Erndte wieder. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, setzten sie die Reise nach Norden fort, und kamen drey Tagereisen weit, bis in die Landschaft **Neure-calave**. Allein weiter konnten sie nicht kommen, weil sie keine Waare mehr hatten, folglich ihre weitere Reise verdächtig war. Sie mußten also zurück gehen *n*). Versuchen zu entfliehen.

Seit dieser ersten Unternehmung, versuchten sie es noch sieben bis achtmal, aber allemal vergeblich. Einmal kamen sie bis nach **Hurly**, welches am Ende des Königreichs liegt. Allein weil diese Gegend sehr trocken ist, und keine Brunnen hat, so mußten sie Regenwasser trinken, welches so schlammigt war, daß ihnen der Morast am Barte hängen blieb. Nebst dem stank es so gewaltig, daß sie nach jeder Reise ein heftiges Fieber bekamen. Unterdessen schöpfeten sie doch allemal einige nützliche Nachricht, und lerneten wenigstens Vergebliche Versuche.

l) A. d. 254 Seite.

m) Eben das. und folg. S.

n) A. d. 258 Seite.

Rob. Knox. 1679.

nigstens die Wege kennen. Es liefen noch einige Jahre vorbey, da ihnen bald die große Hitze, bald das Regenwetter bald andere Hindernisse in dem Wege stunden. Endlich nahmen sie bey ihrer Abreise, den 22sten des Herbstmonats 1679 den festen Vorsatz o), entweder zu sterben, oder die Freyheit zu erlangen. Knox ließ einen alten Chingulesen in seinem Hause, dem er einiges Geld gab, damit er auf sein Haus und Vieh Achtung geben sollte.

Knox und Rutland kommen davon.

Weil sie des Nachts am sichersten reisen konnten p): so brachen sie mit dem Neumonde auf, dessen Licht ihnen große Dienste that. Anfänglich nahmen sie den Weg über das Gebirge **Bocaul**, welches nicht bewachet wurde; von da giengen sie nach **Bondersconsovat**, von da nach **Nicavar**, welches die letzte Stadt ist in der Provinz **Hotcurly**; von diesem Orte ist alles unbewohnet, bis nach **Patroa**, das sechzehn Seemeilen davon in der Landschaft **Nuve=calava** liegt. Dieser ganze Strich ist eine bloße Wüstenev, Namens **Parroa=mocolane**, voll Elephanten, Tieger und anderer wilden Thiere. Nach ihrer Ankunft zu **Parroa**, beschlossen sie, nach **Anarodgburro** zu gehen, welches der letzte Ort ist, der dem Könige von Candi gehöret, und dem sie niemals näher, als auf dreyzehn bis vierzehn Seemeilen, gekommen waren. Allein sie erfuhren gar bald, der Statthalter über die Landschaft habe einige Abgeordnete dahin geschicket, die königlichen Einkünfte abzufordern. Um nun diesen nicht zu begegnen, nahmen sie einen weiten Umschweif, durch den westlichen Theil von **Ekpulpot**. Daselbst kauften sie baumwollen Garn, und strickten, gaben aber wenig von ihrer Waare weg, weil sie dieselbige zum Vorwande einer weitern Reise gebrauchten.

Weg, den sie nehmen.

Finden Hindernisse.

Als die Steuereinnehmer weg waren, so begaben sie sich wieder auf die vorige Straße; doch es eräugete sich eine neue Hinderniß. Sie mußten vor dem Hause des Statthalters von selbiger Landschaft vorbey, an einem Orte Namens **Colliuvilla**, woselbst er sich ausdrücklich deswegen aufhielt, um auf die Vorbeyreisenden Achtung zu geben. Sie erschracken gewaltig darüber. Nach einiger Ueberlegung beschlossen sie, ihm getrost unter die Augen zu gehen, nicht anders, als ob sie völlige Macht und Gewalt gehabt hätten, in dem Lande herumzugehen, wo sie wollten. Diese Verwegenheit lief glücklich ab. Sie machten dem Statthalter einige Geschenke, legten ihre Waaren aus, und um allen Verdacht zu vermeiden, gaben sie vor, sie wollten geräuchert Gemsenfleisch einkaufen, welches in dieser Landschaft sonst häufig zu haben ist: allein wie sie wohl wußten, so gab es wegen der großen Dürre, in diesem Jahre wenig Gemsen. Dem Statthalter that es herzlich leid, daß er nicht damit versehen war, und rieth ihnen, sie möchten sich auf dem Lande darnach erkundigen.

Insulaner, die weder den Holländern noch dem Könige gehorchen.

Diese Erlaubniß gefiel ihnen desto besser, weil sie daher Anlaß nehmen konnten, weiter gegen **Anarodgburro** zu rücken. Dennoch fanden sich noch andere Schwierigkeiten. Sie wußten, daß man nordlich von besagter Stadt, zween Tage lang durch eine Wüstenev reisen müßte; sodann käme man in eine von Malabaren bewohnte Gegend, die weder dem Könige von Candi, noch den Holländern unterthänig, dabey aber doch Bundesgenossen von jenem sind. Sie besorgten also, die Malabaren möchten sie als Flüchtlinge anhalten und ausliefern. Dieser wichtigen Hinderniß ungeachtet beschlossen sie dennoch, ihren Weg über **Anaradgburro** zu nehmen, und hernach zu sehen, was weiter anzufangen sey. Voritzo machten sie sich des Statthalters gutes Vertrauen zu Nutze, und theileten ihre Waaren

o) A. d. 264 S. p) Eben daselbst und folg. Seite. q) A. d. 276 S.

Waaren in zween Päcke. In einem banden sie ihre schlechteste Waare, und bathen den Statthalter um Erlaubniß, selbigen bis zu ihrer Wiederkunft in seinem Hause beyzusetzen. Vermittelst dieses freywilligen Unterpfandes hofften sie, allem Argwohne am kräftigsten vorzubeugen. Dabey thaten sie auch, als wenn ihnen nicht sonderlich an der Reise gelegen wäre.

Rob. Knox. 1679.

Wie Knox den Statthalter überlistet.

Endlich, nachdem sie durch Gottes Beystand noch mehrere Hindernisse überwunden hatten, machten sie sich ohne Wegweiser auf die Reise, und kamen glücklich durch einen dicken Wald, ohne sich zu verirren. Hernach fanden sie einen kleinen Fluß, **Malvat-oya**, genannt. Anfänglich wollten sie seinem Laufe folgen, weil sie dafür hielten, er stürzte sich in das Meer. Allein sie besorgten nachgehends, dieser Weg möchte zu weitläuftig fallen, und beschlossen, ihn also nur alsdann zu erwählen, wenn sie **Anaradgburro** auf andere Weise nicht erreichen könnten. Sie giengen also immer fort, und erreicheten es glücklich. Es ist nicht sowohl eine Stadt, als vielmehr ein ganzes Gebieth q), dem die Chingulesen auch die Benennung **Neur-uang** beylegen. Knox hält es für die weitläuftigste Ebene in ganz Ceylan. In der Mitte ist ein Teich, eine Meile groß, um welchen Waldungen und viele Dörfer liegen, worinnen Malabaren wohnen, die eine besondere Sprache reden. Ihre Häuser wird man nicht gewahr, bis man ganz nahe dabey kömmt. Als die beyden Engländer in diese Ebene kamen, so wußten sie anfänglich nicht, welchen Weg sie wählen sollten. Endlich höreten sie die Hähne krähen, damit wußten sie, daß sie nahe bey einem bewohnten Orte wären. Sie giengen also herzhaft darauf zu, nicht anders, als wenn sie längst bekannt an diesem Orte wären r).

Kömmt nach Anaradgburro.

So bald sie an die Häuser kamen, setzeten sie sich unter einen Baum, und legten ihre Waare aus. Hierauf lief eine Menge Volkes zusammen: allein sie verstunden einander nicht. Endlich erschien ein alter Mann, welcher Chingulesisch redete, und sie ausfragte. Sie wußten ihm aber sowohl zu antworten, daß man sie für Krämer hielt, insonderheit, weil sie wirklich Waaren zu verkaufen hatten. Anbey sagten sie, der Statthalter von **Calluvilla** hätte ihnen erlaubt, gegen ihre Waaren geräuchert Fleisch einzuhandeln. Mit dieser Erklärung war das Oberhaupt von dem Orte zufrieden. Die Einwohner freueten sich über die Gelegenheit zu handeln; man räumete ihnen ein altes Haus ein, und die angesehensten in dem Dorfe versprachen, innerhalb einigen Tagen so viel Fleisch zu schaffen, als sie fortbringen könnten. Dieser Aufschub kam ihnen recht nach Wunsche; denn auf diese Weise gewannen sie Zeit, sich unvermerkt nach dem Wege zu erkundigen. Sobald sie den Weg nach **Jafnapatan**, einem holländischen Seehafen an der Nordseite der Insel wußten s), urtheileten sie, eben dieser Weg führete auch nach **Manaar**, einem andern Seeplatze der Holländer, welcher nur einige Tagereisen von **Anarodgburro** liegt. Nichts fiel ihnen erwünschter zu hören: allein endlich erfuhren sie, die Wege würden auf das genaueste verwachet.

Wird wohl empfangen, kann aber nicht weiter kommen.

Diese Erklärung machte, daß sie ihren Anschlag fahren ließen, so unfehlbar er ihnen auch anfänglich geschienen hatte, und lieber zurück kehren, und dem Flusse **Malvat-oya** folgen wollten t). Dieses war das einzige Mittel, sich den getroffenen Handel wegen des geräucherten Fleisches mit guter Art vom Halse zu schaffen; denn sie machten den Einwohnern weis, sie wollten nach **Calluvilla** zurück kehren, und ihre daselbst niedergesetzten Waaren abhohlen. Zugleich waren sie auf diese Weise versichert, im Falle ihnen etwan Chingu-lesen

Entschluß, den sie fassen.

r) A. d. 277 Seite. s) A. d. 281 Seite. t) A. d. 283 Seite.

Rob. Knox. 1679.

lesen auf dem Wege begegnen sollten, so könnte man sie auf keinem Widerspruche in ihren Reden und Thun erwischen. Die Malabaren ließen sich ihren angeblichen Vorsatz gefallen: damit nahmen sie auf zehn Tage Lebensmittel zu sich, und machten sich an einem Montage, den 12ten des Weinmonats, auf den Weg u). Sie versahen sich mit allerley Bedürfnissen, zum Exempel mit zwey großen Tallipotsblättern, die ihnen statt der Gezelte dienen, und sie gegen den Regen decken konnten; mit Feuerzeuge; mit einer zerschnittenen Gemsenhaut, um die Füße gegen die Dornen zu verwahren: mit einer Axt an einem langen Stiele, und mit großen Messern, um sich gegen die Tieger und Bären zu wehren: denn gegen die Elephanten ist kein anderes Vertheidigungsmittel, als die Flucht x).

Anstalten, eine andere Straße zu reisen.

So viele Vorbereitungen erwecken allerdings eine Begierde, den Ausgang zu wissen. Wir können selbige nicht besser vergnügen, als mit des Verfassers eigenen Worten. Wir wollen also Knoxen seine Begebenheiten bis zu seiner Ankunft nach **Manaar** selbst erzählen lassen.

Der IV Abschnitt.

Sie folgen einem Flusse, um nach der See zu kommen. Vergebliche Furcht. Sie fassen Muth; stehen viel aus im Gebüsche. Alte Denkmaale. Sie kommen in eine bewohnte Gegend; werden von einem Malabaren betrogen; kommen auf das holländische Gebieth; werden wohl empfangen; und von Manaar nach Colombo gebracht.

Sie folgen dem Flusse, um nach der See zu kommen.

Um vier Uhr Nachmittags y), schreibt der Verfasser, kamen wir bis auf eine Meile weit an den Fluß, dessen Ufer wir folgen wollten. Hier fiel uns ein, man möchte uns etwan jemanden nachgeschicket haben, um zu sehen, ob wir wirklich nach **Calluvilla** zurück giengen; daher setzeten wir uns bey einem Felsen an der Landstraße nieder, und warteten bis es Nacht wurde; wäre nun jemand nachgekommen, so hätte sich einer von uns krank stellen müssen. Allein es kam niemand. Sobald die Sonne untergieng, wichen wir aus der Landstraße, und machten uns in den Wald, durch welchen der Fluß seinen Lauf nahm. Damit uns aber niemand auf die Spur kommen könnte, so giengen wir rückwärts auf dem Sande hinein. Gleich darauf wurde es finster, und fing an zu regnen; wir mußten demnach unsere Zelten aufschlagen, und bey einem angezündeten Feuer des Mondes Aufgang abwarten. Wir nahmen etwas Speise zu uns, wickelten die Gemsenhaut um die Füße und Beine, und machten uns damit beym Mondenscheine auf den Weg. Allein wir konnten nicht länger als drey bis vier Stunden gehen, weil das dicke Gebüsche das Mondenlicht sehr schwächete. Es kam uns ein Elephant in den Weg, der sich auf keine Weise verscheuchen ließ, sondern uns den Paß verrennete. Daher mußten wir zwischen einigen Bäumen Feuer anmachen, und warten, bis das schreckliche Thier von selbst gehen wollte.

Vergebliche Furcht.

Beym Aufgange der Sonne, sahen wir rings um uns nichts, als eine Wüsteney, wo allem Ansehen nach niemals Leute gewohnet hatten; folglich durften wir nicht befürchten, daß man uns hier suchen würde, und glaubten, wir dürften kecklich bey Tage fortwandern, wie wir auch thaten, und immer nordwärts am Flusse fortgiengen. Allein wir erschracken gewaltig, da wir uns auf einmal mitten in einem Dorfe befanden, welches wir wegen des dicken Holzes, nicht gesehen hatten. Das große Geschrey, das wir rund um uns vernahmen,

u) A. d. 285 S.
x) A. d. 286 Seite.
y) Eben daselbst und folg. S.

men, vermehrte unsere Furcht z). Die Bäume stunden hier so dünne, daß wir unmöglich lange verborgen bleiben konnten, und wieder zurück zu gehen, wäre noch ärger gewesen. In dieser Angst erblickten wir einen Baum, den wir, seiner außerordentlichen Dicke wegen, für hohl hielten; er war es auch wirklich. Wir krochen also hinein, fanden ihn räumlich genug für uns alle beyde, und blieben bis Abends darinnen stecken. Als es finster wurde, so giengen wir queer über die Landstraße, und machten uns wieder an den Fluß. Unterdessen währete das Geschrey noch immer, und brachte uns auf die Gedanken, man jagte uns nach. Allein die Elephanten, welche zwischen ihnen und uns durch das Gesträuche brachen, machten uns Muth: denn so lange wir eine solche fürchterliche Schildwache vor uns hatten, blieben uns die Menschen ganz gewiß gern vom Halse; daher dünkte uns endlich wahrscheinlicher zu seyn, sie schrien nur deswegen, um die wilden Thiere aus ihren Saatfeldern zu jagen. Daher schlugen wir unser Gezelt am Ufer des Flusses auf, und schliefen ganz ruhig, so lange, bis der Mond aufgieng. Rob. Knox. 1679.

Diese Nacht kamen wir aus dem Lande der zahmen Insulaner, welche man also benennet, zum Unterschiede der wilden a), die in denen Wäldern, dadurch wir reisen mußten, ihren Aufenthalt haben. Diese waren uns aus einer ganz andern Ursache fürchterlich. Doch die Vorsehung wachete über uns: denn sie hatten sich sämmtlich aus dem Bezirke weggemachet, durch den uns der Weg führete. Einige Weibesbilder waren noch da, wie wir an der Stimme höreten. Denn da jetzo die Regenzeit einfiel, so hatten sie sich wieder in ihre Wüsteneyen begeben, die sie nur in der dürren Zeit verlassen, und sich, so lange sie währet, an dem Flusse aufhalten.

Nunmehr ließen wir die Kümmerniß fahren, und giengen bey Tage an dem Flusse weg, der aber viele Krümmungen machte, und uns sehr aufhielt. Zuweilen war der Weg gut genug; aber zuweilen mußten wir durch dickes Gebüsche kriechen, das uns die Aerme und das Gesicht aufritzte. Je näher wir unseres Erachtens der See kamen, desto seichter wurde der Fluß; zum Unglücke trafen wir noch mehrere an, die gänzlich ausgetrocknet waren, und sich mit dem unsrigen vereinigten; daher wir unschlüßig wurden, welchem wir folgen sollten. Alle Augenblicke sahen wir Gemsen, Bären und Büffel, die aber sogleich davon liefen. Elephanten begegneten uns nicht mehr: hingegen war der Fluß voll b) Alligators und Klippen. Hier und dort stehen viele dicke steinerne Pfeiler am Ufer, worauf vermuthlich ehemals große Gebäude gestanden haben. Ja, ich bemerkte so gar Ueberbleibsel von mehr als einer Brücke c), ungeachtet nicht abzusehen ist, zu was Ende man sie in einer Wüsteney, die niemals zur Handlung bequem war, aufgerichtet haben mag.

Fassen Muth.

Stehen viel aus im Dorngebüsche.

Alte Denkmaale.

Des Donnerstages Nachmittags giengen wir über einen Fluß, Namens **Coronda Oya**. Dieser trennet das Gebieth des Königes und der Malabaren, an deren Gränze wir bisher beständig geblieben waren. Wir konnten nicht tiefer in die Wälder kommen, weil sie voll Dornbüsche sind. Aber weil wir trocknen Fußes im Flusse gehen konnten, so kamen wir weiter, als noch jemalen des Tages über. Am Freytage frühe, zwischen neun und zehn, sahen wir Fußtritte im Sande. Hieraus konnten wir gewiß schließen, das Land sey bewohnet. Allein, wir wußten auch, daß die nordlichen Einwohner der Insel dem Könige von Candy gewogener sind, als den Holländern, ob sie gleich unter ihrer Bothmäßig-

Kommen in eine bewohnte Gegend.

z) A. d. 291 S.
a) A. d. 293 S.
b) A. d. 295 S.
c) Eben daselbst.

Rob. Knox. 1679.

mäßigkeit stehen; daher schien es uns wahrscheinlich zu seyn, sie möchten uns etwan an ihn ausliefern.

Indem wir diese ängstlichen Gedanken hatten, sahen wir um drey Uhr Nachmittages, etwan dreyßig Schritte von uns, zween Braminen an einer Ecke unter einem Baume sitzen *d*), und Reiß kochen. Ob sie nun gleich nicht weniger über uns erschracken, als wir über sie: so wären wir vielleicht dennoch weggelaufen, wenn wir nicht befürchtet hätten, sie möchten Bogen und Pfeile haben, oder Lärmen machen. Daher giengen wir ganz demüthig auf sie zu, und bathen in chingulesischer Sprache um Erlaubniß, näher zu kommen. Sie antworteten auf malabarisch, davon wir eben so wenig verstunden, als sie vom Chingulesischen. Endlich nahmen wir unsere Zuflucht zum Zeichengeben: sie antworteten auf gleiche Weise, und gaben uns zu verstehen, wir sollten willkommen seyn, wofern wir unsere lange Aexte ablegen wollten. Wir thaten es, giengen sodann zu ihnen hin, huben die Hände gen Himmel, und zeigten, wie zerritzet und blutig wir waren. Mit einem Worte, wir stellten unser Elend so lebhaft vor, als wir konnten, und sie bezeigten ihr Mitleiden darüber. Sie huben die Augen öfters empor, und riefen, **Tombrane!** welches in malabarischer Sprache **Gott** bedeutet. So bald wir einander beyderseits traueten, durften wir unsere Aexte wieder nehmen. Hernach gaben sie uns Reiß und gekochte Kräuter, und wir beschenkten sie dagegen mit einem Stücke Tabac, worüber sie ungemein vergnügt zu seyn schienen.

Werden von einem Malabaren betrogen.

Wir verlangten, sie möchten uns nach der holländischen Festung führen. Allein, sie wollten nicht, und bedeuteten uns, wir wären außer Gefahr. Doch da wir ihnen etwan fünf Schillinge an Gelde wiesen, nahm es einer, und gieng vor uns her, ohne auf seinen Gefährten zu warten. Allein, nachdem er etwan eine Meile gegangen war, wollte er zu unserer größten Verwunderung ganz gelassen wieder umkehren. Weil wir kein Geld mehr hatten, so gaben wir ihm eine Mütze und ein Messer, dafür er noch eine Meile weiter gieng, und sodann seine vorigen Zeichen wiederholete, daß wir uns vor nichts fürchten dürften. Wir hätten ihm zwar unsere Sachen mit Gewalt abnehmen, oder ihn nöthigen können, bis an die Festung mitzugehen: nichts destoweniger nahmen wir höflichen Abschied von ihm, damit er nicht etwan die Nachbarschaft gegen uns erregen möchte *e*). Also giengen wir noch ein paar Stunden allein. Des Abends machten wir ein großes Feuer, um die Elephanten abzuhalten, davon es in diesen Wäldern eine große Menge giebt, und sodann schliefen wir unter unserm Gezelte.

Kommen auf das holländische Gebieth.

Mit anbrechendem Tage hielten wir uns wieder an den Fluß, und giengen ein paar Stunden lang in großer Ungewißheit fort. Doch das Ende unseres Unglücks war vorhanden. Wir begegneten einem Manne, den wir chingulesisch anredeten, und in eben der Sprache zur Antwort bekamen, er gehörete unter die Holländer, wir wären in ihrem Gebiethe, und nur noch sechs Meilen von der Schanze **Sarepa**. Hierüber freueten wir uns so sehr, daß wir in der Unbesonnenheit heraus sagten, wir wären von Candy weggelaufen *f*), und wollten ihn reichlich dafür belohnen, wenn er uns geschwind nach der Schanze bringen wollte. Allein, er schützte ganz kaltsinnig einige andere Geschäffte vor; also, daß wir gewaltig besorgten, unsere Uebereilung möchte uns ein Unglück zuziehen. Doch rieth er uns, vom

d) A. d. 299 S.

e) A. d. 301 und folg. S.

f) A. d. 303 und folg. S.

vom Flusse weg, und gerades Weges nach den Dörfern zu gehen, daselbst würden wir Weg- Rob. Knox. 1679.
weiser antreffen.

Der Name der Schanze machte uns so muthig, daß wir alle Behutsamkeit vergaßen, und den ersten besten Weg, den er uns wies, vor uns nahmen. Es liefen aber so viele andere Wege kreuzweise durch diesen, daß wir lange Zeit mit großer Beschwerlichkeit in der Irre herum liefen: ja, wir hielten uns für betrogen, und setzten uns endlich voll Verdruß unter einem Baume nieder. Eine halbe Stunde hernach giengen drey Malabaren vorbey, davon einer etwas portugiesisch verstund. Wir sagten nichts, weder von unserer Entrinnung, noch von allem dem, was uns einige Hinderniß verursachen konnte, sondern nur, wir wären Holländer, und wollten ihm etwas geben, wenn er uns bis ins erste Dorf führen wollte. Er schaffete uns aber einen andern Wegweiser, der uns bis an das Fort **Sarepa** führete, woselbst wir Sonnabends, den 18ten des Weinmonats, nach einer Sklaverey von neunzehn Jahren und sechs Monaten, anlangeten *g*).

Werden wohl empfangen, und von Manaar nach Colombo gebracht.

Knox scheint hier gleichsam frischen Muth zu schöpfen, und lobet hernach die von den Holländern genossene gütige Aufnahme. Dieselbigen wunderten sich anfänglich ungemein über ihre Ankunft: denn es war noch niemals einiger Europäer aus Ceylan entwischet. Man erwies ihnen alle Höflichkeit, und führete sie des folgenden Tages unter einer Bedeckung nach **Manaar**, wo sie der Statthalter von der Festung eben so höflich empfing. Er behielt sie zehn Tage lang bey sich, und ließ ihnen nicht das geringste abgehen. Von da wurden sie in einer Barke nach **Colombo** geführet. Kaum waren sie angelanget, so kamen viele in besagter Stadt angesessene Engländer herbey, und bewillkommeten sie. Man versah sie mit Gelde und Kleidung. Der Statthalter, ein Sohn des Generals zu Batavia, Herr **Riklof van Gors** *h*), erboth sich, sie mit nach Batavia zu nehmen, weil er in kurzer Zeit dahin gehen mußte. Knox wäre gern in der englischen Festung **S. Georg** gewesen. Weil er aber keine Gelegenheit sah, dahin zu kommen: so willigte er in die Reise nach Batavia *i*). Bey seinem Aufenthalte in Colombo schrieb er an die gefangenen Europäer in Ceylan, und beschrieb den Weg, den er auf seiner Flucht genommen hatte, damit sie sich in einem ähnlichen Falle darnach richten könnten. Den Brief gab er dem neuen Statthalter von Colombo, welcher ihm versprach, selbigen in die Hände der Engländer zu Candy zu liefern, anbey aber ihn mit Knoxens Bewilligung ins Holländische übersetzen ließ, damit er den Gefangenen von dieser Nation ebenfalls nützlich seyn könnte *k*).

Der V Abschnitt.

Wie es den gefangenen Holländern ergeht. Seltsame Gesandtschaften der Holländer. Sonderbare Herzhaftigkeit eines Gesandten. Viele französische Gefangene auf Ceylan. Wie sie solches geworden. Französische Gesandtschaft auf Ceylan. Schlechte Aufführung des Gesandten. Er wird dafür bezahlet. Uneinigkeit der Franzosen. Der Verfasser giebt dem französischen Gesandten zu London Nachricht davon. Rückreise des Verfassers über Batavia. List der Holländer.

Wie es den gefangenen Holländern ergeht.

Bis hieher hat der Verfasser bloß von seinem eigenen und seiner gefangenen Landesleute Schicksale gesprochen. Nunmehro aber bemerket er, daß bey funfzig bis sechzig gefangene Holländer von allerley Stande in dem Lande des Königes von Candy waren, und darunter Ge-

g) A. d. 305 S.
h) A. d. 312 Seite.
i) A. d. 316 S.
k) A. d. 317 S.

Rob. Knox. 1679.

Gesandte, Kriegesgefangene, Ueberläufer, und Missethäter, welche den Händen der Gerechtigkeit entflohen waren. Er saget *l*): Dieser König, Namens **Radja-Singa**, sey den Europäern keinesweges gehäßig, sondern im Gegentheile ungemein gewogen, und behalte sie nur deswegen im Lande, damit sie Lust gewinnen möchten, daselbst zu bleiben, und ihm zu dienen. Die Gesandten selbst kamen nicht so leicht von seinem Hofe weg. Knox sah ihrer fünfe, welche der König nach und nach zurück behielt, und zween, welche er gehen ließ. Der erste hatte sich nach Candy begeben, ehe der Aufruhr, dessen Knox erwähnet, ausbrach, und blieb daselbst, als die ganze Stadt in den Waffen stund. Der König, welcher sich in das Gebirge **Galuda** geflüchtet hatte, ließ ihn zu sich holen, und gab ihm eine Wache zu, die auf sein Vornehmen Acht haben mußte.

Seltsame Gesandtschaften der Holländer.

Nach diesem Kriege bekam er Befehl, noch länger da zu bleiben, und unterdessen geschah es, daß sich eine chingulesische Frau wegen häuslicher Streitigkeiten zu ihm flüchtete. Es fehlete ihr weder am Verstande noch an Schönheit. Der Herr Gesandte verliebte sich also sterblich in sie; und weil er sie nicht bereden konnte, so both er dem Könige seine Dienste schriftlich an, wofern er die Frau zu einem gütigern Verfahren bewegen würde. Der König, welcher einen Vorwand suchte, ihn bey sich zu behalten, willigte darein. Er ließ ihn nebst seiner Gebietherinn nach Hofe holen, mit einer prächtigen Wohnung versehen, und reichlich unterhalten. Allein, nachdem der Holländer eine Nacht bey der Chingulesinn zugebracht hatte, so nahm er sie ihm weg. Deswegen aber verminderte sich die Gnade gegen ihn nicht; er machte ihn vielmehr zum Oberaufseher seiner Gebäude und Werkhäuser, und erlaubte ihm, in der Hauptstadt zu wohnen. Einige Zeit hernach begieng der neue Hofmann die Unvorsichtigkeit, dem holländischen Statthalter zu **Arandery** zu berichten, man werde ihn überfallen. Der Brief wurde aber aufgefangen, und dem Könige überbracht *m*), der ihm seine Treulosigkeit vorwarf, und ihn hinrichten ließ, ohne die geringste Entschuldigung anzuhören.

Der zweyte holländische Abgesandte hieß **Heinrich Drack**, und wurde im Jahre 1664 nach Candy geschicket. Knox lobet ihn ungemein. Der König hielt nicht weniger viel auf ihn; daher behielt er ihn so lange bey sich, bis er starb, wornach er den Leichnam in einem Palankin nach Colombo bringen, und den Holländern wegen des Verlustes eines so vortrefflichen Mannes ein Compliment machen ließ.

Im Jahre 1670 kam ein anderer mit einem besondern Antrage, welcher auf Befestigung des Friedens abzielte. Der König erzeigte ihm ungemeine Ehre, und ließ ihn chingulesisch kleiden, welche Gnade ohne Beyspiel war. Dem ungeachtet mußte er lange vergeblich warten. Er war von einem ungeduldigen Gemüthe; daher verlangte er seinen Abschied öfter, als einmal; doch selbiger wurde beständig von einem Tage zum andern aufgeschoben. Endlich verdroß ihn dieses Zaudern so sehr, daß er sagte: wenn sein Vorfahrer wie eine Frau gestorben sey, so wolle er als ein beherzter Mann sterben. Man wußte nicht, was er damit meynete. Aber eines Tages rüstete er sich, und trat vor das Thor am Pallaste, nahm seinen Hut ab, neigete sich tief, und hielt eine kurze Danksagungsrede für alle genossene Gnade, nicht anders, als wenn der König in Person da gestanden wäre. Hernach zog er nebst einigen Schwarzen, die ihn bedienten, muthig davon. Man dachte, der König

Sonderbare Herzhaftigkeit eines Gesandten.

l) A. d. 349 S.

m) A. d. 341 und folg. S.

n) A. d. 351 S.

König würde ihn anhalten, und wegen seiner Verwegenheit strafen lassen. Doch, es möchte ihm entweder eine so herzhafte That wohlgefallen, oder eine andere Ursache im Kopfe liegen, warum er sich mäßigen wollte, so ließ er ihn doch seine Reise fortsetzen, ja er schickte ihm einen Hofcavalier nach, der ihn bis an das holländische Gebiethe begleiten mußte.

Rob. Knox. 1679.

Knox erwähnet hier auch der französischen Gefangenen, die er ebenfalls in seinem Tagebuche übergangen hat. Er saget n): im Jahre 1672 oder 1673 wären vierzehn große französische Schiffe nach Ceylan gekommen, um eine Handlung daselbst einzurichten. Der Admiral von dieser Flotte, Herr **de la Haie**, warf im Hafen **Cottiar** Anker, und schickte von dar aus drey Personen nach Candy. Der König bewirthete sie prächtig, schenkte jedem eine goldene Kette, einen damascirten Säbel, und eine schöne Flinte. Seine Antwort auf ihr Anbringen war nicht weniger günstig. Bey so schöner Hoffnung ließ der Admiral einen Gesandten nebst sechs andern Franzosen am Hofe, welche die Rückkunft der Flotte von ihrer anderweitigen Handlungsfahrt abwarten sollten. Ehe selbige unter Segel gieng, versah sie der König mit allerley Bedürfnissen. Die Franzosen bekamen Erlaubniß, eine Schanze an der Bay zu bauen, und er ließ ihnen hülfliche Hand darzu leisten. Der Admiral legte Besatzung hinein, versprach bald wieder zu kommen, und segelte nach der Küste Coromandel. Allein er blieb aus; und als die Hoffnung zu seiner Wiederkunft verlohren war, so machten sich die Holländer Meister von der Schanze. Knox o) saget: einige hätten geglaubet, er wäre durch Sturm untergegangen; andere, die Holländer hätten ihn zu Grunde geschossen. Doch jetzo ist die Rede nur vom zurück gebliebenen Gesandten und seinen Leuten.

Viele französische Gefangene auf Ceylan.

Wie sie es geworden.

Er brach von **Cottiar** zu Pferde auf, ohne dem Hofe seinen Anzug zu berichten. Nichts destoweniger ließ der König eine Wohnung zu Candy für ihn bereiten, so bald er seine Reise vernahm, schickte ihm auch einige der vornehmsten Herren entgegen. Der Gesandte hielt seinen Einzug zu Pferde, ungeachtet man ihm sagte, es sey nicht gewöhnlich, und der König möchte es etwan übel nehmen. Nichts destoweniger wurde er mit aller Höflichkeit aufgenommen, einige Tage lang auf des Hofes Kosten bewirthet, und mit vielem Gepränge zum ersten Gehöre geführet. Der König läßt die Ausländer nur des Nachts vor sich. Man führet sie in einen Saal, woselbst sie so lange warten müssen, bis er sie rufen läßt. Es mag nun seyn, daß der Gesandte sich allzu sehr auf die Rückkunft der Flotte verließ, oder daß er sonst nicht bedächtlich genug war: so wurde er doch darüber unwillig, daß er ein paar Stunden warten sollte, und dachte, man thäte ihm dieses zum Schimpfe. In dieser Einbildung gieng er mit Ungestüme weg und nach Hause. Man wollte ihn zurück halten: allein, darüber gerieth er vollends außer sich, griff nach dem Degen, und man mußte ihn gehen lassen.

Französische Gesandtschaft nach Ceylan.

Schlechte Aufführung des Gesandten.

Ueber diese Verwegenheit ärgerte sich der König so sehr, daß er den Gesandten nebst seinem ganzen Gefolge in ein Loch werfen ließ. Man entwaffnete sie, und schloß sie in Eisen. Doch als man dem Könige vorstellete, die Leute des Gesandten hätten thun müssen, was er ihnen befohlen: so ließ er sie frey; hingegen der Gesandte mußte länger als ein halbes Jahr geschlossen sitzen. Sodann kam er auf vieles Verbitten der großen Herren am Hofe zwar in so weit los, wurde aber dennoch als ein Gefangener angesehen. Seine Leute wurden

Wird dafür bezahlet.

o) A. d. 353 S. Knox hatte die rechte Nachricht nicht. Der Admiral kam wieder. Man wird die Beschreibung in gegenwärtigem Bande finden.

Rob. Knox. 1679.

wurden wegen des Elendes, darein er sie gestürzt hatte, verdrüßlich, und seines gebieterischen Wesens überdrüßig, daher ließen sie ihn gehen, und sucheten sich selbst zu ernähren, so gut sie konnten. Knox hatte drey gekannt; einer hieß **du Pleßis**, der andere **Blame**, des dritten Namen hatte er vergessen. Der König machte sie zu seinen Stallmeistern, und sie mußten alle drey sein Leibpferd warten. Zum Unglücke fiel es bald hernach um; damit schob er die Schuld auf ihre Nachläßigkeit, und strafte sie, ohne die geringste Entschuldigung anzuhören. **Du Pleßis** und **Blame** wurden ins Gebirge verwiesen; der dritte kam wegen seiner Jugend gelinder davon.

Uneinigkeit der Franzosen.

Kurz vor Knoxens Flucht wollte der König den französischen Gesandten und seine Leute mit einander vertragen. Er ließ sie alle vor sich kommen, und sagte *p*): „Es wäre für „Landesleute eine schlechte Ehre, wenn sie in der Fremde uneinig wären, da sie doch die „größte Ursache hätten, sich wohl mit einander zu vertragen; sie sollten also Gott, ihrem „Könige, und ihm selbst, der es so gut mit ihnen meynte, die Ehre thun, und alle Feindschaft gegen einander ablegen; mit einem Worte, er rieth ihnen, künftig in einem Hause „beysammen zu wohnen, und alle Gelegenheit zum Zwiste zu vermeiden.„ Dieser Rath war ein Befehl, dem sie gehorchen mußten. Sie begaben sich alle nach des Gesandten Wohnung, und wurden daselbst auf des Königes Unkosten bewirthet. Allein, nach der Mahlzeit giengen sie wieder weg, und waren mehr als jemals auf den Gesandten erbittert, dessen Stolz ihnen unerträglich fiel.

Der Verfasser giebt dem französischen Gesandten zu London Nachricht davon.

Also waren ihre Sachen bey Knoxens Flucht beschaffen, welcher nach seiner Ankunft in England folgendes Schreiben an den französischen Bothschafter zu London abgehen ließ *q*): „Gnädiger Herr, ich habe die Ehre, Eurer Excellenz zu berichten, daß ich bey meiner „zwanzigjährigen Gefangenschaft auf Ceylan einen französischen Gesandten und einige Per„sonen von seinem Gefolge gekannt habe. Es sind ihrer acht. Als Herr **de la Haie** im „Jahre 1672 mit seiner Flotte in den Hafen **Cottiar** oder **Trinquemale** einlief, so schickte „er diese Herren an den König des Landes ab, welcher sie in einer schweren Sklaverey hält. „Weil sie, wie ich wohl weis, nicht nach Europa schreiben können: so ersuche ich Sie, „aus Mitleiden über ihren unglückseligen Zustand, ihren Freunden Nachricht davon zu ge„ben. Der Name des Gesandten ist mir unbekannt, aber ein Anverwandter von ihm „heißt **de Serle**, und zween Edelleute von seinem Gefolge nennen sich **du Pleßis**, und **de** „**la Roche**.„ Hierauf unterredete sich der französische Bothschafter mit Knoxen, und bekam noch mehr Erläuterung von ihm. Man weis nicht, was darauf erfolget seyn mag.

Rückreise des Verfassers über Batavia.

Der Verfasser saget: unter den gefangenen Europäern habe sich auch ein portugiesischer Jesuit, Namens Pater **Vergunce**, befunden, welcher in einem hohen Alter und in großen Gnaden des Königes gestorben sey. Eines Tages, als ihm der König zuredete, er möchte seinen zerrissenen Rock ablegen, und in seine Dienste treten, gab er muthig zur Antwort: „Dieser alte Rock und der Name Jesu Christi wären ihm lieber, als alle Ehre, die „man ihm anbiethen könnte.„ Dieses Zeugniß von einem Engländer gereichet einem Jesuiten allerdings zur Ehre *r*).

Doch wir wollen Knoxen auf seiner Reise begleiten. Die Holländer macheten sich seine Anwesenheit in Columbo zu Nutze, und ließen sich allerley dienliche Nachrichten von dem inwendigen Zustande der Insel von ihm geben. Endlich, nachdem er fünf und zwanzig

p) Auf der 358 Seite.
q) A. d. 359 S.
r) A. d. 368 S.

zig Tage in diesem Hafen geblieben war, schiffete er sich nebst des Generals Sohne, unter dem Abfeuern des Geschützes von der Stadt, nach Batavia ein. Sie ließen die Flagge von dem Hauptmaste eines Schiffes von acht hundert Tonnen wehen. Ihr Tisch wurde alle Tage mit zehn bis zwölf trefflichen Gerichten besetzet, es fehlete auch nicht an köstlichem Weine. Die Fahrt währete sechs Wochen, nämlich vom 24sten des Wintermonats, bis den 5ten Jenner. Rob. Knox 1680.

Der General zu Batavia erzeigte Knoxen noch mehr Höflichkeit, als sein Sohn gethan hatte, aber nicht umsonst. Er fragte ihn um alles, was den Holländern vortheilhaftig seyn konnte, und hatte Leute bestellt, welche seine Antwort aufschreiben mußten: hernach forderte er von ihm, er möchte den Aufsatz unterschreiben s). Weil aber selbiger holländisch war, und Knox diese Sprache nicht verstund: so entschuldigte er sich deswegen, erboth sich jedoch, eine besondere Bescheinigung von sich zu stellen, daß alles, was er gesagt habe, der Wahrheit gemäß sey. Hiermit war der General zufrieden. Einer von seinen Sohnen, welcher die Retourflotte von diesem Jahre führen sollte, both ihm die Ueberfahrt und die Tafel an, und versicherte, den Herren Generalstaaten würde es lieb seyn, wegen der ceylanischen Angelegenheiten mit ihm zu sprechen. Allein, er verlangte nach Bantam zu gehen, wo er ein englisches Schiff, der Cäsar genannt, antraf, das ihn im Herbstmonate nach London brachte t). List der Holländer.

Der VI Abschnitt.

Beschreibung der Insel Ceylan.

1. Geographische Nachrichten von derselben.

Einleitung. Größe und Gestalt der Insel. Eintheilung. Nordliche und südliche Landschaften. Westliche. Beschaffenheit des Landes. Adamsberg. Natürliche Befestigung des Königreiches Candy uda. Seltsamer Unterschied in der Witterung. Spuren alter Städte. Candy, die Hauptstadt. Nellemby-neur. Allut-neur. Badula. Digligy neur, wo der König seinen Hof hält. Flecken und Dörfer. Alterthümer. Landschaft Portalun. Salz auf der Insel. Häuser der Chingulesen. Königlicher Pallast. Gemeine Häuser. Vornehme Häuser.

Wir haben bereits anderswo bemerket u), daß die Portugiesen ehemals einen Theil der ceylanischen Küste besessen, bis an die Hauptstadt gestreifet, und selbige öfter, als einmal abgebrannt, ohne weder des Königes Pallast noch die Tempel zu schonen. Ja, der König mußte ihnen drey Elephanten als einen jährlichen Tribut geben, und den Frieden vermittelst anderer schimpflichen Bedingungen erkaufen. Endlich rief er die Holländer aus Batavia zu Hülfe, durch deren Beystand er die Portugiesen schlug, und aus allen befestigten Orten jagte, hingegen setzten sie sich selbst hinein. Als der Krieg zu Ende war, und insonderheit, nachdem sie im Jahre 1655 Columbo weggenommen hatten, weigerten sie sich, das Eroberte fahren zu lassen, und befestigten sich nach aller Möglichkeit an der Küste. Ihre vornehmsten Plätze sind Jafnapatan, und das Eyland Manaar, gegen Norden; Trinquemale und Batticalon gegen Osten; die Stadt Punto gallo gegen Suden; und Columbo gegen Westen; ohne die Städte Negombo und Colpentina, auch ohne Einleitung, die Portugiesen und Holländer betreffend.

s) A. d. 393 S.
t) A. d. 322 S.

u) S. oben Pyrards Reise.

Rob. Knox. 1679.

ohne verschiedene Schanzen an den Mündungen der Flüsse, oder an den Pässen im Gebirge zu rechnen, welche den Durchgang beschützen. Die Holländer sind also Herren auf dem größten Theile der Küste von einer Insel, welche hundert Meilen in die Länge, und zur größten Breite funfzig hat. Ihre Gestalt gleicht ungefähr einer Birne x).

Größe und Gestalt der Insel.

Das Innere der Insel, davon man vor Knoxens Beschreibung wenig wußte, gehöret einem einzigen Herren, welcher den Titel, König von **Candy**, oder **Candi-uda**, führet. Die Einwohner, welche leibhaftige Schwarze sind, nennen sich Chingulesen. In ihrer Sprache bedeutet **Candi-uda, Gipfel des Gebirges** y). Es besteht auch in der That das ganze Land aus fruchtbaren Hügeln und schönen Bergen, darunter einige außerordentlich hoch sind.

Innere Eintheilung.

Nordliche und ostliche Landschaften.

Es ist in kleine und große Bezirke abgetheilet; jene gleichen unsern Kreisen oder Provinzen, und diese unsern Aemtern. Die Landschaft **Neura-calava** besteht aus fünf Aemtern, **Hotcurly** aus sieben; beyde liegen gegen Norden. Die Landschaften **Mantaly** und **Uvah**, jede von drey Aemtern, liegen ostlich, nebst vier andern Aemtern, die zu keiner Landschaft geschlagen sind, und **Tammanquod, Bintana, Nellas** und **Paunoa** heißen. In der Landschaft **Uvah** liegen zwey und dreyßig Hauptleute, welche unmittelbar unter dem Könige stehen, nebst ihren Soldaten. Folgende Aemter liegen mitten im Lande: **Wallapon-ahoy**, welches funfzig Löcher oder Thäler bedeutet, und die Eigenschaft des Landes anzeiget, welches mit Bergen und Thälern angefüllet ist; **Poncipot**, das ist, fünf hundert Soldaten; **Goddaponohoy**, oder funfzig dürre Aecker; **Hevoihattay**, oder sechzig Soldaten; **Cote mul, Horsepot**, oder vier hundert Soldaten; **Tumponahoy**, oder die drey Funfzige; **Udanur**, das ist, die höchste Stadt; **Tattanur**, das ist, die niedrige Stadt, worinnen **Candi**, der königliche Sitz, liegt. Beyde letzteren Aemter sind die besten auf der Insel, das ist, die volkreichesten und fruchtbaresten. Hier wohnen auch die vornehmsten Geschlechter. Daher saget man auf der Insel im Sprichworte: wenn das königliche Haus absterbe, so dürfte man nur den ersten den besten aus einem von beyden Aemtern vom Pfluge wegnehmen, und sauber ankleiden, so habe man einen König, dem es weder an Adel noch an guten Eigenschaften fehle z). Sie genießen viele Vorrechte, und müssen allemal einen im Amte gebohrnen zum Statthalter haben.

Westliche Länder.

Die westlichen Länder sind **Udipollat, Dolusbang, Hotteraocurly, Portalun, Tuncurly** und **Cottiar**. Die drey ersten bestehen jedes aus vier Aemtern; die beyden folgenden aus drey. **Cottiar** besitzen die Holländer, nebst **Baticalon** und **Tuncurly**, nebst noch zehn bis zwölf andern an der Küste. Der größte Theil dieser Landschaften und Aemter besteht aus fruchtbaren Hügeln und Bergen; daher auch der Name **Candi-uda** rühret. Unterdessen sind in **Neure-calava, Hotcurly** und **Hotteracurly**, auch in den Aemtern **Tammaquod, Vellas** und **Baknoa** keine Berge. Jedes Amt ist von dem andern durch dicke Wälder unterschieden, die niemand verkaufen noch angreifen darf, weil sie zur natürlichen Befestigung dienen. Bey entstehendem Kriege oder innerlicher Unruhe hält jedes Amt eine Wache, in Friedenszeiten aber nicht, ausgenommen, wo holländische Orte in der Nähe liegen a).

Beschaffenheit des Landes.

Obgleich das Land gebirgig ist: so wird es doch von einer großen Menge schöner Flüsse bewässert, die vom Gebirge herab fallen. Die meisten sind wegen vieler Klippen nicht

x) Länge: sieben und neunzig Grad, fünf und zwanzig Minuten, hundert Secunden. Breite: fünf Grad, fünf und funfzig Minuten, zehn Secunden. Die Beschreibung der Küste wird in den holländischen Reisen, als ihrem natürlichen Orte, vorkommen.

KARTE VON DEM EYLANDE CEYLAN

Zur allgemeinen Historie der Reisen.

von dem Hrn Bellin Ingr. ordre. de la Marine.

1750

Maaßstab

Franzoesische Seemeilen.

5 10 15 M.

Kleine Untiefen

Große Untiefen

Længe von dem Eylande Ferro.

97 98 99 100

9 8 7 6

Rob. Kn(
1679.

Größe u
Gestalt i
Insel.

Innere E
theilung.

Nordliche u
ostliche La
schaften.

Westlic
Länder.

Beschaffe
heit des La
des.

nicht schiffbar, aber ungemein fischreich. Der größte, Namens **Mavelagongue**, entspringt auf dem Gebirge, welches die Portugiesen **Adamsberg** genennet haben, durchstreicht die ganze Insel gegen Norden, und fällt zu **Trinquemale** ins Meer. Seine Breite beträgt einen Armbrustschuß. Die Menge von Klippen, die ihn unschiffbar machet, dienet auch einer großen Menge **Alligator** zum Aufenthalte. Er fließt eine Viertheilmeile vor Candy vorbey: sein reißender Strom leidet keine Brücke, folglich setzet man in Kähnen über. Nebst dem wollen es die Einwohner nicht haben, daß in ihrem Lande bequem zu reisen sey; sondern, sie wollen vielmehr, die Wege sollen beschwerlich seyn *b*). An einigen Orten fließt der Fluß einige Meilen weit, ohne daß sein Lauf durch Klippen unterbrochen würde. Doch die Chingulesen machen sich ihre Flüsse, was die Handlung und das Wegschaffen der Waaren betrifft, überhaupt wenig zu Nutze. Die ganze Insel steht voll Wälder, ausgenommen die Landschaft **Uvah**, und die Aemter **Udipolat** und **Doluphang**, woselbst es an Holze fehlet. In der Mitte ist sie stark bewohnet, aber an der Küste weit weniger. Gegen Norden ist die Luft ungesund, sonst aber aller Orten sehr rein. Die Thäler sind meistens morastig und voll schöner Quellen. Diejenigen, die also beschaffen sind, hält man für die besten, weil der Reiß, als die vornehmste Nahrung der Einwohner, viele Nässe verlanget.

Rob. Knox. 1679.

Adamsberg.

Im südlichen Theile der Insel steht ein Berg, den man für den höchsten in der ganzen Insel hält; er hat die Gestalt eines Zuckerhutes, und wird auf eine große Ferne gesehen. Im Lande trägt er den Namen **Hamalel**, die Portugiesen aber haben ihm den Namen **Adamsberg** beygeleget. Auf dem Gipfel liegt ein platter Stein, mit einem eingedruckten menschlichen Fuße, der aber zweymal so groß, als ein ordentlicher Menschenfuß, ist *c*). Die Einwohner halten es für ein verdienstliches Werk, diesen Fuß zu verehren, zumal den ersten Tag im Jahre, welcher bey ihnen in den Märzen fällt, und sodann steigt eine unbeschreibliche Menge Männer, Weiber und Kinder auf den Berg. Aus diesem Berge entspringt der **Mavelagongue** und viele andere Flüsse.

Natürliche Festigkeit des Reiches Candi-uda.

Das Königreich **Candi-uda** wird durch seine natürliche Lage beschützet *d*). So bald man hinein kömmt, steigt man beynahe beständig bergauf, und die Wege auf das Gebirge sind so schmal, daß nicht zween Männer neben einander gehen können. Sie werden durch große Felsen unterbrochen, welche den Zugang auf den Gipfel sehr beschwerlich machen, und jeder Eingang ist mit spanischen Reutern verwahret, wobey beständig eine Wache steht.

Seltsamer Unterschied der Witterung.

Die Abwechselung des Wetters ist etwas sehr besonderes in dieser Insel. Wenn die Westwinde zu blasen beginnen, so regnet es auf der Westseite, und sodann muß man daselbst das Land bestellen. Hingegen ist sodann auf der Ostseite trocken Wetter und Erndte. Bläst der Ostwind, so ackert man auf der Ostseite, und erndtet auf der westlichen. Daher erndten und ackern die Einwohner das ganze Jahr durch, wiewohl nicht zu einerley Zeit. Nässe und Trockne scheiden sich ungefähr in der Mitte der Insel von einander; und es wiederfuhr Knoxen öfter als einmal, daß er auf einer Seite des Berges **Cauragahing** beregnet wurde, und auf der andern das trockenste Wetter und große Hitze fand. Ja er bemerket, daß diese Abwechslung weit stärker sey, als man ihrer Geschwindigkeit wegen ver-

y) Knox Reisebeschr. I Theil, a. d. 4 u. folg. S.
z) Eben das. a. d. 6 S.
a) A. d. 8 S.
b) A. d. 10 S.
c) A. d. 12 S.
d) A. d. 11 S.

Rob. Knox. 1679.

vermuthen sollte; denn er kam aus einer nassen Gegend unmittelbar in eine andere, da ihm der Boden in die Füße brannte. In den Hochländern regnet es weit mehr als in den Thälern, doch ist die Nordseite der Insel nicht so naß, vielmehr hat sie nicht selten einige Jahre lang dermaßen trockenes Wetter, daß man nicht in die Erde kommen kann. Ja es hält schwer damit, einen so tiefen Brunnen zu graben, daß sein Wasser trinkbar sey, indem das beste, welches man findet, widerwärtig schmecket *e*).

Spuren alter Städte.

Die Einwohner zeigen unterschiedliche Orte auf der Insel, wo nach ihrem Vorgeben ehemals wichtige Städte gestanden haben, und nach welchen die Gegend noch itzo heißt. Allein man sieht kaum noch einige Spuren von Gebäuden. Knox durchstrich alle Landschaften öfter, als einmal, fand aber nicht mehr als fünf Städte, welche diese Benennung verdienen. Es steht in jedweder ein königlicher Pallast: doch diese Palläste werden sehr baufällig, denjenigen ausgenommen, darinnen der König wirklich wohnet.

Candi, die Hauptstadt.

Die Hauptstadt heißt **Candi** oder **Cande**. Sie liegt in dem Gebirge, und wird von den Chingulesen **Hingadagul-neure**, das ist: **Stadt des Volkes**; oder **Moncaire**, das ist: **königliche** oder **Hauptstadt** genennet. Sie liegt mitten in der Insel, folglich sehr bequem, weil man von allen Seiten darzu kommen kann. Ihre Gestalt ist dreyeckigt, und der königliche Pallast steht nach Landesgewohnheit an der Ostspitze. Sie ist nur auf der Südseite befestiget, weil man auf dieser Seite den bequemesten Zugang findet; doch besteht die Befestigung nur aus einem Erdwalle von etwan zwanzig Schuhen in die Höhe, welcher das Thal von einem Berge zum andern durchstreicht. Alle Zugänge zur Stadt sind auf etliche Seemeilen weit mit Dornhecken verwahret, wobey man beständige Wache hält. Der große Fluß, welcher von dem Adamsberge herab fällt, fließt eine viertel Seemeile südlich vorbey. Als Knox auf der Insel war, so verließ der König Candi, wegen eines vorgefallenen Aufruhres, von welcher Zeit an, die Stadt in Abnahme gerieth *f*).

Nellembyneur. Allut-neur.

Nellembyneur ist ebenfalls eine Stadt, liegt zwölf Seemeilen südlich von Candi, in der Landschaft **Udipallar**. **Allut-neur** liegt in Nordost von Candi, in der Landschaft **Bintano**. Hier hat der König Salz und Getreyde auf den Krieg im Vorrathe. Knox konnte niemals in dieses Amt kommen, doch übersah er es von einem hohen Berge, und da schien ihm das Land eben und waldig zu seyn. Der Fluß **Mavelagongue** läuft durch.

Badula.

Die vierte Stadt auf der Insel **Badula**, liegt zwo Tagereisen von Candi, der Landschaft **Uvah** gegen Osten. Die Portugiesen hatten sie bis auf den Grund weggebrannt. In der Landschaft **Uvah** wird der beste ceylanische Toback gebauet. Sie hat Wasser genug, aber wenig Holz. Vieh und Reiß giebt es in Menge, wobey dieses merkwürdig ist, daß das Vieh, welches daselbst fällt, in keiner andern Landschaft gut thut oder fortkömmt *g*).

Digligy-neur.

Die fünfte Stadt ist **Digligy-neur**, welche gleichfalls ostlich von Candy, in der Landschaft **Hevahatt** liegt. Hier hält der König, seit 1664, Hof. Das Land ist voll Berge und Felsen, folglich unfruchtbar. Unterdessen hat es der König seiner Sicherheit wegen zum Aufenthalte erwählet, indem er sich im Nothfalle auf einen nahe daran liegenden Berg, Namens **Gaulada** retten kann. Es wächst auf selbigem so viel Getreyde, daß die Besatzung der dreyen Schanzen, welche den Zugang beschützen, davon leben kann. Er ist

e) Eben daselbst a. d. 17 Seite.

f) A. d. 20 Seite.

g) A. d. 22 S.

ist auf allen Seiten steil, auch so voll Felsen, Waldungen und Abgründe, daß eine Hand voll Leute das größte Heer abzuhalten vermag *h*).

Rob. Knox. 1679.

Flecken und Dörfer.

Nebst diesen fünf Städten sind noch viele zerstörte Orte auf der Insel, welche den Namen der Städte noch tragen, und vor Zeiten königliche Sitze waren. Aber itzo ist wenig mehr von ihnen übrig. Hierher gehöret die Stadt **Anarodgburro**, in Norden des Königreichs. Der Sage nach, haben neunzig Könige daselbst regieret. Das gemeine Volk glaubet steif und fest, ihre Seelen wären zur himmlischen Herrlichkeit erhaben, weil viele Pagoden und andere milde Stiftungen von ihnen herrühren. Bey dieser Stadt läuft der Fluß vorbey, welchem Knox auf seiner Flucht folgete. An dem Ufer desselbigen, liegen viele gehauene Steine. Einige sind lang, und zu Säulen tüchtig: andere viereckicht und dem Ansehen nach zum Pflaster gewidmet: ferner sieht man die Schwibbögen von drey zerfallenen Brücken. Uebrigens ist das Land eine Wüste. Unweit der Stadt wird genaue Wache gehalten, weil die Gränze hier offen steht, und von keinem Gebirge bedecket wird *i*).

Alterthümer.

Landschaft Portalum.

Die Landschaft **Portalum** liegt gegen Niedergang, und hat einen Seehafen, welcher einen Theil des Königreichs mit Salze und Fischen versorget, die Einwohner treiben einigen Handel mit den Holländern, welche eine Schanze auf der Spitze von dem Lande haben. Was die östlichen Gegenden betrifft, dahin das Salz aus diesem Hafen, wegen der weiten Entfernung und der Gebirge nicht gebracht werden kann: so kömmt ihnen die Natur auf eine andere Weise zu Hülfe. Der Ostwind treibt das Seewasser in den Hafen **Leawava**; bläst hernach der Westwind, und bringt schön Wetter mit, so setzet dieses Wasser mehr Salz an, als die Einwohner bedürfen. **Leawava** hat eine solche Lage, daß die Ausländer das Salz nicht wegnehmen können. Auf der Landseite, ist der Ort mit Bergen umgeben, und auf der Seeseite das Ankern gefährlich. Nebst dem ist die Luft in dieser Gegend sehr ungesund. Die Chingulesen schreiben alle diese Vortheile einem Götzen zu; welcher nicht weit davon, in einem Dorfe, Namens **Coteragom**, seine Wohnung hat. Wer Salz abholet, muß ihm etwas zum Geschenke bringen; ja die Insulaner fürchten diesen Götzen dergestalt, daß auch diejenigen, welche von ihrem eigenen Könige abfielen, und es mit den Portugiesen oder Holländern hielten, niemals bey einem Angriffe auf dieser Seite gegenwärtig seyn wollten *k*).

Häuser der Chingulesen.

Ob gleich es in Ceylan keinesweges an Flecken und Dörfern fehlet: so sind sie doch meistens von schlechter Wichtigkeit. Die vornehmsten sind die ihren Götzen gewidmete, worinnen **Dewals** oder Tempel stehen. Die Einwohner bauen ihre Straßen nicht nach der Schnur, noch ihre Häuser in einer gewissen Ordnung; jedes Hauswesen hat seine eigene Wohnung, welche gemeiniglich mit einem Zaune und Graben eingefasset wird. Niemals bauen die Chingulesen an eine Landstraße, damit die Reisenden nicht sehen, was sie machen. Die größten Dörfer haben nicht über hundert Häuser, gemeiniglich nur vierzig bis funfzig, ja einige nur acht bis zehen. Die meisten sind gleich den Städten durch mancherley Zufälle zu Grunde gegangen. Ueberdieses ziehen die Einwohner weg, so bald man Krankheiten spühret, und einige Personen bald nach einander sterben. Sie glauben, der Teufel habe sich eingenistet, damit schlagen sie ihre Wohnungen anderswo auf, und lassen ihre Häuser nebst den Ländereyen im Stiche *l*).

Der

h) A. d. 23, 24 S.
i) Eben das.
k) A. d. 26, 27 Seite.
l) A. d. 29 S.

Rob. Knox. 1679.

Königlicher Pallast.

Der königliche Pallast zu **Digligy-neur** ist mit einem Erdwalle umgeben, und solcher mit Strohe überkleidet, damit ihn der Regen nicht aufweichet. In dem Bezirke des Walles stehen allerley, meistens niedrige und mit Strohe bedeckte Gebäude, und es haben nur einige wenige ein Ziegeldach. Diese letztern sind von zwey Stockwerken, mit offenen Gängen rings herum; die Gänge haben Gebäude von Eben- oder gemaltem Holze. Die Fenster sind mit Silber und Ebenholze gezieret. Der Gipfel eines jeden Gebäudes ist mit irdenen oder verglaseten Gefäßen gezieret. Alle diese Gebäude machen gleichsam einen Irrgarten, mit vielen sehr schönen Thoren, darunter zwey mit einer Zugbrücke versehen sind. Knox lobet die Schönheit dieser Thore ungemein. Die Pfosten sind, wie er saget, mit den schönsten Schnitzwerke gezieret; und alles, bis auf die Schlösser und Riegel ausgestochen *m*). An jedem Thore und an jedem Eingange stehen Schildwachen, die man bey Tag und Nacht ordentlich ablöset.

Gemeine Häuser.

Die gewöhnlichen Häuser der Einwohner *n*), sind niedrig, klein, mit Strohe gedecket, und von Pfälen gebauet, die sie zuweilen mit Leimen überschmieren. Sie dürfen nicht höher, als einen Stock bauen, noch ein Ziegeldach aufsetzen, noch die Wände mit Kalche weißen, wiewohl sie eine Gattung von weißem Thone haben, und hierzu gebrauchen könnten. Weil die Hitze hier zu Lande sehr groß ist: so überwerfen sie die Wände selten, sondern begnügen sich an Baumästen und Blättern. Sie haben nicht einmal Rauchfänge;

Vornehme Häuser.

das Feuer zum Kochen wird an einer Ecke des Hauses angemacht, daher die Decke sehr beräuchert aussieht. Doch haben die großen Herren, sehr schöne und bequeme Häuser. Gemeiniglich bestehen sie aus zwey gegen einander überstehenden Gebäuden; die vermittelst einer Mauer zusammen hängen, also daß in der Mitte ein viereckigter Hof bleibt. Um die Mauer herum gehen Bänke von Thone, die man mit Kühemist reibt, und auf diese Weise gegen den Regen undurchdringlich machet. Ihre Bediente und Sclaven bewohnen andere Häuser, rings herum.

2. Von den Einwohnern und deren Classen in Ceylan.

Zweyerley Einwohner. Die Wadas. Die Chingulesen. Ihre Gemüthsart. Gewöhnliche Kleidung der Chingulesen. Kleidung der Edelleute. Aufputz des vornehmen Frauenzimmers. Einschränkung der Heirathen. Hoher Adel. Darunter gehören die Weisen. Uebrigen Stände. Vorzug gewisser Handwerker; rühret von ihrer Nutzbarkeit her. Andere Zünfte. Das gemeine Volk. Sclaven. Seltsame Gattung Leute. Strafe des vornehmen Frauenzimmers.

Zweyerley Einwohner. Die Wadas.

Knox berichtet, das Königreich Candi werde von zweyerley Völkern bewohnet. Eins nennet er die **Wadas**, und dieses sind vermuthlich die allerersten Einwohner gewesen. Sie leben gleichsam wild *o*), das ist nach ihrer eigenen Weise, und in den Wäldern einiger Landschaften. Einige zahlen dem Könige Tribut; andere sind niemanden unterthänig, und haben weder Städte noch Dörfer. Sie säen und ackern nicht, sondern nähren sich von der Jagd. Sie halten sich an den Flüssen auf, und schlafen unter dem ersten dem besten Baume. Nur stecken sie einige Zweige um sich, damit sie von dem Geräusche aufwachen, wenn ein wildes Thier darüber will. Knox kam auf seiner Flucht an verschiedene Orte, wo dergleichen Wilde ihre Nachtlager gehabt hatten. Von diesen **Wadas** ist es vermuthlich zu

m) Eben daselbst 3 Theil 7 S.
n) Eben daselbst 4ter Theil, a. d. 198 S.
o) Eben daselbst 4ter Theil, a. d. 187 S.
p) Eben daselbst a. d. 106 S.

zu verstehen, wenn **Pyrard** die Einwohner von Ceylan mit den africanischen Schwarzen vergleicht.

Rob. Knox. 1679.

Die Chingulesen.

Das vornehmste Volk sind die **Chingulesen**, welche nicht sowohl africanischen Schwarzen, als vielmehr leibhaftigen Europäern ähnlich sehen p). Knox glaubet nicht, was die Portugiesen sagen, als ob sie aus China herstammeten, sondern will sie lieber von den Malabaren herleiten, wiewohl sie nach seinem eigenen Geständnisse ihnen sehr schlecht ähnlich sehen. Sie sind sowohl gebildet, und besser als die meisten Indianer; dabey auch sehr hurtig und geschickt. Sie haben ein ernsthaftes Wesen an sich, wie die Portugiesen q). An Verstande fehlet es ihnen nicht. Ihre Sprache ist angenehm, und ihr Bezeugen höflich. Dabey aber betrügen sie herzlich gern, und haben einen unerträglichen stolzen Sinn. Das Lügen halten sie für nichts schändliches. Hingegen verabscheuen sie den Diebstahl, und man höret bey ihnen wenig davon. Die Keuschheit halten sie hoch, üben sie aber wenig; sie machen viel aus der Mäßigkeit, aus einem gelassenen Wesen, und ordentlichem Haushalten. Sie sind selten von hitzigem Gemüthe, im Gegentheile aber leicht zu besänftigen, wenn sie der Zorn übereilet. In der Kleidung und den Speisen, lieben sie die Reinlichkeit. Mit einem Worte, weder ihre Neigungen noch ihre Lebensart zeiget etwas barbarisches. Doch machet Knox einen Unterschied zwischen den Einwohnern der Gebirge und der Thäler r). Die letztern sind höflich, mitleidig und gutthätig gegen Fremde. Die erstern sind boshaft, betrügerisch und grob, wiewohl sie sich dienstfertig und bescheiden anstellen, auch sowohl in der Sprache, als in den Manieren, mehr Annehmlichkeit zeigen, als die Einwohner des platten Landes.

Gewöhnliche Kleidung der Chingulesen.

Die gewöhnliche Kleidung der Chingulesen besteht in einem Tuche um die Lenden, und einem Wammes, dergleichen, wie Knox saget, die Franzosen tragen, mit Aermeln, die man an der Hand zuknöpfet, und übrigens Falten werfen, wie ein Hemdärmel. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze, mit Ohren, nach Landesart, auf der linken Seite einen Säbel, und in dem Busen ein Messer, ebenfalls auf der linken Seite. Die Frauenspersonen tragen ordentlich ein blau baumwollen und roth geblühmtes Camisol, das ihnen den ganzen Leib bedecket. Es ist länger oder kürzer, nachdem sie vornehmer oder geringer sind. Die meisten haben ein seiden Tuch auf dem Kopfe, Ohrengehänge, und andere Zierrathen um den Hals, um die Arme und den Gürtel. Sie sehen eben so angenehm aus, als die Portugiesinnen, von welchen sie nach Knoxens Berichte gelernet haben, sich vornehm zu stellen. Sie genießen einer großen Freyheit, misbrauchen sie aber selten. Sie können Besuche annehmen, und mit Mannspersonen reden, ohne daß die Männer dabey wären. Zwar haben sie Mägde und Sclavinnen, die zu ihrem Befehle stehen, unterdessen machen sie sich eine Ehre aus der Arbeit, und halten sich durch die Sorge für das Hauswesen keinesweges beschimpfet s).

Kleidung der Edelleute.

Die Edelleute haben Wämser von weißem oder blauen baumwollenen Zeuge, und ein doppeltes Tuch um den Leib. Das unterste an dem Leibe ist weiß, das obere gefärbet; sie tragen einen blauen oder rothen Gürtel, und ein Messer mit einem ausgearbeiteten Griffe. Der Griff ist mit Golde oder Messinge ausgelegt, und die Scheide mit durchbrochenem Silber beschlagen. In der Hand tragen sie ein gemaltes Rohr, hinter ihnen geht ein Bedienter, in bloßem Kopfe, mit langen über die Schultern hängenden Haaren, und einem

q) Eben daselbst a. d. 107 S.

r) Eben daselbst a. d. 117 S.

s) Eben das. a. d. 115 und 121 S.

Rob. Knox. 1679.

nem Beutel in der Hand, worinnen er Betel hat. Der Herr selbst trägt beständig eine silberne schön ausgestochene Büchse, in Gestalt eines Uhrgehäuses, voll Kalch in der Hand. Die vornehmen und jungen Leute lassen die Haare lang wachsen und fliegen, doch knüpfen sie selbige hinten zusammen, wenn sie reisen, oder ihre Uebungen vornehmen. Vor Zeiten trugen sie Ohrgehänge wie die Malabaren. Weil aber der König es unterließ: so ist diese Gewohnheit sehr in Abgang gerathen. Die Mannspersonen tragen silberne und messingene Ringe an den Fingern; die Reichen, goldene. In Seide kleidet sich niemand *t*).

Aufzug der vornehmen Frauen.

Die vornehmen Frauen treiben weit größern Pracht, als ihre Männer; ja die letztern machen sich groß damit, wenn ihre Frauen kostbar aufziehen *u*). Zu Hause sind sie ganz schlecht bekleidet: allein wenn sie ausgehen, so tragen sie eine Art Hemden von dem feinesten baumwollenen Zeuge, mit Bluhmen und Laubwerke gestickt, imgleichen silberne Armbänder, und eine Menge Ringe an den Fingern und Zähen. Am Halse hängen goldene oder silberne Ketten über die Brust herab, und an den Ohren kostbare Gehänge. Die Ohren werden ihnen gleich in der Jugend durchbohret, und zusammen gedrehete Betelblätter in das Loch gestecket, damit es recht groß wird. Es dähnen sich auch die Ohrläppchen wirklich so weit aus, daß ein Ausländer denken sollte, sie hätten zween große Ringe neben dem Gesichte hängen. Knoxen misfällt dieser wunderliche Zierrath ungemein, und das um so vielmehr, weil sie sonst nicht übel aussehen. Ihr übriger Zierrath steht ganz gut. Sie salben die Haare mit Cocosöle, damit sie glänzen, und lassen sie auf dem Rücken fliegen. Die Hände sind bloß. Ueber den Kopf oder die Schultern werfen sie ein gestreiftes oder geblühmtes seidenes Tuch, welches sehr artig läßt. Um den Leib tragen sie ein paar Gürtel von Silberdrahte. Bey diesem ganzen Staate gehen sie barfuß, sowohl als die Mannspersonen, weil der König nur allein die Ehre hat, Schuhe zu tragen *x*).

Einschränkung der Heirathen.

Der Rang oder Unterschied des Standes beruhet weder auf Reichthume, noch Ehrenstellen, sondern auf der bloßen Geburt, und ist mithin erblich *y*). Daher heirathet niemand eine geringere Person, noch ißt er mit ihr. Wenn sich eine Jungfer von einer Mannsperson von geringerem Stande verführen ließe: so würde sie von ihren Angehörigen erwürget. Ein solcher Schandfleck könnte nicht anders, als mit ihrem Blute ausgewischet werden *z*). Doch verfährt man mit Mannspersonen etwas gelinder. Sie können mit einem Mägdchen vom allerniedrigsten Stande ein Liebesverständniß haben, wofern sie nur mit ihr weder essen noch trinken, sie auch nicht als ihre Frau erkennen; im widrigen Falle strafet sie die Obrigkeit an Gelde, oder leget sie in das Gefängniß. Vergißt aber der Liebhaber seines Ranges so sehr, daß er sie heirathet: so wird er von seinem Geschlechte ausgeschlossen, und in den Stand seiner Frau verstoßen.

Hoher Adel.

Der hohe Adel besteht aus den sogenannten **Hondreus** *a*), welches Wort vermuthlich von **Hondreune** herkömmt, das man dem Könige als einen Titel beyleget, und Majestät bedeutet. Aus diesem Stande wählet der König seine Reichsbeamten, und Statthalter. Man kennet sie an ihren Namen und Kleidungen. Die Männer tragen solche bis an die halbe Wade, und die Frauen bis auf die Ferse. Gleichfalls schlagen die Frauen einen Zipfel von ihrem Rocke über die Achsel, daß er über die Brust herab hängt; dahingegen andere Frauen vom Kopfe bis auf den Gürtel nackend gehen, und ihre Röcke nur bis an das Knie reichen: es sey dann bey großer Kälte: denn sodann darf jedermann den Rücken bedecken,

t) Eben daselbst a. d. 213 S.

u) Eben daselbst.

x) Eben daselbst a. d. 215 S.

y) A. d. 123, 125 Seite.



F. de Bakker fecit, 1751.

bedecken, und wofern er nur den **Hondreus**, die sich an einem öffentlichen Orte befinden, eine Entschuldigung deswegen machet, so ist es schon recht. Noch ein anderes Unterscheidungszeichen ist dieses, daß ihre Mützen wie der Bischöfe ihre, gestaltet, und nebst den oben daran befindlichen Ohren von einerley Farbe, nämlich entweder weiß oder blau ist, dahingegen bey Leuten von geringerem Stande, die Mütze und die Ohren zweyerley Farbe haben müssen *c*).

Rob. Knox. 1679.

Knox beschreibt diese Unterscheidungszeichen mit Rechte ausführlich, nicht nur, weil sie eine wohleingerichtete Policey beweisen, sondern auch, weil sie vielleicht das einzige Beyspiel sind, daß jedermann seinem Stande in allen Stücken gemäß leben muß. Es giebt zweyerley Gattungen **Hondreus**, die nur, was die Heirath betrifft, von einander unterschieden sind. Alle Weißen werden als **Hondreus** angesehen, und genießen eben dieselbigen Vorrechte. Nur leidet ihr Ansehen wegen zweyer Stücke: erstlich, weil sie Rindfleisch essen; zweytens, daß sie die Hände nicht waschen, wenn sie ihre Nothdurft verrichtet haben, welches in diesem Lande höchst abscheuliche Dinge sind. Die Ehre eines Edelmanns kann nicht höher steigen, als nur vermittelst eines gewissen Ehrenzeichens, das der König ertheilet, und eine Art eines Ritterordens ist. Will der König jemanden so hoch erheben, so bindet er ihm ein mit Golde und Silber gesticktes Band um den Kopf, und giebt ihm den Titel **Mundiana**. Doch diese Gnadensbezeugungen geschehen so selten, daß zu Knox Zeiten nur zween bis drey Große damit beehret waren *d*).

Die Weißen gehören unter den hohen Adel.

Auf den Stand der **Hondreus** folget der Stand der Goldschmiede, Maler, Messerschmiede und Zimmerleute. Diese alle haben einerley Rang unter sich; an der Kleidung sind sie von den Adelichen wenig unterschieden, nur dürfen sie weder mit ihnen essen, noch sich verheirathen. Doch haben die Messerschmiede etwas von ihrem ehemaligen Ansehen verlohren, und Knox erzählet die Ursache davon, als einen Beweis, wie sehr die Chingulesen über ihrem Range halten. Eines Tages kamen einige **Hondreus** zu einem Messerschmiede, und wollten ihre Werkzeuge ausbessern lassen. Jener saß bey Tische, und ließ sie so lange warten, daß sie im Zorne davon giengen, und die gelittene Beschimpfung überall ausbreiteten: hierauf wurde verordnet, die Personen von diesem Range, sollten künftig nimmermehr wie bisher die Ehre genießen, daß die **Hondreus** bey ihnen äßen. Nichts destoweniger bezeugen sich die Messerschmiede sehr stolz, insonderheit diejenigen, welche für den König arbeiten. Sie haben ein gewisses Viertheil in der Stadt, das bey niemanden anders als bey ihnen darf arbeiten lassen. Weil ihre meiste Arbeit darinnen besteht, daß sie die Werkzeuge zum Landbaue ausbessern: so empfangen sie zur Erndtezeit gewisse Einkünfte an Getreide, statt der Bezahlung. Neue Werkzeuge werden nach ihrem Werthe besonders bezahlet, und zwar gemeiniglich mit einem Geschenke an Reiße, Geflügel oder andern Lebensmitteln. Wer etwas machen läßt, der bringt Eisen und Kohlen mit. Der Messerschmied sitzt vor seinem Amboße, und thut sehr vornehm. Zur linken Hand hat er die Esse, und in der rechten einen Hammer. Der Kundmann muß das Feuer selbst anblasen, auch mit dem großen Hammer zuschlagen; er für seine Person regieret nur das Eisen, und giebt ihm mit dem kleinen Hammer das rechte Geschicke. Soll etwas geschliffen werden, so muß man selbst die gröbste Arbeit verrichten, und er bringt das Werk zur Vollkommenheit.

Uebrige Stände.

Vorzug gewisser Handwerksgenossen.

z) A. d. 124 Seite.
a) A. d. 128 Seite.
c) Eben das.
d) A. d. 126 S.

Rob. Knox. 1679.

heit. Vermuthlich sind sie deswegen so angesehen, weil man sie nicht missen kann; denn die Chingulesen handeln wenig mit Ausländern, und müssen folglich ihre Werkzeuge in dem Lande verfertigen lassen *e*),

Rühret von ihrer Nothwendigkeit her.

Uebrige Handwerkszünfte.

Nach diesen vier Zünften kommen die Barbierer, welche zwar Camisöler tragen, es will aber niemand mit ihnen essen, sie dürfen auch nicht auf Stühlen sitzen. Diese letztere Ehre gebühret nur den vorhergehenden Ständen. Die Töpfer sind noch geringer, als die Barbierer. Sie tragen keine Camisöler, und ihre Kleidung reichet nur bis an die Knie. Sie sitzen auf keinem Stuhle, es ißt auch niemand mit ihnen. Unterdessen, weil sie das irdene Geschirre verfertigen, haben sie das Recht, wenn sie zu einem **Hondrew** kommen, daß sie nach der Art, wie es hier zu Lande gewöhnlich ist, aus seinem Kruge trinken dürfen, nämlich, indem man sich das Getränk in den Mund gießt, ohne das Gefäß mit dem Munde zu berühren *f*).

Nach ihnen folgen die Wäscher, deren es hier zu Lande sehr viele giebt. Sie waschen aber nur für Personen von höherm Stande, als dem ihrigen. Männer und Weiber gehen mit einem Tuche über der Achsel, als einem Kennzeichen ihres Standes, über die Straße. Sie werfen Hefen in eine Kufe voll Wasser, hängen die Wäsche darunter, und lassen die Dünste hinein ziehen *g*). Hernach spühlen sie selbige in dem Flusse aus, schlagen sie gegen einen Stein, und reinigen sie auf diese Weise vollkommen, ohne das geringste Ausreiben oder Zerreißen.

Die Weber machen den folgenden Stand aus *h*). Nebst der Weberey sind sie auch Sterndeuter, verkündigen gut Wetter; gute und unglückliche Tage; ob eine Sache gut ablaufen werde, was einem neugebohrnen Kinde wiederfahren solle, und überhaupt künftige Dinge. Sie schlagen die Trummel; sie spielen auf der Flöte. Sie tanzen in dem Tempel und währenden Opfers. Sie nehmen auch alles Opferfleisch mit nach Hause, und essen es. Die **Kildoas** oder Korbmacher sind geringer, als die Weber. Sie machen Wannen, das Getreide zu schwingen, Körbe, Betten und Stühle aus Rohre. Hernach folgen die Mattenflechter **Kinnerasks** genannt, welche sehr geschickte und saubere Arbeit machen. Allein weder Manns- noch Weibespersonen dürfen sich den Kopf bedecken.

Die Elephantenwärter machen ebenfalls eine besondere Zunft; gleichwie auch die **Jaggeris** oder Zuckermacher. Alle diese Zunftverwandte, bleiben jedweder bey seinem Handwerke. Der Sohn wird, was sein Vater war. Die Tochter heirathet einen aus ihrer Zunft. Zum Heirathsgute giebt man ihr das zum Handwerke nöthige Geräthe mit. Sie dürfen auf keinem Stuhle sitzen, keine Camisöler, noch auch ein Gewand, das über die Knie reicht, tragen: ja nicht einmal ein Tuch um die Lenden wickeln, es sey dann sehr kalt. Noch weniger dürfen sie Namen führen, die den **Hondreus** eigen sind, noch sich für höher ausgeben, als ihre Geburt ist. Die Namen der **Hondreus** endigen sich allemal auf **Oppuh** und der andern auf **Adgah** *i*).

Gemeine Leute.

Sclaven.

Die **Poddas** machen das ganz gemeine Volk aus, welches aus Tagelöhnern und Soldaten besteht. Ihre Herkunft wird für die verächtlichste gehalten, ohne daß eine andere Ursache da wäre, als weil sie von solchen Eltern entsprossen sind *k*). Knox redet auch von Sclaven, er saget uns aber nicht, wie sie zu diesem Stande kommen. Er berichtet, ihre Herren

e) A. d. 130; 131 S.
f) A. d. 133 S.
g) A. d. 134 S.
h) A. d. 135 Seite.

Herren gäben ihnen ein Stück Land und einiges Vieh, damit sie sich nähren könnten; viele aber möchten damit nichts zu thun haben, und wären eben so reich, als ihre Herren, nur dürften sie sich keine andere Sclaven zur Aufwartung halten. Was sie noch erwerben, das wird ihnen niemals genommen. Kaufet man einen neuen Sclaven, so verheirathet man ihn sogleich, und verschaffet ihm eine Haushaltung, damit er nicht etwan wegläuft. Die Sclaven, welche von **Hondreus** herstammen, behalten die mit ihrer Geburt verknüpfte Ehre *l*). Alles, was man aus einer so unbestimmten Anmerkung schließen kann, ist dieses, daß in keinem Lande die Sclaverey so leidlich sey, als in diesem. Rob. Knox. 1679.

Einen deutlichern Begriff giebt uns Knox von einer andern Art Leuten, die man als eine besondere Merkwürdigkeit der Insel Ceylan ansehen kann. Dieses sind, saget er, die **Bettler**, welche ihrer schändlichen Thaten wegen, durch die Könige des Landes in den allerverächtlichsten Stand versetzet worden. Sie müssen allen übrigen Einwohnern der Insel eben die Titel beylegen, welche diese dem Könige und den Fürsten beylegen, auch eben dieselbige Ehrerbiethung gegen sie bezeugen. Man erzählet *m*), ihre Vorfahren wären **Dodda-Vaddas**, das ist Jäger gewesen, welche das Wildpret auf die königliche Tafel lieferten; eines Tages nun hätten sie ihm Menschenfleisch vorgesetzet, es hätte ihm auch so gut geschmecket, daß er befohlen, dergleichen Wildpret künftig wieder zu schaffen. Allein die Bosheit wurde entdecket, und der König achtete den Tod für zu geringe zu ihrer Bestrafung. Daher machte er ein Gesetz, es sollten künftig alle Verwandte dieser Zunft weder einiges Gut besitzen, noch zu ihrer Ernährung einiges Handwerk treiben, sondern von aller Gemeinschaft mit andern Menschen ausgeschlossen seyn, ihren Unterhalt mit Betteln suchen, und von jedermann, als ein unehrliches Lumpengesindel angesehen seyn. Man verabscheuet sie wirklich so sehr, daß man sie nicht einmal Wasser aus einem Brunnen schöpfen läßt, sondern sie müssen aus Flüssen und stehendem Wasser trinken. Sie gehen haufenweise, Männer, Weiber und Kinder betteln herum, und tragen ihr Geräthe und Essen in Körben an einem Stocke. Die Weiber tragen nichts. Sie tanzen aber, und machen allerley Gaukelpossen, worzu die Männer auf der Trummel spielen. Sie lassen ein messingenes Becken mit unglaublicher Geschwindigkeit auf einem Finger herum laufen. Sie werfen neun Ballen nach einander in die Luft, und fangen sie wieder nach einander, also daß allemal sieben in der Luft sind. Wenn sie betteln, so geben sie einer Mannsperson den Titel: Eure Hoheit und Eure Majestät; die Frauen nennen sie Königinnen und Gräfinnen. Sie betteln übrigens so ungestüm, als wenn sie die Vollmacht vom Könige darzu hätten. Sie lassen sich keine abschlägige Antwort geben. Auf der andern Seite ist nicht erlaubt, sie zu schlagen, oder die Hand gegen sie aufzuheben; daher muß man ihnen geben, was sie wollen. Sie bauen sich Hütten unter den Bäumen, an einem Orte, der von den Städten und Heerstraßen weit abliegt. Sie leben recht bequem von ihrer Betteley, zumalen da sie weder Steuer noch Gaben an jemand abtragen dürfen. Sie sind zu nichts gehalten, als Riemen aus den Häuten der todten Kühe zu schneiden, womit man die Elephanten fängt, und bindet. Dieses bringt ihnen noch ein ander Vorrecht zuwege: sie behalten auch das Fleisch, und nehmen es den Webern weg. Sie geben vor, sie könnten keine tüchtige Riemen zu des Königes Dienste verfertigen, wofern die Häute von einem andern verhunzet würden. Unter diesem Vorwande setzen sie sich gegen die Weber, welche Seltsame Gattung Leute.

i) A. d. 135 und folg. Seite.
k) A. d. 134 S.
l) A. d. 137 S.
m) A. d. 138 S.

Rob. Knox. 1679. die Flucht ergreifen, damit sie nicht unrein würden, wenn sie mit einem solchen Geschlechte, das jedermann verabscheuet, ins Handgemenge geriethen.

Selzame Strafe des vornehmen Frauenzimmers. Knox saget, um noch einen abscheulichern Begriff von dieser seltsamen Art Landstreicher zu machen, sie sähen auf keine Anverwandtschaft, der Vater schliefe bey der Tochter, und der Sohn bey der Mutter. Es geschieht zuweilen, wenn der König einige große Herren ihres Verbrechens wegen zum Tode verdammet, daß er ihre Weiber und Töchter den Bettlern übergiebt. Diese Strafe wird für ärger gehalten, als der Tod selbst. Das Frauenzimmer entsetzet sich dermaßen davor, daß sie sich allemal lieber ins Wasser stürzen, wenn ihnen der König die Wahl läßt *n*).

3. Von der Regierung, Religion, den Wissenschaften, dem Handel und den Gewohnheiten auf Ceylan.

Regierung der Chingulesen. Dissauvas und andere Bediente. Gerichtshöfe. Misliches Glück. Macht des Königreiches. Besondere Pässe. Chingulesische Soldaten. Kriegesart. Religion auf Ceylan. Tempel und Priester. Götzen. Dreyerley Priester. Teufelsopfer. Des Verfassers Nachricht von ceylanischen Teufeln. Anmerkungen darüber. Ihre Wissenschaften und ihr Papier. Chingulesische Sternseher. Ihr Amt. Ihre Zeitmaaß. Ihr Gewicht. Ihre Münze. Wie sehr ihre Handlung eingeschränket sey. Preis der Lebensmittel. Betel, wie er gebrauchet wird. Sprache in Ceylan. Gesetze auf der Insel. Heirathen und Ehescheidungen. Freyheit der Weiber. Hochachtung für sie. Ihre Trauer. Begräbniß der Großen. Wie man sie verbrennet. Krankheiten und Arzeneymittel der Chingulesen. Sie leben ordentlich. Ihr lustiges Wesen. Harte Lebensstrafen. Herkunft und Eigenschaft des Königes. Entschuldigung seiner Grausamkeit.

Regierung der Chingulesen. Die Regierungsform des Königreiches Candy beruhet auf gewissen Grundgesetzen, welche die Nation glücklich machen, wofern der König seine Macht nicht misbrauchet. Es giebt zween Oberrichter, oder Großveziere, welche **Adigars** genennet werden, und so wohl die Staats- als Kriegesangelegenheiten verwalten *o*). An ihr Gerichte wendet man sich, im Falle man mit dem Ausspruche des Statthalters einer Landschaft oder Stadt nicht zufrieden ist. Die **Adigars** haben ihre nachgeordneten Beamten, welche zum Zeichen ihrer Würde einen Stab mit einem Haken tragen. So bald man diesen Stock sieht, muß man eben den Gehorsam bezeugen, als wenn man das Siegel der **Adigars** selbst sähe. Versteht der **Adigar** sein Amt nicht: so geben ihm diese Beamte Unterricht. Eben also ist es in allen übrigen Aemtern. Es giebt nachgesetzte Beamte, welche durch ihre Erfahrenheit und Einsicht die Ungeschicklichkeit des Vornehmsten ersetzen *p*).

Dissauvas und andere Reichsbeamte. Auf die **Adigars** folgen unmittelbar die Statthalter der Landschaften und Grafschaften, oder die sogenannten **Dissauvas**. Aber nicht alle Statthalter haben diesen Titel, so wenig, als gewisse andere Beamte, die eigentlich Generale sind, und eine Anzahl Soldaten als Oberhäupter anführen. Daher ist der Titel **Dissauva** ein besonderer Ehrentitel, den der König mit einer beliebigen Stelle verknüpfet. In dergleichen Erhöhungen sieht er nicht so wohl auf die Geschicklichkeit, als auf den Geburtsrang, und die gemeine Meynung der Chingulesen ist der Wahl, welche auf den vornehmsten Adel fällt, allemal vortheilhaftig. Wenn der König jemanden eine wichtige Stelle ertheilet: so erzeiget er ihm allemal

n) A. d. 138 und folg. S.

o) Eben das. III Theil, a. d. 61 und folg. S.

p) Eben daselbst.

allemal besondere Zeichen seiner Gewogenheit, vermuthlich in der Absicht, damit seine Untergebenen destomehr Ehrfurcht gegen ihn tragen. Er schenket ihm einen Degen, dessen Gefäße mit Silber oder Meßing ausgelegt, und die Scheide mit Silber beschlagen ist; eine Hellebarte und ein Messer. Er weist ihm zu seinem Unterhalte verschiedene Flecken an, darinnen allerley Handwerksleute wohnen, nebst den Einkünften, die der König von ihnen genoß, imgleichen ein Stück Land, das die Einwohner für ihren Statthalter anbauen müssen. Die Statthalter müssen bey Hofe bleiben, und ihre gewöhnliche Verrichtung ist, bey des Königes Person Wache zu halten. Allein, sie haben zu einem jedweden Stücke ihres Amtes einen Beamten, der ihre Person vorstellet. Sie haben Gerichtshöfe, die aus den vornehmsten Einwohnern eines jeden Flecken bestehen, von deren Ausspruche an sie appelliret wird, ehe man die Klage beym **Adigar** anbringt. Man kann auch an den König selbst sich wenden, indem man sich zur Erde niederwirft, wenn er aus seinem Pallaste geht. Unterdessen, obgleich dieses ein bequemes Mittel gegen die Ungerechtigkeit zu seyn scheint: so ist es doch nicht ohne Gefahr. Zuweilen läßt der König den Bittenden prügeln, und in die Eisen schließen, weil er ihn beunruhiget hat; und sodann bleibt die Sache wohl etliche Jahre hängen *q*).

Rob. Knox. 1679.

Gerichtshöfe.

Die Ehrennamen, die man den Großen beyleget, sind, wenn sie sich bey Hofe befinden: **Ussai**, welches etwan gnädiger Herr bedeutet. Sind sie nicht beym Könige, so nennet man sie **Sibatta** und **Dishudren**, das ist, **Eure Excellenz** *r*). Gehen sie zu Fuße aus: so lehnen sie sich auf den Arm eines Bedienten. Ueber dieses hat der **Adigar** noch einen Kerl vor sich hergehen, der mit einer großen Geißel klatschet, damit jedermann aus dem Wege geht. Die Hofleute sind mitten in ihrer größten Herrlichkeit einem plötzlichen Falle unterworfen, welches verursachet, daß man sie ihres Standes wegen nicht sehr beneiden darf. Gar oft geschieht es, daß ein vornehmer Herr beym Kopfe genommen, und in ein Loch geschmissen wird. Ja, sie legen wohl selbst Hand an einander, und thun es mit Freuden, weil derjenige, welcher den andern greifen muß, gemeiniglich seine Stelle bekömmt *s*).

Ehrentitel.

Misliches Glück.

Die Macht des Königes besteht in der natürlichen Festigkeit seines Landes, in seiner Leibwache, und nicht so wohl in der Tapferkeit, als in der List seiner Soldaten. Er hat keine andern Festungen, als welche die Natur machet. Das ganze Land besteht aus einem Gebirge, worein man schwer kommen kann, und ist also gleichsam eine unbezwingliche Festung. Die Eingänge ins Gebirge, in die Städte, Dörfer, imgleichen die Kreuzwege, sind mit spanischen Reutern besetzet, die man bey einem vermuthlichen Kriege verdoppelt. Sie werden von einem gewissen Baume gemacht, dessen Aeste mit Dornen drey bis vier Zolle lang, und so hart, als Eisen, besetzet sind. Die Aeste sind so dick, als ein ziemlicher Stock; man flicht sie durch einander, und hängt sie an einige Pfähle von zehn bis zwölf Schuh in die Länge, die man wie Thürpfosten einsetzet. Die Aeste hängen auf eine solche Weise daran, daß man sie in die Höhe ziehen, und dergestalt den Eingang öffnen kann; hernach läßt man sie wieder fallen, und versperret den Durchgang.

Macht des Königreiches.

Alle Wege, die nach Hofe führen, werden genau bewachet. Man läßt niemanden durch, ohne ein besonderes Zeichen, das von ausdrücklich hierzu bestelleten Beamten ausgetheilet wird. Die Zeichen sind nicht von einerley Gestalt, sondern nach der Beschaffenheit

Besondere Pässe.

q) A. d. 62 und folg. S.
r) A. d. 75 S.
s) A. d. 76 S.

Rob. Knox. 1679. heit des Standes und der Geburt des Reisenden eingerichtet. Auf demjenigen, das ein Soldate bekömmt, steht ein bewaffneter Mann, mit einem Spieße auf der Achsel; auf eines Landmannes seinem steht ein Mann, der zween Säcke an beyden Enden eines Stockes trägt, gleichwie es die hiesige Landesgewohnheit mit sich bringt; ein Weißer bekömmt das Bild eines Mannes mit dem Degen an der Seite, und einem Hute auf dem Kopfe *t*).

Chingulesische Soldaten. Die ordentliche Kriegesmacht besteht aus des Königes Leibwache, welche wechselsweise Dienste thut, und aus den sogenannten hochländischen Soldaten, welche durch die ganze Insel zerstreuet sind. Die Leibwache wird nicht angeworben, sondern ist vom Vater auf den Sohn erblich. Statt der Bezahlung sind ihnen gewisse Grundstücke angewiesen, die sie verliehren, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht beobachten. Will einer außer Dienst treten: so kann er es thun; nur muß er sein Grundstück an denjenigen abtreten, welcher an seine Stelle kömmt. Sie sind mit Degen, Spieße, Bogen und Pfeile, und einer guten Flinte bewaffnet. Statt der Gezelte haben sie die **Talipotblätter** *u*), welche leicht und bequem sind. Sie mögen sich befinden, an welchem Orte der Insel sie wollen, so fehlet es nicht an Pfählen, worüber sie die Blätter decken.

Kriegesart. Sie schlagen niemals im freyen Felde. Sie erwarten auch niemals den feindlichen Angriff. Ihre Kriegeskunst besteht darinnen, daß sie sich in einen Hinterhalt legen, und daß sie die Wege verhauen. Sie stecken sich hinter die Felsen und ins Gebüsche, woraus sie mit ihrem Feuergewehre viel Schaden thun. Besorgen sie, aus ihrem Vortheile verjaget zu werden: so fliehen sie in die dicken Wälder, wo sie kein Mensch finden kann. Ferner, so hauen sie große stark beästete Bäume los, und lassen sie hernach dem Feinde auf den Kopf fallen: geräth er hierdurch in Unordnung, so schicken sie ihm einen Regen von Pfeilen und Kugeln zu. Zwar konnten sie die Küste auf dergleichen Weise nicht vertheidigen, weil selbige zu wenig Gebüsche hat; doch erwarben sie sich eine ziemliche Kriegeserfahrenheit, vermittelst der langwierigen Kriege mit den Portugiesen und Holländern. Indem ihre meisten Generale in Friedenszeiten bey den Europäern dieneten: so lerneten sie ihre Kriegesmanier; daher waren sie nachgehends im Stande, die Holländer etlichemal zu schlagen, und ihnen einige Schanzen abzunehmen. Ehemals bezahlete der König demjenigen, der einen Kopf brachte, etwas gewisses; doch diese barbarische Gewohnheit ist abgeschaffet *x*).

Religion in Ceylan. Die Religion in Ceylan ist die heidnische. Sie bethen verschiedene Gottheiten an, die allerley Namen tragen, und worunter die vornehmste diejenige ist, die sie in ihrer Sprache **Ossa, Polla, Maups**, das ist, Schöpfer Himmels und der Erde nennen *y*). Sie glauben, dieser höchste Gott schicke andere kleinere Götter auf die Erde, seine Befehle auszurichten, und diese Untergötter wären die Seelen frommer Leute, welche die Tugend bis an ihren Tod ausübeten. Eine andere Gottheit vom ersten Range ist der sogenannte **Baddu**, dessen Amt es ist, die Seelen selig zu machen, und welcher ehemals auf die Erde herab kam, und sich etlichemal unter einem Baume, Namens **Bogaha**, sehen ließ, den sie seitdem verehren. Er stieg hernach von dem Gipfel eines hohen Berges wieder in den Himmel, und ließ den Eindruck von seinem Fuße zurück. Sonne und Mond sind bey den Chingulesen ebenfalls Götter. Die Sonne benennen sie **Irri**, und den Mond **Handa**, wozu

t) A. d. 82 und folg. S.
u) A. d. 86 S.
x) A. d. 90 S.
y) A. d. 146 S.
z) A. d. 147 S.
a) A. d. 149 S.

wozu sie bisweilen noch den Titel Hamui fügen, welcher den erhabensten Personen beygeleget wird, imgleichen das Wort Dio, welches in ihrer Sprache Gott bedeutet, aber vermuthlich von den Portugiesen entlehnet ist z). Rob. Knox. 1679.

Tempel und Priester.

Die Zahl ihrer Pagoden und Tempel übersteigt alle Einbildung. Es giebt einige ungemein schöne, die von Quaderstücken gebauet, mit gehauenen Bildnissen und andern Figuren gezieret, aber so alt sind, daß die Einwohner nichts von ihrem Ursprunge wissen. So viel ist gewiß, daß sie von geschicktern Baumeistern, als die Chingulesen sind, aufgeführet worden, weil sie die im Kriege zerstöreten nicht wieder bauen können. Einige, insonderheit die dem Buddu gewidmete Tempel, haben die Gestalt eines viereckichten Taubenhauses, und zwey Stockwerke.

Götzenbilder.

In den obern Gemächern stehen eben so wohl Götzenbilder, als in dem untern Tempel. Man findet einige von Silber, Kupfer, und andern Metallen, und von erstaunlicher Größe. Ferner sieht man daselbst gemalete Stäbe, Schilde, und selzames Gewehr a), Hellebarten, Pfeile, Lanzen und Schwerdter. In dem Tempel des Friedensgottes, Budelu, findet man gar kein Gewehr, sondern Bilder von Männern, welche mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen dasitzen, gelbe Röcke am Leibe, gekräuselte Haare, und die Aerme, gleich den Weibespersonen, über einander liegen haben. Jeder Tempel genießt die Einkünfte gewisser Grundstücke, die ihnen die Freygebigkeit der Könige zugewendet hat; und Knox behauptet, die Kirche besäße mehr Land, als der König. Von diesen Ländereyen werden die Priester und Gebäude erhalten, auch die Opfer angeschaffet. Ferner haben die Tempel auch ihre Beamten, so wohl, als der königliche Pallast, ja so gar Elephanten, welche man bloß zur Pracht unterhält. Ueber dieses ist jedwedem erlaubet, in seinem Hofe eine Kapelle zu bauen, worinnen ein Bild des Buddu, Lampen und Lichter stehen b).

Dreyerley Priester.

Die Chingulesen haben dreyerley Priester, gleichwie dreyerley Götter und Tempel. Die Priester vom ersten Orden sind die Tirinanxen, oder des Buddu c). Ihre Tempel nennet man Ochars. Zu Digligi haben sie ein Haus, darinnen sie ihre Versammlungen halten. Man nimmt keine andere, als vornehme und gelehrte Männer, in diesen Orden. Sie gelangen auch nicht auf einmal darzu. Es führen nur drey bis viere den hohen Titel der Tirinanxen, welche zu Digligi sich aufhalten, erstaunliche Einkünfte genießen, und gleichsam die Obrigkeit aller Priester auf der Insel vorstellen. Die übrigen Geistlichen von diesem Orden nennet man Gonnis. So wohl diese, als jene, tragen einen gelben und an den Lenden gefalteten Rock, nebst einem Gürtel von Schnüren. Sie gehen mit bloßem und beschorenem Haupte, tragen aber einen runden Windfächer in der Hand, gegen die Sonnenhitze. So wohl der König, als das Volk, tragen große Ehrerbiethung gegen sie. Sie dürfen des Tages nur einmal Fleisch essen, allein, sie dürfen nicht befehlen, daß man etwas abschlachte, auch keine Erlaubniß darzu geben, wenn man sie deswegen fraget. Sie sind unverheirathet: wollen sie aber eine Frau nehmen, so können sie aus dem Orden treten.

Die zweyte Gattung d) von Priestern nennet man Koppuhs; sie dienen den übrigen Gottheiten. Sie gehen eben also gekleidet, wie andere Leute, auch so gar, wenn sie ihr Amt

b) A. d. 151 S.
c) A. d. 153 und folg. S.
d) A. d. 158 S.

Rob. Knox. 1679.

Amt verrichten. Nur müssen sie sich zuvor waschen, und die Wäsche verwechseln. Weil man ihren Göttern niemals Fleisch opfert: so besteht ihr ganzer Dienst darinnen, daß sie ihnen gekochten Reiß und andere Speisen hinsetzen. Ihre Tempel heißen **Deovels**, und haben wenige Einkünfte. Daher arbeiten sie auch, und müssen die gemeinen Auflagen so wohl tragen, als andere. Die Priester von der dritten Gattung sind die **Jaddesen** e). Sie dienen den Geistern, die man **Dagutans** nennet, und ihre Tempel heißen **Cavels**. Eine andächtige Seele bauet etwan auf ihre Kosten einen Tempel, und wird Priester oder **Jaddes** dabey. Die Mauern läßt der Stifter mit Hellebarten, Schwerdtern, Pfeilen, Schilden und Bildern bemalen. Doch stehen diese Tempel bey dem Volke in schlechtem Ansehen.

Teufelsopfer.

Am meisten werden die **Jaddesen** gebrauchet, wenn man in einer Krankheit oder bey anderm Unglücke dem Teufel opfern will. Zwar bethen ihn die Chingulesen keinesweges an: allein, sie fürchten sich vor ihm; und damit er ihnen kein Leid zufügen möge, so opfern sie ihm öfters junge Hähne f). Knox ist ein vernünftiger Mann, wie sein Buch beweist; man hat keine Ursache, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln; vielmehr loben ihn sehr ansehnliche Leute deswegen, die ihn ganz genau kannten; er war ein eifriger Protestant, folglich ein Todfeind des Aberglaubens und angeblicher Wunderwerke: nichts destoweniger saget er folgendes von der Gewalt des Teufels über die Chingulesen:

Des Verfassers Nachricht von ceylanischen Teufeln.

„Ich habe öfters g), sowohl Männer, als Weiber, dermaßen heftig vom Teufel besessen gesehen, daß man es unmöglich einer natürlichen Ursache zuschreiben konnte, was „mit ihnen vorgieng. Einige liefen in den dickesten Wäldern herum, und brülleten er„schrecklich; andere blieben stumm, zitterten, wunden und dreheten sich, oder schwatzten „tolle Dinge, ohne den geringsten Zusammenhang. Einige kamen wieder zurechte, an„dere sturben daran. Ich kann versichern, daß der Teufel zuweilen des Nachts mit ver„nehmlicher Stimme schreyt, und lautet es fast, als ob ein Hund bellete. Ich habe es „selbst gehöret. Die Einwohner sagen, ich habe es auch selbst bemerket, daß entweder „gleich zuvor, oder hernach, der König jemand hinrichten läßt. Die Ursachen aber, war„um dieses Geschrey vom Teufel herrühren muß, sind folgende: 1. Ist kein einziges Thier „auf der Insel, welches dergleichen Geschrey von sich gäbe: 2. höret man es unversehens „an einem Orte, und im Augenblicke weit davon an einem andern, und weit geschwinder, „als ein Vogel dahin kommen könnte: 3. die Hunde zittern, wenn sie diesen Schall hö„ren; viertens so zweifelt kein Mensch daran.„

Anmerkungen über diesen Punct.

Es ist leicht zu erachten, der Verfasser werde bey diesem Begriffe, den er sich von der Sache machte, eben so sehr erschrocken seyn, wenn er den Schall hörete, als die Chingulesen und ihre Hunde; doch im Ernste zu reden, so machet nur sein erster Beweis einige Schwierigkeit, im Falle man voraus setzet, es wären alle Thiere auf einer so großen, waldichten, und zum Theile wüsten Insel, völlig bekannt. Doch gesetzt, man kenne sie alle, so weis man ja, daß öfters die allerzahmesten Thiere, entweder aus Hunger oder aus Schmerzen, einen außerordentlichen Schall von sich geben. Was die schnelle Veränderung des Ortes betrifft: so ist ja möglich, daß einige dergleichen Thiere einander zurufen, und antworten. Uebrigens haben wir diese Erzählung nur deswegen anführen müssen, weil sie dasjenige erläutert, was Knox weiter von dem abergläubischen Wesen h) der Chingulesen,

e) A. d. 159 und 160 S.
f) Eben daselbst.
g) A. d. 167 und folg. S.
h) A. d. 171 und folg. S.

zulesen, ihren vielen Festen und Andachtsübungen, beybringt. Sie glauben übrigens die Auferstehung der Todten, die Unsterblichkeit der Seele, und einen künftigen Zustand der Belohnung und Strafe. Diese drey Grundsätze sind hinlänglich, sie zur Ausübung desjenigen, was ihre Religion vorschreibt, zu bewegen. Rob. Knox. 1679.

Die Wissenschaften geben ihrer Aufführung weniges Licht; denn sie leben meistens in der größten Unwissenheit. Zwar lernen die meisten lesen und schreiben, doch gereichet es keinem zur Schande, wenn er es nicht kann. Ihre Bücher handeln von der Religion und Arzneykunst, und werden auf **Tallipotsblätter** geschrieben. Zu Briefen und anderm gemeinen Gebrauche nehmen sie andere Blätter, **Taucoles** genannt, welche die Buchstaben leichter annehmen, wiewohl sie sich nicht so gern beugen, als jene *i*). Ihre Wissenschaften und ihr Papier.

Ihre geschicktesten Sternseher sind die Priester von der ersten Gattung, wiewohl dem ungeachtet das Kalendermachen für die Weber gehöret. Sie verkündigen die Sonn- und Mondsfinsternisse; sie machen auf jeden Monat einen Kalender, darinnen das Mondsalter, die Erwählungen zum Säen und Pflanzen, imgleichen die glücklichen Tage zu Unternehmung einer Reise oder eines anderen Geschäfftes verzeichnet sind. Sie geben sich für ungemein geschickt in der Sternwissenschaft aus, von welcher alle ihre Einsicht in den Gesundheits- und Glücksstand des Menschen herrühret. Sie zählen neun Planeten, das ist, sieben, wie wir, nebst dem Drachenkopfe und Schwanze *k*). Chingulesische Sternseher. Ihr Amt.

Ihre Zeitrechnung fängt bey einem alten Könige an, Namens **Sacavarly**, Ihr Jahr besteht aus drey hundert und fünf und sechzig Tagen, und fängt den 28sten März an, doch zuweilen den 27sten oder 29sten, damit es mit dem Sonnenlaufe übereinstimmet. Das Jahr ist in zwölf Monate, die Monate in Wochen, und eine Woche in sieben Tage getheilet, welche folgende Namen führen: **Joida, Sanduda, Omphoruda, Bodaha, Braspotenda, Securada,** und **Henurada**. Der Mittwoch und Sonnabend sind Kirchentage. Sie theilen den Tag in dreyßig Stunden, welche mit Aufgange der Sonne anfangen, und die Nacht in eben so viele, die mit dem Untergange derselbigen beginnen. Da sie unterdessen weder Uhren noch Sonnenzeiger haben: so wissen sie die Zeit nur durch Muthmaßung, oder aus dem Zustande einer sehr gemeinen Bluhme, die sich ordentlich sieben Stunden vor der Sonnen Untergange öffnet. Der König allein hat eine Art von einer Wasseruhr, worzu ein eigenes Hofamt bestellet ist. Sie besteht aus einer meßingenen Schale mit einem engen Löchelchen, die man im Wasser schwimmen läßt, bis sie voll wird und untergeht. Ihre Zeitmaaße.

Ihre Maaße *l*) sind der **Rian**, vom Ellenbogen bis an die Spitze des Mittelfingers, der **Wadorian**, welcher zweymal so lang ist, als jener. Das kleineste Maaß für Getreyde ist ein **Potta**, oder so viel ein Mann in die Hand fassen kann. Vier **Pottas** machen ein **Bonder Nellia**, das ist, ein königliches Maaß, und betragen so viel Reiß, als ein Mensch des Tages essen kann, und der König auf den Tag giebt. Vier **Bonder Nellias** machen ein **Curney**, welches ein artiges von Rohre geflochtenes Maaß ist, in Gestalt eines Korbes. Zehn **Curneys** machen ein **Pale**, und gelten gemeiniglich ein **Laree**, oder den fünften Theil eines Stückes von Achten; zur Erndtezeit kaufet man zwey **Pale** für ein **Laree**. Vier **Pales** machen ein **Ommuna**, nach welchem Maaße man das Getreyde ordentlich rechnet. Das kleinste Gewicht auf der Insel ist ein **Collonda**, davon sechse ein Ihr Gewicht.

i) A. d. 272 S.
k) A. d. 276 S.
l) A. d. 238 und folg. S.

Rob. Knox. 1679. ein Stück von Achten machen. Es giebt auch halbe und Vierthel **Collondas**. Dieses Gewicht besteht aus kleinen runden Körnern, die auf der Insel wachsen, und davon man zehn auf ein **Collonda** rechnet. Zwanzig machen ein **Pallum**.

Ihre Münze. Die Chingulesen haben nur dreyerley gangbare Münze *m*). Eine wurde ehedem von den Portugiesen geschlagen, und zeiget auf einer Seite des Königes, auf der andern eines Mönches Bildniß. Man nennet sie **Tagum Massa**, und sie gilt etwan vier Groschen. Es giebt auch halbe **Tagums**. Die zweyte kann jedermann mit des Königes Erlaubniß machen, und sie hat die Gestalt eines Fischangels. Es ist besser Silber dabey, als bey den Stücken von Achten. Die dritte ist des Königes Münze, und darf bey Lebensstrafe nicht nachgemachet werden. Man nennet sie **Ponnam**, und es gehen fünf und siebenzig auf ein Stück von Achten. Ueberhaupt ist das Geld im Lande sehr selten, und daher das Tauschen üblich.

Enge Schranken ihrer Handlung. Die Einwohner handeln wenig mit Ausländern. Als die Portugiesen die Küste inne hatten, und mit den Chingulesen in Friede lebten: so handelten sie zu beyderseitigem Vortheile mit einander; aber mit den Holländern will der König keinen Handel erlauben, ob sie gleich eifrigst darum angesuchet haben *n*). Daher handeln seine Unterthanen nur unter sich selbst mit ihren Landeswaaren, welche in jeder Landschaft anders sind. Sie können also ohne fremde Hülfe leben, indem sie alles sammeln, was die Natur ihrem Lande gegeben hat. Der Feldbau ist ihre vornehmste Beschäfftigung, deren sich die Großen selbst nicht schämen. Der Allervornehmste darf ohne seine Beschimpfung ackern, nur aber für sich selbst: hingegen beschimpfte er sich, wenn er um Geld arbeiten wollte. Er kann alles ausüben, was er will, nur nicht Last tragen, weil dieses für das Verächtlichste gehalten wird. In der ganzen Insel sind keine Märkte. Die Städte haben einige Buden, darinnen man baumwollenen Zeug, Reiß, Salz, Tabak, Kalch, Spezerey, Obst, Schwerdter, Stahl, Kupfer, und andere Waaren verkaufet *o*).

Preis der Waaren. In den Landschaften, wo der Reiß am theuersten ist, kosten sechs pariser Maaße nur fünftehalb Sols; sechs Hühner eben so viel, imgleichen ein Spanferken. Ein fettes Schwein gilt sechzehn Groschen, und eine fette Ziege etwan zwölfe. Vier tausend Betelblätter kosten vier Groschen, unerachtet sie das einzige Vergnügen der Chingulesen sind.

Betel, wie er gebrauchet wird. Sie kauen selbige den ganzen Tag. Wenn sie schlafen gehen, nehmen sie einen Mund voll mit zu Bette, und behalten ihn die ganze Nacht über im Munde; des Morgens nehmen sie wieder frische Blätter. Dieses ist die durchgängige Gewohnheit bey beyderley Geschlechte. Sie würden lieber Essen und Kleider missen, als Betel. Knox gesteht, er habe sich daran gewöhnet, und ihn nicht lassen können. Er ist gesund, saget er, giebt dem Munde einen angenehmen Geruch, und machet einen lieblichen Athem; was ihn aber in der Chingulesen Augen am schätzbarsten machet, so schwärzet er die Zähne; denn nach ihrem Begriffe gehören weiße Zähne nur für die Hunde. Sie gebrauchen ihn beynahe eben also, wie andere Indianer. Sie tragen feuchten Kalch in einer Schachtel bey sich *p*). Den Kalch streichen sie auf das Betelblatt, nebst einigen Stücken von der Areckanuß, wickeln das Blatt zusammen, und kauen es. Zuweilen reiben sie auch die Zähne damit, um sie desto schwärzer zu machen. Man gebrauchet auch Betel, ohne Kalch aufzustreichen, und Arecka darein zu wickeln, sondern man nimmt nur etwas Kalch mit den Fingern in den Mund,

m) A. der 241 und folg. S.
n) A. d. 231 S.
o) A. d. 238 S.
p) A. d. 248 und 249 S.

Mund, imgleichen ein Stückchen Arecka, ebenfalls besonders; daher kauen die Liebhaber dieser Weise gleich den andern, Betel, Arecka und Kalch zu einer Zeit, nur wickeln sie es nicht zusammen.

Rob. Knox. 1679.

Dieser Kalch ist zuweilen nur ein gemeiner, und dem unserigen ähnlicher. Fehlet ihnen aber dieser, zumal auf Reisen, so bereiten sie einen andern aus gewissen Muscheln, die man in den Flüssen findet, und die unsern Schneckenhäusern ähnlich sehen q).

Ceylanische Sprache.

Die Chingulesen haben eine ganz eigene Sprache, und Knox weis nicht, daß sie anderswo in Indien gesprochen würde. Zwar haben sie einige Redensarten mit den Malabaren gemein, doch so wenige, daß sie einander beyderseits nicht verstehen. Das Chingulesische ist wortreich, angenehm, zierlich, und den Neigungen des Volkes gemäß, welches die Schmeicheley, weitläuftige Titel und Wortgepränge liebet. Sie haben zwölferley Titel für Frauenzimmer, nach Beschaffenheit ihres Standes und Ranges. Du, und Ihr, wird auf sieben bis achterley Weise gegeben, nachdem der Stand, das Alter und das Amt des andern, den man anreden will, beschaffen ist. Diese höfliche Weise wird von einem Bauern oder Tagelöhner eben sowohl beobachtet, als von einem Hofmanne. Ihrem Könige geben sie Titel, die ihn ihren Göttern gleich machen; im Gegentheile sprechen sie mit der größten Demuth von sich selbst: sie verleugnen sogar den Begriff von ihrer Person, und setzen die verächtlichsten Dinge an ihre Stelle: zum Beyspiele, an statt ich **habe es gethan**, sprechen sie: **das Glied von einem Hunde hat es gethan**. Ist die Rede von ihren Kindern, so geht eine gleiche Verwandelung vor; und wenn der König fraget, wie viel sie haben, so antworten sie, sie hätten so und soviel Hunde und Hündinnen r).

Gesetze auf der Insel.

Bey so außerordentlicher Ehrerbiethung gegen ihren König ist es kein Wunder, daß sie alles thun, was er will. Unterdessen haben sie gewisse alte Gebräuche, welche der Gewohnheit wegen, unveränderlich bleiben. Die Grundstücke erben vom Vater auf die Kinder, doch kann sie der Vater theilen; behält der älteste das Gut allein, so muß er seine Mutter und Geschwister so lange ernähren, bis sie auf andere Weise versorget sind s). Eben so unverbrüchlich sind auch die Ordnungen wegen des Unterschiedes der Güter, Bezahlung der Schulden, Heirathen und Ehescheidungen.

Heirathen und Ehescheidungen.

Ihre Heirathen sind eine bloße Ceremonie, und bestehen in einigen Geschenken, die ein Mann seiner Frau machet, und ihm, wenn sie angenommen werden, ein Recht über sie geben. Die Väter geben ihren Töchtern Vieh, Sclaven und Geld zum Heirathsgute. Können sich die Eheleute nicht vertragen, so scheiden sie sich ohne viele Umstände, und der Mann giebt wieder heraus, was er empfangen hatte. Unterdessen darf die Frau nicht eher heirathen, als bis er eine andere genommen hat. Haben sie Kinder, so bleiben die Söhne bey dem Vater, die Töchter gehen mit der Mutter. Gemeiniglich heirathen sowohl Manns- als Weibespersonen, vier bis fünfmal, bis sie es nach Wunsche treffen. Selten hat ein Mann mehr als eine Frau, wohl aber eine Frau zuweilen zween Männer. Wenn zween Brüder beysammen leben wollen, so ist es vermöge der Gewohnheit erlaubt, daß sie eine Frau mit einander haben, die gemeinschaftlichen Kinder halten einen jedweden für ihren Vater, nennen ihn auch also t).

q) A. d. 250 S.
r) A. d. 267 S.
s) A. d. 252 S.
t) A. d. 227 S.

Rob. Knox. 1679.

Freyheit der Frauen.

Wenn ein Mann seine Frau mit ihrem Liebhaber in dem Bette erwischet, so kann er sie beyde tödten u): doch die Chingulesen werden von der Eifersucht wenig geplaget, und halten sich nicht für beschimpfet, wenn ihre Frauen Liebhaber von gleichem Stande haben x): aber mit einem geringern ist es ein Verbrechen. Eine Frau kann nicht ärger gescholten werden, als wenn man ihr vorwirft, sie habe bey zehn Kerlen vom geringsten Pöbel geschlafen y). Nebst dem haben die Mannspersonen ungemeine Gefälligkeit gegen das weibliche Geschlecht.

Hochachtung für sie.

Die Erbstücke der Töchter zahlen dem Könige nichts. Das Frauenzimmer zahlet keinen Zoll, weder in den Seehäfen noch auf den Straßen. Ihr Geschlecht wird auch so gar bey den Thieren geehret. Vermöge eines Gesetzes, welches wohl schwerlich seines gleichen hat, bezahlet man keinen Zoll für die Waaren, die ein Lastthier weiblichen Geschlechtes trägt z). Unerachtet aller dieser liebreichen Gebräuche, ist es nichts destoweniger allen Weibespersonen, wes Standes und Herkommens sie seyn mögen, untersaget, in Gegenwart eines Mannes auf einem Stuhle zu sitzen a). Die Gewalt der Väter über ihre Kinder geht so weit, daß sie solche in der Kindheit wegschenken, verkaufen, oder umbringen können, wofern sie ihnen zuwider sind, oder die Zahl zu stark anwächst b).

Ihre Trauer.

Man weis auf Ceylan nichts von dem barbarischen Gebrauche, der anderswo in Indien im Schwange geht, und die Frauen nöthiget, sich nach ihrer Männer Tode lebendig zu verbrennen. Ja so gar die Trauer besteht nur darinnen, daß sie ihre Haare einige Tage lang hängen lassen, und die Tugenden des Verstorbenen unter großem Geheule erzählen: nach welcher Verrichtung sie nach Belieben ihren Trost in einer andern Heirath suchen können.

Begräbniß der Großen.

Gemeine Leute begräbt man ohne viele Weitläuftigkeit in dem Walde: aber vornehme Leichen verbrennet man mit großem Gepränge c). Erstlich wird die Leiche abgewaschen, hernach das Eingeweide ausgenommen, und Pfeffer dagegen eingefüllet. Sodann wird ein Baum umgehauen, und ausgehöhlet, die Leiche hinein gestecket, und des Königs Erlaubniß eingeholet, mit dem Begräbnisse fortzufahren. Diese wird öfters sehr langsam ertheilet; ist sie da, so leget man die Leiche auf ein Hangbette, welches die größte Ehre ist, die man ihr thun kann, und bedecket sie mit einem Tuche bis an den Kopf, hernach wird sie von vielen Männern auf der Schulter bis an den Scheiterhaufen getragen, der auf einem Hügel im Felde oder an der Landstraße steht.

Wie man sie verbrennet.

Der Holzhaufen ist drey bis vier Schuhe hoch, mit einem bogenförmigen Dache darüber, woran einige Stücke von gemalter Leinwand mit untermischten Cocosästen hängen. Man setzet die Leiche nebst dem Hängebette darauf, ohne die geringsten gottesdienstlichen Gebräuche zu beobachten; und wenn sie verbrennet ist, so raffet man die Asche auf einen Haufen, in Gestalt eines Zuckerhutes zusammen, und setzet einen dichten Zaun herum, damit die wilden Thiere nicht darzu kommen können. Zuletzt säet man Gras hinein, welches mit der Zeit ein schönes grünes Hügelchen machet. Knox sah auf diese Weise des Königes Oheim begraben, welcher das Oberhaupt der **Tirinanxen**, und gleichsam oberster Bischof der Nation gewesen war. Ist der Todte nicht so gar vornehm, so verbrennet man ihn in seinem hohlen Stamme, und machet den Scheiterhaufen nur von Reißig.

Der

u) A. d. 220 S.
x) A. d. 223 Seite.
y) A. d. 270 S.
z) A. d. 229 Seite.
a) A. d. 227 S.
b) A. d. 229, 230 S.



Chedel inv. Marstaller sculp.

Art, wie die Chingulaiſen ihre Todten verbrennen.

Der Verfasser gedenket anderswo sehr alter Aufschriften, die man hier und dort in Felsen eingehauen findet, und zwar so tief, daß sie bis an der Welt Ende dauern werden *d*). Er weis nicht, ob es chingulesische oder malabarische Schrift sey; doch bey einem Volke, das seine Todten mit so großer Pracht verbrennet, ist es natürlich, sie für alte Grabschriften zu halten.

Rob. Knox. 1679.

Krankheiten und Arzeneymittel der Chingulesen.

Die Chingulesen leben lange genug. Zwar sind sie allerley Krankheiten unterworfen, und haben weder Aerzte noch Wundärzte; nichts destoweniger finden sie in ihren Wäldern Blätter, Rinden und Wurzeln, damit sie allem Uebel vorkommen, oder es vertreiben *e*). Ihre Lebensart trägt auch viel zu ihrer Gesundheit bey. Sie halten ihren Leib immer reinlich, schlafen wenig, und essen ungekünstelte Speisen. Reiß mit Wasser und Salze abgekochet, nebst einigen grünen Kräutern und Citronsafte, ist bey ihnen eine treffliche Mahlzeit. Rindfleisch essen sie nicht, sondern verabscheuen es. Das übrige Fleisch, ja auch die Fische, achten sie so wenig, daß sie es denen im Lande befindlichen Fremden verkaufen oder überlassen. Sie hätten Vieh und Geflügel im Ueberflusse, wenn die Raubthiere nicht so viel wegholeten; zugeschweigen, daß es der König seinem Vortheile gemäß hält, wenn seine Unterthanen arm bleiben *f*), ja seinen Beamten erlaubet, ihnen ihre Hühner und Schweine um sehr geringen Preis wegzunehmen. Die Großen haben gemeiniglich fünf bis sechs Gerichte auf der Tafel, worunter etwan ein paar Schüsseln mit Fleische oder Fischen sind. Das übrige besteht aus Obste und Küchengewächsen, besonders aber aus Reiße, als ihrer gewöhnlichen Nahrung, zu welchem das übrige nur Lust machen sollte. Ihr ordentliches Getränk ist Wasser. Den Arrack, eine Art von Brandtewein, trinken sie vor Tische, damit er desto stärker wirket *g*). Ihr Tafelgeschirr ist von Porzellan oder Messing. Die ärmsten gebrauchen Blätter. Nach Tische waschen sie allemal die Hände und spülen den Mund aus. Wenn sie trinken *h*), so halten sie das Gefäß über dem Munde, und gießen sich das Getränk hinein. Sie verfertigen allerley Gebackens und Zuckerwerk, und beschenken einander damit.

Sie leben ordentlich.

Ihr lustiges Wesen.

Dieses mäßige Leben erhält sie bey Gesundheit und einem aufgeräumten Wesen. Sie singen ohne Unterlaß bis sie zu Bette gehen, auch sogar des Nachts, wenn sie aufwachen. Sie grüßen einander auf eine freye und offenherzige Weise. Sie heben nämlich die Hände empor, daß der Daumen in die Höhe steht, und neigen den Leib etwas. Der Vornehmere hebet gegen den Geringern nur eine Hand auf, und wenn er ihm an Herkunft weit vorgeht, so nicket er nur mit dem Kopfe. Die Weibespersonen legen beyde Hände an die Stirn, wenn sie einander grüßen. Ihr gewöhnliches Höflichkeitswort ist Ay, das ist: **wie befindet ihr euch?** Die Antwort lautet **Hundoi**, das ist: **sehr wohl** *i*). Alle ihre Gespräche sind liebreich und höflich.

Harte Leibesstrafen, und Grausamkeit des Königes.

Wegen dieser leutseligen Gemüthsbeschaffenheit der Ceylaner, verwunderte sich Knox lange Zeit, warum man so scharf mit ihnen umgehen mußte, und der König sie auf eine grausame Weise hinrichten ließ. Endlich merkte er, daß die Ursache an dem Könige, und in seiner natürlichen Neigung zur Grausamkeit läge. Denn deswegen strafte er nicht nur auf das härteste, sondern auch unschuldige Personen. Oefters wurden eines einigen Verbrechens wegen, ganze Geschlechte ausgerottet. War er zornig, so ließ er den Missethäter nicht

c) A. d. 227 S.
d) A. d. 284 S.
e) A. d. 286 S.
f) A. d. 203 S.
g) A. d. 204 S.
h) Eben das.
i) A. d. 210 S.

Rob. Knox. 1679.

nicht sogleich hinrichten, sondern zuvor martern, als etwan einige Stücke Fleisch mit Zangen vom Leibe reißen, oder mit einem glüenden Eisen verbrennen, damit er seine Mitschuldigen angeben sollte. Hernach ließ er ihnen die Arme um den Hals binden, und nöthigte k) sie, ihre eigenen Glieder zu fressen. Mütter haben auf diese Weise ihr eigenes, und ihrer Kinder Fleisch gefressen. Hernach führte man die unglückseligen Leute durch die Stadt bis an den Richtplatz, und Hunde hinter her, die sie zerreißen mußten. Ja die Thiere waren schon so sehr darzu gewöhnet, daß sie von selbst herbey liefen, wenn sie einen Gefangenen ausführen sahen. Gemeiniglich sah man auf diesem Platze einige gespießet, andere geviertheilet da hängen. Der König gebrauchte auch die Elephanten zum hinrichten. Sie durchstoßen den armen Sünder, reißen ihn zu Stücken, und werfen ihn weg. Man stecket ihnen spitzige Eisen mit dreyfacher Schneide an die Zähne l), denn man schneidet den zahmen Elephanten die Zähne vorn ab, damit sie desto besser wachsen. Die Gefängnisse waren beständig angefüllet; einige Gefangene trugen Ketten, und wurden mit Speise versehen; andere durften von Hause zu Hause betteln, hatten aber eine Wache bey sich. Es wurden immer einige hingerichtet, ohne weitere Untersuchung ihres Verbrechens. Oefters wurden ihre Anverwandte ebenfalls gestrafet. Wer arbeiten konnte, der durfte eine Bude dem Gefängnisse gleich gegen über haben, und des Tages ausgehen, um seine Arbeit zu verkaufen, aber des Nachts wurde er eingeschlossen. Dieser blutdürstige König ließ seinen eigenen Sohn hinrichten m), bloß weil er ihn wegen Aufruhrs verdächtig hielt. Er ließ vielen jungen Leuten aus den vornehmsten Geschlechtern die Köpfe abschlagen, und ihnen solche hernach in den Bauch stecken n), ohne zu sagen warum?

Herkunft und Gemüthsbeschaffenheit des Koniges.

Aus Knoxens Tagebuche ist bereits bekannt, daß er **Radja-singa** hieß, welches **Löwenkönig** bedeutet. Er stammete nicht in gerader Linie aus dem königlichen Geblüte, sondern aus der zweyten Heirath der verwitweten Königinn, seines Vorfahrers Gemahlinn, welche die Portugiesen getaufet, und **Donna Catharina** benennet hatten, die aber nach des Königes Tode den obersten **Tirinanxen** heirathete. Von diesem hatte sie den **Radja-singa**; und sein Vater, welcher Vormund über die beyden Prinzen seyn sollte, brachte statt ihrer, seinen eigenen Sohn auf den Thron. **Radja-singa** war von mittelmäßiger Größe, aber wohlgebildet. Er schien etwan funfzig Jahre alt zu seyn, saget Knox, meldet aber nicht, ob zur Zeit seiner Ankunft, oder seiner Flucht. Nimmt man die Grausamkeit, den Hochmuth und Ehrgeiz weg: so besaß er eine Menge guter Eigenschaften, und war des Thrones wohl würdig. Er war nüchtern, klug, mäßig in seinen Ergötzungen, liebte die Künste, und die Ausländer, wie er sie denn nur deswegen nicht von sich ließ, damit er sie durch Gutthaten gewinnen möchte. Das Land, worüber er regierte, war ehedem in neun Königreiche vertheilet gewesen, und seine Vorfahrer hatten sie allmählig erobert o). Seine Gewalt war also noch nicht recht befestiget, und er mußte über dieses denen Ausländern, die sich auf der Küste einnistelten, ohne Unterlaß widerstehen. Knox entschuldiget seine Grausamkeit durch diese beyden Gründe; und eine Schutzrede von einem Manne, der zwanzig Jahre sein Gefangener war, ist nicht ohne Wirkung.

Knox entschuldiget seine Grausamkeit.

Der

k) A. d. 28 S.
l) I Theil a. d. 98 S.
m) A. d. 87 S.
n) A. d. 81 S.
o) Siehe oben die holländische Reisebeschreibung.
p) A. d. 356 S.


1. RADGA SINGA, KOENIG VON CANDY
in der Insel Ceylon.
2. Der Tirinauxé oder Hohe Priester der Chingulaisen.
1
2

J. Punt. Sc.

N° 21.



J. Punt Sc.

Rob. Knox. 1679.

Der VII Abschnitt.

Naturgeschichte der Insel Ceylan.

1. Pflanzen und Gewächse in Ceylan.

Seltenheit bey dem Reißbaue. Wasserbehältnisse auf den Bergen. Allerley Gattungen Reiß. Allerley Getreyde. Warum einige Früchte nicht gebauet werden. Mango, Jaks, Jambo, wild Obst. Drey besondere Bäume. Der Talipot. Der Ketule, der Gorrunda = guhah, oder Zimmetbaum, Gestalt seines Laubes. Nutzen der Frucht. Der Orula. Der Dounekaja. Der Capita. Rattans. Betel und die Staude davon. Areckabaum, der Bogahah oder Gottesbaum. Europäische Kräuter in Ceylan gepflanzet. Größe gewisser Wurzeln. Vortreffliche Arzeneykräuter. Bluhmen. Bluhme, die eine Uhr abgiebt. Pichamauls. Hopmauls.

Man wird in der Meynung, die man von Knoxens Wahrheitsliebe und der Zuverlässigkeit seiner Nachrichten mit Rechte gefasset hat, nicht wenig bestärket, wenn man zu Anfange dieses Abschnittes von ihm selbst versichert wird, er sey nicht im Stande, eine solche Beschreibung der ceylanischen Landesfrüchte zu liefern, als ein Naturkenner, welcher sich Zeit Lebens auf diese Wissenschaft geleget hat, thun könnte; er seines Ortes, wollte bloß einige Seltenheiten der Insel, die er bey seinem Unglücke beobachten können, so gut beschreiben, als es ihm möglich falle *p*).

Was er von dem Reiße und seinem Baue beybringt, ist nur wegen des von den Einwohnern dabey gebrauchten Vortheiles merkwürdig. Bekanntermaßen muß der Reiß gewässert werden; und es ist leicht zu erachten, daß man vermittelst angelegter Wassersammlungen und Leitungen das platte Land eben so fruchtbar, als sumpfichte Thäler, machen könne. Allein wenn man sich erinnert, daß die ganze Insel aus Gebirgen besteht, so muß man sich billig wundern, wie so viel Reiß daselbst wachsen könne? doch die Einwohner haben die Hügel stufenweise abgeebnet *q*). Jede Stufe hat einige Vertiefung, ist drey bis acht Schuhe breit, auch höher oder niedriger, nachdem es der Abschuß des Hügels zuläßt, also, daß man von der untersten bis auf die oberste steigen kann. — *Seltenheit bey dem Reißbaue.*

Weil es in der Insel häufig regnet, auch die Berge eine Menge Quellen haben, woraus viele Flüsse entspringen: so hat man in der Höhe Wasserbehälter angeleget, woraus man das Wasser auf die erste Stufe, und von dieser auf die folgenden laufen läßt. Diese Wasserbehältnisse sind in großer Menge und von unterschiedlicher Größe vorhanden. Einige haben eine halbe, andere eine Viertheilsmeile *r*) in die Länge, und einige Faden in die Tiefe. Voritzo, da sie mit Bäumen besetzet sind, sollte man sie für bloße Hügel ansehen. Tiefer werden sie nicht gemacht, weil sie unbequem wären; denn die Erfahrung hat gelehret, daß sie schwer anzufüllen sind, wenn große Hitze einfällt, welche zuweilen die Quellen selbst austrocknet. In den nordlichen Gegenden des Königreichs, wo man weder Quellen noch Flüsse hat, muß man sich mit Regenwasser behelfen, das man in Behältnissen von Gestalt eines halben Mondes sammelt. Jedes Dorf hat das seinige, und man hält eine gute Erndte gleichsam für unfehlbar, wenn sie recht voll sind. Nur finden sich Alligators darinnen ein *s*), welche zwar bey Abnahme des Wassers ihren Abzug in die Wälder, und von da in die Flüsse nehmen, allein mit der Regenzeit wieder kommen. — *Wasserbehältnisse auf den Bergen.*

Man

q) A. d. 33 Seite. r) Vermuthlich Englische. s) A. d. 37 Seite.

Rob. Knox. 1679.

Allerley Gattungen Reiß.

Man hat allerley Gattungen Reiß auf der Insel, und jede trägt ihren eigenen Namen, wiewohl der Geschmack meistens einerley bleibt, und der ganze Unterschied nur in der Zeit beruhet, wenn sie reif werden *t*), welches in sieben, in sechs, in fünf, vier, und in drey Monaten geschieht. Die Gattung, welche am geschwindesten reif wird, hat den besten Geschmack, giebt aber am wenigsten. Es ist auch eine Gattung da, welche an trockenen Orten fortkömmt *u*), und daher in solche Felder gesäet wird, die man nicht wässern kann. Sie wäre als ein köstlicher Schatz in den Morgenländern zu achten, wofern sie den übrigen am Geruche und Geschmacke gleich käme.

Allerley Getreyde.

Nebst dem Reiße, trägt die Insel noch ander Getreyde, das jenem zwar an Güte nicht beykömmt, gleichwohl aber seinen Mangel im Falle der Noth ersetzet. Dergleichen ist der **Coracan**, welcher kleine Körner gleich dem Senfe hat, auch in gutem Erdreiche trefflich fortschlägt. Der **Tauna** ist eben so klein, und in der nordlichen Gegend sehr häufig; ferner der **Mung**, welcher den Wicken ähnlich kömmt; der **Omb** ist kleinkörnig, und wird wie Reiß gekocht und gegessen, nimmt aber den Kopf ein, und verursachet Herzbeschwerden, wenn er allzuneu ist; die **Minere**, der **Bumas** oder **Caravances** und der **Tolla** sind gleichfalls Körnergewächse, und aus dem letzten wird ein Oel gepresset, damit sich die Einwohner den Leib besalben.

Warum einige Früchte nicht gebauet werden.

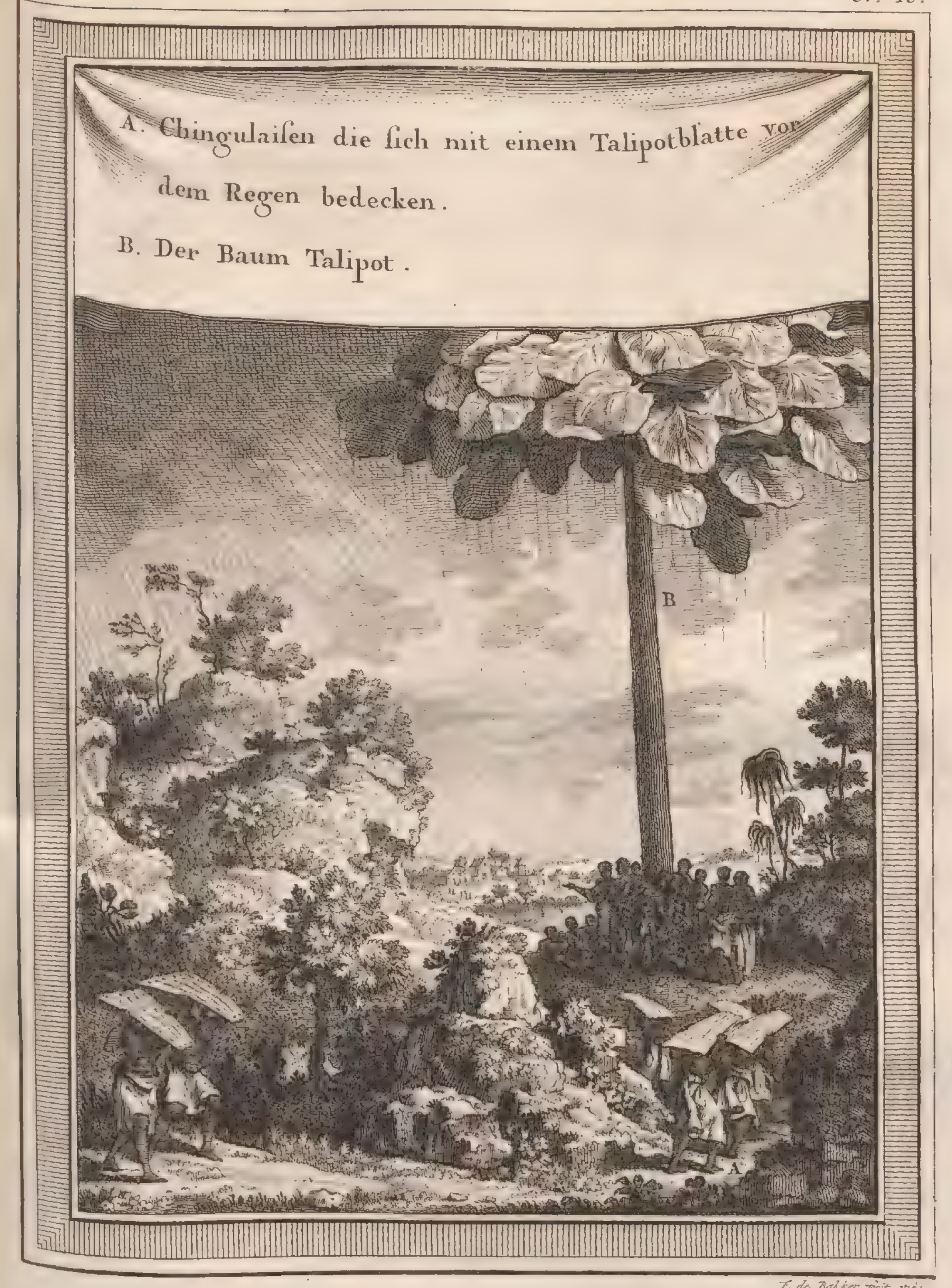
Die Chingulesen haben eine Menge vortrefflicher Früchte, und könnten weit mehr haben, wenn sie Fleiß darauf wendeten *x*). Sie fragen wenig nach solchen, die keine andere Annehmlichkeit als im Geschmacke haben, und bey eräugendem Reißmangel, ihnen nicht zur Nahrung dienen können. Daher pflanzen sie keine andere Bäume, als solche, welche wahrhaftige Früchte tragen. Die übrigen wachsen von selbsten. Was den Fleiß der Einwohner noch mehr vermindert, ist dieses, daß die königlichen Beamten überall, wo köstliche Früchte wachsen, ein Blatt um den Baum wickeln, und am Ende des Blattes drey Knoten machen. Sodann darf niemand etwas davon nehmen, wofern er nicht hart gestrafet, ja gar getödtet seyn will. Sind die Früchte reif, so bringt man sie dem Statthalter in einem weißen Tuche, welcher die schönsten aussuchet und nach Hofe schicket, ohne daß der Eigenthümer etwas dafür bekäme *y*).

Mango. Jaks.

Uebrigens trägt die Insel alle indianische Früchte: ja sie hat einige besondere für sich, zum Exempel den **Mango** *z*), welcher bey Columbo häufig wächst; den **Jaks**, welcher **Polos** heißt, wenn er anfängt zu keimen; **Cose**, wenn er grün ist; und **Uracha** oder **Vellas**, wenn er zeitig geworden. Diese Frucht ist ein gewöhnliches Nahrungsmittel der gemeinen Leute, und wächst auf einem sehr hohen Baume: sie hat eine grünliche Farbe, die Größe eines achtzehn pfündigen Brodtes, und ist mit Stacheln besetzet. Der Saamen, den man die **Eyer** nennet, liegt hin und her zertheilet, wie die Pfebenkerne. Man speiset den **Jaks**, wie wir den Kohl, dem er auch an Geschmacke beykömmt. Ein einziges Stück sättiget sieben bis acht Personen. Nach seiner Zeitigung kann er noch gegessen werden. Die Kerne schmecken wie Castanien, haben auch eben die Farbe. Man kochet sie in Wasser, oder bratet sie in der Asche, und die Einwohner sind allemal damit versehen. Ein einiger **Jaks** *a*) hat wohl zwey bis drey Nößel solche Kerne in sich.

Den

t) A. d. 31 S.
u) A. d. 38 Seite.
x) A. d. 52 Seite.
y) A. d. 54 Seite.
z) A. d. 3 Seite.



F. de Bakker fecit, 1751.

Den **Jombo** hat Knox ebenfalls sonst nirgends gesehen. Er schmecket wie ein Apfel, ist voll Saft, angenehm und gesund, an Farbe so schön weiß und roth, als wenn er gemalet wäre. Unter das wilde Obst gehören die **Moros**, welche rund, in der Größe einer Kirsche, und vom angenehmen Geschmacke sind; die **Dongs**, welche den schwarzen Kirschen ähnlich sind; die **Ambellos**, die man mit den Johannisbeeren vergleichen könnte; die **Carolhos**, **Cabellas**, **Pukes** und **Pollas**, die eben so viele gute Pflaumen vorstellen; die **Paragiddes**, die unsern Birnen ähnlich kommen. Unter denen Früchten, welche ganz Indien zeuget, als Cocos- und Arekanüsse, **Plantanen**, **Bananas**, allerley Gattungen Pomeranzen und Limonien, Zuckerrohr, Wassermelonen, Granatäpfel, blaue und rothe Trauben, Mirabolanen, **Codjux** u. s. w. giebt es auch eine Art Citronen, die weit grösser als zwo Fäuste sind, und den Namen **Pautaring** tragen *b*). Rob. Knox. 1679. Jombo. Wild Obst.

Auf der Insel Ceylan wachsen dreyerley ungemein nützliche Bäume, obgleich ihre Frucht nicht zum Essen tauget. Der erste heißt **Tallipot** *c*), wächst schnur gerade, und gleicht an Höhe und Dicke einem Maste. Seine Blätter sind so groß, daß ein einziges funfzehn bis zwanzig Personen vor dem Regen bedecken kann. Wenn sie trocken sind, so bekommen sie eine größere Festigkeit, bleiben aber geschmeidig und beugsam. Besser hätte die Natur dieses Land nicht versorgen können. Ob sie gleich einen großen Platz einnehmen, wenn sie frisch sind: so kann man sie doch falten wie einen Windfächer, und sodann sind sie nicht dicker, als ein Arm, und dabey sehr leicht. Sie haben von Natur eine runde Gestalt, aber die Insulaner schneiden sie in dreyeckichte Stücke, und decken sie im Gehen über sich, also, daß das spitzige Ende voraussteht, und den Weg im Gebüsche öffnet. Sie verwahren sowohl gegen den Regen, als gegen die Sonnenstralen. Die Soldaten machen Zelte daraus. Knox brachte dasjenige mit sich in sein Vaterland, das er auf seiner Flucht gebrauchet hatte. Sie stehen oben an dem Gipfel des Baumes, wie an den Cocosbäumen: Früchte trägt dieser Baum nicht, als dasselbige Jahr, wenn er absteht. Es ist etwas sehr merkwürdiges, daß er sodann große Zweige mit schönen gelben Blüthen, aber allzustarkem Geruche treibt, woraus eine harte runde Frucht, in Größe der Kirschen wächst. Sie tauget aber bloß zum Säen. Der **Tallipot** trägt also nur ein einzigesmal, aber so häufig, daß man ein ganzes Land damit ansäen könnte. Unterdessen ist der Geruch der Blüthen so unleidlich, daß man die bey einer Wohnung stehenden Bäume sogleich umhauet, so bald sie Knospen gewinnen, um so mehr, da man sodann ein sehr gutes Mark inwendig findet, daraus man Mehl machet, und Kuchen bäcket, welche wie weißes Brodt schmecken *d*). Dieses gereicht den Insulanern zum Vortheile, wenn ihr Reiß-Vorrath bald vor der Erndte ein Ende nimmt. Drey besondere Bäume. Der Tallipot.

Der zweyte Baum, welchen Knox bewundert, ist der **Ketule** *e*). Er wächst eben so gerade, aber nicht so hoch, und bey weitem nicht so dick, als der Cocosbaum. Seine beste Eigenschaft ist, daß er einen süßen, gesunden und angenehmen Saft giebt, der **Tellege** heißt, und nicht die geringste Stärke hat. Man zapfet ihn zweymal, ja von einem recht guten Baume, dreymal des Tages ab, und bekömmt bis zwölf Kannen in einem Tage. Man kochet ihn dick, wornach er einer schwarzen Latwerge gleicht, und **Jaggory** heißt. Wollen sie einige Mühe daran wenden, so wird er so weiß, als Zucker, dem er übrigens Der Ketule.

a) A. d. 59 u. f. S. Man findet ihn auch anderswo in Indien.
b) A. d. 62 Seite.
c) A. d. 64 und folg. Seite.
d) A. d. 66 Seite.
e) Eben daselbst und folg.

Rob. Knox. 1679.

übrigens an Güte nicht im geringsten weicht. Knox erzählet, wie es mit dem Abzapfen zugehe. Wird der Baum reif, so treibt er an der Spitze eine Knospe, woraus eine runde Frucht wird, welche eigentlich der Saamen ist. Allein, man öffnet die Knospe, und füllet allerley hinein, zum Exempel Salz, Pfeffer, Citronen, Knoblauch, und Blätter, damit sie nicht zeitigen kann. Jedweden Tag schneidet man unten ein kleines Stückchen weg, woraus der Saft rinnet. Ist die Knospe zeitig geworden, oder verwelket, so wachsen zwar andere, aber jedes Jahr tiefer, bis sie die Spitze der Aeste erreichen, wornach der Baum abstirbt, und nichts mehr trägt, welches im achten oder zehnten Jahre geschieht. Die Blätter gleichen den Cocosblättern, und hängen an einer sehr harten und faserichten Rinde, woraus man Seide verfertiget. Sie fallen ab, so lange der Baum wächst: hat er aber seine völlige Größe erreichet, so bleiben sie etliche Jahre hängen; und wenn sie abfallen, so giebt ihm die Natur keine neuen mehr. Sein Holz ist kaum drey Finger dick, und dienet gleichsam zum Futterale eines sehr weißen Markes. Das Holz ist sehr hart und schwer, springt aber von selbst entzwey. Seine Farbe ist schwarz. Man sollte es für eingelegte Arbeit ansehen. Die Insulaner machen Stempel zum Reißstoßen daraus.

Der Gorunda-guhah, oder Zimmetbaum.

Der dritte ist der Zimmetbaum, welcher die Insel in der Holländer Augen so werth machet. Er trägt daselbst den Namen **Gorunda-guhah** *f*), wächst im Walde, wie andere Bäume, und die Chingulesen machen das wenigste aus ihm *g*). Er wächst an einigen Orten in Menge, sonderlich an der Westseite des großen Gebirges **Mavelagongue**; an andern Orten aber findet man ihn selten, und am dritten Orte gar nicht. Seine Größe ist mäßig. Der Zimmet ist nichts anders, als seine Rinde, welche am Baume weiß sieht, aber abgeschelet und an der Sonne getrocknet wird. Die Insulaner beschälen nur die jungen Bäume, obgleich die großen eine eben so lieblich riechende, und gut schmeckende Rinde haben *h*). Das Holz hat keinen Geruch, ist weiß, und so hart, als Tannenholz. Man gebrauchet es auf allerley Weise.

Gestalt seines Laubes.

Das Laub gleicht an Farbe und Geruche den Lorbeerblättern, nur mit dem Unterschiede, daß ein Lorbeerblatt nur eine einzige gerade Rippe hat, an welcher zu beyden Seiten das Grüne liegt; hingegen ein Zimmetblatt hat drey Rippen, und ist daher breiter *i*). Bey dem Ausschlagen ist es scharlachroth. Reibt man es zwischen den Fingern, so riecht es vielmehr nach Nelken, als nach Zimmet.

Nutzen der Frucht.

Die Frucht wird gemeiniglich im Herbstmonate reif, gleicht einer Eichel, ist aber kleiner. Sie schmecket und riecht nicht so angenehm, als die Rinde. Man kochet sie in Wasser, wodurch sich ein Oel heraus zieht, das hernach gesteht, weiß und so hart wie Seife wird. Sein Geruch ist sehr angenehm. Die Einwohner salben sich den Leib damit, brennen es auch in Lampen; niemand aber hat Kerzen davon, als der König.

Der Orula.

Der **Orula** ist so groß, als ein Apfelbaum, und trägt kleine Früchte, fast wie Oliven *k*); nur sind die Enden etwas spitziger. Ihre Schale ist rothgrünlicht, und inwendig liegt ein harter Kern, damit die Einwohner den Leib reinigen, auch schwarz färben. Stößt man ihn, und läßt ihn im Wasser weichen: so nimmt dieses Wasser den stärksten Rost über Nacht vom Eisen weg, und wird so schwarz, als Dinte.

f) A. d. 69 S.
g) Eben daselbst.
h) A. d. 70 S.
i) Eben daselbst.
k) A. d. 72 S.
l) A. d. 74 S.

Rob. Knox. 1679.

Der Dune-kaja.

Der **Dune-kaja gauhah** ist eine Staude, mit zween Finger breiten, und sieben bis acht Schuhe langen Blättern, die in der Mitte und an beyden Rändern eine Reihe Stacheln haben. Man spaltet sie, und flicht Matten davon. Die Staude trägt eine große Knospe, in Gestalt eines Zuckerhutes, die anfänglich in Blätter eingewickelt ist, wie ein Krauthaupt. Er ist schön goldfarbig, und riecht vortrefflich. Wenn sich die Knospe öffnet, so schlagen einige Büsche kleiner weißer Bluhmen heraus. Die Wurzeln schneidet man in Riemen, flicht sie in einander, und machet Seile davon *l*).

Der Capita.

Der **Capita-gauhah** *m*) ist eine andere Staude, von der Dicke eines Armes. Sein Holz, seine Rinde und seine Blätter dienen zur Arzeney. Kein einziges Thier will von seinem Laube fressen, auch so gar die Ziegen nicht, ungeachtet sie zuweilen giftige Kräuter genießen *n*). Das Laub ist schön grün, rund, rauh, und so groß, als eine flache Hand. Das Holz brennet gern, wenn es gleich frisch ist, und die Goldschmiede gebrauchen keine andere Kohlen.

Rattane.

Die **Rattane** sind zwar der Insel nicht eigen: sie wachsen aber lieber hier, als anderswo, und breiten sich weit auf der Erde aus, wo die Länge der Bäume die Höhe von ungefähr zwanzig Klaftern hat. Erstlich sind sie mit einer so stachelichten Rinde bedeckt, daß man sie nicht anrühren kann. Doch je größer der Baum wächst, desto zeitiger wird die Rinde, und fällt ab. Er trägt Früchte in Gestalt und Größe der Weintrauben, aber mit gelben und schuppichten Bälgen. Das Fleisch ist weiß, und hat inwendig einen Kern. Die Einwohner machen ein säuerliches und erfrischendes Getränk aus dieser Frucht *o*).

Betel, und die Staude davon.

Die Staude, welche die Betelblätter trägt, schlingt sich *p*) um andere, zumal junge Bäume, die man deswegen pflanzet, und die in eben dem Verhältnisse fortwachsen. Das Blatt ist lang, aber am Stiele breit, und am Ende spitzig. Die Farbe ist saatgrün. Der Saame gleicht dem langen Pfeffer, und dienet zu nichts. Er fällt ab, verfaulet, und man pflanzet die Staude nur durch Sprößlinge fort.

Areckabaum.

Die Areckanuß, die man nebst dem Betel zugleich genießt, wächst nur auf der Süd- und Westseite der Insel. Ihr Baum ist gerade und hoch, aber selten dicker, als die Wade. Es steht keiner im Felde, sondern in Dörfern, da sie gleichsam einen Wald machen, und zwar nicht mit einem Gehäge eingeschlossen, aber doch gezeichnet werden, wem sie gehören. Man pflanzet sie nicht. Ist die Nuß reif, so fällt sie ab, und bewurzelt. Die Nüsse stehen klumpweise oben am Gipfel, und machen, wenn sie reif sind, mit ihrer röthlichten Farbe einen schönen Anblick. Man leget sie an die Sonne, bis die Schale etwas mersch wird, wornach man sie mit einem hölzernen Messer abschabet *q*). Als Knox auf die Insel kam: so galten zwanzig tausend Nüsse nicht mehr, als einen Thaler. Allein, bey seiner Abreise war der Preis merklich gefallen, ob man sie gleich statt des Geldes gebrauchen, und alles dafür eintauschen kann *r*). Aus dem Holze des Baumes machet man Latten und Geländer, in die Blätter wickelt man allerley Sachen, die man verwahren will.

Der Bogahah, oder Gottesbaum.

Knox erwähnet in seinem Tagebuche des **Bogahah**, den die Europäer den **Gottesbaum** nennen *s*), weil ihn die Chingulesen für heilig halten, und gewissermaßen anbethen.

m) Es scheint, Gauhah bedeute Baum.

n) A. d. 75 S.

o) A. d. 76 S.

p) A. d. 77 S.

q) A. d. 56 S.

r) A. d. 58 S.

s) A. d. 78 S.

Rob. Knox. 1679.

then. Er ist sehr hoch, und seine Blätter zittern ohne Unterlaß, wie des Pappelbaumes seine. Die Chingulesen pflanzen überall auf der Insel dergleichen Bäume, zünden Lampen darunter an, und setzen Bilder hin. Es stehen auch einige in den Städten und auf den Landstraßen, mitten in einem gepflasterten Platze, den man allezeit reinlich hält. Sie tragen keine Frucht, und sind nur des Aberglaubens wegen merkwürdig.

Europäische Kräuter in Ceylan gepflanzet.

Ein Europäer, der nach Ceylan kömmt, muß sich wundern, daß er Kohl, Rüben, Rettiche, Fenchel, Senf, Roßmarin, Salbey, Gurken und Bohnen, ja so gar Lattich t) und andere Salatkräuter daselbst antrifft. Allein, sie sind von den Portugiesen und Holländern dahin gebracht worden. Knox schließt daraus, unsere übrigen Pflanzen würden eben so gut daselbst fortschlagen u), ja vielleicht kräftiger und besser werden, als sie bey uns sind. Die Insel selbst bringt eine Menge vortrefflicher Kräuter hervor, welche man mit einer Butterbrühe kochet, oder dem Reiße einen Geschmack damit giebt. Einige müssen sechs Monate in der Erde x) seyn, bis sie recht zeitigen, und schmecken so gut, als unser Spargel. Einige sind an Wurzel und Blättern so roth, als Blut; andere grün; andere haben grünes Blätterwerk und weiße Stengel.

Größe gewisser Wurzeln.

Es giebt zweyerley Gattungen Wurzeln: einige muß man bey einem Baume oder Pfahle pflanzen, an welchem sich ihr Stengel aufwindet, und zuweilen bis an den Gipfel steigt. Stengel und Blätter taugen zu nichts, und verwelken alle Jahre; nichts destoweniger wächst die Wurzel in der Erde fort, und erreichet zuweilen die Dicke eines Menschen y). Sie ist rund, höckericht und ungestalt, schmecket aber gut.

Die zweyte Gattung windet sich nicht um die Bäume; dem ungeachtet ist ihr Stengel hoch, und ihre Blätter sind sehr breit. Sie ist rund und lang, wie ein Finger; daher nennet man sie **Angul Alloes**, das ist, **Fingerwurz**. Ihre Farbe ist weiß oder roth. In den Wäldern werden sie viel dicker, wurzeln auch tiefer. Knox weis nicht, womit er einige andere Gewächse vergleichen soll, die man mit dem Reiße ißt, und ihm sehr gut schmecketen, zum Exempel die **Wattaculs**, **Morongos**, **Cacorchuns**, und einige andere z).

Vortreffliche Arzeneykräuter.

Die Chingulesen haben eine erstaunliche Menge Arzeneykräuter. Ihre Apothekerbuden sind im Walde. Daselbst bereiten sie ihre Arzeneyen und Pflaster aus Kräutern, Blättern und Wurzeln. Der Verfasser rühmet einige, ob er sie gleich nicht nennet, welche ein gebrochenes Bein innerhalb anderthalb Stunden heilen. Er rühmet auch, und zwar aus eigener Erfahrung, die Wirkung der Rinde vom **Amarangabaume** gegen die Halsgeschwüre. Er mußte sie ein paar Tage kauen, und den Speichel hinab schlingen, damit war er innerhalb vier und zwanzig Stunden geheilet, ob er sich gleich sehr schlimm befunden hatte a).

Bluhmen.

Sie haben eine Menge schöner wilden Bluhmen, welche ein wenig Wartung noch schöner machen würde; vornehmlich ihre wohlriechenden Bluhmen, welche junge Leute von beyderley Geschlechte nur abbrechen, um damit ihre Haare zu schmücken, und sie wohlriechend zu machen. Ihre rothen und weißen Rosen riechen wie unsere. Nichts aber verdienet mehr Aufmerksamkeit, als eine Bluhme, Namens **Sindrie Mal**, welche in den Gehölzen wächst, und ihrer Nutzbarkeit wegen in die Gärten verpflanzet wird. Ihre Far-

Bluhme, die eine Uhr abgiebt.

be

t) A. d. 74 S.
u) Eben daselbst.
x) A. d. 83 S.
y) A. d. 82 S.
z) A. d. 83 S.

be ist roth oder weiß. Sie öffnet sich um vier Uhr Nachmittages, und bleibt bis an den Morgen offen; sie schließt sich darauf wieder, und öffnet sich nicht eher, als um vier Uhr. Sie ist eine Art von Stundenzeiger, welche in Abwesenheit der Sonne dienet, die Stunden anzugeben *b*). Rob. Knox. 1679.

Die **Pichamauls** ist eine weiße Bluhme, welche fast wie Jeßmin riecht. Man bringt alle Morgen dem Könige einen Strauß davon, welcher in ein weiß leinen Tuch eingewickelt, und an einem Stocke aufgehangen ist. Diejenigen, welche solche unter Weges antreffen, sind gehalten, das Gesicht davon wegzuwenden, vermuthlich aus Furcht, sie möchten solche durch ihren Athem vergiften. Einige Bediente haben Ländereyen zu ihrer Wartung von dem Könige, und ihre Bedienung verbindet sie, diese Bluhmen an solche Oerter zu pflanzen, wo sie am besten fortkommen: daher haben sie denn auch das Recht, sich ein Feld zu erwählen, welches ihnen am besten ansteht, ohne zu untersuchen, wem es zukömmt *c*). Sie umgeben solches mit einer Hecke oder einem Graben, damit es zu nichts anderm gebraucht werden könne, bis die **Pichamaulsen** aufhören, gut darauf zu wachsen. Pichamauls.

Die **Hopmauls** ist die Bluhme von einem großen Baume, welcher sonst nichts weiter trägt. Der Geruch davon ist so schön, daß sie für die vornehmste unter denjenigen Bluhmen gehalten wird, welche zum Kopfputze dienen. Hopmauls.

2. Thiere, Vögel und Ungeziefer in Ceylan.

Memima. Gauvera. Affen, Namens Uanderons. Rilluren. Vielerley Ameisen. Cumbias. Dimbios. Cura-Atches. Coddias. Vacos, und was an ihnen sonderbar ist. Dreyerley Arten von Bienen. Sonderbare Art von Blutsaugern. Vögel auf der Insel. Malcruda. Cancuda. Carlo. Wasservögel und Fische. Außerordentliche Schlangen. Pimberah. Polonga. Noya. Carula. Gerenden. Hirkanella. Democulo, eine fürchterliche Spinne. Duberria. Kobbera-guion. Tolla-guion. Edelgesteine. Eisen, Crystal, Schwefel. Braems Bericht von der Insel Ceylan.

Die Insel Ceylan hat Kühe, Ochsen, Schweine, Ziegen, Hirsche, Hasen, Hunde, Jackale, Affen, Tieger, Bäre, Eber, Elephanten, und einige andere wilde Thiere, Löwen, Pferde und Esel: sie hat aber keine Schafe *d*). Thiere in Ceylan.

Unter den wilden Thieren findet man vornehmlich eins, Namens **Memima**, welches nicht größer ist, als ein Hase, aber einem Gemsenbocke vollkommen gleicht. Es ist grau, mit weiß gesprenkelt, und das Fleisch davon ist vortrefflich. Der **Gauvera** ist eine Art von wilden Ochsen, welcher einen spitzigen Rückgrad, vier weiße Füße, und die halben Schenkel von eben der Farbe hat. Knox sah einen davon, welcher unter den Thieren des Königes, nebst einem schwarzen Tieger, einem weißen Gemsenbocke, und einem fleckigten Elephanten verwahret wurde. Memima. Gauvera.

Die Affen sind nicht allein sehr häufig in den Gehölzen, sondern auch von verschiedener Art, wovon einige mit denen in andern Ländern nicht können verglichen werden. Es finden sich auch einige darunter, die so groß sind, als unsere Wachtelhunde, welche graue Haare und ein schwarzes Gesicht, nebst einem großen weißen Barte von einem Ohre bis ans Affen, Namens Uanderons.

a) A. d. 85 S.
b) A. d. 87 S.
c) A. d. 88 S.
d) A. d. 89 S.

Rob. Knox. 1679. ans andere haben, so, daß man sie für alte Greise halten sollte. Man sieht andere von eben der Größe, aber von einer andern Farbe. Ihr Leib, ihr Gesicht und der Bart sind von einer sehr hellen Weiße. Dieser Unterschied der Farben scheint keine andere Art zu machen, und man nennet sie gleich durch **Uanderons**. Sie thun wenig Schaden, und halten sich beständig in den Gehölzen auf, wo sie nur von Blättern und Knospen leben.

Rilluren. Andere, welche **Rilluren** genannt werden, haben keinen Bart: sie haben aber ein weißes Gesicht, und lange Haare auf dem Kopfe, welche herab hängen, und sich so, wie bey den Menschen theilen. Diese Art ist wegen der beständigen Verheerung sehr schädlich, welche sie in dem Getreyde anrichten. Die **Chinguleſen** halten das Fleisch von allen Arten von Affen, wie auch das von den Rehböcken, deren sie gleichfalls verschiedene Arten haben, sehr hoch *e*).

Sehr vielerley Ameisen. Es giebt auch auf der Insel Ceylan so wohl eine große Mannichfaltigkeit, als Menge von Ameisen. Diejenigen, welche man **Cumbias** und **Tale-Cumbias** nennet, kommen

Cumbias. den unsrigen an der Größe fast gleich; nur mit dem Unterschiede, daß die erstern röthlich sind, und die andern, welche schwarz sind, nur in den verfaulten Bäumen gefunden werden, und sehr arg stinken. Die von einer dritten Art, welche man **Dimbios** nennet, sind

Dimbios. groß und roth, und machen ihre Nester auf den Zweigen großer Bäume, in denen Blättern, die sie zusammen sammeln, in der Größe eines Menschenkopfes. Man sieht zuweilen auf einem einzigen Baume viele Nester, und die Furcht vor tausend gefährlichen Stichen läßt alsdenn niemanden hinauf steigen.

Cura-Atches. Die **Cura-Atches** sind eine vierte Art von Ameisen; sie sind groß und schwarz, und leben in der Erde, wo sie sich Löcher machen, fast von der Gestalt, wie der Caninichen ihre. Die Felder sind mit diesen Löchern so angefüllt, daß das Vieh unaufhörlich in Gefahr steht, sich die Beine zu brechen.

Coddias. Die **Coddias** sind sehr schön schwarz, und so groß, wie die vorigen. Sie leben gleichfalls in der Erde: sie sind aber gewohnt, in sehr zahlreichen Haufen Streifereyen zu thun, ohne daß man weis, was sie machen, noch wohin ihr Zug geht. Sie beißen grausam, wenn man sie verletzet, oder sie störet. Sonst aber thun sie keinen Schaden, wenn man sie ruhig läßt *f*).

Vacos, und was an ihnen sonderbar ist. Die **Vacos** sind in viel größerer Anzahl, als alle die andern. Das Land ist davon bedeckt. Ihre Größe ist mittelmäßig. Sie haben einen weißen Leib und einen rothen Kopf. Alles, was sie antreffen, verzehren sie. Sie fressen Zeug, Holz, das Stroh, welches die Häuser bedeckt, mit einem Worte, alles, ausgenommen Stein und Eisen. Man getrauet sich nicht, etwas in einem Hause zu lassen, welches nicht bewohnt ist. Sie kriechen die Mauer hinauf, und machen sich mit der Erde eine Art von Gewölbe, welches sie ihren ganzen Weg über fortsetzen, so hoch sie auch kommen. Wenn dieser Bogen an einem Orte bricht: so kommen sie insgesammt wieder zurück, ihr Gebäude zu ergänzen, und setzen nach dieser Arbeit ihren Weg fort. Die Einwohner nehmen ihre Annäherung durch die Erblickung dieser kleinen Gewölbe leicht wahr, und sind zu einer beständigen Vorsicht genöthigt, um sie zu zerstören und zu entfernen *g*). An denen Orten, welche keine Häuser haben, werfen sie kleine Berge von Erde auf, welche vier, fünf oder sechs Fuß hoch, und so stark sind,

e) A. d. 109 und folg. S.

f) A. d. 99 und folg. S. Der Verfasser giebt keine rechte Vorstellung von ihrer Größe.

g) A. d. 103 S.


N.º 23.
VERSCHIEDENE ARTEN VON AFFEN
in der Insel Ceylon.
Chedel inv.
Marstaller sculp.

T. VIII. D.

sind, daß man sie nicht leicht mit den Füßen niedertreten kann. Diese kleinen Hügel, welche Hombosses genennet werden, bestehen aus Gewölben oder Bogen, und sind von einer sehr feinen Erde gebauet, deren sich das Volk bedienet, Götzen daraus zu machen. Die Vacos vermehren sich entsetzlich stark: sie sterben aber auch haufenweise. Denn, wenn sie Flügel bekommen haben: so fliegen sie in so großer Anzahl gegen Abend, daß man kaum den Himmel sehen kann: und indem sie sich zu einer solchen Höhe erheben, daß man sie aus dem Gesichte verliehrt, so hören sie nicht eher auf, zu fliegen, als bis sie todt niederfallen, nachdem sie sich ganz erschöpft haben *h*). Die Vögel, welche sich ein wenig spät zurück ziehen, machen ihren Raub daraus, und die Hühner nähren sich viel lieber damit, als mit dem Reiße. Knox setzet hinzu, er wolle sich bey den andern Arten nicht aufhalten.

Rob. Knox. 1679.

Es giebt eine eben so große Mannichfaltigkeit unter den Bienen auf der Insel. Der Verfasser unterscheidet dreyerley Arten derselben *i*). Die eine Art, welche man **Menlasses** nennet, gleicht den europäischen, und sie halten sich in den hohlen Bäumen oder in den Löchern der **Vacos** auf. Sie machen darinnen ihren Honig, welchen die Eyländer gleich heraus nehmen, nachdem sie diese kleinen Thierchen daraus verjagt haben, vor deren Stachel man sich eben nicht so sehr zu fürchten hat. Die **Bamburos**, welche die zweyte Art ausmachen, sind viel größer, und von einer weit lebhaftern Farbe, als die unsern. Ihr Honig ist auch so helle, als das Wasser. Sie machen ihre Höhlen auf den höchsten Zweigen der Bäume, ohne daß sie eben Sorge tragen, solche zu verbergen. Zu gewissen Jahreszeiten gehen ganze Städte hinaus, diesen Honig in den Gehölzen zu sammeln, und kommen damit beladen zurück. Die dritte Art von Bienen ist schwarz, und nicht größer, als unsere gemeinen Fliegen. Sie heißen **Conameyas**, welches **blinde Biene** heißt, und machen ihren Honig in den hohlen Bäumen, aber dessen so wenig, daß die Chingulesen solchen den Kindern überlassen.

Dreyerley Arten von Bienen.

Sie haben auch eine Art von schwärzlichen Blutsaugern, welche unter dem Kraute leben, und den Reisenden, die zu Fuße gehen, sehr beschwerlich fallen. Sie sind anfänglich nicht dicker, als ein Pferdehaar: allein, indem sie wachsen, so werden sie von der Dicke eines Federkiels, und zween oder drey Zoll lang *k*). Man sieht sie nur in den regnichten Jahreszeiten. Alsdann kriechen sie denjenigen, welche nach der dasigen Landesart mit bloßen Füßen gehen, an die Beine: sie stechen solche, und saugen ihnen weit geschwinder das Blut aus, als man sich von ihnen befreyen kann. Es würde schwer fallen, eine so geschwinde Verrichtung zu begreifen, wenn der Verfasser nicht hinzu setzte, daß die vornehmste Unruhe von ihrer Menge herkäme, welche machen würde, saget er, daß man die Zeit verlöhre, wenn man sie vertreiben wollte *l*). Man läßt sichs also gefallen, und leidet ihre Bisse, und solches um so viel mehr, weil man es für sehr gesund hält. Wenn die Reise vorbey ist: so reibt man sich die Beine mit Asche; welches aber nicht verhindert, daß sie nicht noch lange nachher bluten. Man sieht auch im Wasser Blutsauger, welche den unsrigen gleichen.

Sonderbare Art von Blutsaugern.

Was die Vögel auf der Insel Ceylan betrifft: so nennet Knox von den europäischen nur die Raben, die Bachstelzen, die Haarschnepfen, die Feldtauben, die Holztauben und Pfaue. Er hat, wie er saget, Vögel gesehen, welche den Schnepfen und Rebhühnern sehr ähnlich

Vögel auf der Insel.

h)
i) A. d. 106 S.
k) A. d. 108 S.
l) A. d. 110 S.

Rob. Knox. 1679.

ähnlich wären, sie sind aber sehr selten. Die kleinen grünen Papageye sind daselbst in großer Anzahl, und können nicht reden lernen m). Dagegen aber lernen der **Malcruda** und **Cancuda**, zween Vögel von der Größe einer Amsel, wovon der erstere schwarz, und der andere schön goldgelb ist, sehr leicht reden. Die Gehölze und Felder sind mit vielerley Arten von kleinen Vögeln angefüllet, welche durch ihre bunten und schönen Federn bloß der Natur zur Zierde dienen. Sie sind so groß, wie unsere Sperlinge. Man sieht auch einige, die so weiß sind, als der Schnee, welche einen Schwanz von einer Elle lang, und einen schwarzen Kopf, nebst einem Federbusche, der sie krönet, auf demselben haben. Andere, die nur in der Farbe unterschieden sind, sind röthlicht, wie eine reife Orange n) und mit einem schwarzen Federbusche gekrönet.

Malcruda. Cancuda.

Carlo.

Der Vogel, welchen man **Carlo** nennet, setzet sich niemals auf die Erde, und sitzt beständig auf den höchsten Bäumen. Er ist so groß, wie ein Schwan, und von schwarzer Farbe, hat kurze Beine und einen ungeheuer großen Kopf. Der Schnabel ist rund, mit etwas Weißem an beyden Seiten des Kopfes, welches ihm gleichsam zwey Ohren machet, und einem weißen Kamme, so wie ein Hahnenkamm gestaltet. Man sieht gemeiniglich drey oder viere beysammen, die nur von einem Zweige auf den andern springen. Ihr Geschrey gleicht des Entenvogels seinem, und läßt sich unter tausenden vernehmen. Man hält ihr Fleisch sehr hoch o).

Der König unterhält Gänse, Entenvögel, indianische Hähne, und zahme Tauben: allein nur bloß zum Zeitvertreibe; denn er ißt niemals einige davon. Dieses bewegt einen, zu glauben, daß sie nicht eigentlich in dem Lande zu Hause sind.

Wasservögel und Fische.

Die Teiche biethen eine große Menge von Wasservögeln dar, wovon die meisten größer sind, als die Schwäne: sie leben von Fischen, und können sich den Nachstellungen der Alligatoren geschickt entziehen. Alle Flüsse, Teiche und Gräben sind mit Fischen angefüllet. Die großen Salmen finden sich in dem großen Flusse **Mavolagongue** überflüßig: es fehlet aber den Einwohnern an Fleiße, sie zu fangen. Sie haben wenig Netze, und Knox hat nur den Gebrauch der Reußen zum Fischen bey ihnen gesehen. An vielen Orten unterhält man Fische zum Gebrauche und zum Zeitvertreibe des Königes p).

Außerordentliche Schlangen. Pimberah.

Einem heißen, regnichten, und mit Teichen und Gehölzen angefülleten Lande kann es nicht fehlen, eine große Anzahl von Schlangen hervor zu bringen. Diejenige Schlange, welche die Einwohner **Pimberah** nennen, ist von der Dicke eines Menschen, und von einer gemäßen Länge. Sie frißt ordentlich das Vieh und die wilden Thiere: sie bedienet sich aber vieler List, solche zu fangen. Sie hält sich auf dem Wege verborgen, welchen das Reh nimmt, und tödtet es mit einer Art von Stachel, womit ihr Schwanz bewaffnet ist q). Sie verschlingt zuweilen einen ganzen Rehbock, dessen Geweihe ihr den Bauch durchstechen, und sie selbst tödten r).

Polonga. Noya.

Die **Polonga** ist nur sechs oder sieben Fuß lang: ihr Gift aber ist sehr gefährlich, und vornehmlich dem Viehe. Knox sah ihrer zweyerley Arten; die eine war grün, und die andere röthlich-grau, mit weiß gesprenkelt. Die **Noya** ist graulich, und nicht über vier Fuß lang. Sie hält zuweilen ihren halben Leib zwo bis drey Stunden lang in die Höhe, und

m) A. d. 118 S.
n) A. d. 119 S.
o) A. d. 120 S.
p) Auf der 124 Seite.
q) A. d. 126 S. Man nimmt nur die Schlangen, die dem Lande eigen sind.
r) Eben daselbst.
s) A. d. 27 S.

Rob. Knox. 1679.

und ihren ganzen Rachen weit aufgesperrt, über welchen man ein paar Brillen zu sehen glaubte *s*). Indessen ist sie nicht schädlich, und aus dieser Ursache nennen sie die Indianer **Noya Rodgerah**, welches die **königliche Schlange** heißt. Wenn sie die **Polonga** antrifft: so fangen sie einen Streit mit einander an, welcher sich nur mit dem Tode der einen oder der andern endiget.

Carula. Gerenden. Hirkanella.

Die **Carula**, welche ungefähr zween Fuß lang und sehr giftig ist, verkriecht sich in den Löchern und versteckten Oertern der Häuser, wo die Katzen sie jagen und fressen. Die **Gerenden** sind in großer Anzahl, aber nicht giftig, und stellen nur den Eyern der kleinen Vögel nach. Die **Hirkanella** ist eine Art von giftigen Eydexen, die sich in dem Strohe der Häuser versteckt, aber keinen Menschen anfällt, wenn sie nicht gereizt wird.

Democulo, eine fürchterliche Spinne.

Man stellet sich nicht ohne Schrecken eine große Spinne in Ceylan vor, welche **Democulo** genannt wird, lang, schwarz, rauch, fleckigt, durchsichtig und glänzend ist, welche einen Leib, so dick als eine Faust, und Füße nach Verhältnisse hat *t*). Sie verbirgt sich gemeiniglich in den hohlen Bäumen und andern Löchern. Nichts ist giftiger, als dieses Ungeziefer. Ihr Biß ist zwar nicht tödtlich: allein, die Eigenschaft ihres Giftes verwirrt einem den Kopf, und machet, daß man die Vernunft verliehrt *u*). Das Vieh wird oftmals von diesen ungeheuern Thieren gebissen oder gestochen, und fällt um, ohne daß man ihm helfen kann. Die Menschen finden an gewissen Kräutern und Rinden Hülfe, wenn sie solche geschwind brauchen.

Duberria. Robbera-guion.

Die **Duberria** ist eine große Wasserschlange, die keine gefährliche Eigenschaft hat. Man fürchtet sich weit mehr vor einem anderen Amphibion, welches **Robbera-guion** heißt, und dem **Alligator** sehr ähnlich ist. Es ist fünf oder sechs Fuß lang. Ob es sich gleich oftmals ins Wasser tauchet, so hält es sich doch gemeiniglich auf dem Lande auf, wo es das Aas von den Vögeln und andern Thieren frißt. Seine Zunge, welche blau und gespalten ist, verlängert sich in Gestalt eines Stachels. Sie ist erschrecklich, wenn es solche heraus stecket, zu zischen, oder wornach zu schnappen. Indessen sticht und beißt sie doch die Menschen nicht, sondern begnügt sich, nur zu zischen, wenn sie solche wahrnimmt. Allein, wenn die Hunde ihr gar zu nahe kommen, entweder sie anzubellen, oder sie zu beißen: so schlägt sie solche so heftig mit ihrem Schwanze, welcher einer Peitsche von einer Ellen lang gleich ist, daß sie schreyend davon laufen. Das Fleisch dieses Thieres ist nicht gut zum Essen.

Tolla-guion.

Die **Tolla-guion**, welche **Knox** für die **Guana** der Westindianer hält *y*), ist hingegen ein vortreffliches Gericht für die Chingulesen; und die Ursache, welche sie anführen, dessen Güte zu beweisen, ist, daß, wenn man sich brechen muß, man niemals dieses Fleisch von sich speyet, ob sich gleich der Magen aller andern Speisen entladet. Die **Tolla-guion** lebet von Kräutern und Blättern. Sie hat fast eben die Gestalt, als die **Robbera-guion**, und ist nur etwas schwärzlicher, und nicht so groß. Ihr Aufenthalt ist in den hohlen Bäumen und Löchern *z*).

Edelgesteine.

Die Insel Ceylan hat vielerley Arten von Edelgesteinen. Allein, der König, welcher ihrer eine große Anzahl besitzt, erlaubet nicht, daß man neue suchet *a*). An den Orten, wo man weis, daß sie gefunden werden, hat er spitzige Pfähle hinsetzen lassen, welche denjenigen,

s) A. d. 131 S.
t) A. d. 132 S.
u) Eben daselbst.
y) A. d. 134 S.
z) Die Lieblichkeit dieser Namen kömmt mit dem überein, was Knox anderwärts davon saget.
a) A. d. 135 S.

Rob. Knox. 1679.

jenigen, die sich denselben nähern, drohen, lebendig gespießet zu werden. Man zieht aus den meisten Flüssen Rubinen, Saphiren, Katzenaugen *b*), für diesen Fürsten. Knox sah viele kleine durchsichtige Steine von verschiedenen Farben, deren einige so groß, als ein Kirschkern, und andere noch größer waren. Er sah auch Rubinen und Saphiren.

Eisen, Crystal, Schwefel.

Das Eisen und Crystal sind auf der Insel gemein; und die Einwohner machen Stahl aus ihrem Eisen. Sie haben auch Schwefel: allein, der König verbiethet, daß man selchen aus den Bergwerken grabe. Sie haben eine Menge Ebenholz, viel Bauholz, Bleybergwerke, Elfenbein, Turmeric, Museus, Baumwolle, Wachs, Oel, Reiß, Salz, Pfeffer, der daselbst sehr gut wächst, und den sie im Ueberflusse sammeln würden, wenn sie Gelegenheit hätten, solchen abzusetzen *c*). Die eigentlichen Kaufmannswaaren aber, welche diesem Lande wirklich eigen sind, sind Zimmet und wilder Honig. Man kann von denen Vortheilen, welche die Holländer seit ihrer Eroberung daraus gezogen haben, aus der allgemeinen Vorstellung urtheilen, welche **Daniel Braems** vor funfzig Jahren den Generalstaaten in seinem Berichte von dem Zustande der Sachen der holländischen ostindischen Compagnie gegeben hat. Der Artikel, welcher Ceylan betrifft, lautet so:

Braems Bericht von der Insel Ceylan.

„Es ist eine große Insel, welche durch eine kleine Meerenge von dem mittäglichen „Theile der Küste Coromandel abgesondert ist. Sie ist wegen des Zimmets berühmt, den „sie überflüßig hervorbringt. Diese Spezerey hat die Portugiesen bewogen, die Küsten zu „erobern, und die Compagnie, sie ihnen wegzunehmen. Die höhern Länder sind unter „dem Gehorsame des Königes von Candi geblieben, welcher niemals, weder von den Portugiesen, noch den Unsrigen, hat können unters Joch gebracht werden, weil man auf den „Wegen in dem Lande, wovon er Herr ist, nicht fortkommen kann, und dieses Unternehmen auch noch andere Schwierigkeiten hat. Dieser Fürst läßt es in Ansehung der Compagnie dabey bewenden, daß er sich nur stets Vertheidigungsweise hält. Dieses hat bisher unsern Leuten die Bequemlichkeit verschaffet, den Zimmet ungehindert einzuerndten: „es zweifeln aber viele, daß diese Ruhe von langer Dauer seyn werde, und sie befürchten, „es möchte die Compagnie in dem Besitze einer so wichtigen Insel gestöret werden. Die „Unkosten, welche sie zu Ceylan aufwenden muß, sind wegen der Jahrgelder, die sie den „Städten geben muß, wegen Unterhaltung der Festungen, der Wege, des Kriegesvorrathes, der Befehlshaber, der Bedienten, der Besatzungen, und der Aufseher über die Handlung, sehr beträchtlich. Dieses nimmt einen Theil von dem Gewinnste wieder hin, welchen man leicht vermehren könnte, wenn man die Hälfte von diesen Bedienungen, „die Besatzungen, die unnöthigen Befehlshaber und Bedienten „einzöge *d*).

Das

b) Eine Art von Edelgesteinen, wie ein Opal.

c) A. d. 136 S.

d) Sammlung der holländ. ostind. Compagnie I Th. a. d. 156 S. Man wird in einigen holländischen Nachrichten dasjenige wahrnehmen, was ihre Niederlassungen betrifft, und auch eine Beschreibung von denen Oertern antreffen, die sie besitzen.

Das II Buch.

Reisen der Franzosen nach Ostindien.

Das I Capitel.

Renneforts Reise.

Einleitung.

Einleitung.

Compagnie zu Madagascar im Jahre 1642. Der Marschall Meilleraie nimmt sich solcher an. Er gesellet sich mit dem Herrn Fouquet. Zustand der französischen Compagnie zu Madagascar. Fort Dauphin. Sein Hafen und Gebäude. Schiff des Marschalls Meilleraie. Chamargu, Statthalter im Fort Dauphin. Wie er sich seines Ansehens bedienet. Verschiedene Streifereyen der Franzosen. Geschichte des Dian Manangue. Sein Character. Man will ihn zum Christen machen. Wie er sich dagegen vertheidiget. Geschicklichkeit, womit er entgeht. Er vergiftet den Missionar; läßt vierzig Franzosen umbringen. Die im Fort wollen solches rächen; setzen sich selbst großer Gefahr aus; gerathen in die äußerste Noth. Geschichte des le Vacher de la Case. Seine großen Eigenschaften und Kriegesverrichtungen. Er ist über den Statthalter misvergnügt, heirathet eine Negerprinzessinn. Chamargu will ihn umbringen lassen. Ruhe des la Case in seiner Herrschaft. Chamargu wird versuchet, von seiner Pflicht abzugehen. Verwirrung, worinnen er sich befindet. Lustiger Einfall eines Negerprinzen. La Case wird ins Fort zurück gerufen. Sonderbare Wirkungen seiner Herzhaftigkeit. Er rettet den Chamargu und die Franzosen. Verfall der französischen Colonie. La Case verfolget den Dian Manangue. Verzweifelung der Besatzung im Fort. Sie hat ihre Erhaltung dem la Case zu danken. Character des Verfassers.

Einige besondere Reisen, welche ohne Vollmacht, und ohne daß man sie befohlen, unternommen worden, so wie diejenigen, welche Pyrard, Vitre, Boulaie, und andere gethan haben, hatten die Neugier der Franzosen nach Ostindien richten können: es scheint aber nicht, daß die Beschreibung eines so schönen Landes eine lange Zeit hindurch mehr Gewalt gehabt hat, als das Beyspiel ihrer Nachbarn, ihnen die Begierde einzuflößen, sich daselbst fest zu setzen. Sie ließen es bey einigen Schiffahrten nach den africanischen Küsten bewenden, wo sie, wie man in den ersten Theilen dieser Sammlung gesehen hat, verschiedene Factoreyen angelegt; sie thaten auch nur einige Reisen auf dem rothen Meere, und einige schwache Unternehmungen in America. Es mögen nun die bürgerlichen Kriege, welche sie unter vielen Regierungen betrübter Weise beschafftigten, ihre Aufmerksamkeit und Macht gar zu sehr getheilet haben; oder, sie mögen auch nur mit ihren natürlichen Vortheilen zufrieden gewesen seyn, und noch nicht genug eingesehen haben, was für Nutzen sie aus dem großen Indien ziehen könnten: so ist es doch etwas erstaunliches, daß man sie in der Gleichgültigkeit und Unthätigkeit verharren sieht, da die meisten andern europäischen Völker auf einer so schönen Laufbahn mit

Einleitung.

großen Schritten fortgiengen. Es mußte ein **Colbert** kommen, welcher ihre Schläfrigkeit aufweckte. Indessen würde ihm doch der Cardinal Richelieu diesen Ruhm entzogen haben, wenn die Unruhen unter seiner Regierung seine Anschläge nicht unterbrochen hätten.

Compagnie zu Madagascar, im Jahre 1642.

Im Jahre 1642 entstund unter seinem Schutze eine Compagnie von Madagascar *a*), welche entschlossen war, sich bloß deswegen auf diesem Eylande fest zu setzen, damit ihre Schiffe desto leichter weiter gehen könnten. Sie hatte anfänglich einigen guten Fortgang. Allein ihr Hauptstamm war so mittelmäßig, daß sie nach dem Tode ihres Beschützers bloß durch ihre eigene Schwäche eingieng. Indessen muß man doch von daher einige Erläuterungen zu der Unternehmung von dem Jahre 1664, und zu Renneforts Reise nehmen.

Der Marschall Meilleraie nimmt sich solcher an. Er gesellet sich mit dem Hrn Fouquet.

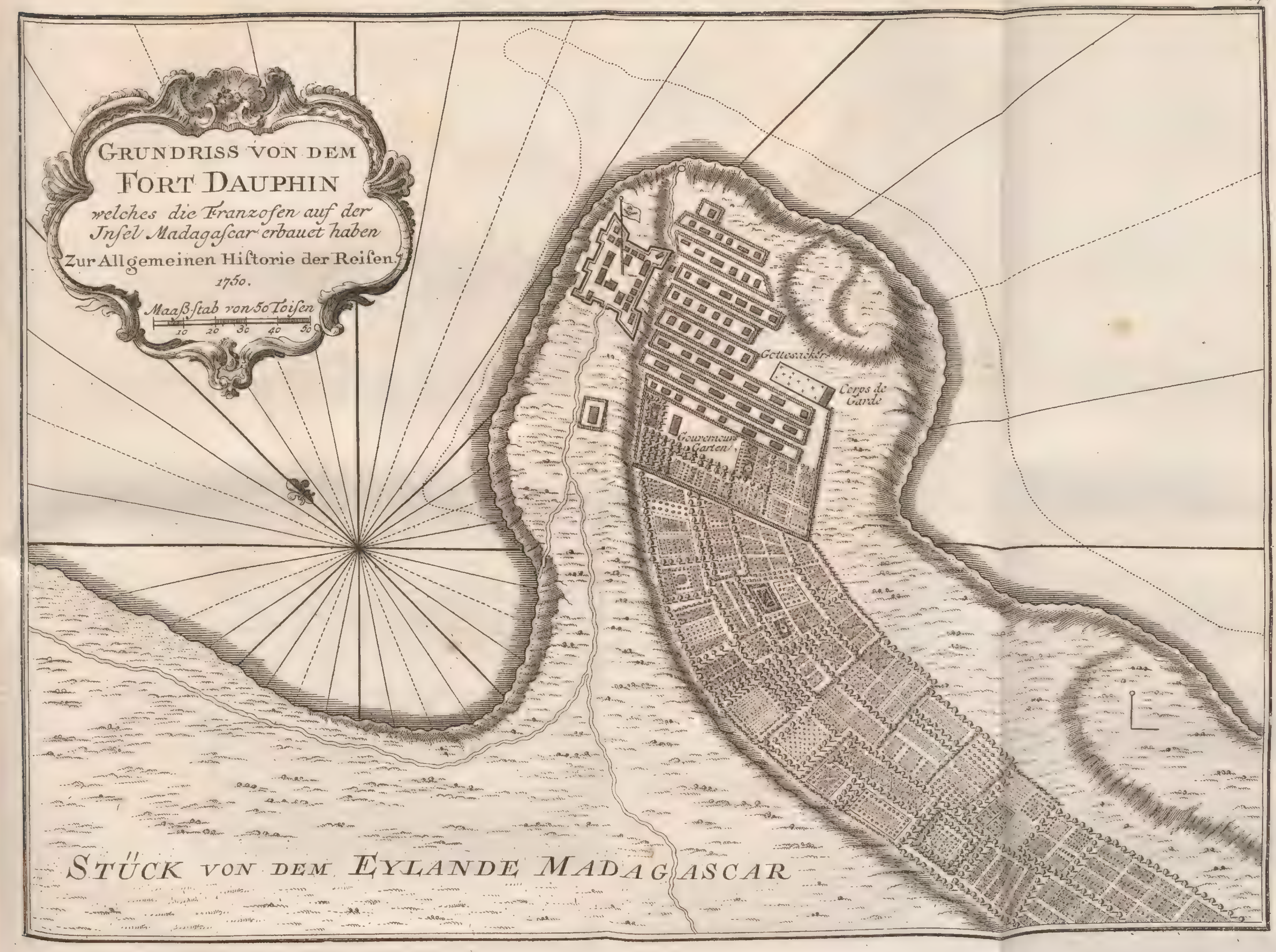
Bey dem Verfalle dieser Compagnie faßte der Herr Marschall **Meilleraie** den Anschlag, zu seinem eigenen Nutzen ein übelunterstütztes Unternehmen wieder hervor zu suchen. Er ließ vier Schiffe, die auf seine Kosten ausgerüstet waren, unter der Führung des **Roche Saint Andre** auslaufen. Darauf vereinigte er sich mit dem Herrn **Fouquet**, damaligen Surintendanten der Finanzen, und rüstete ein anderes Fahrzeug aus, bloß in der Absicht, zwey Kauffahrdeyschiffe zu zernichten, welche ein schwacher Ueberrest von der Compagnie wieder ins Meer zu schicken versuchet hatte. Dieser neue Aufwand aber war nicht nöthig, ihn zum unumschränkten Herrn auf Madagascar zu machen, weil die vornehmste Hülfe der zusammen getretenen Kaufleute mit **Flacour** umkam, welcher, nachdem er sieben Jahre auf der Insel *b*) ohne Beystand zugebracht hatte, Schiffbruch litt, als er nach Frankreich zurück gieng, um daselbst sein Elend vorzustellen. Auf diese Zeitung ließ **Fouquet** zu seinem eigenen Nutzen eine Fregatte, der **schwarze Adler** genannt, unter der Anführung eines Holländers **Hugo**, mit dem Befehle auslaufen, das Fort Madagascar denenjenigen wegzunehmen, welche sich desselben im Namen des Marschalls von Meilleraie bemächtiget hatten. Diese Fregatte war kurz zuvor unter dem Namen **St. Paul** zurück gekommen. Der Hauptmann **Veron**, welcher sie führte, war dem Marschalle ergeben, und hatte ihm von der Insel Häute, Ebenholz, Indig, Benzoe, Aloe und verschiedene Gummi, nebst einigen Edelgesteinen, Bergstufen, Ambra und andern Seltenheiten mitgebracht, welche ihn abgehalten, von seinen Rechten, so lange er lebte, abzugehen. Von diesem **Veron**, in welchen Herr Fouquet kein Mistrauen setzete, vernahm der Marschall die Abreise des Hauptmanns **Hugo**, und was ihm war aufgetragen worden. Der Surintendante hatte den Namen dieser Fregatte verändert, um seine Absicht desto besser zu verstecken. Wenn ihm aber auch gleich das Glück wohl gewollt hätte: so würde doch seine Ungnade, welche bald darauf erfolgte, ihn verhindert haben, die Früchte davon einzusammeln.

Zustand der französischen Compagnie zu Madagascar.

Als die Compagnie im Jahre 1642 von der Insel Madagascar Besitz genommen: so hatte sie hundert Franzosen auf derselben ausgesetzet; nämlich zween zu **Galembule**, zween in der kleinen Insel **St. Maria**, eben diesem Orte gerade gegen über, achte zu **Mananbarre**

a) Das Haupt davon hieß Ricaut, ein Seecapitän, und die Bewilligung war auf zehn Jahr. Das erste Schiff gieng im Märze von Frankreich ab, wurde von dem Hauptmanne Cocquet geführet, und hieß St. Ludwig. Der Herr **Promis**, welcher die Franzosen in der Niederlassung unter sich hatte, legte den Grund zu dem Fort **Dauphin**, an einem Orte, Namens **Tolonbaren**. Man sehe **Flacours** Erzählung a. d. 203 u. f. Seite.

b) Er war im Jahre 1648 aus Frankreich abgereiset. Wir haben von ihm eine Geschichte der Insel Madagascar, welche zu Paris 1661, nebst einem Berichte von den vornehmsten Begebenheiten


GRUNDRISS VON DEM
FORT DAUPHIN
welches die Franzosen auf der
Insel Madagascar erbauet haben
Zur Allgemeinen Historie der Reisen.
1750.
Maaß-stab von 50 Toisen
10 20 30 40 50
Gottesacker
Corps de Garde
Gouverneurs Garten
STÜCK VON DEM EYLANDE MADAGASCAR

barre, und die übrigen in dem Fort **Dauphin**, wo sich der Statthalter aufhielt. Dieses Fort liegt in fünf und zwanzig Grad zehn Minuten Süderbreite, zwischen zween großen Spitzen, welche eine Krümme von sieben Seemeilen im Umfange machen, auf einer kleinen Erdzunge, Namens **Tholanhare**. Die Küste ist auf diesem Theile der Insel sehr hoch, und durch viele so gleiche Bayen, getheilet: daß es ohne Hülfe zweener Felsen, die sich eine viertheil Seemeile vom Ufer zeigen, schwer seyn würde, das Fort zu erkennen. Die Aussicht dieser Küste ist sehr angenehm. Ihre Bäume, welche sehr hoch wachsen, sind beständig grün, wenn ihnen nicht ein Alter von vier oder fünf hundert Jahren, oder das Feuer vom Himmel, welches daselbst oftmals mit entsetzlichen Blitzen herabfährt, das Laub benommen hat.

Einleitung.

Fort Dauphin

Sein Hafen und Gebäude.

Das Fort führte den Namen, **Fort Dauphin**. Nach dem Grundrisse seiner Erbauung sollte es viereckigt seyn. Es hatte gegen Norden zwo Basteyen von Steinen auf den Felsen, welche einen Hafen, oder vielmehr ein Becken bestrichen, welches nur vier Schiffe aufnehmen konnte. Die Umfassung des übrigen Platzes war nur von Pfählen, wie ein Arm dicke, und sein ganzer Umfang hundert und funfzig Schritte in die Länge, und sechs und zwanzig in die Breite. Das vornehmste Thor gieng gegen Abend, und gegen eine kleine Ebene, welche eine angenehme Aussicht machte. Das andere gieng gegen Morgen, und nach dem Meere zu. Man hatte in dem Umfange eine Capelle von Brettern erbauet, welche vier hundert Menschen fassen konnte. Das Haus des Statthalters, welches sich an eben der Seite befand, war nicht prächtiger gebauet. Man hatte aber zu Aufführung der Kirche und des Vorrathshauses die größten Stücke Stein genommen, welche sich um den Felsen befunden. Die Hauptwache und zwölf Hütten zur Wohnung der Soldaten, und der Hausgenossen, waren von Pfählen und Binsen. Alle diese Gebäude hatten nur Blätter zu ihren Dächern. Indessen sah man doch den Grund zu einem Hause, welches von gehauenen Steinen seyn sollte, und zur Wohnung des Statthalters bestimmt war. Sein Garten, welcher sich an dem vornehmsten Thore des Forts befand, gab Melonen von allerhand Art, Gurken, Cichorien, Lactuken, Kohl und Erbsen. Auf der andern Seite zeigten sich funfzig Hütten, nebst ihren Gärten. In der Mitte war das Haus der Missionarien, eine Capelle und ein Seminarium für junge Neger, die im Kriege weggenommen oder freywillig gegeben worden.

In dem letztern Schiffe, welches der Marschall von Meilleraie hatte abgehen lassen, hatte der Hauptmann, welcher **Kerkadiu** hieß, keine andere Gewalt, als über das Schiffsvolk. Ein Oberhaupt von der Colonie führte achtzig Reisende, und der Missionar, Namens Herr **Stephan**, hatte zwanzig Leute in seinem Solde. Sie langten zu Madagascar gegen das Ende des Herbstmonats 1663 an; und einige von den Reisenden, welche über ihr Oberhaupt misvergnügt waren, verließen solches, um sich unter des Herrn von **Chamargu** Herrschaft zu begeben, welcher damals Statthalter in dem Fort Dauphin war, und welchem der Herr

Schiff des Marschalls v. Meilleraie.

Chamargu, Statthalter im Fort Dauphin.

ten, die sich bey der französischen Niederlassung bis 1654 ereignet haben, wie auch von seiner Reise herausgegeben worden. Man sieht aus diesem Werke nicht, daß er zur See umgekommen ist; sondern ersieht vielmehr seine Zurückkunft daraus. Ob man ihm nun aber gleich nicht den Rang unter den Reisebeschreibern versagen kann: so giebt ihm doch die Natur seines Werkes mehr Recht zu dem Titel eines Geschichtschreibers. Er wird also auch in dieser Sammlung nicht anders hineinkommen, als um die Beschreibung von Madagascar durch seine Beobachtungen zu bereichern, und um daselbst einen Augenblick wegen einiger Umstände aus seinem Tagebuche zu erscheinen.

Einleitung. Herr de la Meilleraie neue Verordnung schickte. Da nicht mehr als siebenzig alte Franzosen noch vorhanden waren: so wies Chamargu diejenigen nicht ab, die sich ihm anbothen; und da sein Vorrath ihn in den Stand setzte, seine Leute besser zu unterhalten, so zog ihn diese Ursache noch viele andere zu. Das Oberhaupt von der Colonie, welchem nur sehr wenige Leute übrig blieben, sah sich also genöthiget, der Niederlassung zu entsagen, wozu er den Anschlag gemacht hatte, und einen Befehlshaber für seinen Obern zu erkennen, unter welchem er nicht stehen sollte.

Wie er sich seines Ansehens bedienet. Vor der Ankunft dieses Fahrzeuges hatten die Großen von einem Theile der Insel, welche vor Alters durch die Gewalt der Waffen unterthänig gemacht worden, unterlassen, die Schatzungen in das Fort Dauphin zu bringen, welche man ihnen aufgelegt hatte. Die Macht der Franzosen, welche sich fast auf die Hälfte von ihrer erstern Anzahl herunter gebracht sah, und unter einander sehr uneinig waren, schienen ihnen nicht weiter vermögend zu seyn, sie im Zaume zu halten. Als sich aber Chamargu durch einen Beystand verstärket sah, welchen er nicht erwartet hatte: so ließ er in den Provinzen Fangaterre und Mandererei, die Schatzungen eintreiben. Denjenigen, welche gar zu langsam waren, solche abzutragen, wurden ihre Heerden weggenommen.

Verschiedene Streifereyen der Franzosen. Der Missionar selbst hatte, unter dem Vorwande eine vollkommene Kenntniß von dem Lande einzuziehen, die Freyheit, unter die Völker des Statthalters, einige von seinen Leuten zu mischen, welche Theil an der Beute hatten. Das Absterben des Oberhaupts der Colonie befestigte das Ansehen des Chamargu vollends. Um die Spaltungen vollends aufzuheben, so nahm er den Leutenant von diesem kleinen Haufen, zu seinem eigenen an. Da er nun nichts als gehorsame Leute um sich fand: so schickte er dreyßig Mann aus, welche von Matatanes bis an die St. Augustinsbay streiften, die achtzig Meilen davon liegt; und innerhalb zween Monaten war diese ganze Strecke unterwürfig gemacht.

La Case, dessen Tapferkeit in Rennenforts Nachricht gerühmet werden wird, wurde auf der andern Seite mit zwanzig Soldaten ausgeschickt, um die Insel sechzig Seemeilen weiter gegen Norden, als Matatanes, auszukundschaften. Vierzig von den alten Franzosen erhielten einen Befehlshaber, um bis an das Aeußerste der Insel zu gehen, welches nach Africa zu liegt, das ist, weiter als man bisher gekommen war, in der Hoffnung nebst vielem Viehe die Edelgesteine, Aquamarin, Schmaragden und Rubinen zu finden. Man sah keine Ursache, zu befürchten, daß Unternehmungen, welche so geschickt waren, den Ruhm der Nation auszubreiten, ihre Macht schwächen könnten; weil man keine benachbarten Feinde mehr hatte, und der Ueberfluß daselbst durch den Tribut von zwey hundert tausend Menschen herrschte, welche es in ihrem eigenen Lande als eine Gewogenheit ansahen, daß ihnen hundert und sechzig Ebentheuerer nicht das Leben nahmen. Das Fort Dauphin genoß also einige Zeitlang einer tiefen Ruhe. Der Missionar, welcher überzeuget war, daß das Reich des Friedens auch das Reich des Evangelii ist, hielt nunmehr dafür, daß es Zeit wäre, an die Ausübung seines Amtes zu denken. Allein die Heftigkeit eines übel verstandenen Eifers, wurde sowohl der Niederlassung der Franzosen, als der Einführung der Religion nachtheilig.

Geschichte des Dian Manangue. Ein Großer aus der Insel, Namens Dian Manangue, hatte sich bey den Eyländern durch den Schutz der Franzosen furchtbar gemacht, welche geglaubet hatten, daß sie sich verstärkten, wenn sie die Macht eines von ihren Zinsleuten vermehrten. Er herrschte längst an dem Flusse Mandererei, in dem Lande, welches zwischen der Provinz Anossy, wo

wo die Franzosen ihre vornehmste Macht hatten, und den Staaten vieler Großen lag, welche gegen Westen und Süden waren unterworfen worden. Weil der Beystand aus dem Forte seine Leute aufgemuntert hatte: so hatte sich alles unter seine Waffen geschmieget. Er wurde unter den Eyländern selbst für den Mächtigsten und Verständigsten unter allen ihren Fürsten gehalten. Diese Meynung, welche durchgängig ausgebreitet war, ließ den Missionar urtheilen, die Bekehrung eines so angesehenen Mannes würde ein Beyspiel seyn, welches wenigstens alle seine Unterthanen nach sich ziehen würde. Da Dian Manangue die französische Sprache sehr wohl verstund: so machte solches seine Unterweisung leicht. Er wurde von dem Statthalter, welcher des Missionars Anschlag gebilliget hatte, in das Fort Dauphin gerufen. Er eilte, diesem Befehle zu gehorsamen; und weil er glaubte, daß er zu einer Kriegesberathschlagung eingeladen worden, so both er mit Freuden alle seine Macht zum Dienste der Franzosen an. Der Statthalter versicherte ihn, er hätte keine bessere Freunde, und sie wollten ihm eine neue Probe davon geben, indem sie zu seiner Seligkeit eben so nützlich seyn wollten, als sie zu seiner Macht und zu seinem Ruhme etwas beygetragen hätten. Auf diese Eröffnung redete der Missionar von der christlichen Religion mit ihm, und beschwur ihn, indem er ihn umarmete, er möchte doch nebst ihnen an der Glückseligkeit Theil nehmen, welche sie verspräche.

Einleitung.

Sein Character.

Man will ihn zum Christen machen.

Dieser Vorschlag verursachte ihm um so vielmehr Erstaunen, weil solcher abgeredet zu seyn schien. Er antwortete indessen doch mit Sanftmuthe: er würde denen Leuten, die unter ihm stünden, und sogar seinen Kindern, die Freyheit lassen, das Christenthum anzunehmen: er für sein Theil aber könnte seine Weiber und seine Art zu leben nicht verlassen. Der Missionar sagte ihm, es hätten die Franzosen keine größern Feinde, als die Feinde des wahrhaftigen Gottes, und wenn er sich weigerte, ihre Religion anzunehmen, so wollten sie nicht nur gar keine Verbindung weiter mit ihm haben, sondern ihm auch alle seine Weiber wegführen. **Dian**, welcher durch diese Bedrohung bewegt wurde, verlangte vierzehn Tage Bedenkzeit. Sie wurden ihm zugestanden: er erschien aber nach Verlaufe derselben nicht.

Wie er sich dagegen vertheidiget.

Da der Statthalter ihn unter einem andern Vorwande rufen lassen, wobey er die Vorsicht gebraucht, daß er ihm sein Wort gegeben, es sollte ihm nichts gethan werden: so machte er kein Bedenken, sich in das Fort zu begeben. Der Missionar erneuerte sein Ansuchen vergebens. Man hatte sich auf beyden Seiten in den Schranken der Freundschaft erhalten. Indessen fingen die Antworten eines unerschrockenen Mannes, welcher sich die vierzehn Tage über in seinem Widerstande nur mehr befestigt hatte, an, den Statthalter einige Unruhe zu verursachen. Er zog den Missionar ein wenig bey Seite, und sagte zu ihm, er hätte ein Pistol bey sich, und wollte diesen Hartnäckigen vor den Kopf schießen. Herr **Stephan** verdammte diesen Vorsatz: allein **Dian** war viel zu verschlagen, und viel zu argwöhnisch, als daß er die Gefahr nicht hätte sehen sollen, womit er bedrohet würde: er änderte unvermerkt die Sprache; und brachte den Missionar durch einige Einwürfe, worauf zu antworten ihm nicht schwer fiel, ohne viel gezwungenes Wesen dahin, daß er diese Veränderung als ein Wunder der Gnade ansah. Der Statthalter wünschte sich wegen seiner Mäßigung Glück. Endlich gieng man nicht eher auseinander, als bis man wegen des Tages einig geworden, an welchem **Dian** in seinem Hause sollte getauft werden.

Geschicklichkeit, womit er entgeht.

Er gieng voller Unruhe wieder in das Land der **Machicoren**, welches fünf und zwanzig Seemeilen von dem Fort Dauphin entfernet ist. Einer von seinen Söhnen, welcher die

Er vergiftet den Missionar.

Einleitung. die Taufe erhalten hatte, wurde seine Unruhe gewahr; und da er wohl wußte, daß der Missionar in wenig Tagen kommen sollte, so that er eine Reise nach dem Fort, und bath, die Ceremonie möchte aufgeschoben werden. Zum Unglücke aber überwand der Eifer die Klugheit. Herr Stephan begab sich allein mit einem Geistlichen, mit einem andern Franzosen und sechs Negern, welche den Priesterschmuck trugen, zum **Dian Manangue**. Er wurde daselbst sehr höflich aufgenommen. Man gab ihm aber zu verstehen, er hätte sich einer betrüglichen Hoffnung überlassen. Er wand einige Tage lang Bitten und Vermahnung vergebens an. Endlich verließ ihn bey der Heftigkeit seiner christlichen Liebe die Klugheit so weit, daß er demjenigen den Krieg ankündigte, den er bekehren wollte. Dian, welcher zum Scheine weit mäßiger war, betheuerte, er verlöhre die Freundschaft der Franzosen sehr ungern, es wäre ihm aber unmöglich, ihnen zu willfahren. Er ersuchte den Missionar, welcher sich anschickte, abzureisen, er möchte doch noch eine Mahlzeit bey ihm einnehmen, und ließ stets eine mit Furcht vermischte Ehrerbiethung blicken, welche noch immer einige Hoffnung von seiner Bekehrung zu geben schien. Herr Stephan, welcher eben so unvorsichtig bey seinem Vertrauen, als bey seinen Drohungen war, ergab sich auf diese Einladung. Die Speisen, welche man ihm vorsetzte, waren mit einem so subtilen Gifte vergiftet, daß sein Geistlicher drey Stunden nach der Mahlzeit starb. Ihn und den andern Franzosen ließ **Dian Manangue**, welcher ungeduldig war, sie noch im Leben zu sehen, mit Stockschlägen zu Tode prügeln.

Läßt vierzig Franzosen umbringen.

Da eine so grausame That ihm alle Hoffnung benahm, sich mit dem Statthalter wieder zu versöhnen: so war er einzig und allein bedacht, dieses Trauerspiel durch die gänzliche Vertilgung der Franzosen zu endigen. Man erwartete unverzüglich die Zurückkunft der vierzig Leute, welche aus dem Fort gegangen waren. Auf diese wendete er seine ersten Streiche. Nachdem er seinen Schwager, welcher **Lavarangue** hieß, seine Wuth bekannt gemacht, so ließ er ihm durch seine Kundschafter melden, an welchem Tage diese Franzosen in seine Länder kämen. Sie lagerten sich ohne Mistrauen eine Meile von seiner Wohnung. Nachdem sie sich daselbst die Zeit damit vertrieben, daß sie Zuckerrohr gesammelt, welches sie um ihre Flinten bunden: so ließ er sie von den Leuten des **Lavarangue** angreifen, und bis auf den letzten Mann nieder machen. Man vernahm diesen traurigen Zufall in dem Fort nur durch den Bericht eines Portugiesen, welcher der einzige seiner Nation unter den Franzosen war, und sich aus dem Blutbade glücklich gerettet hatte.

Die im Fort wollen solches rächen.

Der Zustand, worinnen sich der Statthalter durch den Verlust der vierzig Mann gebracht sah, hielt ihn nicht ab, sich großmüthig zu waffnen, um sie zu rächen. Herr **Manier**, ein Missionar, welcher nach des Herrn Stephans Tode von dem Geistlichen noch allein übrig war *c*), steckte die Kriegesfahne aus, und nahm das Amt über sich, solche zu tragen. Dreyßig Franzosen, welche von einer kleinen Anzahl getreuern Negern unterstützt wurden, marschirten sogleich nach der Wohnung ihres Feindes. **Chamargu**, welcher sich an ihre Spitze stellte, hatte gehofft, ihn zu überfallen. In der Erwartung des Streiches aber, der ihm drohete, hatte er schon vier tausend Mann zusammen gezogen, und sich in den Gegenden um seinen **Donac** gestellet *d*), nachdem er sie in verschiedene Haufen getheilet hatte. Chamargu nahm den **Donac** ein, stellte Schildwachen aus, und ließ ordentliche Wacht halten.

Mit

c) Sie waren beyde aus dem Kloster St. Lazarus in Paris.

Mit Anbruche der Nacht machte **Dian** Feuer um Feuer, und beantwortete die Schüsse aus den Flinten der Schildwachten gleichfalls mit Schüssen aus Flinten, welche er von den Franzosen erhalten hatte. Er näherte sich dem **Donac**, und ließ ihn umzingeln. Er machte sich die Dunkelheit zu Nutze, welche unsere Leute verhinderte, auszufallen, aus Furcht sie möchten in einigen Hinterhalt gerathen. Er ließ brennende Fackeln auf ein Dach werfen, welches mit trockenen Blättern bedeckt war, wo die Franzosen sich nicht anders vor den Flammen retten konnten, als wenn sie sich in die Assagayen seiner Völker stürzeten. Indessen fing dieses Dach kein Feuer, und der Anbruch des Tages machte, daß sich die Belagerer zurück zogen. Chamargu blieb in dem **Donac**. Da er aber Wasser und Lebensmittel nöthig hatte: so ließ er vier Franzosen nebst einigen Negern hinaus gehen. **Dian**, dessen Wachsamkeit nichts gleich kam, überfiel diese vier Mann, und brachte sie um. Darauf mußten ihm seine Büchsenschützen und drey hundert Negern, welche mit Assagayen bewaffnet waren, folgen. Er zeigte sich vor den Schildwachten, und trieb sie zurück bis in den **Donac**, wo er vier andere Franzosen tödtete.

Einleitung.

Setzen sich selbst großer Gefahr aus.

Der Statthalter sah gar zu spät ein, daß er mit denen Leuten, die er noch übrig hatte, die Anfälle von vier tausend Mann nicht aushalten konnte, welche selbst durch die Lehren der Franzosen kriegerisch geworden, unter denen sie lange Zeit streiten gelernet hatten. Er entschloß sich also, in das Fort Dauphin zurück zu kehren. Weil man über den Fluß **Mandererei** gehen mußte: so gieng er längst an dem Ufer hin, um eine Fahrt zu finden. **Dian**, welcher ihn wahrnahm, ob ihn gleich noch einige Achtung verhinderte, sich öffentlich zu nahen, eilete über eben den Fluß zu gehen, und versteckte sich in den Gehölzen, um eben einen so weiten Weg zurück zu legen, als die Franzosen an dem Ufer. Eines Morgens mit Anbruche des Tages, da sie forscheten, ob sie eine Furth hätten, ließ er sich an dem andern Ufer in dem Chorrocke des Missionars bekleidet, und mit seiner viereckichten Mütze auf dem Kopfe sehen. Die Franzosen, welche sahen, daß er sein Heer längst an dem Ufer stellete, um sich ihrem Uebergange zu widersetzen, verließen eine so gefährliche Unternehmung. Sie lagerten sich auf einer kleinen Ebene, wo sie nur noch die einzige Hoffnung hatten, daß ihre Feinde sich nicht unterstehen würden, sie öffentlich anzugreifen. Allein dieses Lager würde ihr Grab gewesen seyn, wenn der Himmel ihnen nicht durch andere Mittel geholfen hätte.

Sie gerathen in die äußerste Noth.

Es befand sich auf der Insel ein Franzose, Namens **le Vacher de la Case**, dessen Begebenheiten bekannt gemacht zu werden verdienen, wegen seines außerordentlichen Muthes, und derer Dienste, welche er bey dieser Gelegenheit zu der Niederlassung in Madagaskar leistete. Er hatte sich im Jahre 1656, ohne irgend einen andern Bewegungsgrund zu haben, als die Welt zu sehen, in ein Fahrzeug eingeschiffet, welches für den Herrn Marschall de la Meilleraie nach dieser Insel abgieng. Bey seiner Ankunft sahen sich die Franzosen in dem Fort Dauphin, deren nur sehr wenige waren, vielerley Beleidigungen und Beschimpfungen von Seiten ihrer Nachbarn, und Zinsleute ausgesetzt. Als sie sich aber durch den Beystand des Schiffes verstärket sahen: so ermunterten sie sich, so wohl zum Besten einiger Großen, die ihnen treu geblieben waren, als ihres eigenen Ruhmes, und der Erhaltung des Forts wegen, zur Rache.

Geschichte des le Vacher de la Case.

La Case hatte sein Quartier bey dem **Dian Rasissatte**, einem Fürsten von **Ambulle**. Es würde viel zu lang werden, alle seine Verrichtungen zu erzählen. Sein erster Versuch

Seine großen Eigenschaften und Kriegesverrichtungen

d) So nennen die Insulaner die Palläste ihrer Fürsten.

Einleitung. Versuch war, daß er den Fürsten von Mandarerei, **Dian Ramael**, tödtete, welcher an der Spitze von funfzehn tausend Mann Ambulle in Brand stecken wollte. Bald darauf überwand er in einem einzelnen Gefechte mit den Waffen des Landes, und im Angesichte beyder Heere, **Ramaels** Bundesgenossen, **Dian Dalar**. Als darauf die Fürsten der **Carambuler** und **Mahaphaler** an der mittäglichen Spitze der Insel, und die Fürsten von Anossy wider verschiedene Freunde der Franzosen die Waffen ergriffen hatten: so marschirte er wider sie, schlug sie in einem Treffen, nahm ihnen ihre Weiber und Kinder, und eine große Anzahl von ihren Unterthanen, die er den Befehlshabern in dem Fort Dauphin schickte, auf deren Befehl sie insgesammt mit Assagayen getödtet wurden. Man nahm indessen doch einige Fürstenkinder aus, wovon zweene nach Frankreich zu dem Herrn de la Meilleraie geführet wurden, welcher einen davon unter seinen Edelknaben erziehen ließ. Man hat ihn nachher bey dem Herzoge von Mazarin, als Edelmann, unter dem Namen **Panola** gesehen; und da er sich zu Paris verheirathet, so wurde er im Jahre 1684 Officier bey dem Fußvolke, auf der Insel **St. Margaretha**.

Ein Negerprinz verheirathet sich zu Paris.

La Case ist über den Statthalter misvergnügt.

Die Siege des **la Case** wurden mit vielem Ruhme fortgesetzet, und damals nahm die Macht des **Dian Manangue**, welcher anfänglich nur an den Gränzen gegen Mittag von Anossy regierte, auf einmal sehr zu, indem ihn die Franzosen mit allen ihren Eroberungen beschenkten. Allein Chamargu, welcher schon Statthalter in dem Fort Dauphin war, konnte es nicht ohne Eifersucht ansehen, daß ein bloßer Ebentheuerer so viel Achtung unter den Eyländern genoß. **La Case** wurde bey seiner Zurückkunft kaltsinnig aufgenommen; und weder seine wichtigen Dienste, noch seine Aufführung, welche vermögend waren, die ganze Nation für die Franzosen zu gewinnen, noch die Kenntniß der madagascarischen Sprache, die er in kurzer Zeit gelernet hatte, konnten ihm die geringste Bedienung verschaffen. Sein Misvergnügen war dem Schimpfe gemäß. **Dian Rasisatte**, welcher davon Nachricht erhielt, und ihn, als seinen Vertheidiger und Freund ansah, verlangte, daß er wieder zu ihm geschickt würde. Er zeigte sogar die Nothwendigkeit dazu, um einen Großen des Landes zu bestrafen, welcher wider die Franzosen Schimpfsworte vorgebracht hatte. Die Verweigerung des Statthalters bewog den **la Case** mit fünf Franzosen und drey hundert Negern, die sich an ihn hingen, das Fort zu verlassen. Damit aber seine Flucht nicht das verhaßte Ansehen hätte, als ob er weggelaufen wäre: so fing er damit an, daß er die Feinde der Franzosen unterwarf, und sie zwang, dem Fort Dauphin einen jährlichen Tribut von hundert Unzen Gold, zwey hundert Ochsen, und drey hundert Körben Wurzeln zu bezahlen. Darauf begab er sich an den Hof des **Dian Rasisatte**, welcher ihm seine Tochter gab. Diese Prinzeßinn, Namens **Dian Nong**, hatte zu dem Eifer, den ihr Vater bezeuget, um den la Case wieder zurück zu bekommen, nicht wenig beygetragen. Nach dem Tode des **Rasisatte**, welcher sich eher ereignete, als man solchen vermuthete, wurde sie durch das Ansehen ihres Liebhabers zur Fürstinn von Ambulle erkläret.

Er heirathet eine Negerprinzeßinn.

Chamargu will ihn umbringen lassen.

Indessen schickte der Statthalter, Chamargu, bey dem diese Begebenheit nur den Haß verdoppelte, einige getreue Leute ab, den **la Case** und die fünf Franzosen, die ihm gefolget waren, zu tödten. Diese Mörder überfielen einen davon, den sie umbrachten: die andern aber waren auf ihrer Huth. Da die Großen in denen Provinzen, welche la Case überwunden hatte, erfuhren, daß er selbst den Franzosen nicht trauen durfte: so setzten sie sich wieder in ihre erste Freyheit. Sie waren nicht mehr bedacht, den Tribut zu bezahlen; und die

die Franzosen, welche genöthiget waren, die Waffen wieder zu ergreifen, hatten nur dem Dian Manangue die Erhaltung ihrer Eroberungen zu danken. La Case, welcher seinem Vaterlande stets gewogen, und über den Schaden verdrießlich war, den sich seine Landesleute selbst freywillig durch ihre Spaltungen verursachten, ergriff die Partey, sich in das Fort Dauphin zu begeben, mit dem Vorsatze, sich dem Statthalter zu unterwerfen, und sich anheischig zu machen, den Tribut zu bezahlen, und ihn auch durch seine Nachbarn bezahlen zu lassen. Da aber Chamargu bey einer Musterung vier Franzosen erschießen lassen, welche er einer Zusammenverschwörung beschuldigte: so hörte la Case den Knall von diesen Schüssen, und aus Furcht, es möchte ihm eben so gehen, zog er sich mitten unter seinen drey hundert Negern zurück, welche seine Wache ausmachten. Einleitung.

Um eben diese Zeit gieng ein französischer Befehlshaber, Namens du Rivau, welcher die Befehlshaberschaft in dem Fort mitgeführet hatte, auf einem holländischen Fahrzeuge zu Schiffe, welches zu Madagascar Erfrischungen eingenommen hatte, und nach Batavia segelte. Da also die unumschränkte Gewalt in den Händen des Chamargu allein geblieben: so hielt la Case seine Wiederaussöhnung für viel schwerer, als jemals. Er blieb in seinem Fürstenthume Ambulle, wo er ein ruhiges Leben führete, da unterdessen die Franzosen in ihren Wohnungen von Krankheiten geplagt wurden, und ihre Anzahl beständig abnehmen sahen. Es waren ihrer weniger, als achtzig geworden, als der Hauptmann Hugo, welcher in geheim von dem Herrn Fouquet abgeschicket worden, mit seiner Fregatte erschien c). Nach seinen geheimen Befehlen schlug er dem Statthalter vor, die Angelegenheiten des Marschalls de la Meilleraie zu verlassen, und sich mit ihm zu vereinigen, um sich der Insel Madagascar im Namen des Surintendanten zu bemächtigen. Allein Chamargu hatte so viel Ehre, daß er diese Anerbiethung verwarf. Er machte sich Rechnung, daß er von dem Marschalle Beystand erhalten würde, welcher nicht weit entfernet seyn konnte; und da sein Eifer entdeckt hatte, daß Hugo die Soldaten in dem Fort zu gewinnen suchte, so nahm er solche Maaßregeln, welche ihm ihre Treue versichern konnten.

Ruhe des la Case in seiner Herrschaft.

Chamargu wird versuchet, von seiner Pflicht abzugehen.

Der Zustand der Colonie war eben so schlecht. Der Tribut kam langsam ein. Verschiedene Länder, wo Dian Manangue solchen einzutreiben Befehl hatte, waren durch die Kriege zu Grunde gerichtet, welche die Franzosen daselbst zwanzig Jahr lang geführet hatten. Die starken Schatzungen sollten aus den benachbarten Provinzen von Ambulle kommen. Allein die Streitigkeit des la Case hatte diese Fürsten weit freyer gemacht; und die Klugheit erlaubte nicht, sie anzugreifen, aus Furcht, er möchte daraus einigen Argwohn schöpfen. Endlich wurde die Schwierigkeit sich zu erhalten so groß, daß Chamargu berathschlagte, das Fort zu verlassen, und sich mit seiner ganzen Macht in die Länder des Lavarangue, des Dian Manangue Schwagers, eines Fürsten in dem abendlichen Theile der Insel zu begeben, wo die Lebensmittel im Ueberflusse sind. Er ließ ihm eine Verbindung mit den Franzosen verschlagen. Allein Lavarangue antwortete, er pflegte nur Unterhandlungen mit Fürsten; und da er vernommen, daß die Franzosen in ihrem Lande einen König hätten, so wäre er gesonnen, auf seinen Kähnen zu Schiffe zu gehen, um mit ihm ein Bündniß zu machen. Der Verfasser bemerket auf eine angenehme Art, daß wenn dieser Negerfürst drey hundert Seemeilen über die See gehe, in Havre de Grace aus-

Verwirrung, worinnen er sich befindet.

Lustiger Einfall eines Negerprinzen.

c) Man hat angemerket, daß sie der schwarze Adler hieß, und den Namen geändert hat.

Einleitung. aussteigen, und die Seyne bis an den Fuß der Gallerie des Louvre hinauf fahren könnte, so würde die Pracht der allerprächtigsten Gesandtschaften mit dieser sonderbaren Begebenheit nicht zu vergleichen gewesen seyn.

La Case wird ins Fort zurückgerufen.

In diesen Umständen befanden sich die Franzosen in dem Fort Dauphin bey der Ankunft des **Kercadiu**. Dieser weise Befehlshaber, welcher den la Case kannte, hatte angefangen, seine Zurückberufung, und Wiederaussöhnung bey dem Statthalter auszuwirken. Endlich hatte man ihn, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Gnade durch neue Dienste zu verdienen, an der Spitze von zwanzig Franzosen in das nordliche Theil der Insel geschickt. **Kercadiu** war wieder nach Frankreich gegangen; und während der Abwesenheit des **la Case** war die Ermordung des Missionars, und der vierzig Franzosen vorgefallen. Da der Statthalter aus dem Fort gieng, um diesen Tod zu rächen: so hatte er ihm durch einige Negern den Befehl überbringen lassen, zu ihm zu stoßen. Sie hatten ihn, auf seinem Rückwege mitten unter fünf tausend Sclaven, und funfzehn tausend Stück Vieh angetroffen, welches er weggeführet hatte.

Sonderbare Wirkungen seiner Herzhaftigkeit.

Dieser tapfere Kriegesmann hatte nicht sobald Befehl vom Chamargu erhalten, als er zehn Franzosen und Negern zurück ließ, seine Beute zu führen, und einzig und allein bedacht war, mit großen Tagereisen nach dem Aufenthalte des **Dian Manangue** anzurücken. Unterwegens traf er andere Bothen an, welche ihm meldeten, in was für äußerster Noth seine Gefährten wären. Er marschirte mit zehn Franzosen, und einigen Negern, welche gewohnt waren, unter seiner Anführung zu siegen. Nichts kann mit seiner Eilfertigkeit verglichen werden. Er stieß zum Chamargu, auf der kleinen Ebene, wo er sich an eben dem Tage gelagert hatte. Er bath ihn, in dem Nachzuge zu bleiben; und indem er gerade auf den Fluß zugieng, wovon Dian Manangue das Ufer besetzt hielt, so sprang er zuerst in das Wasser, und gab Feuer auf die Feinde. Das Schrecken seines Namens hatte mehr Wirkung, als die Macht, daß sie das Ufer verließen. Er gieng hinüber. Weil die Nacht anbrach, und sie ihm den **Dian Manangue** aus dem Gesichte bringen konnte, so setzte er einem Haufen Negern muthig nach, unter welchem er ihn zu seyn glaubte. **Razabel**, der Liebling dieses Treulosen, hatte die Kühnheit, ihm die Spitze zu biethen, und gab dem **Dian Manangue** dadurch, mit Gefahr seines Lebens, Zeit, sich zu retten. Da die Finsterniß den **la Case** gezwungen, mit seinem Nachsetzen inne zu halten: so kam er den andern Morgen wieder zum Chamargu, welcher über den Fluß gegangen war, und begleitete ihn gleichsam im Triumphe bis zum Fort. Wenig Tage darauf kamen die zehn Franzosen, die er zur Bewachung der Beute gelassen hatte, mit nicht gar zu ansehnlichen Ueberbleibseln von einem so großen Raube an, weil sie bey ihrer Rückkehr unter einen Haufen Flüchtigen gefallen, die ihnen das Beste davon abgenommen hatten.

Er rettet den Chamargu und die Franzosen.

Verfall der französischen Colonie.

Von hundert und siebenzig Franzosen, welche sich auf der Insel, nach des **Kercadiu** Abreise, befanden, waren vierzig von dem **Lavarangue** niedergehauen, drey von **Dian Manangue** vergeben, oder umgebracht, achte getödtet, da sie solches rächen wollen, und zwölfe waren an einer Krankheit gestorben, so, daß also nur noch wenige übrig waren, welche alle Mühe und Vorsicht nöthig hatten, um sich zu erhalten. Wenn man die **Dian**

Nong,

Nong, Prinzeßinn von Ambulle, den **Dian Romusaie**, Fürsten von **Lanceaux** Gallions und einige Matataneser ausnimmt: so waren alle Eyländer, welche die Franzosen kannten, ihre geschwornen Feinde. Der Ruhm des **la Case**, welchen die Landeseingebohrnen **Dian Pusse**, nach dem Namen eines alten Eroberers ihrer Insel, nannten, galt so viel, als ein ganzes Heer. Allein, man hätte viele Helden von solcher Tapferkeit nöthig gehabt, weil die Angriffe von vielen Seiten her geschahen. **Dian Manangue** brachte die ganze Insel wider die Franzosen auf; und weil er verzweifelte, sich jemals wieder mit ihnen zu versöhnen, so hatte ihn solches bewogen, entweder umzukommen, oder sie zu verderben. Er hielt weiter nichts für sein Land und für seinen Sitz, als das Land, worauf sich seine Völker gelagert hatten. Er überfiel die Wachten. Er hatte so gar das Vieh bis an den Thoren von dem Fort weggetrieben.

Einleitung.

Bey einer so dringenden Noth ließ **Chamargu** seine Einfassungen wieder ausbessern, und Steine von den Felsen sprengen, um sich ein Haus zu bauen, worinnen er sich vertheidigen könnte. **La Case**, welchen er endlich zum Fähndriche in dem Fort, und zum Befehlshaber über die Soldaten machen mußte, stellte sich an die Spitze von dreyßig Franzosen und einem Haufen Negern, um den **Dian Manangue** aufzusuchen, und ihn aus allen seinen Schlupfwinkeln zu vertreiben. Er gieng ihm auf dem Fuße nach, bis Matatanes, wo er sich mit fünf hundert Unterthanen von dem **Dian Ramahaie** und dem **Dian Ramahirac** verstärkete, welche in dem Bündnisse mit den Franzosen geblieben waren. Allein, **Dian Manangue**, welcher besser, als er, alle Wege kannte, sah ihn nicht so bald von dem Forte entfernet, als er Mittel fand, sich demselben zu nähern. Er schloß die zerstreueten Franzosen darinnen ein; und ohne die Furcht vor dem Geschütze, welches ihn zwang, sich zurück zu begeben, würde er ihnen bloß den Weg zur See frey gelassen haben. Selbst beym Zurückziehen nahm er tausend Ochsen, welche **la Case** zur Verwahrung gelassen hatte, und sechs hundert andere Stücke Vieh, welche der Statthalter zum Nothfalle in dem Forte **Mananbare** unter der Aufsicht eines Leutenants und zwey hundert Negern behielt. So viel Unglück brachte die Besatzung in dem Forte zur Verzweifelung. Einige unterstunden sich, das Andenken des Mißionars zu verfluchen, welchem sie alle ihr Unglück vorwarfen. Herr **Manier**, welcher die Fahne mit so wenigem glücklichen Erfolge geführet hatte, sah sich genöthiget, die Vertheidigung seines Gefährten zu übernehmen, und öffentlich zu behaupten, es hätten die übrigen Franzosen ihre Erhaltung bloß dem Gebethe dieses Märtyrers zu danken. Er drohete, diejenigen in den Bann zu thun, welche gegen seinen Namen keine Ehrerbiethung bezeugen würden, und der Statthalter setzte zu der Drohung dieser Kirchenstrafen noch die Drohung einer scharfen Leibesstrafe hinzu. Dieses Verboth brachte eine gezwungene Mäßigung hervor, welche den Verdruß in ein tödtliches Gift verwandelten. Viele unter ihnen starben davon so wohl, als von Krankheit und Elende. **Maison Blanche**, Leutenant in dem Forte Dauphin, war unter dieser Anzahl. Alle die andern erwarteten eben dergleichen Schicksal, als eine unvermuthete Gunst des Himmels den la Case mit fünf tausend Stücken Vieh zurück brachte. Die Entzückungen der Freude waren eben so groß, als die Bestürzung gewesen war. Ein so nöthiger Beystand machte, daß man diesen tapfern Mann noch einmal als den Befreyer der Colonie ansah.

La Case verfolget den Dian Manangue.

Verzweiflung der Besatzung in dem Forte.

Sie hat ihre Erhaltung dem la Casa zu danken.

Indessen

Einleitung.

Indessen fassete **Chamargu**, welcher die Regungen seiner Eifersucht nicht unterdrücken konnte, gar bald den Entschluß, ihn zu einer andern Streiferey zu vermögen. Es geschah solches nicht so wohl, um den **Dian Manangue** aufzusuchen, dem seine Verschlagenheit und Kenntniß des Landes stets sichere Mittel genug gaben, sich zu entziehen, als vielmehr, um in dem französischen Bündnisse eine große Anzahl Fürsten zu erhalten, deren Land er zu verheeren drohete. Allein, der Tod des Marschalls von **Meilleraie**, und die Ankunft des ersten Schiffes von einer neuen Gesellschaft, veränderten auf einmal die Angelegenheiten und Gesinnungen *f*).

Character des Verfassers.

Die Geschichte von dieser Begebenheit machet den vornehmsten Inhalt von der Erzählung des **Souchu von Rennefort** aus. Er that die Reise nach Madagascar als Secretär von einem neuen Rathe, welcher wegen dieser Insel unter dem Titel eines **Rathes von Ostfrankreich** aufgerichtet worden, und wovon der Präsident der Herr von **Bause**, ein Bruder des Herrn von **Flacour** von der Mutter Seite, war, welcher bey der alten Gesellschaft Generaldirector gewesen. Sein Werk wurde zu Paris im Jahre 1687 in Quart bey **Seneuze** und **Hortemels** herausgegeben, nebst einem Berichte dieser beyden Buchhändler, welcher enthält, man habe sich in dem Titel geirret, und an statt, **Geschichte von Ostindien**, sollte man sagen: **Nachrichten zur Geschichte von Ostindien**; welches man aber doch nur von dem zweyten Theile verstehen muß, welcher unter verschiedenen Unternehmungen eine Reise nach Surate und nach dem Eylande Ceylan enthält.

Ueberhaupt war **Rennefort** ein vernünftiger Mann, der eine ziemlich gute Urtheilskraft besaß. Seine Mäßigung erhellet so gar aus seinen Klagen, obgleich die Ursache dazu nicht wichtiger seyn konnte, weil es seine Ehre und sein Vermögen mit betraf. Er schreibt richtiger und ordentlicher, als die meisten Reisenden zu thun pflegen. Man wird also in seinen eigenen Worten den Entwurf von einer Unternehmung vorstellen, welche einen glücklichern Erfolg gehabt haben würde, wenn seine Vorstellungen und seine Anerbiethungen ihm mehr Antheil an der Ausführung verschaffet hätten.

Der

f) Alles dieses ist aus Renneforts Vorberichte genommen, weil es zur Erläuterung seiner Reise nöthig gewesen.

Rennefort. 1665.

Der I Abschnitt.

Zurüstungen zu der Reise und Schiffahrt der französischen Flotte.

Aufrichtung einer neuen ostindischen Compagnie. Was der König dazu beyträgt. Vergleichung der Hoffnung der Franzosen mit ihrer Nachbarn ihrer. Hauptstamm der neuen Compagnie. Sie schicket einige Abgeordnete an die indianischen Höfe. Was für Schiffe sie ausrüstet Anzahl der Reisenden. Woher sie vermindert worden. Abreise von Brest. Dienst, den die Franzosen von den Negern erhalten. Sie besuchen den Alcade; sehen seine Weiber. Schiffbruch einer Schaluppe voll Franzosen. Zwey Beyspiele einer großmüthigen Freundschaft. Absterben und Begräbniß eines Großen im Lande Geschicklichkeit eines Negerpfaffen. Franzosen, die damals zu Rufisco gewesen. Beobachtungen des Verfassers über seinen Weg. Verschiedene Gefährlichkeiten, die der Flotte drohen. Andere Beobachtungen des Verfassers. Eröffnung der Büchse der Compagnie. Stürme und Ungewitter. Der Vorsteher trennet sich von der Flotte; unter was für einem Vorwande? Er kömmt nach Madagascar.

Als Frankreich nach dem pyrenäischen Frieden durch die Vermählung Ludwigs des XIVten und die Geburt eines Dauphins ruhig geworden: so erhielten die Häupter der Regierung, welche aus dem Beyspiele der benachbarten Staaten endlich erkannt hatten, wie viel die langen Reisen und der auswärtige Handel zu dem Reichthume und der Wohlfahrt eines Volkes beytrugen, von dem Könige durch eine Verordnung vom Monate May 1664 die Erlaubniß, eine französische Compagnie zu dem ostindischen Handel aufzurichten. Herr Colbert, welcher den Entwurf zu dieser Unternehmung gemacht hatte, überließ die weitere Ausführung einem Secretar des Staatsrathes, welcher zum ersten Syndico an der Spitze von neun berühmten Handelsleuten bestellet wurde. Diese zehn obersten Syndici thaten sich mit einigen andern Handelsleuten aus Paris zusammen, und ersuchten die Schöppen zu Rouen, Lyon, Bourdeaux, Nantes, Amiens, St. Malo, Rochelle, Marseille, Tours, Caen, Dieppe, le Havre, und Dünkirchen, welches die vornehmsten Handelsstädte in dem Königreiche sind, sie möchten gleichfalls ihre Syndicos erwählen, um mit den parisischen eine General-Directionskammer auszumachen, welche hernach die Städte aussuchen sollte, wo man besondere Directionskammern anzulegen für dienlich erachten würde, und welche zugleich die Anzahl der Directoren festsetzen sollte. Der König lieh der Compagnie drey Millionen Livres, ohne Zins, und verlangte auch innerhalb zehn Jahren keinen Antheil an dem Gewinnste zu haben. Er nahm so gar allen Verlust, der sich während der Zeit eräugen konnte, über sich; und damit die Directoren oder Vorsteher desto aufmerksamer auf ihre Verrichtungen wären, so sollte ein jeder parisischer Vorsteher wenigstens zwanzig tausend Livres, und einer aus einer andern Stadt zehn tausend in dem Hauptstamme der Compagnie haben.

Aufrichtung einer neuen ostindischen Compagnie.

Was der König dazu beyträgt.

Diese Gnade des Königes, und der blühende Zustand des Königreiches, waren ein weit festerer und besserer Grund, als diejenigen jemals gewesen waren, worauf die Handlungsgesellschaften von Holland und England gebauet hatten. Die vier ersten Schiffe, welche die Engländer nach Ostindien schickten, wurden nebst aller darauf befindlichen Mannschaft von den Holländern in Grund gebohret; einige holländische Matrosen plauderten die Sache aus, und die Engländer rächeten sich deswegen mit solcher Wuth, daß die holländische Gesellschaft sich genöthiget sah, ihren Zorn mit einer guten Summe Geldes zu besänftigen.

Vergleichung zwischen der Franzosen und ihrer Nachbarn Hoffnung.

Rennefort. 1665.

Ungeachtet dieser Zwistigkeit, und des anfänglichen schwachen Zustandes beyder Gesellschaften, sind sie bis auf einen hohen Gipfel der Macht gestiegen; insonderheit die holländische, welche eben so viele Schiffe und feste Plätze in Indien besitzt, als in Europa. Diese Beyspiele munterten auch die Franzosen in der That auf, die Absicht der Regierung mit allem Eifer zu unterstützen; und dieser Eifer war bey jedem Stande gleich groß. Man beschloß, einen Hauptstamm von funfzehn Millionen zusammen zu bringen, und gleichwie keine einzige Nation eine dergleichen wichtige Summe auf den Anfang ihrer Handlung verwendet hatte: so machte man sich auch Hoffnung, von einem weit größern Fortgange, als keine einzige gehabt hatte. Die Theilnehmenden, welche ihren Antheil in einer dreyfachen Frist erlegen sollten, bezahlten die erste davon an die Vorsteher im ostindischen Hause, wohin auch des Königes Darlehn unter Trompeten- und Paukenschalle gebracht wurde.

Hauptstamm der neuen Compagnie.

Abgeordnete an die indianischen Höfe.

Als die Compagnie ihre Rechnung nach einem so ansehnlichen Hauptstamme einrichten konnte: so beschloß sie, einige erfahrne und geschickte Männer an den persischen Hof und nach Indien abzusenden, um die Gewogenheit derjenigen Fürsten zu gewinnen, in deren Lande der Hauptsitz ihrer Handlung seyn sollte. Hierzu wählete sie den Herrn **von Lalain**, königlichen Kammerjunker; den Herrn **de la Boulaie le Goux**, einen Edelmann aus der Landschaft Anjou, welcher wegen seiner Reisebeschreibung bekannt ist; den Herrn **Mariage**, einen Kaufmann von Rouen, welcher sieben Jahre in Arabien zugebracht hatte, seit kurzem nach Hause gekommen war, und die morgenländischen Sprachen verstund; den Herrn **Bebert**, und den Herrn **du Pont**. **Lalain** und **Mariage** sollten nach Persien abgehen; jener als königlicher Gesandter, und dieser als Kaufmann der Compagnie. **La Boulaie** wurde gleichfalls mit dem Titel eines Abgesandten Sr. Majestät beehret, und sollte nebst den übrigen beyden, welche Kaufleute hießen, an den Hof des Mogols und der übrigen indianischen Könige abgehen. Zu Anfange des Weinmonates 1664 machten sie sich sämmtlich auf den Weg.

Was für Schiffe sie ausrüstet.

Indem die Vorsteher mit Abfassung der Verhaltungsbefehle für diejenigen, welche der Compagnie Bestes befördern sollten, beschäfftiget waren: so rüstete man zu **Havre**, **Rochelle** und **St. Malo** vier Schiffe aus. Das erstere war eine Fregatte, **Saint Paul** genannt, von zwey und dreyßig Stücken und achtzig Matrosen, unter der Anführung des Herrn **Veron d'Oleron**, eines Mannes von bekannter Erfahrung. Das zweyte, eine Flüte, **der Stier** genannt, von zwey und zwanzig Stücken und vier und sechzig Mann, führete **Kerkadiu**, ein bretonischer Edelmann, welcher vor einem halben Jahre aus Madagascar nach Hause gekommen war. **Unsere liebe Frau vom guten Hafen**, als das dritte, von zwanzig Stücken und sechzig Mann, hatte den Herrn **Truchot de la Chenaie** aus St. Malo zum Hauptmanne. Das vierte endlich, eine kleine Fregatte, führete den Namen, der **weiße Adler**, und stund unter dem Herrn **de la Clocheterie** aus Rochelle, einem Manne von außerordentlicher Entschließung und Tapferkeit, welcher vor einigen Jahren den Spaniern mit einem einzigen Schiffe zwey mit Gelde und Sklaven beladene große Schiffe weggenommen hatte, und mit sechzehn eroberten Fahrzeugen in dem Hafen zu Brest eingelaufen war.

Anzahl der Reisenden.

Die Matrosen auf den vier Compagnieschiffen waren die besten im ganzen Königreiche, weil sie bey damaliger Friedenszeit sonst nirgends Dienste fanden, und es waren diese zwey hundert und dreyßig Mann aus mehr als Tausenden ausgesuchet worden. Anfänglich belief sich die Anzahl der Reisenden auf vier hundert Personen; es befand sich darunter der

Herr

Herr **de Beausse**, Präsident vom ostfranzösischen Rathe; **Rennefort**, der Verfasser gegenwärtiger Beschreibung, und Secretär von eben demselbigen Rathe; und der Herr **de Montauban**, vorsitzender Rath vom Präsidialgerichte zu Angers, welcher die Stelle eines Richters in bürgerlichen Sachen auf **Madagascar** verwalten sollte. Als es aber zur Abreise kam: so war die Zahl aus Furcht vor der See ziemlich geschmolzen, indem die meisten bey ihrem allzu langen Verweilen zu Brest die Unbeständigkeit dieses Elementes wahrgenommen hatten. Es giengen also nur zwey hundert und vier und achtzig Reisende auf allen vier Fahrzeugen zu Schiffe.

Rennefort. 1665.

Woher sie vermindert worden.

Die Abreise der Flotte und ihre Fahrt war bis auf den 3ten März mit keinem merkwürdigen Umstande verknüpfet. Selbigen Tag gelangete sie glücklich auf die Höhe des grünen Vorgebirges. Die Engländer und Holländer hatten lange Zeit über eine nahe dabey liegende kleine Insel gestritten, und damals waren die letztern im Besitze derselbigen. Man grüßte ihre Schanze, und schickte einen Officier, Namens **Mallot**, nebst vier Soldaten an den Befehlshaber darinnen, der sie höflich empfing. **Mallot** sah, daß die Insel eine Meile im Umkreise hatte, von zwo Schanzen beschützet wurde, davon eine die Küste bestrich und auf dem Felsen lag, die andere aber die Vorrathshäuser vertheidigte, und auf der Ebene gebauet war: in beyden zählete er vierzig Stücke und zwey hundert Mann. Der Befehlshaber ließ den vier Schiffshauptleuten wiederum seinen Gruß vermelden, auch einige Erfrischungen überbringen, hatte aber weiter nicht das geringste mit ihnen zu thun, weil ihm vier wohlbewaffnete Schiffe, deren Absicht er nicht wußte, ziemlich verdächtig vorkamen.

Abreise von Brest.

Des andern Tages liefen die vier Schiffe in die erste Bay, die auf das Vorgebirge folget, und warfen eine halbe Seemeile vom Strande Anker. Sogleich segelten vier Schaluppen voll Officier, Soldaten und Matrosen nach einem Orte an der Küste, wo eine große Menge unbewaffneter Negern auf sie wartete, und ihnen zu verstehen gab, hier sey gut zu landen. Als die Schaluppen wegen niedriger See sechs Faden weit vom Ufer halten mußten: so sprangen die Negern haufenweise ins Wasser, und trugen sie ans Land, so gar auch die Matrosen, welche sich auskleideten, um ihren Officieren diese Bedienung zu erweisen. Sie bezeugeten eine große Freude über die Ankunft der Flotte, und sagten in portugiesischer Sprache, ihr **Alcade** liebete die Franzosen, und würde ihren Besuch gern annehmen.

Dienst, den die Franzosen von den Negern erhalten.

Der Capitainadmiral **Veron** und **Rennefort** ließen sich nebst zwölf Soldaten nach einem Dorfe führen, das etwan sechs hundert Schritte entfernet war, und aus ungefähr hundert runden Hütten, fünftehalb Schuhe hoch, bestund. Oben liefen sie spitzig zu, wie die Verdeckung unserer Eisgruben. Jede Hütte war mit einem doppelten Zaune von Palmästen umgeben, und hatte beym Eingange einen kleinen Hof. Der Hofraum des **Alcade** übertraf alle übrigen an Größe, und war von vier Hütten eingeschlossen, davon der **Alcade** eine bewohnete, seine Weiber zwo andere, und sein Pferd die vierte. Die Franzosen fanden ihn mitten in diesem Hofe auf einem niedrigen hölzernen Schemel sitzen. Er war schwarz, ungefähr vierzig Jahre alt, wohlgemacht, von einem stolzen und ernsthaften Wesen. Auf dem Haupte trug er einen Turban von weiß und blauem baumwollenen Zeuge. Um die Schultern hing eine Art von Teppich, oder unförmlichem Gewande, das man unter dem Namen **Pagne** kennet. Ein anderes Stück Zeug bedeckte ihn vom Gürtel bis an die Knie. Aerme und Beine waren bloß, und die Fußsohlen waren mit einem Stücke Leder verwahret. Seine Officier befanden sich auf der Erde, einige nach aller Länge ausgestreckt,

Sie besuchen den Alcade.

Rennefort. 1665. gestreckt, andere auf den Fersen sitzend; und der vornehmste unter den Räthen, der sich Hanns Amsterdam nennete, und acht und neunzig Jahre alt war, stützte seine Ellenbogen auf seines Herrn Knie.

Nach den ersten Höflichkeiten, welche der Alcade sehr ernsthaft annahm und erwiederte, ohne von seinem Schemel aufzustehen, überreichten ihm die Franzosen eine Flasche Brantewein. Er that sogleich einen starken Zug daraus; der geheime Rath ebenfalls, und es blieb für den dritten Mann kaum noch etwas übrig. Hierauf wurde man einig, wegen jeden Schiffes sechs Flaschen Brantewein, sechs Ellen Leinwand und eine Stange Eisen, als Ankergebühren zu entrichten; für das Holz und Wasser aber, das eine Schaluppe einnähme, eine Flasche Brantewein. Währenden Gespräches steckten seine Weiber die Köpfe aus Neugierigkeit alle Augenblicke zu ihren Hütten heraus, und ließen ihm endlich vermelden, sie möchten die Franzosen gern sehen. Dieses erlaubte er. Sie waren eben also gekleidet, wie die Männer, und man hätte ihr Geschlecht unmöglich wissen können, wofern ihnen die Natur, welche daselbst keinesweges verhüllet wurde, kein Unterscheidungsmerkmahl mitgetheilet hätte. Doch es ist ihre Lebensart in dem ersten Theile dieser Sammlung bereits ausführlich beschrieben worden. Vor Endigung des Gehöres stelleten sich funfzig seiner vornehmsten Kriegesbedienten bey dem Alcade ein, welche mit Säbeln, Bogen und Pfeilen, einige mit halben Piken, andere mit Assagayen bewaffnet waren. Diese unversehene Erscheinung erweckte einiges Mistrauen bey den Franzosen. Doch die klügsten riethen den übrigen, sie sollten sich nichts merken lassen.

Sehen seine Weiber.

Schiffbruch einer Schaluppe voll Franzosen.

Indem dieses vorgieng, mußten die vier Schiffe ein sehr trauriges Schauspiel ansehen. Der Leutenant auf dem Stiere, Namens Tourneur, hatte einige Netze auf dem Strande auswerfen lassen, und man hatte bereits so viele Fische gefangen, daß sich mehr, als hundert und funfzig Personen damit sättigen konnten. Aber ein Stückschuß, der auf seinem Schiffe geschah, unterbrach diesen Zeitvertreib. Er sah die Flagge auf dem Stiere gehisset, eine Schaluppe, die den Kiel gegen den Himmel kehrete, Fässer, die auf dem Wasser trieben, und Leute, die herum schwammen, und theils das Land, theils das Schiff zu erreichen trachteten. Er erfuhr sogleich, es wären dreyßig Mann in die Schaluppe gestiegen; da nun einige junge Leute einander ziemlich ungeschickt hin und her gestoßen, so habe selbige auf einer Seite das Uebergewicht bekommen, und sey umgestürzet. Man schickte die übrigen drey Schaluppen nebst drey Negerböten zu Hülfe: achtzehn Franzosen wurden gerettet, aber zwölfe *g*), nebst dem alten Neger, des Alcade geheimen Rathe, mußten ersaufen. Als dieser gehöret hatte, der Hauptmann Kerkadiu wäre zugegen: so wollte er ihn auf seinem Schiffe besuchen, weil er ihn auf einer andern Reise hatte kennen lernen, und kam stark betrunken zurück.

Zwey Beyspiele einer großmüthigen Freundschaft.

Es verdienet dieses Unglück mit der Schaluppe zweener merkwürdigen Umstände wegen einen Platz am gegenwärtigen Orte. Ein junger Franzose, Namens Planson, ein trefflicher Schwimmer, sah einen andern jungen Menschen, seinen guten Freund, neben sich, welcher nicht schwimmen konnte. Er suchte ihn mit eigener augenscheinlicher Lebensgefahr zu retten, indem er ihm den Rath gab, er möchte sich fest an seine Kleider halten: allein, es entgiengen ihm die Kräfte, und sie sanken alle beyde unter. „Seltenes Beyspiel der „Freundschaft! bemerket unser Verfasser dabey, und bedauernswürdiges Ende zweyer bra„ver

g) Darunter war Hr. Barsabette, Priester aus dem Lazarusstifte zu Paris.

h) Renneforts Reisebeschr. a. d. 19 S.

„der jungen Leute, von sittsamer Aufführung, die ein besseres Glück verdieneten.„ Ein anderer Franzose, Namens **Giron de la Martinette**, zeigte eben so viele Großmuth, aber zugleich auch mehr Verstand. Ein zehnjähriger Sohn des Herrn von **Montauban** wollte vor seinen Augen untersinken: damit erwischte er ihn beym Arme, schwamm mit der andern Hand fort, und setzte ihn auf den Kiel der umgestürzten Schaluppe, und befahl ihm, er müßte sich allemal umkehren lassen, wenn ein Wellenstoß käme, aber das Holz ja nicht fahren lassen, bis man ihn abholete. Er für seine Person schwamm hierauf weiter, bis er einen Kahn erreichte, und hinein stieg. Weil aber selbiger eigentlich nur drey Personen tragen konnte, jetzo hingegen fünfe darinnen saßen: so befurchte er, es möchte zu viel seyn, daher sprang er freywillig wieder ins Wasser, erreichte auch, der weiten Entfernung ungeachtet, glücklich das Ufer. Eine Schaluppe brachte den jungen **Montauban** gleichfalls dahin, dessen Leben ein langwieriges Zeugniß von der Großmuth seines Befreyers war *b*).

Rennefort. 1665.

Absterben und Begräbniß eines Großen im Lande.

Auf der andern Seite wurde der Tod des alten geheimen Rathes, **Hanns Amsterdam**, bald unter den Negern ruchtbar. Sogleich kamen seine Weiber ans Ufer gerennet, liefen um die Bucht herum, und bathen die Wellen, die ihnen bis an die Füße schlugen, sie möchten den Leib ihres Mannes herbey führen. Als die Nacht einbrach, ohne daß dieses gemeinschaftliche Ziel ihrer Liebe erscheinen wollte: so beschuldigten sie das Meer der Grausamkeit, und heuleten dazu, daß man es, wer weis wie weit, vernahm. Ihre Klagen waren desto billiger, weil man in diesem Lande die Missethäter zu ersäufen pfleget. Sie begaben sich in die Hütte des Verstorbenen, und rauften sich daselbst die Haare aus. An beyden Seiten der Thüre stunden zwey junge Leute, und machten eine sehr jämmerliche Musik auf gewissen Instrumenten, die mit einer Pauke viele Aehnlichkeit haben. Einer von des Rathes Söhnen rief etliche vorbeygehende Franzosen hinein, und that ihnen zu wissen, die Einwohner auf dem grünen Vorgebirge betrübten sich zwar, sie wüßten sich aber dabey auch in die Schlüsse des Himmels zu ergeben. Nach einem dreytägigen unaufhörlichen Klagen opferte man für **Amsterdamen**. Seine Anverwandten zündeten ein Feuer von Palmzweigen an, um welches hundert Personen von beyderley Geschlechte stunden, und die untergehende Sonne mit großem Geschreye ersuchten, sie möchte dem Geiste des Verstorbenen gnädig seyn. Dieses Geschrey währete lange Zeit; und unterdessen breitete ein Priester *i*) die Hände eine Viertheilstunde lang gegen die Sonne aus, schlachtete hernach einen Ochsen, verbrannte das Eingeweide, zerschnitt das Fleisch, und gab jedem Anverwandten ein Stück davon.

Geschicklichkeit eines Negerpfaffens.

Rennefort, der ein vernünftiger Mann war, und über die Meynungen des Pöbels erhaben seyn will, erzählet nichts destoweniger, besagter Pfaffe, welcher dem Rathe **Amsterdam** die letzte Schuldigkeit erzeigte, habe einst mit dem französischen Missionar gesprochen, und um bey selbigem sich in Hochachtung zu setzen, ein Messer mit einer anderthalb Schuh langen Klinge an seine Brust gesetzt, und ihn gebethen, mit aller Macht darauf zu drücken. Der Missionar erstaunete über dieses Anmuthen, und schlug es ab; worauf der Pfaffe etlichemal mit der Faust oben an das Messer schlug, damit die Spitze eindringen sollte. Der Verfasser glaubet, er habe sich mit dem Safte gewisser Kräuter besalbet, und die Kraft desselbigen das Eisen zurück gehalten. Er hält auch den Missionar für sehr

i) Aus dem zweyten Theile gegenwärtiger Sammlung ist zu ersehen, daß die Priester auf allen africanischen Küsten den Namen Marabuten, Marbunten und Marbuten führen.

Rennefort. 1665.

sehr klug, daß er es nicht wagen wollen, ein Geheimniß der Natur auf die Probe zu stellen, welches abergläubische Leute leicht für ein Wunderwerk hätten ansehen können *k*).

Franzosen, welche damals zu Ruffisco gewesen.

Was er von den Landesgewohnheiten beybringt, das ist in andern Reisebeschreibungen bereits da gewesen, gleichwie auch seine Nachricht von **Ruffisco**, einer Stadt oder einem großen Dorfe, drey Seemeilen von der Bay, wo die vier Schiffe vor Anker lagen. Allein man fand drey Franzosen daselbst, welche zum Nutzen der Westcompagnie Handlung trieben. Einige Officier besuchten den Oberkaufmann unter ihnen, und sahen ungefähr vier tausend in Haufen aufgeschlichtete Ochsenhäute, und zwey und dreyßig Elephantenzähne vor seiner Hütte liegen. Nach seinem Vorgeben hatte er von dem Könige **Daman** *l*), unter welchem die **Alcaden** von **Ruffisco** und dem grünen Vorgebirge stunden, Erlaubniß, alle Ochsenhäute, Zähne und andere im Lande befindliche Sachen, gegen Erlegung einer Abgabe von acht von Hundert aufzukaufen.

Beobachtungen des Verfassers, seinen Weg betreffend.

Den 11ten des Aprilmonats giengen die vier Schiffe wieder unter Segel, nachdem sie bey Ruffisco, welches auf vierzehn Grad zwanzig Minuten nordlich liegt, die Höhe genommen hatten. Die Abweichung des Magneten war vierzig Minuten ostlich. Den 16ten befand man sich acht Grade von der Linie; es bemerket aber der Verfasser diesen Punct nur deswegen, damit er anführen könne, es müsse die Witterung in diesen Gegenden sehr ungleich seyn, weil er diejenige große Hitze nicht verspühret habe, davon einige Reisende eine fürchterliche Abschilderung machen. „Zwar, saget er, ist es gerade unter der Sonne sehr „heiß: allein es ist auch richtig, daß sie unaufhörlich eine große Menge Dünste in die „Höhe zieht, die sie nicht alle zerstreuen kann, sondern es fallen einige als ein Thau und Re„gen herab, und erhalten die Luft in einer leidlichen Wärme *m*).

Die beschwerlichste Hinderniß, damit die Franzosen kämpfen mußten, war eine achttägige Windstille, die sie beynahe mitten in dem heißen Erdstriche überfiel. Endlich brachte sie ein günstiger Wind den 28sten glücklich über die Linie, wornach sie sich mit der sogenannten Taufe sehr belustigten. Auf der südlichen Breite von sieben Grad, überfiel sie abermals eine siebentägige Windstille. Hernach blies der Wind dermaßen heftig in ihre Segel, daß sie zu größter Verwunderung der Steuerleute alle Tage sechs bis sieben Seemeilen weiter rückten, als sie vermuthet hatten, dahingegen vom grünen Vorgebirge bis an die Linie, die genommenen wahren Höhen ihre Schätzung, die sie nach dem Augenmaße machten, um fünf bis sechs Seemeilen verringerten; welches der Verfasser den Strömen zuschreibt, die ihren Lauf von der Linie gegen Mittag und Mitternacht nehmen.

Verschiedene Gefährlichkeiten, die der Flotte drohen.

Seit der Abreise von **Ruffisco** waren die vier Schiffe beständig beysammen geblieben. Allein der **Stier** segelte nicht gut mit halbem Winde. Des Nachts verlohr man sein Licht aus dem Gesichte; und weil die übrigen bey Tage zu ihm stoßen mußten, so kam man so weit von der Straße ab, daß man sich vor den Klippen **Abrolhos** fürchten mußte, welche, wenn man sie bey dieser Jahreszeit antrifft, die Reise gegen Morgen vernichten, weil man Anker werfen muß. Man vermied diese Gefahr bloß dadurch, daß man achtzig Seemeilen weit zurück segelte, sodann den Lauf gegen Süden richtete, und also die **Abrolhos** auf der Höhe von neunzehn Graden vorbey kam.

Der **weiße Adler** wurde von einer andern Gefahr bedrohet. Ein Missionarius, Namens **Burrot**, welcher das Amt eines Geistlichen auf besagtem Schiffe versah, kam an

k) Eben das. a. d. 23 S.

l) **Daman** ist ein Titel, welcher ungefähr so viel bedeutet als König.

an Bord des Admirals, und zeigte an, es sey zwischen den Reisenden und dem Volke ein so heftiger Streit entstanden, daß sie im Begriffe wären, das Schiff und Geschütz zu theilen, und einander vom Hinter- und Vordertheile zu beschießen. Man ließ sogleich den Hauptmann rufen; selbiger berichtete, die Uneinigkeit käme von einem Religionsstreite her, den die katholischen Reisenden und der größte Theil des Volkes, das aus Protestanten bestehe, mit einander angefangen hätten. Der Präsident gab den Anfängern desselbigen einen guten Verweis, und zween der hitzigsten Zänker mußten auf dem Admiralsschiffe bleiben.

Rennefort. 1665.

Andere Beobachtungen des Verfassers.

Wir müssen mit dem Verfasser anmerken, daß in diesen entferneten Breiten das Schiffsvolk deswegen gern regnen sieht, weil das Wasser auf den Schiffen verdirbt. Ob es gleich nachgehends wieder gut wird: so behält es doch einen Holzgeschmack von den Tonnen an sich, und wofern man den Schiffsraum nicht sorgfältig zu Rathe hält, damit man die Zeit treffen kann, wenn es wieder trinkbar geworden, so verdirbt es von neuem, und bleibt gemeiniglich verdorben. Daher betrachtet man den Regen als eine Gabe des Himmels, und fängt ihn mit ausgebreiteten Tüchern auf. Unterdessen schmecket sein Wasser zuweilen salzig. Denn weil es von denen in die Luft aufsteigenden Seedünsten entsteht: so fällt es zuweilen schon wieder herab, ehe es noch recht gereiniget ist. So schwer als es fällt, das Wasser gut zu erhalten, eben so schwer fällt auch die Erhaltung der Lebensmittel. Der französische Wein hält sich nicht lange genug, sondern verliehrt seine Güte sehr bald. Der Spanische hingegen bleibt allezeit trefflich. Es könnten Personen von der allerzärtlichsten Beschaffenheit alle Seereisen ohne Beschwerlichkeit ausstehen, wofern sie nur einen guten Vorrath von spanischem Weine hätten, und alle Monate einmal an das Land kommen könnten, süßes Wasser, Küchengewächse und frisches Fleisch einzunehmen *n)*.

Die Verhaltungsbefehle der Compagnie werden eröffnet.

Den 31sten des Brachmonats, auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung, versammelte der Admiral alle Officier und Kaufleute von der Flotte auf seinem Schiffe, und eröffnete in ihrer Gegenwart vier mit dem Siegel der Compagnie verschlossene blecherne Kästchen, indem er Befehl hatte, die Eröffnung auf dieser Höhe vorzunehmen. Man fand die Bestallungen derjenigen Personen darinnen, welche diese oder jene Aemter auf Madagascar bekleiden sollten. Nur der Kaufmann auf **Unser lieben Frau vom guten Hafen**, Namens **Chervy**, welcher das auf besagtem Schiffe befindliche Kästchen in seiner Verwahrung hatte, weigerte sich, selbiges zu öffnen, und blieb an seinem Borde. Dieser Eigensinn verdroß den Präsidenten. Er konnte nicht ohne Widerwillen ansehen, daß Kaufleute, welche ihm als Räthe zugeordnet waren, schon itzo eine eigene Partey errichten wollten. Er beschloß, die übrigen Schiffe zu verlassen; und weil er sich auf dem Admirale, als dem besten befand, so hoffte er, eher als die übrigen nach Madagascar zu kommen, wenn er die Insel **Mascarenha** vorbey schiffete, woselbst man dem Befehle zu Folge, anlanden sollte *o)*.

Stürme und Ungewitter.

Indem er mit diesen Gedanken schwanger gieng, so hatte die Flotte alle Geschicklichkeit ihrer Seeleute nöthig, der Gewalt der Winde und Wellen bey dem **Nadelvorgebirge** zu widerstehen. Das Meer tobete daselbst so heftig, daß es sie weit zurück trieb, und die reißenden Ströme dreheten die Schiffe herum, wie einen Kräusel. Die vier französischen Schiffe verlohren einige Segel. Auf dem Admirale wurde das Focke- und Vor-Mars-segel

m) Die Nachrichten des Pyrards und vieler andern, machen einen ganz andern Begriff.

n) Eben das. a. d. 34 S.

o) Eben das. a. d. 36 S.

Rennefort. 1665.

segel weggerissen. Kisten, Verschläge, Flinten, alles rollete durcheinander herum. Alles, was zwischen den Verdecken und auf dem Ueberlaufe fest gemacht war, wurde los, und fuhr von einer Seite zur andern. Fünf bis sechs Personen wurden dadurch beschädiget. Diese Unordnung war nur ein Vorspiel von dem folgenden Sturme. In der Nacht zwischen dem 6ten und 7ten des Brachmonats gieng der Steuerstock auf dem Admirale in Stücken. Die Fenster in der Kajüte sprangen auf, und das Wasser schoß Mannes dick herein. Den folgenden Tag wurde das Meer noch ungestümer, ob gleich der Wind mäßig war. Die vier Schiffe waren zwischen den Wellen gleichsam begraben, und verlohren einander in geringer Entfernung aus dem Gesichte. Eine Welle schlug an den Gallion des Admirals, und hub das Steuer in die Höhe, welches die Bank in der Kammer einstieß, ja sie überspritzete das Schiff bis oben auf den Campan, welcher Zufall dem Hauptmanne und den Steuerleuten nicht wenig Wunder nahm, und sie auf die Gedanken brachte, das Steuer müsse auf dem Grunde angestoßen haben. Es ist nichts ungewöhnliches, daß Wellen in das Schiff schlagen, wenn man laviret, oder bey dem Winde segelt, und das Meer sich an den Seiten des Schiffes bricht, aber ein Windstoß von hinten, schien etwas sehr seltsames zu seyn *p)*.

Der Präsident trennet sich von der Flotte.

Unter welchem Vorwande?

Diese Drohungen eines Elementes, dem man niemals trauen darf, vermehreten die Begierde des Präsidenten, die übrigen Schiffe zu verlassen. Der Hauptmann willigte in sein Begehren, weil er nicht weniger gern am Lande gewesen wäre. Unterdessen mußte man einen Vorwand haben, damit ihnen diese Trennung keine Verantwortung zuziehen könnte. Der Präsident ließ sich also einen Beglaubigungsschein von seinem Leibarzte ausstellen, daß die Landluft seiner Gesundheit unumgänglich nöthig falle. Unter diesem Deckmantel hielten sie sich für genugsam sicher, und den 11ten des Brachmonats, nahm der **Saint-Paul** seine Straße allein für sich. Indem der Verfasser selbst am Borde des besagten Schiffes war: so erzählet er von nun an seine eigenen Begebenheiten, ohne der übrigen Schiffe weiter zu gedenken.

Kömmt nach Madagascar.

Veron, der **Capitainadmiral** auf dem **Saint-Paul**, hielt seinen Lauf zwischen West und Süden, bis auf die Höhe von neun und dreyßig Grad südlicher Breite, damit er die gefährlichen Ströme zwischen Madagascar und den Küsten von Mozambick vermeiden möchte. Hernach gieng er zwischen Ost und Nord herab, und suchte die südliche Spitze der Insel. Den 9ten des Heumonats erblickete man Land auf vier und zwanzig und einen halben Grad, und lief bis auf fünf und zwanzig Grade an den Küsten hin. Weil der Hauptmann die Lage des Forts nicht eigentlich wußte: so feuerte er des Morgens um zehn Uhr ein Stück ab; und als er hierauf einen Rauch erblickte, so hielt er ihn für den Rauch von der gegebenen Gegenlosung. In diesem Vertrauen wurde der Anker vor einer kleinen Erdzunge auf dreyßig Faden Grund ausgeworfen. Auf dieser ganzen Reise, welche man zu Folge der Tagebücher auf mehr als vier tausend Seemeilen schätzte, war sonst niemand als ein einiger Matrose auf dem Schiffe gestorben *q)*.

Der

p) Eben das. a. d. 37 und 38 S.

q) Eben das. a. d. 38, 39 S.

Rennefort. 1665.

Der II Abschnitt.

Einrichtung der Ostcompagnie auf Madagascar.

Die Franzosen im Fort Dauphin, und auf dem Schiffe trauen einander nicht. Rennefort wird an den Befehlshaber in dem Fort abgeschicket. Was selbiger für Vorsicht gebrauchet, ehe er an Bord kömmt. Will seine Armseligkeit verheelen. Leichenbegängniß des Marschalls von Meilleraie. Vergleich im Namen der Compagnie. Rennefort nimmt die Insel in ihrem Namen in Besitz. Der Präsident nimmt seine Wohnung in dem Fort. Chamargu tritt in der Compagnie Dienste. Die Franzosen werden uneinig. Wirkung ihrer Ankunft bey den Oberhäuptern im Lande. Besuch der Fürstinn Dian-Nong. Ihre Gestalt. Der Dian Manangue fürchtet sich. Chamargu betriegt sich in seiner Rechnung. Was einem Missionar begegnet. Zwey von den übrigen drey Schiffen kommen an. Erste Folge ihrer Ankunft. Nachricht von der Insel Bourbon, sonst Mascarenha genannt. Man findet zween Franzosen darauf; besetzet sie mit Einwohnern. Rennefort bleibt ohne Bedienung. Streifereyen des Chamargu. Ein Neger bittet ihn, die Gräber zu verschonen. Das vierte Schiff kömmt gleichfalls an. Der Präsident Beauße stirbt. Seine letzte Reden. Seine Beschaffenheit. Entdeckung einer Topasgrube. Erbauung des Forts Saint-Louis an der Bay Antongil. Tod zweener vornehmen Officier auf der Flotte. Lob des Kerkadiu. Schöne Muscheln. Neue Kriegesthaten des la Case. Er gewinnet eine Schlacht. Ein Negerprinz hat eine Christinn zur Gemahlinn. La Case machet Beute. Chamargu eignet sich dieselbige zu. Der Rath erzeiget la Case besondere Ehre. Seine Großmuth.

Erinnert man sich noch, daß **Chamargu** das Fort **Dauphin** in des Marschalls von Meilleraie Namen im Besitze hatte: so wird man sich nicht wundern, wenn er mit den Befehlshabern auf dem Schiffe anfänglich etwas mistrauisch umgieng, und wenn man von beyden Seiten auf seiner Huth war. **Veron** setzte die Schaluppe aus, und ließ für einen Officier, welcher etwas mit ihm abzuhandeln hatte, Geißel verlangen. Indem der Trompeter an das Land fuhr: so kamen im Gegentheile drey Negern auf einem Kahne an das Schiff, von welchen man das traurige Ende des Herrn Stephans, Superiors der Mission, vernahm. Man wollte sie wegen des Zustandes der Franzosen auf der Insel ausforschen: da sie aber selbst Kundschafter des **Chamargu** waren, so konnte man nichts von ihnen erfahren. Des Abends schickte selbiger vier Franzosen r), als Geißel an Bord. *Die Franzosen in Fort Dauphin, und auf dem Schiffe trauen einander nicht.*

Der Präsident ließ, um den Anfang von seinem Amte zu machen, alle Officier auf dem Schiffe zusammen kommen, und ernennete **Rennefort**, mit dem Statthalter Unterhandlung zu pflegen. Doch geschah diese Ernennung nicht, ohne viel Wesens von der Ehre zu machen, die ihm dadurch wiederführe, daß er im Namen des Königes Besitz von der Insel nehmen dürfte. Denn der König hatte befohlen, eine Pyramide aufzurichten, worauf das Wapen des Königes, der Compagnie und des zum Besitznehmen ernannten Officiers, nebst dessen Namen stehen sollte. *Rennefort wird an den Befehlshaber des Forts abgeschicket.*

Rennefort begab sich mit einem Leutenante und vier Factoren an das Land, und eröffnete dem Chamargu des Königes Willen, nebst des Marschalls von Meilleraie Tode. Mit diesem Vortrage verknüpfte er das Anerbiethen der Stelle eines Kriegescommendanten und zweyten Rathes im Regierungscollegio, das Seine Majestät für ganz Ostindien auf Madagascar errichten wollte. Zuletzt überreichte er ihm ein Schreiben von dem Herrn Herzoge von Mazarin. Chamargu las es, und sagte, er wäre bereit, das Fort zu übergeben, weil der Herzog von Mazarin seine Ansprüche auf Madagascar abgetreten habe; nur

r) Eben daselbst.

Rennefort. 1665.

nur möchte er gern dem Angedenken des Herrn Marschalls von Meilleraie zuvor die letzte Ehre erweisen, weil selbiger die Franzosen so lange und so großmüthig im Besitze der Insel erhalten habe. Was die Anerbiethungen der Compagnie betreffe, so wollte er nach Endigung seiner dermaligen Dienste sich besinnen, ob er sie annehmen, oder lieber nach Frankreich gehen wollte s).

Was selbiger für Vorsicht gebrauchet an Bord zu kommen.

Weil er in dem bereitserwähneten armseligen Zustande weder Wein noch Brodt hatte: so konnte er seinen Gästen nichts anders, als Wildpret, Reiß und Meth vorsetzen. Man ersuchte ihn an Bord zu kommen, woselbst er die Abrede mit dem Präsidenten am bequemsten nehmen könnte, als welcher hierzu mit Vollmacht vom Könige und von der Compagnie versehen wäre. Er willigte darein, mit dem Bedinge, daß der Leutenant und die vier Factore unterdessen als Geißel innerhalb der Schanze bleiben sollten. Sein Mistrauen wurde nicht übel ausgeleget; folglich fuhr er mit Renneforten nach dem Schiffe. Der Hauptmann empfing ihn bey dem Eintreten ins Schiff, und führete ihn nach der Kajüte, woselbst der Präsident von des Königes Befehle und dem Entwurfe der neuen Einrichtung weitläuftig mit ihm redete. Er zeigete ihm das Siegel Seiner Majestät, mußte ihm aber die lateinische Umschrift desselbigen erklären t). Zum Beschlusse wiederhohlete er die Anerbiethungen, welche **Chamargus** eigene Person betrafen. Doch dieser bath sich aus, seine Antwort so lange zu verschieben, bis er seine von dem Marschalle Meilleraie erhaltene Bedienung geendiget hätte. Als er weggieng, so verehrten ihm die Schiffsofficier vier und zwanzig Flaschen spanischen Wein, man feuerte auch einige Stücke ab. Hingegen schickte er ein Kalb, Reiß und Gartengewächse zum Gegengeschenke.

Will seine Armseligkeit verheelen.

Hierauf gab er dem Befehlshaber in der Schanze **Mananbare** sechs Seemeilen von dem Fort **Dauphin** Befehl, nur zwey Mann Besatzung in selbiger zu lassen, und mit den übrigen vieren zu ihm zu kommen. Sie gehorcheten seinem Befehle zum letztenmale, und besuchten hernach das Schiff. Man merkete aus ihrer großen Freudensbezeugung sehr deutlich, wie nöthig ihnen die Ankunft desselbigen fiele, ob es gleich **Chamargu** nicht Wort haben, sondern den Verlust seiner Anstalten bedauert wissen, und jedermann bereden wollte, er habe das Ansehen der Regierung ungemein auf der Insel befestiget.

Leichenbegängniß des Marschalls von Meilleraie.

Zu dem Leichenbegängnisse des Marschalls **von Meilleraie**, wurde der 13te des Heumonats bestimmt. Alle auf Madagascar anwesende Franzosen, wohneten der Seelmesse bey, und der Herr **Flachier**, Doctor der Theologie, hielt eine Lobrede auf den Verstorbenen. Zuletzt feuerte man alle Stücke auf dem Fort ab, worauf das Schiff mit sieben Schüssen antwortete. Der Doctor **Flachier** war vor langer Zeit unter dem Schutze der Herzoginn von Aiguillon auf einem Schiffe nach Cochinchina abgegangen: es scheiterte aber selbiges am Vorgebirge der guten Hoffnung; von diesem Orte nahm ihn der Hauptmann **Kerkadiu** im Verbeyfahren 1663 mit, und brachte ihn nach Madagascar.

Vergleich im Namen der Compagnie.

Nachdem **Chamargu** seine Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter an den Tag geleget hatte: so begab sich Rennefort in das Fort Dauphin, um den bereits verabredeten Vergleich aufzusetzen. Dieser lautete, es sollte der Statthalter des folgenden Tages, nämlich den 14ten des Heumonats die Insel Madagascar nebst dem Fort, an denjenigen übergeben, welcher den Befehl Seiner Majestät vorzeigen würde: von allem, was dem Herzoge von Mazarin zuständig wäre, sollte ein Verzeichniß aufgesetzet werden, und die Compagnie dafür

s) A. d. 40, 41 S.

t) Sie hieß: Sigillum Ludovici decimi quarti Galliarum

Rennefort 1665.

dafür gut stehen; der Statthalter sollte Befehlshaber der Kriegesleute auf der Insel bleiben; die bisher auf Madagascar befindlichen Franzosen könnten in der Compagnie Dienste treten. Wegen ihrer eigenthümlichen Güter müßten sie Steuer geben, auch Zug und Wache thun, oder nach Frankreich überbracht werden. Diese Puncte wurden in einer Versammlung der alten Einwohner gut geheißen, nur der Statthalter gab seine Erklärung noch nicht von sich.

Rennefort nimmt in ihrem Namen Besitz von der Insel.

Den 14ten giengen alle wehrhafte Reisende und Matrosen vom Schiffe an das Land, und stelleten sich in Schlachtordnung. Rennefort begab sich unter Losfeuerung des Geschützes gleichfalls dahin, und führete die Mannschaft bis an das Hauptthor des Forts, wo sie Halte machen mußte. Er selbst näherte sich mit drey Musquetirern dem Statthalter, welcher ihn zwischen seiner Mannschaft, die auf beyden Seiten stund, empfing. Diesem überreichte er eine Abschrift des am gestrigen Tage unterschriebenen Vergleiches, und that ihm anbey zu wissen, er hätte im Namen des Königes für die ostindische Compagnie Besitz von der Insel genommen. Gleich darauf machte man das Verzeichniß von des Herzogs von Mazarin Sachen, und fand vierzehn Stücke, fünf hundert Stückkugeln, tausend Pfund Ketten zum verschießen, hundert leere Granaten, funfzig geschnittene Kugeln, etwas Bley, und eine Tonne Pulver. Als hierauf der Schiffsleutenant **Budee** mit seinem Volke anrückte: so zog **Chamargu** aus der Schanze, unter Lösung des Geschützes von selbiger und dem Schiffe; seine auf der Hauptwache zurückgelassenen Leute kamen nach, sobald sie abgelöset waren.

Der Präsident nimmt seine Wohnung in dem Fort.

Gleich nach dieser Besitznehmung, ließ sich der Präsident von **Beausse**, der im Ernste krank war, in seinem Bette ans Land bringen, und vom Ufer durch acht Negern in des Statthalters Wohnung in dem Fort tragen. Seine Schwachheit und sein hohes Alter schienen einen so baldigen Tod zu verkündigen, daß **Chamargu** sich Hoffnung machte, die verlohrene Bedienung bald wieder zu bekleiden. Daher zauderte er immer, das Anerbiethen der Gesellschaft anzunehmen. Im Gegentheile ließ er sich nebst den alten Franzosen, welche Lust hatten, bey ihm zu bleiben, in einem von dem Fort nicht weit entferneten Dorfe nieder.

Chamargu nimmt Dienste bey der Compagnie.

Unterdessen, da der Präsident beständig besser wurde, und man die Ankunft der übrigen drey Schiffe alle Tage erwartete, befand er für das thunlichste, die angebothenen Dienste anzunehmen, weil sie ihm anständig zu seyn schienen, und weil ein längeres Verzögern ihn um selbige bringen könnte. Als er nun seinen Bestallungsbrief, als Kriegescommendant auf der Insel Madagascar, und als zweyter Rath des indischen Regierungscollegii empfangen hatte: so schlug er seine Wohnung in dem Fort auf, und schenkte funfzig Ochsen zum Unterhalte der Besatzung.

Die Franzosen werden uneinig.

Doch diese Einrichtung konnte nach den Absichten der Compagnie keinen Nutzen haben, als in so fern sie mit einem allgemeinen Entwurfe übereinkam, der sich aber vor Ankunft der übrigen Schiffe unmöglich zu Stande bringen ließ. Dergleichen unvollkommene Anstalten, als man in ihrer Abwesenheit machte, verursachten ein weit ärgeres Uebel, als dasjenige war, dem man abzuhelfen gedachte. Der Präsident wollte die völlige Gewalt ausüben, die ihm nicht eher, als nach vollkommener Besetzung des Regierungsrathes zukam: Chamargu hingegen, wollte dieselbige nicht anders als unter gehörigen Umständen

Galliarum Regis ad usum supremi Consilii Galliae orientalis.

Rennefort. 1665.

erkennen, und beschwerete sich darüber, daß man ihn unterdessen, und bis die übrigen Räthe ankämen, gar nicht zu Einrichtung der Geschäffte zöge. In diesem Zorne drohete er, das Fort zu verlassen, und mit denen, welche ihm folgen wollten, seine Wohnung anderswo auf der Insel zu nehmen. Damit nun jeder seinen Willen haben möchte, so schlug **Rennefort** die Aufrichtung eines Interims-Regierungsrathes vor. **La Case** und **Veron** unterstützeten seinen Vorschlag. Doch den Präsidenten stieß dieser Einfall gewaltig vor den Kopf, weil es seinem Ehrgeize allzusehr schmeichelte, daß er itzo alles allein befehlen könnte: ja aus Beysorge, besagter Vorschlag möchte zur Reife kommen, vertrug er sich lieber mit Chamargu, und theilete die Regierung mit ihm. Einer behielt die Handlung und alle Vorrathshäuser, der andere den Krieg und die Soldaten unter sich. Doch, um ihrem Beginnen den Schein einer rechtmäßigen Gewalt zu geben, errichteten sie eine Art eines Collegii, und besetzeten es mit ihren Anhängern. Rennefort hatte das Herz, im Namen der Compagnie und des rechten Regierungsrathes gegen diese Einrichtung zu protestiren. Es half aber sonst nichts, als daß er ohne Bedienung blieb, und sich mächtige Feinde machte, wiewohl ihn **la Case** und der Capitain-Admiral gegen ihre Gewaltthätigkeiten beschützeten *u*).

Wirkung ihrer Ankunft bey den Oberhäuptern im Lande.

Während dieser innerlichen Uneinigkeit, gaben die Oberhäupter der Landeseinwohner, die nach des **Dian Manangue** Empörung das französische Joch abgeschüttelt hatten, fleißig Achtung, was in dem Fort vorgieng. Viele krochen zum Gehorsame, als sie vernahmen, es würden noch drey andere Schiffe nachkommen. **Dian Ramonsaie** und die **Matataner** erlegten ihren Tribut; und **Dian-Bel**, Fürst der **Ampatrer**, schickte acht und funfzig Ochsen zum Geschenke, die **Chamargu** ohne Bedenken für sich behielt.

Besuch der Prinzeßinn Dian-Nong.

Dian-Nong, Prinzeßinn von **Ambulle**, welche durch den Beystand des la Case regierende Fürstinn von diesem Lande geworden war, kam mit einer zahlreichen Begleitung in das Fort, nicht nur ihre Treue zu versichern, sondern auch den Glanz ihrer Schönheit daselbst leuchten zu lassen. Sie wurde in einem **Tacon** getragen, welches eine Art einer Sänfte ist, die zween Männer auf die Schultern nehmen. Zwölfe von ihrem Frauenzimmer trug man auf gleiche Weise, funfzig andere Weibespersonen und vier hundert Männer liefen zu Fuße mit. Fünf hundert Schritte weit von dem Fort, stieg sie ab, ließ ihre Völker sich lagern, und hielt sodann ihren Einzug nur mit ihrem Frauenzimmer, und zwölf mit Assagayen und Schilden gewaffneten Trabanten, die **la Case** anführete.

Man empfing sie in der Schanze. Als sie Gehör bey dem Präsidenten hatte: so stellete **la Case** den Dollmetscher vor, versicherte ihre Erkenntlichkeit gegen das viele von den Franzosen genossene Gute, und bath um Fortsetzung der Freundschaft. Ihre zwölf Hoffräuleins überreichten zwölf kleine Binsenkörbchen, voll Pomeranzen-Jasmin- und Granatenblüthen, nebst sechs goldenen Armbändern und einem Edelgesteine eben auf jedem Körbchen. Die funfzig andern Aufwärterinnen übergaben gleichfalls, jedwede ihren Korb mit den besten Landesfrüchten und trefflichen Wurzeln angefüllet, die eben so gut schmecken, als Lionercastanien. Bey dem Weggehen ließ **Dian Nong** zwanzig Ochsen vor der Thüre stehen. Dieses Geschenk wurde mit sehr guter Art angebracht, aber mit so schlechter Freygebigkeit ersetzet, daß die Prinzeßinn, welche den Werth der Glascorallen, die man ihr gab, sehr wohl kannte, mit schlechter Zufriedenheit wegzog. Sie sagte frey heraus, Leute,

u) A. d. 73 und folg. S.

te, welche die Freundschaft derer Fürsten, die ihnen gleichwohl unentbehrlich fiel, so schlecht zu schätzen wußten, dürften wenig Glück in ihren Unternehmungen hoffen *x*). Rennefort. 1665.

Dian-Nong war von mehr als mittelmäßiger Größe. Ihre Haut war zart, und der Busen angenehm, ob sie gleich drey Kinder von dem Herrn **la Case** gehabt hatte: sie hatte unvergleichliche Zähne; das Weiße im Auge blendete recht; die Augen waren braun und lebhaft. Ihre Kleidung bestund in einem Leibchen ohne Aermel, nebst einem **Pagne** von Seide, Baumwolle und Gras, das bis an die Knie reichte. Sie trug, gleich dem Frauenzimmer auf dem grünen Vorgebirge, Schnüre von Corallen und Goldkörnern, auch gewissen kleinen sehr seltenen Muscheln, aber keine **Grisgris**, oder Angehänge von Zauberschriften, darauf man in Madagascar sonst eben so viel hält, als an der africanischen Küste. Diesen Aberglauben hatte sie mit der muhammedanischen Religion zugleich abgelegt. Ihr Hauptschmuck bestund aus dünnen Zöpfen von ihren eigenen Haaren, die zu beyden Seiten bis an die Hälfte des Leibchens herab hingen, und hinten in die Runde gebogen waren. Alle ihre Hoffräuleins waren auf gleiche Weise ausgeschmückt; nur die Seltenheit oder der Werth der Muscheln und Schnüre gab den Unterschied ihres Standes zu erkennen. Ihre Ohren waren durchbohret. Das Loch hatte die Größe eines kleinen Eyes, und wurde von einem runden mit Goldplatten beschlagenen Holze ausgefüllt *y*). Ihre Gestalt.

Dian Manangue, welcher aus dem getreuesten Bundesgenossen der Franzosen ihr Todfeind geworden war, vernahm die Ankunft des ersten Schiffes von ihrer Flotte mit großem Schrecken. Seine Furcht wurde dadurch noch mehr vergrößert, als eine Kuh in seinem Lager eine Misgeburt warf, die halb einen Menschen und halb ein Kalb vorstellete: indem dergleichen Zufall, nach der Einwohner Meynung, erstaunliches Unglück bedeuten soll; wiewohl der Verfasser versichert, die Sache trage sich zum öftern zu. Die Oberhäupter im Lande von seiner Partey fürchteten sich nicht weniger, und hielten die unverzügliche Erneurung des Bündnisses mit den Franzosen für höchst nothwendig. Allein, unerachtet die beyden französischen Befehlshaber einig geworden waren, wie sie die Regierung unter sich theilen wollten: so waren sie doch uneiniger, als jemals, was die Weise betraf, ihre Gewalt auszuüben. Furcht des Dian Manangue.

Als **Chamargu** die Gesundheit des Präsidenten abnehmen sah: so wachete die ehemalige Hoffnung bey ihm auf. Er bemühete sich, die neuangekommenen Franzosen durch Versprechungen und Geschenke zu gewinnen; und damit die alten keine Gelegenheit haben möchten, sich auf die andere Seite zu wenden, so schlug er ihnen vor, sie sollten unter Anführung des **la Case**, den er ebenfalls gern entfernet wissen wollte, einige Streife wagen, wobey sie viel gewinnen könnten. Dieser Kriegesheld brach auf seinen Befehl ohne Schwierigkeit auf, ob er gleich nicht in der geringsten Verknüpfung mit der Compagnie stund. Zween Tage nach seiner Abreise erfuhr man, **Dian Manangue** näherte sich dem Forte mit sechs bis sieben tausend Mann. Dieser Anfall verursachete desto größeres Schrecken, weil beynahe niemand mehr in der Schanze war, der gewußt hätte, wie man mit den Negern fechten müßte, und **Chamargu** ließ es sich wohl tausendmal reuen, daß er um seines Ehrgeizes willen seine Sicherheit in Gefahr gesetzt hatte. Unterdessen fiel ihm ein, wofern er das äußerste wagen wollte, so könnte er sich die Furcht des Präsidenten zu Erreichung seiner Absichten zu Nutze machen. Demnach befahl er, wer Willens sey, unter seiner Fahne zu fechten, der sollte sich innerhalb zwo Stunden darzu gefaßt halten. Hierauf fanden sich Chamargu betrügt sich in seiner Rechnung.

x) Eben das. a. d. 76 und 77 S. *y*) Eben das. a. d. 78 und 79 S.

Rennefort. 1665. sich alle Franzosen ein, ohne den Präsidenten deswegen zu befragen, ingleichen vier hundert Negern, welche **Dian Ramusaic** unter Anführung seines Sohnes zu Hülfe schickte. Mit dieser Macht zog er unerschrocken dem Feinde entgegen. Doch **Dian Manangue** wußte sich, wie allezeit, durch Abwege in Sicherheit zu setzen. Ja, man erfuhr nachgehends, er habe diesen schnellen Zug nur deswegen unternommen, damit er sehen möchte, ob die neuen Ankömmlinge Herz im Leibe hätten.

Was einem Mißionär begegnet.

Alle wohlgesinnete Franzosen in dem Forte warteten mit großer Ungeduld auf die Ankunft der drey Schiffe, als auf den Hauptgrund guter Ordnung und Aufnahme der Pflanzstadt. Den 14ten August erblickte man ein kleines Fahrzeug, und hielt es für eine Schaluppe. Es segelte um die Spitze **Hapere** an der Nordseite herum, und man schloß hieraus, die Schiffe müßten irgendwo auf der Insel gelandet haben, und Kundschaft einziehen wollen. Der Capitainadmiral hatte das Fahrzeug auf seinem Schiffe ebenfalls erblicket, und schickte ihm seinen Fähndrich und Schiffsschreiber nebst einem Steuermanne und etlichen Matrosen in einer Schaluppe entgegen. **Chamargu** gab dem Präsidenten in aller Eile Nachricht davon, und dieser befahl, aus Furcht, man möchte den Ankömmlingen schlechte Begriffe von seiner Regierung beybringen, man sollte ein Stück nach des Hauptmanns Schaluppe richten, und sie zu Grunde schießen. Man gab wirklich Feuer, obgleich ohne Wirkung: denn das Stück war zu sehr überladen, damit es desto weiter tragen sollte. Bey dem zweyten Schusse rollete es so ungestüm zurück, daß das aus dem Zündloche fahrende Feuer das Dach vom Vorrathshause erreichte, und weil es aus dürren Blättern bestund, sogleich in Brand steckte. Nun waren die Pulverfässer darinnen; daher wurde das Schrecken dermaßen groß, daß der Präsident sich aus dem Forte wegtragen, und **Chamargu** seine kostbarsten Sachen in Sicherheit bringen ließ. Unterdessen wurde das Feuer noch gelöschet, ehe es das Pulver erreichen konnte. Das kleine Fahrzeug, welches man für eine Schaluppe angesehen hatte, rückte mittlerweile näher, und man sah, daß es eine Piroge war, worinnen zwölf Negern saßen, die sogleich ausstiegen, und selbige an den Strand zogen. Sie berichteten, der Herr **Manier**, Missionar bey den **Mataranen**, habe sich auf erhaltene Nachricht von Ankunft des Schiffes nach dem Forte begeben wollen; das Fahrzeug sey aber gleich am ersten Tage umgeschlagen, und er wäre ertrunken, wofern ihn nicht ein Neger durch Schwimmen noch errettet hätte: dieser Zufall habe ihn bewogen, seine Reise zu Lande fortzusetzen. Des andern Tages kam er in Begleitung von sechs Negern zur Stelle, und bey der Nachricht, die er von dem Fortgange seiner Mission gab, bekannte er, er habe bisher nicht mehr, als drey Personen getaufet, weil er von der Landessprache nicht so viel verstehe, daß er mit den Einwohnern reden könnte z),

Zwey von den übrigen drey Schiffen kommen an.

Endlich erhielt man nach Verlaufe weniger Tage Nachricht in der Schanze, es lägen zwey von den dreyen Schiffen, nämlich **der Stier** und **unsre liebe Frau vom guten Hafen**, in der Gallionenbucht vor Anker. Indem nun der Präsident nebst **Chamargu** wohl zum voraus sah, ihre gemeinschaftlichen Anstalten würden den ankommenden Officieren nicht sonderlich gefallen: so schickten sie einige ihrer Anhänger an sie ab, und ließen vermelden, wie begierig sie wären, die Regierung mit ihnen zu theilen, und ihnen alle erwünschte Vortheile einzuräumen. **Rennefort** reisete gleichfalls nach den Schiffen ab, aber mit so schlechten Wegweisern, und auf einer so elenden Straße, daß er zwo Meilen weit

Erste Folge ihrer Ankunft.

z) Eben das. a. d. 82 S.

weit bis ans Knie durch das Wasser waten, und endlich gar zurück bleiben mußte, weil er an den Fall eines Flusses gerieth, darüber er sich nicht wagen durfte. Doch ein Franzose aus **Ferte-Juarre**, der ihn begleitete, überwand alle Hindernisse, kam zu dem Herrn von **Montauban**, und bath ihn im Namen **Renneforts** und anderer Officier, er möchte bey seiner Ankunft in dem Fort ihnen ein besonderes Gehör verstatten, worinnen sie allerley zum Vortheile der Compagnie dienliche Nachrichten eröffnen wollten. Doch die Abgeordneten des Präsidenten, denen weit mehr daran gelegen war, die Häupter der Flotte auf ihre Seite zu ziehen, hatten denselbigen bereits weit angenehmere Gedanken in den Kopf gesetzt, folglich brachten sie bey ihrer Ankunft den Entschluß mit, ihren eigenen Vortheil aus der gegenwärtigen Beschaffenheit zu ziehen *a*). **Montauban, Chervy, des Essarts, Nallot** und **Hudry** kamen zu Lande, nebst sechs Factoren und funfzig Mann. Die zu Schiffe Gebliebenen legten im Hafen vor Anker.

Rennefort. 1665.

Nachricht von der Insel Bourbon, sonst Mascarenha genant.

Die Erzählung von ihrer Reise hatte nichts merkwürdiges in sich, ausgenommen die Nachricht, welche sie von der Insel **Mascarenha** zu geben wußten. Als ihnen der **Saint Paul** aus dem Gesichte gekommen war: so suchten sie dieselbige, und fanden sie den 2ten des Heumonats. Sie liegt zwischen ein und zwanzig und zwey und zwanzig Grad Süderbreite, hat eine runde Gestalt, und sechzig Seemeilen im Umkreise. Die Kranken, welche daselbst ans Land traten, wurden wegen der reinen Luft und herrlichen Erfrischungen in kurzer Zeit gesund. Wild gab es da im Ueberflusse, die Turtel- und Holztauben, imgleichen die Papageyen, furchten sich vor keinem Jäger, sie kamen vielmehr zu ihnen, und ließen sich aussuchen. Stiere, Kühe und Ziegen gab es in Menge. Die Schweine, daran es nicht fehlete, fraßen Landschildkröten, davon alles wimmelte. Die Seeschildkröten giengen auf dem Sande spazieren, da man sie leicht haschen konnte. Einige unverständige Jäger verscheuchten die Vögel durch unnöthiges Schießen; die Thiere hingegen und die Fische blieben in unzähliger Menge bey der Hand. Aus den meisten Bäumen tropfete ein kostbares Harz. Sie waren ungemein hoch, und zu Bauholze für Häuser bequem: allein, zum Schiffbaue war das Holz zu schwer, und splitterte, seiner gewaltigen Härte ungeachtet, sehr gern, wenn es trocken wurde. Die Erde schien sehr fruchtbar zu seyn; das Wasser war vortrefflich, und nirgendwo ein schädliches Thier zu sehen. Am Strande fand man Ambra, Corallen, und die schönsten Muscheln von der Welt. Die Hälfte der Insel hatte vor Zeiten einen Brand ausgestanden, und das Feuer große Spuren seiner Gewalt hinterlassen. Bey so schönen Vortheilen fehlete ein sicherer Ort zum Ankern. Auch sind die Orkane nichts seltenes, und so schrecklich, daß sie die Bäume ausreißen, und die Schiffe zerscheitern oder versenken *b*).

Man findet zween Franzosen darauf.

Sechs Reisende, welche die Insel erkundschaften wollten, fanden zween Franzosen, die sich an einer Quelle eine Hütte gebauet, und rings herum Tabak, Wurzeln und Küchenkräuter gepflanzet hatten. Den Saamen darzu hatten sie mit sich gebracht. In einem umzäunten Bezirke zogen sie Schweine und Cabris, nicht nur zu ihrem Unterhalte, sondern auch zum Verkaufe an Fremde, die nicht Zeit hatten, welche zu fangen. Einer von diesen Einsiedlern hieß **Ludwig Payen**, gebürtig aus Vitry le Francois, ein ansehnlicher Mann, von angenehmem Umgange, ob er gleich nach einem siebenjährigen Aufenthalte auf Madagascar drey Jahre in der Insel zugebracht hatte. Der andere war ihm gehorsam, und trat hernach in der Compagnie Dienste. Als der erste nach Frankreich zurück gehen wollte,

a) Eben das. a. d. 85 S.

b) Eben das. a. d. 85 und folg. S.

Rennefort. 1665. wollte, nahmen ihn die Engländer gefangen, und er verlohr alles, was er zu seinem Glücke dienliches bey sich hatte. Nach erlangter Freyheit wurde er in seinem Vaterlande ein Einsiedler, wo er, nach des Verfassers Muthmaßung, bey Herausgabe seiner Reisebeschreibung noch lebete *c*).

Nebst diesen beyden gab es noch zehn andere Einwohner auf der Insel, sieben Männer und drey Weiber, welche mit jenen aus Madagascar dahin gekommen waren. Weil sie aber mit den beyden Franzosen in Uneinigkeit gerathen waren: so hatten sie sich in unwegsame Berge geflüchtet, wo man sie durch sechs Soldaten vergeblich suchen ließ. Beyde Schiffe ließen einen Kaufmann, Namens **Baudry**, einen der vornehmsten Factore, Namens **Renaud**, und zwanzig Handwerksleute unter seinem Befehle auf **Mascarenha** zurück. Das vierte Schiff, **der weiße Adler**, hatte seinen Lauf von dieser Insel **Bourbon** nach der Landschaft **Galemburi** auf Madagascar gerichtet, um zu sehen, wie es mit dem Forte **Gaillard** stehe, wo sich die Franzosen vor langer Zeit niedergelassen hatten.

Besetzet sie mit Einwohnern.

Damit der Präsident das Angedenken seiner vorigen Aufführung auslöschen möchte: so gab er vor, er wolle dem Entwurfe der allgemeinen Vorsteher folgen, und den Neuangekommenen alles halten, was er durch seine Abgeordnete versprochen hätte. Der Regierungsrath wurde demnach aufgerichtet. Aber alle Räthe waren eben so gegen Rennefort gesinnet, als ihr Oberhaupt; und wenn sie ihm seine Stelle, als Secretär, ja nicht nehmen konnten: so gaben sie ihm doch wenigstens nichts zu thun. Diesen Haß schreibt er ihren bösen Absichten zu, weil sie seine Treue und seinen Eifer für das Beste der Compagnie scheueten. Sie hoffeten, ihm so viel Verdruß zu erwecken, daß er sein Amt freywillig niederlegen sollte. Den 9ten des Herbstmonats ließ man ihn den Befehl zur Abfahrt des **Saint Pauls** besiegeln. Man brachte ihm selbigen um ein Uhr in der Nacht, und das war die einzige Amtsverrichtung, die er ausübete. **Audry** sollte, vermöge der Verhaltungsbefehle der Compagnie, mit diesem Schiffe abgehen, und Orte aussuchen, wo man Waaren niederlegen, und dahin man Briefwechsel errichten könnte. Er sollte sich nach **Socotra** begeben, und so viel möglich, zuverläßige Nachricht von der asiatischen Küste bis an den persischen Meerbusen einziehen.

Rennefort bleibt ohne Bedienung.

Diejenigen, welche in dem Forte blieben, sorgten für ihren eigenen Vortheil, und eigneten den Gewinnst, ja so gar den Hauptstamm der Compagnie, sich selbst zu *d*). Man verzehrte den Vorrath. Man sorgte weder für die Handwerksleute, noch für die Soldaten. Die Noth wurde so groß, daß man in die nächsten Dörfer auf das Plündern ausgehen mußte; die mitgebrachte Beute bestund in Wurzeln, Bohnen, Honig und Reiße. Um dem Mangel in dem Forte einigermaßen abzuhelfen, bath man den Kriegescommendanten, sechzig Franzosen in die Landschaften **Anoßi** und **Ambulle** zu führen, unter dem Vorwande, einiges daselbst gelassenes Schießgewehr abzuholen. Innerhalb den sechzehn Tagen, die er auf diesem Zuge hinbrachte, fand er alle Orte, wodurch er mußte, von Einwohnern leer. Kaum erwischte er einige Sklaven, die ihm berichteten, die Einwohner dieser Landschaften hätten sich mit ihrem Viehe in die Abgründe am Gebirge geflüchtet.

Streifereyen des Chamargu.

Einige Oberhäupter, die er seiner friedlichen Neigung versicherte, kamen auf dem Wege zu ihm, und schwuren ihm ihre Freundschaft auf das neue. Einer von ihnen zeigte mit der Hand auf einen umzäunten Bezirk, der etwan zwey hundert Schritte weit von ihnen

c) Eben das. a. d. 87 S.
d) Eben das. a. d. 90 S.
e) Eben das. und folg. S.
f) A. d. 92 und 93 S.

ihnen entfernet lag, und sagte zum Commendanten: „Hier sähe er die **Emonuquen** oder „Gräber seines Vaters und seiner beyden Brüder, welche auf eben diesem Platze in einem „Gefechte, und zwar, indem sie für die Franzosen stritten, geblieben wären; er bäthe ihn, „ihre Geister nicht im Spaziergange zu stören, den sie unsichtbarer Weise bey Tage und bey „Nacht daselbst vornähmen, und er wollte diese Gefälligkeit als das erste Zeichen seiner „aufrichtigen Freundschaft ansehen.„ Nichts destoweniger schlug **Chamargu** sein Lager an dem Orte auf, wo man diese Bitte an ihn abgelassen hatte; und weil der negrische Herr befurchte, es möchten wohl gar die Zaunpfähle von den Gräbern zum Feuermachen gebraucht werden, so ließ er durch seine Sklaven anders woher Holz anschaffen *e*).

Rennefort. 1665.

Ein Neger bittet ihn, die Gräber zu verschonen.

Den 2ten des Wintermonats erblickte man von der Spitze **Tholanare** ein Schiff, welches mit Wind und Fluth gegen Mittag herab rückte. Es war **der weiße Adler**, und warf des folgenden Tages Anker im Hafen. Es war zu **Galembul** gewesen. Sechzehn Reisende stiegen nebst zweyen Coloniehäuptern ans Land, fanden aber in dem Forte **Gaillard** nicht mehr Einwohner, als zween Franzosen, welche sagten, ihr Befehlshaber, Namens **Belleville**, wäre nebst noch einem Manne schon vor einem halben Jahre nach der kleinen Insel **Sainte Marie** gefahren, welche etwas oberhalb dieser Landschaft liegt. Nachdem dieses Schiff achtzehn Personen und viele Waaren in der Schanze gelassen hatte: so segelte es nach besagter Insel, in der einzigen Absicht, den **Belleville** nebst seinem Manne abzuholen *f*), nahm sie auch an einer kleinen Bucht, gegen Madagascar über, ein, ohne daß der Verfasser sagte, was für eine Absicht beyde Männer dahin geführet hatte. Sodann versah es sich mit einigen Erfrischungen für das Fort **Dauphin**, und erweckte mit dieser geringen Hülfe nicht wenig Freude. **Chamargu** kam ebenfalls zurück, ohne das geringste ausgerichtet zu haben, und dankete Gott, daß er bey seiner Ankunft einige frische Lebensmittel antraf. Zwey junge Leute, die bey seinem Zuge mitgewesen waren, machte man zu Fähndrichen; einer hieß **d'Epinay**, aus einem guten Hause in Bretagne, und der andere, **Nicole de Blainville**, war des Präsidenten von Chartres Sohn *g*).

Das vierte Schiff kömmt an.

Die viele Arbeit und die Sorgen des Ehrgeizes hatten den Präsidenten von **Beauße** dergestalt abgemattet, daß ihm keine Hoffnung, noch lange zu leben, übrig blieb. Er ließ **Renneforten** durch einen Missionar zu sich bitten, und sagte zu ihm: „Keinen Groll „mehr! ich muß sterben. Womit kann ich dienen?„ Rennefort antwortete, er wünschte, ihn bey guter Gesundheit zu sehen. „Ich bin allezeit ihr guter Freund gewesen, erwieder„te jener: habe ich etwas gethan, das mit dieser Neigung nicht überein kam, so bitte ich „deswegen um Verzeihung: haben sie mir einigen Verdruß erwecket, den meine Freund„schaft nicht verdiente, so vergebe ich ihnen von Grund der Seele.„ Er sagte hernach, der Herr von **Montauban** würde ihm in seiner Stelle folgen, und man müßte sich der Regierungsform unterwerfen, welche die Stärksten ohne Zweifel wieder einführen würden. Rennefort erklärete sich, er wünschete, wichtiger Ursachen wegen wieder nach Frankreich zu gehen, und er könnte Alters halber wohl ein andermal wieder nach Madagascar kommen. Er beschwerete sich, daß er das Patent, als königlicher Secretär, nicht bekommen hätte, auch jetzo ihm in der Präsidentenstelle nicht folgen sollte, da man ihm doch zu Paris Hoffnung dazu gemacht hätte. Der Präsident antwortete: „Ich sterbe zu bald, „und Sie sind noch zu jung, mein Nachfolger zu werden. Nebst dem wollte ich rathen, „auf

Der Präsident Beauße stirbt.

Seine letzten Worte.

g) A. d. 94. und 95 S.

Rennefort. 1665. „auf das Versprechen derer, die uns zu Schiffe hieher geschickt haben, keine große Rechnung zu machen. Ich habe diesen Leuten die von meinem Bruder *h*), und von mir „selbst aufgezeichneten Nachrichten mitgetheilet. Ich bin Vorsteher einer Compagnie gewesen, die vor einigen Jahren Schiffe nach Madagascar abschickte. Man versprach mir, „ich sollte hier thun können, was ich wollte. Unterdessen hat man Factore ernennet, die „eben so viel zu sagen haben wollen, als ich.„ Nach dieser Erklärung offenbarete der Präsident Renneforten Gedanken, die seiner Einsicht gemäß waren: und als er ihn weinen sah, so weinte er auch. Hierauf mußte er ihn umarmen, und sie nahmen auf ewig Abschied von einander. Er starb den 14ten des Christmonats 1665.

Seine Eigenschaften. **Peter von Beausse**, Präsident, Siegelbewahrer des Regierungscollegii von Ostfrankreich, besaß nebst vortrefflichen natürlichen Eigenschaften eine große Erfahrung und Gelehrsamkeit. Rennefort gesteht, er sey im Grunde ein sehr braver Mann, dabey auch gelehrt und angenehm gewesen. Weil, saget er weiter, das Glück ihm so günstig nicht war, daß er seinen Kindern nach Wunsche forthelfen konnte: so suchte er die Mittel darzu in der Chymie; und nachdem er dieser leeren Einbildung überdrüßig geworden, so suchte er sein Glück außerhalb seinem Vaterlande. **Montauban** folgete ihm in beyden Aemtern.

Entdeckung einer Topasgrube. Mit Ausgange des Christmonates brachten einige Negern aus dem Forte **Dauphin** einige Edelgesteine dahin. Es waren gelbe darunter, die man für vollkommen schöne Topasen erkannte, auch braune, zwar von eben der Gattung, aber von ihrer Vollkommenheit noch weit entfernet. Die Grube wurde in einem Teiche entdecket, den ein Fluß, welcher sich an der Spitze **Itapere** ins Meer stürzet, zwo Meilen davon machet. Die meisten Franzosen liefen über Hals und Kopf nach dieser Reichthumsquelle. Doch die große Menge Crokodille, welche den Teich gleichsam zu bewachen schienen, schreckte die meisten ab. Diejenigen, über welche die Furcht keine Gewalt hatte, wurden durch den Gestank des Wassers abgetrieben. Man mußte lange Zeit im Schlamme herum waten, und den Morast aufrühren, wenn man die Steine finden wollte *i*).

1666. Im folgenden Hornung geschah es, daß der **Saint Paul**, dessen Abfahrt von dem Forte **Dauphin** oben berichtet worden, in der Bay **Antongil** Anker warf, woselbst der **Stier** zu ihm kam, und daß **Hudry**, Kaufmann auf besagtem Schiffe, des Herumsegelns und seiner Zwistigkeiten mit dem Schiffshauptmanne **Veron** zugleich überdrüßig wurde *k*), die Anschläge, die er ausführen sollte, liegen ließ, und dagegen an dieser Bay ein Fort zu bauen anfing, das er **Saint Louis** nennete. Er ließ sich mit funfzehn Mann daselbst nieder; und da ihm jemand sagte, es lägen vier Stücke von einem ehemals gescheiterten Schiffe vier bis fünf Faden tief auf dem Grunde, so ließ er einige Matrosen untertauchen, die sie auch glücklich heraus holeten, daß er sie zu seiner Vertheidigung gebrauchen konnte.

Erbauung der Schanze St. Louis, an der Bay Antongil.

Tod zweener vornehmen Officier auf der Flotte. Um eben diese Zeit verlohr die französische Flotte zweene ihrer vornehmsten Officier: nämlich **Turneur**, Lieutenant auf dem **Stiere**, einen Mann von unermüdeter Wachsamkeit und Thätigkeit; und bald hernach **Kerkadiu**, Hauptmann eben desselbigen Schiffes. Den Tod des **Kerkadiu** beweinte jedermann in dem Forte **Dauphin**. Er hatte vier Reisen nach Ostindien gethan, aber wenig Vortheil davon gehabt. „Wenn unterdessen, „mit des Verfassers Worten zu reden, Frankreich diejenigen mit Lorbeerreisern krönet, welche

Lob des Kerkadiu.

h) M. de Flacour.
i) A. d. 96 und 97 S.
k) A. d. 100 und folg. S.
l) Eben das. a. d. 105 S.
m) Wir haben diesen Zug deswegen nicht weggelassen

„che seinen Ruhm bis in diese entfernten Weltgegenden bringen: so darf es gegen diesen „berühmten Seeofficier nicht sparsam damit seyn.„ Seine letztere Fahrt nach der Bay **Antongil** hatte wenig Nutzen gehabt, was die Lebensmittel betrifft; hingegen war sie ungemein glücklich an Kostbarkeiten gewesen. Es kam niemand ohne ein Stück Ambra zurück. Der Strand lag voll Muscheln, welchen die Sonnenhitze etwas von ihrem Glanze benommen hatte; hingegen verwahrete man die von den Felsen abgenommenen, als die schönsten von der Welt *l*).

Rennefort. 1666.

Schöne Muscheln.

Als nach des Präsidenten Tode Rennefort sich fertig machte, nach Frankreich abzugehen: so hatte er das Vergnügen, den tapfern **la Case** nach einem neuen Siege in dem Forte **Dauphin** ankommen zu sehen. Er nennet ihn niemals ohne Beyfügung eines Lobspruches, und saget, die Thaten dieses Mannes wären als die hauptsächlichste Zierde seiner Reisebeschreibung anzusehen. Wir haben schon erwähnet, daß er mit dreyßig Franzosen und einigen negerischen Hülfsvölkern einen Zug unternommen hatte. Vier Tage brachte er mit Auf- und Abklettern des Berges **Vattemalesme** zu, der vier Meilen von dem Forte liegt. Hierauf kam er in die Landschaft **Ambulle**, woselbst er funfzehn hundert Negern von dem platten Lande der Insel, imgleichen zwölf hundert **Ambuller** fand, denen er versprochen hatte, sie mitzunehmen. Indem nun des andern Tages noch zwey tausend **Ambuller** zu ihm stießen, so hatte er ein Heer von sechs tausend und sechs hundert Mann unter sich, ohne die dreyßig Franzosen. Nachdem er ihnen durch Vorstellungen von einem Gefechte, und durch andere Kriegesübungen einen Muth gemacht hatte: so theilete er sie in zween Theile, um die nöthigen Lebensmittel desto leichter anzutreffen; einer bestund aus funfzehn hundert Negern und zehn Franzosen, unter Anführung des **Dian Ramahaie**; den andern führete er selbst. Der Versammlungsplatz war die Ebene **Mananbamba**, und das erste Vorhaben ein Zug gegen den **Dian Ravaras**, den fürchterlichsten Feind der Franzosen. *m*).

Neue Kriegesthaten des la Case.

La Case mußte über etliche Flüsse setzen, welches ihn ziemlich aufhielt. Bey seiner Ankunft auf der Ebene sah er mit Verwunderung eine große Menge Dörfer im Feuer stehen, die **Ramahaie** angesteckt hatte, um die Einwohner wegen ihres Weglaufens zu strafen. **La Case** billigte diesen Eifer, und brannte selbst die Stadt **Manampi** weg. Es liegt solche auf neunzehn Grad, dreyßig Minuten. Er rückte eine Meile weiter, bis in die Ebene gleiches Namens, und erfuhr durch seine Kundschafter, **Ravaras** hätte sich mit achtzehn tausend Mann auf dem nächsten Gebirge sehen lassen. Acht Franzosen, welche das Land erkundigen wollten, wären dem zahlreichen Feinde in die Hände gefallen, wofern nicht **la Case** ihrentwegen mit seinem Volke in aller Geschwindigkeit angerückt wäre. Sein Name, den selbiges zum Feldgeschreye ausrief, und die Hurtigkeit seiner Bewegungen breitete Furcht und Schrecken vor ihm her. **Ravaras** konnte seine Leute nach dem dritten Feuergeben nicht mehr halten; sie ergriffen die Flucht mit solcher Eilfertigkeit und Unordnung, daß **Ramahaie**, der sie verfolgen sollte, kaum tausend einholen konnte, davon die Hälfte auf dem Platze blieb, die übrigen aber zu Sklaven gemacht wurden.

Gewinnet eine Schlacht.

Nach diesem Siege verweilete **la Case** einige Tage auf der Fläche **Manampi**, und schickte zehn Franzosen nebst tausend Negern über den Fluß **Manghuru**, in die Landschaft der

lassen wollen, weil er dem Leser nicht nur von des la Case Thaten, sondern zugleich auch von der inwendigen Landesbeschaffenheit der Insel Nachricht giebt, folglich zur Beschreibung von Madagascar etwas beyträgt.

Rennefort. 1666.

der **Lavaleffen**, welches Wort so viel bedeutet, als mit großen Assagayen Gewaffnete. Diese Leute sind nicht so schwarz, als die übrigen Einwohner der Insel. Sie hatten Befehl, die Tochter des Herrn **Pronis**, ersten Befehlshabers der Franzosen auf der Insel, die er mit einer Negerinn gezeuget hatte, abzufordern. Sie war eine Christinn, und nach ihres Vaters Tode im Lande geblieben. Nachgehends hatte sie der Fürst der **Lavaleffen** geheirathet, und wollte sie nicht herausgeben, sondern floh in unersteigliche Gebirge. Wegen dieser Weigerung wurde sein Land geplündert. Die Franzosen führeten funfzehn hundert Stücken Vieh und acht hundert Sklaven weg, und nach der Ebene **Manampi**, woselbst **la Case** mit funfzehn tausend Stücken Vieh und drey tausend Sklaven bereits auf sie wartete. Unterdessen befurchte der Negerprinz, der Krieg möchte in die Länge für ihn zu schwer fallen; er wollte also ins Lager kommen, und das Verlangte leisten. Zu diesem Ende begab er sich mit vieren seiner vornehmsten Räthe in eine Piroge. Indem er über den Fluß **Manghuru** setzte, schossen einige französische Jäger auf die Piroge, und beschädigten einen Rath. Damit kehrete der Prinz wieder um; und dieser Zufall machte die Befreyung der Tochter des **Pronis** zu nichte *n*).

Ein Negerprinz hat eine Christinn zur Gemahlinn.

Beute des la Case.

Hierauf lagerte sich **la Case** in der Ebene **Mananbamba**, woselbst er sein Volk und seine Beute durch die Musterung gehen ließ. Er hatte noch fünf tausend fünf hundert und achtzig Negern, und auf dem ganzen Zuge nur zwanzig verlohren. Von den dreyßig Franzosen war einer bey den **Matatanern** krank zurück geblieben. An Sklaven zählete man fünf tausend, und zwanzig tausend Ochsen. Weil man unmöglich genugsame Fütterung finden, noch auch so viele Menschen und Thiere geschwind genug über die Flüsse setzen konnte: so machte **la Case** drey Haufen daraus. Er selbst zog mit zehn Franzosen, seiner Leibwache von drey hundert Mann, und zwölf hundert Ambullern, mit dem Drittel der Beute am Strande zurück. Die beyden andern Haufen führeten **Ramahaie** und **Ramahirac**. Der Versammlungsplatz war die Ebene **Itaphure**, woselbst sie beynahe alle zugleich eintrafen. Es schwärmten viele feindliche Heere unter Weges um sie herum, aber keines wagete einen Angriff, ohne daß man eine andere Ursache von dieser den Einwohnern von Madagascar ungewöhnlichen Zaghaftigkeit angeben konnte, als die Meynung von der Unüberwindlichkeit des französischen Helden. Er theilete die Beute mit den Negern, und ließ ihnen beynahe alle Sklaven.

Chamargu eignet sich dieselbige zu.

Seine geliebte **Dian Nong** empfing ihn zu **Mananbarre**, woselbst er auch den Chamargu antraf, welcher unter dem Vorwande, die alten Franzosen stünden nicht in der Compagnie Dienste, ihnen alles wegnahm, was sie den Feinden ihrer Nation abgejaget hatten. Zwar wählte er zwey Drittheile davon für den Herrn Herzog von **Mazarin**, aber der Noth in dem Forte wurde deswegen dennoch nicht abgeholfen, es mag nun von der Unvorsichtigkeit, oder von unlautern Absichten des Regierungscollegii hergerühret haben, welches, nach des Verfassers Anmerkung, nicht hätte zugeben sollen, daß die Forderungen noch gültig blieben, denen der Herzog von Mazarin entsaget hatte, noch diejenigen, welche **Chamargu** als Statthalter machte, da er es nicht mehr war. Dieser herrschsüchtige Officier hielt sein Vieh an einem zwo Meilen von der Schanze gelegenen Orte, Namens **Fanshere**, den er Willens war, zu einem Marquisate erheben zu lassen *o*).

Da

n) A. d. 106 und folg. S. *o*) A. d. 110 S.

Da la Case in so großem Rufe und Ansehen bey den Negern stund: so merkete die Regierung, wie vortheilhaft es der Compagnie sey, einen Mann an sich zu ziehen, der ihr wichtige Dienste leisten könnte. Man überschickte ihm also eine Leutenantsbestallung, und zween Tage hernach einen Degen, mit angehängtem Glückwunsche wegen seines glücklichen Zuges. Dieser Held, welcher neun Jahre lang für alle seine tapfern Thaten nichts als Verdruß und üble Begegnung genossen hatte, freuete sich ungemein über die vom obersten Regierungscollegio seiner Nation empfangene Ehre. Er erboth sich, die ganze Insel zu erobern *p*). Allein seine heimlichen Feinde machten alle seine rühmlichen Anschläge aus bloßer Misgunst zu nichte. Als er Renneforts vorhabende Abreise nach Frankreich erfuhr: so bath er ihn, die Vorsteher, ja den Hof selbst zu versichern, er getrauete sich, seinen Vorschlag mit einer mäßigen Unterstützung auszuführen *q*). Zur einigen Vergeltung bäthe er sich aus, daß er von dem bewilligten keine Rechenschaft geben dürfte. Aus dem folgenden Anhange wird erhellen, was man auf sein Versprechen trauen durfte.

Rennefort. 1666.

Der Rath erzeiget dem la Case besondere Ehre.

Rennefort sah ihn mit Erbarmniß beynahe ganz nackend laufen; er schickte ihm also Wäsche und einen Rock. **La Case** hielt aber mehr auf Ehre, als auf Ueberfluß und Bequemlichkeit des Lebens; daher nahm er das Geschenk nicht an, bis er seinem Wohlthäter einige Juwelen aufgedrungen hatte, worinnen sein ganzer Reichthum bestund *r*).

Seine Großmuth.

Der III Abschnitt.

Renneforts Rückreise.

Ankunft einer französischen Hurke. Madagascar bekömmt den Namen Dauphinsinsel. Rennefort geht nach Frankreich zurück. Wie ihn die Engländer auf St. Helena empfangen. Englische Schanze. Wohnung. Stärke und Lage der Schanze. Zustand der Insel. Des Befehlshabers Sammlung von Seltenheiten. Friedensbruch zwischen England und Frankreich. Anmerkungen des Verfassers. Allerley Zufälle. Vorbothen eines Unglücks vom Schiffe. Aberglauben der Matrosen. Das Schiff wird feindlich angegriffen. Gefechte. Schädlicher Irrthum der Franzosen. Zustand ihres Schiffes. Sie bitten um Gnade. Höflichkeit des englischen Hauptmannes. Woher das Unglück der Franzosen rührete. Schicksal der Gefangenen. La Chenaie stirbt. Beschreib. des Schlosses Carlsbroock, auf der Insel Wright. Artige Geschichte von Carls des II Regierung. Roberts von Antwerpen Schicksal. Rennefort kommt nach Frankreich.

Den 12ten Hornung lief eine Hurke oder Hucker in dem Hafen ein, der **Ludwig** genannt. Sie war im Heumonate des vorigen Jahres ausgesegelt, und hatte funfzig Mann zu Bevölkerung des Landes auf, ohne ander Geschütz, als zwey kleine Stückchen. Man erfuhr die vorgegangene Veränderung, was die allgemeine Besorgung der Compagnie Geschäffte betraf, und daß der König befohlen habe, Madagascar künftig die **Dauphinsinsel** zu nennen. **La Chesnaie**, Hauptmann des Schiffes, **unsere liebe Frau vom guten Hafen**, wurde hierauf nur desto begieriger, nach Frankreich zu gehen. Er hatte der Compagnie versprochen, seine Reise, so viel möglich zu verkürzen. Weil das Regierungscollegium und **Chamargu** wenig Hoffnung hatten, daß man ihre bisherige Aufführung sehr rühmen würde: so suchten sie seine Abreise zu verzögern, unter dem Vorwande, ihm statt seines abgenutzten Schiffes **den Stier** zu geben, der beynahe ganz neu war, und seine Befehlshaber verlohren hatte: es war aber vergeblich. Er gieng mit Renneforten in seinem alten Schif-

Ankunft einer französischen Hurke.

Madagascar bekommt den Namen Dauphinsinsel.

p) A. d. 114 S.
q) A. d. 115 S.
r) Eben das.

Rennefort. 1666.

se unter Segel. Es war wohl zwanzigmal in America gewesen, und in dem Fort Dauphin geschahen viele Wetten, es würde das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht vorbey kommen s).

Rennefort geht nach Frankreich zurück.

Die Anker wurden den 20sten des Hornungs gelichtet, und die Schiffahrt ohne weitere Zufälle bis an die Insel Helena fortgesetzet. Man hielt es nicht einmal für ein Unglück, da man ein englisches Fort auf der Insel antraf, von welcher die Leute auf dem Schiffe noch keine Nachricht gehabt hatten. Rennefort erzählet nur deswegen, was daselbst vorgegangen, damit er eine traurige Vergleichung zwischen der von den Engländern an diesem Orte empfangenen Höflichkeit, und ihrem Verfahren gegen die Franzosen zu Ende der Reise anstellen kann. Man war noch eine halbe Seemeile vom Ufer, als man eine kleine Bay, und an selbiger ein Fort mit der englischen Flagge erblickete. Sogleich begrüßte man selbiges mit drey Schüssen, und es dankete mit einem. Hierauf kam eine Schaluppe auf einen Pistolenschuß weit an das Schiff, und fragte auf englisch: woher es wäre? Man gab zur Antwort: aus Frankreich. Aus welchem Orte? Aus St. Malo. Wo es itzo herkomme? Aus Madagascar. Wie der Hauptmann hieße? **La Chesnaie.** Er soll an das Land kommen, lautete es weiter, und dem Statthalter seine Bestallung zeigen. Zeiget uns dagegen, wo sicherer Ankergrund ist. Man antwortete, es sey auf eben dieser Stelle ohne Gefahr zu ankern. Die Anker wurden demnach auf vier und zwanzig Faden ausgeworfen t).

Wie ihn die Engländer auf der Insel Helena empfangen.

Als der Schiffsleutenant, Namens **la Poupardrie** sich fertig machte, statt des ziemlich krank liegenden Hauptmannes, ans Land zu gehen: so kam ein englischer Officier aus dem Fort an Bord, welcher ihn erkannte, und Erfrischungen mitbrachte. **Poupardrie** begab sich in seiner Gesellschaft in das Fort, zeigte seines Hauptmannes Bestallung, und bath um Erlaubniß, frisch Wasser einzunehmen, welches ihm auch mit aller Höflichkeit zugestanden wurde. Des folgenden Tages besuchte Rennefort nebst dem Schiffsschreiber und einigen der vornehmsten Reisenden den Statthalter, der sie zu seiner Frau und seinen Töchtern führete. Er setzete ihnen unterdessen einige abgezogene Wasser vor, bis die Mahlzeit fertig wurde. Hernach führete er sie selbst zu einem Bache, welcher neben dem Fort zwischen zweenen hohen Felsen herab fiel, und ließ Röhren herbey bringen, durch welche man die Fässer mit Bequemlichkeit füllen konnte.

Die Tafel wurde halb auf englisch, halb auf französisch besetzet. Das Frauenzimmer erschien ebenfalls dabey, und man that eben so frey, als in Frankreich. Nur dieses einzige misfiel Renneforten, daß jedermann die Gesundheiten aus eben demselbigen Glase trank. Weil **Chesnaie** sich in seinem Bette an den Strand hatte bringen lassen: so wurde er auf des Statthalters Befehl in das schönste Zimmer in dem Fort getragen. Es war zur linken Hand, nach englischer Weise getäfelt, und mit Ziegeln bedecket, welche ein englisches Schiff statt des Ballastes gebraucht hatte. Man kam durch einen Erker von sechs Stufen hinein, an welchem eine wohlversehene Gewehrkammer stieß. Aus den vier Thüren dieses Saales gieng man in vier Gemächer, jedwedes hatte drey Zimmer, war mit indianischen Zeugen, und persischen Tapeten ausgeschlagen, Bette und Stühle waren von grauem und schwarzem Ebenholze, wohl gedrechselt und mit vergoldeten Nägeln beschlagen. Unter andern Gemälden sah man das Bildniß Carls II, an dem ansehnlichsten Orte in des Statthalters Zimmer, von welchem man des Cromwell seines weggenommen, und mit dem Gesichte

Englisches Fort. Wohnung in selbigem.

s) A. d. 117 S.

t) A. d. 139 und folg. Seite.

Gesichte gegen die Tapeten gekehrt, hinter das Bette gehangen hatte; wobey der Verfasser bemerket, die Staatsklugheit herrsche auch an dem abgelegensten und einsamsten Orte. Zur rechten Hand sah man zwanzig Baraken in einer Reihe, worinnen die Soldaten von der Besatzung sich aufhielten.

Rennefort. 1666.

Das Fort wurde, nur die Seeseite ausgenommen, durch Felsen von erstaunlicher Höhe umgeben. Ihre Gestalt war dreyeckig. Zwo Basteyen waren mit sieben großen eisernen Stücken besetzet, welche das Wasser bestrichen, und die dritte oder hinterste, hatte vier Stücke, und konnte zur zweyten Verschanzung dienen, wenn die erste übergehen sollte. Die beyden ersten wurden durch zwo Reduten flankiret, wovon jede zwey Stücke führete, die Seefläche bestreichen, und den Zugang zur Insel beschützen konnte.

Stärke und Lage des Forts.

Die Insel **Helena** ist aus einer Menge älterer Reisebeschreibungen bekannt: aber in der gegenwärtigen erscheint sie am ersten als ein ordentlich bewohntes Land. Der Statthalter, Namens **Stringer**, mochte etwan fünf und funfzig Jahre alt seyn. Die Zahl der Einwohner stieg auf funfzig Engländer und zwanzig Weibespersonen, und sie wurden von der englisch ostindischen Compagnie mit gesalzenem Fleische, Oele und Zwiebacke versorget. Die meisten wohneten auf der Insel, und kamen in das Fort, ihre Wache zu versehen. Zu den beschwerlichen Diensten hatten sie Negern. Rennefort bewunderte die Menge Erbsen, Bohnen, Rettiche, Rüben, Kohl, Ananas, Bananen, Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel und Melonen, welche der Fleiß der neuen Einwohner angeschaffet hatte. Sogar die Weintrauben geriethen gut, und nichts stöhrete die Gemächlichkeit des Lebens, als eine erstaunliche Menge Ratzen, welche der Statthalter nach Möglichkeit auszurotten bedacht war. Die **Cabris** weideten in großer Anzahl auf der Insel. Man hatte Pferde dahin gebracht: sie waren aber so wild geworden, daß sie sich lieber von den Felsen in die See hinab stürzten, wenn man sie bis an das Ende der Insel verfolgte, als daß sie sich fangen ließen. Zum Zeitvertreibe fing man Rebhühner und **Pintados**. Herr **Stringer** hatte ungefähr achtzig Kühe, die durch Negern gefüttert wurden. Vier Weibespersonen sorgten für Butter und Milch *u*).

Damaliger Zustand der Insel.

Er zeigte den Franzosen seine Sammlung von Seltenheiten, darunter Rennefort das Gerippe von einem **Lamantin** bewunderte; das Thier trägt auch den Namen **Seekuh** oder **Manate**. Die Haut war zu einem Collet zubereitet, und sollte einen Pistolenschuß aushalten können. Ferner sahen sie daselbst den größten fliegenden Fisch, von welchem man je gehöret hatte, ob er gleich in diesem Stücke eine gewöhnliche Makrele nicht übertraf; über dieses Ambra, allerley Zeuge und Seltenheiten aus Indien; fünf Pfunde Zibeth in einer gläsernen Flasche, die man auf fünf bis sechs tausend französische Livres schätzte. Die Schiffsofficiere versahen sich auf der Insel mit Biesamknöpfen, Carneolringen, agathenen Messerheften, sinesischem Satin, Porcellan, japanischen Röhren, und anderer indianischen Waare, damit die Einwohner gut versehen waren. Zwo Zibethkatzen kosteten ihnen sechzig Piaster *x*).

Des Statthalters Sammlung von Seltenheiten.

Als der Hauptmann etwas besser wurde: so ließ er sich auf das Schiff bringen, um den englischen Statthalter, seine Frau, seinen Sohn, seine beyden Töchter, und seinen Tochtermann daselbst zu empfangen. Man trank die Gesundheiten der Könige von England und Frankreich. Endlich nahm man Briefe vom Statthalter an die ostindische Compagnie zu Paris mit, hub den 7ten des Aprilmonats die Anker, dankete den Engländern durch den

u) Eben das. a. d. 141 und 142 S.

x) Eben daselbst a. d. 143 S.

Rennefort. 1666.

den Mund der Stücke für ihre Höflichkeit, und bekam auf gleiche Weise eine glückliche Reise gewünschet. Es wäre schwer zu begreifen, wie dergleichen Freundschaftsbezeugungen nach kurzer Zeit in die heftigsten Feindseligkeiten ausschlagen konnten, wofern man dem Leser nicht bey Zeiten Nachricht gäbe, daß beyde Nationen mit einander im Kriege lebeten, und daß dieser widrige Zufall, welcher in Europa bereits viel Blutvergießen verursachet hatte, in diesen weitentferneten Gegenden noch nicht bekannt war *y*).

Friedensbruch zwischen England und Frankreich.

Die Fahrt gieng sieben Tage lang, recht erwünscht von statten, wornach man auf der Nordseite der **Himmelfahrtsinsel** oder **Ascension** auf sieben Grad vierzig Minuten südlicher Breite, welches ganz genau die Höhe von ihrer Mitte ist, Anker warf. Sobald das Schiff stille hielt, setzeten sich viel tausend Vögel auf die Masten, und das Tauwerk. Ungeachtet man in einer Viertheltstunde fünf hundert herab hohlete, so schwärmeten die andern dennoch um das Schiff herum. Sie wurden dermaßen keck, daß sie zwanzig an das Land getretenen Personen mit dem Schnabel in die Mützen und Hüte hackten. Man hielt deswegen an der Insel stille, weil man Schildkröten fangen wollte. Die Fischer wurden folglich an zwo Buchten ausgestellet, wo sie die erste Nacht eilfe fingen, jede zwo bis drey Zentner schwer. Zween Franzosen stiegen auf den höchsten Ort der Insel, und machten ein Feuer aus dürrem Gesträuche, welches aber die schwefelichten Steine, daraus die Insel besteht, ansteckte, und einen plötzlichen und erstaunlich großen Brand verursachte. Aus andern Beschreibungen weis man bereits, daß die Insel nur sieben Seemeilen im Umkreise hat, und sonst nicht das geringste daselbst zu finden ist, als Schildkröten, Vögel und Salz, doch jedes allemal im Ueberflusse *z*).

Beobachtungen des Verfassers.

Rennefort bemerket, als sie ihren Weg wieder fortsetzeten, und den 7ten May über die Linie kamen, so hätten sie zum erstenmale den Nordstern wieder gesehen, und zwar ungefähr auf dem dritten Grade südlicher Breite; hingegen aber den 4ten des Brachmonats auf dreyßig Grade den Süderpol, oder das Kreuz, das ihnen jenseits der Linie zum Wegweiser dienete, wenn die Sonne des Mittages nicht zu sehen war, aus dem Gesichte verlohren. Als der Wind des folgenden Tages erlaubte, sich nach den azorischen Eylanden zu wenden: so befand sichs, daß das Schiff von der **Himmelfahrtsinsel** auf vier hundert und funfzig Meilen an seiner Fahrt verlohren hatte. Auf dieser Höhe starben die Affen und Camäleons, die man am Borde hatte. Unter dem Wendezirkel des Krebses bis auf acht und dreyßig Grade, war das Meer mit Grase bedeckt *a*).

Allerley Zufälle.

Als man den 17ten vor den azorischen Eylanden vorbey war: so sah man das Wasser mit solcher Gewalt brausen, daß man einige Klippen an dem Orte befürchtete. Endlich sah man, daß ein Schwerdtfisch die Ursache davon war, welcher einen Wallfisch verfolget, und ihn mit dem Schwerdte, das er am Kopfe hat, durchstach. Er ist so groß, als ein Mann. Rennefort bewunderte die Herzhaftigkeit eines so mittelmäßigen Thieres, das ein dreyßigmal größeres anzugreifen, waget. Er bemerkte auch die Verschlagenheit gewisser andern kleinen Fische, die nahe bey einer Schale von weißem Thone bleiben, welche an den Aesten des **Goesmon**, davon sie sich nähren, hängt. Werden sie von einem Raubfische verfolget, die er die Tyrannen in des Neptuns Reiche nennet: so kriechen sie unter besagten Thon, welcher beynahe eben so brennend ist, als Scheidewasser, und haben ihre Sicherheit dem

y) A. d. 144 S.
z) A. d. 149 Seite.
a) A. d. 150 S.
b) A. d. 149, 150 S.

dem natürlichen Triebe zu danken, welcher besagte Pflanzen ihrem Feinde fürchterlich machet.

Rennefort 1666.

Vom dreyßigsten bis an den drey und vierzigsten Grad, sah man zerbrochene Masten, Rhaen und Stangen auf dem Wasser treiben, woraus man ein erstaunliches Unglück, das vorgegangen seyn müßte, schließen konnte. Das Schiff war halb faul, wollte alle Augenblicke auseinander fallen, und mußte sich demnach vor dem Anstoßen so vieler treibenden Stücke möglichst in Acht nehmen. Nachgehends erfuhr man, es sey zwischen den vereinigten Flotten von Frankreich und Holland, und der englischen, ein hitziges Gefecht vorgefallen, nur bereuete man, daß man sich diese Warnung nicht zu Nutze gemacht hatte. Auf der Höhe von sechs und vierzig Grad überfiel sie eine achttägige Windstille, und da geschah es, daß ein Sperber sich auf den großen Mast setzte, und seinen Flug hernach gegen Rochelle nahm. Er zeigte den besten Weg: allein der aus Frankreich und Madagascar gegebene Befehl lautete nicht, daß man selbigem folgen, sondern zu **Havre de Grace** einlaufen sollte, weil man die Ladung des Schiffes auf der Seyne von da bequem nach **Rouen** und Paris bringen konnte.

Vorbothen eines Unglückes vom Schiffe.

Vom sieben und vierzigsten bis an den ein und funfzigsten Grad gieng die See gewaltig hohl. Man erblickte Wallfische von so erstaunlicher Größe, daß man sich fürchtete, ihnen nahe zu kommen. Die erschrockenen Matrosen riefen, das Herz des Präsidenten von **Beausse**, das man von Madagascar mitgenommen hatte, würde des Schiffes Untergang verursachen, und sie verlangten, man sollte es der allgemeinen Sicherheit aufopfern, gleichwie man mit den ägyptischen Mumien zu thun pfleget, sobald ihr Daseyn kund wird. Der Aberglauben behielt die Oberhand, und das Herz wurde im Weltmeere begraben. Endlich kam man in den Canal, zwischen den sorlingischen Eylanden, und der Insel Oveſand. Des folgenden Tages hielt jedermann, auch der Steuermann selbst, der aus **Havre** gebürtig war, und **la Heve** zu kennen vermeynte, die zur rechten Hand liegende Küste für die französische *b*).

Aberglauben der Matrosen.

Die Freude über eine so glückliche Zurückkunft läßt sich durch keine Worte beschreiben. Man hatte nicht mehr, als zwo Personen, verlohren, welche aus eigener Schuld im Wasser umgekommen waren. Die ganze Ladung befand sich in gutem Zustande. Man zierete das Schiff mit neuen Wimpeln, bemalete die Galerien, und schmückte das alte Wesen äusserlich so gut, als möglich, aus. Man verfertigte auch zehn Kleider aus indianischen Zeugen, welche zehn Matrosen anziehen sollten, wenn sie ihre Officier an das Land bringen würden, und jedermann richtete Herz und Augen nach diesem Lande, wornach man seit so langer Zeit seufzete *c*).

Hierauf kam eine Schaluppe zum Vorscheine, und ruderte bis an das Vordertheil des Schiffes. Man glaubte, sie würde einen Steuermann anbiethen, welcher der Küsten kundig wäre. Allein sie fuhr wieder weg, und es kamen drey Schiffe herbey, davon eines gegen das französische lossegelte, welches langsam fortrückte, indem es an den Seiten wohl eines Schuhes lang Mooß hatte, folglich sehr unbehülflich war. **La Chesnaie** ließ die weiße Flagge aufstecken. Das andere Schiff gewann den Wind, steckte auf einen Pistolschuß weit englische Flaggen auf, und öffnete zugleich alle Schießlöcher, deren es zwey und dreyßig hatte *d*).

Das Schiff wird von den Engländern angegriffen.

Ein

c) A. d. 142 S.

d) Die Beschreibung eines Gefechtes wird in dieser Sammlung niemanden fremde dünken.

Rennefort. 1666. Ein englischer Officier fragte in seiner Sprache; was für ein Schiff? Man antwortete, ein französisches. Von welchem Orte? Von St. Malo. Woher kömmt es? Von Madagascar. Sogleich entstund ein großes Geschrey: die Segel gestrichen vor England, und zugleich pfiffen einige Kugeln durch die Seegel **unserer lieben Frau**. Wie erschracken die Franzosen nicht, welche von dem Kriege keine andere Nachricht, als einige blinde Anzeigungen gehabt hatten! Sie griffen geschwind zum Gewehre. Indem **la Chesnaie** nicht anders gedacht, als beyde Nationen lebten im besten Frieden mit einander: so hatte er nicht einmal die Quartiere zum Fechten ausgetheilet, weil man auf dieser Straße von Seeräubern nichts zu befürchten hatte. Nichts destoweniger that er bey dieser Gelegenheit alles, was man von einem herzhaften Manne fordern kann, und stellete sich, wiewohl halb krank, an den großen Mast, um seine Befehle wegen der Wendungen des Schiffes und des Feuerns aus dem kleinen Gewehre zu geben *e*).

Gefecht. Das grobe Geschütz war in kurzer Zeit fertig: allein die Engländer hatten mit Schiessen so lange nicht gewartet, bis die Franzosen sich wehren konnten. Von ein und achtzig Mann, so viel nämlich **unsere liebe Frau** aufhatte, giengen zehn darauf, ehe man noch ein Stück losbrannte. Einem Reisenden, Namens **Petit de la Lande**, wurde ein Arm und ein Bein entzwey, und drey Nägel in die Schulter geschossen; damit bath er, man möchte ihn auf die Wand vom großen Maste setzen, damit er mit dem noch übrigen Arme bis an den Tod fechten könnte. Endlich gab man Feuer; und obgleich die Franzosen gegen drey englische Lagen nur eine gaben, so reinigte doch ihr kleines Gewehr den Ueberlauf gar bald von Engländern. Sie hatten so gute Schützen, daß solche alles durch die Köpfe schossen, was sich blicken ließ. Nichts destoweniger zeigten die Feinde einen so außerordentlichen Muth, daß sie über das Schiff heraus stiegen, und die Stücke von außen luden. **La Poupardrie**, der Schiffslieutenant auf **unserer lieben Frau**, begab sich aller Orten hin, wo es langweilig oder matt zugieng. Er richtete beynahe alle Stücke, und brannte sie los: aber indem er die Lunte anblies, so erreichte ihn eine Stückkugel unter der Achsel, und machte seinem Leben und seiner Tapferkeit ein Ende.

Als der englische Hauptmann das Schiff etlichemal auf der Seite beschossen hatte: so lief er ihm vorne vorbey, und ließ zugleich zween Cartätschenschüsse hinein thun, um den Ueberlauf zu reinigen. Die Kugeln flogen um Renneforten herum, ohne ihn zu berühren. Hierauf kam der Feind auf eine halbe Pike weit herbey, und das Geschrey von hundert Mann, die auf die Wände stiegen, in einer Hand den Säbel, in der andern das Pistol hielten, gab zu verstehen, sie wären Willens, zu entern. Doch ihr Eifer erkaltete, als die Franzosen thaten, als wenn sie selbst zu ihnen hinüber kommen wollten *f*): sie wichen auf einen Pistolschuß weit zurück, und man dachte, sie würden das Gefecht aufgeben. Allein sie thaten ohne langen Verzug einen neuen Anfall, und zwo Lagen, jede von sechzehn Schüssen, folgeten ohne Aufhören nach einander, und verursacheten den Franzosen desto größern Schaden, weil sie nicht so geschwind wenden, und nur mit neun Schüssen, von einer Seite darauf antworten konnten.

Schädlicher Irrthum der Franzosen. Bisher hatte sie der Anblick des Landes aufgemuntert, ihr äußerstes mit Regierung der Segel zu thun, in Hoffnung, sie würden sich unter die Stücke der Festung legen können, oder Hülfe erhalten. Allein **le Quesne**, eben derselbige Steuermann, welcher mit Gewißheit vorgegeben hatte, er erkenne **Havre** ganz eigentlich, rief auf einmal: er habe sich

e) Eben daselbst a. d. 154 S.

f) A. d. 155 S.

sich betrogen; die Küste, die man sähe, wäre die Küste von der Insel Gernsey. Diese schlechte Nachricht brachte er vor, unerachtet er mit einer Musketenkugel durch die Zähne geschossen war. Der Verfasser giebt ihm auch übrigens das Lob, er habe sich nach seiner Verwundung noch immer tapfer gehalten. Sobald man seinen Irrthum erfuhr, ließen die Matrosen das Tauwerk fahren, man schoß auch nicht mehr aus den Stücken auf dem Hintertheile, woselbst man bisher nicht wenig Pulver verplatzet hatte, um durch das Zurückrollen der Stücke, dem Schiffe in etwas fortzuhelfen.

Rennefort. 1666.

Selbiges war gewaltig zerschossen; es hatte viele Schüsse unter Wasser bekommen, und es waren beyde Pumpen nicht im Stande, das durch die Oeffnungen eindringende Wasser wegzuschaffen. Nebst dem war der Raum so voll Waaren, daß man nicht darzu kommen, noch sie verstopfen konnte. Damit schlug einer vor, man sollte um Quartier bitten. Die andern wollten nicht g). Man feuerte noch eine Stunde lang. Endlich drang das Wasser in die Pulverkammer, und man konnte die Verwundeten nicht mehr alle verbinden; daher gerieth jedermann auf Ergebungsgedanken. Der Hauptmann wollte sich durchaus in die Luft sprengen. Rennefort wurde ersucht, diesen verzweifelten Entschluß zu hintertreiben, und die Anführung zu übernehmen. Damit befahl er in geheim zween Matrosen, sie sollten den Hauptmann aufhalten, wenn er nach der Pulverkammer wollte.

Zustand ihres Schiffes.

Da er nun sah, daß das Schiff an vier Orten Wasser schöpfte, vierzig Mann todt, oder zum Gefechte untüchtig, die meisten Laveten zerschossen, und was das ärgste war, die Franzosen in Gefahr waren, von noch einem Schiffe angegriffen zu werden: so sagte er, nun sey es Zeit, sich zu ergeben. Man rief sogleich um Quartier; die Engländer bewilligten es; es wurde aber ihre Antwort anfänglich nicht deutlich genug vernommen, und darüber verlohr noch ein junger Mensch sein Leben, dem eine Stückkugel den Schenkel wegnahm. Endlich vernahm man deutlich: Gnade! die Flagge herunter! Sogleich legten die Franzosen ihr Gewehr auf dem Ueberlaufe nieder. Beyde Schiffe näherten sich einander, und der englische Hauptmann stieg mit dem Säbel in der Faust auf die Wände seines Schiffes, von da aus er das Tauwerk in dem eroberten Schiffe abhieb. Seine Leute stiegen in **unsere liebe Frau**, ohne den Franzosen ein anderes Leid zu thun, als sie zu plündern. **La Chenaie** und **Rennefort** brachte man in des Ueberwinders Kajüte, welcher **Goodmann** hieß, und mit vieler Höflichkeit bezeugete, er sey ihrer tapfern Gegenwehr wegen, geneigt, ihnen alles gutes zu erzeigen.

Bitten um Gnade.

Höflichkeit des englischen Hauptmannes.

Unterdessen merkten die auf dem französischen Schiffe gebliebenen, daß es voll Wasser lief; sie riefen demnach erbärmlich um Hülfe. Man konnte aber so geschwind nicht helfen; das Schiff verschwand in einem Augenblicke nebst hundert und zwanzig Personen, theils Engländern, theils Franzosen, lebendigen, todten, sterbenden und verwundeten, auch nebst der ganzen Ladung an Toback, Leder, Ebenholze, Biesame, Golde, Ambra, Pfeffer und Aloe; man erblickte nicht einmal das geringste mehr von den Masten, Segeln und Tauwerke. Zwanzig Mann, die auf dem Ueberlaufe stunden, und sich zum Schwimmen fertig hielten, wenn das Schiff untersänke, wurden von dem Bezaanssegel niedergedrücket. Die andern schwammen nach dem englischen Schiffe, welches ihnen seine Boote entgegen schickte. Viele aber kamen um: ja es entgieng einigen das Leben und die Sprache in dem Augenblicke, da man sie einnehmen wollte. Der Verfasser gesteht zum Ruhme des engländi-

Das französische Schiff sinket.

g) A. d. 157 Seite.

Rennefort. 1666. ländischen Hauptmannes, daß er keine Mühe sparete, die unglückseligen Leute beym Leben zu erhalten. Er schoß einigemal mit dem Pistole auf seine eigenen Leute in den Booten, damit sie mehr Fleiß anwenden sollten. Ja er war fast Willens, sein Schiff dem sinkenden zu nähern: er befurchte aber, die auf solchem befindlichen Leute möchten es in der Verzweiflung an das Seinige fest machen, und zugleich mit unter das Wasser ziehen; daher wollte er es nicht wagen *b*).

Woher das Unglück der Franzosen rühret.

Als man nachgehends untersuchte, wie es möglich sey, daß Officier, Steuerleute und Matrosen, welche den Canal so oft durchfahren hatten, ein Land für das andere ansehen könnten: so ergab es sich, daß dieser Irrthum mit Willen vorgegangen war. Nach Renneforts Zeugnisse, ist es richtig, daß beynahe alle Kisten einen doppelten Boden hatten, worinnen Edelgesteine verborgen lagen. Da nun bey Friedenszeit der Verkehr zwischen der Insel Gernsey und St. Malo sehr groß ist: so wollten die Besitzer dieser heimlichen Reichthümer solche daselbst lassen, und dadurch dem Durchsuchen in den französischen Häfen ausweichen *i*).

Schicksal der Gefangenen.

Der englische Hauptmann ersetzete seinen auf vierzig Mann steigenden Verlust durch Matrosen, die er aus den Barken und kleinen Fahrzeugen an der Insel wegnahm. Der General **Lambert**, welcher sich auf Cromwells Nachfolge Hoffnung gemacht hatte, saß damals auf dem Schlosse gefangen *k*). Den 17ten des Heumonats wurde **la Chenaie**, **Rennefort** und sechs und zwanzig andere gefangene Franzosen nach der Insel **Wight** gebracht. **La Chenaie** starb daselbst mit Anfange des Augusts an eben der Krankheit, die er seit vier Monaten am Halse hatte, und die er zugleich mit seinem Schiffe verlohren zu haben glaubte *l*).

Beschreibung des Schlosses Carlsbroocke auf der Insel Wight.

Rennefort durfte in dem Schlosse **Carelsbrooke** auf sein Wort herum gehen. Besagtes Schloß war der Aufenthalt des Statthalters, Mylord **Colpeper**. Es liegt drey Seemeilen von **Cowes**, auf einem kleinen Berge. Es ist nicht nur von Natur fest, sondern hat auch schöne Außenwerke, gute Wälle und sechzig Stücke. Inwendig sind zween Höfe, mit einem großen Thurme in der Mitte, und drey großen Gebäuden, darunter eines prächtig ausgeschmücket, und zu des Königs Wohnung gewidmet ist. In den andern beyden wohnet der Statthalter mit seinem Hause.

Artige Geschichte von König Carls des II, Regierung.

Schicksal Roberts von Anvers.

Zur rechten Seite des Thurms, zeiget man einem drey kleine schlechte Zimmer, worinnen König Carl I, ein Jahr lang gefangen saß. Damals saß derjenige darinnen, welcher den König bewachet, und die Insel im Namen des Parlementes regieret hatte. Es war der berufene Robert von Anvers aus dem Hause Villers, welcher die englische Reuteren anführete, als der unglückliche König auf die Gerichtsbühne gebracht wurde. Nach Wiedereinsetzung Carls des II, wurde er vor Gericht gefordert. Man fragte ihn, ob er ein Edelmann sey. Aus Stolz gab er zur Antwort, er wisse nicht, was das für Leute wären, er sey ein gemeiner Engländer. Man ließ ihn drey Tage in der Ungewißheit seines Urtheiles. Endlich händigte ihm das Oberhaus eine Bestätigung seines angegebenen gemeinen Standes aus, und verdammete ihn zu ewiger Gefangenschaft. Er war ein Mann von großer Standhaftigkeit. Er verstund alle europäische Sprachen. Sein itziger Zustand wurde ihm so unleidlich, daß er aus Verdruß das Tagelicht nicht leiden konnte. Er gieng mit anbrechendem Tage zu Bette, und stund mit einfallender Nacht wieder auf *m*).

Rennefort

b) A. d. 156 u. f. Seite.
i) Eben das. a. d. 161 S.
k) A. d. 160 Seite.
l) A. d. 165 S.

Rennefort blieb neun Monate in der Insel Wight, und fand keine andere Ursache, über seine Gefangenschaft zu klagen, als daß sie lange dauerte. Im April 1667 wurde er gegen drey Bootsmänner ausgetauschet, und gieng nach London, welches im vorigen Herbstmonate durch den großen Brand meistens in die Asche gelegt worden war. Bald hernach reisete er nach Frankreich. Die Vorschläge des la Case wurden in Frankreich eben so wenig angehöret, als in Madagascar. Ein gleiches wiederfuhr den Vorschlägen des Renneforts, betreffend die Einrichtung auf der Insel, und die Unternehmung in Indien. „Er „sah wohl, saget er, daß die Compagnie keine Lust hätte, das Glück dererjenigen zu ma„chen, welche das Schicksal verdammet hatte. Doch hatte er den Trost, daß er allen „Pflichten seines Amtes ein Genügen geleistet hatte, und seine Schuld war es nicht, daß „man sich einige Erfahrungen, die ihm den Verlust seines Vermögens, einen Schiffbruch „und eine Gefangenschaft gekostet hatten, nicht besser zu Nutzen machte *n*).

Mondevergue. 1666.

Renneforts Abreise nach Frankreich.

Der IV Abschnitt.

Reise des Mondevergue, oder Anhang zu Renneforts Reisebeschreibung.

Es wird eine Flotte von zehn Schiffen abgeschickt. Zustand, worinnen sie das Fort Dauphin findet. Der neue Generalgouverneur machet eine neue Policeyverfassung. Mondevergue wird Generalgouverneur. Uneinigkeit der Häupter. Schlechte Aufführung der Vorsteher. Die Insulaner fürchten sich vor einem Pferde. Man schrecket die Compagnie ab. Ein Vorsteher machet sich von der Colonie weg. Der andere ebenfalls. Großes Elend in dem Forte Dauphin. Mondevergue geht nach Frankreich zurück. Der Wind wirft sie wieder an die Insel. Es kömmt eine Flotte mit einem neuen Statthalter. De la Haie löset Mondeverguen ab. La Case wird Major auf der Insel. Vergeblicher Krieg. Man wirft die Schuld auf Chamargu. Rückkunft und Schicksal des Mondevergue. La Haie verläßt Madagascar ebenfalls; bringt die Bewohnung von Bourbon in Ordnung. Wie es dem Vorsteher Canon ergeht. Vergebliche Kosten für Geschenke an den großen Mogol. Wie es den Franzosen in dem Forte Dauphin ergangen. Falsches Gerücht wird entdecket. Tod des la Case und Chamargu. Trauriges Ende des französischen Besitzes von Madagascar.

Der Leser wird ohne Zweifel begierig seyn, die Folge von dem Zustande des Forts Dauphin, worinnen es Rennefort bey seiner Abreise verließ, imgleichen das Schicksal des la Case und der französischen Colonie zu erfahren. Folgende Reisebeschreibung *o*), welche der Verfasser der vorigen aus den erhaltenen Nachrichten in Ordnung gebracht hat, wird dieser Neubegierde ein sattsames Vergnügen leisten.

Es wird eine Flotte von zehn Schiffen abgeschickt.

Franz von Lopis, Marquis von **Mondevergue**, welchen der König zu seinem Admirale und Generallieutenante über alle französische Plätze und Schiffe jenseits der Linie gemacht hatte, war im Anfange des Märzens 1666 mit einer Flotte von zehn Compagnieschiffen aus Rochelle nach Madagascar ausgelaufen, und hatte eine Bedeckung von vier Kriegesschiffen unter Anführung des Chef d'Escadre, Ritters **de la Roche**, bey sich. Die Compagnieschiffe waren folgende: Das Admiralsschiff **der h. Johannes**, von sechs hundert Tonnen und sechs und dreyßig Stücken; **die Maria**, von gleicher Größe und Stärke; **der Terron**, von drey hundert und funfzig Tonnen und vier und zwanzig Stücken;

m) A. d. 165 und 169 S.

n) A. d. 187 und 188 S.

o) Sie ist nebst andern, die man in der Folge liefern wird, Renneforts seiner angehängt.

Mondevergue. 1666. cken; der **Carl**, von drey hundert Tonnen und vier und zwanzig Stücken; der **Mazarin**, und die **Herzoginn**, jedes von zwey hundert Tonnen und vier und zwanzig Stücken; und vier **Huker**, jeder von neunzig Tonnen, genannt **St. Dionysius**, **St. Johannes**, **St. Lucas**, und **St. Ruprecht**. Die unter **Mondevergue** stehenden Hauptleute davon waren die Herren von **Favet**, **Boispean**, **Garenne**, **Gournay**, **Buche**, **Chanlatte**, **Louvel**, **Firlin** und **Moesse**. Auf dieser Flotte befanden sich folgende Beamte der Compagnie: die Handlungsdirectoren, **de Faye** und **Caron**; **d'Epinay**, Generalprocureur des indianischen Staatsrathes; ferner vier Compagnien Fußvolk, unter der Anführung der Herren: **Bechon**, Hauptmanns bey dem Durasischen Regimente; **Nez**, bey dem Navarrischen; **Martimont**, bey dem Schulembergischen; und **Erguien**, von Fere: über dieses acht Kaufleute, vier Franzosen, und vier Holländer; zehn Colониehäupter mit ihren angenommenen Colonisten, zwey und dreyßig Weibespersonen und einige Kinder. Die ganze Zahl aller Köpfe, mit Einschlusse des Schiffsvolkes, betrug gegen zwey tausend *p*).

1667. Nach einer langen Fahrt, worauf die Franzosen nach Brasilien, und von da auf das Vorgebirge der guten Hoffnung geriethen, erblickten sie Madagascar, den 10ten März 1667. Nach Ueberwindung einiger vorgefallenen Hindernisse warfen sie fünf Tage hernach auf der Rhede des Forts Dauphin Anker. Ihre Bestürzung war ungemein, als sie in einem so berühmten Orte, woselbst ihre Nation sich schon seit fünf und zwanzig Jahren festgesetzet hatte, kaum einige Hütten fanden, darinnen sich die vornehmsten Officier bergen konnten. Die Festungswerke bestunden auf der Seeseite aus zwo kleinen verfallenen Basteyen, einigen halbverfaulten Pallisaden, und neun eisernen Stücken ohne Lavetten und Schießscharten. Die ersten Agenten der Compagnie waren theils gestorben, theils hatten sie ihr Glück anderswo gesucht. Von denen vier Schiffen, damit sie angekommen waren, sank **unsere liebe Frau** mit den Nachrichten und dem ganzen Reichthume der Colonie in dem Gefechte mit den Engländern. Die Fregatte, **Saint Paul**, welche mit einem Kaufmanne und einigen Factoren von dem Forte Dauphin ausgelaufen war, um die indianischen Küsten zu untersuchen, kam nicht weiter, als in die Bay **Antongil**. Sie hatte ihre Officiere und ihren Kaufmann verlohren, die wegen ihrer Uneinigkeit und ihres lüderlichen Lebens sich außer Stand brachten, die Reise weiter fortzusetzen. Das Schiff kam wieder zurück nach dem Fort, und segelte endlich unter Anführung des **Cornuel**, der aus einem Steuermanne ein Hauptmann geworden war, nach Frankreich. Der **Stier** sank aus Mangel der Anker- und Masttauen, als er die nordliche Gegend der Insel erkundigen wollte. Der **weiße Adler** und der Huker **Ludwig** lagen ohne Officiere und Segelwerk im Hafen. Der **Ludwig** war nach der Bay Antongil gefahren, um Reiß für das Fort einzunehmen, wo die Noth gewaltig überhand nahm. Doch der Hauptmann, Namens **la Vigne**, und **Guibillon**, welcher das Amt eines Kaufmannes versah, landeten mit so schlechter Vorsichtigkeit, daß sie von einem Oberhaupte des Landes und Feinde ihrer Nation ermordet wurden. Mit einem Worte, das Fort Dauphin hatte keine andere Officiere mehr, als den **Chamargu**, welcher noch immer Kriegscommendant der Compagnie blieb, **la Case** und **Buddee**, seine Lieutenants, und **Chervy**, welcher ganz allein die Handlung und die Lebensmittel besorgte, und über den alle in Diensten stehende um Gerechtigkeit schrien, weil er sie vor Hunger sterben ließ *q*).

Zustand, worinnen sie das Fort Dauphin findet.

Monde-

p) Eben das. a. d. 190 und 191 S. *q*) Eben das. a. d. 120 und folg. S.

Mondevergue und die beyden Directoren fanden nicht den geringsten Vorrath an Lebensmitteln in den Vorrathshäusern der Compagnie, indem die vorigen Aufseher alles zu ihrem eigenen Vortheile untergeschlagen hatten: daher mußten sie die Verpflegung an Gelde reichen. Sie verordneten des Tages für einen Hauptmann einen Thaler, für einen Lieutenant dreyßig Sols, für einen Fähndrich achtzehn, Feldwebel zwölfe, Soldaten sechse; für einen Kaufmann vierzig, Unterkaufmann fünf und zwanzig, Coloniehaupt zwanzig, Schreiber funfzehn, Handwerksmann zehne, Colonisten sechse. Um dem Geize der alten Einwohner, welche die Lebensmittel vertheuerten, Einhalt zu thun, ließen sie ausrufen, die acht und funfzig Solsstücke, bey fünf hundert Livres Strafe, für vier Livres anzunehmen. Hernach kauften die Directoren Lebensmittel von den alten Franzosen, und verkauften das wieder um zwey Sols, was ihnen fünfe kostete *r*).

Mondevergue. 1667.

Der neue Generalgouverneur macht eine neue Policeyverfassung.

Nach Einführung dieser weisen Policey machte man die künftige Regierungsform kund. Alle Einwohner versammelten sich; die vier Compagnien Soldaten stunden im Gewehre; der Generalgouverneur stieg auf eine zwo Stuffen hohe Bühne, worauf in der Mitte ein Lehnsessel und zwo Bänke stunden. Diese waren mit Teppichten belegt, worauf das französische Wapen und viele Lilien gesticket waren. **De Faye, Caron, Chamargu** und **d'Epinay**, aus welchen der Rath des Gouverneurs bestund, saßen zu seiner Rechten. Die Linke war für die Geistlichen, sie erschienen aber nicht. Die königlichen Befehle wurden in Ermangelung eines Secretärs von dem Factore, **Giron de la Martinette**, abgelesen, und förmlich registriret; sodann die Einsetzung des **Mondevergue**, vermittelst Abfeuerung alles Geschützes von der Schanze und der Flotte, gefevert: die vier Compagnien gaben gleichfalls Salve. **Mondevergue** hatte, als Generalgouverneur und Admiral, vollkommene Gewalt über alle Mannschaft zu Lande und Wasser; daher vergab er unterschiedliche leere Stellen. Die Soldaten lagerten sich in einer kleinen Ebene, wo die Officiere Hütten und Baraken für sich aufbaueten. Dieser Ort war der eigentliche Sitz der Regierung; denn inwendig in dem Fort wohneten die Kaufleute, Factore, und Coloniehäupter, welche sämmtlich an den Vorstehern hingen.

Mondevergue wird zum Generalgouverneur eingesetzt.

Man machte fünf Rathscollegia, unter dem Namen des Krieges- See- Handlungs- Unterhaltungs- und Colonierathes. Die Vorsteher eigneten sich das Vorsitzrecht in den drey letzten zu, woraus gewaltige Uneinigkeit entstund; denn Mondevergue wollte nicht unter ihnen sitzen, kam also gar nicht darzu: ja, als ihn einstens der größte Theil der Einwohner gebethen hatte, der Sitzung beyzuwohnen, um einigen Bedürfnissen der Colonie Rath zu schaffen, so gerieth er mit **de Faye** in heftigen Wortwechsel. Den Hauptmann seiner Leibwache ärgerte es, daß man seinem Herrn mit so weniger Ehrerbiethung begegnete, und drohete dem **de Faye** mit Prügeln. Dieser Zwist wurde niemals aufrichtig vergessen, ja in Frankreich wieder aufgewärmet, und trug vieles zu Mondeverguens Ungnade bey *s*).

Uneinigkeit der Häupter.

Unterdessen fehlete es der Colonie noch immer an Lebensmitteln, und die Oberhäupter konnten, aller Bemühung unerachtet, dem Mangel auf keine lange Zeit abhelfen. Zuweilen wurde viel Reiß herbey gebracht, und die Rechnungen bewiesen, daß innerhalb neunzehn Monaten sechs hundert tausend Pfunde, oder drey hundert Tonnen, in dem Forte abgeladen wurden. Er wurde aber allezeit schlecht zu Rathe gehalten, ja zuweilen gar von den verhungerten Leuten geplündert. **La Case**, dessen Eifer und Muth niemals abnahm, brachte

Schlechte Aufführung der Vorsteher.

r) A. d. 222 S.

s) A. d. 224, 225 und 230 S.

Mondevergue. 1667. brachte das Vieh zum öftern bey Tausenden herbey. Man hielt aber eben so wenig haus damit; außerdem starb es auch in großer Anzahl wegen des beständigen Regenwetters.

Die Insulaner fürchten sich vor einem Pferde. Dieser madagascarische Held war beständig auf dem Streife, und gewann nicht selten Schlachten. Bey Gelegenheit der Gefechte mit den Negern erzählet der Verfasser *t*), selbige hätten niemals ein Pferd gesehen gehabt, und wären über den Anblick eines solchen Thieres, das die Flotte mitgebracht hätte, gewaltig erschrocken. Sie nenneten es **Dian Beliche**, das ist, **König der Teufel**. Chamargu ließ einstens einen Bedienten in einem Gefechte darauf reuten: sogleich ergriffen die Feinde mit erstaunlicher Unordnung die Flucht. Man hieb viele nieder, ja ihr Anführer blieb selbst auf dem Platze. Doch einer seiner Vertrauten, Namens **Chasafac**, wurde über den Tod seines Fürsten ganz verzweifelt; er beschloß, ihn nicht zu überleben, und erwartete den **Dian Beliche** ohne Wanken. So bald solcher nahe genug kam, schoß er ihm eine Assagay durch den Vörderbug, merkte auch sogleich aus dem hervorquellenden Blute, das Ungeheuer sey noch wohl zu bezwingen. Er gab ihm also, benebst seinem Reuter, mit der Assagay vollends den Rest. Einige Franzosen, welche zu spät ankamen, der ersten Wuth des Schwarzen Einhalt zu thun, schossen den Neger wiederum todt *u*).

Man schrecket die Compagnie ab. Doch weder die im Felde erhaltenen Vortheile, noch der Vergleich mit dem **Dian Manangue**, dem mächtigsten Feinde der Franzosen, thaten die verhoffte Wirkung zur Aufnahme der Colonie. Die Vorsteher glaubten endlich, man könne Madagascar nicht behaupten, und die Compagnie müßte ihre Bequemlichkeit anderswo suchen. Mit diesen Vorstellungen schickten sie einige Agenten nach Frankreich ab, und ohne auf Antwort zu warten, nahm es **Caron** auf sich, nach Surate zu gehen, in Hoffnung, daselbst einige Waaren aufzukaufen, und nach Frankreich zu schicken, damit sie für ihr Geld doch etwas bekämen. Den 27sten des Weinmonats reisete er, nebst vielen Kaufleuten, auf dem **Johannes** vom Hafen ab, und hatte einen einzigen Huker bey sich. Seine Fahrt war glücklich. Die banianischen Mäkler schafften ihm gar bald Ladung zu Surate. Damit schickte er das Schiff in aller Eile nach Madagascar zurück, damit man seine Geschicklichkeit und seinen Eifer erkennen möchte.

(Margin: Ein Vorsteher macht sich von der Colonie weg.)

1668. Das Schiff warf den 21sten des Brachmonats 1668 Anker bey dem Forte Dauphin, und brachte eine reiche Ladung indianischer Zeuge, Salpeter, Pfeffer, Zucker, und andere Waaren mit *x*). Weil während seiner Abwesenheit die Noth in dem Forte beständig zugenommen hatte: so schickte man es ohne langen Verzug nach Europa, nebst einem Berichte von dem, was seit Jahr und Tage in Madagascar vorgefallen war. Ferner ließ die Regierung eine Menge unnützer Mäuler auf der **Krone** und dem **St. Dionysius** nach Socatara bringen, wo sie warten sollten, bis man sie nach Surate führen würde. Man gab ihnen siebenzig tausend Livres, theils an Gelde, theils an Bleye mit, wofür sie Getreyde, Reiß und andere Bedürfnisse für das Fort einkaufen sollten *y*).

Der andere ebenfalls. **De Faye** hatte immer auf eine ansehnliche Flotte und prächtige Geschenke gewartet, womit er sich nach Surate erheben wollte. Endlich wurde er des Verzuges, seiner unnützlichen Gegenwart, und des elenden Lebens überdrüßig, und entschloß sich gleichfalls zur Abreise. Drey Schiffe, die den 28sten August anlangeten, verschafften ihm die Gelegenheit darzu.

t) A. d. 233 und 234 S.
u) Eben daselbst.
x) A. d. 242 und folg. S.
y) A. d. 247 S.

darzu. Aus Verdruß über alles, was ihm in Madagascar begegnet war, schrieb er vor seiner Abfahrt nach Frankreich, er riethe, die Insel gänzlich fahren zu lassen. Man müßte sie nicht so wohl als einen Handlungssitz, sondern vielmehr als einen Ort, wo eine Flotte sich erfrischen könnte, betrachten. „Seine Absicht war, nach des Verfassers Anmerkung, „nur mit Waaren zu handeln, die man aus den Waarenlagern nehmen könnte, nicht aber „aus dem Eingeweide eines unbekannten Landes Reichthümer zu holen, zu deren Entde„ckung große Mühe, und nicht weniger Geduld, als Fleiß, gehöret.„ Er reisete den 19ten des Weinmonats ab, nachdem er das königliche Siegel dem d'Epinay übergeben hatte z). Er lief aber seinem Tode entgegen, indem ihn ein Durchfall den 30sten April des folgenden Jahres zu Surate ins Grab warf a). Mondevergue. 1669.

Nach seiner Abreise war nichts, als lauter Elend, in dem Forte **Dauphin**. Einige Compagnieschiffe, welche von einer Zeit zur andern Anker daselbst warfen, mußten den kläglichen Zustand der Einwohner mit ansehen, ohne daß sie etwas helfen konnten. So gieng ein Jahr dahin, bis die Fregatte **Saint Paul**, unter **Cornuels** Anführung, den 2ten des Weinmonats 1669 auf die Rhede kam. Sie wollte aus Frankreich nach Surate. **Preaux Merley**, Hauptmann unter den Seesoldaten, war mit des Königes und der Compagnie Befehlen für die ostindischen Angelegenheiten versehen, und übergab Mondeverguen ein Patent, worinnen der König **Chamargu** zum Generallieutenante auf der Dauphinsinsel machte. Dieses Amt war ziemlich unnütz. Gleichwohl legte er den Eid deswegen in die Hände des Gouverneurs ab, in Gegenwart aller Kriegesvölker und Einwohner. Ferner befand sich auf dieser Fregatte ein Edelmann, Namens **Chemeson**, der sein Vermögen auf das Bekehrungswerk der Chinesen wandte, nebst einigen Geistlichen, die mit Heidenbekehren zu thun hatten. Sie erwarteten einige königliche Schiffe, die nebst einer Flotte der Compagnie bey ihrer Abreise segelfertig nach Surate lagen. Zeit ihres Daseyns in dem Forte Dauphin kamen der **St. Dionysius** und **St. Jacob** mit Lebensmitteln von Surate an, und berichteten, die übrigen beyden Schiffe wären gleichfalls von selbigem Orte nach Frankreich abgesegelt. Der **St. Dionysius** gieng ohne Verzug wieder unter Segel, um der großen Compagniekammer Nachricht von des **Saint Pauls** Ankunft zu Madagascar zu bringen b). Großes Elend in dem Forte Dauphin.

Mondevergue hatte mit dieser Fregatte Briefe vom Könige erhalten, worinnen ihm Se. Majestät die Wahl ließ, ob er seine Statthalterschaft behalten, oder nach Hofe kommen wollte. Er ließ die vornehmsten Einwohner und die Soldaten zusammen kommen, und las ihnen das Schreiben vor. Hernach erklärte er sich, er wollte sein Amt behalten. Es mochte aber entweder ein geheimer Befehl zum Abreisen dabey liegen, oder es mochte seine eigene Neigung seyn: so machte er sich doch fertig, mit den aus Surate erwarteten Schiffen abzugehen. Daher hatte er die Briefe nur deswegen vorgelesen, damit er sich mit des Königes Ernennung groß machen, und die Ausübung des Amtes bis zur Abreise beybehalten möchte. Mondevergue geht nach Frankreich.

Acht Tage vor Ankunft der suratischen Schiffe wollte der Huker, **St. Johannes**, von dem Forte Dauphin nach Indien segeln; er wurde aber von einem so gewaltigen Sturme an die Küste geworfen, daß er scheiterte. Die ganze Ladung, von vier und vierzig Stücken,

z) A. d. 250 und folg. S. a) A. d. 288 S. b)

Mondevergue. 1670. Stücken, vielen Ankern, Segeln und Tauwerke, gieng zu Grunde. Aber von den fünf und dreyßig darauf befindlichen Personen ertrank nur ein einiger Matrose c).

Auf den suratischen Schiffen, **Maria** und **die Stärke**, brachte **Boispean**, der sie führete, den Abgeordneten der zu Surate befindlichen Franzosen, an die allgemeine Versammlungskammer zu Paris, auf **Carons** Befehl als einen Gefangenen mit. Der Mann hieß **Joubert**, und erfuhr seine Gefangenschaft erst, da er sich eingeschiffet hatte. **Caron** schrieb an **Mondeverguen**: wegen gewisser Ursachen, die er der Compagnie schon eröffnen wollte, wäre es rathsam, diesen Abgeordneten in Madagascar zu behalten. Ja, er bath ihn sehr darum, doch ohne eine weitere Ursache anzuführen. Auf der andern Seite beschwerete sich **Joubert** über Gewalt und Unrecht. **Mondevergue** und **d'Epinay** hielten also dafür, sie wären nicht gehalten, **Carons** Bitte zu erfüllen, noch den Abgeordneten zu hindern, sein Anbringen der allgemeinen Versammlungskammer vorzutragen, insonderheit nach dem Absterben des Herrn **de Faye**, dessen Anverwandter er war, und unter dessen Schutze er die Reise nach Indien unternommen hatte d).

Geht zu Schiffe. Endlich gieng **Mondevergue**, unter Lösung des groben und kleinen Geschützes und Begleitung der Soldaten bis an das Ufer, auf die **Maria** zu Schiffe, und fuhr den 15 April 1670 ab. Er hatte **la Case** beredet, mitzugehen, in der Absicht, ihm in Frankreich eine Vergeltung für seine Dienste auszuwirken e). Der Wind wirft ihn wieder an die Insel. Allein, der Wind trennete ihn von dem andern Schiffe, worauf **Joubert** war, und er konnte das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht vorbey kommen. Die beständig anhaltenden widrigen Stürme nöthigten ihn, nach Madagascar umzukehren. Daselbst empfing man ihn mit allen zuvor genossenen Ehrenbezeugungen, und niemand verlangte, ihm seine Gerechtsamen streitig zu machen. Ankunft einer Flotte mit einem neuen Statthalter. Diese Verlängerung seines Amtes währete bis in den Wintermonat, da eine königliche Flotte von zehn Schiffen bey dem Forte Dauphin ankam. Sie wurde von dem Herrn **de la Haie** als Admiral und Statthalter von Madagascar geführet.

Alle diese Schiffe waren zum Kriege trefflich ausgerüstet, und führeten von sechs und funfzig bis auf vier und dreyßig Stücke f). Diese zahlreiche Flotte hatte auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung ein anderes französisches Schiff angetroffen, worauf der Herr **Palu**, Bischof von Heliopolis, und andere nach Siam und Cochinchina bestimmete Missionarien waren. Beynahe alle Matrosen auf besagtem Schiffe, der **Phönix** genannt, waren todt, oder außer Stande, zu dienen; es hätte folglich zu Grunde gehen müssen, wofern nicht **la Clide**, Hauptmann der Flüte, ihm dreyßig Mann gegeben hätte, die es nach Madagascar bringen sollten, wo es auch glücklich ankam g).

De la Haie löset Mondeverguen ab. Der **Navarra**, das Hauptschiff von der Flotte, führete die Flagge des Admirals der südlichen Meere, und die **Maria**, worauf **Mondevergue** sich befand, führete selbige ebenfalls. Weil aber die Ankunft des neuen Statthalters dem Ansehen des alten ein Ende machte: so mußte die **Maria** die Flagge abnehmen. Hernach bauete man einen Thron unter dem Thore des Forts, worauf **de la Haie** stieg, und das königliche Patent ablesen ließ, darinnen ihm unumschränkte Macht in Regierungs- und Gerechtigkeitssachen beygeleget wurde, auch die geistlichen nicht ausgenommen. Er empfing den Eid der Treue, und machte hierauf eine allgemeine Gnadenertheilung des Königes kund, worinnen auch so gar

c) Eben das. und folg. S.
d) A. d. 366 S.
e) Eben daselbst.
f) A. der 378 und folg. S.
g) A. d. 380. S.

gar die Landeseingebohrnen mit begriffen waren; imgleichen einen Befehl, welcher alle in ausländischen Diensten befindliche Franzosen, bey Lebensstrafe, in des Königes oder der französischen Compagnie Dienste zurück berief. Hierauf stieg der neue Statthalter vom Throne, erklärete im Namen des Königes Chamargu zum Generallieutenante, und la Casen zum Major auf der Insel, und nahm solche für den König in Besitz, welchem sie die Compagnie endlich abgetreten hatte. Der Verfasser bemerket hier, die Compagnie sey betrogen worden, und würde diese Abtretung nicht so leicht bewilliget haben, wofern sie die Untreue dererjenigen besser eingesehen hätte, die ihr nur deswegen einen schlechten Begriff von der Colonie beybrachten, weil sie, aus Mangel der Einsicht und Geschicklichkeit, die damit verknüpften Vortheile nicht zu gebrauchen wußten *h*).

Mondevergue. 1670.

La Case wird Major auf der Insel.

De la Haie, dessen Gewalt unumschränkt, folglich von Mondeverguen seiner weit unterschieden war, als welcher ohne Einwilligung der Vorsteher und des Regierungsrathes nichts unternehmen durfte, beschloß gleich anfänglich, die Gegend um das Fort Dauphin von allem zu säubern, was ihm Unruhe verursachen konnte. **Dian Ramusaie** schien sich zu besinnen, ob er ihm huldigen wollte, oder nicht: demnach befahl er dem **Chamargu** und **la Case**, ihn mit Gewalt zu nöthigen. Dieser Herr war der Franzosen nächster Nachbar, und bis daher ein Bundesverwandter von ihnen gewesen: er hatte aber kürzlich des **Ramilange**, ihres Feindes, Tochter geheirathet. Weil er ihnen schaden konnte, und durch das getroffene Bündniß dazu gehalten zu seyn schien: so erforderte die Klugheit, dem Uebel, das er stiften könnte, vorzukommen. Man befahl ihm, alles von den Franzosen erhaltene Schießgewehr nach dem Forte zu bringen, imgleichen auch das, was er von einem kleinen holländischen Schiffe, welches an seinem Lande angefahren war, erkauft hatte. Er gab trotzig zur Antwort, er würde das Gewehr nicht eher, als mit dem Leben, hergeben. Hierauf bekriegete man ihn, bis in seinem Wohnsitze. Er vertheidigte sich herzhaftig; und als er endlich weichen mußte, so zog er sich auf das schönste zurück. Man glaubte, der neue Statthalter sey bey dieser Gelegenheit nicht zum besten bedienet worden. Chamargu verdroß es, daß er an einem Orte, wo er zuvor allein regieret hatte, unter einem andern stehen sollte, und er machte dem **de la Haie** diesen Verdruß mit Vorsatze, um so mehr, da er bey seiner Regierung das höfliche und sanftmüthige Wesen des **Mondevergue** nicht fand *i*).

Vergeblicher Krieg.

Man wirft die Schuld auf Chamargu.

Dieser Vorfahrer desselbigen wurde seiner Tugenden wegen sehr vermisset, und blieb lange genug noch auf der Insel, daß er sich über die Vergleichung zwischen ihm und **de la Haie** freuen konnte. Er gieng erst im Hornunge 1671 wieder zu Schiffe, ohne andern Verdruß, als daß er **la Case** *k*) nicht bey sich hatte, welchen sein neues Amt auf Lebenszeit in der Insel behielt. Allein, er sah nicht voraus, was ihm in Frankreich begegnen würde. Er merkte nicht, daß er vier Wächter um sich hatte, die zu Folge des ihnen gegebenen Befehls ihn nicht aus dem Schiffe lassen sollten. Als er zu **Port Louis** ausstieg, so fand er einen Commissarium, welcher Rechenschaft wegen seiner Regierung von ihm forderte. Nach einigen Untersuchungen, deren Inhalt niemand erfuhr, ließ man ihm die Wahl, unter dem Schlosse zu Saumur, oder zu Angers, als welche Orte der König zu seinem Gefängnisse bestimme, zu bleiben. Er starb auf dem Schlosse zu Saumur, ohne daß er

1671.

Rückreise und Schicksal des Mondevergue.

h) A. d. 381 S.

i) A. d. 382 S.

k) Sein Tod ist zu Ende der Beschreibung zu lesen.

Mondevergue. 1671.

er jemals hätte vor den König kommen können, der seine Klugheit und Tapferkeit wohl kannte, und ihm mehr Glauben würde beygemessen haben, als einer Bande Krämer und Finanzierer, die ihm feind waren *l*).

La Haie verläßt Madagascar ebenfalls.

Seine Abreise schien der Colonie auf Madagascar den letzten Stoß zu geben. **La Haie** merkte wohl, daß seine Geschicklichkeit und Macht durch geheime Triebfedern eingeschränket würden, vor denen er niemals thun könnte, was er wollte. Demnach beschloß er, die Regierung denen zu überlassen, welche sie vorher geführet hatten, und mit seiner Flotte nach Mascarenha zu segeln, welches man damals mit dem Namen der **Bourbonsinsel** zu belegen anfing *m*). Er nahm aber alle Officier, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, mit sich dahin. Also wurde die **Dauphinsinsel**, auf welche man in Frankreich so weitaussehende Anschläge gegründet hatte, vom Könige beynahe eben so gänzlich verlassen, als von der Compagnie *n*). Es blieb niemand da, als diejenigen, welche in des Marschalls von Meilleraye Namen die Regierung geführet hatten, nebst den alten Franzosen und einigen Missionarien, die ihr Eifer da behielt.

Er bringt die Bewohnung der Bourboninsel in Ordnung.

De la Haie kam den 1sten May 1671 vor Bourbon an, ließ sich von den Einwohnern des Dörfchens *o*) **Saint Denis**, das im August 1665 angeleget worden, als Generalgouverneur erkennen, und machte die allgemeine Begnadigung und die Befehle des Königes daselbst kund, wie zu Madagascar. Diejenigen, welche die Jagd betrafen, wurden mit der größten Strenge vollzogen. Drey Franzosen, die man über dieser Uebung erwischte, mußten um das Leben loosen. Ein Edelmann, den das Loos traf, wurde zum Erschießen an einen Baumstamm gebunden. Zwar hatten die Soldaten Befehl, nur in die Luft zu schießen, um ihn zu erschrecken: allein, das Schrecken schadete ihm so viel, daß er bald hernach starb *p*).

Schicksal des Vorstehers Caron.

Die ostindische Compagnie hatte der Insel Madagascar so gänzlich entsaget, daß sie aus Beysorge, einigen Verdacht zu erwecken, ihren Schiffen verboth, daselbst anzulanden, auch nicht einmal, um Wasser zu holen. Ihre Hauptniederlage war damals zu Surate, wohin sie nach des **de Faye** Tode zween Generaldirectore, **Blot** und **Gueston**, abschickte. Dagegen wurde **Caron** abgefordert, unter dem Vorwande, man habe seine Einsicht zu Fortsetzung eines dermaßen wichtigen Werkes nöthig, eigentlich aber, damit er auf die von **Joubert** angebrachten Klagen antworten sollte. Unter Weges begegnete sein Schiff einem andern, dessen Hauptmann ihm bange machte. Daher wollte er zu Lissabon aussteigen, um sich gegen den Unwillen seiner Herren in Sicherheit zu setzen. Als er ans Land zu treten vermeynte, nachdem ihn **Herr de Saint Romain**, damaliger französischer Bothschafter am portugiesischen Hofe, hatte besuchen lassen: so stieß sein Fahrzeug an eine Klippe, und scheiterte. Damit gieng er nebst allen aus Indien mitgebrachten Reichthümern zu Grunde *q*).

Vergebliche Kosten für Geschenke an den großen Mogol.

La Haie hatte aus Frankreich Geschenke für den großen Mogol mitgebracht. Er schiffte also mit seiner Flotte nach Surate, in der Absicht, von da nach **Deli** zu gehen, und sie selbst zu überbringen. Zum größten Verdrusse fand er einen Befehl in den Händen eines

l) A. d. 378 und 379 S.

m) Diesen Namen trug sie schon zu Flacours Zeiten.

n) A. d. 383 S.

o) Man sehe oben Renneforts Reisebeschr.

p) Die Reisebeschreibung des Herrn de la Haie saget, es sey deswegen geschehen, weil er die königlichen Gärten bestohlen habe.

eines Vorstehers der Compagnie, die Geschenke an das französische Waarenlager abzuliefern. Sie bestunden in einem prächtigen Wagen, einem Tragsessel, ungemein schönen Tapeten, einigen Stücken und reichen Zeugen. Indem nun dem Vorsteher eine ungenannte Hinderniß im Wege stund, dem aufgetragenen Ueberlieferungsgeschäffte ein Genüge zu thun: so blieben sie in dem Compagniehause zu Surate liegen, und waren noch da, als gegenwärtige Reisebeschreibung im Drucke erschien r). **La Haye** setzte darauf seine Reise in Indien weiter fort. Wir haben das Tageregister davon, und es soll unmittelbar auf den gegenwärtigen Abschnitt folgen. Man findet aber nichts darinnen, was den Zustand betrifft, darinnen er das Fort Dauphin ließ. Der Herausgeber von **Montevergues** Reise hat das traurige Schicksal der daselbst gebliebenen Franzosen auf andere Weise erfahren s).

Mondevergue. 1671.

„Als der Admiral **de la Haie**, saget er bey der Zurückkunft von St. Thomas, bey „Madagascar vorbey schiffete: so schickte er eine Schaluppe nach der Dauphinsinsel, um „Nachricht einzuhohlen, was während seiner Abwesenheit daselbst vorgefallen seyn möchte? „Man fand niemanden darinnen, als Negern, welche sich zu verwundern schienen, daß Franzosen kämen, und nach ihren Landesleuten fragten. Sie sagten: „Wisset ihr denn nicht, „daß Holländer hierher gekommen sind, und sie theils getödtet, theils auf ihre Schiffe „genommen haben? Diese Negern giengen mit den Franzosen sehr höflich um, und gaben „ihnen Erfrischungen für den Herrn **de la Haye** mit. Allein, als nachgehends ein französischer Schiffshauptmann nach Surate segelte, und bey dem Vorbeyfahren eine Schaluppe nach dem Fort abschickte: so wurden die meisten Matrosen mit Assagayen von den Negern getödtet. Die Erzählung des Herrn **de la Haye** gab Anlaß zu der Meynung, als „ob währenden Krieges zwischen Frankreich und Holland, die Holländer die französische „Colonie auf der Insel zerstöhret hätten. Allein, die Leute besagten Admirals waren falsch „berichtet worden, und man weis voritzo, wie es eigentlich zugegangen, daß die Insel „Madagascar gänzlich verlassen wurde t).

Wie es den Franzosen in dem Fort Dauphin ergangen.

„Ein Hauptmann, Namens B . . . welcher in einem Huker junge Mägdchen, „die man aus den Pariser Hospitälern genommen hatte, nach Bourbon brachte, wollte „unterwegens auf Madagascar landen, in Hoffnung seinen aufhabenden Brandtewein desto „theurer und geschwinder daselbst anzubringen. Zu diesem Ende sprengte er aus, es würden weder königliche noch Compagnieschiffe mehr dahin kommen. Sein Brandtewein „gieng folglich um hohen Preis weg. Unterdessen machten die Missionarien unter der „Hand Anstalt, mit dem Schiffe davon zu gehen, und der Hauptmann hatte versprochen, „sie mitzunehmen. Allein das Fahrzeug wurde von einem Sturme dermaßen heftig auf „der Rhede hin und her geschleudert, daß es an der Küste scheiterte. Wer sich aus dem „Schiffbruche rettete, mußte aus Noth in dem Fort verbleiben. Die Mägdchen hatte „man an das Land gesetzet, folglich kam keine um das Leben.

Falsches Gerücht wird entdecket.

„Bald darauf langte ein großes Schiff an, das nach Surate wollte, und nicht nur „die Missionarien, sondern jedermann, wer Lust hatte, von der Insel mit wegnahm. Der „Statthalter selbst, Namens **de la Breteschę**, ein Eidam des berühmten und damals

Tod des la Case und Chamargu.

q) A. d. 385 und folg. S.

r) A. d. 386 S.

s) Zu Ende des Buches, a. d. 387 und folgenden Seite.

t) Man sehe unten die Beschreibung, zu Ende. In der Folge wird es sich zeigen, wie die Franzosen wieder dahin gekommen.

Mondevergue. 1671.

„verstorbenen la Case u), nahm seine Frau, ihre Schwestern, und seine übrigen Anverwandten mit. Chamargu, der sein Ansehen auf der Insel so lange Zeit behauptet hatte, „war gleichfalls in die andere Welt gegangen. Er hatte zwey natürliche Kinder hinterlas„sen, welche die Missionarien nach Frankreich führeten.

Trauriges Ende des französischen Besitzes von Madagascar.

„Als dieses Schiff im Begriffe war, die Anker zu lichten: so wurde ein für die übri„ge Colonie höchstschädlicher Vergleich auf der Insel geschlossen. Seit einiger Zeit hatte „sich ein Krieg zwischen Dian Manangue, der einige andere Oberhäupter auf seiner Sei„te hatte, und andern Negern entzündet, mit welchen es la Breteſche hielt. Indem „aber die Bundesgenossen der Franzosen wahrnahmen, daß solche allgemach die Insel ver„ließen: so verglichen sie sich heimlich mit dem Dian Manangue, aus Beysorge, es „möchte ihnen sonst nach ihrer Beschützer Abzuge übel ergehen. Aus eben dieser Ursache „waren die in der Franzosen Diensten befindlichen Negern leicht zur Untreue zu verleiten. „Diese Treulosen, die man im Scherze mit dem Namen der Marmiten oder Rußkessel „belegte, erwürgten alle Franzosen, die sie überfallen konnten. Zum Glücke für die übri„gen lag das Schiff noch auf der Rheede. Auf ein gegebenes Zeichen schickte es die Scha„luppe an das Fort, und ließ die elenden Ueberbleibsel einer Colonie, davon man so viel Lär„mens gemacht hatte, abhohlen.„

Beschreib. von Madagascar.

Der V Abschnitt.

Beschreibung der Insel Madagascar.

Beurtheilung einiger Schriftsteller.

Darf man sich jemals auf die Richtigkeit eines Schriftstellers verlassen: so darf man es insonderheit bey der gegenwärtigen Beschreibung thun, in Betrachtung der Umstände, worinnen sie aufgesetzet worden. Rennefort schickte sie aus Madagascar an die indianische Compagnie, und er mußte allen Fleiß dabey anwenden, damit er weder die gute Meynung von seiner Geschicklichkeit, welche ihm das Amt eines Regierungssecretärs zuwege gebracht hatte, schwächen, noch die Tadelsucht der alten Franzosen auf der Insel scheuen durfte, als welche sich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, seine Nachrichten des Irrthumes zu überführen. Sie haben folglich keine weitere Lobrede nöthig. Die von Vincent le Blanc herausgegebene Beschreibung hat man jederzeit als fabelhaft angesehen, und sie gründet sich überdieses auf fremde Berichte. Franz Cauche gab im J. 1651 eine Geschichte von Madagascar heraus. Er hatte aber niemals mehr, als eine einige Gegend davon selbst gesehen, das übrige hatten ihm Matrosen erzählet, die eben so wenig im Stande sind, tüchtige Anmerkungen zu machen, als sie zu beschreiben. Flacour, Generaldirector der morgenländischen Compagnie, und königlicher Commendant auf der Insel Madagascar, wäre ohne Zweifel genugsam im Stande gewesen, die Neugierigkeit der Welt in dem Buche, das er unter eben dem Titel schrieb, zu vergnügen, wofern man nicht auf den Verdacht gerathen wäre, er habe, um die neue Einrichtung in Ansehen zu bringen, allzuprächtig von der Sache gesprochen. Unterdessen wäre es sehr unbillig, diesen Argwohn auf alles und jedes zu erstrecken; folglich wird sein Zeugniß doch wenigstens in Absicht auf die Naturgeschichte von einigem Gewichte seyn, zumal da er auf diese Materie ziemlichen Fleiß gewendet hat.

1. Be-

u) Der Verfasser gedenket noch, die vier ersten Befehlshaber auf der Insel Bourbon wären die Herren Renaud, la Hure, Dorgeret und Floximond gewesen.

x) Ptolemäus nennet sie Menuthias; Plinius Cirne, wie einige vermeynen; der nubische Erdbeschreiber, und die Arabier Sarandip.

y) A. d. 44, 118 Seite.

1. Beschreibung des Landes und seiner Einwohner.

Beschreib. von Madagascar.

Lage und Größe der Insel. Allgemeine Nachricht von dem Lande. Zahl der Einwohner. Ihre Gestalt und Eigenschaften. Gestalt der Weibespersonen. Sie lieben heftig und getreu. Warum die Insel nicht volkreicher ist. Ihre Heirathen. Heldinnen von Madagascar. Gesetze und Recht. Tapferkeit der Negern beruhet auf ihrem Anführer. Ihre Städte. Ihre Häuser. Landbau. Speisen. Kleidung. Religion. Beschneidung. Gespräche des Verfassers mit einem Ombiaß. Thiere auf der Insel.

Die Insel, davon wir reden, ist unter verschiedenen Namen bekannt. Beym **Marx Polo**, führet sie den Namen **Madagascar**; die Portugiesen entdecketen sie im Jahre 1492, am Laurentiustage, und benenneten sie nach diesem Heiligen die **Lorenzinsel**; die Landeseinwohner nennen sie **Madecasse**, und die Franzosen seit 1664 *x*) die **Dauphinsinsel**. Sie liegt nach der Länge an den Ostküsten von Africa, und erstrecket sich von eilf bis auf fünf und zwanzig Grad, funfzig Minuten Süderbreite, welches drey hundert und sechs und dreyßig französische Seemeilen beträgt. Ihre größte Breite ist von hundert und zwanzig Seemeilen, und ihr Umkreis ungefähr von acht hundert *y*). Sie ist die größeste unter allen bekannten Inseln, auch von allen europäischen Nationen, welche jenseits der Linie Schiffahrt treiben, besuchet worden, insonderheit von den Portugiesen, Engländern und Holländern: es scheint aber, daß sie wegen der gefundenen Schwierigkeit selbige zu bemeistern, oder festen Fuß darauf zu fassen, dieses Vorhaben fahren lassen *z*). — Lage und Größe der Insel.

An dem südlichen Ende dehnet sie sich etwas in die Breite gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung aus. Das nordliche Ende ist weit schmahler, und gegen das indianische Meer gekrümmet. Das Land hat ungemein gerade und hohe Berge in großer Menge: aber auch höchstanmuthige Ebenen, große und beständig grünende Wälder, von so harten Bäumen, daß die Axt auf den ersten Hieb stumpf wird. Die jungen Schößlinge haben zwanzig Jahre nöthig, bis sie die Dicke eines Arms erreichen. In den Wäldern giebt es eine Menge Löcher, worinnen sich das abgefallene Laub, die dürren Aeste und das Regenwasser sammeln, und alles durcheinander verfaulet, aus welcher Ursache die nahe daran stoßenden Wohnungen, für Ausländer sehr ungesund sind. Nichts destoweniger wachsen die Citronen, Pommeranzen und Granatäpfelbäume in erstaunlicher Menge. Sie vermischen sich mit andern Bäumen, deren Blüthe dem spanischen Jasmine gleicht, und diese Vereinigung machet selbstgewachsene bedeckte Spaziergänge, welche schöner sind, als alle gekünstelte. Dergleichen Lustorte sind einige Seemeilen weit vom Strande am allerhäufigsten; und der zarte Sand, den der Wind dahin jaget, schicket sich zu Unterhaltung ihrer Schönheit *a*). — Allgemeine Nachricht vom Lande.

Die Insel wird allenthalben durch große Flüsse, und eine gewaltige Menge Quellen gewässert. Ihr Wasser ist besser, als das in Frankreich. Es giebt Städte, Flecken und Dörfer: doch ist die Menge der Einwohner dem weiten Bezirke des Landes nicht gemäß *b*). Man rechnet sie auf nicht mehr, als sechzehn hundert tausend, lauter Schwarze, ausgenommen eine kleine Landschaft über den **Matatanern**, und die meisten Oberhäupter, welche von den Arabern herstammen, folglich von der Farbe derselbigen noch etwas an sich haben; — Zahl der Einwohner.

z) A. d. 45 Seite.

a) A. d. 118 S.

b) Flacour nennet einige Landschaften und Flüsse, a. d. 4 u. f. S. aber die Größe und Eintheilung ist nicht richtig angegeben. Gleichwohl ist dieses das ausführlichste, was man von der Erdbeschreibung dieser Insel weis.

Beschreib. von Madagascar.

haben; sie wird aber allmählig immer schwärzer, und jede Abstammung vermehret den Unterschied c).

Ihre Gestalt und Eigenschaften.

Die Madagascaren oder **Madecasser** sind groß, hurtig und von stolzen Geberden. Sie wissen ein lächelndes Gesicht anzunehmen, und eine weitaussehende Absicht oder andere Gedanken eben so listig damit zu vermänteln, als die größten europäischen Betrüger. Sie sind zu Künsten und Wissenschaften geneigt. Es giebt wenige Handwerke in Europa, davon sie nicht wenigstens einigen Begriff hätten, und es mit Vortheile ausübten. Sie schreiben mit arabischen Buchstaben von der rechten zur linken. Sie legen sich auf das Sterndeuten, und ihr Wahrsagen geschicht durch gezählte Puncte, welche mit der **Nomancie** und dem pythagorischen Rade viele Aehnlichkeit haben.

Gestalt der Weibespersonen.

Die Weibespersonen sind wohlgestaltet, und von einem sehr verliebten Geiste. Der Verfasser schreibt ihnen angenehmes Wesen, Schönheit, feurige Augen, unvergleichliche Zähne, eine sanfte aber sehr schwarze Haut zu, und saget, wer bedenken wolle, daß diese Schwärze unveränderlich, und den Abwechslungen der weißen Leibesfarbe nicht unterworfen sey, der werde eine weit beständigere Schönheit an ihnen finden. Nebst dem lieben sie die Reinlichkeit. Sie bedienen sich das Schönheitsmittel, davon bey Gelegenheit der **Dian Nong** gedacht worden, und ihr Ausputz ist von gleicher Beschaffenheit, als in selbigem Abschnitte die Nachricht lautet d).

Sie lieben heftig und getreu.

Sie haben zuweilen Liebhaber, denen sie mit großer Heftigkeit und Treue zugethan sind. Der französische Commendant auf der **Marieninsel** hatte eine geheirathet, die er bey einem Neger erwischte. Vermöge der doppelten Gewalt, die er als Statthalter und als Ehemann hatte, ließ er den Neger an einen Baum binden, und viermal mit Assagayen durchstoßen. Man hielt ihn für todt. Die Frau Statthalterinn ließ genaue Nachricht von seinem Zustande einziehen; und weil man noch einige Kräfte an ihm merkte, so rettete sie ihm das Leben, indem sie das Weiße von der Brust einer lebendig geschundenen Henne in seine Wunden legen ließ e).

Die Einwohner haben gegen das weibliche Geschlecht große Hochachtung. Sie erzeigen sich in ihrer Gegenwart niemals weder zornig noch traurig, vielmehr ungemein aufgeräumt, spielen, tanzen und singen. Mit einem Worte, das Frauenzimmer ist in diesem Lande, wie in jedwedem andern, das beste Mittel gegen den Verdruß, die Erquickung auf ausgestandene Mühe, die angenehmste Hälfte der Gesellschaft, und ein Trost für diejenigen, welche von der Ungerechtigkeit oder Grausamkeit der Mannspersonen verfolget werden, als welche miteinander umgehen, wie die Tiegerthiere.

Warum die Insel nicht volkreicher ist.

Die Vermehrung der Einwohner wird dadurch sehr gehindert, daß sie einen Unterschied zwischen guten und bösen Tagen machen. Wird ein Kind an einem Unglückstage jung: so wird es nicht gesäuget. Hingegen empfängt man die andern als ein Geschenk des Himmels. Man badet sie in fließendem Wasser, die Mütter tragen sie in einem Tuche auf dem Rücken, und versorgen sie auf das beste. Diejenigen, die lange Brüste haben, reichen sie dem Kinde über die Schulter hin; die mit kurzen, nehmen es vor sich. Man findet zu Madagascar, gleichwie auf dem grünen Vorgebirge, Mütter und Säugammen, die nicht älter sind, als zehn Jahre. Nach der Niederkunft halten sie sich einen Monat

c) A. d. 127 Seite.

d) A. d. 128 S. Man sehe oben Rennefortes Reisebeschreibung.

Monat innen, und zween Monate hernach tragen sie einen kleinen Ball, von **Latanier** oder Lerchenbaumblättern, als ein Zeichen ihrer Entbindung.

Beschreib. von Madagascar.

Heirathen.

Man bekümmert sich wenig um die Aufführung der Mägdchen, wenn man eine heirathen will. Sie können ihre Gunst bezeuget haben, wem sie wollen. Ein vornehmer Herr nimmt gemeiniglich vier Frauen; eine jede wohnet besonders, weil sie sich nicht zum besten um den Mann vertragen können. Wer heirathen will, der hält bey den Aeltern um die Tochter an, und beschenket sie dafür mit Ochsen, Schafen, silbernen und goldenen Armbändern, oder andern seinem Stande gemäßen Kostbarkeiten. Die Religion hat mit den Vermählungsgebräuchen nichts zu thun *f*).

Heldinnen von Madagascar.

Man sieht zu Madagascar Weibespersonen, die sich durch ihren Muth und durch ihre Tugenden über ihr Geschlecht empor schwingen. Die Landesgeschichte gedenket einer gewissen **Dian-Rena**, welche die ganze Insel eroberte, und deren Leben beschrieben ist. **Dian-Nong**, die Frau oder Liebhaberinn des **la Case**, hat unzählige Proben ihrer Großmuth und Herzhaftigkeit abgeleget. Sie zog oft mit ihm in den Krieg. Sie rettete ihm das Leben mehr als einmal. **Chamargu** hatte Negern bestochen, die ihn ermorden sollten. Sie überfielen ihn, als er ohne die geringste Wache da lag und schlief, und zwar in seinem eigenen Hause. **Dian Nong** ergriff eine Assagay, und hielt sie so lange zurück, bis er munter wurde. Bey einer andern Gelegenheit, rettete sie ihm das Leben gleichfalls durch ihre Vertheidigung, und trug darüber eine Wunde davon *g*).

Gesetze und Recht.

Die Einwohner von Madagascar haben Gesetze, deren Ursprung sie nicht wissen, die sie aber in allen Gegenden der Insel beobachten. Einem Diebe durchsticht man die Hände. Einem Mörder schneidet man den Kopf mit dem Eisen einer Assagay herunter. Der **Rohandrian**, das ist das Oberhaupt einer Landschaft, entscheidet alle Sachen, mit Zuziehung der Häupter von jedem Dorfe. Wegen Bestrafung eines Missethäters nimmt er nichts, sondern hält es für einen Gewinn, daß der Bösewicht aus dem Lande geschaffet werden. Aber bey bürgerlichen Rechtssachen bringt man ihm für seine Gebühren einige Stücke Vieh, mehr oder weniger, nachdem die Sache wichtig ist.

Tapferkeit der Negern kömmt auf ihre Anführer an.

Der Unterthan muß seinem Oberhaupte allemal in den Krieg folgen. Flieht selbiges, oder fällt zu Boden: so läuft er davon. Sie gehen mit großer Herzhaftigkeit zum Schlagen, wenn der Anführer unverzagt voran geht. Ist der Tod unvermeidlich, so ergeben sie sich ohne Murren darein. Bey einem Negerheere machen die Oberhäupter allezeit den Anfang zur Flucht; daher kam es, daß eben diejenigen Krieger bey dem ersten Angriffe der Franzosen flohen, welche unter ihrer Anführung eine unerschrockene Standhaftigkeit bewiesen. Ueberwindet ein negrisches Oberhaupt: so ist die Grausamkeit die erste Wirkung seines Sieges. Gemeiniglich rottet er das ganze Geschlecht seines Feindes aus. Wird er überwunden, und sein Feind schenket ihm das Leben: so schämet er sich zuweilen zu Tode, oder stirbt aus Verdrusse *h*).

Ihre Städte.

Eine Stadt besteht gewöhnlicher Weise aus tausend Häusern. Sie ist mit einem breiten, und sechs Schuhe tiefen Graben umgeben, an dessen inwendigem Rande starke Pallisaden stehen. Der **Donac** oder des Oberhauptes Haus raget über die andern hervor, wiewohl es, gleich dem allergeringsten, nur von Brettern gebauet, und mit Blättern bedecket ist.

e) A. d. 130 S.
f) A. d. 131 S.
g) A. d. 139 Seite.
h) A. d. 128 S.

Beschreib. von Madagascar.

ist. Nach Untergange der Sonne, versammeln sich alle Einwohner, welche das Alter oder eine Krankheit nicht abhält, bey dem **Donac**, tanzen und jauchzen. Sie stampfen mit solchem ungestümen Wesen mit den Füßen gegen den Boden, daß ein Fremder darüber erschrickt. Sie singen oder erzählen vielmehr die Thaten ihrer Voraltern mit einem gräßlichen Geheule. Sie erheben die Tapferkeit ihres Fürsten. Sie prophezeyen ihm alles Glück. Die Weibesbilder tanzen im Kreise nach dem Klange eines Instrumentes, das aus einem dicken Rohre besteht, und statt der Sayten mit Fäden bezogen ist. Sie spielen fast alle darauf, wobey sie es an die linke Brust stämmen, welche von einem halben Kürbisse, der unten an das Rohr befestiget ist, bedecket wird; die Sayten berühren sie mit der rechten Hand, und singen darzu *i)*.

Ihre Häuser.

Die Häuser, oder gemeinen Hütten, sind denen auf dem grünen Vorgebirge ähnlich; das ist, so niedrig, daß man nicht aufgerichtet darinnen stehen kann. Die Flecken haben bloße Pallisaden zu ihrer Befestigung. Die Dörfer sind ohne Pallisaden und Gräben. Zuweilen werden sie an einen andern Ort verleget. Vier Kerle tragen eine Hütte ohne alle Schwierigkeit wohin sie wollen. Man lebet aber auf dem Dorfe nach eben der Weise als in der Stadt. Besuchet ein großer Herr den andern, so leihet der Wirth dem Gaste diejenige von seinen Frauen, die selbigem am besten zu gefallen scheint, und es wäre eine große Beschimpfung, wenn sich der Gast nicht ihrer bedienen wollte.

Landbau auf Madagascar.

Der Reichthum auf der Insel besteht im Viehe, wofür die Männer sorgen. Der Reiß- und Wurzelbau gehöret für die Weiber. Sie machen neben der großen Zähe am rechten Fuße mit dem Stabe ein Loch in die Erde, und werfen Reißkörner darein; fällt eines neben hin, so stoßen sie es mit eben derselbigen Zähe ins Loch. Auf gleiche Weise verfahren sie bey dem Wurzelbaue. Beyderley Geschlechte weben **Pagnes**, oder baumwollene Teppiche, und färben sie nach Belieben mit verschiedenen Farben. Sie haben keine Webstühle darzu, sondern sie spannen ihre Fäden auf der Erde aus, und stecken vermittelst kleiner Hölzchen, andere oben und unten durch. Gold, Silber und Edelgesteine brauchen sie nur zum Weiberputze *k)*.

Speisen der Einwohner.

Ihre gewöhnliche Nahrung ist Kuhmilch, Reiß und Wurzeln. Sie speisen nur etwan an Festtagen oder bey einer besondern Feyerlichkeit einen Rinderbraten. Sie reinigen die Schwarte, wie wir die Schweine, und braten sie mit: ihr liebster Trank ist eine Art von Meth; sie kochen drey Theile Wasser mit einem Theile Honig, schäumen es ab, und verwahren es in großen Gefäßen von schwarzer Erde. Hierinnen bekömmt das Getränk einen angenehmen Geschmack, wird aber den französischen Mägen schädlich. Auch bereiten sie einen Wein aus Zuckerrohre und **Bananas**. Jener ist stärker, als ihr Meth; dieser hat gar keine Stärke, er schmecket aber lieblich *l)*.

Ihre Kleidung.

Die prächtigste Kleidung eines **Madecassen** ist ein **Pagne** über den Schultern, und noch einer, der ihn vom Gürtel bis an die Knie bedecket, nebst ledernen Sohlen statt der Schuhe, und einer Gattung von Korbe auf dem Kopfe. Die gemeinen Leute tragen, wie die meisten africanischen Schwarzen, nur vorne ein Stückchen Zeug, und hinten wieder eines, oder einen Gurt, dessen Enden vorn und hinten herab hängen, und sie bedecken, so gut es angehen will.

In

i) A. d. 125 S. *k)* A. d. 126 S.

Beschreib. von Madagascar.

In der Beschreibung der ersten holländischen Reise liest man die Weise, wie sie ihre Todten begraben; und in Rennefords seiner, was für Ehrerbiethung sie gegen die Gräber tragen. Allein sie verknüpfen keine Religionsbegriffe mit dieser Pflicht gegen Verstorbene. Nebst dem haben sie weder einen Tempel noch einige andere Gottheit, als die sich jeder in seinem Hause selbst machet, und eine Gattung von Grillen ist. Die Grille sitzt in einem Korbe; sie wird darinnen gefüttert, und hat die kostbaresten Sachen des Hausherrn neben sich liegen. Das ganze Wesen zusammen, nennen sie ihr **Oly**. Sie tanzen mit solcher Heftigkeit um das **Oly** herum, als wenn sie unsinnig wären; denken sie, das **Oly** habe ihnen etwas in den Sinn gegeben, so vollziehen sie es unerschrocken. Ob sie gleich keine andere Grundsätze haben, als die natürlichen: so sind sie doch ungemein abergläubisch; bey ihrem groben Begriffe von Sterndeuten, verbinden sie mit allem, was sie sehen, und was ihnen einfällt, eine Vorbedeutung *m*). Fraget man sie um den Ursprung ihres Wesens und der Welt, so erfährt man lauter einfältige Possen. — Ihre Religion.

Unterdessen schließt man aus der Beschneidung, welche, so viel man weis, auf der ganzen Insel im Schwange geht, daß ihnen entweder die Juden oder die Muhammedaner einige Religionsbegriffe müssen beygebracht haben. Es wird diese Ceremonie nur alle drey Jahre vorgenommen. Man erbauet hierzu in jeder Stadt eine Halle, die auf hölzernen Pfählen steht, und rings herum mit Pallisaden umfasset wird. Das Oberhaupt schlachtet einen Ochsen, gießt das Blut nebst dem Methe rings um diesen Bezirk, öffnet den Zaun, und pflanzet einen Bananasbaum mit Blättern und Früchten in die Oeffnung. Er hängt auch einen mit dem Ochsenblute besprengten Gürtel an den Baum; hierauf wird dieser Ort für heilig geachtet. Man geht nicht anders, als mit Ehrerbiethung, vorbey, noch weniger waget sich jemand hinein. Die Väter der Kinder, welche beschnitten werden sollen, fasten die acht ersten Tage nach dem Neumonde im Märzen, und nachgehends tragen sie dieselbigen in einem Pagne eingewickelt, auf dem Rücken durch die Stadt herum: die jungen unverheiratheten Leute folgen dem Zuge, und machen mit ihren Assagayen allerley drohende Stellungen, als ob sie in das Treffen giengen. Endlich gehen sie dreymal um den heiligen Ort herum, bleiben vor der Oeffnung stehen, theilen sich in zween Haufen, und fangen ein blindes Gefecht an, welches so lange währet, bis beyde Theile aus Müdigkeit auf die zu rechte gelegten Matten hin sinken. Des andern Tages rennet ein Pfaffe, dessen Amt es ist, die bösen Geister von den Kindern zu verjagen, wie ein toller Mensch in alle Häuser hinein, bedrohet die Geister, jaget sie heraus, und in ein Huhn, das an der Thüre des Oberhauptes angebunden steht. Hierauf drehet er dem Huhne den Hals um. Dargegen stellen sich die Väter und Mütter an besagter Thüre ein, bringen dem Oberhaupte so viele Ochsen und schwarze Hühner, als sie Kinder zu beschneiden haben, und bitten um Ernennung eines Tages zur Beschneidung. Wenn dieser Tag kömmt, so sitzt das Oberhaupt an dem Eingange zur Halle, auf einer mit Pagnes belegten Tafel, und empfängt die Gaben der Mütter. Hernach geht er in die Halle, nimmt seinen Platz in der Mitte, und die Väter legen ihm die Kinder auf einen sehr glatten Stein hin, worauf der Schnitt vorgenommen wird. Sogleich erwürget jeder Vater sein Huhn, und läßt das Blut auf die Wunde tropfen. Die Mutter tauchet Baumwolle in das Blut vom Huhne, und von einem Ochsen, den man gleichfalls schlachtet, und bindet sie auf die Wunde *n*). Vergleicht man — Beschneidung.

l) Eben das. und a. d. 127 S. *m*) A. d. 133 S. *n*) A. d. 132, 133 S.

Beschreib. von Madagascar.

man diese Gebräuche mit der africanischen Negern ihren, so läßt die beyderseitige Gleichförmigkeit auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen *o*).

Gespräche des Verfassers mit einem Ombiaß.

Rennefort wunderte sich, daß man bey den Einwohnern von Madagascar keine deutlichere Spuren einer Religion finden sollte; und fragte einen ihrer Gelehrten, aus welchem Grunde sie ein dermaßen verächtliches Thier in ihren **Olys** ernähreten und anbetheten? Der **Ombiasse**; denn diesen Ehrennamen tragen ihre Pfaffen; gab mit großer Ernsthaftigkeit zur Antwort: sie betrachteten in jedweder Sache die hervorbringende Ursache derselbigen; man müßte sich aber eine auswählen, damit man sich seiner Schuldigkeit erinnerte. Diese Antwort setzte Renneforten in Verwunderung. Indem ihm hierbey die Träume der Aegyptier und anderer Völker einfielen: so fragte er den **Ombiasse**, ob er nicht dächte, die Sonne sey der Anbethung würdiger, als eine Grille? Sie ist es nach meinem Erachten eben so würdig, erwiederte der negrische Gelehrte; damit nahm er einen Kieselstein in die Hand, und sagte: hier in diesem Steine stecket die ganze Sonne. Um diesen Satz deutlich zu machen, fuhr er weiter fort zu sagen, je geringer eine Sache scheine, desto deutlicher stelle sie das höchste Wesen vor; die Natur öffne sich, um sich selbst zu erklären; ein Lichtstral, welcher dieses wahrhaftige Wesen beseele, breite sich auf allen Seiten aus, und durchdringe alle Sachen; zwar leuchte er in den gemeinesten Sachen nicht so stark hervor, aber um eben dieser Ursache willen, sey seine Kraft häufiger darinnen verborgen, und eine gewisse Menge des Grundwesens in ihm vorhanden, welches man folglich leichter daselbst sammeln könnte. Weitläuftiger wollte er sich nicht herauslassen, sondern sagte nur, man könnte einer Figur die Kraft des wahren Wesens geben. Rennefort fragte im Scherze: ob er ihm etwas geben könnte, das ihn bey seiner Rückreise vor dem Ersaufen bewahre? Hierauf gab ihm der Ombiasse ein rundes und plattes Stückchen Eisen, in der Größe eines vier Groschenstückes, worauf siebenmal drey Puncte, und einige arabische Charactere stunden, unter Versicherung, so lange er es bey sich trüge, würde er sich vor dem Ersaufen nicht fürchten dürfen. Rennefort gesteht, er habe diesen Talisman bey sich getragen, als sein Schiff im Canale untersank: er will es aber nicht Wort haben, als ob er ihm die Rettung seines Lebens zuschriebe *p*).

2. Thiere auf der Insel.

Verschiedene Arten vom Rindviehe. Flüsse und Teiche. Vögel. Andere Thiere, deren Flacour gedenket. Der Tendrac, Fessa, Saca, Vendsira, Falanuc, Tsitsibi. Tretretretre. Antamba, Mangarsahoc, Breh, Famocantrara. Mandats. Wasserscorpion. Vancoho, Anacalise, Acolalau, Anacandef, Herechereche. Honigameisen. Vier Gattungen Seidenwürmer, Hühner, Fasanen und Papagayen, Fulimene oder Feuervögel. Dreyerley Reiher. Vorudul, Voruchotsi, Rassangue, Taleva Mentavaza, Vorupatra, Hotahota, Voruamba. Seltsame Fledermaus, Meerschwein. Fiantfado.

Verschiedene Arten von Rindviehe.

In keinem einigen bekannten Lande giebt es so viele Ochsen und Kühe, als zu Madagascar. Man theilet sie in dreyerley Gattungen; eine hat eben solche Hörner, als das Rindvieh in Frankreich; der zweyten hängen sie herab; die dritte hat gar keine. Alle drey Gattungen haben einen Höcker von Fette zwischen den Schultern und dem Halse. Die Schafe haben Schwänze, einen halben Schuh breit, die ihnen nachschleppen. Ueberall giebt es wilde

o) Siehe Moors Reisebeschreibung im dritten Theile gegenwärtiger Sammlung.

p) A. d. 134, 135 S.

q) A. d. 119 S.

r) A. d. 120 S.

wilde und zahme Schweine, imgleichen eine Menge Cabris, obgleich die Insel mit gewissen Thieren belästiget ist, welche die Einwohner **Farafes** nennen, und einem Wolfe gleichen, aber weit mehr fressen. Um sich gegen diese gefährlichen Feinde zu verwahren, darf man das Feuer in den Hütten weder Tag noch Nacht ausgehen lassen. Eben so schädlich ist auch eine gewisse Gattung Affen, wenigstens an denen Orten, wo sie sich in Menge aufhält. Ein Haufen solcher boshaften Thiere hätte einstens einen französischen Jäger um das Leben gebracht, wenn er seinen Hund nicht bey sich gehabt hätte *q*).

Beschreib. von Madagascar.

Es giebt vielerley Affen auf der Insel, und die Einwohner bilden sich ein, sie wären überhaupt eine Art fauler Menschen, die sich die Mühe nicht gäben, Häuser zu bauen. Die Crocodile sind in den Flüssen der Insel etwas gemeines, von da sie sich in die Teiche begeben. In den Wäldern findet man eine Menge wilder Katzen: sie sind aber eben so furchtsam, als unsere Hasen. Hunde und Stachelschweine giebt es in großer Anzahl. Ferner, unendlich viele Schlangen, einige so dick, als ein Schenkel, aber ohne die geringste schädliche Eigenschaft. Rennefort bestätiget aus seiner Erfahrung, daß die Cameleons die Farbe der Sache, worauf man sie setzet, annehmen, und saget, die Farbe ziehe sich zu den Augen hinein, wie rother Wein, den man in ein Glas Wasser gießt, es allgemach roth färbe *r*).

Flüsse und Teiche.

Die Flüsse und Teiche auf Madagascar sind voll Fische, und die Küsten wimmeln beständig von Rochen, Sollen, Goldfischen, Rothfischen, Tornbutten und Boniten. Die Austern sind einer Hand groß, aber von einem süßlichten Geschmacke, der sie nicht so angenehm machet, als die unsrigen.

Vögel.

Man findet Feld- und Rebhühner, aber um die Hälfte kleiner, als in Frankreich, auch nicht so saftig; ferner Turtel- und Holztauben, gewaltig viele wilde Enten und Kriechenten; graue Papageyen, davon die jungen besser schmecken, als Turteltauben und Holztauben; Fasanen, Pintadohühner und gemeine Hühner, auch calecutische, die aus Europa dahin gebracht worden; gewisse Vögel, in der Größe eines Schwans, welche die Portugiesen **Flamingos** nennen, woraus die Franzosen **Flamans** gemacht haben. Die Zahl der kleinen Vögel ist unendlich, und ihr Singen etwas höchst anmuthiges. Die Bienen und Seidenwürmer treiben ihre Arbeit fast auf jedwedem Baume. Die Bienen in einer Gattung von Körben, die sie sich auf starken Aesten, zuweilen auch in einem hohlen Baume verfertigen; die Seidenwürmer in ihrem Gehäuse, davon alle Bäume vollhängen *s*).

Andere Thiere, davon Flacour gedenket.

Flacour hatte sich besonders auf die Naturgeschichte der Insel beflissen; er benennet also noch viele andere Thiere, und giebt eine weitläuftigere Beschreibung von ihnen *t*).

Der Tendrac.

Der **Tendrac** ist eine Art von Stachelschweinen, dessen Fleisch die Einwohner für köstlich achten, obgleich **Flacour** es abgeschmackt, zäh und faserícht befand, auch niemals davon essen mochte. Diese Thiere schlafen sechs Monate, verscharren sich in tiefe Löcher, und nehmen in solcher Zeit keine Nahrung zu sich. Sodann fallen ihre Borsten aus, welche so spitzig sind, als des Stachelschweines seine, und bey ihrem Aufwachen wachsen andere.

Der Fossa.

Der **Fossa** ist eine Art eines Dachses, und frißt die Hühner. Wenn er jung ist, so schmecket er so gut, als ein junger Hase.

s) A. d. 120, 121 S. Man sehe die Beschreib. der ersten holländischen Reise.

t) Geschichte der Insel Madagascar, a. d. 151 und folg. S.

Beschreib. von Madagascar.

Der Saca. Der **Saca** ist eine wilde Katzenart. Es giebt sehr schöne, die man leicht fangen kann, wenn sie mit den Hauskatzen rammeln wollen. Die meisten tragen die Schwänze gekrümmet.

Vondsira. Der **Vondsira** ist ein kleines Thier, gleicht einem Wiesel, hat eine rothbraune Farbe, liebet den Honig, und riecht nach Biesam.

Falanuc. Der **Falanuc** ist das rechte Zibeththier, und ist sehr häufig auf der Insel. In vielen Landschaften wird es gegessen.

Tsitsibi. Der **Tsitsibi** ist eine Art eines grauen Eichhorns, das in hohlen Bäumen sich aufhält, und schwer zahm zu machen ist.

Tretretretre. Der **Tretretretre** ist ein Thier von der Größe eines zweyjährigen Kalbes, mit einem runden Kopfe und Menschengesichte. Vörder- und Hinterfüße gleichen einem Affen, das Haar ist gekräuselt, der Schwanz kurz, und die Ohren sind den menschlichen ähnlich. Nach **Flacours** Berichte gleicht dieses Thier dem **Tanacht**, den **Ambrosius Pare** beschrieben hat. Es liebet sehr die Einsamkeit, und die Einwohner meiden es eben so sorgfältig, als es vor ihnen flieht.

Antamba. Der **Antamba** ist eine große wilde Hundesart, mit einem runden Kopfe, und gleicht einigermaßen dem Leoparde. Er zerreißt Menschen und Kälber, hält sich auf unwegsamen Bergen auf, und geht von da auf den Raub aus.

Mangarsahoc. Der **Mangarsahoc** ist ein großes Thier mit Pferdehufen und langen Ohren. Wenn er bergab geht, so kann er kaum vor sich sehen, weil ihm die Ohren vor die Augen hängen. Er schreyt wie ein Esel. **Flacour** hält ihn für einen wilden Esel.

Breh. Der **Breh** ist eine große Cabrigattung, sehr wild, mit einem einigen Horne an der Stirne.

Famocantrara. Der **Famocantrara** ist klein, einer Eydechse ziemlich ähnlich, lebet vom Ungezieser, und klammert sich an die Rinde der Bäume, wo man ihn kaum wahrnimmt. Er sperret das Maul auf, damit die Spinnen und Fliegen hinein können, davon er sich nähret. Oben auf dem Rücken, am Schwanze, an den Beinen, am Halse, und am Ende der Schnauze hat er etwas, wie kleine Klauen oder Pratzen, damit er sich an die Bäume hängt. Nichts destoweniger springt er den Negern wie ein Blitz an die Brust, wenn sie nahe an einen Baum kommen, wo er sich befindet. Sie fürchten sich sehr vor ihm; denn er klammert sich so fest in die Haut, daß sie sich nicht anders, als mit Hülfe eines Scheermessers von ihm losmachen können.

Manduts. Die **Manduts** ist eine Art von Schlangen. Es giebt vielerley Schlangen auf der Insel, welche den französischen ähnlich sehen. Doch diese ist so dick, als ein Schenkel, frißt Ratzen und junge Vögel, die sie aus dem Neste holet.

Wasserscorpion. Die Moräste und stehenden Wasser werden von gewissen Scorpionen unsicher gemachet. Zuweilen schlucket das Vieh beym Saufen ein solches Thier in sich, und muß davon sterben.

Vancoho. Das Ungezieser, welches den Namen **Vancoho** trägt, ist eine Spinnengattung, mit einem dicken runden schwarzen Bauche. Kein giftigeres Thier ist in der Welt. Sobald es einen Menschen sticht, so verliehrt er alle Sinne. **Flacour** sah Negern zween Tage in Ohnmacht, und so kalt, als Eis, da liegen, ungeachtet der Stich kaum zu sehen war. Die Einwohner gebrauchen Kräutertränke dagegen, und unterhalten beständig ein großes Feuer bey dem Kranken.

Beschreib. von Madagascar.

Anacalife. Der **Anacalife** ist ein kriechendes Thier, wächst unter der Rinde fauler Bäume; er hat fünf bis sechs Zoll in die Länge, und viele Beine, wie eine Raupe. Es ist dünn und platt, hat eine sehr harte Haut, und eben so durchdringenden Gift, als der Scorpion und **Vancoho**.

Acolalan. Alle Ratzen, Mäuse, Asseln, Ohrhöhler, Wanzen und ander Geschmeiß verursachen zwar den Einwohnern von Madagascar großes Unheil, doch bey weitem nicht so viel, als ein einziges kleines Thier, **Acolalan** genannt. Alle Negernhäuser sind voll davon. Es zerfrißt Geräthe und Kleider, und vermehret sich erstaunlich. Anfangs ist es sehr klein, es wird aber so dick, als ein Daumen. Endlich wachsen ihm Flügel, wornach es zwar nicht gefährlicher, wohl aber durch sein Herumschwärmen verdrüßlicher wird.

Unter vielen andern Gattungen von Würmern giebt es eine, davon der Kopf der Zunge an einem Bohrer gleicht, und welche das allerhärteste Holz durchfrißt. Andere haben eben dergleichen Köpfe, und zerfressen die Schiffe, sind aber mit Schalen bedeckt. Sie durchbohren das Brett nur schief, und machen sich niemals heraus, welches **Flacour** als eine Gnade von Gott ansieht, weil sie außerdem alle Schiffe zu Grunde bohren würden.

Anacandef. Die **Anacandef** ist eine kleine Schlange, in der Dicke eines Federkiels, welche in das Gesäß der Menschen hinein schleicht. Denn indem man mit seiner Nothdurft beschäfftiget ist, so schießt sie dermaßen geschwind auf die Oeffnung des Leibes los, daß man keinen Augenblick versäumen darf, sie heraus zu ziehen, ehe sie völlig einkriecht; sonst zerfrißt sie die Gedärme, und verursachet einen schmerzlichen Tod.

Herecherecche. Die **Herecherecche** ist eine leuchtende Fliege, davon alle Wälder so voll sind, als wenn Feuerfunken herum stöben, welches bey der Nacht einen angenehmen Anblick verursachet. Zuweilen setzen sie sich in erstaunlicher Anzahl an die Häuser. **Flacour** dachte eines Tages, das seinige stünde in vollem Feuer; da er aber die wahre Beschaffenheit erfuhr, so verursachte ihm dieser Anblick Verwunderung und Lust. Es giebt auf Madagascar so unzählig viele Fliegengattungen, daß er das Vorhaben fahren ließ, sie zu beschreiben.

Honigameisen. Von Ameisen sind mancherley Arten da, unter andern eine, welche sehr anmuthiges Honig machet. Doch theilet sich diese wieder in zwo Gattungen. Eine leget ihr Honig in hohle Bäume, und hat Flügel; die andere hat keine Flügel, und leget es in große Erdschollen, **Vontontanes** genannt. Es sind solche spitzig, hart, und voll Löcher, wodurch diese Thiere in unglaublicher Menge aus- und einziehen.

Vier Gattungen Seidenwürmer. Der Seidenwürmer giebt es viererley Sorten. 1. Diejenigen, welche nur ein einziges und der unsrigen ihrem ähnliches Gehäuse machet, ausgenommen, daß dieses Gehäuse stachlicht ist. 2. Diejenigen, welche viele kleine Gehäuse machet, die sämmtlich in einem großen eingeschlossen sind, und sich zuweilen auf fünf hundert belaufen. 3. Diejenigen, welche ihre Seide in dem Baume **Anacau** spinnt, der dem Cypressenbaume gleicht, und am Ufer des Meeres wächst. Die Gehäuse sind einzeln, hängen an einem Faden, und sind rings herum mit Stückchen von den Blättern des Baumes umfasset. Diese Seide ist die zärteste und stärkste. 4. Endlich diejenige, welche ihre Seide auf dem Baume **Vontaquier** in kleinen und ebenfalls einzelnen Gehäusen spinnt. **Flacour** versichert, die Einwohner auf der **Marieninsel** äßen diese Würmer, wenn sie im Püppchenstande sind, und würfen die Seide weg.

Seine

Beschreib. von Madagascar.

Seine Anmerkungen erstrecken sich auch über die Vögel und Fische. Allein, wir wollen aus einer unendlichen Menge nur diejenigen aussuchen, welche der Insel eigen zu seyn scheinen *u*).

Hühner, Fasanen und Papageyen.

Ueberhaupt ist das Federvieh daselbst kleiner, als in Frankreich. Die Hühnereyer sind nicht größer, als ein Taubeney. Zwar giebt es auch so große Fasanen, als bey uns; hingegen aber auch eine kleine Art, mit violettenen Federn, rothem Schnabel, und von vortrefflichem Geschmacke. Die großen Papageyen sind schwarz. Man findet rothbraune, aber sehr kleine; und grüne, in der Größe eines Sperlings.

Fulimene, oder Feuervogel.

Die Federn des **Fulimene**, oder Feuervogels, sind in der That so roth, als Scharlach. Es ist schade, daß man ihn so schwer aufziehen kann. Im Winter stirbt er; und wenn man mehrere zusammen wirft, so beißen sie sich ohne Unterlaß mit einander herum.

Dreyerley Reiher.

Madagascar hat dreyerley Reiher; weiße, schwarze und graue. Sie halten sich am Wasser und am Strande des Meeres auf. Ihre Federn sind von unvergleichlicher Schönheit.

Vorudul.

Der **Vorudul** *x*) ist eine Art von Beinbrecher, der einen sterbenden oder schwachen Menschen von weitem riecht, und mit großem Geschreye um das Haus herum fliegt.

Voruchotsi.

Der **Voruchotsi** ist ein weißer Vogel, der sich immer bey den Ochsen aufhält, und von Fliegen lebet. Die Franzosen nennen ihn den **Ochsenreiher**, weil er mit diesem Vogel einige Aehnlichkeit, aber keine so schönen Federn hat.

Rassangue.

Die wilden Gänse nennet man **Rassangues**, und sie haben einen rothen Kamm auf dem Kopfe.

Taleva.

Der **Taleva** ist ein Flußvogel, in der Größe eines Huhns, mit violettenen Federn, rother Stirn, Schnabel und Füßen. **Flacour** bewundert ihn ungemein. Die Wasservögel sind auf Madagascar selten groß. Der Verfasser nennet eine große Anzahl, davon keine die Tauben an Größe übertrifft. Er giebt allerley Gattungen Röthelgeyer an.

Mentavaza.

Der **Mentavaza** hat einen vortrefflichen Geschmack, einen langen gekrümmten Schnabel, und lebet auf dem Sande am Meere. Seine Farbe ist grau, und seine Größe ungefähr wie eines Rebhuhns.

Vorupatra.

Der **Vorupatra** ist eine Straußenart, begiebt sich in wüste Gegenden, und leget Eyer von ungemeiner Größe.

Hotahota.

Der **Hotahota** ist ein kleiner Vogel, gleicht zwar der Wachtel sonst nicht, lebet aber wie sie auf den Saatfeldern, und erhebt sich selten in die Luft. Die hiesigen Wachteln sind kleiner, als die französischen, und fliegen so wenig, daß man sie erlaufen kann.

Voru-amba.

Der **Voruamba** ist ein Nachtvogel, schreyt wie ein junger Hund, oder auch wie ein neugebohrnes Kind.

Selzame Fledermaus.

Die **Fany** ist eine Fledermaus, so groß als ein Capaun, hängt sich an dürre Bäume vermittelst zweener Haken, welche ihr die Natur an die Enden ihrer Flügel gesetzet hat, in welchen sie, wie in einem Beutel, eingeschlossen ist. Der Verfasser versichert, sie lege keine Eyer. Sie bringt ihre Jungen unter ihren Flügeln zur Welt, und säuget sie, wie eine Hündinn. Am Leibe ist sie haarigt, und hat eine spitzige Schnauze, wie ein Fuchs. Kein einziger Vogel wird so fett, als sie, wiewohl sie nichts als Obst frißt.

Unter

u) Flacour eben das. a. d. 163 S.

x) Voru bedeutet in der madecaßischen Sprache überhaupt einen Vogel.

Unter denen Fischen, die man außerhalb Madagascar nicht findet, gedenket **Flacour** keines selzamern, als des wilden Meerschweines. Er sah eines von Ochsengröße, und ohne Schuppen, aber borstig, wie ein wildes Schwein, mit einem Loche auf dem Kopfe, Flossen auf dem Rücken, Crocodilfüßen, zwey sehr kleinen Augen, etwan funfzig Zähnen auf jeder Seite des Rachens, in der Größe eines Fingers, einem zottigen Schwanze, einer Klafter lang, der allmählig spitzig zulief. Dieses Ungeheuer war von der See nahe an das Fort **Dauphin** geworfen worden, und daselbst gestorben, stank auch so übel, daß es niemand abziehen wollte.

Beschreib. von Madagascar.

Meerschwein.

Der **Fiantfado** ist ein anderer Fisch auf eben dieser Küste, und statt der Haut mit Beinen umgeben. Eine weitere Beschreibung giebt der Verfasser nicht von ihm. Die Muscheln zeigen eine unvergleichliche Schönheit und erstaunliche Abwechslung an ihrer Gestalt. An den Seeklippen wachsen Bäume, Gesträuche und andere Ausgewächse, die man ordentlicher Weise nur auf dem Lande findet. So gar Weintrauben und Potironen oder Pfifferlinge findet man daselbst. Diese Klippen sind eine Gattung weißer Corallen.

Fiantfado, ein Fisch mit einer beinigten Haut.

3. Früchte, Pflanzen und Gewächse auf der Insel.

Gewürzartige Nuß. Wurzeln. **Uvisutchi.** Cambare. Uvihare. Offeque. Mavondre. Wilde Wurzeln. Fandre. Humimes. Tantamu. Ampambe. Voandzu. Varvattes. Allerley Bananas. Ananas. Zuckerrohr. Voanato. Vontaca. Voarots. Tamarinde. Voaverome. Voalelats. Voanunue. Thiuts. Voavaluts. Azonvalala. Voasutre. Entsasacade. Voafondsi oder Voaduri. Alamuts. Voaravendzara. Ravendzara. Lalevitsit. Longuse. Sedoalre. Tametanes. Voasatre. Palmite. Voachits. Weinreben. Ambuten. Langu. Samale. Tambure. Fanscha. Latac Anghome Lahe. Singosau. Rhombe. Muyta. Tongue. Anranitaco. Voamenes. Fionuts oder Vulibohits. Fonsuts. Fimpi. Mandrise. Mananghamette. Hason Mainthi. Aloe. Suirsa. Anacomptis. Taratantilla. Hota. Zanjene Lahe. Encasatre. Mera. Asonoruts. Tombubitsi. Fatra. Zandraha. Cocombe. Envilasse. Saa. Wermuth. Fiu. Tambure cissa. Voanane. Tsimandats. Ragante. Indigo, Anil. Vahon-ranu. Linghiruts. Korn mit blauen Bluhmen; mit gelben. Anacau. Zuhizorua. Zoazumach. Mihohats. Tocamboa. Ason-passeh. Voarodul. Vohats. Anghive. Andian-buloha. Varaucoco. Rhaa; Frucht davon. Lalonde. Homits ancasson. Voahe. Langhare. Mimbuhe. Harame. Seva. Hunavale. Endrachendrach. Tsimadan. Ferocosse. Hirare. Voatolalac. Manduavatte. Salonta. Sira manghits. Abulasa. Laheric. Mihohats. Sinhahoric. Rombave. Aborach. Lalonda-secats. Tsangu manghits. Fooraha. Arindrauts. Uvilassa. Art von Scolopendra. Laffa. Vahia. Vulivaza. Art von Gentianella. Farisate. Linuraven. Ampalantangh-vari, oder Tituraven. Tavebetrech. Tanhetanhe-anhela. Tafara. Laubingue. Saughira. Monteroh. Ampuli. Tendrocosse. Halampu. Violacalaca. Saldits. Pendre. Apocapuc. Onivau. Vulu. Zucker auf Blättern. Ampufutchi oder Afuth. Manonarive. Menavonhe. Marolutsi. Hanghatsmah. Auase. Tanevul. Uvivave. Zumontsui. Kraut, das die bösen Feuchtigkeiten austreibt. Gummi.

Unter den Früchten und Pflanzen rühmet Rennefort eine der Insel eigene Nuß, die den Geruch von allen Arten des Gewürzes hat. Sie gleicht an Größe einer Muscatennuß, ist aber brauner und runder. Die Natur bringt in der Gegend des Forts **Dauphin** selbst Pfeffer hervor, doch in geringer Menge, weil die Wartung fehlet. Das Korn und die Weintrauben kommen nicht zur Reife, worüber unaufhörliche Klage geführet wird. Gleichwohl

Gewürzartige Nuß.

Beschreib. von Madagascar.

wohl ersetzet diesen Mangel der weiße Reiß, der bey fleißigem Warten in niedrigen Gegenden gut fortkömmt, und der rothe Reiß, der auf dem Gebirge wächst y). Der Tabak ist etwas sehr gemeines, aber außerordentlich stark. Wir übergehen viele Bäume, Früchte und Pflanzen, welche man in Africa und Indien gleichfalls antrifft. Flacour aber beschreibt einige, die man nur auf dieser Insel findet.

Wurzeln.

Nebst dem Ignames, davon das Land viele Gattungen aufweist, giebt es noch vortreffliche Wurzeln. Daher nähren sich die Einwohner hauptsächlich davon. Die besten sind 1. die **Uvifutchi** z), welche in gutem Erdreiche eine ungemeine Dicke gewinnt. Es giebt einige in Mannesdicke, gemeiniglich aber von der Dicke eines Schenkels. Die Einwohner vertauschen unter einander hundert und funfzig gegen eine Kuh.

Cambare.

2. Die **Cambare** ist eben so dick: man giebt aber fünf hundert gegen eine **Uvifutchi**.

Uvihare.

3. Die **Uvihares** a) sind kleiner und wohlfeiler, obgleich ebenfalls sehr hoch geschätzt: allein sie vermehren sich stärker, als die andern. Man schneidet sie in Stücke, wenn man sie pflanzen will. Sie werden erst in acht Monaten zeitig. Die **Offeque** ist sehr bitter. Dennoch wird sie von den Schwarzen sehr geliebt, und in Wasser gekocht, damit der Geschmack von ihr komme. Trocknet man sie hernach an der Sonne: so bleibt sie viele Jahre gut. Will man sie essen, so weichet man sie in Wasser.

Offeque.

Mavondre.

4. Die **Mavondre** schmecket sehr angenehm; sie wird so dick, als ein Hühnerey. Die Haut ist bitter, aber die Rübe schmecket vollkommen wie Castanien. Die **Valeves** und **Triats** sind gleichfalls Wurzeln, die man anbauet.

Wilde Wurzeln.

5. Andere wachsen von sich selbst; dergleichen sind die **Uvienpassos**, die man im Walde und am Ufer des Meeres findet. Sie haben die Dicke und Länge eines Armes. Ihr Geschmack gleicht den **Cambares**. Die **Uvirandres** sind Daumens dick, und sehr wohlgeschmackt. Sie wachsen in den Teichen, und treiben ein handlanges und zwey Finger breites Blatt. Die **Uvidambus** sind die Wurzeln eines Rebenstockes, welcher rothe Beeren trägt, die wie Muscateller schmecken. Der Stock steht alle Jahre ab. Die Wurzel wird ihrer schlechten Annehmlichkeit wegen nur bey Hungerszeit gegessen. Die **Vahalaies** sind so groß, als ein Menschenkopf, und schmecken wie die Birnen, die man in Frankreich **bons chretiens** nennet. Sie haben eine graue Rinde, und werden roh oder gekocht gegessen. In einigen Gegenden, wo sie häufig wachsen, sind sie die einige Speise des gemeinen Mannes. Die **Fanghits** werden erstaunlich groß. Sie stillen Hunger und Durst zugleich. Man ißt sie roh, und sie sind leicht zu verdauen. Die Rinde ist röthlich. Sie wachsen unter einem kleinen Gebüsche, und man findet welche, die dicker sind, als ein Mann am Leibe.

Fandre.

Die **Fandre** ist ein kriechendes Kraut, davon man die Wurzel ißt, gleichwie auch von einem andern Kraute, **Hombuc** genannt. Die **Sonzes** ist eine Kohlgattung mit runden und so breiten Blättern, daß man eines zum Sonnenschirme gebrauchen könnte. Kochet man diese Blätter am Fleische: so schmecken sie wie unser Kohl, und die Wurzel wie Artischocken.

Humimes.

6. Die **Humimes** oder **Voamitsas** sind kleine Wurzeln, von der Größe eines Daumens, und vermehren sich außerordentlich. Sie schmecken fast wie Steckrüben.

Tantamu.

Die **Tantamu** gehöret unter die **Nenuphar**-Gattungen, und hat violettene Blüthe. Man kochet sie in Wasser, oder brätet sie unter der Asche. Manns- und Weibespersonen

y) A. d. 121 und 122 S.

z) Flacour, a. d. 114 und folg. S.

PFLANZEN UND FRÜCHTE VON MADAGASCAR.

N°. 25.



y) A. d. 121 und 122. S.

z) Flacourt, a. d. 114 und folg. S.

sonen sind sehr begierig darnach, weil es im Gegentheile von unserm **Nenuphar** zur Liebe reizet. Beschreib. von Madagascar.

Der **Ampambe** ist eine Hirsenart, wächst so hoch, als ein Spieß, und ist schwer zu verdauen. Man bauet sie sorgfältig. Die **Voanghenbes** sind kleine Bohnen, und schmecken sehr gut, so lange sie noch grün sind. Die **Voandsorus** sind kleine Erbsen, so groß wie Wicken, und schmeckten dem **Flacour** so gut, als unsere. Die **Antaes** sind eine Gattung Fasolen. Ampambe.

7. Die **Voandzu** sind eine Bohnenart, und vermehren sich ungemein. Sie wachsen in der Erde, jedwede in ihrer Schote. Die Blätter gleichen dem Klee. Voandzu.

8. Die **Varvattes** oder **Ambarvatsis** sind Pflanzen, welche dem spanischen Genster gleichen. Sie blühen auch also, und tragen eine Schote mit einem kleinen und einer Wicke ähnlichen Korne. Sie wachsen so hoch, als ein kleiner Kirschbaum. Die Seidenwürmer nähren sich von ihrem Laube. Varvattes.

9. Man erwähnet der **Bananas** nur, weil es allerley Gattungen davon auf Madagascar giebt. Einige sind so dick, als ein Arm, andere nur so dick, als ein Daumen, alle aber sehr wohlschmeckend und nahrhaft. An vielen Orten machet man aus den Fäden des Bananasstammes Zeuge, die man für seidene halten sollte. Allerley Bananas.

10. Die **Ananas** ist in den Gegenden des Forts **Dauphin** nicht vortrefflich. Ananas.

11. Das Zuckerrohr dienet nur, ein starkes Getränk daraus zu machen, welches sich nicht lange hält, und in dreyen Tagen trinken läßt. Zuckerrohr.

12. Die **Voanato** ist die Frucht von einem großen Baume, welcher am Ufer des Meeres wächst. Ihr Fleisch ist teigicht, aber nahrhaft. Die Einwohner essen sie entweder allein, oder mit Milch und Honige. Der Baum, welcher diese Frucht trägt, ist roth, hart, schwer, unverderblich, und vortrefflich zum Bauen. Voanato.

13. Die **Vontaca** ist eine Frucht von der Größe einer Quitte, mit einer eben so harten Schaale umgeben, als ein Kürbis. Sie ist voller großen flachen Körner, wie die Speynüsse, aber kleiner. Das Fleisch ist von angenehmem Geschmacke und schönem Geruche, wenn es reif ist. **Flacour** glaubet, sie sey dasjenige, was in Indien **Cydonium Bengalense** heißt. Vontaca.

14. Die **Voarots** ist eine Frucht von einem großen Baume, der vom Fuße auf voller Zweige ist, und sich in einer eyrunden Gestalt erhebt. Das Blatt gleicht den Olivenblättern. Die Feucht ist eine Art von einer etwas herben Kirsche, die aber wenig Fleisch hat, indem der Kern sehr groß ist. Sie wächst buschweise, und man hat ihrer von dreyerley Farben, rothe, weiße und schwarze. Voarots.

15. Die **Tamarinden** zu Madagascar sind die schönsten Bäume des Landes, wegen ihrer Größe, Dicke und Breite ihrer Zweige. Die Schoten, welche die Frucht tragen, sind nicht größer, als der französischen Bohnen ihre. Außer den Eigenschaften der Frucht, welche in der Arzeneykunst bekannt sind, versichert **Flacour**, es sey die Rinde von dem Holze, und das Holz selbst, wenn es im Wasser gekocht wird, ein gutes Mittel wider die Blähung und Verstopfung der Leber. Die Einwohner nennen diesen Baum **Monte**. Tamarinden.

16. Die **Voaverome** ist eine violettene Frucht, eben so klein, als die rothe Johannisbeere, süß und sehr angenehm. Man bedienet sich ihrer, schwarz und violett damit zu färben. Voaverome.

a) Uvi heißt überhaupt Wurzel.

Beschreib. von Madagascar.

Voalelats. 17. Die **Voalelats** ist eine Art von einer weißen Maulbeere, deren Baum und Blätter aber unsern Maulbeerbäumen gar nicht ähnlich sind. Diese Frucht ist ungemein herbe.

Voanunue. 18. Die **Voanunue** ist eine Frucht von der Art einer Feige, deren Blätter den Birnbaumblättern gleichen. Diese Frucht ist an Gestalt und Geschmacke den marseillischen Feigen ähnlich. Wenn in den Baum geschnitten wird: so fließt eine Milch heraus, und die Rinde dienet, Tauwerk daraus zu machen. Er wächst sehr hoch. Dieses aber hindert nicht, daß nicht einige von seinen Blättern die Erde berühren, wo sie Wurzel fassen, und andere Bäume treiben. **Flacour** hat viere gesehen, welche zu Bäumen von zwo Klaftern im Umfange geworden waren. Er hat von einem andern Baume in der Insel St. Maria geredet, dessen Frucht, so bald sie herunter fällt, Wurzel fasset, und ein so dickes Holz machet, daß es unmöglich ist, darüber wegzukommen. Dieser Baum heißt **Thiuts**, und die Frucht **Voathiuts**. Madagascar hat eine andere Art von Feigenbäumen, Namens **Nonnue Issaie**, deren Frucht gut, aber so klein, als eine Kirsche ist.

Thiuts.

Voavaluts. 19. Die **Voavaluts** ist eben die Frucht, welche in Indien **Durion** heißt, von sehr gutem Geschmacke, aber sehr steinigt.

Azonvalala. 20. **Azonvalala** ist der Name einer kleinen rothen Frucht, von angenehmem Geschmacke und der Größe einer rothen Johannisbeere. Sie wächst auf einem Strauche, der buschicht wird.

Voasutre. 21. Die **Voasutre** ist eine Frucht von der Größe einer Muscatbirne, welche, wenn sie gekocht oder gebraten wird, wie eine Castanie schmecket. Der Baum wächst ziemlich hoch. Es ist das härteste Holz im Lande. Es läßt sich sehr schön glätten, und nimmt eine Lohfarbe an. Seine Blätter sind so lang, wie die von dem Mandelbaume, aber eingeschnitten, und bey jedem Einschnitte mit einer Bluhme von eben der Gestalt und Farbe versehen, als die vom Rosmarin, aber ohne Geruch. Aus dieser Bluhme wird die Frucht, welche auch rund um die Blätter und an dem äußersten Rande wächst. Flacour redet mit Verwunderung davon.

Entsasacale. 22. Die **Entsasacale** ist die Frucht von einem Baume, von der Größe eines Mandelbaumes, gerade, ohne viele Zweige, dessen Blätter den Nußblättern gleichen. Die Frucht ist lang, wie ein Stab, und in kleine Zellchen abgetheilet, aber hart bis in die Rinde. Sie ist von außen und innen gelb. Der Saft, welcher davon herausgeht, ist süß, und giebt auch einen solchen Geruch. Man findet schwarze und weißgraue. Sie wächst weder an Zweigen, noch an Blättern, sondern aus der Rinde des Stammes, an der sie durch einen kleinen Schwanz hängt; welches dem Schriftsteller wundersam vorgekommen.

Voafondsi, oder Voaduru. 23. Die **Voafontsi** oder **Voaduru** ist die Frucht von der Pflanze **Balizier**, mit deren Blättern die Häuser gedecket werden. Diese Blätter dauren, wenn man sie trocken brauchet, sechs Jahre, ohne zu verfaulen. Die Stengel, die man auch trocknen läßt, dienen, Wände und Zäune daraus zu machen. Aus den grünen Blättern machen die Negern Matten, Teller, Löffel und Trinkgeschirre. Sie sind eine Klafter lang, und ungefähr zween Fuß breit. Einige sind acht bis zehn Fuß hoch, ohne den Stengel, der zuweilen mehr als zwölf Fuß hat. Die Pflanze wächst in der Gestalt eines Federbusches. Ihre Frucht sieht wie ein großer Büschel aus, von der Länge einer türkischen Kornähre: sie ist aber mit einer sehr harten Rinde bedeckt, und jedes Korn ist wie eine Erbse groß. Es ist in eine Art von blauem Fleische eingehüllet, woraus die Schwarzen Oel machen. Aus dem Korne machen sie Mehl, welches sie mit Milch essen.

Die

Die **Alamutes** sind eine Art von schwarzen Pflaumen, welche den wahren Geschmack einer Pflaume haben, und deren Baum, welcher stachlicht ist, auch an den Blättern dem Pflaumenbaume gleicht. An statt des Steinkerns aber hat diese Frucht zehn oder zwölf flache Hülsenkerne. Beschreib. von Madagascar. Alamutes.

Die Granaten und Orangen in Madagascar sind vortrefflich. Die Orangen, welche man **Voangissaies** nennet, wachsen büschelweise, zehn oder zwölfe, und ihr Fleisch schmecket wie Muskatellertrauben. Man unterscheidet in dieser Insel siebenerley Arten von Citronen, die ihrer Größe und ihren Eigenschaften nach unterschieden sind. Die vortrefflichste darunter aber ist diejenige, welche **Voatrimon** heißt. Sie ist übel gestaltet, und so groß wie ein Kinderkopf. Ihre Schale ist vortrefflich zum Einmachen.

24. Die **Voaravendzara** ist die Frucht von einem Baume, Namens **Ravendzara**, von der Größe unsers Lorberbaumes, dem er auch an Blättern gleicht, ob sie gleich kleiner sind. Seine Frucht ist eine grüne Nuß, dessen Schale und Fleisch den Geschmack der Nägelein haben. Der Baum bringt in drey Jahren nur dreye hervor. Man unterscheidet das Männlein und Weiblein. Seine Bluhme gleicht auch der Nägeleinsbluhme. Die Einwohner bedienen sich dieser Nuß, um ihre Fische damit nebst dem Ingwer und Knoblauchsblättern zu würzen. Sie machen sie aber, ohne daran zu denken, rar, weil sie so unvernünftig sind, und die Bäume abhauen, um die Frucht und Blätter desto leichter zu bekommen. Voaravendzara. Ravendzara.

25. Der weiße Pfeffer ist in allen Gehölzen überflüßig. Er heißt **Lale vitsit**. Die Turteltauben und Holztauben fressen ihn. Schwarzen Pfeffer aber haben die Franzosen zu Madagascar nicht entdecken können. Sie haben **Cubeben** angetroffen, welche man in Indien **Schwanzpfeffer** oder **Muscuspfeffer** und **Bisampfeffer** nennet. Lale vitsit.

26. Die **Longuse** oder Cardamome ist eine Frucht, die so roth ist, als Scharlach, deren Fleisch weißlich ist und etwas herbe schmecket. Sie bringt ein schwarzes Korn hervor, welches wir **Großcardamome** genennt haben, und ist in Madagascar sehr häufig. Longuse.

27. Der wahre Ingwer ist daselbst von besonderer Schönheit.

28. Die **Sedoaire** wächst daselbst überall auf den Bergen. Sedoaire.

29. Die **Tametanes**, welche wir **Terra merita** genannt haben, deren Wurzel so gelb ist, als Saffran, daher sie auch indianischer Saffran heißt, wächst hier von sich selbst und würde noch besser wachsen, wenn sie gebauet würde. Sie dienet zum Färben. Tametanes.

30. Die Cocosbäume sind rar auf der Insel.

31. Die **Voasatre** ist eine Frucht, welche in Gestalt eines Büschel Zwiebeln auf einem mittelmäßigen Baume wächst, dessen Blätter lang und breit in der Gestalt der Fächer sind. Aus diesen Blättern machet man Matten, Tauwerk und Körbe. Die Frucht ist so groß, wie ein Ey, enthält ein weiches Wesen, oder vielmehr eine Art von Safte, der wie unsere Honigkuchen schmecket. Voasatre.

32. Der **Palmite**, ein großer Baum, welcher oben auf seinem Stamme einen Schößling von Blättern treibt, den er hervorbringen muß, und man Palmitenkohl nennet, wächst hier vollkommen. Dieser Kohl hat den Geschmack von Kartendiesteln oder gemeinen Kohlstrünken. Palmite.

33. Die **Voachits** ist eine Art von Weinrebe, deren Traube wie französischer Verjus oder unzeitiger Rebensaft schmecket. Ihre Blätter sind rund, so wie Epheu und das Holz beständig grün. Voachits.

Beschreib. von Madagascar.

Weinreben. 34. In dem Gebiethe **Alfissac** hat man eigentliche Reben gefunden, wovon Flacour einige Senker in dem Fort **Dauphin** gepflanzet, und im Jahre 1655 die ersten Trauben davon gegessen hat.

Ambuton. 35. Das **Ambuton** ist ein kleines Kraut, welches auf den Wiesen wächst, und von etwas widrigem und bitterm Geschmacke ist. Die Negern essen solches zur Zeit der Hungersnoth. Zu anderer Zeit aber kauen sie es nur als eine Art von Betel, um sich die Zähne, das Zahnfleisch und die Lippen dadurch zu schwärzen, und einen lieblichen Athem zu bekommen.

Langu. 36. Die **Langu** ist eine Art von vieleckigten Nüssen, die auf einem kriechenden Kraute wachsen, und die man in eben der Absicht kauet, wie das obige.

Samale. 37. Das **Samale** ist ein anderes Kraut, welches sehr stark stinkt, und die Geschwüre am Zahnfleische heilet. Die Säugerinnen reiben ihren Kindern das Zahnfleisch damit, um sie vor den Zahnschmerzen zu verwahren, oder sie davon zu befreyen.

Tambure. 38. Der **Betel** heißt **Tambure** zu Madagascar, und wird gekauet, wie in Indien, mit etwas ungelöschtem Kalke und Arekanüssen, welche die Insulaner **Furenfuru** nennen.

Fanscha. Der **Fanscha** ist ein Baum, welcher Blätter wie Farrenkraut hat, und dessen Holz sehr hart und mit schwarzen flammichten Adern gezeichnet ist. Wenn man hinein schneidet, so giebt er einen röthlichen Saft von sich. **Flacour** hält ihn für die **Filix arborea.**

Latac Anghome Lahe. 39. Die **Latac Anghome Laho**, das ist **Ochsenhode**, als womit sie eine Aehnlichkeit hat, ist die Frucht von einem kriechenden Kraute, welches weiße Bluhmen trägt, die wie Jasmin riechen, aber viel größer und straußweise sind.

Singofau. Das **Singofau** ist ein großes Blatt, drey Hände breit lang, und vier Finger dicke und breit. Es kömmt aus einer Pflanze und hängt sich an den Stamm der Bäume. Die Schwarzen zermalmen diese Blätter, nachdem sie solche an dem Feuer erwärmet haben, und reiben sich die Augen damit, um ein heller Gesicht zu bekommen.

Rhombe. 40. Die **Rhombe** mit großen Blättern ist eine Art von wilder Münze, welche den doppelten Geruch von Zimmet und Nägelein hat, und zwo Ellen hoch wächst.

Muyta. 41. Das **Muyta**, ein Kraut, welches am Wasser und in sumpfichten Orten wächst. Die Negern bedienen sich desselben für das Kopfweh. Flacour hält es für den **Cyperus orientalis.**

Tongue. 42. **Tongue** ist der Name eines Krautes, welches wider den Ekel und wider das Gift dienet. Es hat eine Bluhme wie Jasmin, und eine sehr bittere Wurzel. Die Wurzel brauchet man.

Anramitaco. 43. Die **Anramitaco** ist eine Pflanze, welche zwo Ellen hoch wächst. Sie trägt an der Spitze ihrer Blätter eine Bluhme oder hohle Frucht, wie ein klein Gefäß, das seinen Deckel hat; und wenn es regnet, so wird sie voll Wasser. Man hat ihrer zweyerley, rothe und gelbe.

Voamenes. 44. Die **Voamenes** sind eine Art von kleinen rothen Erbsen, welche von denjenigen wenig unterschieden sind, die man in groß Indien **Condure** nennet, und statt des **Borax** zum Goldlöten dienen. Nachdem man sie gestoßen hat, so mischet man ein wenig Citronensaft darunter, und tunket das Gold in den Saft, ehe man es ans Feuer bringt.

Fiomuts oder Vulibohits. 45. Das **Fiomuts** oder **Vulibohits** ist ein Kraut, welches gelb gefleckte Bluhmen hat, und dessen Blätter, die sehr fett sind, darzu dienen, daß das Haar ausfällt. Es riecht

riecht wie Melilot oder Steinklee. Man verbrennet es ganz grün, um die Asche davon zu bekommen, die zum Schwarz- und Blaufärben dienet. Diese Asche heißt **Fonfuts**. Beschreib. von Madagascar. Fonfuts.

46. Der **Fimpi** ist ein Baum von der Größe eines Oelbaumes, dessen Rinde grau ist, und wie Bisam riecht. Sie hat einen schärfern Geschmack, als der Pfeffer. Flacour glaubet, es sey der **Costus Indicus**. Sie trocknet zusammen wie der Zimmt, wird weiß und giebt im Feuer einen sehr schönen Geruch von sich. Das Holz davon ist sehr hart, und riecht auch sehr gut. An einigen Orten der Insel giebt dieser Baum ein Harz von sich, welches man zum Räuchwerke nimmt. Es ist von außen schwarz, wenn man es aber zerschlägt, so wird es weiß und grau. Fimpi.

47. Das **Mandrise** ist ein marmorirtes Holz, inwendig violett, und hat kleine Blätter, wie das Ebenholz. Mandrise.

48. **Mananghamette** ist ein rothbraunes Holz, welches wie das Ebenholz schwärzet. Mananghamette.

49. Man findet zu Madagascar drey Arten von Ebenholze. Das vornehmste, welches den Namen führet **Hason Mainthi**, das ist **schwarz Holz**, ist ein großer Baum, dessen Blätter dunkelgrün und so klein sind, als die von dem großen Myrthenbaume. Die Rinde des Baumes fällt auch ins Schwärzliche. Hason Mainthi.

50. Die **Aloe** ist zu Madagascar gemein. Sie wird so hoch, als ein Oelbaum. Ihre Blätter, welche grün und gedruckt sind, haben einen Myrthengeruch. Aloe.

51. Das **Zuirfa**, ein gekerbtes und eingeschnittenes Kraut, welches vortrefflich wider das Fieber ist, wenn man es zermalmet, und es so in der Gegend, wo die Lunge und das Herz liegen, aufleget. Es hat den etwas säuerlichen Geschmack vom Buchampfer oder Sauerklee. Zuirfa.

52. Der **Anacomptis**, ein Baum, welcher eine Frucht trägt, die etwas länger und nicht so dick ist, als ein Finger, von brauner Farbe, mit weißgrau gefleckt. Diese Frucht giebt eine Art von süßer Milch, welche dienet, die Kuhmilch gerinnend zu machen. Die Blätter gleichen den Birnbaumsblättern. Anacomptis.

53. Die **Taratantilla** ist eine Art von Buchsbaume. Taratantilla.

59. Eine Art von Feigenbaume, dessen Frucht bitter ist.

62. **Hota**, ein Kraut mit dreyen Blättern, welches die Kraft hat, das Blut zu stillen. Hota.

65. **Zanjene Lahe** ist ein Holz, dessen Geruch dem Geruche des Kümmels nahe kömmt, ob er gleich viel stärker ist. Die Rinde, welche einen angenehmen Geruch hat, gleicht des Holunderbaumes seiner. Die Einwohner bedienen sich dieses Holzes zum Brennen. Zanjene Lahe.

Das **Encafatre** ist ein Holz, welches einen grünen Kern hat, und marmorirt ist. Es riecht wie Rosenholz; und wenn es mit Wasser auf einem Steine gerieben wird, so heilet es die Schwarzen von ihrem Ekel. Encafatre.

Der **Mera** ist ein Baum, der Blätter wie Oelblätter und einen gelben Kern im Holze hat, das so hart ist, als Buchsbaum, aber ohne Geruch. Mera.

Der **Asonoruts** ist ein Baum, der schönes Holz hat, woraus man Kämme machet. Asonoruts.

Der **Tombubitsi** ist ein Baum, dessen Holz einen orangefarbenen Kern hat. Tombubitsi.

Der **Fatra** ist nach Flacours Anzeige, der Baum, welcher Benzoe trägt. Fatra.

Der

Beschreib. von Madagascar.

Zandraha. Der **Zandraha** ist ein anderer Baum, welcher nicht nur sehr hoch und sehr gerade, sondern auch weit schwärzer, als das Ebenholz, und so gleich und eben, als Horn ist. Die größten aber haben nicht mehr als sieben Zoll im Durchschnitte.

Cocombe. Das **Cocombe** ist auch noch ein schwarzes Holz, aber gemeiniglich krumm. Es wächst an steinigten Orten. Seine Blätter sind sehr klein, und weniger als seine Dornen. Seine Bluhme hat einen sehr angenehmen Geruch, und das Holz selbst giebt im Feuer einen noch ziemlich guten Geruch von sich. Es ist ziemlich dicke, aber sehr kurz.

Envilasse. Das **Envilasse** ist eine Art vom Ebenholze, welches dem **Zandraha** sehr gleich kömmt.

Saa. 66. Der **Saa** ist ein niedriger Baum, von dessen Holze man die Hefte an den Assagayen machet.

Wermuth. 67. Eine Art von sehr bitterm Wermuthe.

Fiu. 68. Das **Fiu** ist ein Kraut, welches nur aus kleinen Zäserchen besteht.

Cambure-cissa. 69. Der **Cambure cissa** ist ein Baum, der eine Art von Aepfeln hervorbringt, wovon dieß die sonderbareste Beschaffenheit ist, daß sie sich in Vierthel öffnen, so bald sie reif sind. Ihr Fleisch ist voller Körner, die mit einer dichten und zarten Haut von Orangefarbe umgeben sind, womit man eben so färbet, als mit dem americanischen Rocu.

Voanane. 70. Die **Voanane** ist eine Frucht, einen halben Fuß lang, welche vier Vierthel hat, und sich essen läßt. Sie schmecket wie eine steinigte Birne, und hält den Bauchfluß auf.

Tsimandats. 71. Das **Tsimandats** ist ein Kraut, welches die Negern wider die Franzosen brauchen.

Ragante. 72. Das **Ragante** ist ein anderes, dem sie eben die Kraft zueignen.

Indigo, Anil. 73. Der **Indigo** oder **Anil**, der zu Madagascar **Banghets** heißt, ist sehr gemein auf der Insel, und dienet den Negern zum Färben. Sie bereiten ihn auf folgende Art. Sie sammeln eine gewisse Menge, wenn er anfängt zu bluhen, und thun ihn, damit er faule, in große Gefäße voller Wasser, wo sie ihn täglich mit einem Stocke umrühren. Wenn er gefaulet ist, wozu ungefähr drey oder vier Tage gehören: so nehmen sie die Stengel und Zasern davon weg. Darauf rühren sie das Uebrige noch einmal um, und lassen das Wasser in andere Gefäße ablaufen. Es hat eine violettbraune Farbe angenommen. Sie seigen es durch ein härenes Sieb, worauf sie ungefähr einen Schoppen Olivenöl in vier oder fünf Ohmen oder Faß von diesem Wasser gießen. Sie rühren solches lange Zeit mit einer Art von Querl um. Endlich lassen sie sichs setzen, bis die Hefen alle zu Boden gesunken, und darauf lassen sie es durch ein kleines mit Zeuge bedecktes Loch ablaufen, und die Hefen, die zurückbleiben, machen, wenn sie gut ausgetrocknet sind, die Farbe, welche Banghets oder Indigo genannt wird.

Vahon-ranu, Linghiruts. 74. Die **Vahon-ranu** oder **Linghiruts** ist eine Pflanze, die aus einer dicken Zwiebel wächst. Sie treibt eine sehr dicke Wurzel, welche, wenn sie geraspelt, und mit unter den Brey der Kinder gemengt wird, unfehlbar ihre Würmer vertreibt und tödtet. Die Bluhme ist sehr schön, und wächst an dem Rande der Teiche. Die Blätter, wenn sie im Wasser zerrieben werden, machen, daß es wie von Seife schäumet. Man bedienet sich desselben auch, um sich das Gesicht zu reinigen.

75. Eine Art von Bananasblättern, wenn sie jung sind.

Korn mit blauen Bluhmen. 76. Korn mit blauen Bluhmen, welches den Hühnern tödtlich ist, wenn sie davon fressen.

77. Korn mit gelben Bluhmen. Beschreib. von Madagascar.

78. Der **Anacau** ist ein Baum gleich den Cypressen, welcher an den Ufern des Meeres wächst. mit gelben. Anacau.

79. **Suhisorua** ist der Name eines sehr großen Baumes. Suhizorua.

80. Der **Soasumach** ist ein anderer Baum, dessen Korn dem **Sumach** gleicht. Soazumach.

81. **Mihohats.** Mihohats.

82. **Tocamboa**, die Frucht von einem Baume, welche einer kleinen Birne gleicht, und wovon die Hunde sterben. Tocamboa.

83. Der **Ason-passech** ist ein Baum, welcher eine Frucht von sehr gutem Geschmacke trägt, von der Größe einer Dattel. Ason-passech.

84. **Voarodul**, eine gelbe Frucht, die man wenig achtet. Voarodul.

85. Die **Vahots** ist eine Staude, deren Wurzel zum Färben gut ist. Sie machet eine schöne hellrothe Farbe. Mit etwas Citronensafte aber machet sie eine goldgelbe Farbe. Vahots.

86. Die **Anghive** ist eine andere Staude, deren Wurzel, wenn man sie als einen Trank trinkt, die Harnwinde vertreibt, und die Steinschmerzen lindert. Ihre Frucht ist von der Größe einer Kräuselbeere. Man hat noch eine andere Art, welche die große ist, und deren Frucht die Größe eines Hühnereyes hat, scharlachroth ist, und gegessen wird. Anghive.

87. Die **Andian-buloha** ist eine Staude, welche längst an dem Strande der See wächst, und ein Blatt hat, das unserer **Cynoglossa** oder Hundeszunge gleicht. Es hat seine Körner straußweise. Andian-buloha.

89. **Varaucoco** ist der Name einer kriechenden Staude, die sich um die großen Bäume schlingt. Sie trägt eine violettblaue Frucht, von der Größe einer Pfersich, in welcher sich vier große Kerne oder Steine finden. Ihr Fleisch ist süß, und von einem angenehmen Geschmacke, aber teigicht. Von dem Holze des Baumes machet man Faßbände zu den Eimern und kleinen Gefäßen. Die Rinde giebt ein rothes und harzigtes Gummi. Die zweyte Haut, wenn sie am Lichte verbrannt wird, schmelzet wie Gummilac, und giebt auch einen solchen Geruch. Varaucoco.

90. **Rhaa** ist der Name, den die Inseleinwohner einem Baume geben, welcher das Drachenblut hervorbringt. Man redet hier bloß davon, um einen andern zu unterscheiden, der auch solchen Saft giebt. Rhaa.

91. Seine Frucht hat die Größe und Gestalt einer kleinen Birne, ausgenommen, daß das Dicke hier gegen dem Stiele zu ist. Sie hat einen Kern in sich, der nur eine etwas feste Haut hat, und in diesem Kerne ist eine Mandel von der Gestalt, Farbe, und dem Geruche einer Muscatennuß. Die Negern ziehen aus dieser Nuß ein Oel, welches Flacour für ein unfehlbares Mittel wider die Rose, Entzündung und das Jücken der Haut hält. Frucht davon.

92. Die **Lalonde** ist der Jasmin zu Madagascar, welche größere Blätter hat, als der europäische. Sie wächst wie eine Staude und kriecht nicht, und hängt sich auch nicht an. Ihre Bluhme giebt einen vortrefflichen Geruch. Lalonde.

93. Die **Honnitsancason**, ist eine Staude, welche eine Bluhme vom Geruche des Jasmins trägt, die aber viel weißer ist. Der Stiel von der Bluhme, der auch weiß ist, hat mehr als sechs Daumenbreit in der Länge. Honnits-ancason.

94. Die **Voahe** ist eine Staude, welche weiße Bluhmen trägt, wie das **Lilium-convallium.** Voahe.

Beschreib. von Madagascar.

Langhare.

95. Die **Langhare** ist eine andere Staude, welche gemeiniglich buschicht wächst. Ihre Blätter sind lang und gekerbet, wie die vom Castanienbaume, aber weit härter, und durch ihre Zahnschnitte etwas spitziger. Ihr Holz ist gerade. Ihre Bluhmen wachsen ohne Stiel an der Rinde ihres Stammes, welcher ganz damit bedecket ist. Sie sind auch so roth, als Blut, und von einem etwas beißenden Geschmacke, welcher den Speichel erwecket, wenn man sie kauet. Sie führen stark ab; daher die Negern sie für Gift halten.

Mimbuhe.

96. Der **Mimbuhe** ist ein Baum, dessen Blätter einen starken Geruch von sich geben, und für eine gute Herzstärkung gehalten werden.

Harame.

97. Der **Harame** ist ein großer Baum, aus welchem der Gummi kömmt, den man **Tamacha** nennet. Es ist vielmehr ein Harz, welches sehr stark riecht, wenn es frisch ist. Seine größte Kraft ist, daß er die kalten Geschwülste zertheilet, und die kalten Flüsse hemmet. Er ist auch ein vortrefflicher Balsam für die Wunden. Seine Frucht ist so groß, als unsere grünen Nüsse und sehr harzicht. Aus seinem Holze machet man Bretter zu Schiffen und Barken.

Seva.

98. Die **Seva** ist eine Staude, deren Blätter oben dunkelgrün, unten weiß und wollicht, und von der Größe der Mandelblätter sind. Sie haben eine zusammenziehende Kraft, welche sie wider den Durchlauf heilsam machet.

Hunahavale.

99. Der **Hunahavale** ist ein Baum, dessen Blätter sechse und sechse, straußweise kommen. Er ist eine gute Herzstärkung wegen seines vortrefflichen Geruches.

Endrachendrach.

100. Der **Endrachendrach**, ein Baum, dessen Holz gelb ist und wie Sandelcitrin riecht. Es ist das härteste Holz, und verdirbt eben so wenig, als der Marmor. Dieses drücket sein Name aus, welcher **beständig daurend** und **ohne Ende** heißt. Es ist so schwer, wie Eisen. Der Baum ist groß und dicke.

Tsimadan.

101. Der **Tsimadan** ist ein Baum, dessen Blätter ein gutes Hülfsmittel wider den Ekel und wider die Pest, und wider die ansteckenden Krankheiten sind.

Ferocosse.

102. Die **Ferocosse** ist eine Staude, welche kleine runde Schoten trägt, die gut zu essen sind.

Hirare.

103. Die **Hirare** ist eine Art von **Solanum-soporiferum**, deren Bluhme weiß in Gestalt eines Glöckchen, aber etwas länger ist. Ihre Frucht, welche der von dem **Strammonium** gleicht, hat eben die Kraft. Flacour glaubet, es sey dasjenige, was die Mediciner **Datura** nennen.

Voatolalac.

104. Die **Voatolalac** ist eine dornichte Staude, deren Frucht eben so ist, und **Bassy** heißt. Sie ist in einer Hülse eingeschlossen.

Manduavatte.

Die **Manduavatte**, eine Staude, deren Holz zu den Handgriffen der Assagayen gebrauchet wird. Sie trägt eine Frucht, die den Haselnüssen gleicht.

Salonta.

Die **Salonta** ist eine Art von **Tithymalus** oder Wolfsmilch, die nur einen Stengel von vier Ecken hat, und auf der Spitze zwölf oder funfzehn Blätter in Gestalt eines Straußes, gleich den Blättern der **Laureola** oder des Lorberkrauts trägt. Ihre Bluhmen kommen zwischen den Blättern hervor, und sind fleischfarben. Sie wächst eine Ruthe hoch.

Sira manghits.

106. Der **Sira manghits**, ein Baum, dessen Blätter und Holz einen angenehmen Geruch geben, welcher dem von weißen Sandel und Sandel-citrin gleicht. Es ist ein vortreffliches Hülfsmittel wider das Herzdrücken und die Lunge und edlen Theile zu stärken. Die Rinde hat einen Würznelkengeruch, und treibt ein gelbes Harz.

107. Der

107. Der **Abulasa** ist ein Baum, der eben so vortrefflich wider das Herzdrücken ist. — Beschreib. von Madagascar. — Abulasa.

108. **Laheric**, eine Art vom Baume, welche dem **Ravier** gleicht. Sein Stamm ist gerade und hohl. Die Blätter wachsen in der Gestalt einer Schneckenlinie herum; welches einen sehr angenehmen Anblick machet. — Laheric.

109. Die **Mihohats** ist eine Staude, deren herzstärkende Kraft man sehr rühmet. — Mihohats.

110. Das **Sinhahoric** ist ein Kraut, welches dem **Argemone** oder Gänseriche so wohl an Gestalt, als Kraft gleich kömmt. — Sinhahoric.

111. Die **Rombave** ist eine Staude, woraus man sehr gute Reifen machet, und die einen weißen Gummi treibt. — Rombave.

112. Der **Aborach** ist eine Art von **Arnoglosse**, welcher auch die Kraft derselben hat. — Aborach.

113. Der **Lalonda-secats**, welcher **Bastard-Jasmin** heißt, ist eine Art von Jasmin mit kleinen Bluhmen. — Lalonda-secats.

114. Der **Tsangu-manghits** ist eine Art von **Scolopendra** oder Hirschzunge, welcher viele lange und schmale Blätter hat, die auf beyden Seiten stehen, und einen angenehmen Geruch von sich geben. Die Frauenspersonen machen Kränze und Bluhmenbinden daraus. — Tsangu manghits.

115. Der **Fooraha**, ein Baum, der einen grünen Balsam giebt, welcher sehr gut für die Wunden ist, wenn man sich geschnitten oder gestoßen hat. Die Frauenspersonen mischen solchen unter ihre Oele, um sich die Haare damit zu salben. — Fooraha.

116. **Arindrauto** ist der Name eines Baumes, dessen Holz einen vortrefflichen Geruch im Feuer von sich giebt, wenn es verfaulet ist. — Arindrauto.

117. Die **Uvi-lassa** ist eine kriechende Pflanze, deren Wurzel der Jalappa gleicht, und einen Gummi giebt, wie Scammonium. Flacour versuchte dessen Kraft vergebens, ob gleich die Negern glauben, daß er abführe, und zwar so stark, daß Blut darnach gienge. — Uvilassa.

119. Eine Art von **Scolopendra** oder Hirschzunge mit vielen Blättern. — Art von Scolopendra.

120. Der **Laffa** ist ein Baum, woraus man eine Art von Fasern zieht, die den Pferdehaaren gleichen, und woraus man Fischleinen machet. — Laffa.

121. Das **Vahia** ist ein kriechendes Kraut so wie der Erdepheu, welches einen vortrefflichen Geruch giebt. — Vahia.

122. Die **Vuli-vasa** ist eine Staude, die eine schöne Frucht trägt, von der Größe einer Kaiserpflaume, voller kleinen Körner. Ihre Bluhme ist die angenehmste, welche Flacour jemals gerochen hat. Sie hat den Geruch von Jasmin, Zimmet, Würznelken, und Orangeblüthe, zusammen vermischt. Sie ist sehr dicht, weiß und mit etwas Roth am Rande eingefaßt. Sie ist so lang wie eine Narcisse. Wenn sie verwelket ist, so giebt sie noch einen feinern Geruch. Dieß machet, daß man sie in der Tasche trägt. — Vuli-vasa.

123. Eine Art von Gentianella, die sehr herzstärkend ist. — Art von Gentianella.

125. Die **Farisate** ist eine Staude, deren Wurzel gelb, die Rinde ein wenig dicke und sehr gelb, der Geschmack bitter und sehr zusammenziehend ist. Die Einwohner bedienen sich solcher wider Herzbeschwerden und das Gift. — Farisate.

127. Der **Linuraven** ist ein Baum, dessen Blätter fünfe und fünfe wachsen, und den Blattern von einem Castanienbaume gleichen. Ihre Kraft ist herzstärkend. — Linuraven.

Beschreib. von Madagascar.

129. Der **Ampalantangh=vari**, sonst **Tituravan** ist ein großer Baum, dessen Blätter anziehend sind.

Ampalantangh=vari oder Tituravan.

130. Der **Tavebotrech**, ein Baum, dessen Holz in einem Tranke mit dem **Tanguarach**, welcher das Meer und Honigholz ist, wider alle Lungen= und Brustkrankheiten, und auch wider das Seitenstechen vortrefflich ist.

Tavebotrech.

131. **Tanhetanhe=anhela** ist der Name eines sehr zusammenziehenden Krautes, dessen man sich bedienet, um das Bluten der Wunden zu stillen.

Tanhetanhe=anhela.

132. Das **Tafara**, ein Kraut, wovon der Trank und das aufgelegte Mark eine vortreffliche Kraft zur Heilung des Bruches haben.

Tafara.

133. Das **Laubingue**, ein vortreffliches Kraut wider den Durchfall, wenn man es als einen Trank brauchet.

Laubingue.

134. **Sanghira**, eine Art von Indigo, welche die Negern als ein Hülfsmittel wider die ansteckenden Krankheiten ansehen.

Sanghira.

135. Das **Monteroh** ist ein sehr klebrichtes Kraut, dessen Kraft erweichend ist, wie die Malva und Heilwurz.

Monteroh.

138. Ein Kraut, Namens **Ampuli**, dessen Wurzel, wenn man sie in Wasser aufwallen lassen, ein vortreffliches Mittel wider die Herzbeschwerden ist.

Ampuli.

141. **Tendrocosse**, ein Kraut, wovon der Trank ein bewährtes Mittel ist, daß die Frauen Milch kriegen, oder solche vermehret wird, und das zur Stärkung aller edlen Theile dienet.

Tendrocosse.

142. **Halampu**, ein Baum, dessen Holz wie Rosenwasser riecht, und nicht verdirbt.

Halampu.

143. **Violaca=laca** ist der Name eines Baumes, dessen Frucht dem schwarzen Pfeffer gleicht, aber nicht so schmecket. Sie hat eine zusammenziehende und austrocknende Kraft. Die Holztauben und Turteltauben fliegen sehr darnach.

Violaca=laca.

144. Die **Saldits** ist eine angenehme Pflanze, fast wie ein Strauch; und trägt scharlachrothe Bluhmen, in Gestalt der Federbüsche. Ihr Korn ist von der Größe und dem Geschmacke der Pinichen. Es ist ein starkes Brechmittel, welches für ein Gift kann gehalten werden. Die Wurzel davon als ein Pulver eingenommen, ist das Gegengift dawider.

Saldits.

Die **Pendre** ist eine Pflanze, die ein stechendes Blatt hat, und zehn oder zwölf weiße Bluhmen von einem wundersamen Geruche treibt. Die Frauenspersonen lassen solche in ihre Oele tauchen, um sich die Haare damit zu salben.

Pendre.

Der **Apocapuc** ist ein Baum, dessen Frucht, die von der Größe einer Mandel ist, für ein Gift gehalten wird, aber doch zu den Oelen für die Haare gebrauchet wird.

Apocapuc.

Der **Onivau** ist ein anderer Baum, welcher gleichfalls eine Art von Mandeln hervorbringt, woraus man ein Oel für die Haare und zum Essen machet.

Onivau.

Die **Vulu**, welche die **Mambu** oder **Bambu** der Indianer ist, wächst überflüßig an vielen Orten in Madagascar. Man findet in dieser Pflanze den **Tabaxir** oder **Sacarmambu**, eine Art von Kraftmehle oder ungeschmacktem Zucker, welche die Einwohner so, wie die Frucht selbst, wenig brauchen, die dem Rockenkorne gleicht, und von der Größe einer kleinen Bohne ist. Man könnte ein vortreffliches Mehl daraus machen. Das Holz von der Pflanze aber wird, wie in Indien, auf hunderterley Art gebrauchet.

Vulu.

Man

Man findet auf den Blättern einer Staude in Madagascar eine Art von Zucker, welcher von gewissen Schmetterlingen gemacht wird. Er hat die Süßigkeit und Härte des andern Zuckers. Die Einwohner, welche ihn sehr hoch halten, geben vor, er sey für allen Husten und für alle Flüsse auf der Brust ein vortreffliches Mittel. Das kleine Thierchen, welches solchen machet, wird in der Rinde des Baums gezeuget. Es sieht aus, wie eine schwarze Fliege, und seine Flügel sind an den äußersten Enden weiß. Diese Fliege gleicht anfänglich einer Bluhme, die an der Rinde hängt. Einen Monat hernach reißt sie sich los, und verwandelt sich in einen kleinen Schmetterling. Einige sind roth, andere grün, andere gelb. Sie fressen anfänglich einen Theil von den Blättern der Staude; darnach machen sie ihren Zucker, welcher die Härte vom Zucker Candi bekömmt.

Beschreib. von Madagascar.

Zucker auf Blättern.

145. Der **Ampusutchi** oder **Afuth** ist ein Baum von der Art desjenigen, den man in America **Mahaut** nennet. Er dienet, Tauwerk daraus zu machen. Es kömmt ihm an Leichtigkeit kein Holz gleich. Es ist weiß. Seine Kohle, die auch sehr leicht ist, würde gut seyn, Schießpulver daraus zu machen.

Ampusutchi oder Afuth.

146. Das **Manonarive** ist eine herzstärkende Pflanze.

Manonarive.

147. Ein zusammenziehendes Kraut, Namens **Menavonhe**.

Menavonhe.

148. **Marointsi**, ein Kraut, welches, wie das vorige, zum Blutstillen und den Durchfall aufzuhalten gut ist.

Marointsi.

149. **Hanghatsinah**, eine kleine Pflanze, von einer sehr schönen Staudengestalt, welche die Negern zum Brennen gebrauchen.

Hanghatsinah.

150. Der **Anase** ist ein sonderbarer Baum, der in einigen Gegenden von Madagascar als **Mahafales**, **Ampatres** und **Anoßi** wächst. Er wird unten dicke, und geht in Gestalt einer Pyramide hinauf. Er trägt eine Art von Kürbis, mit einem weißen Fleische angefüllet, welches etwas herbe, und fast wie *Cremor tartari* oder gereinigter Weinstein schmecket, worinnen sich viele harte Steine finden, von der Größe der Fichtenkerne.

Anase.

151. Der **Tanevul** ist ein Baum, dessen Blätter ohne Stiel rund um die Zweige wachsen. Man sollte sie für angeklebt halten. Sie sind lang und schmahl.

Tanevul.

Uvivave ist eine Art von knotichtem Rohre, dessen Wurzel gut zu essen ist, und fast wie das Igname schmecket.

Uvivave.

Der **Zumontsui** ist ein Baum, dessen Kern ins Violettne und Marmorirte fällt. Man bedienet sich desselben, roth damit zu färben.

Zumontsui.

Man findet auch zu Madagascar viel Aloe und schwarz und grau Ebenholz. Die Frauenspersonen bereiten daselbst mit dem Safte von einem Kraute einen Teig, wovon die Haare ausfallen.

Der Verfasser rühmet eine kleine Staude sehr, deren Blätter der **Philaria** ihren gleichen, und ungemein kräftig sind, alle Arten von bösen Feuchtigkeiten aus dem menschlichen Körper zu vertreiben, das venerische Gift ausgenommen. Er bemerket bey dieser Gelegenheit, daß dergleichen Krankheiten in Madagascar gemein sind, und daß man die Kraft dieser Pflanze zum guten Glücke daselbst kennet. Man kauet die Blätter davon, man verschlucket sie, und man strecket sich darauf vor einem großen Feuer. Die in Bewegung gesetzte Feuchtigkeit findet gemeiniglich einen Ausgang unter einer von beyden Fußsohlen. Rennefort aber setzet hinzu, es fehle den Einwohnern an Kunst, das Geschwüre zu heilen. Was von innen heraus getrieben wird, saget er, hält sich äußerlich auf b).

Kraut, das die bösen Feuchtigkeiten austreibt.

b) A. d. 121 und 122 S.

Beschreib. von Madagascar.

Man sieht eine Menge von diesen Eyländern, welche im Grunde geheilet sind, und deren halber Leib äußerlich doch verderbt ist c).

Gummi.

Der Gummi von Tamaca, der Weihrauch und Benzoe sind Reichthümer, die auf eben der Insel gefunden werden. Der Ambragris ist auf den Küsten daselbst nicht selten. Der Verfasser nimmt die Meynung derjenigen an, welche solchen für an der Sonne gehärteten Fischlaich halten. Wenn große Stücken davon gefunden werden, saget er, so ist vieler Laich ungefähr zusammen gekommen. Mit einem Worte, wie der Bisam von einem Landthiere kömmt: so findet er auch nicht mehr Schwierigkeit, eine andere wohlriechende Sache von einem Seethiere anzunehmen d).

4. Von den Mineralien und einigen andern diese Insel betreffenden Sachen.

Mineralien. Edelgesteine. Anmerkungen über selbige. Die Insel hat Goldgruben. Wie es la Casen und seinen Anverwandten ergangen. Anmerkungen wegen anderer Umstände der Insel. Urtheil von den französischen Einrichtungen. Bay Antongil. Augustinsbay. Die Nordspitze ist meistens unbekannt. Sprache auf Madagascar. Exempel davon.

Mineralien.

Die Insel hat eine Menge Frauenеis, damit man in Ermangelung des Glases die Fenster besetzt; ferner: Steinkohlen- Salpeter- und Eisengruben. Aus dem Eisen machen die Insulaner Scheermesser, Assagayenspitzen, und Werkzeuge, das Holz zu schneiden und zu sägen. Sie haben auch Gold und Silber: man weis aber nicht, an welchem Orte sie es finden. Der Verfasser glaubet, sie hätten Bergwerke. Unterdessen offenbaren sie den Ausländern nicht das geringste davon; ja, sie versichern über dieses, sie hätten alles bey ihnen befindliche Gold und Silber von einer arabischen Flotte bekommen, die sich zu Anfange des vierzehnten Jahrhundertes der Insel bemächtigte, und in alle Gegenden derselbigen Befehlshaber aus ihrem Mittel einsetzte. Dieses ist auch der Ursprung, den sie ihren Oberhäuptern zuschreiben, und die Ursache, warum dieselbigen nicht so schwarz sind, als die andern Einwohner. Denn sie sind in der That nicht halb so schwarz, als die Landläufer, welche den Namen der Zigeuner führen e).

Edelgesteine.

An Edelgesteinen liefert Madagascar blasse Rubinen (**rubis-balais**), Aquamarine, Topase, Opale und Amethysten. Eines Tages wurde Renneforten zu seiner größten Verwunderung, von einem Soldaten aus der Schanze, ein dreyeckigter Stein gebracht, der eine himmelblaue Farbe, und die Größe eines Taubeneyes hatte, und ihm wenig zu erkaufen kostete. Der Soldat hatte ihn von einem Neger bekommen, und dieser selbigen am Strande gefunden. Rennefort verwahrete ihn bey den Edelgesteinen des braven **la Case**, welche Aquamarine, Amethysten, kleine Opale, Topasen u. s. w. waren, und er hatte das Vergnügen, daß bey seiner Rückreise die Engländer auf der Helenainsel selbigen, als eine unerhörte Seltenheit bewunderten. Allein, es gieng diesem Steine wie dem Schiffe; er versank nebst solchem in die Tiefe f).

Anmerkungen über die Edelgesteine auf Madagascar.

Der Verfasser des Tagebuches, das unter des Herrn **de la Haie** Namen heraus kam, bestätiget die meisten Anmerkungen des Renneforts. Man findet, saget er, auf Madagascar Topasen, Amethysten, auch andere Steine, welche aber alle in die Farbe der jetzt benannten spielen; man machet aber in Indien wenig Wesens davon. Als **Caron** nach

Surate

c) Siehe die Nachr. von der ersten Reise der Holländer. Man merke, daß man hier die Gestalt aller dieser Pflanzen nach dem Flacour beygefüget hat.

Surate kam: so wollte er dem Statthalter neune verehren: allein, er nahm sie nicht an, sondern lachte über dieses Geschenk, wiewohl sie von außerordentlicher Schönheit, und der kleineste so groß, als ein Wachtelev, gewesen. Man zeigte sie einigen Goldschmieden; sie bothen aber für den größten nicht mehr, als neun Rupien.

Beschreib. von Madagascar.

Ferner giebt es, nach dem Berichte dieses Schriftstellers, Aquamarine und sogenannte **Milchsteine**, die ins Weiße fallen, auf der Insel. Diese werden am höchsten geschätzet. Ein Neger von der Nordspitze der Insel vertauschete einen sehr kostbaren Diamant gegen allerley Waaren an die Portugiesen. Es bekam ihn nachgehends der Unterkönig zu Goa, und schickte ihn, als einen auf Madagascar gefundenen Schatz, an den portugiesischen Hof. Der Ambra, den man in der Insel antrifft, wird für den besten in ganz Indien gehalten, und er ist beynahe überall zu finden. Allein, die Schwarzen wissen wohl, wozu er gut ist; sie geben ihn also selten weg, und zeigen ihn den Fremden nicht leicht. Das Crystall ist ebenfalls sehr schön, zumal in der Landschaft **Galembule**, wo man Stücke von sechs Schuh in die Länge, und vier in die Breite, auch eben so viel in die Dicke, heraus holet. Die Negern arbeiten nur des Abends daran, vermuthlich, weil sie nicht gern sehen, daß ihn unsere Schiffe wegführen.

Die Insel hat Goldgruben.

Was das Gold und Silber betrifft: so bemerket eben dieser Verfasser, wofern ja Madagascar dergleichen Bergwerke habe, so müßten sie bloß an der Nordspitze, in dem Lande der alten und neuen **Masselagen** seyn. Hier hielten sich die Araber insonderheit auf; ja, als Herr **de la Haie** Statthalter war, so schickte ein suratischer Kaufmann, Namens **Bangi Ravadas**, alle Jahre ein Schiff von hundert und sechzig Tonnen dahin, welches seidene und baumwollene **Pagnes**, Carneole und Agath dahin führete, und dagegen die schätzbaresten Reichthümer zurück brachte. Ein Portugiese von Mozambik, Namens **Vincent Dorada**, versicherte den Verfasser, als er im Jahre 1669 in der **Masselager** Landschaft gewesen, so habe ihn ein Neger an einen Ort bestellt, und versprochen, die Bergwerke zu offenbaren: da es aber seine Landesleute, die Negern erfahren, so hätten sie ihn gefangen genommen, und des andern Tages zum Tode verdammet.

Des Roquettes, Befehlshaber der Compagnie bey den **Mattelanern**, glaubte, in dieser Gegend wären die Bergwerke. Zur Ursache seiner Meynung führete er an, daß alles Gold, das man auf der Insel fände, aus besagter Landschaft herkäme; er hätte auch daselbst Goldstaub bey einem Neger gesehen, welcher auf Befragen, wo er ihn hernähme, zur Antwort gegeben, funfzig Meilen weit von seinem Aufenthalte gäbe es die Menge. Doch, ungeachtet des **Roquettes** ein vernünftiger Mann war, der über drey Jahre lang allen möglichen Fleiß auf diese Entdeckung wandte, und mit den Negern vertraut umgieng, weil er ihre Sprache vollkommen wohl redete, so konnte er doch weiter nichts erfahren.

Schluß.

Der Verfasser beschließt die Nachricht davon mit folgender Betrachtung: „Das „Gold war bey den **Matalanen** in der That nicht selten: allein, es war nicht mehr, als „eine gewisse Menge davon vorhanden, die bey dem Verkehre der Schwarzen unter einan„der selbst, aus einer Hand in die andere kam. Seitdem die Franzosen Carneol dahin ge„schickt haben, so ist es weit seltener geworden, weil sie vieles dagegen vertauschten. Denn „sie lieben diese Steine so heftig, daß sie nicht nur ihr Gold, sondern auch ihre Weiber und „Kinder dagegen weggeben würden. Weil nun ihre Begierde nach Carneolen beständig „eben

d) A. d. 123 S.
e) A. d. 123 und 124 S.
f) Man sehe seine Beschreibung.

Beschreib. von Madagascar.

„eben dieselbige bleibt, und sie gestehen, daß sie kein Gold mehr dafür geben könnten, weil „sie keines hätten: so ist gewiß zu glauben, daß sie keine Goldbergwerke besitzen, sondern „ihren Vorrath an diesem Metalle von den Arabern bekommen haben *g*).

Wie es la Casen und seinen Anverwandten ergieng.

Aus eben diesem Tagebuche sieht man, daß **la Case**, dessen Namen so oft vorkömmt, im Brachmonate 1670 an einer im Lande gewöhnlichen Colik gestorben; daß den 19ten des folgenden Monats **la Breteſche**, auf halben Sold stehender Lieutenant, der dieses tapfern Kriegesmannes älteste Tochter geheirathet hatte, die Stelle desselben, als Major auf der Insel, nebst einer Compagnie zu Fuße in dem Forte Dauphin erhielt; daß den 27sten die Prinzeßinn, **Dian Nong**, welche der Verfasser allemal mit dem Namen der **Madame de la Case** beleget, sich heimlich mit einem Franzosen, Namens **Tomaßin**, verheirathete, und daß der Herr **de la Haie** mit dieser Heirath nicht zufrieden war. Sie wohnete damals an einem Orte, Namens **Andravule**, das ihrem vorigen Manne gehöret, und wo **de la Haie** wenig Tage nach seiner Ankunft einen Besuch in vollem Staate bey ihr abgelegt hatte *h*).

Anmerkungen wegen anderer Umstände der Insel.

Wir wollen aus eben diesem Buche noch einige andere Beobachtungen entlehnen, welche dem gegenwärtigen Abschnitte nicht anders, als zur Zierde gereichen, und die Frucht eines langen Aufenthaltes auf Madagascar sind.

Zu Folge der besten Kenner giebt man dieser Insel in den Karten zween Grade gegen Westen zu viel an der Länge, und fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen zu viel an der Breite. Das Fort Dauphin liegt ganz genau auf fünf und zwanzig Grad Süderbreite, und neun und sechzig Grad vierzig Minuten der Länge. Sie ist nicht allein der vornehmste, sondern auch der erste Sitz der Franzosen auf dieser Insel gewesen. Die Nachrichten des **Flacour** waren voll Unwahrheit; denn seine Absicht war gleich beym Anfange dieser Colonie, eine große Menge Einwohner durch schmeichelhafte Hoffnung dahin zu locken *i*).

Urtheil von den französischen Einrichtungen.

Der Hafen, oder die Dauphinsbucht, ist für fünf bis sechs Schiffe gut genug. Wollen sie aber in Sicherheit vor Anker liegen: so müssen sie sich ganz nahe ans Land unter das Fort legen, und vier Anker auswerfen. Denn das Wasser wird von allen Winden beunruhiget, zumal vom Süd- und Südostwinde, als welche gerade zur Oeffnung der Bucht hinein blasen, und die Schiffe allemal in einige Gefahr setzen. Die Südwestwinde sind noch gefährlicher, weil sie sich fangen, und gewaltiges Toben der Wellen erregen. Die Oeffnung der Bay ist drey Meilen groß. Bey der Einfahrt sieht man einen Felsen, **Stapere** genannt, der sich eine gute Meile weit ins Meer hinein erstrecket, und dem Forte zum Merkmaale dienet.

Die Landspitze, worauf selbiges steht, hat man allemal für den gesündesten Ort auf der Insel gehalten. Die **Madacasser** nennen sie **Ithollonhare**, und der Landschaft geben sie den Namen **Annoßi**. Es giebt wenig Vieh daselbst, und eben daher entstund alles Unglück der Franzosen, weil sie genöthiget waren, unaufhörlich zu streifen, um aus andern Landschaften welches herbey zu holen. Die Landeseinwohner wollten freywillig keines bringen, weil sie die Länge des Weges und die beschwerlichen Zugänge scheueten. Der Reiß mußte gleichfalls aus **Antongil** und **Galembule**, folglich sehr weit hergeholet werden. Man mußte Schiffe dahin schicken, sonst hatten sie gar nichts zu essen. Die Zahl ihrer Wohn-

g) Tagebuch des Herrn de la Haie vom Jahre 1670, a. d. 98 und folg. S.

h) Tagebuch des de la Haie, a. d. 76, 78, und 79 Seite.

Wohnsitze belief sich auf fünf bis sechse; einige waren drey, andere fünf, auch mehr oder weniger Meilen von dem Forte entfernet. Sie dienten sonst zu nichts sonderlichem, als das erbeutete Vieh unterzubringen. Doch baueten die Einwohner etwas weniges Tabak, wiewohl niemals so viel, daß sie etwas verkaufen konnten. Die andern Lebensmittel, die sie durch ihren Fleiß erwarben, bedurften sie zu ihrem Unterhalte; die vortheilhaftesten waren Honig und Wein. Die mit den Oberhäuptern auf der Insel geschlossenen Vergleiche und Bündnisse, davon Flacour so viel Wesens machet, waren ein bloßes Blendwerk, darauf man keine andere, als Luftschlösser, bauen konnte *k*). Mit einem Worte, wenn man die gesunde Luft ausnimmt: so hätten sie keinen schlechtern Ort auf der ganzen Insel zu ihrem Sitze auswählen können.

Beschreib. von Madagascar.

Die Bay **Antongil** liegt an der Ostseite der Insel, auf sechzehn Grad funfzig Minuten Breite, und drey und sechzig Grad zehn Minuten Länge. Hier liegen die Schiffe zu allen Zeiten in Sicherheit, wenigstens, wenn sie zu innerst in der Bay Anker werfen, welche achtzehn Meilen in die Tiefe hat. Ihre Oeffnung ist fünf bis sechs Meilen breit, und wird immer breiter, welches die Ausfahrt sehr beschwerlich machet. Unterdessen, da der Grund gut ist, so kann man leicht laviren. Zum Unglücke ist der Regen hier von gefährlicher Beschaffenheit, folglich die Gegend ungesund. Die Franzosen legten einen Wohnplatz daselbst an: sie mußten ihn aber um dieser Ursache willen verlassen. **Antongil** hätte nichts destoweniger das Fort Dauphin mit vielem Reiße versehen können, wenn die Negern eines beständigen Handels versichert gewesen wären. Allein, da nicht alle Jahre Schiffe kamen, und solchen abholeten: so säeten die Einwohner nicht so viel, als sie wohl thun konnten; kam denn etwan einmal ein französisches Schiff, so mußte es sich mit dieser Ausflucht abweisen lassen. Die Holländer beladen daselbst gemeiniglich alle Jahre zwo Flüten, die vom Vorgebirge der guten Hoffnung abgeschicket werden; eine davon bringt ihren Reiß hernach in das holländische Lagerhaus zu **Moriare**. Es ist der beste, nicht nur auf der ganzen Insel, sondern in der ganzen Welt. Eisen, Kupfer und Zinn in Kuchen ist die beste Waare für die Negern: doch muß man allemal auch falsche Perlen und Glaswerk dabey haben *l*).

Bay Antongil.

Die **Augustinbay** liegt südwest, auf sechs und zwanzig Grad Breite, und sechs und sechzig Grad Länge: sie hilft aber den Schiffen bey stürmischem Wetter wenig, weil des harten Grundes wegen der geringste Wind die Anker schleppet. Die Oeffnung ist vier bis fünf Meilen breit. Ihre Tiefe beträgt eine halbe Meile. Die Bay ist voller Sandbänke, die viele Klippen verursachen. Der erste Ankergrund liegt acht und zwanzig bis dreyßig Faden vom Lande. Der daher kommende Wind ist gefährlich, und der aus dem Meere noch gefährlicher. Die Engländer bedienten sich dieses Ortes lange Zeit, als einer Niederlage auf ihren Fahrten nach Indien; sie ankerten aber nicht in der Bay. Sie deckten sich mit einer kleinen Insel, welche zwo Seemeilen davon in der See liegt, wo sie ein kleines Fort von Erde an einem sehr sandigen Orte aufgeworfen hatten. Als der größte Theil ihrer daselbst gelassenen Leute an Krankheiten gestorben war: so verließen sie diesen Sitz. Man kann Holz und Wasser in dieser Bay einnehmen, weil die Schaluppen mit der Fluth in zween Flüsse kommen können; ja, die an solchen wohnenden Negern vertauschen auch Vieh

Augustinbay.

i) Eben das. a. d. 81 S. Siehe die Einleitung zu dieser Beschreibung.

k) A. d. 83 S.

l) Eben das. a. d. 83 und 84 S.

Beschreib. von Madagascar.

Vieh gegen Salz, als eine an diesem Orte sehr seltene Sache. Gleichfalls handeln diese Leute gern Schießpulver ein, ob man gleich kein Feuergewehr bey ihnen sieht. Geht man freundlich mit ihnen um: so geben sie auch Platteise her, die ziemlich gut sind, imgleichen Muschelwerk, und eine Gattung von Gummi, das dem Drachenblute gleicht, und damit sie, statt des Peches, ihre Kähne calfatern *m*).

Die Nordspitze ist meistens unbekannt.

Die Nordspitze von Madagascar, welche auf eilf Grad fünf und vierzig Minuten Breite, und drey und siebenzig Grad drey und vierzig Minuten Länge liegt, ist bisher noch wenig bekannt. Denn die Menge kleiner Inseln, Klippen und Sandbänke machen die Schiffahrt in dieser Gegend allemal gefährlich. Im Jahre 1665 schickte der Herr von **Mondevergue** ein französisches Compagnieschiff unter dem Hauptmanne **le Bourg** ab, diese Gegend zu untersuchen. Man gab ihm einen geschickten Schiffsschreiber, Namens **Perrier**, mit, welcher Befehl hatte, alle Bayen, Buchten, Flüsse und Ankerplätze, gleichwie alle übrigen Umstände, die zum Vortheile der Compagnie gereichen könnten, fleißig anzumerken. Der abgestattete Bericht übertraf alle Vermuthung. Sie hatten in mehr als einer Bay Anker geworfen, insonderheit in der alten und neuen **Masselager** Lande, und beschrieben solche höchst vortheilhaft. Nichts destoweniger hat man diese Nachrichten bisher im geringsten nicht gebraucht. *n*).

Dieser Beschreibung wollen wir noch einige lesenswürdige Nachrichten des **Flacour** anhängen, welche die Sprache, Gelehrsamkeit, das Papier und die Dinte der **Madecassen** betreffen *o*).

Flacours Bericht von der Sprache auf Madagascar.

Wollte man ausforschen, saget er, woher die madecassische Sprache abstammete: so müßte man die morgenländischen Sprachen aus dem Grunde verstehen, als mit welchen sie einige Verwandschaft zu haben scheint. Sie ist sehr wortreich, und auf der ganzen Insel im Grunde einerley, nur daß die Aussprache einigen Unterschied machet. In einigen Landschaften spricht man geschwind; in andern dehnet man die Worte; anderswo bekommen sie eine gezwungene Zierlichkeit.

Die Sprache hat zusammengesetzte Wörter, nach Art der griechischen. Die Abwandlungen oder Conjugationen sind ganz ordentlich; sie haben ihre thätige und leidende Gattung, ihre Arten und Zeiten.

Die **Ombiassen** schreiben mit rechten arabischen Buchstaben, an der Zahl acht und zwanzig, von der Rechten zur Linken. Sie sprechen aber einige anders aus. Zum Exempel, der Buchstabe j klingt fast wie z bey den **Madecassen**: statt **Jaho**, welches ich bedeutet, sagen sie **Zaho**. Der Buchstabe **The**, den die Araber wie **T** aussprechen, wird von den Madecassen zum **Ts** gemachet. Wenn der Araber saget **Tiare**: so sagen sie **Tsiare**. Das **Vau** verändern sie in **B**. Die arabischen Buchstaben sind ungefähr seit zwey hundert Jahren *p*) bey der bereits erwähnten Gelegenheit eingeführet worden.

Das Papier wird aus der mittlern Rinde des Baumes **Avo** gemacht. Dieser Bast ist so zart, daß man in einigen Landschaften Pagnes daraus verfertiget, welche den seidenen gleichen. Das Papiermachen geschieht beynahe auf eben die Weise, als in Frankreich, wiewohl die Negern nicht so viel Geräthe und Werkzeuge dazu haben. Seine Farbe ist gelblicht; es fließt nicht, wenn man es vor dem Zusammenleimen durch Reißwasser zieht, trocknen läßt, und hernach glättet. Die Rinde wird einen Tag lang in einem großen Kessel

m) A. d. 55 S.

n) A. d. 87 und 88 S.

o) Flacour, a. d. 194. und folg. S.

sel mit sehr starker Lauge aus Asche gekochet: hernach in einem hölzernen Mörser zu Breye gestoßen; der Brey mit reinem Wasser dünne gemacht, und sodann mit einem Rahmen, der aus sehr zartem Rohre verfertiget ist, geschöpft. Man läßt das überflüßige Wasser abtropfen, und stürzet das feuchte Papierblatt auf ein an der Sonne getrocknetes, und mit Oele geschmiertes Blatt von der Pflanze **Balizier**. So bald es trocken ist, bestreicht man es mit der dickgekochten kleberichten Reißbrühe. Darauf wird es noch einmal getrocknet, geglättet, und ist sodann zum Gebrauche fertig.

Beschreib. von Madagascar.

Die Dinte wird aus dem Holze **Arandranto** bereitet, welches man im Wasser kochet, und das Wasser eindicken läßt. Diese Dinte ist sehr gut, aber nicht so schwarz, als unsere. Mischet man aber etwas Vitriol darunter: so wird sie eben so schwarz, und dabey glänzender, als die von Galläpfeln. Aus dem besagten Holze kömmt auch das **Carabe** oder Ambragummi her. **Flacour** zapfte durch einige in die Rinde gemachte Einschnitte selbst dergleichen Gummi ab.

Die Schreibefedern in Madagascar sind Rohrstücke, in der Größe einer Hand, und so dick, als unsere Kiele. Uebrigens werden sie unten gespalten und geschnitten, wie unsere. Doch besitzt diese Wissenschaft niemand, als die **Ombiassen**; es schreibt auch sonst niemand. Die **Ombiassen** haben Bücher; der Verfasser sah viele davon, und führet ihre Titel an. Die meisten handeln von der Arzeney und Sterndeutungskunst. Eines führet den Titel, Faßini, und ist ein Wörterbuch in arabischer und madecassischer Sprache. Um einen Begriff von der letztern zu geben: so wollen wir einige Beyspiele anführen.

Exempel der madecassarischen Sprache.

Wochentage,	und **Planeten**, welche jeden regieren:
Alahadi, Sonntag.	*Samussi*, die Sonne.
Alatinin, Montag.	*Azohora*, der Mond.
Alatalata, Dienstag.	*Alotarida*, der Mars.
Alarubia, Mittwoche.	*Alacamari*, Mercurius.
Alacamissa, Donnerstag.	*Azoali*, Jupiter.
Alazuma, Freytag.	*Alimuzetfari*, Venus.
Alasabutsi, Sonnabend.	*Alimareche*, Saturnus.
Eringandro,	Woche.

Die Jahre zählet man nach den Wochentagen, das ist, von sieben zu sieben. Das erste heißt das **Sonntagsjahr**, das zweyte das **Montagsjahr**, u. s. w. Im **Freytagsjahre** geschieht die Beschneidung. Der erste Monat fängt mit dem Neumonde im Märzen an.

Vatravate, März.	*Hiahia*, Herbstmonat.
Saffard, April.	*Sacamasseh*, Weinmonat.
Atsihi, May.	*Sacaveh*, Wintermonat.
Valascira, Brachmonat.	*Vulanbitu*, Christmonat.
Fossa, Heumonat.	*Asaramanghits*, Jenner.
Maca, August.	*Asarabeh*, Hornung.

Die Stunden des Tages erkennet man an dem Schatten eines Menschen, der sich an die Sonne stellet. Diesen Schatten nennen sie **Saa**. Die zwölfte Stunde der Nacht, **Teracanru**

p) Flacour schrieb um das Jahr 1655. Nunmehro sind es also beynahe drey hundert.

Beschreib. von Madagascar.

anru genannt, fällt auf sechs Uhr in der Frühe. Die erste Tagesstunde erkennet man an dem Schatten des Menschen, der mit der Länge seiner Fußsohle oder seines Schuhes abgemessen wird, und vier und zwanzig dergleichen Längen halten muß. Jede Stunde hat ihren eigenen Namen.

Flacour ließ die meisten in Frankreich üblichen Gebethsformeln ins Madecaßische übersetzen. Zu unserer Absicht werden einige schon hinlänglich seyn.

Vater unser, der du bist im Himmel; geheiliget werde dein Name; zu uns komme dein Reich; dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden; unser täglich Brodt gieb uns heut; und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Amen.

Amproy antsica izau hanautang and anghitsi; angharanau hostissahots, vahuachanau hoavi aminay, fiteiannau hoefaizangh an tane tua andanghitsi; mahumehohanau anru aniu abinaihane antsica, amanhanau manghafaca hanay ota antsica. Tonazahai manghafaca hota anreo mauuanai, amanhanau aca mahatetseanai abin fiuetsevetse ratsi, feha hanau metezahanai tabin haratsiian abi. Amin.

Gegrüßet seyst du, holdselige Frau Maria! der Herr ist mit dir, du Gebenedeyete unter den Weibern, und gebenedeyet ist die Frucht deines Leibes, der Herr Jesus.

Salama Ramadriama, Masimpenu Tompu antsica hotang aminau hanau missahots rauvanga vaiuaue; abi, nare nissahotse enghe zanaca, nitondanrau Rhaiissa.

Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; und an Jesum Christum, seinen eingebohrnen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom H. Geist, gebohren von der Jungfrauen Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben, niedergefahren zu der Höllen, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Ich glaube an den H. Geist, eine heilige christliche Kirche, Gemeine der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches, und ein ewiges Leben.

Zaho macatau abinahanhare rai manghat auuanh abi: nambuatseri enghe langhitse amantane, aman ahin Rahiissa Chriristu zananea anri irere tompon antsica ni nitanaheri tahin masin panghahe nihzahanhare nivelomeri tabin, Ramariama mihole niaret seri tambane Ra Pontio Pilato, nitsanpanri ni matenallevenghri, nare niroron anhafu, anru fahatellu nitambellome tauuanghareo omma tenanon ghari andanghissi aretumuetseri anchavana nihzahanhare rai ommahatauua abi tafara ho aviri manzaca ulon velome amau ulon mate.

1. Ein eingen Gott sollt beten an,
   Und ihn allein am liebsten han.
2. Sein Namen sollt nicht unnütz führ'n,
   Auch nicht bey andern Dingen schwör'n.

1. Hanauho manghandrian zahanhare irere nahanau mitciaha anrita coüa.

2. Acamifante hanau avau anghara vi zahanhare na raba afe couaa.

3. Die

q) In Cauchens Reisebeschreibung stehen einige Gespräche madecaßisch und französisch, a. d. 175 u. folg. S. Es versichert aber Flacour, es würde sie kein Einwohner auf der Insel verstehen. Siehe L'avant-propos desselben.

Beschreib. von Madagascar.

3. Die Sonntagsfey'r sollt halten du, Gott andächtig dienen dazu.	3. *Acamiasa avau alahadi fehahanaw ma nompoho anih zahanhare anru izanghe.*
4. Vater und Mutter ehre fein, So wird dein Leben desto länger seyn.	4. *Hanaumihassihi rai uih œman reine nahuhanau mivelome lavahahats.*
5. Todtschlag mußt du begehen nicht, Der mit bedachtem Muth geschicht.	5. *Acahanau mamonne ulonto, na anih fitcia coua.*
6. Züchtig allezeit aufzuführ'n Mit Wort und Werk thut sich gebührn.	6. *Acahazauho anau na anisiteia na anvatanh.*
7. Ander Leut Gut zieh nimmer an dich, Sollsts ihnen auch verleugnen nicht.	7. *Acamanghalats anau rahanulon na tsiare mitane azeanpoh.*
8. Dusollt kein falsch Gezeugniß lüg'n, Auch weder wenig noch viel betrüg'n.	8. *Amisahad anau tsito, acamavende hanau.*
9. Die Werk des Fleisches sollt nicht treib'n Als nur mit deinen eignen Weib'n.	9. *Acamiteia hanau na mila ulon lehatsi mirachebau anau aminri.*
10. Laß dich nicht glüsten nach fremdem Gut, Mit Unrecht zu bringen in deine Hut.	10. *Acamibenesiteia raha nulon, acamarangu anau lehatsi miviliaze.*
1. All Sonntag und gebothne Fest, Sollt du hören ein heilge Meß!	1. *Anru alahadi abi hanau mitainu la Messe amannih fissavatse reo iraha abi.*
2. Deine Sünden all bekenne zwar, Zum wenigsten einmal im Jahr.	2. *Mitataha anau hotanih abi faha irache abini taun abi.*
3. Auf communiciren mit Andacht Am Ostern wenigstens sey bedacht.	3. *Hanau ho hazonb vatanh nih rahiissa nahohane aze anru nisissavats ni Paques.*
4. Die Feyrtag halt mit aller Macht, Die dir zu feyern werden g'sagt.	4. *Acamiassa anru fissavatse.*
5. Quatembr und Vigilien sollt halt'n, Die Fastenzeit gleichergestalten.	5. *Anru zauma amau sabutsi acahonmanchena na unuse nih raharah.*
6. Am Freytag iß durchaus kein Fleisch, Und am Sonnabend ebener Weis.	6. *Hanauho mia futche faha reo essapul anru aman essats hohats, aman anru ni hira abi q).*

Das II Capitel.

De la Haie. 1670.

De la Haiens Reise nach Ostindien.

Einleitung.

Diese Reisebeschreibung r) hat mit der vorigen einen so genauen Zusammenhang, daß man sie nothwendiger Weise auf selbige folgen lassen muß. Sie erläutern einander wechselsweise. Der Herausgeber bemerket mit allem Rechte, sie besitze in vollem Maaße die Haupteigenschaften eines guten Tagebuches, nämlich Deutlichkeit und Zuverläßigkeit. Der ganze Inhalt rühret von dem Herrn de la Haie selbst her, imgleichen von dem

r) Sie kam 1698 in 12mo zu Paris heraus, bey Robert Seneuze und Nicolaus Pepie, unter dem Titel: Journal d'un Voyage des grandes Indes. Eine andere Ausgabe ist nicht bekannt.

De la Haie. 1670.

dem Herrn **Caron**, damaligen Generaldirector der französischen Compagnie in Indien, welcher von des Herrn **de la Haie** Ankunft zu Goa, bis zur Eroberung von **St. Thomas** beständig um selbigen war. Der Herausgeber erboth sich, die mit ihrer eigenen Hand unterschriebene Urkunde aufzuzeigen.

Der Herr **de la Haie** war ein französischer Edelmann, und damals Statthalter von **Saint-Venant**, auch Oberster über ein Regiment zu Fuße, als ihm der König die Flotte anvertrauete. Nachdem er alles, was man im folgenden lesen wird, ins Werk gerichtet hatte: so blieb er in französischen Kriegesdiensten, und kam, wie Rennefort berichtet, bey der Belagerung von Diedenhofen, als **General Leutenant** um das Leben. Seine Bestallung als königlicher **General-Leutenant** in der Dauphinsinsel und ganz Indien, steht zu Anfange seines Buches, und ist unter dem 5ten des Christmonats 1669, zu **St. Germain en Laye** ausgestellet.

Der I Abschnitt.

De la Haiens Besuch einiger französischen Handelsplätze.

Ursachen der Reise. In welchem Zustande de la Haie die Insel Bourbon antrifft. Vier Wohnplätze daselbst. De la Haie segelt nach Indien, Kömmt nach Surate. Gewissenszweifel des Bischofs von Heliopolis. Zustand von Surate. Reichthum einiger Kaufleute. Religionsfreyheit. Mogolsche Regierung. Portugiesische Stadt Deman. Der Admiral geht nach Goa. Zustand dieser Stadt. Mirzeou, französisches Waarenlager. Wie es angeleget wurde. Die Compagnie verwahrloset es ohne Noth. Tiercery, ein anderes Waarenlager. Bündniß der Franzosen mit dem Samorin. Seine zween Erbprinzen. Ihre Eigenschaften. Caron besuchet den Samorin; irrige Meynung von diesem Könige. Die Franzosen nehmen Allicot in Besitz.

Ursachen der Reise.

Das königliche Schiffsgeschwader bestund aus fünf Kriegesschiffen, einem Advisschiffe, und drey Flüten, und war mit zwey tausend fünf hundert Mann besetzet *s)*. Diese Flotte war die stärkste, welche Frankreich jemals nach Indien geschicket hatte; sie sollte nicht nur nach Madagascar und der Bourbonsinsel fahren, und den Herrn **de la Haie** daselbst als königlichen Generalgouverneur einsetzen *t)*, sondern auch alle französische Handelsplätze in Indien besuchen, wo die Compagnie unter dem glorreichen Schutze seiner Majestät ihr Verkehr zu treiben anfing. Es schien, als ob die Winde für die Befehle Ludwigs des Großen Ehrfurcht trügen. Aus Renneforts Reisebeschreibung ist zu sehen, daß der neue Statthalter den 24sten des Weinmonats auf der Insel anlangte, sein Amt beyläufig ein halbes Jahr daselbst ausübte, und sodann mit der ganzen Flotte nach der Insel Bourbon segelte, um solche gleichfalls in Seiner Majestät Namen in Besitz zu nehmen. Um nun alle unnöthige Wiederhohlungen zu vermeiden, wollen wir unsere Erzählung bey besagter Unternehmung anfangen.

In welchem Zustande de la Haie die Insel Bourbon antrifft. Vier Wohnplätze darauf.

Er fand bereits vier Wohnplätze auf dieser Insel, welche funfzig Franzosen unter Aufsicht des Herrn **Renaud** im Namen der Ostcompagnie angelegt hatten *u)*. Er nahm den 6ten des Maymonats 1671, von seinem Amte Besitz, und das erste, was er vermöge dessel-

s) Der Verfasser nennet die Schiffe und Hauptleute: der **Navarra**, das Admiralschiff, sein Hauptmann Herr **de Turelle**; der **Triumph**, Hauptmann **Ferrand**; der **Julius**, Hauptmann, Herr **Luche**; der **Flamand**, Hauptmann Herr **du Maine**; der **Bayonnois**, Hauptmann Herr **des Marets**; la **Diligente**, Hauptmann Herr **de la Houssaie**; die **Sultaninn**, Hauptmann Herr **de Beaulieu**; **Europa** Hauptmann Herr **Despres**;

N°. 26.



CARTE VON DER
INSEL BOURBON
sonst
MASCAREGNE
Zur Allgemeinen Historie der Reisen
Vom M. Bellin Ingr. ord. de la Marine
Gemeine Französische Meilen.
Bay St. Denis
S. Denis
Königs Spitze
QUARTIER St. DENIS
QUARTIER St. SUZANE
QUARTIER St. PAUL
St. Suzane
S. Paul
St. Pauls Bay
Spitze Dauphine
Spitze Burgund
Spitze Anjou
Spitze Berry
Spitze Bretagne
Spitze Orleans
Spitze Conty
Rothe Holz Spitze
Die Drey Salazen
Ebene der Caffren
Ebene Cilaos
Feuerspeyender Berg
Verbrannte Land
Rothe Gebirge
Die Cascaden od. Wasserfälle
Salz teich
St. Stephans Fluß
See Gaul
Die Drey Becken
Ravine od. der Große Graben
la Petite Ravine od. der Kleine Graben
Laleus Ruh
Riv. d'Abord od. Eingangs Fluß
Fl. des Untern Thales
Klippen Fluß od. R. de Roches
R. du Marsouin od. Meerschweins Fluß
Fl. S. Franciscus
St. Annen Fluß
St. Margarethen Fluß
S. Peters Fluß
Ost Fluß
Hoffnungs Fluß
Fl. S. Johann
Teich
Fl. Mas
Grad 21
Länge von dem Eylande Ferro.

De la Haie. 1670.

Ursachen der Reise.

In welchem Zustande de la Haie die Insel Bourbon antrifft. Vier Wohnplätze darauf.

desselbigen vornahm, war, daß er statt des vorigen Statthalters einen abgedankten Hauptmann zu Fuße, Namens **de la Hure**, einsetzete. Von den vier französischen Wohnplätzen, Namens **Saint-Paul, Saint-Denis, Saint-Marie**, und **Sainte-Susanne** lagen die drey letztern in der schönsten Gegend der Insel, nämlich von der Bernhardsspitze, bis an den Susannenfluß. Es erstreckete sich zwar die schöne Gegend noch weiter, und auf funfzehn Meilen in die Länge, nebst vieren in die Breite: man hatte aber die besten Orte ausgesucht, wo der Boden höchstfruchtbar war, und alles mit reichem Wucher erstattete, was man ihm anvertrauete. Korn, Reiß und Gartengewächse, wurden vollkommen reif. Der Weinstock, den man seit zweyen Jahren gepflanzet hatte, schlug eben so gut an; aber die Trauben zeitigten nicht recht, zugeschweigen daß die Vögel die Beeren wegfraßen, so bald sie süße wurden. Seit sieben Jahren warfen die Schiffe allemal vor **Saint-Denis** Anker, weil man in der schönen Gegend sonst nirgends mit den Schaluppen anfahren konnte, und dieses machte den Einwohnern von **Sainte Marie** und **Sainte Susanne** große Beschwerlichkeit, weil sie ihre Waaren dahin schaffen mußten. Gleichwohl ist an besagtem Orte nur eine bloße Rheede, wo man mit schlechter Sicherheit vor Anker liegt.

De la Haie. 1671.

Saint Paul war der erste französische Wohnplatz auf der Insel **Bourbon** gewesen, und der Statthalter hatte sich allemal daselbst aufgehalten. Der Ort liegt unten an einem Berge, zwo Seemeilen von der See, auf einer schönen Ebene, welche damals von einem Teiche bewässert wurde, der sich in die See ergoß, wenn ihn der Regen zu sehr anfüllete. Man beförderte den Ablauf des Wassers durch einen breiten Graben, in welchen eine Schaluppe einlaufen konnte, so lange nämlich als das Wasser aus dem Teiche abfloß; denn hernach füllete er sich mit Sande. An dieser Küste liegen die Schiffe am allersichersten auf der ganzen Insel, weil die See daselbst am seichtesten ist, auch beyde Spitzen gleichsam eine Bucht machen, die einige Sicherheit verschaffet. Der Fluß **Saint Gilles** läuft vor einer solchen Spitze, der **Gallet** genannt, vorbey. Die Gegend wäre zu einem Wohnplatze höchstbequem, wofern man das Land anbauen könnte: allein es liegt voll Steine, welche das Umackern schwer machen. Der Verfasser bemerket, wenn man Mühe anwenden wollte, so könnte man den Fluß schiffbar machen, indem er beym Ausflusse drey Faden Wasser auf Felsengrunde hat *x*).

Die Ochsen und Kühe, welche der Marschall von **Meilleraie** vor fünf und dreyßig Jahren aus Madagascar dahin gebracht hatte, hatten sich stark vermehret, doch nicht so stark, als die Schweine und **Cabris**. Alle diese Thiere waren so wild geworden, daß man sie ordentlich mit Hunden jagen und fangen mußte. Die Einwohner hatten bereits bemerket, daß jede Art ihre gewisse Zeit hatte. Der Schweine und **Cabris** ihre, fing im Brachmonate an, und währete bis in den Jenner. Im Wintermonate kamen die Tauben vom Gebirge herab, und blieben gut bis in den May, da sie in ihren Aufenthalt zurück kehreten. Die Papageyen kamen im März, und machten sich im Wintermonate weg. Zwar waren diese Thiere das ganze Jahr über gut: allein zur itzo angeführten Zeit fanden sie

Despres; die Indianerinn, Hauptmann Herr de la Clide.

t) Man sehe in Rennefororts Reisebeschreibung, was bey seiner Ankunft in der Insel vorgieng.

u) In Renneforts Reisebeschreibung ist der Anfang dieser Einrichtung, und eine Nachricht von der Insel zu lesen.

x) Tagebuch des Herrn de la Haie a. d. 71 u. f. S. Nachgehends hat man stark daran gearbeitet, wie in der Folge zu sehen seyn wird.

De la Haie. 1671. sie auf dem platten Lande gewisses Gesäme, davon sie fett, und weit besser zu essen wurden y).

De la Haie segelt nach Indien. Kömmt nach Surate. Nachdem de la Haie, dem man auf Madagascar und Bourbon den Titel eines Unterköniges beylegte, des Königes Befehle daselbst vollzogen hatte: so wurde er wieder zum Admirale, und schiffte weiter. Den 12ten des Augustmonats gieng er unter Segel; den 27sten kam er nach der Insel Anjouan, wo er Lebensmittel einnahm. Den 27sten gelangte er glücklich vor Surate an. Es besuchten ihn auf seinem Schiffe nicht nur die Vorsteher der französischen Compagnie, sondern auch der Sohn des suratischen Statthalters, und letzterer brachte einen Aufsatz von dem im Lande üblichen Confecte mit. So oft er ans Land stieg, um wegen der französischen Compagniegeschäffte Unterredung zu pflegen, imgleichen da er dem Herrn Caron den St. Michaelsorden anhing, damit der König selbigen begnadigte, wurde er allemal auf eine seinem Stande gemäße Weise empfangen. Damals hatten die Franzosen, Engländer und Holländer, jedwede ihr eigen Haus und Waarenlager am Ufer des Sualis, welches die Rheede von Surate ist, damit man die Waaren, welche für andere indianische Plätze bestimmet waren, daselbst bequem ausladen, und so lange liegen lassen konnte, bis es Zeit war, sie zu verschicken.

Gewissenszweifel des Bischofs von Heliopolis. An diesem Orte übergab de la Haie dem Vorsteher der französischen Compagnie den Michaelsorden. Der Bischof von Heliopolis, Oberhaupt der indianischen Missionen, schlug es ab, bey dieser Gelegenheit eine Messe zu lesen, ungeachtet es in dem Verhaltungsbefehle des Admirals stund. Man glaubte, sein Gewissenszweifel rührete daher, weil Caron ein Protestant war. Allein er hätte, wie der Verfasser bemerket, überlegen sollen, daß der Hof wohl wußte, wem er den Orden gab, und ob sich die Ordensregeln zur Eigenschaft eines Protestanten reimeten z), oder nicht?

1672. Zustand von Surate. Reichthum einiger Kaufleute. Dem Admirale verdroß es einigermaßen, daß er in Carons Händen einen königlichen Befehl fand, der seine Hoffnung, selbst nach Delly zu reisen, und dem großen Mogol die am Borde habenden Geschenke in des Königes Namen zu überreichen, zu nichte machte a). Den 9ten Jenner 1672 segelte er wieder ab. Der Verfasser giebt einige Beschreibung von Surate. Es ist eine berühmte Stadt in des Mogols Ländern, und seit fünf Jahren mit Mauern und Bollwerken umgeben worden. Die Einwohner wurden hierzu durch die Streifereyen eines vom Mogol abgefallenen Fürsten gezwungen. Surate wird von einem großen Flusse bewässert, auf welchem Schiffe von ein tausend zwey hundert Tonnen einlaufen können, und in welchem der Admiral selbst Anker warf. Die Stadt ist eben so groß, als Lion, und wegen der starken Handlung von einer Million Seelen bewohnet.

Die Banianen, eine gewisse indianische Secte, welche sich nur auf den Handel leget, und alle andere Gewerbe verachtet, sind die reichsten. Man zählete wohl dreyßig, davon jeder zweymal hundert tausend Thaler vermochte, und mehr als zehen, deren Reichthum auf zwey bis drey Millionen stieg. Der Generalpachter der Landschaft Madaba, Namens le Dessaie, besaß dreyßig, und ein anderer Kaufmann, Namens Vergivara, welcher den mohrischen und europäischen Handelsleuten Geld gegen Zinsen vorschoß, fünf und zwanzig Millionen. Es gehörete ihm die Insel Grandivie, und mehr als zehn Seemeilen Landes rings herum zu eigen. Aus solchem versah er Surate mit dem größten Theile des Brenn- und Bauholzes.

y) A. d. 70, 71, 72 und folg. Seite.

z) A. d. 105, 108, 109 Seite.

a) In Rennneforts Reisebeschreibung ist zu ersehen, daß diese Geschenke zu Surate liegen blieben.

holzes. Die Plätze, dahin man aus Surate vor andern handelt, sind **Mocka**, **Mascat**, **Bassorat**, Persien, Cambay, Patan, Bengalen u. s. w. Nebst dem Gewinne, den die suratischen Kaufleute an der eingetauschten Waare haben, liefern sie auch den fremden Kaufleuten ihre Ladung nach Europa und Indien. Ihnen gehören alle benachbarte Manufacturen, sowohl als die zu Agra und Malabar, woher Indig und Salpeter kömmt, zwo Waaren, die man bey den Europäern allemal anbringt *b*).

De la Haie. 1672.

Zu Surate hat jedermann seine Religionsfreyheit, und der Verfasser glaubet nicht, daß Gott an einem Orte in der Welt auf mehrerley Weise verehret werde, als an diesem. Doch die Beschreibungen des Gottesdienstes und der Landesgebräuche gehören nicht an den gegenwärtigen Ort. Ja sie müßten auch bessere Gewährsleute haben, als die Herren **de la Haie** und **Caron**, welche nach einigen Anmerkungen, daraus nichts gewisses zu nehmen ist, das bescheidene Bekenntniß ablegen, „sie hätten sich nicht sonderlich darnach erkundiget, und es fehle ihnen die Gabe, ein richtiges Urtheil davon zu fällen *c*).

Religionsfreyheit zu Surate.

Der große Mogol hält in dieser Landschaft einen Staatssecretär, welcher seinen Sitz zu Surate hat. Er sorget nicht nur für die Bezahlung der Völker, die man zuweilen dahin schicket, sondern auch für unparteyische Ertheilung der Gerechtigkeit; nebst dem soll er dem Geize der Statthalter Einhalt thun. Er muß seinem Herrn Rechenschaft von der Abfahrt zweyer Schiffe geben, welche die Pilgrimme nach Mecca führen, und dem Mogol jährlich vier bis fünf Millionen eintragen. Das Ansehen des **Cadi** oder Großpriesters ist nicht weniger groß. Alle ihre Beamte müssen entweder Mogolen oder Persianer seyn. Der Verfasser bewundert ihre gute Gestalt und Lebensart ungemein. Sie sind weiß, saget er, wohl gemacht, groß von Person, und von einer Gelassenheit, die man natürlicher Weise hoch achten muß. Sie halten es für eine Grundregel, es möge dem Menschen wiederfahren was da wolle, so müsse er seine Vernunft allezeit frey behalten, und sich niemals erzürnen. Den Fremden erzeigen sie ungemeine Höflichkeit *d*).

Mogolsche Regierung zu Surate.

Nachdem die Flotte wieder unter Segel gegangen war: so kam sie des folgenden Tages nach **Daman**, einer ziemlich festen und wohlgebaueten Stadt, welche den Portugiesen gehöret, aber seit dem Verfalle ihrer Macht in Ostindien beynahe gar keine Handlung mehr treibt. Hernach warf der Admiral vor **Versara** Anker, einer Festung, welche eben derselbigen Nation gehöret. Er ließ den Statthalter begrüßen, und dieser kam aus Höflichkeit zu ihm an Bord. Er mußte folglich nothwendiger Weise ans Land steigen, zumal da er die Festung gern besehen hätte. **La Haie** und **Caron** begaben sich also hinein, und bemerketen, daß die Bollwerke im Winter keinen andern Schiffen, als von drey bis vier hundert Tonnen, zum Schutze dienen konnten, und daß die Einfahrt schwer sey, ungeachtet bey der Ebbe noch fünf Faden Wasser da sind. Der Platz besteht aus einer Schanze, worauf vier bis fünf Stücke liegen. Die Festung ist nur mit Pallisaden besetzet. Doch die Portugiesen haben nichts zu befürchten, weil sie mit Ausnahme des Hafens an diesem Orte weiter nichts besitzen, deswegen ihre Nachbarn sie beneiden könnten. Sie treiben keine Handlung daselbst, und die Einwohner in dieser Gegend von Malabar sind Fischer, welche sich mit ihrer Handthierung kümmerlich ernähren.

Portugiesische Stadt Daman.

Den

b) A. d. 110, 111, 112 S.

c) A. d. 115 S.

d) A. d. 113, 114 S.

De la Haie. 1672.

Der Admiral geht nach Goa.

Der 25sten warf man auf der Rhede von Goa Anker, und der Admiral freuete sich sehr, daß er ein französisches Schiff, der **Breton** genannt, daselbst antraf, welches ihm hundert tausend Livres zur Bezahlung der Soldaten mitbrachte. Er stieg zu Goa ans Land, und unterredete sich mit dem portugiesischen Unterkönige. Der Verfasser bemerket, ihr Bezeugen sey beyderseits gleich stolz, und der Besuch sehr kurz gewesen.

Zustand dieser Stadt.

Die Stadt ist so groß, als **Rouen**, aber itzo nur ein Schatten von ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Die am Flusse stehenden Gebäude dienen noch zu einigem Merkmaale derselbigen. „Ehemals, saget der Verfasser *e*), war Goa in Absicht auf die Handlung eben das, „was itzo Surate ist. Allein sobald die Holländer Meister über die Portugiesen wurden: „so verschwand die Handlung nebst den Banianen und Braminen aus Goa. Sind ja „noch einige Kaufleute da, welche nach Persien, Pegu, den manillischen Inseln und nach „Macao handeln: so ist ihr Vermögen doch so geringe, daß vierzehn bis funfzehn zusammen stehen müssen, bis sie eine Ladung von vierzig oder funfzig tausend Livres zuwege bringen. Ihren besten Gewinn machen sie zu Mozambick, woselbst sie etwas weniges Gold, „aber vieles Elfenbein bekommen, und sodann es zu **Diu** u. s. w. absetzen.„ Statt der großen Anzahl Caracken, welche ehemals die Zierde und das Schrecken des Meeres waren, bekommen sie alle Jahre ein paar Schiffe aus Portugall, mit Weine, Oele und andern Lebensmitteln befrachtet, dagegen solche wieder einige Waaren zurück nehmen. Nach des Verfassers Berichte, sind die Jesuiten die einzigen, welche bey dem allgemeinen Verfalle nichts verliehren. „Sie haben noch immer sieben hundert und funfzig tausend Livres jährliche Ein„künfte *f*), und beynahe unumschränkte Gewalt.

Mirzeou, französisches Waarenlager.

Der Admiral setzte seinen Weg nach **Mirzeou** fort, einer Festung, die ehemals von den Portugiesen erbauet worden. Seit zehn Jahren hatten sie dieselbige verlohren, und der Herr von **Flacour** *g*), hatte ein Waarenlager für die erste französische Compagnie daselbst errichtet; sie liegt nicht weit von einer Stadt, welche ebenfalls **Mirzeou** heißt, und der erste Ort ist, welcher dem Könige von **Cannava** an der visapurischen Gränze gehöret. Man hat diese Niederlage nachgehends nicht geachtet, bloß weil sie kein Werk der Vorsteher war. Allein der Verfasser gegenwärtiger Beschreibung, welcher die Geschäffte besagter Compagnie zehn Monate lang daselbst besorget hatte, redet mit Bedauerung davon, und beschreibt die Vortheile des Ortes mit einer Weitläuftigkeit, welche in Ansehung der wenigen seit dem verflossenen Zeit noch gar wohl nützlich seyn kann.

Wie es angeleget wurde.

Mirzeou, saget er, liegt nur drey Seemeilen gegen Norden an der andern Seite des Flusses, welcher die Landschaften **Visapur** und **Cannava** scheidet. Als **Flacour** von **Surate** nach **Balliepatan** reisete, um Pfeffer zu hohlen, so legte er ein Waarenlager daselbst an. An diesem Orte erfuhr er, daß der schöne Pfeffer, den man zu **Radiapur** kaufte, von **Sonda** nach **Ubdin** gebracht wurde, und daß ihm bloß der weite Weg, und die schweren Zölle den hohen Preis verursachten, dafür ihn die Compagnie bezahlen mußte. Da nun **Sonda** nur drittehalb Tagereisen von **Mirzeou** liegt: so sah er wohl, die Franzosen könnten auf diese Weise das Pfund Pfeffer für fünf Sols haben, dahingegen es ihnen zu **Radiapur** auf acht bis dreyzehn zu stehen kam. Diese Nachricht überschrieb er dem Herrn **Caron**. Dieser befahl, er sollte bey dem Könige zu **Visapur** eben die Abgaben für die Com=

e) Man kann damit dasjenige vergleichen, was Pyrard zu Ende seiner Reisebeschreibung saget.

f) A. d. 131 Seite.

g) Ein Enkel des Flacours, welcher Vorsteher der ersten Compagnie zu Madagascar gewesen war. S. Renneforts Reisebeschreibung.

De la Haie. 1672.

Compagnie auswirken, welche die Engländer zu **Corual** einer kleinen Festung in seinem Gebiethe bezahleten. Diese Begnadigung wurde erhalten, Flacour legte sein Waarenlager daselbst an, und vertrauete die Besorgung der Compagniegeschäffte einem Factore, Namens **Aubert**. Vierzehn Tage hernach, kam ein Abgeordneter vom Könige zu Sonda, und both den Pfeffer um einen Spottpreis. Aber als der Factor den Vorstehern zu Surate Nachricht davon gab: so bekam er, an statt der Antwort, vom Caron eine betrübte Nachricht von der Uneinigkeit der Franzosen zu Surate, und von den Schulden der Compagnie, zu lesen. Dennoch erhielt er nachgehends acht tausend Rupien, damit er seinen Kauf halten konnte. Allein zuletzt gerieth diese Niederlage in so elende Umstände, daß die Factore selbige an die Engländer verkaufen mußten, damit sie nur zu leben hatten *h*). Nicht nur der Pfeffer, sondern auch die Zeuge sind daselbst bessern Kaufes, als zu **Radiapur**; imgleichen können die nach Persien und **Bassorat** abgehenden Schiffe den Reiß wohlfeiler als anderswo haben. Der Verfasser wiederhohlet mit Betrübniß, ungeachtet aller dieser Vortheile, habe die allgemeine Versammlungskammer ihren eigenen Nutzen muthwillig weggestoßen, und alle diese Gründe nicht angesehen, bloß weil sie alles geringschätzig ansieht, was ihre Untergeordnete vorschlagen *i*).

Die Compagnie verwahrloset es ohne Noth.

Indem der Admiral selbst **Mirzeou** besichtigte: so schickte er ein Schiff von seiner Flotte nach **Tiercery**, einem andern französischen Waarenlager, über welches besagter **Flacour** damals die Aufsicht hatte. Der Handel daselbst bestund in Pfeffer, welcher nach Persien, **Bassorat**, **Mocka** und **Mascate** verführet wurde. Dieser Pfeffer ist, wie auf der ganzen Küste sehr klein, und für die Indianer der beste, weil sie ihn in Körnern brauchen, und nicht wie wir zerstoßen. Das Pfund kam nur auf zwey **Sols** und neun **Deniers** *k*). Allein die Gegend ist schlecht; man kann nichts anderes zu seiner Nothdurft haben, als Holz, Wasser und Geflügel.

Tiercery, ein anderes französisches Waarenlager.

Den 10ten warf die Flotte vor der Einfahrt zu **Panniani** Anker, nachdem ihr das Schiff begegnet war, das von **Tiercery** zurück kam. **Flacour** befand sich darauf, um dem Admirale seine Schuldigkeit zu bezeugen, und er wurde zu Lande an den Samorin abgefertiget, um solchen im Namen des französischen Generals, und des Vorstehers **Caron** zu begrüßen. Des Abends erfuhr man, des Samorins beyde Enkel würden des folgenden Tages an Bord kommen. Der Admiral befahl, die Langboote und Schaluppen fertig zu halten, um sie am Ufer abzuhohlen. Zu Mittage kamen sie an Bord, in Begleitung eines Staatssecretärs des Samorins, und einiger Officiere. Man empfing sie mit großer Höflichkeit, führete sie in des Admirals Kajüte, und erneuerte das Bündniß der Compagnie mit dem Könige. Man versprach ihnen den Schutz des Königes von Frankreich, unter der Bedingung, sie sollten keinen Krieg anfangen, ohne zuvor dem in Indien befindlichen Minister des Königes, oder in seiner Abwesenheit, den Vorstehern der Compagnie Nachricht davon zu geben. Hierein willigten sie nicht nur, sondern bestätigten auch die bereits gethane Schenkung der Landschaft **Allicot** u. s. w. *l*). Hierauf machte man sich lustig. Man setzte ihnen allerley gebrannte Wasser und Confect vor: sie blieben aber bey dem Turiner Rossoli, und soffen mit solcher Macht, daß sie bey ihrem Zurückkehren, welches zu Mitternacht geschah, nicht mehr wußten, was sie dem Samorin sagen sollten.

Bündniß der Franzosen mit dem Samorin.

Seine zween Erbprinzen.

 Einer

h) A. d. 135 bis 139 S.
i) A. d. 139, 140 S.
k) A. d. 140 und folg. S.
l) A. d. 141 S.

De la Haie. 1672.

Ihre Eigenschaften.

Einer von diesen Prinzen hieß **Herampate**. Er war des Samorins Schwestersohn; und nach den Landesgesetzen, sollte er demselbigen mit Vorbeygehung seiner eigenen Söhne, in der Regierung folgen. Der andere hieß **Mavanxure**, und trug den Titel als zweyter Prinz vom Geblüte. Sie sahen einander sehr ähnlich, hatten beyde ein völliges Gesicht, muntere Augen, und eine mittelmäßige aber untersetzte Leibesgestalt. Allein ihre Gemüthsbeschaffenheit war weit unterschieden; der erste war gesprächig, lustig, frey, und hielt nicht viel von weitläuftigem Gepränge; der andere war kaltsinnig, und redete wenig. Sie kamen in zwey verschiedenen Booten an Bord, der Erbprinz zuerst. Sie waren kostbar gekleidet, aber ihr Gefolge lief nackend. Als der zweyte sich dem ersten näherte, so kleidete er sich aus Ehrerbiethung aus; und man erfuhr, der Landesgebrauch bringe es unter Prinzen so mit sich, daß der geringere in Gegenwart des vornehmern bekleideten, seine Kleider ablegen müsse *m*).

Caron besucht den Samorin. Wie er empfangen wird.

Den 15ten frühe Morgens begab sich **Caron** nebst zehn andern Compagniebeamten ans Land, um die gestrige Abrede von dem Samorin bestätigen zu lassen. Er fand ihn in einem Hause, unweit des Strandes, dahin er sich des Abends begeben hatte. Es sah mehr einem Taubenschlage, als einer königlichen Wohnung ähnlich. Der König erwartete die Franzosen fünf bis sechs Schritte weit von der Thüre unter einer Art von **Divan**, führete sie hernach an eine hölzerne Steige, worauf man bis zu einer Fallthüre kletterte, die man aufstoßen, und also in den Gehörsaal kriechen mußte. Dieser Saal glich dem Kornboden eines Hauses auf dem Dorfe, ungemein stark. Es war ein alter Teppich da ausgebreitet, darauf ein schmutziges Küssen lag, das dem Samorine zum Sitze dienete. Man breitete noch einen Teppich hin, für den französischen Vorsteher. Als man aber sah, daß ihm diese Stellung beschwerlich fiel: so brachte man ihm einen kleinen Kuffer, darauf er sich ohne Weitläuftigkeit niederließ. Man las die Artickel des Bündnisses ab, ließ sie verdollmetschen, und hierauf wurden sie genehm gehalten und unterschrieben. **Caron** umfing den Samorin und seine Prinzen, und verlangte hernach Erlaubniß, Abschied zu nehmen *n*). Beym Weggehen wurden ihm zu Ehren viele Böller losgefeuert.

Irrige Meynung von diesem Könige.

Der Verfasser befand sich mit unter dem Gefolge, und bemerket, daß die Franzosen, zu Folge des in Europa ausgebreiteten Gerüchtes, Wunder gedachten, was der Samorin für ein mächtiger und herrlicher König wäre: allein sie fanden keine Ursache zur Bewunderung an seinem Hofe; denn er hatte niemanden, als einen armseligen Haufen um sich, ohne das geringste Merkmaal eines Prachtes. Er war klein von Person, mager und abgefleischet. Er schien etwan sechzig Jahre alt zu seyn. Weil er aber wegen Leibesschwachheit, die Regierung nicht abwarten konnte: so wurde er selbst von seinen Enkeln regieret, deren gute Gemüthsart man übrigens lobte. Sie begleiteten den französischen Vorsteher bis an den Strand. Der Erbprinz bath ihn, ihr beyderseitiges Bündniß eben so dauerhaft, als Sonne und Mond zu machen, und um selbiges seines Ortes zu bestätigen, verehrete er ihm einen Ring vom Finger *o*).

Die Franzosen nehmen Allicot in Besitz.

Den 17ten giengen der Admiral und der Vorsteher ans Land, um den Bezirk von **Allicot** zu besichtigen, den der Samorin der Compagnie geschenket hatte. Sie fanden eine Wohnung daselbst, worinnen die Holländer einige Soldaten hatten, und ihre Flagge vom Gipfel eines Baumes wehen ließen. Bey Ankunft der Franzosen, machte sich diese kleine Besatzung bey Seite, steckte aber das Haus zuvor in Brand. Ihre Flagge wurde abgenommen,

m) A. d. 143 S. *n*) A. d. 144 S. *o*) A. d. 144, 145 S.

nommen, und die französische dagegen aufgesteckt. Die Holländer machten diesen Bezirk dem **Flacour** beständig streitig, welcher ihn im Jahre 1670 vom Samorin erhalten hatte. Sie machten sich anheischig, Kaufbriefe vorzulegen, woraus sie das ihnen seit funfzehn Jahren zuständige Eigenthum desselbigen darthun könnten, und der Verfasser sah bey seiner Anwesenheit zu Surate, daß die beyderseitigen Vorsteher eine Menge **Protestationes** und **Reprotestationes** gegen einander ablegten. Doch der Admiral glaubte, der neue Vergleich mache allem Streite ein Ende. Er versah also den **Flacour** mit Gelde und Kriegesbedürfnissen, damit er ein Fort in dem Gebiethe von **Allicot** bauen könnte *p*). De la Haie. 1672.

Der II Abschnitt.

Fahrt nach Ceylan, und Verrichtungen daselbst.

Holländische Schanze zu Batacallor. Man erfährt die Absicht von de la Haiens Reise. Die Franzosen wollen sich auf Ceylan setzen. Vortheile der Bay Trinquemale. Die Holländer besitzen nichts mit Rechte auf Ceylan. Worinnen die Franzosen fehleten. Sie langen bey der Insel an. Erste Betrachtungen des Admirals. Er suchet sich der Einfahrt zu bemeistern. List der Holländer. Wie sie mit dem Könige stunden. Werden von den Franzosen geschonet. Der Unwillen beginnet auszubrechen. Die Franzosen verachten die Beschimpfung. Zustand ihrer Flotte. Ankunft der holländischen. Was die Admirale einander sagen lassen. Sie erklären sich schriftlich. Schenkung des Königes von Ceylan. Die Franzosen legen sich nur auf die Vertheidigung. Schlechte List der Holländer. Franzosen haben viele Kranke und großen Hunger; müssen [illegible] der abziehen. Betrübniß der Insulaner. [illegible] der Verfasser vergißt.

Die Flotte lief den 19ten gegen Norden, auf zwanzig Faden Wasser, welche Tiefe man deswegen halten muß, damit man die **Klippen vermeidet**, welche nahe bey **Batacallor** bemerket sind. Den 20sten legte sie bey der Einfahrt der Bay vor Anker. Der Admiral und der Vorsteher wußten wohl, daß ihre Flotte den Holländern schwere Gedanken verursachete, sie näherten sich also einer kleinen Festung, die selbige am Strande haben, um ihre Gesinnungen zu erforschen. Der Befehlshaber in der Festung verlangte zu wissen, was der Admiral Willens wäre? Man gab dem Abgeordneten zur Antwort: frisches Wasser einzunehmen. Hierauf ließ der Befehlshaber Lebensmittel für die Flotte anbiethen: man wartete aber vergeblich darauf, und die in der Festung meldeten sich weiter nicht *q*). Holländische Schanze zu Batacallor.

Des folgenden Tages gieng man wieder unter Segel. Jetzo erklärete der Admiral öffentlich, sein Befehl laute, nach **Trinquemale**, einer berufenen Bay auf Ceylan, zu segeln. Dieses war die Absicht seiner Fahrt, und diejenige geheime Unternehmung, welche in Europa und in Indien so viel Aufsehens gemacht hatte. Doch diejenigen, welche um den Zustand der morgenländischen Sachen wußten, hatten es gleich voraus gesehen, **Carons** Augenmerk gehe entweder auf die Insel Ceylan, oder auf einen andern Ort, an den die Holländer am wenigsten dächten, als welche den einträglichsten Theil der indianischen Handlung in aller Sicherheit genossen. Man erfährt die Absicht von de la Haie Reise.

Carons Geschlecht war aus Frankreich, er selbst aber in Holland gebohren, und hatte sich aus holländischen Diensten in französische begeben. Weil er seit dem Jahre 1644 in Indien gebraucht worden war: so hatte er bey so langem Aufenthalte in diesen Gegenden den Fehler der Holländer eingesehen, daß sie Batavia zum Mittelpuncte ihrer Einrichtung gemacht Die Franzosen wollen sich auf Ceylan setzen. Grund dieses Vorhabens

p) A. d. [illegible] und 149 S. *q*) A. d. 152 S.

De la Haie. 1672.

gemacht hatten. Besagter Platz liegt zu weit gegen Osten, und die Portugiesen fehleten eben so sehr, als sie Goa zu ihrem Hauptsitze wähleten, welches zu weit gegen Westen lag. Ceylan hingegen liegt beynahe im Mittel von Indien. Es mag ein Wind wehen, oder ein Monson regieren, was für einer will: so können von irgend einem Orte Schiffe dahin kommen. Alle aus Europa kommende Schiffe gerathen von selbst darauf zu, ohne daß man es ihnen heißen dürfte. Die wichtigsten indianischen Plätze, das ist Coromandel und Bengalen, liegen auf eben diesem Wege. Mit einem Worte, **Caron** hatte das französische Ministerium beredet r), weil die französische Compagnie nach einer allgemeinen Niederlage trachtete, wo alle französische Schiffe leicht einlaufen, abladen, und von da hinfahren könnten, wo sie hin wollten: so wäre kein bequemerer Ort dazu, als die Bay **Trinquemale**, oder **Cotiary**.

Vortheile der Bay Trinquemale.

„Dieser Platz, saget er in seinem Schreiben, hat alle erwünschte Eigenschaften: er „hat rings herum hohes Land, und Holz, das zu allem tauget; man kann in dieser Bay „wohl tausend Schiffe überwintern, calfatern, ausbessern, und vor Anker legen. Sie „sind daselbst vor allen Winden sicher. Der Grund ist schlammicht, und hat nahe am „Strande funfzehn, zwölf, zehn, sieben, sechs, und bis auf fünf und vier Faden Wasser; „mit einem Worte, die Schiffahrer haben in allen vier Theilen der Welt dergleichen Platz „noch nicht angetroffen. Mit dem zehnten Theile der Unkosten, welche die Holländer auf „Batavia, und die Portugiesen auf Goa gewendet haben, könnte man sich daselbst fest „setzen und einrichten.„ Die Holländer, fährt er weiter fort, haben nur deswegen von **Trinquemale** und **Cotiary** kein Wesens gemacht, weil diese Plätze von denen Orten, wo sie die größte Stärke haben, zu weit westlich liegen. Besagte Orte sind **Punto gallo**, **Columbo**, **Negombo** und **Jafnapatan**, woselbst es mehr Zimmet giebt, als sie brauchen s).

Die Holländer besitzen nichts mit Recht auf dieser Insel.

Diese schönen Entwürfe hatte er der Regierung desto tiefer eingepräget, weil er vorstellete: die Holländer hätten kein Recht, sich dagegen zu setzen, indem sie auf der ganzen Insel Ceylan nicht das geringste zu eigen besäßen. Sie hatten im Jahre 1636 dem dasigen Könige, vermittelst eines förmlichen Vergleiches, versprochen, die Portugiesen aus der Insel zu jagen, mit der ausdrücklichen Bedingung, alle den Portugiesen abgenommene Plätze, Städte und Festungen, sollten sogleich dem Könige eingeräumet, von ihm geschleifet, und die Kriegeskosten den Holländern mit Zimmet nach einem gewissen Preise gut gethan werden. Vermöge dieses Vergleichs hatten die Holländer im Jahre 1638 die Plätze, **Pagode** bey **Trinquemale**, und **Battecallor** weggenommen, auch dem Könige getreulich eingehändiget, welcher sie so obenhin schleifen ließ. Hernach eroberten sie **Punto gallo**, **Negombo**, **Columbo** und **Jafnapatan**, behielten sie aber, dem Vergleiche zuwider, unter allerley Vorwande. Dem ungeachtet erkannten sie doch in allen ihren Schreiben, daß diese Orte dem Könige gehöreten, und nenneten selbige die **Festungen Eurer kaiserlichen Majestät** t). Als der König ihre Einräumung zum öftern verlangte, ja, so gar Krieg deswegen anfing: so entschuldigten sie sich allemal damit: sie müßten ihm diese Plätze bewahren; sonst würden die Portugiesen sich wieder einnisten u).

Diese Gründe bewegten die französische Compagnie, mit dem ceylanischen Könige ein Bündniß zu schließen, und mit seiner Erlaubniß eine Niederlage an der Bay **Trinquemale**

r) Die Gründe, worauf Canor seine Meynung stützte, sind in einem Schreiben desselbigen an den Herrn Colbert angeführet, und zu Ende des Tagebuches des de la Haie zu finden.

male anzulegen, ohne jedoch die Holländer aus ihrem Besitze zu vertreiben. Dieses Vorhaben wurde noch rechtmäßiger, als der König in ihr Begehren einwilligte, und ihnen **Cotiary** nebst **Trinquemale** eigenthümlich einräumete. Doch, wofern ein dermaßen wichtiges Unternehmen glücklich ablaufen sollte: so war es nöthig, die Holländer schärfer anzugreifen, als es geschah, und nicht so lange zu zaudern, bis die meiste Mannschaft der französischen Flotte durch Krankheiten aufgerieben, oder untauglich geworden war. Nebst dem hatte man zu Surate und anderswo allzu deutlich von der Sache gesprochen; damit hatten die Holländer Wind bekommen, und Gegenanstalten vorgekehret x).

De la Haie. 1672.

Worinnen die Franzosen bey ihrer Unternehmung fehleten.

Sie langen bey der Insel an.

Nachdem nun die französische Flotte den 22sten an der Einfahrt der Bay **Trinquemale** angelanget war: so stieg der Admiral und der Vorsteher in eine Doppelschaluppe, die von vier Hukern und einigen bewaffneten Schaluppen begleitet wurde, um die ersten Beobachtungen mit eigenen Augen zu machen. **Turelle**, welcher den **Navarra** führete, bekam Befehl, mit der ganzen Flotte bis auf ein gegebenes Zeichen nachzufolgen. Zuerst erblickte man auf der Nordspitze eine von den Holländern erbauete Festung, welche eben den Namen führete, den die Bay hatte. Weiter hin, in der Bay selbst, gegen Süden sah man ein anderes Fort, welches die französische Flagge mit sieben Schüssen grüßete. Der Admiral ließ mit fünfen antworten. Hierauf entdeckte man gegen Nordwest eine Vertiefung, welche den schönsten Hafen von der Welt machte, und darinnen man den Ankergrund von zehn Faden bis auf fünf und zwanzig nach Belieben aussuchen konnte. Nebst der Einfahrt, durch welche die kleinen Fahrzeuge hineinkamen, hat die Bay noch eine andere, welche von einer Insel gemacht wird, die ganz genau in der Mitte beyder Einfahrten liegt y).

Erste Beobachtungen des Admirals.

Suchet sich der Einfahrt in die Bay zu bemeistern.

Nachdem der Admiral einen geschickten Steuermann abgeschickt hatte, um alle Bayen genau zu untersuchen: so ließ er einen Landeseinwohner ans Land setzen, den er im Vorbeyfahren zu **Mangalor** mitgenommen hatte, und befahl solchem, einen Insulaner, mit dem man reden könnte, an Bord zu bringen. Des folgenden Tages besichtigte er eine Landspitze, welche befestiget werden konnte; er legte auch eine Compagnie Fußvolk auf die Insel, welche die beyden Einfahrten machet, in der Absicht, sich derselben zu bemeistern. Die Arbeit wurde angefangen. Gegen Abend kamen fünf Negern aus dem Lande an Bord, darunter sich zween für die Befehlshaber des Königes von Candy über die umliegende Gegend ausgaben, und nach ihrem Sagen Befehl von ihm hatten, der französischen Flotte alle beliebige Erfrischungen anzubiethen. Sie erzählten dem Admirale, die Holländer stünden seit sechs Jahren mit ihrem Könige in Frieden. Ihre Erzählung schien verdächtig zu seyn; dennoch begegnete man ihnen höflich, und der Admiral gab ihnen ein Höflichkeitsschreiben an ihren König mit, worauf sie Antwort zu bringen versprachen. Doch man erfuhr bald darauf durch eine Schaluppe, die man ans Land geschickt hatte, daß die fünf Kerl Malabaren wären, und die angeblichen königlichen Befehlshaber nichts anders, als die Befehlshaber einiger in holländischen Diensten stehenden malabarischen Mannschaft; der Statthalter von **Trinquemale** hätte sie abgeschickt, um zu sehen, was die Franzosen vorhätten; er hätte auch das Schreiben von ihnen bekommen, das ihnen der Admiral anvertrauet; die Holländer führeten seit sechs Monaten mit dem Könige von Candy auf der Seite von **Columbo** Krieg; sie hätten zwey hundert Malabaren nach **Trinquemale** kommen lassen; auch

List der Holländer.

s) Schreiben des Herrn Carons. S. oben.
t) Eben daselbst.
u) Eben daselbst.
x) Eben das.
y) A. d. 153 und 154 S.

De la Haie. 1672.

auch vor weniger Zeit dreyßig Chingulesen, welche die Landeseingebohrne sind, getödtet, die andern aber von der Bay weggejagt z).

Wie sie mit dem Könige stunden.

Als die Negern von **Mangalor** den 25sten mit einem Unterthanen des Königes von Candy zurück kamen: so erfuhr man mit mehrerer Zuverläßigkeit, es warte selbiger schon seit langer Zeit auf die Franzosen, und er sey wegen ihres langen Außenbleibens in Sorge gestanden, man möchte ihm eine vergebliche Hoffnung gemachet haben. Er stehe wirklich mit den Holländern im Kriege, und habe sie vor weniger Zeit zu **Corlas** selbst angegriffen; vor fünf Monaten aber durch vier Generale angreifen lassen. Diese Feinde der Insel hätten vor wenigen Tagen ihr Fort zu **Cotiary** weggebrannt und verlassen; zum Beschlusse: so habe der König eine große Menge Zimmet zum Verkaufe liegen, weil er die Holländer als Feinde ansehe, und seit langer Zeit mit ihnen nicht gehandelt habe.

Werden von den Franzosen geschonet.

Der Admiral war begierig, zu sehen, ob sie das Fort wirklich verlassen hätten. Er begab sich ohne Verzug dahin, und fand selbiges leer; doch lagen noch drey Stücke und etwas Pulver, aber keine Kugeln darinnen. Man ließ alles liegen, und besetzte nicht einmal das Fort, um keine Ursache zu Klagen zu geben, insonderheit aber deswegen, weil es den von Candy kommenden Fluß nicht bestreichen konnte, sondern allzu weit davon lag. Nur wurde befohlen, die Arbeit auf der Insel, welche die Einfahrt in die Bay theilet, zu beschleunigen, auch Vorrathshäuser aufzubauen. Der Admiral schickte so fort drey Franzosen mit Schreiben an den König von Candy, und gab ihnen eine Anzahl Cadets einige Tagereisen weit zur Begleitung mit, imgleichen den **Topase** von **Mangalor**, welcher dollmetschen sollte a).

Der Unwillen beginnet auszubrechen.

Ungeachtet der Sorgfalt, womit die Franzosen und Holländer alle Ursache zur Beschwerung beyderseits abzuschneiden schienen: so war es doch beynahe unmöglich, daß beyde Nationen, bey so unterschiedenen Absichten, lange Zeit in dieser Gelassenheit bleiben sollten. Die Holländer schienen selbige am ersten zu verliehren. Den 21sten April brachte der Schiffer einer kleinen Barke einen Brief des Befehlshabers in **Trinquemale** an die Flotte, welcher einen unziemlichen Befehl an die Franzosen enthielt, sich aus der **Ruhebay**, darinnen sie lägen, zu packen; dabey war ein Verweis angehängt, daß sie in selbige eingelaufen wären, ohne die Flagge der Festung zu grüßen.

Die Franzosen verachten die Beschimpfung.

Man antwortete nichts auf den Brief, sondern einige Officiere sagten dem Ueberbringer nur mündlich: wenn seine Herren ein andermal mit der Ehrerbiethung, welche Frankreich gebührete, schreiben würden, so würde man antworten b). Nichts destoweniger grüßete man ihn doch mit drey Schüssen, worauf er verwegener Weise nur mit einem einzigen antwortete. Als einige Tage hernach zween Franzosen aus dem Forte zum Admirale überliefen: so wurde ihre Auslieferung von einer deswegen abgeschickten Schaluppe verlanget, unter Bedrohung, der Befehlshaber des Forts würde im widrigen Falle keinen Franzosen ausliefern, der zu ihm übergienge. Statt der Antwort gab man ihm ein gedrucktes Exemplar von dem königlichen Edicte, das alle in ausländischen Diensten stehende Franzosen in die seinigen zurück berief, nebst dem Bedeuten, weiter würde man sich dieser Sache wegen mit ihm nicht einlassen; und was seinen vorigen Brief beträfe, so würde man sich bey den Herren

z) A. d. 155 und folg. S.

a) Es ist ein indianischer Name, gleichwie Cafcarin und Chingulese.

b) A. d. 160 S.

c) A. d. 161 und 162 S.

d) A. d. 162 und 163 S.

e) A. d. 170 S.

f) A. der 175 und folg. S.

Herren Generalstaaten über den unhöflichen Inhalt desselben beschweren c). Einige andere Ueberläufer berichteten, man fürchtete sich sehr in dem Forte; der Befehlshaber hätte vor Ankunft der französischen Flotte alle seine Flaggen auf den Spitzen und Einfahrten ausstecken sollen, leider aber hätte er es vergessen, und nun wäre dem Uebel nicht mehr abzuhelfen. Doch, wer die Holländer kannte, der wußte wohl, daß sie gar selten vergessen, woran ihnen etwas liegt, und glaubte, dieses Gerücht wäre aus einer listigen Absicht ausgesprenget worden, damit man sehen sollte, entweder, daß sie ihre Gerechtsame für bestgegründet hielten, oder daß sie Willens wären, dieselbigen zu behaupten d).

De la Haie. 1672.

Unterdessen, da der Admiral den 28sten durch einen seiner Trabanten einen Brief an den Befehlshaber in dem Forte abschickte, konnte selbiger bey seiner Rückkunft die empfangene Höflichkeit nicht genugsam rühmen. Der Befehlshaber versprach, in zweenen Tagen auf den Brief zu antworten; und als der Trabante weggieng, so ließ er sieben Stücke abfeuern, woraus man schloß, er müßte seinen Sinn geändert, oder neue Verhaltungsbefehle empfangen haben. Seine Antwort wurde durch einen Officier überbracht, der sie in der französischen Hauptwache abgab, und beym Weggehen Klage darüber führete, daß man den Holländern an einem Orte, der ihnen von Rechts wegen gebühret, Gesetze vorschreiben wollte e).

Man erfuhr am Borde, die Abgeordneten des Admirals wären am Hofe zu Candy mit großer Freude und Höflichkeit empfangen worden. Bald darauf erschienen einige vornehme Herren aus der Insel, unter einer zahlreichen Begleitung, am Ufer. Einige von ihnen kamen auf das Schiff, und bewillkommeten den Admiral. Sie versprachen zwar, viele Lebensmittel zu liefern, sie brachten aber wenig. Unterdessen nahm die Noth auf der Flotte sehr überhand. Es waren bereits viele Soldaten und einige vornehme Officiere gestorben, darunter der Verfasser den Herrn **Grateloup**, Generalmajor, den Chevalier **de Certaine**, Hauptmann des **Julius**, und den Herrn von **Turelle**, Chef d'Escadre, benennet. Die Krankheiten rissen täglich weiter ein. Einige Oberhäupter aus der Insel riethen dem Admirale, die Kranken ans Land zu setzen, und versprachen, alle Sorge für sie zu tragen. Er begab sich auch selbst nach **Cotiary**, und ließ am Ufer des Flusses Candy, zwo Meilen vom Strande, Zelte für sie aufschlagen. Des Abends besuchte er die unweit davon gelagerten chingulesischen Herren, welche ihm unter einer Bedeckung von drey hundert mit Musketen, Bogen und Spießen bewaffneten Soldaten entgegen kamen.

Zustand der französischen Flotte.

Die Umstände veränderten sich gewaltig, als den 11ten eine holländische Flotte von vierzehn Schiffen an der Einfahrt der Bay erschien f), und an der Nordspitze vor dem Forte **Trinquemale** Anker warf. Man hielt sogleich Schiffsrath, und befahl, was jeder auf den Fall eines Angriffes thun sollte. Hernach schickte man einen Officier, Namens **Beauregard**, an den holländischen Admiral, und ließ ihn fragen, ob er Willens wäre, in die Bay einzulaufen? Im Bejahungsfalle hätte er sagen sollen, der Unterkönig g) ließe ihn ersuchen, seine Straße anders wohin zu nehmen, indem der König von Ceylan, als rechtmäßiger

Ankunft der holländischen Flotte.

Was die Admirale einander sagen lassen.

g) De la Haie ließ sich an denen Orten, welche man Frankreich zugehörig ansah, Unterkönig nennen.

De la Haie. 1672. mäßiger Herr der Bay, solche den Franzosen geschenkt hätte. **Beauregard** wurde schlecht empfangen. Der holländische Admiral, Namens **Riklof**, gab zur Antwort, er hätte nicht nöthig, jemanden zu sagen, was er thun wollte; wenn er Lust hätte, in die Bay einzulaufen, so würde er ihn deswegen nicht um Erlaubniß bitten, und er wollte morgen eine weitere Erklärung schriftlich von sich geben *h*).

Erklären sich schriftlich.

Es kamen auch den 16ten ein holländischer Hauptmann und Lieutenant an Bord des **Navarra**, und überbrachten dem Unterkönige ein Schreiben von dem Herrn **Riklof Ransonce**, Admirale der holländischen Flotte, und Befehlshaber der Insel Ceylan. Der Inhalt war: die Herren Staaten und die indianische Compagnie hätten ihm die Vertheidigung aller ihrer haltbaren Plätze auf Ceylan anvertrauet; da nun die Bay gleichfalls unter seine Aufsicht gehörete, und ihm das lange Verweilen der französischen Flotte in selbiger verdächtig vorkäme: so ersuchte er den Herrn Unterkönig, selbige zu räumen; der Ort wäre ohnedieß nicht im Stande, Lebensmittel zu verschaffen; hätte er welche nöthig, so stünden ihm alle auf der holländischen Flotte befindliche zu Dienste; ja, er wäre bereit, den Unterkönig an einen andern Ort zu begleiten, wo sie alle beyde etwas bekommen könnten; zum Beschlusse bäthe er um schleunige Antwort.

Seine beyden Abgeordneten wurden höflicher empfangen, als **Beauregard**. Der Unterkönig legte eine Abschrift von dem Briefe bey, den er dem Befehlshaber zu **Trinquemale** am 28sten geschrieben hatte, und versicherte übrigens, daß er die Freundschaft, den Frieden und das Bündniß zwischen dem Könige von Frankreich und den Staaten auf keine Weise stören wollte. Wer Lust hätte, solches zu brechen, sollte an die daraus entstehende Folge gedenken; die Bay gehörete dem Könige von Ceylan, und die Holländer könnten kein Recht darauf beweisen; er verwunderte sich sehr, daß man ihm einen Ort räumen hieße, welcher nunmehr den Franzosen, kraft einer freywilligen Schenkung, eigenthümlich zugehörete, gleichwie es ihm nicht weniger fremd vorgekommen wäre, daß man ihm in allen holländischen Häfen auf seiner Fahrt feindlich begegnet wäre: nichts destoweniger böthe er dem Admirale allen Beystand und Hülfe an, die er etwan benöthiget seyn möchte *l*).

Schenkung des Königes in Ceylan an die Franzosen.

Noch eben diesen Tag nahm man die Kranken an Bord, und des folgenden Tages fertigten die ceylanischen Herren die Schenkungsbriefe über die Bayen **Trinquemale**, **Cotiary**, und die darzu gehörigen Bezirke aus. Der Unterkönig begab sich den folgenden Tag nach **Cotiary**, nahm in seines Königes Namen Besitz davon, und steckte die französische Flagge auf. Zween Tage hernach erhielt man durch einen eigenen Bothen die letzte Entschließung der Holländer. **Beauregard** überbrachte dagegen des Unterköniges Antwort, und wurde sehr höflich empfangen. Man fragte ihn sogleich, ob er Krieg oder Frieden mitbrächte? Er antwortete: der Unterkönig hätte keinen andern Befehl noch Willen, als den Frieden beyzubehalten: doch, wofern die Holländer Krieg anfangen wollten, so wäre er genugsam im Stande, sich zu wehren; über dieses hätte ihm der König von Ceylan funfzehn tausend Mann dazu angebothen, die schon fertig stünden, denen noch zwanzig tausend andere folgen sollten. Es wollte auch selbiger einen Theil der Kosten über sich nehmen.

h) A. d. 176 S.
i) A. d. 177 und 178 S.
k) A. d. 181 S.
l) A. d. 187 S.

men. Die Holländer nahmen diese Erklärung, als eine Friedensversicherung auf, weil es bey ihnen stund, selbige nach Belieben auszulegen, und tranken auf gute Einigkeit beyder Nationen *k*).

De la Haie. 1672.

Die Franzosen legen sich nur auf die Vertheidigung.

Der Unterkönig war in der That nur auf die bloße Vertheidigung bedacht, und machte alle Anstalten gegen einen Ueberfall. Er befahl, die Befestigungswerke auf der kleinen Insel möglichst zu beschleunigen. Als einige holländische Schiffe in die Bay von **Cotiary** einliefen: so ließ er die Fregatte, **la Diligente**, gleich gegen der französischen Flagge über, vor Anker legen. Es war selbige auf einer Art von Halle gepflanzet, welche die ceylanischen Herren aufgerichtet hatten, damit man darunter kaufen und verkaufen konnte. Die Fregatte bekam Befehl, sich lieber in Grund schießen zu lassen, als vom Flecke zu weichen, aber nicht am ersten zu feuern, sondern sich nur zu wehren, falls man sie angriffe, oder die Flagge antastete. Bey solcher stund eine Wache von zwölf Soldaten, mit einem Fähndriche und gleichem Befehle. Bald darauf wuchs die Zahl der holländischen Schiffe in der Bay, bis auf dreyzehn. Sie näherten sich der Flagge, ja auch der Flotte etlichemal, und thaten, als wenn sie ein Gefecht veranlassen wollten; so bald sie aber auf einen Canonschuß in der Nähe waren, wichen sie wieder zurück, ja, endlich gar zur Bay hinaus, und warfen unter ihrer Schanze Anker. Der Verfasser meynet, diese List sey sehr schlecht ausgedacht gewesen, weil die Landeseinwohner am Strande stunden, und ihr Bezeugen nothwendig als eine Furchtsamkeit auslegen, folglich desto größere Hoffnung auf die Franzosen setzen mußten *l*). Daher ließ auch der Unterkönig noch an eben demselbigen Tage eine andere Flagge von einer andern Spitze der Bay wehen, und den **Flamand** gleich gegen über Anker werfen, um den Besitz dieses Ortes anzuzeigen *m*).

Die Holländer gebrauchen eine schlechte List.

Zu Lande giengen einige kleine Gefechte mit abwechselndem Glücke vor, doch ohne ansehnlichen Vortheil. Einige französische Hauptwachen ließen sich ohne Widerstand gefangen nehmen, weil sie Befehl hatten, keinen Angriff zuerst vorzunehmen. Andere sahen sich genöthiget, aus den vorgeschriebenen Schranken zu schreiten; trieben also die Gewalt und die Feinde zurück. Das Schiff, der **Phönix**, welches von der Flotte abgekommen war, und nun nach der Bay, als dem Versammlungsplatze segelte, fiel mitten unter die holländische Flotte, und wurde angehalten, seine Ladung aber nicht berühret.

Die französische Flotte hat viele Kranke, und keine Lebensmittel.

Doch der Krieg war das wenigste, was den Franzosen Kummer machte. Sie mußten mit Krankheiten und Hungersnoth kämpfen. Die Ceylaner schickten ihnen einige Büffel: allein, die waren nicht genug, ihrer Noth abzuhelfen, und die umliegende Gegend konnte keine Lebensmittel liefern, weil die Holländer selbige zum Voraus verwüstet hatten *n*). Die chingulesischen Völker nebst ihren Oberhäuptern litten zu Lande eben so wohl Hunger. Sie schlugen zwar einige holländische Mannschaft, welche die Reißsaat auf das künftige Jahr verwüsten wollte, eroberten aber weiter nichts, als ihr Feldgeräthe, Pulver, Bley, und einige Fäßchen spanischen Wein *o*).

Muß wieder abziehen.

Der Unterkönig wurde über die Menge seiner Todten und Kranken *p*) sehr bestürzt, und hielt dafür, er dürfe um der Ehre des französischen Namens Willen hier nicht so lange liegen

m) Eben daselbst.

n) A. d. 205, 206 und folg. S.

o) A. d. 216 S.

p) Auf dem einzigen Flamand waren acht und siebenzig Kranke.

De la Haie. 1672.

liegen bleiben, bis weder Matrosen noch Soldaten mehr auf der Flotte übrig wären. Der Vorsteher redete ihm gleichfalls zu, er möchte das Aeußerste nicht abwarten. Er faßte also endlich den Schluß, den Ueberrest seiner Leute zu retten, und an einem bequemern Orte Lebensmittel einzunehmen. Die Ceylaner betrübten sich sehr über sein Vorhaben. Sie fürchteten, ihre Köpfe zu verliehren, wenn der König erfahren sollte, der Mangel an Lebensmitteln hätte die Franzosen weggetrieben: doch der Unterkönig antwortete, er wäre mit ihrem guten Willen zufrieden; er sähe wohl ein, daß es in ihrem Vermögen nicht stünde, in einem verheereten Lande Lebensmittel aufzutreiben, daß er eine Gesandtschaft an den König abschicken, und ihnen ein gutes Zeugniß beylegen wollte *q*). Er versprach, so bald, als möglich, wieder zu kommen, auch eine Besatzung auf der kleinen verschanzten Insel zu lassen. Nichts destoweniger fuhren sie mit Klagen und Bitten fort. Viere von ihnen kamen den 5ten des Heumonats an Bord des **Navarra**, mit einem Schreiben von ihrem Könige, des Inhalts: weil er mit Leidwesen vernähme, daß die Krankheiten der Flotte so viel Mannschaft wegnähmen, so schickte er ihnen sieben von seinen Leibärzten, nebst allerley Gattungen dienlicher Arzeneyen. Sie berichteten ferner, sie hätten in der Eile Hütten aufgeschlagen, worinnen die Kranken auf das beste gepfleget werden könnten. Der Unterkönig antwortete: er werde in dreyen Tagen absegeln, er dankete dem Könige auf das beste; allein, er hätte Lebensmittel nöthiger, als Arzeneyen, es kämen auch solche etwas zu späte *r*).

Betrübniß der Insulaner.

Was der Verfasser zu melden vergißt.

Weil der Verfasser des Tagebuches nicht meldet, weder, wie es mit dem Abgesandten des Unterköniges an den candischen Hof abgelaufen sey, noch wie stark die Inselschanze besetzet worden: so ersuchet man den geneigten Leser, Knoxens Reisebeschreibung nachzuschlagen, welche einige merkwürdige Nachrichten davon ertheilet. Er wird auch daselbst finden, die französische Flotte sey niemals wieder gekommen, und daher habe der König von Ceylan nebst seinem ganzen Lande geglaubet, sie sey durch Sturm oder durch die Holländer vernichtet worden. Die Insulaner, auch Knox selbst, so lange er auf der Insel war, konnten nicht wohl anders muthmaßen. Aber es ist zu verwundern, daß er sich bey seiner Zurückkunft nach England nicht genauer erkundigte, oder daß wenigstens der Uebersetzer seines Buches dasjenige nicht beyfügte, was der Richtigkeit seiner Erzählung fehlete.

Der

q) Siehe die folgende Anmerkung.

r) A. d. 125 u. f. S. Man übergeht hier viele Vorstellungen und Bekümmerniß der Insulaner.

De la Haie. 1672.

Der III Abschnitt.

De la Haiens Verrichtungen zu St. Thomä.

Die Flotte segelt ab. Sie ankert bey Tranquebar. Höflichkeit der Dänen. Der Admiral steigt zu Porto novo aus; begiebt sich in die Stadt. Er geht nach St. Thomas. Grobheit des mohrischen Statthalters. Die Franzosen denken auf Rache. Der Krieg geht an. Die Mohren wollen sich vergleichen. Ein Capuciner räth zum Angriffe. Hitziger Angriff. Die Franzosen bemächtigen sich des Stadtthores. Der mohrische Befehlshaber wird gefangen. Danksagungsfest in der Domkirche. Zustand der Stadt. Verlust der Mohren. Die Franzosen rüsten sich gegen eine Belagerung. Sechs tausend Mohren kommen. Der Admiral schlägt sie; kömmt in Lebensgefahr; zieht sich rühmlich zurück. Man rächet sich an den Mohren. Zweyjährige Belagerung. Uebergabe. Abzug der Franzosen. Anerbiethung des golcondischen Königes. Nachricht von St. Thomas, und dem Grabe des Apostels. Wundergeschichte. Bey welcher Gelegenheit St. Thomas erbauet worden. Die Portugiesen verliehren sie. Benachbarte Städte von St. Thomas. Anmerkungen über des de la Haiens Tagebuch.

Den Abend vor Abfahrt der Flotte ließen der Admiral und der Vorsteher den Hauptmann der unterköniglichen Leibwache, **Beauregard**, in einer Flüte nach Frankreich absegeln, mit dem ausdrücklichen Befehle, die mitgegebenen Briefschaften in Seiner Majestät eigene Hände zu überliefern. Des folgenden Tages, den 9ten des Heumonats lichtete man alle Anker, und fuhr mit anbrechendem Tage zur Bay **Cotiary** hinaus. Die holländischen Schiffe befanden sich vor ihrem Forte in Ordnung gestellet, und mit Tauen an einander gebunden. Man fuhr nahe bey ihnen vorbey, ohne daß sie die geringste bedrohliche Bewegung gemachet hätten. Ohne Zweifel kützelte es sie in der Seele, daß sie dasjenige von selbst erhielten, um dessen willen sie keine Gewalt gebrauchen wollten. **Beauregard** segelte mit seiner Flüte ungehindert nach der Insel **Bourbon**, und **de la Haie** nach Coromandel, wo er einige Erfrischungen zu finden verhoffte. Den 11ten erblickte er das feste Land, und war nur drey Seemeilen von **Negapatan** entfernet. Man kannte die Stadt von weitem an einer großen weißen Mauer, und der holländischen Flagge, die neben einer großen pyramidenförmigen Pagode wehete. Doch, weil man hier schlechten Trost vermuthete: so wollte man lieber des folgenden Tages bey **Tranquebar** Anker werfen. Es ist dieses eine Stadt und Festung, welche den Dänen seit einigen Jahren zugehörete, und die sie sorgfältig hatten ausbessern lassen s).

Die französische Flotte verläßt Ceylan.

Ankert bey Tranquebar.

Der dänische Befehlshaber hatte damals nicht mehr, als zwey kleine Fahrzeuge von seiner Nation im Hafen vor Anker liegen; er schickte gleich jemand an das Oberhaupt der Flotte ab, seinen Gruß zu vermelden, und ihm Lebensmittel anzubiethen. Sobald er aber erfuhr, es sey ein Admiral von Frankreich zugegen, so ließ er die Flagge mit der größten Ehrenbezeugung begrüßen t), und den Admiral ersuchen, in seiner Festung auszuruhen, wohin er selbst ihn abhohlen wollte. **De la Haie** antwortete, er würde dem Statthalter mit vielem Vergnügen für seine Höflichkeit danken. Eine Stunde hernach, erblickte man den Herrn Statthalter mit seinem Gefolge in zwo Barken. Er ließ drey Stunden lang dem starken Winde entgegen rudern, mußte aber wegen allzustürmischer See endlich umkehren.

Höflichkeit des dänischen Befehlshabers.

s) A. d. 232 S.

t) A. d. 233 S.

De la Haie. 1672. kehren. Hierauf fuhr der Admiral des Morgens in seinen eigenen Schaluppen, nebst seiner Leibwache und vielen Officieren nach dem Lande: nichts destoweniger kam ihm der Statthalter entgegen, und begleitete ihn bis ans Ufer. Hier stund ein kostbares Palankin nebst sechs Handpferden in Bereitschaft. Doch der Admiral wollte zu Fuße nach dem Schlosse gehen. Die ganze Besatzung stund im Gewehre, und die Stücke donnerten ohne Unterlaß. Man trug herrlich auf, und trank die Gesundheiten Seiner französischen und dänischen Majestät. Der Admiral gestund, er habe nicht das geringste von Lebensmitteln mehr, erboth sich zur guten Bezahlung, und verlangte drey hundert tausend Pfund Reiß, drey hundert Ochsen oder Kühe, drey hundert Schweine, und acht hundert Stück Geflügel *u*).

Die Dänen schienen im geringsten nicht bekümmert zu seyn, wo sie so viel auftreiben sollten; hingegen fehlete es ihnen an Theere, Tauen, Weine, und europäischem Pöckelfleische. Man verließ sich darauf, daß sie das verlangte schaffen würden, und beschloß unterdessen nach **Madraspatan** zu gehen, wo vor drey Wochen fünf englische Schiffe angekommen waren. Der Admiral wurde unter den vorigen Ehrenbezeugungen wieder an den Strand gebracht, und vom Statthalter bis auf sein Schiff begleitet. Man hatte sich darauf gefaßt gemacht, und von seinem Geschenke, das aus zwanzig Kühen, eben so viel Cabris, gutem Geflügel und Gartengewächsen bestund, eine herrliche Abendmahlzeit bereitet, dabey man sich sehr lustig machte. An Feuern mit Stücken fehlete es noch weniger, und der dänische Statthalter begab sich sehr vergnügt zurück. Weil der Admiral eilen mußte: so ließ er ihn ersuchen, voritzo so viel Reiß, Geflügel und Vieh auf die Flotte zu schicken, als er könnte, das übrige wollte er bey der Rückkunft von **Madraspatan**, abhohlen. Unterdessen bezahlte er die ganze versprochene Lieferung, und verehrete ihm noch überdieses eine ungemein schöne Flinte, einen kostbaren Degen und gesticktes Wehrgehänge *x*).

Wird ihm auf der Flotte wiederum erzeiget.

Nachdem man dasjenige, was die Dänen liefern konnten, an Bord genommen hatte: so gieng man den 16ten mit erwünschtem Winde unter Segel, weil damals der Monson für die nordliche Schiffahrt regierete. Des folgenden Tages gelangete man an die Mündung des Flusses **Portonovo**, wo nach des dänischen Statthalters Berichte die Schiffsofficiere vom **Phönix** einige Lebensmittel bestellet, und Geld darauf gegeben hatten. Der Admiral gieng mit einigen Officieren und Trabanten aus Land, ließ aber sein Gefolge am Ufer, und gab sich für einen Kaufmann aus, da er denn mit eigenen Augen sah, daß der Fluß bey der Fluthzeit nicht mehr als sechs, und bey der Ebbe kaum einen Schuh tief Wasser habe; daß die starken Wellen das Anlanden daselbst eben so beschwerlich machen, als zu Tranquebar; daß es zwar Reiß und Lebensmittel genug im Lande gebe, hingegen aber fünf und zwanzig bis dreyßig Tage Zeit darzu gehöre, bis man einen großen Vorrath davon zusammen bringe. Der Admiral und zween Mann schliefen die Nacht auf der Erde, damit sie nicht erst eine Herberge suchen durften. Des Morgens mit anbrechendem Tage giengen sie in die Stadt, durchstrichen die Gassen, und besahen den Markt. Der Admiral erkundigte sich nach dem Preise der Lebensmittel, redete auch mit allerley Kaufleuten, kaufte aber nichts, weil alles theurer war, als in Tranquebar. Die Lebensmittel, für welche

Der Admiral steigt zu Portonovo aus.

Begiebt sich an die Stadt.

u) A. d. 235 S.

x) A. d. 237 Seite. Im folgenden werden einige dänische Nachrichten von dem Ursprunge dieses berühmten dänischen Platzes vorkommen.

welche man besorget war, hatte die Flûte **Europa** eingenommen, und war seitdem nicht zur Flotte gekommen *y*).

De la Haie. 1672.

Die Flotte kömmt nach St. Thomas.

Nun hoffete der Admiral noch zu **St. Thomas** Lebensmittel zu bekommen, weil sie daselbst gewöhnlicher Weise im Ueberflusse sind. Man lichtete demnach die Anker, und fuhr an der Küste hin. Den 19ten erblickte man Nachmittages die sieben Pagoden auf eine Seemeile weit vom Lande gegen Westen; den 20sten ankerte man vor **St. Thomas**, welches dem Könige von Golconda gehörete. Drey englische Schiffe, die vor ihrer Festung zu **Madraspatan** lagen, berichteten dem Admirale, Frankreich und England hätten ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geschlossen, und den Holländern den Krieg angekündiget. Er ließ den Statthalter von **Madraspatan** durch zween Officiere begrüssen. Weil er aber nirgends einigen Vorrath hoffen konnte, als zu **St. Thomas**: so schickte er zwey andere an den dasigen Statthalter, und ließ um Erlaubniß bitten, gegen verglichenen Preis, Lebensmittel, Holz und Wasser einzunehmen.

Grobheit des mohrischen Statthalters.

Courbasson, Leutenant auf dem **Navarra** und **Thibaud**, denen man dieses Geschäffte auftrug, hatten so viele Mühe, durch die Klippen zu kommen, daß sie den Wurfanker auswerfen, und ein Nothzeichen geben mußten. Es kam ihnen ein Schiffchen vom Lande entgegen, verboth ihnen aber im Namen des Statthalters auszusteigen. Dennoch schickten sie einen Matrosen ab, welcher vor den Statthalter geführet wurde, und sich über das Verboth beschwerete. Der stolze Mohr gab zur Antwort, er wollte nicht haben, daß ein Christ sein Land betreten sollte, darnach könnten sich die französischen Officiere richten; worauf er im Angesichte des Matrosen dem Indianer, der ihn hergebracht hatte, dreyßig Prügel geben ließ. Nach Erhaltung dieser Nachricht, versammelte der Admiral den Schiffsrath, und man beschloß, noch einen Versuch zu thun. Eben diesen Abend erfuhr man durch ein Schreiben von **Flacour**, welches schon vor einem Monate von der malabarischen Küste nach Madraspatan eingelaufen war, die Holländer hätten das Gebieth **Allicot** eingenommen, und die Franzosen weggejagt *z*).

Fährt darinnen fort.

Den 22sten wurde **Maille**, Befehlshaber der Cadetten, ans Land gesetzet, um den Antrag des Admirals zu wiederhohlen. Als er an das Ufer kam: so stund es voller Mohren, welche thaten, als wenn sie ihn nicht wollten aussteigen lassen. Indessen ließ er sich doch zu dem Statthalter führen, welcher seinen dem Matrosen gegebenen Bescheid nochmals ertheilete, und darzu setzte, dem ersten Franzosen, welcher ein Wort weiter davon sprechen würde, wollte er den Kopf abhauen lassen *a*).

Die Franzosen denken auf Rache.

Ein so barbarisches Verfahren, benebst dem Tode eines Mäcklers der französischen Compagnie, welcher vor einigen Jahren in dieser Stadt ermordet worden, schienen solche Beleidigungen zu seyn, welche billig Rache erforderten. Man beschloß im Kriegesrathe, die Stadt anzugreifen, und befahl den Steuerleuten, ohne Verzug zu untersuchen, an welchem Orte man bis auf einen Stückschuß anrücken könnte.

Die

y) A. d. 240, 241 S. Die vor Portonovo genommene Höhe, war eilf Grad, dreyßig Min. nordlich.

z) A. d. 242 u. f. Seite.

a) A. d. 245 S.

De la Haie. 1672.

Die folgende Nacht legte sich die ganze Flotte nahe an die Stadt, und wendete ihr die Seite zu, damit man sie beschießen konnte. Die Mohren warfen viele Schwärmer, vermuthlich um dadurch anzuzeigen, sie wären ihres Ortes zum Gefechte fertig. Allein der Admiral stieg des Morgens in eine Schaluppe, welcher viele andere mit Soldaten besetzet, folgeten, und suchte einen bequemen Ort zum Aussteigen. Indessen ließ er dennoch den Statthalter zum drittenmale fragen, ob er ihm für Geld Lebensmittel geben wollte? Er bekam aber nichts als Beschimpfungen und Drohworte zur Antwort *b*).

Schimpfet und drohet.

In diesem Augenblicke, ließ er dem Hauptmanne eines englischen Schiffes, das an der Stadt lag, sagen, er sollte sich in Sicherheit begeben; die Schaluppen stelleten sich nordlich von der Stadt in Ordnung, und die Blutfahne wurde ausgestecket, worauf das Beschießen anfing. Man stieg gleich bey den ersten Lagen ans Land, wobey einige Schaluppen auf den Strand liefen. Der Admiral stellete seine Leute in Ordnung, und rückte gerade auf die Stadt los. Ueber diese Unerschrockenheit erschracken die Mohren, und steckten geschwind eine weiße Fahne auf einem Bollwerke aus. Der Admiral näherte sich dem Platze, und es wurde ein portugiesischer Mönch herausgeschicket, um eine Unterhandlung zu pflegen. Während derselbigen nahm man die Blutfahne ab, und hielt mit Schiessen inne. Allein die französischen Völker rückten immer südlich am Strande fort. Die Mohren versprachen Lebensmittel. **Fournier**, des Admirals Secretär, bekam Befehl, sogleich einzukaufen, was er kriegen könnte, und es den Völkern am Lande auszutheilen. Der Admiral ließ solche einen Büchsenschuß weit von der Stadt lagern, und begab sich an Bord zurück.

Der Krieg wird angekündiget.

Die Mohren wollen sich vergleichen.

Den 24sten erhielt er auf dem **Navarra** einen Brief von dem Pater **Ephraim** von **Nevers**, einem Capuciner *c*), welcher ihm rieth, den Versprechungen der Mohren nicht zu trauen, sondern ohne Verzug fortzufahren, wofern er einen Anschlag auf die Stadt habe; denn der Vergleich sey nur ein Blendwerk, um so lange Zeit zu gewinnen, bis der Entsatz ankäme, den man in der Stadt erwartete. Er berichtete zugleich, **St. Thomas** sey der beste Platz auf der ganzen Küste, folglich der vortheilhafteste für die Compagnie. Man hielt hierauf Schiffsrath; und die itzo erhaltene Nachricht, benebst den vorherigen Beleidigungen, brachten den Admiral zum Entschlusse, den Ernst zu gebrauchen. Er stieg nebst vielen Officieren, und Freywilligen ans Land. Der Vorsteher selbst, folgte nebst einem Theile seiner Bedienten diesem Beyspiele. **Beaurepaire**, Major von der Flotte, bekam Befehl, Matrosen mit Aexten ans Land zu setzen, und bey der Nacht Kriegesbedürfnisse auszuschiffen.

Ein Capuciner räth, die Stadt anzugreifen.

Der Admiral besichtigte die Stadt bey Sternenlichte. Mit Anbruche des Tages mußte **Rebre**, Hauptmann zu Fuße, nebst seiner Compagnie bey einem Bollwerke gegen Norden, an der Landseite, Posto fassen. Man brachte zwo Leitern dahin, eine von Holz, die andere von Stricken. An der Südseite pflanzte man vier Stücke, einen Ausfall an dem Bollwerke, das dem Meere am nähesten lag, zu beschießen. Die Mohren giengen die

b). A. d. 246 S.
c A. d. 247 Seite.
d) A. d. 248 S.

die ganze Nacht Runde, und schossen zuweilen, daß es krachte. Mit anbrechendem Tage erfuhr man, daß sie des Nachts einige Verstärkung erhalten, auch die Kinder und das Geräthe hinausgeschaffet hätte *d*).

Hitziger Angriff.

Um sechs Uhr in der Frühe, war alles zum Angriffe fertig, nur fehlete noch die Barke, welche Pulver und Bley bringen sollte. Unterdessen feuerten die Mohren aus der Stadt auf die Schiffe. Sogleich gab man ihnen das Zeichen, gleichfalls zu feuern. Zu gleicher Zeit wurde der Ausfall, gegen den man vier Feldstücke gepflanzet hatte, angegriffen, und das Thor unter Beystande des kleinen Gewehres und der Granaten aufgehauen. Man begonnte sich einen Weg durch die dahinter aufgeschütteten Steine zu bahnen, als Nachricht einlief, **Rebre** habe sein Bollwerk erstiegen, und sey Meister vom Hauptthore. Der Admiral begab sich nebst einigem Volke dahin, und ein Soldat überreichte ihm die Thorschlüssel, die man einigen flüchtigen Schwarzen abgejagt hatte. Er übergab sie dem **Rebre** nebst einem großen Lobspruche seiner tapfern That, und ernennete ihn auch auf der Stelle zum Statthalter der Stadt *e*).

Die Franzosen bemeistern ein Stadtthor.

Man schickte einige Mannschaft zu Verfolgung der Flüchtigen ab, verboth ihnen aber, jemand zu tödten oder zu beleidigen. Der mohrische Befehlshaber wurde gefangen, und dem Admirale gebracht, vor dem er auf die Knie nieder fiel. Die Franzosen verlohren bey diesem hitzigen Gefechte keinen einzigen Mann; bekamen aber zehn Verwundete, worunter **Montagu**, Fähndrich auf dem **Julius** und **Vallancour**, ein junger Freywilliger, war. Hierauf ließ der Admiral vor allen Dingen dem Himmel Dank abstatten, und das **Herr Gott dich loben wir**, in der Domkirche des heil. Thomas anstimmen, die man noch in eben dem Zustande fand, in welcher sie die Portugiesen verließen, das ist mit allen Gemälden und andern Zierrathen. Er besichtigte nachgehends die Wälle, und erblickte von da die mohrische Reuterey, welche vermuthlich die Stadt hatte entsetzen wollen, nun aber zu späte kam, und sich wieder weg machte. Man fand einen guten Vorrath an Pulver, steinernen Stückkugeln, Schwärmern und Musketen. Der Admiral begab sich auch auf die nächsten Dörfer, um die mohrischen Einwohner, welche zu flüchten anfingen, zu versichern, daß ihnen nichts Leides wiederfahren würde. Er ließ sich den ausgedroschenen und andern Reiß, nebst dem übrigen Vorrathe zeigen. Bey seiner Rückkunft ließ ihm der Statthalter von **Madraspatan** Glück wünschen; es kamen auch die Portugiesen haufenweise herbey, ihre Freude über seinen Sieg zu bezeugen, und erhielten Erlaubniß, ihre vorigen Häuser wieder in Besitz zu nehmen *f*). Die folgenden Tage wurden damit zugebracht, daß man von den Dörfern Lebensmittel, und von der Flotte Kriegesbedürfnisse hereinschaffte. Die Mohren setzten sich im geringsten nicht dargegen, sondern schienen über ihren Verlust sehr bestürzet zu seyn. Daher hatte der Admiral Zeit genug, alle Anstalten zu Vertheidigung eines Platzes zu machen, dessen Wichtigkeit er sehr wohl einsah. Allein, ob ihm gleich damals unbewußt war, von welcher Seite die größten Hindernisse kommen würden: so erkannte er doch wohl, daß eine außerordentliche Standhaftigkeit darzu gehörete, einen so wichtigen Platz mit so weniger Mannschaft lange zu behaupten.

Der mohrische Befehlshaber wird gefangen.

Danksagungsfest in der Domkirche.

Die

e) A. d. 249, 250 S. *f*) A. d. 251 S.

De la Haie. 1672.

Zustand der Stadt, und Verlust der Mohren.

Die Stadt **St. Thomas** wurde von den Portugiesen befestiget, als sie Meister davon waren *g*). Sie hat eine vortreffliche achtzehn Schuh hohe Mauer von ungemein harten, und wohl zusammen gefügten Felsensteinen. Sie wurde von sechzehn Bollwerken vertheidiget, und hatte sieben hundert Mann Besatzung. Dennoch wurde sie von hundert und zwanzig Musketierern und funfzig Matrosen eingenommen. Die Feinde verlohren achtzig Mann; drey hundert flohen aus einem Thore davon, zwey hundert sprangen über die Mauer, die übrigen wurden nebst dem Statthalter und seinem Sohne gefangen, und an Bord des **Julius** geschickt.

Die Franzosen rüsten sich gegen eine Belagerung.

Unterdessen mußte man sich gefasset halten, daß die Mohren ihren Schimpf rächen würden. Damit nun die Franzosen ihre Eroberung desto mannhaftiger vertheidigen möchten, so gab er den Bollwerken französische Namen *h*). Er befahl, man sollte glimpflich mit den Mohren umgehen, sowohl deswegen, damit sie sich an die neue Herrschaft gewöhnen, als auch damit die Franzosen vergnügt leben möchten, wenn in der Stadt und auf der Flotte alles vollauf wäre. Alle Landeseinwohner brachten gutwillig Reiß zu kaufen, als sie die Freundlichkeit ihrer Ueberwinder, und ihre richtige Bezahlung sahen. Es kamen auch Ochsen und Geflügel herein. Einige Häuser wurden zu Vorrathshäusern zugerichtet. Man nahm Stücke aus den Schiffen, und pflanzete sie auf dem Walle; versorgte auch jedes Quartier mit Pulver und Bley. Ja der Admiral nahm eine Compagnie Cascarinen in Sold, und zahlete solchen voraus, auf einen Gemeinen monatlich drey Livres, dem Anführer zwölfe *i*).

Sechs tausend Mohren kommen. Der Admiral greift sie an, und schlägt sie.

Vierzehn Tage strichen unter diesen Anordnungen ruhig dahin: sodann aber lief die Nachricht ein, es ließen sich drey Seemeilen von der Stadt, ungefähr sechs tausend Mann, theils Reuterey, theils Fußvolk sehen. Diese Nachricht prophezeyte eine Belagerung, welche **de la Haie** nicht hinter der Mauer abwarten wollte. Den 9ten des Heumonats zu Abends, ließ er vier hundert Mann mit Kraut und Loth versehen, und zog um Mitternacht mit ihnen aus. **Caron** und der neue Statthalter blieben in der Stadt. Mit anbrechendem Tage befand sich das französische Kriegesheer nahe bey dem mohrischen Lager. Der Vortrab, welchen **Maille** führete, wurde entdecket, als er durch ein sehr sumpfigtes Reißfeld zog. Sobald die mohrische Schildwache das Geräusch vernahm, so machte sie Lärmen. Die feindliche Reuterey kam sogleich in Bewegung. Doch einige Franzosen, die voraus gegangen waren, feuerten in das Lager, und wurden von dem Vortrabe unterstützet. Sie fanden wenig Gegenwehr. Das mohrische Fußvolk lief davon; die Reuterey hingegegen, hielt schwadronweise auf der Seite, und man zog durch das Lager, welches gleichsam schon verlassen war *k*). Unterdessen wurde der Hinterhalt unter **Chateaupers**, und der Nachzug unter **Rochambeaus** Anführung, aus einem kleinen Dorfe zur Linken des Lagers angegriffen, indem sich die Mohren daselbst gesetzet hatten. Der Admiral hatte dieses wohl zum voraus gesehen, und war deswegen zurück geblieben. Er ließ eine

g) Sie veränderten ihren Namen **Meliapar** in St. Thomas, diesem Apostel zu Ehren, weil er daselbst den Märtyrertod, wegen Verkündigung des Evangelii gelitten haben sollte. Der Hafen ist vortrefflich.

h) Es waren folgende: 1) de la Haie, 2) Caron, 3) der Major, 4) Colbert, 5) der Portugiese, 6) Porte royale, 7) Maria, 8) der heil. Lud-

eine unvermuthete Wendung zur rechten Hand machen, und die Mohren imgleichen einige ihnen folgende Reuterey so ungestüm begrüßen, daß sie geschwind auseinander stäubeten. De la Haie. 1672.

Sobald er sie auf der Flucht sah, begab er sich einer gewisser Nothdurft wegen, auf die Seite in einen Hohlweg, wurde aber von sieben Kerlen überfallen. Einige hatten Pistolen, andere Säbel. Den Hieb des ersten nahm er aus, und stieß ihn nieder: als er dem zweyten seinen Theil gab, brach der Degen entzwey. Ueber diese ritterlichen Thaten stutzten die übrigen; gleichwohl fiel einer mit dem Dolche über ihn her. Zum Glücke kamen ihm einige Franzosen zu Hülfe, und er trug weiter nichts, als eine leichte Verletzung in der Hand davon. Einige beschuldigten ihn einer Unvorsichtigkeit; andere nahmen es seinen Trabanten, und den freywillig entgangenen Officieren übel, daß sie nicht besser Achtung auf seine Person gaben *l*). Kömmt in Lebensgefahr.

Hierauf versammelte er alles Volk, und stellete es nahe bey dem mohrischen Lager in Schlachtordnung. Kaum konnte er verhüten, daß seine Leute nicht auf das Plündern fielen. Die Reuterey blieb außer dem Schusse; man konnte sie folglich nicht angreifen, hingegen mußte man befürchten, sie möchte selbst angreifen, sobald die geringste Unordnung einrisse. Man hielt es für das beste, wieder nach der Stadt zu kehren. Sobald der Vortrab anfing, abzuziehen, ließ man einige Musketierer an beyden Flügeln ausrücken, und scharmuziren. Beyde übrige Haufen folgeten in gleicher Ordnung nach, und wurden bis auf eine halbe Seemeile von der Stadt, von den Mohren verfolget. Um zehn Uhr Vormittags zogen die Franzosen schon wieder in selbige ein, ohne andern Verlust, als drey Todte, und zwölf Verwundete. Die Feinde hatten viele Leute verlohren, auch einige Pferde, welche theils getödtet, theils weggenommen worden. Der Admiral machte den Soldaten **La Roche**, der ihm das Leben gerettet hatte, zum Artillerie-Commissario, und der Mensch gab sich bey seiner Erhöhung den Namen **la Jonquiere**. Rühmliches Zurückziehen der Franzosen.

Zur Rache brannte die mohrische Reuterey einige nahe um die Stadt liegende Dörfer weg. Man fiel auf sie heraus, sobald sie sich blicken ließ, und sie machte sich auf die erste Bewegung der Franzosen aus dem Staube. Einige Mohren kriegten einen **Cascarin** von der Besatzung gefangen, hieben ihm den Kopf ab, und steckten ihn nahe bey der Mauer auf eine Stange. Sein Bruder kam hierauf zum Admirale, und verlangte einen von den vornehmsten Gefangenen, damit er es ihm wieder also machen könnte, ja er wollte so gar den Sohn des gewesenen Statthalters haben: doch das wurde ihm gänzlich abgeschlagen. Dagegen gab man ihm einen andern, dem er sogleich den Kopf abhieb, und solchen nahe an das mohrische Lager brachte. Der Admiral suchte sie durch dieses Verfahren zu lehren, daß man mit ihren Gefangenen eben also umgehen würde, wie sie mit den Französischen. Man rächet sich an den Mohren.

Doch dieses waren nur Vorspiele von einem Kriege, welcher ganzer zwo Jahre dauerte. Die Umstände desselbigen verdienen allerdings einen ansehnlichen Platz in der Geschichte, obgleich Zweyjährige Belagerung.

Ludwig, 9) Redan, 10) Rebre, 11) die Sonne, 12) der Dauphin, 13) Franz, 14) Bourbon, 15) Mazarin, 16) Admiral. Noch ist ein äußeres Bollwerk da, die Schanze ohne Furcht genannt.

i) Tagebuch des de la Haie II Theil a. d. 3 Seite.

k) Eben das. a. d. 5 S.

l) A. d. 6 und folg. Seite.

De la Haie. 1672. obgleich sie in einer Sammlung von Reisebeschreibungen nicht Raum haben. Die Mohren unternahmen stufenweise eine Belagerung, welche nur zuweilen durch ihre Furcht, oder erlittenen Verlust unterbrochen wurde. Anfänglich wurde sie dermaßen hitzig getrieben, daß ihre besten Anführer darauf giengen, und die Franzosen eben so wenig viel Seide dabey sponnen. **De la Haie** selbst wurde öfter als einmal verwundet. **Rebre**, von welchem der Verfasser allemal mit großem Lobe spricht, starb mit dem Degen in der Faust. Viele andere Officier fanden ihr Lebensende gleichfalls dabey, und bedauerten ohne Zweifel, daß sie es auf einem so dunkeln Schauplatze, oder mit nicht größerm Vortheile ihres Vaterlandes verliehren sollten. Doch die meisten hoffeten wenigstens, Frankreich würde **St. Thomas** behaupten, und folglich das Gedächtniß seiner Vertheidiger herbehalten werden. Sie glaubten, die Nachricht, welche man sowohl von der Wichtigkeit des Platzes, als von der Nothwendigkeit einer Hülfe, nach Frankreich abgeschicket hatte, würde entweder den Hof, oder doch wenigstens die Compagnie bewegen, sie nicht gänzlich zu verlassen. Nichts destoweniger dachte man an den General, an die Flotte und an die Völker eben so wenig, als wenn sie Frankreich nicht das geringste angiengen. So gar die Vorsteher der Compagnie zu Surate ließen sich die Sache nicht sonderlich anfechten. Die Flotte gieng allgemach durch Sturm und einige Gefechte zu Grunde. Die Besatzung bestund nach unaufhörlichen Ausfällen und Angriffen beynahe aus nichts mehr, und die noch übrige geringe Anzahl an Soldaten und Officieren waren vor Hunger und Elend halb todt. Bey diesen Umständen kam noch eine holländische Flotte von ein und zwanzig Schiffen darzu: sie vereinigte sich mit den Mohren, brachte die Franzosen in niemals erhörte Noth, und zwang sie endlich, die wenigen Ueberbleibsel durch Uebergabe der Stadt zu retten *m*).

Vergleich wegen der Uebergabe von St. Thomas.

Die Bedingungen waren rühmlich. Der Inhalt gieng dahin, die Franzosen sollten die Stadt nebst dem Geschütze und Kriegesvorrathe übergeben; alle kriegerische Ehrenzeichen sollten ihnen verwilliget seyn. Die Holländer würden ihnen zwey Schiffe leihen, worauf sie nach Frankreich fahren könnten. Beyde sollten wohl ausgerüstet und versehen seyn, eines von zwanzig, das andere von zehn Stücken: und in eben diesem Stande sollte man sie der holländischen Compagnie wieder ausliefern; der Generaldirector der französischen Compagnie sollte nebst seinen Bedienten, Gewehr und Geräthe auf holländischen Schiffen nach Surate gebracht werden, wollte er aber lieber zu Lande dahin reisen, so werde man ihn mit Pässen und andern Bedürfnissen versorgen *n*). Der Vergleich wurde den 6ten des Herbstmonats, im Jahre 1674, geschlossen, auch mit eben so großer Höflichkeit als Treue erfüllet.

Abzug des de la Haie und der Franzosen nach Hause.

Die Holländer überließen den Franzosen zwey gute Schiffe, der **Velson** und der **Ramequin** genannt, und man ließ sogleich die französische Flagge darauf wehen. Alle in der Stadt befindliche Matrosen wurden hierauf an Bord geschickt; den 23sten zog der Admiral mit der Besatzung aus, und begab sich auf den **Velson**, nachdem er den holländischen Commissarien die Stadtschlüssel durch seinen Adjutanten **Serillac** hatte einhändigen lassen. Der erste holländische Commissar Namens **Piget**, begleitete den Admiral bis an

m) Der größte Theil des Tagebuches ist mit den Begebenheiten der Belagerung angefüllet. Man kann sie nicht lesen, ohne zu bedauern, daß kein Mensch daran gedenket. Dieser Admiral de la Haie verdienet allerdings einen Platz unter unsern berühmtesten Leuten.

n) A. d. 189 u. f. S. Zu bemerken ist, daß Herr **Caron** bereits im Wintermonate 1672 nach Frankreich

an das Schiff, und rühmete mit aller Aufrichtigkeit den außerordentlichen Muth, damit er eine zweyjährige Belagerung, der großen Schwierigkeiten unerachtet, ausgestanden hatte. Der französische Vorsteher begab sich nach **Madraspatan**, wo er auf Gelegenheit, nach Surate warten sollte. Der Befehl zur Abreise beyder Schiffe wurde auf den folgenden Tag gegeben. Alles war in der Stadt und auf der holländischen Flotte stille und ernsthaft. Man vernahm nicht die geringste Freudensbezeugung. Mit einem Worte, und um des Verfassers eigene Ausdrückungen zu gebrauchen, „so ist vielleicht niemals Ueberwundenen so höflich begegnet worden, noch sind jemals Ueberwinder mäßiger und bescheidener „gewesen *o*).

De la Haie. 1672.

De la Haie hatte sich solchen Ruhm bey den Mohren erworben, daß er drey Tage vor seiner Abreise durch eines ihrer Oberhäupter ein Schreiben von dem Könige zu **Golconda** erhielt, des Inhalts: „Wegen des großen Vertrauens, das er auf seine Geschicklichkeit „gesetzet habe, würde er sich glücklich schätzen, einen so tapfern und berühmten Kriegesmann „in seinen Diensten zu haben: wofern er demnach Belieben darzu trüge, so wollte er ihm „hiermit die Wahl unter seinen Landschaften lassen, auch alle Franzosen, die mit ihm nach „Golconda kommen wollten, nach Verdienste versorgen.„ Der Abgeordnete wiederhohlete diese rühmliche Gnadenserbiethungen eines so großen Monarchen mündlich *p*).

Anerbiethungen, die der golcondische König dem de la Haie thun läßt.

Den gegenwärtigen Auszug aus diesem Tagebuche wollen wir mit einigen Anmerkungen beschließen, welche dessen Verfasser, wie er saget, mit großer Sorgfalt gesammelt hat, und die man ihm zu Ehren billig anführen muß *q*). Zu Folge seiner Nachricht genießt die Stadt **St. Thomas**, so wohl ihrer eigenen, als der benachbarten Orte von **Sadraspatan** bis **Rimugoit** Lage wegen, noch immer eben diejenigen Vortheile, welche sie den Portugiesen ehemals so werth machten. Sie liegt an der Küste Coromandel, in dem Königreiche **Carnate**, und in der Landschaft **Meliapor**, auf dem Schutte der alten Stadt **Callames**. Sie wurde von den Gesandten eines portugiesischen Königes gebauet, und die Religion hatte großen Antheil an dieser Unternehmung. Man suchte die Fußtapfen der Christen zu entdecken, welche sich nach dem Märtyrertode des Apostels Thomas hin und her zerstreuet hatten, und von denen man glaubte, sie hätten bisher in der Unterdrückung leben müssen. Die Portugiesen setzten sich zuerst in einem Flecken, **Palliacate** genannt, der acht Meilen nordlich von **Meliapor** liegt, und schickten von da eine Menge Leute auf besagte Entdeckung aus.

Nachricht von St. Thomas und dem Grabe des Apostels.

Indem man der Meynung war, der Leib des heiligen Apostels ruhete in dieser Gegend: so bekamen die Abgeordneten Befehl, nach selbigem insonderheit zu forschen. Unterdessen erhielten sie durch bloßen Zufall Nachricht davon. Eines Tages führete sie der Weg vor einer kleinen runden Pagode vorbey, und sie giengen aus Neugierigkeit hinein. Sie fanden einen alten Armenier darinnen, welcher sich schon seit siebenzehn Jahren da aufhielt, und ihnen sagte, hier wäre das Grab des heiligen Thomas. Wenigstens glaubete er es doch, und erzählete aus Freude, Christen um sich zu sehen, auf was für Weise er diese schätzbare Wissenschaft erlangt hätte. Er verlohr sein Gesicht durch einen Zufall, und ließ sich durch einen aus dem Lande gebürtigen Menschen führen. Dieser sein Bedienter

Wundergeschichte.

reich abgegangen war. Sein Schicksal ist in Rennefors Reisebeschreibung zu lesen. Sein Nachfolger zu St. Thomas wurde Herr Baron, welcher im März von Surate dahin kam.

o) A. d. 208 und vorherg. S.
p) A. d. 203 und 204 S.
q) A. d. 209 und folg. S.

De la Haie. 1672.

diente sang gern, und erwähnte in seinen Gesängen zuweilen des heiligen Thomas. Der Armenier verwunderte sich darüber, und fragte, wer der Mann wäre, und woher er etwas von ihm wüßte? Der Bediente gab zur Antwort, es sey derselbige ein Christ gewesen, den man vor vielen Jahren todt geschlagen hätte, und dessen Grab ihm bekannt wäre. Sogleich ließ sich der Armenier dahin führen, bethete, und der Himmel schenkte ihm sein Gesicht wieder. Da ihm nun dieses Wunderwerk allen Zweifel benahm: so fassete er den Entschluß, sein Leben an einem Orte zu endigen, wo er ein so sichtbarliches Merkmaal von der göttlichen Gnade und von der Gegenwart des heiligen Apostels empfangen hatte. Sein Bedienter, welcher beständig bey ihm geblieben war, bekräftigte seines Herrn Aussage *r*).

Bey welcher Gelegenheit die Stadt St. Thomas gebauet wird.

So bald die Portugiesen diese angenehme Nachricht nach **Palliacate** überbrachten, ließ der Statthalter einen Altar in der Pagode aufrichten, und gab dem Unterkönige zu Goa von dem ganzen Verlaufe Nachricht, welcher dagegen Befehl ertheilete, an diesem Orte ein Waarenlager anzulegen. Als dem Könige von einem so wunderbaren Vorgange Bericht erstattet worden: so schickten Seine Majestät Schiffe mit allem nöthigen Vorrathe zu Erbauung einer großen Stadt dahin. Man bauete sie rings um die Pagode, welche zur Domkirche wurde; und weil sich die neue Stadt bis an die alte Stadt **Meliapor** erstreckte, so gewöhnte man sich allgemach, beyde Städte als eine einige anzusehen, und unter dem Namen **St. Thomas** zu begreifen. Der König von **Golconda**, welcher sich seit fünf und zwanzig Jahren des Königreiches **Carnate** bemächtiget hatte, wollte nicht leiden, daß Ausländer ein so wichtiges Stück von seinem Lande besitzen sollten. Er ließ folglich die Stadt im Jahre 1662, das ist, zu einer Zeit, da man sich in Indien nicht mehr vor den Portugiesen fürchtete, belagern, und sie wurde den 1sten May eingenommen *s*).

Die Portugiesen verlieren sie.

Die Portugiesen hatten alle ihre Sorge angewandt, sie auf der Seeseite zu befestigen; und ihre Werke waren im Jahre 1672 noch wenig verändert, obgleich die Moren fast nicht das geringste daran gebessert hatten. Selbst die Kirchen waren in ziemlich gutem Zustande, und man sah viele kostbare Zierrathen darinnen *t*). Ehe der Vertrag geschlossen wurde, ließ **de la Haie** den größten Theil von diesen Kirchenreichthümern nach Madraspatan bringen, damit sie den Capucinern wieder zugestellet würden, weil die Holländer, die nicht so gewissenhaft sind, als die Moren, nicht dafür stehen wollten, daß sie würden in Ehren gehalten werden, wenn sie Meister davon wären *u*).

Benachbarte Städte von St. Thomas.

Einige Meilen von **St. Thomas** findet man viele Flecken und einige Städtchen, deren Lage der Handlung vortheilhaft ist. **Sadraspatan** ist ein kleiner Flecken, ungefähr sieben Meilen gegen Süden, wo die Holländer ein Waarenlager haben. Es hatten sich einige Handwerksleute daselbst gesetzet, welche vier- oder fünferley Arten von Zeuge machten, worunter man die Gazen vornehmlich hochhielt. Der vornehmste Gegenstand der Holländer bey dieser Niederlassung aber war eine Art von schönem grauen Steine, den sie an denen Orten hauen ließen, und wovon sie viele nach Batavia führeten *x*).

Con-

r) A. d. 210 und 211 S.
s) A. d. 211 und 212 S.
t) Eben das.
u) A. d. 202 S.
x) A. d. 212 und 213 S.

y) Wenn man sich auf die englischen Reisebeschreiber bezieht: so hat **Madras**, oder Madraspatan, nicht weniger, als hundert tausend Einwohner,

Convelland, welches sich gerade zwischen Sadraspatan und St. Thomas findet, ist ein anderer Flecken, worinnen die Engländer einige Zeugmacher unterhalten. Die Lebensmittel sind daselbst stets im Ueberflusse, als Reiß, Erbsen, einige Arten von Korn, Salz, Vieh und Flügelwerk, welches man hier für einen so guten Preis kaufet, als an irgend einem Orte auf der Küste. De la Haie. 1672.

Madraspatan, welches auch Madras heißt, ist eine Stadt, eine Seemeile weit gegen Norden von St. Thomas, wo die Engländer ein Fort, Namens St. Georgenfort, von vier regulären Basteyen hatten aufführen lassen. Sie war ziemlich volkreich, sonderlich von Portugiesen, welche von den Moren aus St. Thomas waren verjagt worden *y*).

Palliacate, wo sich die Holländer seit fünf und vierzig Jahren gesetzet hatten, ist auch noch eine Stadt an eben der Küste, die damals besser bevölkert war, als Madras. Das Fort, welches Geldern hieß, hatte gleichfalls vier Basteyen. Eine große Anzahl Handwerksleute, welche die Holländer von allen Orten dahin gezogen, hatten diesen Ort durch ihre Manufacturen ansehnlich gemacht. Sie zogen über dieses aus den umliegenden Gegenden eine große Menge Salpeter.

Anmerkungen über des de la Haie Tagebuch.

Außer dem Bewegungsgrunde, dem Verfasser wegen seiner Anmerkungen Ehre zu machen, hat man auch noch diese Ursache gehabt, daß man dem Leser Gelegenheit geben wollen, den Fortgang der europäischen Niederlassungen zu bemerken, und den Zustand, worinnen er sie in der einen Erzählung findet, mit derjenigen Vorstellung zu vergleichen, die man ihm in einer andern davon gemacht hat. Man muß aber nicht unterlassen, sich dabey zu erinnern, daß der Verfasser, welcher während der Belagerung in St. Thomas eingeschlossen gewesen, seine Erkundigungen, deren er sich rühmet, nicht weiter, als bis auf die nächsten Oerter um St. Thomas habe erstrecken können. Er scheint, nicht gewußt zu haben, daß die Holländer die Stadt Negapatan besessen, die sie den Portugiesen in dem mittäglichen Theile von Coromandel abgenommen, wie auch die Factoreyen zu Guenepatnam, Malispatnam, Pelicol, Datskorom, Benlispatnam, Naguernautie u. s. w. wo nicht allein ein großer Handel mit baumwollenen Zeugen getrieben wird, sondern auch viele Kaufmannswaaren abgesetzt werden, die sie dahin bringen, z. E. Spicereyen, japanisches Kupfer, Zinn u. d. g.

Indem er aber die Vortheile der Niederlassungen auf dieser Küste anzeiget: so hätte er auch nicht verhehlen sollen, daß der Handel daselbst den beständigen Gewaltthätigkeiten der Mohren damals ausgesetzet gewesen. Denn da die meisten Statthalterschaften des Landes verpachtet waren: so wandten die Pachter, welche von der Macht des Königes in Golconda unterstützet wurden, allerhand Mittel an, Geld zu sammeln. Die holländischen Directoren beschwereten sich auch über die Plackereyen, denen sie ausgesetzet waren, und wider welche sie sich nicht anders, als durch so ansehnliche Geschenke schützen konnten, daß die Sicherheit, die sie dadurch erhielten, den Gewinnst von ihrem Handel eben so sehr verminderte. Dieses war eben der Vorwand, den sie nach der Zeit brauchten, um sich Masulipatan mit Gewalt der Waffen zu bemächtigen *z*).

Der

wohner, wovon zwanzig tausend Katholiken sind, und unter der Führung der Capuciner ruhig leben, welche alle ihre Streitigkeiten schlichten. Man wird die Beschreibung von dieser Stadt in einem andern Abschnitte antreffen.

z) Sammlung der Reisen, welche zur Niederlassung der holländischen Compagnie in Ostindien gedienet haben, I Theil, a. d. 154 S.

De la Haie. 1672.

Der Verfasser des Tagebuches aber bedauret den Verlust von St. Thomas so bitterlich, und wiederholet es so oft, daß die französische Compagnie nichts hätte sparen sollen, einen zu ihren Unternehmungen so wohlgelegenen Posten zu erhalten, daß er in der Absicht, die er vermuthlich gehabt hat, die Franzosen darauf aufmerksam zu machen, alles dasjenige ausgelassen, was man seiner Meynung entgegen setzen könnte. Eben so merkwürdig ist es auch, daß er nichts zum Vortheile von Pondichery saget, welches nur fünf und zwanzig Seemeilen von St. Thomas ist, und welches damals unter weit glücklichern Umständen empor zu kommen anfing; und also auch weit eher, als Tiercery und Mirzeou tz), verdienet hätte, daß er den Ursprung und das Aufkommen davon erzählet hätte. Jedoch diese Verabsäumung wird in andern Nachrichten wiederum gut gemacht werden; so, wie alle Städte, welche allhier genennet worden, einen Platz in der allgemeinen Beschreibung des Landes finden werden, wo sie gelegen sind.

tz) Man sehe die Geschichte dieser beyden französischen Niederlassungen in dem Tagebuche.

Aus einem Briefe des Herrn Caron an den Herrn Colbert sieht man, daß de la Haie auf der kleinen Insel in der Bay Trinquemale einen Officier, Namens de l'Esboire, welcher die Franzosen anführen sollen, und den P. Moriz, als Intendanten gelassen habe. Sie wurden auf anständige Bedingungen von den Holländern gefangen genommen, und nach Batavia geführet.

Ende des achten Bandes.



Geo=

Geographisches Verzeichniß
der in diesem Bande vorkommenden Länder, Inseln, Städte und anderer Oerter.

Erklärung
der vorkommenden Buchstaben.

A. bedeutet ein Amt; B. Bay; Bg. Berg; C. Colonie oder Pflanzstädte; Df. Dorf; E. Eyland; F. Fort; Fl. Fluß; Fn. Flecken; G. Gebirge; Gb. Gebiethe; H. Hafen; J. Insel; K. Küste; Kl. Klippe; Kr. Königreich; L. Landschaft; Lg. Landgut; Mb. Meerbusen; Pr. Provinz; Rh. Rheede; S. See; Sp. Spitze; St. Stadt; T. Tempel; V. Vorgebirge; W. Wald.

Das * bedeutet, daß an dem Orte eine vollständige Beschreibung anzutreffen ist.

Manampi,

St. Su=



Register

der in diesem Bande vorkommenden Sachen.

Aracka,

Bumas,

E.

F.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

T.

U.

V.

Voand-



